Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

PGerm 147.1

Bound
AUG 25 1899

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT
(Class of 1828).

Received 20 Jan 1899
16 June 1899

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierundzwanzigster Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1899.)

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1899.

Digitized by Google

1 3/4
Germ 147.1
1899 Jan 20 — 1899 June 16
Minot fund

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXIV

(Januar bis März 1899).

Seite

Staatsminister **Falk**, Oberlandesgerichtspräsident zu Hamm i. W.: Thatsächliche Ergänzungen zu Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ 1

Max Bernstein: Der Bernhofer Hans. Erzählung 9

Louise v. Kobell: Die bayrische Mobilisierung und die Anerbietung der Kaiserkrone im Jahre 1870. Ein Beitrag zur Geschichte . . 18

Josef Lewinsky, k. u. k. Hofschauspieler: Das russische Theater und Tolstoj. Mein zweiter Besuch Rußlands 34

Eduard Riecke, Professor an der Universität in Göttingen: Strahlende Materie 44

Prof. Dr. Adolf Lorenz (Wien): Ueber unblutige Operationen . . . 61

Rudolf Meyer-Krämer: Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel. Ungedruckte Briefe I. II. 70. 286

Dr. v. Schulte in Bonn: Aus meinen Tagebüchern 92

Professor Heinrich Ehrlich: Shakespeare als Kenner der Musik . . . 99

Friedrich v. Esmarch: Offenes Sendschreiben 103

Ottomar Beta: Gespräche mit Ludwig Knaus 106

M. Philippson: Die Zeit um 1870 in parlamentarischer Beleuchtung. Aus Forckenbecks Briefen an seine Gemahlin 129

Georg Freiherr v. Ompteda: Der Blinde 147

Henry Dunant: Der Vorschlag Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus II. 159

Kapitän z. See a. D. Freiherr **v. Erhardt**: Die deutsche Südpolarerforschungsexpedition im Rahmen seemännisch-nationaler Beurteilung . . 176

Klaus Groth: Wie mein „Quickborn“ entstand I. II. 187. 318

Friedrich Graf Schönborn: Schutz den Altertümern! 199

W. v. Seidlitz: Japanismus 205

Louise v. Kobell: Farben und Feste im Altertum. Kulturhistorische Studie I. II. 211. 334

E. Halpérine-Kaminsky: Die Rolle der Kunst. Antworten europäischer Schriftsteller und Künstler an Tolstoj. Veröffentlicht und mit einer Einleitung versehen 227

Digitized by Google

Seite

Der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin. Ein offener Brief an den Herrn Herausgeber der „Deutschen Revue“ 247
Geheimerat Klemm (Dresden): Gespräche mit Windthorst. Ueber das Bürgerliche Gesetzbuch, über den Code civil und über die Zivilehe. Eine Erinnerung aus meiner Reichstagszeit 257
Hermine Villinger: Komödianten 262
Peter Rosegger: Die Sozialdemokraten in den Ostalpen 276
Wilhelm Schur, Direktor der Königl. Sternwarte in Göttingen: Welche Planeten können von lebenden Wesen bewohnt sein? . . . 280
Arnaldo Cervesato: Ein Italiener auf der Teufelsinsel 302
Prof. Dr. Victor Urbantschitsch: Ueber Hörübungen 311
Alfred Ruhemann (Brüssel): Ein Besuch und Unterhaltungen im Atelier eines belgischen Meisters 329
M. v. Brandt: Ex oriente lis 359
Lady Margaret Vane: Ländliche Krankenpflege in England 363

Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechtspflege.
Geh. Rat Klemm: Zur Novellen-Gesetzgebung der Gegenwart 115
Rechtswissenschaft.
Professor Dr. Birkmeyer: Kann eine Beleidigung durch Unterlassung begangen werden? 118
Statistik.
Ludwig Engelmann: Statistische Skizze aus dem amerikanischen Eheleben 251
Pathologie.
L. Fürst: Fieber 371

Kleine Revuen.

Litterarische Berichte 123. 254. 379
Litterarische Revue 368
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 126. 380

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JAN 20 1899
CAMBRIDGE, MASS.

Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Staatsminister **Falk**, Oberlandesgerichtspräsident zu Hamm i. W.:	Thatsächliche Ergänzungen zu Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen"	1
Max Bernstein	Der Bernhofer Hans. Erzählung	9
Louise v. Kobell	Die bayrische Mobilisierung und die Anerbietung der Kaiserkrone im Jahre 1870. Ein Beitrag zur Geschichte	18
Josef Lewinsky, k. u. k. Hofschauspieler:	Das russische Theater und Tolstoj. Mein zweiter Besuch Rußlands	34
Eduard Riecke, Professor an der Universität in Göttingen:	Strahlende Materie	44
Prof. Dr. Adolf Lorenz (Wien):	Ueber unblutige Operationen	61
Rudolf Meyer-Krämer	Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel. Ungedruckte Briefe	70
Dr. v. Schulte in Bonn	Aus meinen Tagebüchern	92
Professor Heinrich Ehrlich	Shakespeare als Kenner der Musik	99
Friedrich v. Esmarch	Offenes Sendschreiben	102
Ottomar Beta	Gespräche mit Ludwig Knaus	106
Berichte aus allen Wissenschaften		115
	Rechtspflege: Geh. Rat Klemm: Zur Novellen-Gesetzgebung der Gegenwart.	
	Rechtswissenschaft: Professor Dr. Birkmeyer: Kann eine Beleidigung durch Unterlassung begangen werden?	
Litterarische Berichte		123
	System des moralischen Bewußtseins mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus. Von Ludwig Woltmann. — Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. Von W. v. Hassel. — Eine moderne Kreuzfahrt. Von Dr. Karrillon. — Hundstagszauber. Roman von Königsbrun-Schaup. — Shakespeares Debut 1598. Von Edwin Bormann. — Der Tod der Barmekiden. Arabischer Haremsroman. Von Paul Scheerbart. — Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. Auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt. — Federico Nietzsche. La Filosofia Religiosa — La Morale — L'Estetica. Von Ettore G. Zoccoli. — **Max v. Forckenbeck.** Von M. Philippson. — Die tüchtige junge Hausfrau. Durch langjährige Erfahrung erprobte Ratschläge. Eine Gabe für Bräute und junge Hausfrauen. Von B. Klarent. — Die Entwicklung der antiken Geschichtsschreibung und andre populäre Schriften. Von Otto Seeck.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		126

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121-23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

Verlag von Hermann Michels in Düsseldorf:

System
des
moralischen Bewußtseins
von Dr. med. et phil. Ludw. Woltmann.
1898. 392 S. 8°. Preis geh. ℳ 4.50, geb. ℳ 5.50.

Dieses Werk ist der erste systemat. Versuch zu einer modernen Ethik. Es ist der Entwurf zu einer philosoph. Synthese der erkenntnistheoret., naturgeschichtlichen und sozialwissenschaftl. Betrachtung des sittlichen Lebens und zeigt, daß trotz der sozialen und histor. Entwicklung der moral. Ideen dieselben einen absoluten Formenwert in sich tragen.

Ferner erschien soeben in gleichem Verlage:
Die Darwin'sche Theorie und der Sozialismus.
Ein Beitrag zur Naturgesch. der menschlichen Gesellschaft von Dr. med. et phil. Ludw. Woltmann.
1899. 398 S. 8°. Preis geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—

Eine | Verlag von Fr. Zikermann—Weinheim.

Moderne Kreuzfahrt
v. **Dr. Carrillon.** Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Brosch. ℳ 4.60, eleg. geb. ℳ 5.80, mit Goldschn. ℳ 6.20.

Nitokris Roman aus dem alten Aegypten
von **Alfred Hennig.**
Preis brosch. ℳ 2.40, eleg. geb. in Goldschn. ℳ 3.—

DR. ETTORE G. ZOCCOLI
già alliero delle R. R. Università di Bologna e Roma

FEDERICO NIETZSCHE

LA FILOSOFIA RELIGIOSA - LA MORALE
L' ESTETICA.
Un volume in-16° di pp. 400,
Prezzo L. **4**— (quattro franchi)
G. T. VINCENZI E NIPOTI, Editori — Modena (Italia).

2 gr. Schränke,
m. österr. Matt, beliebt (selbst den ältesten), zu verkauf. Anfragen unter **M. H. 5883** beförd. **Rudolf Mosse, München.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erni Behaim.
Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert von
Ernst Zahn.
Preis eleg. gebunden ℳ 5.—

Wir wünschen dem „Erni Behaim" gute Reise in die Leserwelt.
Luzerner Tageblatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Beachtenswerte Neuigkeiten
aus dem Verlage der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung **aus dem Nachlaß** und gesammelte kleine Schriften von **Georg Ebers.** Geheftet ℳ 5.—; elegant gebunden ℳ 6.—

Den zahlreichen Verehrern des Dahingegangenen wird es von besonderem Interesse sein, ihren Lieblingsdichter von einer ganz besonderen Seite kennen zu lernen: als Dramatiker und Verkündiger des ausgelassen heiteren Humors.

Von zarter Hand. Roman von **Johannes Richard zur Megede.**
2 Bände. Geheftet ℳ 6.—; eleg. geb. ℳ 8.—

Ein modernes Zeit- und Sittenbild von meisterlicher Zeichnung und ergreifender Lebenswahrheit. Der zum künstlerischen Vorwurf gewählte Konflikt wird mit einer fast beängstigenden Naturtreue zur Anschauung gebracht und reißt in seiner Darstellung den Leser unwillkürlich mit sich fort.

Psyche. Novellen von **Otto von Leitgeb.** Geheftet ℳ 3.—; eleg. geb. ℳ 4.—

Die unter dem Gesamttitel „Psyche" vereinigten acht Novellen des bekannten Verfassers sind Meisterwerke knappen Aufbaues und künstlerischer Ausführung. Ihr Schwerpunkt aber liegt in der ebenso scharfen wie intimen Charakterzeichnung, die allen gemeinsam ist, und in der Lösung [illegible] problème, in der sich der Verfasser als einen feinsinnigen Kenner des menschlichen Herzens, zumal des weiblichen, zeigt.

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Tagebuch eines Ingenieurs von **Max Eyth.** 2 Bände. Geheftet ℳ 6.—; elegant gebunden ℳ 8.—

Eine Reihe von Skizzen, die scheinbar willkürlich aus dem bunten und vielseitigen Leben eines Ingenieurs herausgegriffen sind. Die Lektüre dieses Buches zeigt, wie weit der Horizont ist, den ein frischer Sinn und ein gesundes Auge hinter Pflug und Schraubstock umfaßt. Bilder aus Deutschland und England, aus Rußland und Belgien, aus dem Orient und aus Amerika reihen sich aneinander, wie es das Schaffen unsrer bewegten Zeit mit sich bringt.

Lebenserinnerungen eines Bildhauers
von Professor **Josef von Kopf.** Geheftet ℳ 8.—; elegant gebunden ℳ 9.—

Ein Memoirenwerk, das geeignet ist, das Interesse der weitesten Kreise zu erregen. Josef v. Kopf, der berühmte, in Deutschland wie in Italien heimische Bildhauer, schildert in seinen „Lebenserinnerungen" den Entwicklungsgang, der ihn, den schlichten württembergischen Bauernsohn, die Bahn vom Maurerlehrling bis zum vielgefeierten Künstler zurücklegen ließ und ihn damit der Höhe des Lebens und dem Verkehr mit den Großen der Erde entgegenführte.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JAN 20 1899
CAMBRIDGE, MASS.

Thatsächliche Ergänzungen zu Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen".

Gegeben von

Staatsminister **Falk**,
Oberlandesgerichtspräsidenten zu Hamm i. W.

Zu Band II, Seite 131.

Die Gründe, welche den Genannten im Jahre 1879 zum Rücktritte von dem Ministeramte bestimmten, und die daran sich knüpfenden amtlichen Erörterungen ergeben sich aus folgenden Schriftstücken:

I. Entlassungsgesuch an Seine Majestät den Kaiser und König vom 29. Juni 1879: (Am 29/6. N.-M. 3¾ Uhr zur Kab.-Exp. für Ems gesandt.)

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät bitte ich allerunterthänigst das Folgende ehrfurchtsvoll vortragen zu dürfen.

Allerhöchstdieselben und mit Ihnen alle Freunde des Vaterlandes wünschen die Herstellung friedlicher Zustände auf kirchenpolitischem Gebiete. Seit langem schon neigte ich zu der Ueberzeugung, daß meine Person für eine gedeihliche Mitwirkung zur Erreichung dieses Zieles nicht geeignet sei, vielmehr hierfür ein ernstes Hindernis abgeben müsse. Die seit dem Sommer vorigen Jahres gemachten Erfahrungen haben in dieser Beziehung mir jeden Zweifel beseitigt.

Sodann hat die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse überhaupt die allgemeinen Anschauungen, die Parteien im Lande und im Parlamente, ihre Bedeutung, ihre Stellung zu einander und zu Eurer Majestät Regierung derartig verändert, daß ich auch aus diesem Grunde mich der Erkenntnis nicht verschließen kann noch darf, wie ein andrer Mann an meine Stelle gehört.

Ich erfülle daher meine Pflicht gegen Eure Majestät, das Land und gegen mich selbst, wenn ich das mir huldreichst anvertraute Amt in die Allerhöchsten Hände zurücklege.

Digitized by Google

Ich würde diesen Schritt schon eher gethan haben, wenn ich nicht besorgt hätte, daß dies vielleicht auf die Durchführung der wirtschaftlichen und finanziellen Pläne der verbündeten Regierungen im gegenwärtigen Reichstage von unerwünschtem Einflusse sein könne. Diese Besorgnis glaube ich jetzt nicht mehr hegen zu sollen.

Indem Eurer Majestät ich den tiefempfundenen Dank für die Gnade unterthänigst ausspreche, mit welcher Allerhöchstdieselben mir vor länger als sieben Jahren einen großen Wirkungskreis zu eröffnen geruhten und für die reichen unvergeßlichen Beweise Allerhöchster Huld, deren Eure Majestät mich in diesen Jahren teilhaftig machten, bitte ich ehrfurchtsvoll,

mich aus meinem Amte als Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Gnaden entlassen und mir die Kompetenzen huldreichst gewähren zu wollen, welche mir für diesen Fall nach 32jähriger Dienstzeit gesetzlich zustehen.

In tiefster Ehrfurcht Eurer Majestät
allerunterthänigster
Falk.

Abschrift vorstehenden Gesuches ist am 29. Juni 1879, nachmittags 6 Uhr, „an den Präsidenten des Königlichen Staatsministeriums Herrn Fürsten v. Bismarck" mittels

II. folgenden Schreibens abgesandt worden:

Am Anfange dieses Monats habe ich dem Herrn Staatsminister v. Bülow [1]) eine eingehende Mitteilung über die Gründe gemacht, aus welchen ich meine Stellung als Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten für unhaltbar erachten müsse. Ich darf voraussetzen, daß Hochdieselben hiervon Kenntnis erhalten haben und daß daher mein Entlassungsgesuch Eurer Durchlaucht weder überhaupt, noch im Hinblick auf die Klärung, welche die schwebenden Reichsangelegenheiten gefunden haben, der Zeit nach unerwartet kommt. Ebenso glaube ich in der Annahme nicht zu irren, daß auch Sie meinen Rücktritt aus dem Amte für angezeigt erachten. Jedenfalls ist derselbe für mich eine Notwendigkeit.

Die Dankbarkeit, welche Eurer Durchlaucht ich aus so vielen Anlässen schulde, würden Hochdieselben erhöhen, wenn Sie — wie ich bitte — Seiner Majestät zu einer baldigen Gewährung meines Gesuches geneigtest raten wollten. Nicht bloß der Wunsch, meine persönlichen Verhältnisse neu ordnen zu können, diktiert diese Bitte, sondern auch die Gewißheit, daß bei Hinausschiebung der erbetenen Allerhöchsten

[1]) Vertreter des Fürsten v. Bismarck.

Digitized by Google

Entschließung, die Eurer Durchlaucht bekannten Differenzen zwischen Seiner Majestät und mir,[1]) wie die Dinge leider wieder liegen, in neuer Schärfe hervortreten würden, — daß es aber mir am Herzen liegen muß, nicht auch unter solchen Differenzen aus dem Amte zu scheiden, wird niemand stärker empfinden als Eure Durchlaucht.

Wollen Hochdieselben mir schließlich noch die Bemerkung gestatten, daß ich um die Entlassung aus Seiner Majestät Dienste überhaupt habe bitten müssen, weil zunächst dieselben Gründe, welche mich zum Rücktritte aus dem Ministeramte nötigen, und sodann meine Vermögensverhältnisse mir die Uebernahme eines andern entsprechenden Staatsamtes nicht gestatten.

Wie immer in unwandelbarer aufrichtigster Verehrung
Eurer Durchlaucht
ganz ergebener
Falk.

III. In meinen tagebuchartigen Auszügen findet sich unter dem 2. Juli 1879 folgendes eingetragen:

Vorgestern gegen Mittag sandte Bismarck seinen Sohn Herbert[2]) zu mir, um mich zu einer Unterredung einzuladen. Dieselbe fand um $1^1/_2$ Uhr statt und dauerte beinahe $1^1/_2$ Stunden; zuletzt wurde sie in Gegenwart Eulenburgs[3]) gepflogen. Es ist schwer, vielleicht gar nicht möglich, den Lauf einer so springenden Unterhaltung zu skizzieren, es kommt auch nicht auf die Einzelheiten an, sondern auf Hauptsachen und Ergebnisse.

Bismarck zeigte sich anfangs verletzt. Er warf mir vor, daß ich die Demonstr.(ation) der Nat.-Lib. unterstütze, da ich gerade jetzt den Antrag stelle, der ihm unerwartet komme. Bei meiner Gegenausführung ward er ruhig, und von da bewegte sich die Unterhaltung in freundlichstem Wege. Ich gewann den bestimmten Eindruck, daß er an sich mein Demissionsgesuch erwartet habe und nur durch die Wahl des Zeitpunkts unangenehm berührt sei. Namentlich erklärte er, man werde ihm Aufgabe der Position gegen Rom, resp. „Verschacherung" meiner Person an das Zentrum „für 30 Silberlinge" vorwerfen, und wünschte von mir einen Brief, in welchem er eine Bescheinigung hierüber und die Aussprache über die Gesichtspunkte wünschte, welche für meinen Schritt maßgebend waren. Diesen Brief habe ich B. gestern gesandt, selbstredend nach einem zurückbehaltenen Konzept.

---

[1]) Dieselben bezogen sich auf Angelegenheiten der evangelischen Kirche und hatten im Jahre vorher sogar zu einem von Seiner Majestät allerdings schließlich zurückgewiesenen Entlassungsgesuche meinerseits geführt.

[2]) Der jetzige Fürst Bismarck.

[3]) Graf Botho Eulenburg.

Digitized by Google

— — — Die folgenden 4½ Zeilen beziehen sich auf die gleichzeitig zurücktretenden Minister Hobrecht und Friedenthal — — —.

Auf B.'s Wunsch erklärte ich mich dahin bereit, daß mein Ausscheiden erst mit dem Schlusse des Reichstags erfolge.

Dann kam, fortgesetzt in Eulenburgs Gegenwart, die Erörterung, daß ich Justizminister werden solle, wenn — was ich übrigens für zweifelhaft hielt — Leonhardt bald ausscheide. B. forderte mich ebenso wie Eulenburg auf, dies Ministerium zu übernehmen. Ich lehnte ab, betonend, daß ich, nachdem ich so lange ein politisches Ministerium geführt, mich unmöglich in die Mauern des Ressorts einbannen könne, und daß ich ebensowenig durch Ueberstimmtwerden geschehen lassen könne, daß Grundsätze, für welche ich mit ganzer Kraft eingetreten, und die für das Volk wichtigste Fragen, das deutsche Volk geradezu an Herz und Nieren berührende Fragen beträfen, auf den Kopf gestellt würden. Noch weniger sei es mir möglich, wie es zum Beispiel bei der Zivilehe sei, in dieser Richtung positiv mitzuwirken. Ueberhaupt würde ich vielfach so vereinzelt stehen, daß ich nach kurzen Monaten wieder auf den jetzigen Standpunkt käme. B. und E. hatten den Vorschlag wohl nicht ohne Ernst gemacht, indessen war der Gang und Ton der Unterredung doch so, daß ich nur annehmen konnte, daß sie das ablehnende Resultat vorausgesehen hatten.

IV. Schreiben vom 1. Juli 1879 an den Fürsten Bismarck:

Eure Durchlaucht gaben bei unsrer gestrigen Unterredung der Meinung Ausdruck, daß mein Entlassungsgesuch den Schein erwecken werde, als stehe dasselbe mit Verhandlungen in Beziehung, welche Ew. Durchlaucht mit Bezug auf die im Reichstage schwebenden Fragen mit der Zentrumsfraktion gepflogen hätten, oder als hätten Hochdieselben den grundsätzlichen Standpunkt aufgegeben, welchen Sie — um mich kurz auszudrücken — bisher Rom gegenüber inne gehalten haben.

Ist dem so, dann habe ich die Pflicht, einer solchen Auffassung entgegenzutreten, wo sich mir Gelegenheit dazu bietet. Denn ich allein kann ja bezeugen, daß ich mit der Einreichung jenes Gesuches nur einen seit längerer Zeit feststehenden Entschluß ausführte, der sich auf die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit meiner ministeriellen Stellung gründete, und daß ich den jetzigen Zeitpunkt aus einem Grunde zu wählen gezwungen war, der zwar auf amtlichen Gebieten beruht, aber weder mit der römischen Frage noch mit Eurer Durchlaucht Person im entferntesten zu thun hat. Und ferner kann niemand mit mehr Kenntnis und Sicherheit bekunden, daß in den vielen Jahren, in welchen ein hervorragender Teil meiner Amtsthätigkeit in der Wiedergewinnung der Stellung bestand, welche der Staat vordem der römischen Kirche gegenüber hatte, zwischen Eurer Durchlaucht und mir stets grundsätz-

Digitized by Google

liches Einverständnis bestand, daß ich niemals Ihrer dankbar empfundenen Unterstützung entbehrte, und daß die Verhandlungen, welche Eure Durchlaucht seit dem Sommer vorigen Jahres mit Organen des päpstlichen Stuhles pflegen, in einem Sinne eingeleitet und fortgeführt sind, welcher dem entspricht, was in dieser Beziehung zwischen uns verhandelt worden ist.

Ich sollte meinen, daß es für jeden, der die Entwicklung unsrer öffentlichen Verhältnisse in den letzten Zeiten einigermaßen verfolgt hat, nicht schwer sein könnte, zu erkennen, warum ich meine amtliche Stellung nicht ferner für haltbar erachte. In der That haben Stimmen geachteter Preßorgane, freundliche und gegnerische, bei den verschiedenen Gelegenheiten, welche Erörterungen über meinen etwaigen Rücktritt aus dem Amte oder mein ferneres Verbleiben in demselben veranlaßten, darauf hingewiesen, daß die Gesamtheit der Situation hierüber entscheiden werde. Und so ist es. Die gestrige Unterredung wird Eurer Durchlaucht gezeigt haben, daß nicht dieses oder jenes einzelne Moment meinen Entschluß herbeiführte, sondern die Gesamtheit aller für mich wesentlichen Punkte. Wenn es schon in mündlicher Darlegung nicht möglich war, alles Einflußreiche zu erwähnen, so ist dies schriftlich noch weniger ausführbar, denn daß ich in den Grenzen eines Briefes bleiben und nicht in das Gebiet einer Abhandlung überschweifen will, das werden Hochdieselben wohl finden. Ich muß mich darum begnügen, einige hervorspringende Punkte zu berühren.

Die schweren Kämpfe auf kirchenpolitischem Gebiete haben weder Eure Durchlaucht noch ich geführt um ihrer selbst willen, sondern — wie wir ja so oft aussprachen — behufs eines Friedens, der solche Kämpfe fürder nicht nötig mache. Von dem Augenblicke an, wo ich die Frage zu erwägen hatte, ob ich die zur Herbeiführung solcher friedlichen Zustände geeignete Person sei, habe ich die Frage verneint. Der Grund dafür liegt in der Auffassung, welche weite Kreise der katholischen Bevölkerung von meiner Person gewonnen haben, der Empfindung, welche sich mir gegenüber in ihnen gebildet und gefestigt hat. Die aus solcher Auffassung und Empfindung entspringenden Konsequenzen sind psychologischer Natur und bedürfen darum für jeden Ueberlegenden keiner weitern Ausführung. Für mich haben dieselben den Grund zu der Ueberzeugung gelegt, daß meine Person ein ernstes Hindernis für die Herstellung der erwünschten friedlichen Verhältnisse sei. Die Richtigkeit dieser Auffassung ist mir von vielen, von maßgebenden Seiten bestritten worden. Wird sich dieselbe mit Erfolg noch bestreiten lassen, wenn die Vorkommnisse des letzten Jahrs in Betracht gezogen werden? Eure Durchlaucht wollen sich geneigtest erinnern an die Einmütigkeit der Presse der Zentrumspartei, an die Haltung ihrer Führer im Landtag und Reichstag, in Plenum und Kommission, vor

Digitized by Google

Monaten und in den letzten Tagen, an das, was zu wiederholten Malen von berufensten Vertretern der Kurie, ja von dem Papste selbst über meine Person geäußert worden ist!

Seit den Verhandlungen über die Zollfragen ist die Stellung der Zentrumspartei zu den Regierungen, auch zur preußischen Regierung, eine andre geworden als bisher. Diese Partei bildet einen wesentlichen Teil der Majorität, welche den auch von mir im großen für heilsam erachteten Plänen der verbündeten Regierungen zur Geltung hilft. Sie hat sich damit — ich fasse nur die objektive Thatsache ins Auge — ein Verdienst um Reich und Land erworben, das zu ignorieren keine Regierung, wie ich meine, das Recht und — die Macht hat. Schon die nächsten Landtagswahlen werden zeigen, welchen Einfluß dies äußerlich und innerlich auf die Bedeutung der genannten Partei übt.

Ganz dasselbe gilt von einem andern Teile der Majorität, welche im Reichstage den verbündeten Regierungen zur Seite steht — von den Alt- oder Hochkonservativen evangelischer Konfession. Ja, ich denke, daß das Gewicht, welches sie in der neugebildeten preußischen Landesvertretung in die Wagschale werfen werden, im Vergleich zu jetzt ein noch viel größeres sein wird als das der Zentrumspartei. Die Strömung im Lande bürgt dafür.

Nun aber sind es gerade diese beiden Parteien, welche seit Jahren, fast seit dem Beginne meiner Amtsführung, meine Maßnahmen auf dem Gebiete der Kirche und Schule angegriffen, ja leidenschaftlich bekämpft haben, — wobei ich dahin gestellt sein lasse, bei welcher Partei das größere Maß von Leidenschaft sich entwickelt hat.

Bisher ist — so scheint es mir wenigstens — ein bestimmter Rapport zwischen den beiderseitigen Angriffen nicht klar zu erkennen gewesen. Sie waren eben nur thatsächlich ähnliche oder gleiche. Jetzt wird es anders.

Auf dem Gebiete der Schule entwickelt sich eine gemeinsame Agitation gegen die von mir vertretenen Grundsätze und, da ich an diesen festhalten werde und festhalten muß, weil ich von ihrer Richtigkeit und Notwendigkeit durchdrungen bin, gegen mich selbst. Der in dieser Beziehung im Reichstage an die evangelischen Konservativen von dem Führer der Zentrumspartei erlassene Appell hat in evangelischen Kreisen weiten Nachhall gefunden, zu meinem Bedauern auch in Kreisen, welche ich nicht zu den erwähnten Konservativen zählen kann. Es ist eine offenkundige Thatsache, daß der Widerstand in der bevorstehenden Generalsynode organisiert werden soll. Und wenn ich darauf hinweise, daß derjenige Mann, welcher im vergangenen Winter die Einreichung einer Menge Petitionen gegen jene meine Grundsätze bei dem Herrenhause veranlaßte — er hat auch die Agitation gegen das Zivilstandsgesetz eingeleitet — eine Ernennung zu der Generalsynode erhalten hat,

Digitized by Google

so wird die ernste Bedeutung jenes Widerstands jedermann einleuchten.

In solchen Verhältnissen kann auch ein Mann, dem Pflichtbewußtsein und gutes Gewissen Mut und Ausdauer geben, nicht feststehen, wenn ihm nicht sichere und ausreichende Stützen zur Seite sind. Für mich kenne ich keine solchen. Ich habe Ihnen gestern dies teilweise dargelegt, teilweise ist Ihnen meine Auffassung ohne weiteres klar, wenn Sie auf die Zerklüftung der mir befreundeten Parteien sehen.

Lassen Sie mich hier abbrechen. Das Vorstehende genügt einigermaßen, die Natur der Gründe zu bezeichnen, welche meinen Entschluß bestimmten.

Wer das voraussieht, was ich andeutete, der ist — und Sie haben das gestern gleichfalls anerkannt — nicht verpflichtet, auf seinem Posten so lange zu bleiben, bis sein Rücktritt ein durchweg unfreiwilliger wird, er darf sich die Freiheit des Handelns wenigstens in Bezug auf die Zeit desselben wahren, — und das habe ich gethan.

Wie immer in aufrichtiger Verehrung

Eurer Durchlaucht

ganz ergebenster

Falk.

Auf vorstehenden Brief ist Fürst Bismarck noch einmal amtlich zurückgekommen. Im Jahre 1880 legte die Staatsregierung dem Landtage einen Gesetzentwurf betreffend Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze vor. Ich war damals Mitglied des Hauses der Abgeordneten und hielt es für meine Pflicht, diesen Gesetzentwurf zu bekämpfen. Dies geschah in der Sitzung vom 28. Mai 1880: — Stenographische Berichte 1879/80, Seite 2051/2058 —, 74. Sitzung.

Mit Bezug auf meine Aeußerungen ging mir seitens des Fürsten Bismarck V. das nachstehende Schreiben vom 31. Mai 1880 zu:

Eigenhändig Seiner Excellenz

dem Staatsminister Herrn Dr. Falk.

Eure Excellenz hatten die Güte, bei Ihrem Rücktritt vom Amte sich auf meinen Wunsch schriftlich darüber zu äußern, ob meine Stellung zu Ihrem Ressort und zu Ihrer Leitung desselben Anteil an Ihrem Entschluß zum Rücktritt habe. Eure Excellenz erkannten damals das Bedürfnis an, welches ich haben könnte, über meine Beziehungen zu den von Ihnen vertretenen Grundsätzen auch in der Oeffentlichkeit jeden Zweifel zu beseitigen. Solche Zweifel, wenn sie überhaupt bestanden, sind mir bisher nicht von der Bedeutung erschienen, um ihnen Eurer Excellenz Zeugnis gegenüberzustellen. Die Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. d. M. hat in dieser Sachlage aber eine Aenderung hervorgebracht. Die Kritik, welcher Eure Excellenz die Regierungs-

Digitized by Google

vorlage unterziehen, trifft auch meine amtliche Stellung zu letzterer, wie sie durch die veröffentlichten Instruktionen, die ich nach Wien gerichtet habe, sich kennzeichnet.

Ich glaube mit der Unterstützung dieser Vorlage keine andre Richtung eingeschlagen zu haben als diejenige, welche ich sieben Jahre lang gemeinsam mit Eurer Excellenz und, nach Herstellung der nötigen Verfassungsänderungen, soviel ich mich erinnere ohne Meinungsverschiedenheit zwischen uns, vertreten habe. Innerhalb dieser Richtung fanden namentlich auch die Erwägungen Raum, denen Eure Excellenz in Ihrem Abschiedsgesuch dahin Ausdruck geben, daß alle Freunde des Vaterlandes die Herstellung friedlicher Zustände auf kirchenpolitischem Gebiete wünschen und daß Eure Excellenz zu der Ueberzeugung gelangen müssen, Sie seien für eine gedeihliche Mitwirkung zur Erreichung dieses Zieles nicht geeignet, würden vielmehr hierfür ein ernstes Hindernis bilden. Mit dieser, nicht meiner, sondern Ihrer Meinung motivierten Eure Excellenz Ihren Rücktritt.

Wenn nun die Art, wie Eure Excellenz die Vorlage der Regierung kritisiert haben, bei dem Gewicht, welches Ihrem Wort innewohnt, den Wert, den die Regierungsvorlage, falls sie angenommen wird, für die Staatsregierung und insbesondere für die liberale Partei hat, erheblich geschädigt und heruntergedrückt hat, so kann ich daran nichts ändern. Wenn aber nach dem oben Gesagten die Empfindungen, welchen Sie Ausdruck gegeben haben, notwendig auch auf die Beurteilung meiner Stellung zur Sache und zur Person Eurer Excellenz zurückwirken müssen, so halte ich es heute im sachlichen und staatlichen Interesse für geboten, durch Veröffentlichung Ihres hierfür von Hause aus bestimmten Schreibens vom 1. Juli 1879 den Beweis zu liefern, daß Ihr Abschiedsgesuch durch Meinungsverschiedenheit zwischen uns nicht veranlaßt worden ist. Ich habe meine Ansichten auch in der Zwischenzeit nicht gewechselt.

Genehmigen Eure Excellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

v. Bismarck.

Auf diese Zuschrift, welche ich am Abend des 1. Juni 1880 erhielt, erwiderte ich in folgendem dem Fürsten Bismarck zur eigenhändigen Eröffnung am Morgen des 2. Juni 1880 folgendes:

VI. Berlin W., Landgrafenstraße 9 II.

Eure Durchlaucht wollen meinen ganz ergebenen Dank für die besondere Aufmerksamkeit geneigtest entgegennehmen, welche ich in der mir gestern abend zugegangenen sehr gefälligen Mitteilung vom 31. Mai d. J. — Nr. 278 — zu erkennen habe. Ich empfinde dieselbe um so lebhafter, als es zweifellos von vornherein die Absicht war, Eure Durch-

Digitized by Google

laucht zu jedem Gebrauche meines Briefes vom 1. Juli 1879, an dessen Fassung ich auch im Rückblicke nichts zu ändern wüßte, zu ermächtigen, welcher Hochdenselben dienlich erscheinen würde.

Gestatten Eure Durchlaucht mir noch gütigst, den Ausdruck höchster Verehrung hinzuzufügen.

*

Eine Veröffentlichung des Briefes vom 1. Juli 1879 hat nicht stattgehabt. Was zu ihrer Unterlassung bestimmte, ist mir nicht bekannt.

Hamm i. W., 3. Dezember 1898.

Der Bernhofer Hans.

Erzählung

von

Max Bernstein.

Sie haben aus der soeben verlesenen Anklageschrift gehört, wessen Sie beschuldigt sind. Sie sollen den Kolporteur Michael Dambach — Stehen Sie auf, wenn ich mit Ihnen rede," unterbrach sich der Präsident, als der Angeklagte, stumpf zu Boden schauend, sitzen blieb.

Hans Bernhofer erhob sich mit einem Ruck und stellte sich straff hin, geradeaus blickend. Und alle im Schwurgerichtssaale sagten sich: Der ist beim Militär gewesen. Ein schöner Bursch! Man sah jetzt erst, wie stattlich und kräftig er war, hochgewachsen wie die Tannen seiner bayrischen Bergheimat.

„Sie sollen den Kolporteur Michael Dambach zu töten versucht haben. Am Sonntag, den 13. Juli, abends sieben Uhr, sind Sie am Isarquai ihm begegnet. Ohne daß vorher ein Wort gewechselt war, haben Sie ihn plötzlich angepackt, in die Höhe gehoben und über das eiserne Geländer des Ufers in den Fluß geworfen, der an dieser Stelle sehr tief und reißend ist. Durch Vorübergehende, welche Zeugen des Vorfalles waren, ist er gerettet worden. Die Anklage nimmt an, daß Sie die Absicht gehabt haben, den Dambach zu töten. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Ja, was soll ich zu erwidern haben?" sagte der Angeklagte.

„Bekennen Sie sich schuldig? War die Sache so, wie ich sie Ihnen eben vorgehalten habe?"

Digitized by Google

„So war's."

„Geben Sie zu, daß Sie den Dambach haben töten wollen? Verstehen Sie: haben Sie gewollt, daß er im Wasser ertrinkt?"

„Natürlich."

Der Präsident sah einen Augenblick fragend den Verteidiger an, als erwarte er von ihm Aufklärung darüber, warum der Angeklagte durch dieses Zugeständnis sich preisgebe. Der Verteidiger zuckte leicht die Achseln; das hieß: Ich habe mit dem Menschen nichts anfangen können.

Der Präsident wandte sich wieder zu dem Angeklagten: „Und warum haben Sie den Dambach töten wollen?"

„Warum?" wiederholte der Gefragte.

„Ja, warum? Sie haben über diesen Punkt bisher die Aussage verweigert. Dambach hat in der Voruntersuchung ausgesagt, daß er sich absolut nicht erklären könne, was Sie zu Ihrer That veranlaßt habe. Also — warum? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es von wesentlichem Einflusse auf die Strafzumessung sein wird, wenn Sie irgend ein begreifliches Motiv Ihrer That nachweisen können. Denn sonst wird man annehmen müssen, daß nichts als Roheit und Raufluſt —. Nun also, warum?"

Der Angeklagte atmete schwer. Er bewegte die Lippen, aber kein Laut ward hörbar.

„Sie haben den Dambach schon lange gekannt?"

Ein bejahendes Kopfneigen.

„Er ist sogar einmal, vor drei Jahren, Zeuge gewesen in einer Sache, wo Sie Beschuldigter waren. Es war damals auf dem Untermeierschen Holzplatze, wo Sie als Zimmergeselle arbeiteten, zwischen Ihnen und einem andern Arbeiter, Namens Xaver Stemmer, zum Streit gekommen. Sie haben bei diesem Streit Ihren Gegner durch einen Axthieb auf den Kopf getötet. Auch in der Hand des Toten wurde eine Axt gefunden. Sie behaupteten Notwehr. Nur ein einziger Zeuge war da — eben der Kolporteur Dambach, der zufällig an dem Anwesen vorübergegangen war und durch den Zaun den Vorfall mit angesehen hatte. Er bestätigte in der Verhandlung auf seinen Eid Ihre Darstellung des Vorfalles, die Einrede der Notwehr war dadurch erwiesen, und Sie wurden freigesprochen. Ist das alles richtig?"

„Wird schon so sein," sagte der Angeklagte.

„Daraus läßt sich doch auf nichts weniger als auf eine zwischen Ihnen bestehende Feindschaft schließen. Im Gegenteil, man sollte meinen, daß der Mann, der sein Zeugnis wahrheitsgemäß zu Ihren Gunsten abgegeben hat, Ihnen schon dadurch gewissermaßen sympathisch sein müßte. Sie werden auch, wie gesagt, heute vom Zeugen Dambach hören, daß er sich Ihre Handlungsweise durchaus nicht zu erklären vermag. Er ist seit jener Verhandlung öfter mit Ihnen zusammengekommen, teils im Wirtshause, bei Ausübung seines Kolportagegeschäftes, teils wenn ihn sein Weg an dem Holzplatz, wo Sie arbeiten, vorbeiführte und er einige Worte mit Ihnen wechselte. Sie haben, wie er sagt, niemals eine

Digitized by Google

Feindseligkeit gegen ihn gezeigt, und er hat Ihnen auch niemals Ursache dazu gegeben. Ihre That ist also geradezu unbegreiflich. Haben Sie vielleicht den Dambach — es ist kaum denkbar, aber doch immerhin möglich — mit jemand anderm verwechselt? Haben Sie, von Dambach abgesehen, einen Feind, irgend jemand, der Ihnen etwas gethan hat, dem Sie Böses wünschen?"

Hans Bernhofer schüttelte den Kopf.

„So sagen Sie uns die Wahrheit. Es ist in Ihrem eigensten Interesse. Geben Sie uns ein Motiv an, einen halbwegs vernünftigen Grund. Denn, ich wiederhole Ihnen: wenn Ihre That als der Ausfluß einer unbezähmbaren Roheit beurteilt wird, so hat das auf das Strafmaß einen sehr ungünstigen Einfluß."

Das rührte ihn nicht. Als hörte er's nur halb, als verstünde er's gar nicht, so schaute er vor sich hin, mit ruhigem Blick, ohne Trotz und ohne Nachgiebigkeit. Dieser Blick sagte: Ich kenne mein Schicksal und ergebe mich darein.

Der Präsident sah, daß er so nicht zum Ziele komme. Ein wenig leiser sprechend, weich und eindringlich, fuhr er fort: „Bernhofer! Sie sind noch nie bestraft worden, Sie haben sich beim Militär ausgezeichnet geführt, Sie haben auch von Ihren Arbeitgebern die besten Zeugnisse. Ihre verstorbenen Eltern waren redliche, wackere Leute —"

Zum erstenmal schien es den Angeklagten zu ergreifen. Ein leises Zittern lief durch seinen Körper, er fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Stirne. Dann stand er wieder ruhig.

„Man sagt Ihnen nur Gutes nach — außer dem einen, daß Sie ein heftiger Mensch seien, rasch und unbesonnen in Ihrem Zorn. Und jetzt in Ihrem achtundzwanzigsten Jahre begehen Sie eine That, die Sie um Ihre Unbescholtenheit, um Ihre Freiheit bringt, die Sie zum Genossen von Räubern und Mördern macht. Was würde Ihr Vater dazu sagen?"

Er wiegte den Oberkörper ein wenig. Dann hielt er sich wieder ganz still.

„Seien Sie nicht hartnäckig und verstockt. Haben Sie sich in einem unglücklichen Augenblicke von irgend einem Gedanken, irgend einer Empfindung hinreißen lassen, so sagen Sie es jetzt frei und offen, hier vor Ihren Richtern. Erleichtern Sie Ihr Gewissen. Nehmen Sie nicht ein Geheimnis mit ins Gefängnis. Sie werden in Ihrem Innern besser daran sein, wenn Sie die Wahrheit gesagt haben."

Der Angeklagte richtete die Augen plötzlich auf den Präsidenten, mit gespanntem Blick, wie lauschend, um jedes Wort begierig einzusaugen.

„Ja, die Wahrheit, Bernhofer! Damit Sie sich sagen können: Ich hab's gethan, aber ich habe es auch bekannt und gebüßt."

„Richtig, richtig!" rief der Angeklagte eifrig, beinahe freudig; aufleuchtend, als wäre ihm soeben bestätigt worden, was er selbst seit langem gedacht.

„Was ist richtig?" fragte der Präsident.

Aber das Feuer im Auge des Burschen erlosch. Er schwieg.

Digitized by Google

„Also ohne Grund wollen Sie einen Menschen umbringen, dem Sie Dank schuldig sind —"

„So, so," sagte der Angeklagte.

„Denken Sie an den allwissenden Gott, vor dem Sie nichts verbergen können, denken Sie, daß Sie bisher ein braver Mensch gewesen sind, denken Sie an Ihren Vater, Ihre Mutter, an alle, die Sie lieb gehabt haben —"

Der Angeklagte atmete stark, seine Mundwinkel zuckten, seine Hände krampften sich zur Faust, und der rechte Fuß bewegte sich am Boden hin und her.

„Bernhofer! Ich frage Sie zum letzten Male: ‚Warum haben Sie ihn töten wollen?'"

Die mächtige Brust hob sich, die Stirnadern schwollen, und wie ein einziger Schrei kam es zwischen seinen Lippen hervor: „Weil er ein Lump ist, ein elendiger!"

Er sank auf die Bank zurück, die Hände glitten herab, ein Beben schüttelte ihn. Dann — niemand hatte ein Wort gesprochen — raffte er sich zusammen, stand wieder auf und sah schweigend vor sich nieder.

„Ein Lump?" fragte der Richter. „Dambach? Wieso denn? Er hat einen ungetrübten Leumund und gilt für einen fleißigen, soliden Mann, der ruhig seinem Geschäfte nachgeht und sich ehrlich ernährt. Das ist damals genau erhoben worden, als er als Zeuge auftrat und es sich um seine Glaubwürdigkeit handelte. Wie kommen Sie dazu, ihn einen Lump zu nennen? Wie wollen Sie das begründen?"

„Fragen Sie ihn nur selber. Ich mag nimmer."

„Nun hat meine Geduld eine Ende," sagte der Präsident. „Sie werden die Folgen zu tragen haben. Der Zeuge Dambach soll eintreten!"

Der Gerichtsbote rief ihn in den Saal.

Ein kleines, schwächliches Männchen, zwischen vierzig und fünfzig. Er trug eine hellblaue Stahlbrille; unter der langen, dünnen Nase zeigte sich ein breiter Mund mit schlechten Zähnen. Mit leiser Stimme und höflichen Gebärden beantwortete er die allgemeinen Fragen nach Namen, Alter, Stand, Religion. Ob er mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert sei? Nein! Befreundet oder verfeindet? Er warf einen raschen, ängstlichen Blick auf den Beschuldigten, als suchte er dessen Augen zu finden. Aber Hans Bernhofer sah zu Boden.

Weder befreundet noch verfeindet, erklärte der Zeuge. Er habe mit Bernhofer manchmal gesprochen, im Wirtshaus oder unterwegs, wie mit Dutzenden oder Hunderten andrer Leute auch. Einmal sei er Zeuge gewesen in einem Prozeß gegen Bernhofer; damals sei Bernhofer unschuldig gewesen und freigesprochen worden. Den Vorfall, welcher der heutigen Anklage zu Grunde lag, erzählte er genau so, wie ihn der Präsident geschildert hatte. Während er erzählte, blickte er immer wieder scheu nach dem Angeklagten; der sah nicht vom Boden auf und drehte die Spitzen seines Schnurrbartes oder rieb mit den Händen auf der Anklagebank.

Digitized by Google

„Sie gingen also am Ufer hin. Bernhofer kam Ihnen entgegen. Sahen zuerst Sie ihn oder er Sie?“

„Entschuldigen Sie, Herr Präsident, das weiß ich nicht. Ich möchte das nicht auf meinen Eid nehmen.“

„Seien Sie doch nicht so ängstlich, das mutet Ihnen ja kein Mensch zu. Und weiter?“

„Dann hat er mich gesehen und mich angepackt, so unter den Achseln, und mit einem Ruck übers Geländer ins Wasser geworfen.“

„Sie wurden von Vorübergehenden herausgezogen. Und er? Ist er entflohen oder stehen geblieben?“

„Das kann ich nicht beschwören. Ich habe nur von andern gehört, daß er ganz ruhig am Geländer stehen geblieben ist und mir nachgesehen hat.“

„Das ist richtig und wird von andern Zeugen bestätigt. Bernhofer verweigert jede Auskunft über das Motiv seiner That. Haben Sie ihm jemals etwas zu Leide gethan?“

„Nie, nie! Im Gegenteil!“

„Wieso ‚im Gegenteil?‘“

„Nun, ich meine, damals, da hab' ich doch geschworen. Und es war die reine Wahrheit.“

„Ja, wir wissen das. Sie können sich also gar keinen Grund denken?“

„Er wird betrunken gewesen sein.“

Von der Anklagebank her kam ein Wort, bestimmt, schneidend:

„Nein.“

„Sie waren nicht betrunken?“ fragte der Vorsitzende den Beschuldigten.

Der wiederholte: „Nein.“

„Hören Sie einmal, Dambach! Der Angeklagte scheint gegen Sie einen starken Haß zu fühlen. Nun, Sie brauchen nicht so zu erschrecken, er wird Ihnen nichts mehr thun, dafür wird gesorgt werden. Aber nochmals: Können Sie sich diesen Haß erklären? Hat er Sie schon früher bedroht? Es handelt sich darum, ob die That mit Ueberlegung geschehen ist oder nicht. Hat der Angeklagte jemals die Absicht einer Gewaltthätigkeit gegen Sie geäußert?“

„Nein, nein, nie,“ erwiderte der Zeuge eifrig. „Er hat's gewiß nicht vorgehabt. Er war immer freundlich zu mir.“

Da geschah etwas Unerwartetes. Wie rasend vor Zorn sprang der Angeklagte von seinem Sitze. „Du Lump!“ rief er. „Willst du mich wieder hineinbringen?“

Auch der Präsident verlor die Ruhe. „Schweigen Sie!“ sagte er strenge zu dem Angeklagten. „Ich verbiete Ihnen, den Zeugen zu beschimpfen. Und dann — was soll das heißen: der Zeuge wolle Sie wieder hineinbringen? Wieder? Er hat Sie das eine Mal, wo er Zeugnis ablegte, nicht hinein, sondern herausgebracht. Und auch heute deponiert er, soweit es mit der Wahrheit verträglich ist, durchaus zu Ihren Gunsten. Was reden Sie denn da von Wiederhineinbringen?“

Digitized by Google

„Hinein bringt er mich," rief der Angeklagte. „Hinein, hinein! Wenn Sie ihm glauben, komm' ich nicht 'raus!"

„Ja, wo ‚raus' denn? Sind Sie denn wahnsinnig?"

„Raus, 'raus!" rief der Angeklagte, wie ein Verzweifelnder. „Raus — 'raus — aus ... aus ... aus meinem Elend!" Plötzlich, zum ersten Male, richtete sich sein Auge auf den Zeugen: „Hab ich dir nicht am Sonntag vorher gesagt gehabt, wie du im ‚Goldenen Engel' mir deine Blatteln angeboten hast: ‚Laß mich in Ruh, sonst giebt's einmal ein Unglück' —?"

„Sie haben nicht mit dem Zeugen direkt zu sprechen," unterbrach der Präsident. „Wenn Sie den Zeugen etwas gefragt haben wollen, so wenden Sie sich an mich. Ist das wahr, was der Angeklagte sagt?"

„Es kann sein, daß er so was zu mir gesagt hat. Aber ich hab' doch nicht denken können, daß er's so meint!"

„Als eine ernsthafte Drohung, aus der man auf den Vorbedacht seiner späteren That schließen müßte, hat er das also nicht gesprochen?"

„O nein, gewiß nicht. Warum soll er denn —?"

„Es wäre also nach Ihrer Meinung immerhin möglich, daß er die That nicht mit Ueberlegung begangen hätte?"

„Ja, das glaub' ich auch."

„Er lügt!" rief der Angeklagte. „Er bringt mich wieder hinein!" Die Angst vor etwas Entsetzlichem schien ihn ergriffen zu haben, er hatte alle Fassung verloren, er wehrte sich gegen etwas Drohendes, Furchtbares. „Herr Präsident, verbieten Sie's ihm! Er soll die Wahrheit sagen, er soll mich nicht hineinbringen, 'raus will ich, 'raus!"

Der Präsident stand auf. „So sagen Sie die Wahrheit, wenn Sie meinen, daß der Zeuge sie nicht sagt. Wir glauben dem Zeugen, wenn Sie uns nichts andres sagen können."

„Ihm wird geglaubt? Und da krieg' ich wieder nicht die richtige Straf?" Er fuhr mit den Händen durch die Luft, als wollte er etwas festhalten. Er stammelte: „Herr Präsident — ich — ich kann den Lumpen nicht mehr ansehn — lassen Sie ihn hinausgehn — dann — dann will ich sagen, wie's gewesen ist."

Der Präsident war unruhig und ernster geworden. Er wandte sich zu Dambach: „Wollen Sie sich in das Zeugenzimmer zurückbegeben, bis Sie wieder gerufen werden."

Dambach warf einen angstvollen Blick auf Bernhofer und verließ den Saal. „So," sagte der Präsident zu Bernhofer. „Ihr Wunsch ist erfüllt. Aber meine Geduld ist nahe am Ende. Jetzt reden Sie. Nun also — Schluß!"

„Schluß — Schluß —" wiederholte der Angeklagte. Ein ungeheures Ringen schien in seinem Innern zu geschehen. Der Verteidiger hatte sich erhoben und wollte zu ihm treten; er winkte ihm ab. Er blickte auf die Geschworenen, die Richter, wie geistesabwesend, als sehe er auf ein den andern unsichtbares Schreckbild. Plötzlich schlug er auf Stirn, Mund und Brust das Zeichen des Kreuzes

Digitized by Google

wie beim Betreten der Kirche. Darauf begann er zu sprechen, stammelnd zuerst, dann immer ruhiger, mehr im Zusammenhang. Eine jahrelang gehäufte Last schien von seiner Brust zu sinken. Unzählige Male mußte er diese Bilder sich vorgeführt, diese Gedanken in seinem Hirn bewegt haben. Endlich war sie da, die Stunde der Erlösung! Und immer stärker flutete der Strom aus seinem Innern, unaufhaltsam.

„Sie wissen doch, Herr Präsident — damals die G'schicht' mit dem Xaver. Das war nämlich nicht so. Es war keine Notwehr. Damals hab' ich gesagt: er ist auf mich losgegangen. Aber es war nicht so. Ich bin mit meiner Axt auf ihn los, und er hat dann seine genommen und hat sich wehren wollen. Aber eh' er noch die Hand aufgehoben hat, war er schon hin. Da hat's nicht viel gebraucht. Ein Hieb, ein einziger. Ich hab' ihn erschlagen."

Niemand unterbrach den Sprechenden.

Er hatte zuerst den Präsidenten angesehen, allmählich ging sein Blick wieder ins Leere, als schaue er dort, was er erzählte.

„Hin war er. Gereut hat's mich zuerst gar nicht. Nämlich hergegangen ist ja die ganze G'schicht' wegen der Resi. Sie hat gedient beim Untermeier. Der Stemmer-Xaver und ich sind ihr zu Lieb' gegangen, aber sie hat nicht viel wissen wollen von solchen Sachen, sie war eine rechtschaffene Dirn' und hat gesagt: ‚Erst heiraten'. ‚Also schön,' sag' ich, ‚werden wir halt heiraten; in sechs Wochen kommt mein Bruder vom Militär zurück, werd' ich mit ihm reden wegen unserm Hof, nachher frag' ich wieder an.' Dabei merk' ich aber, wie der Xaver immer um sie 'rumscherwenzelt, und sag' ihr, sie soll sich in acht nehmen. Denn der Xaver ist ein Feiner, ein Planer; reden kann er und schön thun wie noch=mal einer! Und die Resi war eine gute Person. Aber grad' schlau war sie nicht und der Xaver halt gar so fein. Und einmal in der Früh' komm ich auf den Holzplatz, die Resi geht an mir vorbei, ich sag' ‚Grüß Gott', sie giebt keine Antwort und lauft nur, wie wenn sie der Teufel jagen thät'. Und wie wir dann arbeiten, der Xaver und ich, da hat er so ein spöttisches G'schau und red't immer so 'rum, wie wenn er was sagen möcht', wie wenn's ihm das Herz abdruckt zum Reden und er traut sich doch nicht. Auf einmal ruft er mir so hinüber: ‚No, Hans, ist dein Bruder schon daheim?' ‚Was geht's dich an,' sag' ich, ‚kümmer dich um deine Sachen.' ‚No, ich mein' nur,' sagt er, ‚wegen einer Gewissen — das ist doch meine Sach'.' ‚Deine Sach',' sag' ich, ‚wieso?' ‚No,' sagt er, ‚schön war's!' ‚Was war schön?' sag' ich. ‚Heut' nacht,' sagt er. Mir wird's ganz siedig. Denn mir ist das Gesicht von der Resi von vorhin ein=gefallen, und ich hab' gespürt, daß er nicht lügt — als wenn ich's mit angesehn hätt'. Aber wegen der Resi hab' ich doch nicht nachgeben wollen und sag': ‚Du Sprüchmacher', sag' ich, ‚du Lügenpeter, das Kranzl holst du dir nicht!' Da lacht er und ruft mir hinüber: ‚Du Tepp, jetzt kommst zu spät, da hat sich's ausgekranzelt.' ‚No,' sag' ich noch, und weil ich grad' die Axt in der Hand gehabt hab', hau' ich sie ganz wütig in den Balken hinein, denn sonst hätt' ich sie ihm da gleich hingehaut, ‚auch recht, wann ist dann nachher die Hochzeit?'

Digitized by Google

‚Der Hochzeiter kannst du sein,‘ sagt er, ‚ich bin nicht so dumm, daß ich heirat' hinterher!‘ Da ist mir's ganz damisch worden, mir hat's geflimmert ganz rot und weiß durcheinander, und eh' ich mir's versehen hab', hab' ich ihm mit der Axt eine hinaufgeben — und aus war's.“

Er hielt einen Augenblick inne. „Sie bekennen also,“ sagte der Richter, „daß Sie den Xaver Stemmer vorsätzlich getötet haben?“

„Vorsätzlich? Das weiß ich nicht, Herr Präsident. Aber ich hab's thun müssen. Es ist mir in die Hand gefahren wie von Gott. Es war seine Straf', daß er die Resi verderbt hat. Verdient hat er's, hab' ich mir gedacht, also werd' ich mich nicht bestrafen lassen. Da hab' ich gesagt: ‚Notwehr'.“

„Und dann,“ sagte der Präsident erregt, „haben Sie den Zeugen Dambach zu gewinnen gewußt, daß er —“

„Nein! nein! Kein Wort hab ich mit ihm gered't. Ich hab' ihn am Zaun stehen sehn und hab' gemerkt, daß er alles gesehn hat. Und wie nachher die Verhandlung war, hab' ich gedacht, wie er als Zeuge gekommen ist: Jetzt ist's aus, der wird alles daher erzählen, wie's gewesen ist. Und hab' ihn angeschaut und darauf gewartet, was er sagt. Und auf einmal fangt er 's Lügen an und sagt: ‚Ja, es war Notwehr, der Xaver hat ihn bedroht.‘ Bedroht, hat er gesagt. Ich denk' mir: Ja, um Gottes willen, warum lügt er denn? Und auf einmal hab' ich gemerkt, förmlich gespürt hab ich's: der Lump fürcht' sich vor mir, weil ich ihn angeschaut hab', und lügt, weil er sich fürcht'. Also denk' ich, dann wird's schon so sein müssen, das ist aufg'setzt, wenn der mir hinaushilft, und ich hab' ihm doch nichts gesagt, daß er falsch schwören soll. Und da bin ich freigesprochen worden. Bis ich aus dem Verhaft 'raus war, ist die Resi vom Untermeier weggewesen, und ich hab' ihr auch nicht weiter nachgefragt. Wir zwei haben nichts mehr miteinander zu reden gehabt. Und keine acht Tag' sind herum, daß ich aus dem Verhaft 'raus bin, da kommt der Dambach so unversehens daher, abends, wie ich von der Arbeit komm', und meint: Jetzt wollen wir eins miteinander trinken, ich muß ihn freihalten. ‚Mach', daß du weiter kommst, Lump!‘ sag' ich, ‚oder es ist dein Unglück.‘ ‚Ich weiß schon, du bist ein gewaltthätiger Mensch,‘ sagte er, ‚aber mir wirst doch nichts thun, du weißt ja —‘. ‚Nichts weiß ich‘ sag' ich. Und von da an kommt er alle Augenblick' und thut so ganz vertraulich, wie wenn wir miteinander die Säu' gehütet hätten. Und so nach und nach, da kommt's mir: Vielleicht war's doch nicht Bestimmung, daß er falsch geschworen hat, und ich hätt's nicht annehmen sollen. Und die G'schicht' mit dem Xaver geht mir nimmer aus dem Kopf. Und der Lump, der miserablige, mit seine Blatteln schleicht immer um mich herum und blinzelt mich an, wo er mich erwischt, und sagt ‚Grüß Gott, Hans!‘ und ‚No, was ist, Hans?‘ und ‚Wie geht's alleweil?‘ Und mir war's schon das reine Gift, wenn ich ihn gesehen hab'. Und einmal, grad' daß ich meine Ruh' hab', kauf' ich ihm ein Blattl ab, da steht eine G'schicht' drin, die grad' passiert ist, und da steht drüber, so mit viel dickern Buchstaben: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut. Da ist mir's aufgegangen: Erschlagen hab' ich den Xaver, und recht war's, seine Straf'

Digitized by Google

von Gott, aber daß es für mich auch recht gewesen wär', hätt' ich auch meine Straf' auf mich nehmen müssen. Und daß der Lump gekommen ist und schwört falsch für nichts und wieder nichts, das war die Versuchung, den hat der Teufel geschickt, und darum laßt mir's keine Ruh' nicht. Meine Straf' hätt' er mir lassen sollen, nachher hätt' ich eine Ruh' gehabt. So ist er um mich herumgeschlichen, der laufige Kerl, und immer ‚No, trinken wir eine Maß miteinander, so viel wird's dir doch leiden für mich?' und ‚Magst nicht ein Blattl kaufen?' und die andern Gesellen alleweil, wenn sie ihn nur von der Weiten gesehen haben: ‚Du, da kommt dein Zeugen . . .' Jetzt hab' ich so nach und nach einen Zorn gekriegt auf den Duckmäuser. Und grad denselbigen Sonntagnachmittag, da kommt mir die Resi in Weg, mit so einem lumpeten Frauenzimmer, so einer fürs Geld, und sie ist auch grad' so angezogen — Aha, denk' ich, so eine bist du geworden! Und da ist mir gewesen, wie wenn ein Feuer aufging' in der ganzen Welt rechts und links und vorn und hinten, daß alles zu Grund gehn müßt' — und im nächsten Augenblick kommt mir der Kerl daher und blinzelt wieder über seine Augengläser so zu mir her und sagt: ‚No, Fremderl . . .' Da schießt's mir ein: Der ist's, der hat mich um meine Straf' gebracht — und drin gelegen ist er im Wasser, und wenn ich meine Axt gehabt hätt', erschlagen hätt' ich ihn, den Hund! Der Betrüger, der — der hat mich um meine Straf' gebracht!"

Er schwieg, tiefatmend. Einige Minuten vergingen, bis der Präsident wieder das Wort ergriff. Inzwischen war Hans auf die Bank zurückgesunken, man sah, wie seine Gedanken anderswohin gingen, weit zurück und weit vorwärts. Er wußte, was seiner wartete. Sein Daumen schlug wieder das Kreuz über Stirn, Mund und Brust, und wie in Geistesverwirrung kam halblaut das erlösende Gebet von seinen Lippen: „Vater unser, der du bist im Himmel . . ."

Er starb im Gefängnis, schon im ersten Jahr. Der Kerkermeister hatte an ihm einen stillen, fügsamen Mann gehabt, der selten sprach, meist ruhig vor sich hinsah, wie träumend. Der Gefängnisarzt konstatierte ein Fieber als Todesursache und meinte: ‚Er konnte überhaupt die Gefängnisluft nicht vertragen.'

Digitized by Google

Die bayrische Mobilisierung und die Anerbietung der Kaiserkrone im Jahre 1870.

Ein Beitrag zur Geschichte

von

Louise v. Kobell.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Die Geschichte von der Entstehung des neuen Deutschen Reiches[1]) ist in den letzten Decennien von Berufenen mehrfach geschrieben worden. Die Angaben verschiedener Schriftsteller über die Umstände, welche zur bayrischen Mobilisierung, zur Anerbietung der Kaiserkrone führten, enthalten einige nicht unwesentliche Irrtümer. Sie entbehren der Objektivität und beruhen auf mangelhafter Kenntnis der wirklichen Vorgänge.

Wenn die Berichtigung von Irrtümern geeignet ist, Unheil zu verursachen, so sollte sie füglich unterbleiben; stellt sie aber Thatsachen fest, welche einem Fürsten und seinem Volke zur Ehre gereichen, so ist es Pflicht des Unterrichteten, den Schleier zu lüften und die Wahrheit zu enthüllen. Folgende sich an historische Begebenheiten reihende Aufzeichnungen, die während des Jahres 1870 in meinem sorgfältig geführten Tagebuch aufgenommen wurden, sind wahrheitsgetreu und ohne künstliche Beimischung.

Bei einem Besuche erzählte mir ein mit den äußeren und inneren politischen Verhältnissen vertrauter Staatsmann: Schon vor Beginn des Krieges mit Frankreich war am württembergischen Hofe die Rede von dem Kaisertitel des Königs von Preußen, welcher Titel aber weder bei dem Könige von Württemberg noch bei dessen Gemahlin noch bei dem zu Besuch anwesenden Kaiser von Rußland Sympathie fand. Auch der sächsische Hof bekundete damals keine Neigung für die neue Titulatur. — Der Konflikt zwischen Frankreich und Preußen war im Jahre 1870 wegen der spanischen Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern ausgebrochen. Die Verzichtleistung des Prinzen (12. Juli 1870) beseitigte die Kriegsgefahr nicht, denn sie wurde von der Regierung in Paris als unzulänglich aufgefaßt. Am 13. Juli spannte der französische Gesandte Benedetti den Bogen zu straum, indem er im Namen der französischen Regierung an den in Ems weilenden König von Preußen die Forderung stellte: König Wilhelm solle sich durch ein Versprechen verpflichten, die allenfalsige Hohenzollernsche Kandidatur auf den spanischen Thron für immer zu verhüten.

[1]) Vorliegender Artikel ist Ende Juli, also vier Monate vor Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen" von Otto Fürst v. Bismarck verfaßt.

Digitized by Google

Würdevoll wies der König die Zumutung zurück sowie die von Benedetti verlangte Abschiedsaudienz. Diese Zurückweisungen wurden in Paris als Beleidigungen aufgenommen. Es ertönte an der Seine der Ruf, Frankreichs Ehre verlange Genugthuung.

Die feurigen Haudegen, die Schwätzer und Schwächlinge, welch letztere, wie Tacitus sagt, „beim Zusammenstoß nichts wagen, aber sich in Worten stets kampfbereit gebärden", übertönten Thiers' Rat, für jetzt von einem Krieg mit Deutschland abzustehen. Napoleon III. schwankte, doch von den Wogen des Nationalstolzes in allen Schichten der Bevölkerung und von der Presse getrieben, ward er bald gezwungen, der „grande nation" zu Willen zu sein. In der französischen Kammer stimmte am 15. Juli eine große Mehrheit der Volksvertreter für den Krieg, in den Straßen brüllte eine tolle Menge die Marseillaise. Und am 15. Juli war es auch, daß Volksjubel den nach Berlin zurückkehrenden König Wilhelm I. umrauschte; seine Hauptstadt hallte von den Klängen der „Wacht am Rhein". —

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit regte sich im deutschen Volk. Die Parteizwiste verstummten sofort in Baden, in Sachsen und in den Kleinstaaten. Württemberg verschob seine Stellungnahme, bis der Entschluß Bayerns bekannt wäre. — Die bayrische ultramontane Kammermehrheit befürwortete die Neutralität.

König Ludwig II. traf am 15. Juli abends 8 Uhr von einem Gebirgsausfluge in Berg ein. Nach einer Stunde sandte er seinem Kabinettschef Eisenhart die Meldung des Ministers des Aeußern Grafen Bray, gemäß welcher Ministerialsekretär Graf Berchem am Morgen des 16. Juli ein dringendes Schreiben überbringen werde. Um 11 Uhr nachts wurde Eisenhart ins Schloß zum König gerufen. Den Gegenstand des Vortrags bildete der wahrscheinlich bevorstehende Krieg.

Eine friedliche Lösung, die der König wünschte, hielt Eisenhart für ausgeschlossen; wenn Bayern neutral bleibe, gefährde es eventuell seine Selbständigkeit, der Kampf an Frankreichs Seite würde eine Schmach sein, das Festhalten an dem 1866 mit Preußen abgeschlossenen Bündnisvertrag sei Pflicht und Recht.

Das freie Urteil Ludwigs II. schied jäh Gründe und Gegengründe. Mit scharfem Geist erfassend und klug überlegend sprach er: „Der casus foederis ist gegeben, zur Entscheidung will ich noch Berchems Ankunft abwarten. Lesen Sie das Schreiben Brays, welches Berchem mitbringt, und berichten Sie mir über den Inhalt. Das ist mein Wille. Gute Nacht."

Tief bewegt verließ der Kabinettschef den König. — Außen dämmerte schon der lichte Morgen, Eisenhart hatte das Gefühl, auch in Bayerns Politik werde der lichte Tag anbrechen.

Am 16. Juli früh 6 Uhr langte Graf Berchem in Berg an und übergab statt des von Eisenhart erwarteten dringenden Schreibens an den König nur einen allgemein gehaltenen Staatsratsbeschluß nebst einem an Eisenhart gerich-

Digitized by Google

teten Brief. In diesem bat der erwähnte Minister des Aeußern, am Nachmittag des 16. Juli persönlich Seiner Majestät Befehle in der schwebenden Angelegenheit einholen zu dürfen.

Graf Berchem selbst war Feuer und Flamme für einen sofortigen entscheidenden Beschluß des Königs, sich als Preußens Bundesgenossen zu erklären, und berief sich dabei auf den Ausspruch des ihm befreundeten, hochbegabten, damals außerhalb amtlicher Thätigkeit stehenden Grafen v. Hegnenberg-Dux, „es empfehle sich wenig, Bedingungen, von welchen in München viel die Rede, an Preußen zu stellen, die im Falle des Sieges überflüssig, im Falle der Niederlage wertlos seien, in beiden Fällen aber einen Schatten auf die Allianztreue Bayerns werfen müßten".

Schwerwiegend für Berchem war auch, daß ihm tags zuvor der Kriegsminister v. Prankh gesagt hatte: „Wenn ich bis morgen nicht die Mobilmachungsordre erhalte, so lehne ich alle Verantwortung ab." — Eisenhart eilte ins Schloß, ließ den König dessen Weisung gemäß wecken und wurde im Schlafzimmer empfangen. „Nun, was bringen Sie?" fragte lebhaft der sich im Bett aufrichtende Monarch.

Eisenhart referierte genau, dann, durchdrungen vom Nationalbewußtsein, beleuchtete er beredt nochmals die wichtigsten Punkte der großen Tagesfrage.

Der König sann — plötzlich sprach er kraftvoll: „Bis dat, qui cito dat, entwerfen Sie meinen Befehl zur Mobilmachung und bestellen Sie Bray und Prankh auf nachmittags 4 Uhr zu mir. Machen Sie es durch die Presse bekannt." Eisenhart fertigte sofort die befohlenen Schreiben. Unverzüglich erfolgte des Königs Unterschrift. — Gehobenen Sinnes teilte Eisenhart dem gespannt harrenden Grafen Berchem des Königs ruhmwürdige Entscheidung mit. „Zum Jasagen gegenüber dem Fürsten, wie er auch sei, braucht es keine Mühe, dagegen dem Fürsten nach Pflicht und Gewissen raten, ist eine große Aufgabe." [1]) Diese hatte Eisenhart erfüllt.

Die chiffrierten Telegramme flogen nach München, und dank der Umsicht und Thatkraft des Kriegsministers v. Prankh befand sich alsbald der „Mobilisierungsbefehl in den Händen der Corpskommandanten. Die „Korrespondenz Hoffmann" meldete: „16. Juli 1870. Der Befehl zur Mobilisierung der Armee ist soeben ergangen. Seine Majestät hat den Bündnisfall für gegeben erachtet, Bayern wird mit Preußen gegen Frankreich in den Kampf ziehen." — Nachmittags trafen zur bestimmten Stunde die Minister Bray und Prankh in Berg ein; sie äußerten vor der Audienz gegen Eisenhart ihre dankbare Freude über den Entschluß Seiner Majestät; der Kriegsminister drückte Eisenhart herzhaft die Hand und sagte: „Sie haben ein Stück verdienstvoller Arbeit hinter sich." Nach der Audienz erklärte Prankh: „So befriedigt wie heute habe ich den König noch nie gesehen." — Als der dienstthuende Adjutant v. Sauer den

[1]) Tacitus, Hist. I. 15.

Digitized by Google

Monarchen ergebenst beglückwünschte, erwiderte dieser: „Ja, ich habe das Gefühl, eine gute That gethan zu haben."

Und wie wurde der König in seiner Empfindung bestärkt, als ihn bei seiner Rückkehr nach München am 17. Juli gegen vier Uhr nachmittags sein Volk mit einem wahren Sturm der Begeisterung empfing. Tausende und Tausende von Menschen umstanden die Residenz; erschien der König am Fenster, so tönten ihm Hochs und Huldigungslieder entgegen, so warm und ursprünglich, wie sie nur dem Herzen entströmen können. In ungewöhnt heiterer Art begrüßte er die ihm Zurufenden.

Aehnliche Scenen spielten sich am selben Tage in den deutschen Hauptstädten bei der Nachricht von der Mobilisierung der ganzen norddeutschen, der badischen, der hessischen, der württembergischen Armee ab. Am 19. Juli übergab in Berlin Botschaftssekretär Le Sourd dem Grafen Bismarck die französische Kriegserklärung.

Wie kreuzen sich Jammer und Jauchzen in solcher Zeit — kampflustige Männer, betrübte Frauen und Kinder — die in den Staatssammlungen bisher zur Schau ausgestellten Kleinodien und Schätze werden verpackt und verborgen, in den Kammern der Abgeordneten erhitzt der geforderte und bewilligte Militärkredit die Köpfe, die üblichen, nutzlosen Vermittlungsversuche fremder Kabinette erfolgen und verschwinden.

Am 20. Juli kündigte der bayrische Gesandte in Berlin die Waffengenossenschaft an. Unter den Schwärmen der Depeschen, Briefe und Telegramme, welche aus der Spreemetropole sich über ganz Europa verbreiteten, befand sich das herzliche Dankschreiben König Wilhelms an Ludwig II., nebst der Mitteilung, daß er „sofort das Kommando über die bayrische Armee übernommen und dieselbe der unter seinen Sohn gestellten dritten Armee überwiesen habe".

Am 20., 21. und 22. Juli verabschiedeten sich die französischen Gesandten von den deutschen Höfen, und die Gesandten der deutschen Staaten verließen Paris. Die ersteren machten trotz ihres Amtes, zu dem das Vorhersehen gehört, sehr verwunderte Mienen. „Was fällt denn all diesen Querköpfen (têtes carrées) ein, sich jetzt mit Preußen verbünden zu wollen!" hatte der französische Gesandte in Karlsruhe bei der Nachricht von der Kriegserklärung Bayerns ausgerufen. „Kaiser Napoleon hatte es gut mit dem König von Bayern im Sinn und wollte ihm sein Land vergrößern." Und Herzog von Cadore, der französische Gesandte am bayrischen Hof, war nicht minder verblüfft. — Diese Diplomaten sollten die Geheimagenten ihrer Regierungen sein — dazu gehört ein Sichbewegen in allen Gesellschaftskreisen, aber zumeist beschränken sich jene auf einige Salons. Der Salon ist eine Scheinwelt, die Menschen, die darin verkehren, geben Leib und Seele den vorteilhaftesten Anstrich. Ihre Temperamente lassen sie als höfliche, zahme Tiere erscheinen, die aufwarten und scherzen; ihre Gespräche und Empfindungen stoßen nie an, ihre Augen sehen je nach der aufgetragenen Farbe die politischen Fragen an.

Der Herzog von Cadore war ein fleißiger Besucher des Salons Pfeffel.

Digitized by Google

Aristokratische, ultramontane Herren und Damen aus München, der Nuntius, dessen Uditore und sonstige internationale Wahlverwandte fühlten sich dort heimisch. Der greise, geschmeidige, glatte, satirische Hausherr, dessen gelbes, scharfgeschnittenes Gesicht Karl Piloty zum Vorbild seines Cäsar genommen,[1]) war ein feuriger Katholik und ein heftiger Gegner Preußens. In diesem Cönakulum wurde die Unterhaltung ausschließlich französisch geführt, deutsche Interessen hatten keinen Zutritt; die Eindrücke, welche Cadore hier empfing, waren rheinbündlerisch; die ultramontane Kammermehrheit zu München hatte ihn auch in den Traum einer bayrischen Neutralität gewiegt, Graf Quadt, der bayrische Gesandte in Paris, hatte Grammonts Versicherung, daß Frankreich „keinen Fußbreit deutschen Bodens nehmen würde", Glauben geschenkt, ein ultramontanes Münchener Blatt hatte noch am 17. Juli nach Paris telegraphiert: „Die patriotische Partei der Kammer ist entschlossen, keinen Kreuzer für die zu Gunsten Preußens befohlene Mobilmachung zu bewilligen." — Der Herzog von Grammont hatte kurz vorher in Paris die Erklärung abgegeben: „Quant aux États du sud de l'Allemagne ils ne bougeront pas. Je suis renseigné par mon ami et élève M. de B."

Die französischen Gesandten hatten ihr vaterländisches Sprichwort nicht beherzigt: „Qui n'entend qu'une cloche, n'entend qu'un son."

Am 28. Juli reiste Napoleon mit seinem Sohne nach Metz, übernahm den Oberbefehl, und es erfolgte seine Proklamation an die Rheinarmee. König Wilhelm erließ am 31. Juli in Berlin seinen ergreifenden Aufruf „An Mein Volk". Abends begab er sich mit dem Hauptquartier, Prinz Karl, Graf Bismarck, General v. Moltke und v. Roon, nach Mainz, dort am 2. August eine Proklamation an das deutsche Heer richtend. — Schon die ersten Schlachten in den zwei Tagen des 4. und 6. August, Weißenburg, Wörth, Spicheren, waren Marksteine des ruhmreichen Heerzuges der Deutschen. Und fort und fort ward jede Schlacht ein deutscher Sieg, und jeder Mann vom Gemeinen bis zum obersten Feldherrn verdiente den Lorbeer. Nicht allein in Schrift und Stein sollten all die Helden fortleben, sondern auch im lebendigen Denken der Mit- und Nachwelt. —

Am 1. September wurde die blutige Entscheidungsschlacht bei Sedan geschlagen. Nach einem von Deutschen und von Franzosen mit beispiellosem Mut geführten Kampf war um drei Uhr nachmittags die Umzingelung der Stadt vollendet, der Waffensieg der Deutschen vollbracht. Das von Napoleon durch General Reille an König Wilhelm übersandte Schreiben enthielt die Worte: „Da es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Armee den Tod zu finden, so bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät niederzulegen." Die Kapitulationsverhandlungen zwischen Moltke, Bismarck, Wimpffen und Castelnau in Donchery dauerten die ganze Nacht hindurch, blieben aber resultatlos. Nach einem durch Wimpffen berufenen Kriegsrat der fran-

[1]) K. Pilotys „Ermordung Cäsars".

Digitized by Google

zösischen Generale wurde die Kapitulation von Sedan am 2. September unterzeichnet.

Angesichts der militärischen Riesenerfolge nahm die Deutsche Kaiserfrage eine festere, nicht mehr angefochtene Gestalt an. Diplomatische Verhandlungen wurden ihrethalben im September gepflogen.

Da König Wilhelm viel daran gelegen war, ein diesbezügliches Anerbieten von dem Könige von Bayern zu erwirken, wünschte er eine vorgängige Zusammenkunft mit Ludwig II. allein in Fontainebleau. Dagegen bestand die Absicht zu weitgehenden Konzessionen in Beziehung auf eine Ausnahmestellung der Krone und des Königreichs Bayern in Deutschland. König Ludwig II. wurde von seinen Ministern und von seinem Kabinettschef beschworen, der beabsichtigten Einladung Folge zu leisten.

Ludwig II. entschloß sich nicht dazu.

Graf Bismarck wünschte, daß der neue Gesamtbund den Namen Reich erhalte und dessen Präsident den Kaisertitel führe. Graf Bismarck äußerte, er habe im Jahre 1866 diesem Titel keinen Wert beigelegt, jetzt sei er überzeugt, daß man mit dieser Bezeichnung viel Thatsächliches der öffentlichen Meinung und dem Reichstag annehmbar machen könne. Von den Fürsten und an deren Spitze von dem König von Bayern sei die Verleihung des Titels wünschenswert, weniger vom Reichstag, welcher sonst wohl die den Fürsten zugedachte Rolle der Ergreifung der Initiative zur seinigen machen würde.

Auf den 22. September war zu München eine Vorbesprechung eines die sämtlichen deutschen Staaten in sich begreifenden Verfassungsbündnisses angesetzt. Der hierzu von der preußischen Regierung beorderte Staatsminister v. Delbrück und der Königlich württembergische Justizminister v. Mittnacht erhielten vor Beginn der Sitzung je eine Audienz bei dem in Berg weilenden König Ludwig II.

Den Stoff zum Gespräche gab die Deutsche Frage. Delbrück war überdies beauftragt, Seine Majestät auf die bevorstehende offizielle Einladung zu einer Fürstenzusammenkunft vorzubereiten. Die Aussicht, an derselben teilnehmen zu müssen, war dem „einsamen" König unsympathisch, und nach der Unterredung mit Delbrück hatte er das Gefühl, daß er gegen diesen etwas schroff gewesen sei, was ihm unbehaglich war, denn er wollte, daß jeder, den er in Audienz empfangen, den Eindruck der königlichen Leutseligkeit mit sich nehme. „Holen Sie Delbrück aus," schrieb der König an Eisenhart, „ich lege Gewicht darauf, zu erfahren, was er sagt. Ich verlasse mich auf Sie." Delbrück sprach sich während der Marschallstafel gegen meinen Mann nur im günstigsten Sinne über Seine Majestät aus.

Trotz aller Bemühungen seiner Minister und seines Kabinettschefs ließ sich Ludwig II. nicht bewegen, das Hauptquartier zu besuchen, aber er verfolgte mit dem lebhaftesten Interesse alle Vorgänge dortselbst, schmiedete in seiner Einsamkeit Pläne für Bayern und beharrte auf seinem Willen, sie durchzusetzen.

Er gehörte zu den Menschen, die stets Gegenleistung gewähren oder fordern. Der Begriff „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" galt ihm ebensoviel wie der von

Digitized by Google

„Ehr' um Ehre, Freud' um Freude", je nachdem er Kränkung oder Ergebenheit vergelten wollte.

„Noblesse oblige" und „qui s'y frotte s'y pique" gehörten zu seinen Devisen.

Für seinen raschen Entschluß der Mobilmachung, durch welchen Preußen thatsächlich ein großer Gefallen und Dienst geschehen war, glaubte Ludwig II. auf einen Gegengefallen und Gegendienst Anspruch zu haben. Er wollte seinem Lande eine Grenzerweiterung sichern.

Ein wohlunterrichteter Bekannter erzählte mir: Zusagen einer eventuellen Gebietsentschädigung für den im Jahre 1866 erlittenen Territorialverlust erfolgten durch den Bundeskanzler im Namen des Königs von Preußen, doch war die Bemerkung beigefügt, diese Angelegenheit müsse in das Gebiet der Friedensverhandlungen gewiesen und von den dereinstigen Friedensverhandlungen abhängig gemacht werden.

Das genügte dem Könige von Bayern nicht, er wünschte definitive Zusagen und regte die Frage an, ob nicht ein Zusammenhang zwischen dem diesseitigen und dem jenseitigen Bayern erreicht werden könne, durch Erwerbung eines Teiles der badischen Pfalz, die früher ohnehin churpfälzisches Besitztum gewesen, wogegen Baden durch Bezirke in Elsaß-Lothringen entschädigt werden sollte. Auf eine dem Grafen Bismarck gesprächsweise hierüber gemachte Mitteilung erklärte derselbe sofort in bestimmter Art, eine badische Gebietsabtretung sei ein noli me tangere, und daß weder sein allergnädigster Herr noch der Großherzog von Baden je darauf eingehen würden, weshalb dieses Projekt außer Betracht gelassen werden wolle.

König Wilhelm verlegte am 5. Oktober das Hauptquartier von Ferrières nach Versailles. Hier traf am 14. General Boyer ein, um in Bazaines Auftrag einen Kapitulationsantrag zu machen. Das Hauptquartier bestand auf der Kapitulation der ganzen Armee und der Festung von Metz.

Am 19. Oktober reisten die württembergischen, die badischen und die hessischen Minister nach Versailles, am 20. die bayrischen Minister Bray, Pranckh und Lutz. Von Weißenburg aus folgten die letzteren bis Nanteuil der Eisenbahn und von dort aus der bayrischen Etappenstraße. Auf dem ganzen Weg fanden sie zahlreiche bayrische Abteilungen, welche teils gegen Paris marschierten, teils zur militärischen Besetzung der Eisenbahn und der Straße verwendet waren. Die Mannschaft sah gut aus, aber die Montur um so schlechter. Ohne Eskorte durfte wegen der Francireurs auf der Landstraße nicht gefahren werden.

Am 20. Oktober in Versailles angekommen, meldeten sich die Minister sogleich bei dem König von Preußen, bei dem Kronprinzen Friedrich und bei Prinz Luitpold von Bayern. Abends machten sie dem Grafen Bismarck einen Antrittsbesuch; Bismarck äußerte den Wunsch, Kriegsminister v. Pranckh möchte wegen des Militärwesens mit dem General v. Roon ins Benehmen treten, Staatsminister v. Lutz mit Minister v. Delbrück eine Vorbesprechung halten, um

Digitized by Google

zu erfahren, in welchen Punkten ein vollständiges Einverständnis bestehe oder Meinungsverschiedenheit herrsche.

Auch die Bevollmächtigten von Württemberg, Baden und Hessen hatten Sonderverhandlungen mit den preußischen Ministern.

Die zu Versailles am 6. November stattgehabte gemeinsame Besprechung Delbrücks mit den württembergischen, badischen und hessischen Ministern (die bayrischen Minister waren wegen stattgehabter Uneinigkeit nicht zugezogen worden) erzürnte Ludwig II. „Warum wird mit Württemberg, Baden und Hessen zuerst abgeschlossen und dann erst mit meiner Regierung?“ rief er unwillig aus.

Er war zu jener Zeit durch den Gang der Ereignisse des Thrones und Europas müde geworden. Erregt verlangte er die schleunige Abreise des Prinzen Otto vom Kriegsschauplatz und erwartete ungeduldig dessen Ankunft in Hohenschwangau.

„Ich sehe meinen Bruder als den König an,“ äußerte Ludwig II. gegen seine Umgebung; „nur an einem einzigen dünnen Faden hängt noch die Sache, dann wird es heißen: Le Roi Louis II est mort, vive Le Roi Othon I.!“

Am 5. November 1870 traf Prinz Otto in Hohenschwangau ein. Er war nicht ohne Lebensgefahr Tag und Nacht gereist, um den Wunsch seines Bruders zu erfüllen.

Der König sprach viel und heftig über seine Abdankung mit Prinz Otto, welcher einen liebenswürdigen Widerspruch entgegensetzte; trotz seines Verlangens, auf den Kriegsschauplatz zurückzukehren, konnte er des Monarchen Erlaubnis hierzu erst Mitte Januar erwirken. —

Welche Abwechslung an Scenerien, Gesprächen, Gedanken charakterisierte das Leben im Hauptquartier zu Versailles! Bald donnerten die Kanonen vom Mont Valérien herüber, bald spielten die Mitrailleusen ihre unheimlichen Weisen auf, da sah man vielsagende Rauchwolken in den Lüften, dort segelte ein Unerschrockener im Ballon, unter „Eskorte“ zogen dicht aneinandergedrängte französische Gefangene durch die Straßen, und hier trugen deutsche Soldaten Totenbahren unter düsterem Trommelwirbel auf den Kirchhof. Schlimme, gute und die besten Nachrichten bewegten die Menschen vom Morgen bis in die tiefe Nacht hinein. Das ganze Thun und Treiben, so historisch denkwürdig es war, überragte König Wilhelm inmitten seiner hohen Fürstengesellschaft; auch Bismarcks Reckengestalt trat mächtig hervor. Wenn der Bundeskanzler in den reichen Schatz seiner Erfahrungen griff und daraus verteilte, fesselte er die Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Jeder Satz war der Träger eines großen Gedankens. So am 5. November, wo er ausführlich seine Besprechung mit Thiers mitteilte. Unter den Zuhörern befanden sich die bayrischen Minister, der sächsische Regierungsvertreter v. Friesen, die württembergischen Abgesandten v. Mittnacht und v. Suckow, die badischen Bevollmächtigten v. Freydorff und v. Jolly, der hessische Delegierte v. Dalwigk.

Der endgültige Entschluß Württembergs, gemeinsame Sache mit Bayern zu

Digitized by Google

machen (13. November), stillte etwas den Sturm des Unmuts in der Seele Ludwigs II.

„Denken Sie sich," sagte zu einem Herrn seiner Umgebung der über seine eigne Phantasie und über die Leichtgläubigkeit der andern erstaunte König, „Graf B. glaubte wahrhaftig auch, es sei mir ernst mit der Abdankung gewesen."

Der Gedanke daran zerstob wie der Sand im Wind, bemerkt doch schon Tacitus: „Das Verlangen nach Herrschaft mag heißer sein als jede andre Empfindung."

Verschiedenen einflußreichen Persönlichkeiten wurde der strengste Befehl eingeschärft, „alles aufzubieten, damit jenes Abdankungsgerücht", das sich wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, „endlich aufhöre".

Am 15. November schrieb der badische Staatsrat Gelzer,[1]) der das volle Vertrauen seines hochherzigen Landesherrn besaß, an Eisenhart:

„Hochgeehrter Herr Kabinettsrat!

Wollen Sie mir erlauben, beiliegende Schriften an Seine Majestät den König mit einigen notwendigen Erklärungen zu begleiten.

Da es sich um eine Korrespondenz Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden mit Seiner Majestät dem Könige handelt, wobei mir der ehrenvolle Auftrag zu teil geworden, wenn möglich mündlich dem Gedanken Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs offen und zutrauensvoll einen Ausdruck zu geben, so muß mir viel daran liegen, Sie über die näheren, diesem Schritte zu Grunde liegenden Umstände zu orientieren.

Schon seit Jahren hegte Seine Königliche Hoheit der Großherzog den lebhaften Wunsch, Seiner Majestät Ihrem Könige persönlich näher zu treten; dieser Wunsch steigerte sich in hohem Maße, als im Frühjahr 1866 eine Katastrophe für Deutschland sich vorbereitete; damals schon hatte Seine Königliche Hoheit die Absicht, mich mit einem vertraulichen Schreiben, das eine Zusammenkunft vorschlug, bei Seiner Majestät dem Könige einzuführen. Dieses Beglaubigungsschreiben war schon unterzeichnet und ist heute noch in meinen Händen, als das Ereignis eine Wendung nahm, welche die Ausführung jenes in edelm Vertrauen entworfenen Planes durchkreuzte.

Indessen lebte der in den letzten vier Jahren stets festgehaltene Wunsch mit neuer Frische auf, als die große Wendung deutscher Geschichte im Sommer dieses Jahres eintrat. Das hochherzige Eingreifen Seiner Majestät des Königs Ludwig, dem wir es zu danken haben, daß die ganze Nation an diesem weltgeschichtlich-folgereichen Kampfe teilnahm, konnte jenes Verlangen des Großherzogs nur noch verstärken; auch hat Seine Königliche Hoheit in einem eigen-

[1]) Heinrich Gelzer, mehrere Jahre Professor der Geschichte in Berlin, nahm in der Neuenburger Frage eine hervorragende Stellung ein und trug zur friedlichen Lösung zwischen Preußen und Neuenburg bei. Wegen Gesundheitsverhältnisse gab er seine Professur auf und ging nach Baden in den Dienst des Großherzogs.

Digitized by Google

händigen Brief an Seine Majestät den König vor mehreren Wochen bereits direkt dies ausgesprochen. Allein eine Einladung Seiner Majestät des Königs von Preußen an seinen Schwiegersohn rief diesen nach Versailles, ehe er die erforderliche Einladung zu einer vertraulichen Zusammenkunft in München oder Berg oder an einem dritten beliebigen Orte treffen konnte.

Am Tage vor der Abreise nach Versailles richtete der Großherzog an mich die Anfrage, ob ich wohl jetzt die Mission übernehmen wolle, die im Frühjahr 1866 nicht zu stande gekommen, der Ueberbringer und, wenn möglich, der mündliche Interpret eines konfidentiellen Briefes an Seine Majestät den König Ludwig zu sein?

Der Herr Großherzog wußte, daß ich ohnehin im Sinne hatte, einen mehrtägigen Besuch in München zu machen, wo ich einige meiner Bekannten, in erster Linie den Herrn Stiftspropst Döllinger, zu sprechen wünschte, die ich seit meiner Anwesenheit in Rom während der wichtigen Monate von April bis Juli noch nicht gesprochen habe. Nur im Vorbeigehen führe ich an, daß ich während meiner höchst wichtigen praktischen Studien in der Konzilsstadt auch oft und freundschaftlich mit dem Grafen Taufkirchen, Ihrem dortigen Gesandten, sowie mit dem Kardinal Hohenlohe verkehrte.

Nun wäre ich Ihnen, hochgeehrter Herr Kabinettsrat, sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie mich mit einigen Zeilen davon in Kenntnis setzen wollten:

1. Ob Seine Majestät der König nach Kenntnisnahme des beigeschlossenen Beglaubigungsbriefes vielleicht mich zu sprechen geruhen wollen?

2. Wenn das in nächster Zeit nicht in Aussicht stände, ob sich eine baldige Möglichkeit einer Unterredung mit Ihnen herbeiführen ließe?

Mit aufrichtiger Hochachtung

ergebenster

Professor Dr. Gelzer, Staatsrat."

Der König dankte in verbindlicher Weise eigenhändig dem Großherzog von Baden für dessen freundschaftliches Schreiben. Dem Staatsrat Gelzer ließ er mitteilen, „er wolle ihn nicht an sein entferntes Hoflager in Hohenschwangau bemühen", und sandte am 18. November seinen Kabinettschef nach München, um Rücksprache mit Gelzer zu nehmen.

Eisenhart suchte denselben in dem Hotel „Zu den vier Jahreszeiten" auf. Gelzer wünschte vor allem eine Zusammenkunft des Großherzogs von Baden mit dem Könige von Bayern zu stande zu bringen, da in tiefbewegter Zeit, in der es sich um folgenschwere Entschlüsse handle, das lebendige Wort, der unmittelbare Austausch der Gedanken oft von unberechenbarem Werte sei. Voll Wärme ging er dann auf die Kaiserfrage über und betonte energisch, daß bei dem Gedanken daran dem Großherzog nichts ferner läge als ein Zurückfallen in die römisch-imperatorische oder in die theokratisch-mittelalterliche Auffassung des deutschen Kaisertums. Die deutsche Krone, sagte er, solle der geschichtliche Schlußstein eines mehrhundertjährigen Neubaues sein, des neu aufblühenden

Digitized by Google

Reiches deutscher Nation. Von dem edelsten Vertrauen erfüllt, habe Seine Königliche Hoheit am 31. Oktober an Seine Majestät den König Ludwig geschrieben, und glücklich würde sich Gelzer schätzen, wenn er Seiner Königlichen Hoheit die erwünschte Antwort von Seiner Majestät überbringen dürfte.

Eisenhart versicherte aus voller Ueberzeugung, so viel wie möglich dazu beitragen zu wollen, den König doch noch zu einer Reise nach Versailles zu bewegen, damit der Monarch selbst an der Leitung der wichtigen Angelegenheiten mitwirke, die von so großer Tragweite für die gesamte deutsche Nation und für jeden Einzelstaat seien. Im übrigen habe er keinerlei Ermächtigung, in irgend einer Weise eine Zusage zu geben.

Staatsrat Gelzer fügte bei, er werde sich noch erlauben, in einer schriftlichen Darlegung die Kaiserfrage Seiner Majestät zu unterbreiten.

Als Eisenhart dem Könige die Unterredung mitteilte, erwiderte dieser: „Ich weiß recht gut, daß in gar mancher Hinsicht eine Reise von mir ins Hauptquartier ratsam wäre und politische Vorteile brächte, das versteht sich von selbst, aber ich fühle mich leidend und angegriffen, auch hängt meine Reise von den gewünschten Garantien ab, sonst gehe ich nicht nach Versailles, dabei bleibt es, das ist mein Wille." Selbst die unter andern Verhältnissen verlockende Aussicht, Trianon zu bewohnen, verfing nicht. Bismarck hatte bereits den Maire veranlaßt, die nötigen Vorbereitungen im Schlosse zu treffen. „Wenn der König nur noch kommt!" sagte Bismarck. „Das hätte ich auch nicht gedacht, daß ich einmal den Hanshofmeister von Trianon spielen würde." Aber der König kam nicht. —

Die Schwierigkeiten bei den Konferenzen mit den bayrischen Ministern hatten sich auf Bismarcks Nerven geworfen. Etwas besänftigt bemerkte er eines Tages, er hoffe dennoch, sich mit „Bavaria" verständigen zu können.

Wichtig waren die Abendstunden des 23. November; Bismarck verhandelte einmal wieder mit den bayrischen Ministern; als diese ihn nach zehn Uhr verlassen hatten, äußerte er befriedigt: „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch. Es ist ein Ereignis. Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen: ‚der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt,' und er kann recht haben, mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben. Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem Deutschen Kaiser einzuräumen als dem benachbarten Könige von Preußen." [1])

Die Kaiserwürde war also eine ausgemachte Sache. Die Erwählung König

[1]) Vergleiche Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute".

Digitized by Google

Wilhelms zum Deutschen Kaiser durch Fürsten der kleineren Staaten stand bevor, wenn der König von Bayern den gewünschten Antrag nicht stellen würde. Was heute versäumt wird, ist oft auf immer verloren — Bray und des Königs Kabinettschef führten diesen Gedanken in schriftlichen und mündlichen dringenden Vorstellungen bei Ludwig II. aus; sie betonten, daß die bloße Zustimmung den gleichen Wert bei weitem nicht haben würde wie das Anbieten der Kaiserkrone.

Die Presse befürwortete eifrigst die Kaiseridee, die nationalliberalen Kreise wirkten feurig dafür, bald stimmten die Konservativen in Preußen ein, auch die vox populi verlangte, daß der Heldenkönig mit der Kaiserkrone geehrt werde.

Zündend zog die Begeisterung von Staat zu Staat im deutschen Lande. Nach gründlicher Ueberlegung richtig handeln war einer der Vorzüge Ludwigs II. Sein persönlicher Wille stand diesmal in keiner Verbindung mit dem Anerbieten. Innerlich widerstrebte es ihm, als dem Sprossen eines „uralten, schon vor 1000 Jahren ruhmvollen Geschlechtes", der drei Kaiser unter seinen Ahnen zählte, den Antrag zu stellen; aber aus der Notwendigkeit eine Tugend zu machen, schien ihm jetzt geboten. Somit schreckte der König nicht mehr vor dem persönlichen Opfer zurück, was um so höher anzuschlagen ist, da ihm das ehrgeizige Motiv ferne lag, umjauchzt zu werden oder eine Rolle zu spielen, die, wenn nicht in erster, so doch in zweiter Reihe einen historischen Ruhm erlangen würde.

Er schrieb an die Mitglieder des königlichen Hauses und bat sie, ihm ihre Meinungen in dieser hochwichtigen Frage unverzüglich kundzugeben. Sodann beauftragte er mittels chiffrierten Telegrammes den Grafen Bray, mit Bismarck zu sprechen und diesem zu sagen, daß in längstens drei Tagen Graf Holnstein in Versailles eintreffen würde. „Dann erst," äußerte der König, „bin ich im stande, einen endgültigen Entschluß zu fassen."

Der Oberst-Stallmeister Graf Holnstein fuhr, alle Hindernisse überwindend, eiligst nach Versailles.

Die bayrischen Minister verließen nach geschehener Arbeit am 26. November das Hauptquartier.

Eisenhart wurde im königlichen Auftrage von Hohenschwangau nach München entsandt, um von den ankommenden Ministern die den König lebhaft interessierenden Mitteilungen entgegenzunehmen. Ende November, während Eisenharts Abwesenheit von Hohenschwangau, kehrte Graf Holnstein an das königliche Hoflager zurück. Er hatte nach seinem Eintreffen in Versailles unverweilt den Grafen Bismarck aufgesucht und sich seiner Mission entledigt. Besorgend, daß er durch mündliche Ueberlieferung Bismarcks Ideen Seiner Majestät nicht mit der unumgänglich erforderlichen Genauigkeit unterbreiten könnte, hatte er den Bundeskanzler um eine schriftliche Darlegung seiner (Bismarcks) Ansichten betreffs der Kaiserfrage, sowie um den Entwurf eines von König Ludwig II. allenfalls an den König von Preußen in dieser Sache zu richtenden Schreibens ersucht. Beide

Digitized by Google

Dokumente hatte Graf Holnstein unverzüglich am 27. November erhalten und überbrachte sie nun seinem Monarchen.

Am 30. November fuhr hierauf Graf Holnstein nach München, ließ meinen Mann, der mit mir im Residenztheater war, aus der Loge rufen, teilte ihm kurz den Sachverhalt mit und überreichte ihm im Namen Seiner Majestät ein versiegeltes, an Eisenhart adressiertes Couvert. Es enthielt einen eigenhändig von Ludwig II. geschriebenen Brief an den König von Preußen und einen an meinen Mann.

Dem letzteren Schreiben lag der Gedanke zu Grunde, ob etwa angesichts der Deutschen Verfassungsfrage und der Sachlage ein anders gefaßter Brief als besser und angemessener sich herausstellen würde. — Eisenhart fühlte sich hochgeehrt durch die huldvollen Zeilen, wenn er sich auch bewußt war, daß seine zu treffende Entscheidung möglicherweise die Einleitung zu Konflikten für ihn werden könnte.

Die Pflicht zeichnete ihm klar den Weg vor, den er einzuschlagen hatte, und des Königs Vertrauen verpflichtete ihn doppelt zur gewissenhaftesten Loyalität. Also ließ er allenfallsige Bedenken fallen, und, nur des Königs und Bayerns Interessen für maßgebend haltend, beschloß er, den Brief König Ludwigs II. an König Wilhelm I. in der gegebenen Fassung nach Versailles abgehen zu lassen. Um im Einklange mit dem Ministerium zu handeln, teilte er tags darauf in früher Morgenstunde diese seine Ansicht Herrn v. Lutz mit, der sich unbedingt mit Eisenhart einverstanden erklärte; hierauf flog Graf Holnstein mit dem denkwürdigen Schreiben nach Versailles zurück, und Eisenhart fuhr wieder nach Hohenschwangau. Der König hatte unterdessen wegen seines Anbietens der Kaiserkrone an die deutschen Fürsten, an die Vertreter der drei freien Städte und an Graf Bismarck geschrieben.

Prinz Luitpold von Bayern, dessen ritterlicher, liebenswürdiger Charakter so viel zu den guten Beziehungen zwischen Preußen und Bayern beitrug, empfing am 3. Dezember aus Holnsteins Händen den „Kaiserbrief" und überreichte denselben alsbald dem König von Preußen.

König Wilhelm sandte ein warmes, herzliches Dankschreiben an Ludwig II.; von den deutschen Fürsten und von den freien Städten waren begeisterte Rückäußerungen ihres Einverständnisses in Hohenschwangau eingetroffen. —

Im Hauptquartier herrschte große Freude über die deutsche Haltung Ludwigs II. Bei einem Diner richtete sich Bismarck in seiner ganzen Größe empor und sprach feierlich: „Ich trinke auf das Wohl Seiner Majestät des Königs von Bayern, auf das Blühen und Gedeihen seiner tausendjährigen Dynastie. Ich kann nur wiederholen, daß, solange ich etwas zu sagen habe, nie ein Schritt geschehen soll, der Bayern in seiner berechtigten Stellung verletzt. Seine Majestät der König wird an mir, solange ich lebe, einen so ergebenen Diener finden, als wäre ich sein Lehensträger." (Eines der Güter Bismarcks war einst ein bayrisches Lehen.) Nach Tische beim Zigarrenrauchen äußerte der Bundeskanzler: „Preußische Chauvinisten und Heißsporne haben es mir oft

Digitized by Google

verübelt, daß ich auf Bayern nicht mehr Druck ausgeübt; hätte ich nachgegeben, so säße uns ein Pfahl im Fleische, an welchem noch unsre Kinder zu leiden hätten. Zu einer solchen Schlechtigkeit, sagte ich ihnen, biete ich meine Hand nie, wollen sie so vorgehen, so mögen sie sich einen andern suchen, ich gebe meinen Namen nicht dazu her." — Minister von Delbrück verlas am 5. Dezember im Reichstag zu Berlin „das auswärts bereits telegraphisch bekannt gewordene Schreiben des Königs Ludwig an den König Wilhelm mit dem Hinzufügen: daß die in Versailles anwesenden deutschen Souveräne Seiner Majestät dem König von Preußen und Seiner Majestät dem König von Bayern ihre Zustimmung zu diesem Vorschlag ausgesprochen haben".[1]) Und am 6. Dezember teilte in der Magistratssitzung zu München der erste Bürgermeister den „Kaiserbrief" mit, der die Vertreter der Stadt zu einer begeisterten Ovation für ihren Monarchen hinriß.

„Zur raschen Erledigung der Sache hat König Ludwig wesentlich beigetragen," erklärte eines Tages Bismarck; „er hat den Brief gleich angenommen und ohne Aufschub entscheidend beantwortet."

Obgleich König Ludwig II. das föderative Prinzip in der Bundesverfassung noch entschiedener zur Geltung gebracht haben wollte, erteilte er von Hohenschwangau aus den von den Ministern getroffenen Vereinbarungen seine Genehmigung und bewilligte am 6. Dezember die Beratung der ganzen Angelegenheit im Staatsrate. Zugleich sprach der König seine Zufriedenheit über die Sonderrechte aus, welche seine Minister für Bayern in Versailles zu erwirken vermocht: „Bayern behielt seine eigne Diplomatie, die Verwaltung des Heerwesens, der Post, der Telegraphen, der Eisenbahnen, seine besondere Besteuerung des Biers und Branntweins und nahm keinen Anteil an den Bestimmungen der neuen deutschen Bundesverfassung über Heimats- und Niederlassungsrecht. Zugleich wurde ihm zugestanden, daß im Bundesrate aus den Bevollmächtigten der Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg unter dem Vorsitz Bayerns ein diplomatischer Ausschuß gebildet werde, und daß das Veto von 14 Stimmen genüge, um jede Verfassungsänderung zu verhindern, während nach dem 78. Artikel der norddeutschen Bundesverfassung zu einer Verfassungsänderung eine Zweidrittelmehrheit im Bundesrat nötig war." — Militärisch ward Bayern durch die Bündnisverträge verpflichtet, vom 1. Januar 1872 an „volle Uebereinstimmung in Organisation und Ausbildung seines Heeres mit jener des norddeutschen (preußischen) Heeres einzugehen. Diese Reorganisation erfolgte unter der Militärhoheit des Königs von Bayern, also Wehrgesetz als die Grundlage des Ganzen, Formationen jeglicher Truppenkörper, Unterrichtsvorschriften und Reglements. Die bayrische Uniform des Heeres und Bewaffnung der Infanterie sollten nicht geändert werden, obgleich auch die Uebereinstimmung in Bewaffnung vertragsmäßig bedingt war."

Oft und oft sprach nach dem Vortrage Eisenharts der König über die

[1]) „Allg. Zeitg.", 8. Dez. 1870. Nr. 342. Schultheß, „Geschichtskalender", 1870. S. 186.

Digitized by Google

Kaiserwürde und Kaiserkrone mit meinem Manne. Einmal (es war Ende November in Hohenschwangau) sagte er zu ihm: „Sie haben den Brief Bismarcks an mich noch nicht gelesen, lesen Sie ihn."

Eisenhart las voll Spannung das dargereichte Schreiben; als er dasselbe zurückgab, machte der König einen Riß in das Couvert und war im Begriffe, das Gleiche mit dem Briefe zu thun, um ihn nach seiner Gewohnheit als erledigte Sache zu vernichten.[1]) Da rief mein Mann mit dem Ausdrucke des innigsten Bedauerns:

„Wie schade, Majestät, ein solcher Brief!"

Der König hielt inne.

„Nehmen Sie ihn, ich schenke Ihnen denselben, thun Sie damit, was Sie wollen, aber ich will nichts mehr davon hören."

Gerührt dankte Eisenhart dem huldvoll gesinnten Monarchen und trug das kostbare Schriftstück so vergnügt in sein Arbeitszimmer, wie wenn er alle Schätze Indiens geschenkt bekommen hätte. Bei der nächsten Weihnachtsbescherung machte mich mein Mann zur glücklichen Besitzerin des Briefes. Mehr als 27 Jahre lag er nun in einer Kassette — hoch gehalten, aber verborgen; nur einzelnen Privilegierten wurde dann und wann die Begünstigung zu teil, ihre Augen an den Schriftzügen Bismarcks zu weiden.

Von verschiedenen Seiten tauchten nun wiederholt irrtümliche und entstellende Nachrichten auf über Ursprung und Inhalt des Briefes, in welchem der König von Bayern dem König von Preußen den Kaisertitel anbietet. Da die Entstehungsweise desselben klar und bündig in dem erwähnten Briefe des Bundeskanzlers an König Ludwig II. dargelegt ist und das Schreiben dem bayrischen Königshause sowie dem Fürsten Bismarck zur Ehre gereicht, so glaube ich einer Pflicht meiner Vaterlandsliebe zu genügen, indem ich hiermit dieses herrliche Dokument der Oeffentlichkeit übergebe. Wenn ich dessen Wiedergabe in meinem Werke: „Unter den vier ersten Königen Bayerns"[2]) unterließ, wo sie berechtigt gewesen wäre, so geschah dies hauptsächlich wegen der Ansicht eines hohen Staatsbeamten, daß in dem jetzigen Zeitpunkte (1893) sich in Bayern eine starke Strömung gegen die Institution des Kabinettssekretariats bemerkbar mache, und daß es vielleicht geratener sei, für jetzt von einer Publikation des betreffenden Schriftstücks abzusehen. Da nun in den seither verflossenen fünf Jahren die Wellen dieser Bewegung sich vollständig gelegt haben, so kann nach meiner Ueberzeugung die Wiedergabe des „Bismarckbriefes" von keiner Seite mehr als ungelegen, von jeglicher Seite aber als erwünscht erachtet werden.[3]) Somit gehöre dieses kostbare Dokument der Geschichte an:

---

[1]) König Ludwig II. pflegte die gelesenen Schreiben in ganz kleine Stücke zu zerreißen, läutete und befahl seinem Kammerdiener, dieselben sogleich zu verbrennen. Nur selten fanden Ausnahmen von dieser Regel statt.

[2]) Von Louise v. Kobell. München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

[3]) Dieser Standpunkt ist um so gerechtfertigter, als das Konzept des Briefes in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" seither veröffentlicht wurde. Dieses Konzept weicht an mehreren Stellen von dem hier mitgeteilten Briefe Bismarcks an König Ludwig II. ab.

Digitized by Google

Versailles, 27. November 1870.

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

Für die huldreichen Eröffnungen, welche mir Graf Holnstein nach Befehl Eurer Majestät gemacht hat, bitte ich Allerhöchstdieselben, den ehrfurchtsvollen Ausdruck meines Dankes gnädig entgegen nehmen zu wollen; mein Gefühl der Dankbarkeit gegen Eure Majestät hat einen tieferen und breiteren Grund als den persönlichen, in der amtlichen Stellung, in welcher ich die hochherzigen Entschließungen zu würdigen berufen bin, durch welche Eure Majestät bei dem Beginn und bei dem bevorstehenden Ende dieses großen Nationalkrieges der Einigkeit und der Macht Deutschlands den Abschluß gegeben haben. Aber es ist nicht meine sondern die Aufgabe des deutschen Volkes und seiner Geschichte, dem durchlauchtigen Bairischen Hause für Eurer Majestät deutsche Politik und für den Heldenmuth Ihres Heeres zu danken. Ich kann nur versichern, daß ich so lange ich lebe, Eurer Majestät in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit anhänglich und ergeben sein, und mich jederzeit glücklich schätzen werde, wenn es mir vergönnt wird, Eurer Majestät zu Diensten sein zu können.

Bezüglich der deutschen Kaiserfrage ist es nach meinem ehrfurchtsvollen Ermessen vor Allem wichtig, daß deren Anregung von keiner anderen Seite wie von Eurer Majestät und namentlich nicht von der Volksvertretung zuerst ausgehe. Die Stellung würde gefälscht werden, wenn sie ihren Ursprung nicht der freien und wohlerwogenen Initiative des mächtigsten der dem Bunde beitretenden Fürsten verdankt.

Ich habe mir erlaubt, dem Grafen Holnstein den Entwurf einer etwa an meinen allergnädigsten König und, mit den nöthigen Aenderungen der Fassung, an die anderen Verbündeten zu richtenden Erklärung auf seinen Wunsch zu übergeben. Demselben liegt der Gedanke zu Grunde, welcher in der That die deutschen Stämme erfüllt: der Deutsche Kaiser ist ihr Landsmann, der König von Preußen ihr Nachbar; nur der deutsche Titel bekundet, daß die damit verbundenen Rechte aus freier Uebertragung der deutschen Fürsten und Stämme hervorgehen. Daß die großen Fürstenhäuser Deutschlands, das Preußische eingeschlossen, durch das Vorhandensein eines von ihnen gewählten deutschen Kaisers in ihrer hohen europäischen Stellung nicht beeinträchtigt wurden, lehrt die Geschichte.

In tiefer Ehrfurcht ersterbe ich Eurer Majestät
unterthänigster treugehorsamster Diener
v. Bismarck."

*

König Ludwig II. erhielt Tag für Tag aus allen Gauen Deutschlands Danksagungen und Lobeserhebungen über seine großmütige Haltung in der deutschen Frage. Aber der Wunsch, den er am lebhaftesten gehegt — Bayern

Digitized by Google

zu erweitern — ging nicht in Erfüllung; ein Umstand, der zu mancherlei Mißstimmung des Königs gegen Preußen Anlaß gab.

*

Ich hoffe, daß meine bündige Arbeit, welche von denkwürdigen Ereignissen Kunde giebt, jedem willkommen sein wird, der die Erinnerung festhalten will an unsern hohen Heldenkaiser Wilhelm I., an den großen Reichskanzler Bismarck mit dem erhabenen Wesen ohnegleichen, an König Ludwig II. von Bayern, dessen rascher Mobilmachungsbefehl und dessen uneigennütziges Vorgehen in der Kaiserfrage Thaten von durchgreifender Wirkung waren. Die Erinnerung an diese drei Wiedererbauer des Deutschen Reiches ist für dessen Angehörige der stärkste Hebel zur Dankbarkeit. „Was ist aber edler als Dankbarkeit?“ fragt Seneca. „Für diese Tugend steht ein Feld offen, so weit wie das Leben.“

Das russische Theater und Tolstoj.

Mein zweiter Besuch Rußlands.

Von

Josef Lewinsky, k. u. k. Hofschauspieler.

Im Oktoberheft des Jahrgangs 1896 dieser angesehenen Zeitschrift wurde mir Gelegenheit geboten, meine Bemerkungen über das russische Theater und über eine Begegnung mit Tolstoj kundzugeben. Der gegenwärtige Bericht ist gewissermaßen nur eine Fortsetzung, denn dieselben geistigen Interessen erfüllten mich bei meinem zweiten Besuch Moskaus um die Jahreswende 1897/1898.

Leider war mein Aufenthalt auf wenige Wochen beschränkt und meine Zeit durch künstlerische Arbeit stark in Anspruch genommen, aber ein seltenes Glück begünstigte mich auch diesmal in der Beobachtung des russischen Volkes. Seine Geschichte, seine Leiden, seine ungeheure, in den Hauptzügen festgezeichnete Erscheinung übt auf mich einen besonderen Zauber aus. Das Slaventum erscheint ja nur im Russen in seiner Reinheit und Größe. In den Völkerbrocken slavischer Abkunft, welche die Geschichte in das westliche und südliche Europa geworfen hat, erscheinen die Züge slavischen Wesens unrein gemischt; Kraft tritt fast nur als Roheit, Klugheit als Tücke auf.

Die Sprachen sind ja der Völker treue Spiegel, und schon durch die Sprache kündigt sich der Russe als Herr an, als ein Wesen, das zu hoher Bestimmung

Digitized by Google

ausersehen ist. Das Geheimnis solcher Entwicklung liegt wahrscheinlich teilweise in seiner Masse, seinem Wohnraume und den Klimaten desselben.

Ein Schwarm von wilden Völkerschaften tummelt sich da auf unermeßlichen Gebieten, und diese Scharen werden zusammengehalten und geführt von dem jugendlichen Riesenvolke der Russen, dem die Natur nicht nur Kraft in die Faust, sondern auch Gedanken in das Gehirn gelegt hat. Aus dieser Riesenmasse zuckten in dem nun absterbenden Jahrhundert die Flammen eines originalen Geistes auf, welcher der Welt neue, noch unerhörte Dinge zu sagen hat und schon in diesem ersten Jahrhundert seiner Bethätigung in Poesie und Malerei Außerordentliches und Originelles geleistet hat.

Scheint mir doch die Idee Schillers, daß das Schöne die Lehrmeisterin der Menschheit ist, auch an diesem Volke bewahrheitet; auch hier schreitet die Kunst voran. Aus der jugendlichen Kraft erstehen einem Volke die Propheten und Sänger als Wegweiser; sie *sagen* und *singen* ihm von seiner Vergangenheit und weisen in die Zukunft; sie bringen es zum Bewußtsein seines Daseins, seiner Bestimmung. Auch mich weiht die Kunst ein in die Kenntnis der Seele dieses Volkes und seine geschichtlichen Zustände, und wenn man Tolstoj und Gogol als Vermittler hat, so sieht man schnell und tief. Vor zwei Jahren lernte ich den russischen *Bauern* kennen durch Tolstojs „Macht der Finsternis“ und die großen Schauspieler in Petersburg und Moskau; — diesmal zeichnete mir Gogol das Meisterbild des russischen Beamten. Ein echter Dichter und Künstler lehrt in zwei Stunden mehr als eine Bibliothek von Staatsakten.

Während meines Gastspiels in Moskau wurde mir ein lange Jahre gehegter, sehnlicher Wunsch erfüllt, Gogols berühmtes Werk „Der Revisor“ im Original zu sehen. Das in Rußland rühmlichst bekannte Theater Korsch erwies mir die besondere Ehre, für mich eine Aufführung dieses nationalen Werkes anzusetzen. Aber nicht minder groß als diese Auszeichnung war der Genuß, den mir die Künstlerschar bereitete.

Dieses Privattheater ist durch die Persönlichkeit seines Direktors Korsch sowie durch sein Personal eine Merkwürdigkeit, welche mir zum erstenmal im Leben begegnet, einzig in seiner Art, ich möchte sagen: ein Ehrenzeugnis für das russische Volk und nur erklärlich aus einem patriarchalischen Zuge, der in diesem gewaltigen Volke noch heute lebt, während er in der westeuropäischen Menschheit längst abgestorben ist. In den romanischen Völkern war dieser Zug kaum je vorhanden; er entspricht nur der tieferen germanischen oder russischen Volksseele.

Die Truppe des großen Schröder in ihrer Glanzzeit ist wohl die einzige Erscheinung, welche mit dem Theater Korsch in Moskau verglichen werden könnte. Aber selbst dieser fehlte es an einem Charakteristikon, das ich weiter unten erwähnen will.

Der „Revisor“ hat zu seinem Grund und Boden eine natürliche, staatliche Form, welche in Voraussetzung eines guten und gerechten Herrschers eine Knappheit und Gesundheit in sich trägt, die unter andern Formen gar nicht erreichbar ist. Aber diese Form, die nur kleineren Staatsgebilden Segen bringt, wandelt

Digitized by Google

sich unter großen Verhältnissen, die auch dem Höchststehenden unübersehbar sind, zum Fluch durch die Beschaffenheit der Menschen. Diesen Fluch, den Fürst und Volk gemeinsam tragen, hat Grillparzer mit ergreifenden, ewigen Worten in seiner „Esther" gezeichnet.

Im Anblick der Höflinge bricht König Ahasverus in Klagen aus:

„Da sind sie, da, die Feinde alles Blühns,
Das kriechende Geschlecht, die leisen Nagens
Anbohren jedes Blatt, bis es sich krümmt
Mit bittrer Windung nach dem Innern zu
Und fahl wird, hart, und stirbt. —
Verneigt ihr euch? So spottet ihr denn mein?
Ich euer Herr? Ihr seid's, ihr seid die Meinen.
Denn kann gleich jedem einzelnen von euch
Den Kopf ich schleudern vor die eignen Füße,
Zusammen seid ihr mächtiger als ich.
Ihr seid mein Aug', ihr seid mein Ohr, durch euch
Gelangt des Flehens Stimme bis zu mir.
Ihr seid die Arme meiner Macht, die Boten,
Die meinen Segen tragen übers Land.
Seid ihr schlimm, bin ich's auch, bin ein Tyrann,
Der ich die Liebe möchte sein, weil liebend."

Das ist wohl das schmerzvolle Grundmotiv, das Gogol zu diesem lachenden Meisterwerk veranlaßte. Hinter demselben steht weinend ein ungenannter Held.

Selten ist ein Fürst im stande, auch nur für kurze Zeit den Ring zu durchbrechen, der ihn von den Fernstehenden trennt, die doch allein seine Stütze, seine Familie sind. Was diese Armen bewegt, was sie leiden, bleibt ihm verborgen. Blickt er aber einmal hinüber nach den Fernen, gewahrt er unter diesen glücklicherweise einen Dichter, nimmt er sich gar die Mühe, mit eignen Augen sein Werk aufmerksam zu lesen und in sich aufzunehmen, dann sieht er in einen Zauberspiegel, in welchem er die Welt um sich erblickt, und schaut in die Seele seines Volkes mit ungetrübtem Auge. —

Eine solche Stunde erlebte Kaiser Nikolaus I., als er den — natürlicherweise verfemten — „Revisor" von Gogol las; er befahl, das Stück aufzuführen, dem ganzen Volk das Gemälde der Beamtenwirtschaft in der fernen Provinz zu entrollen. Eine Anekdote erzählt, daß man Gogol berichtete, wie sehr der Kaiser bei der Aufführung des Stückes gelacht habe, worauf Gogol erwiderte: „Ich wünschte, er hätte geweint." Dies lachende Stück ist mit wundem Herzen geschrieben.

Seit Decennien wird nun dieses Meisterwerk in ganz Rußland gespielt; es ist im vollsten Sinne Nationaleigentum geworden und scheint auch bis zum heutigen Tage an Porträtähnlichkeit wenig verloren zu haben.

Die größten Schauspieler Rußlands haben von jeher ihren Ehrgeiz darein gesetzt, diesen Aufgaben ihre Kräfte zu weihen; es soll oft meisterhaft gespielt worden sein und auch gegenwärtig eine Perle des kleinen kaiserlichen Theaters

Digitized by Google

in Moskau sein. — Ich schätze mich glücklich, eine solche Musterdarstellung im Theater Korsch erlebt zu haben am 14. Dezember 1897.

Diese Aufführung gehört zu meinen schönsten Erinnerungen auf dem Gebiete meiner geliebten Kunst. Von Akt zu Akt wuchs mein Erstaunen über eine solche Vereinigung von Künstlern. Im Mittelpunkte dieser trefflichen Schar standen die drei Hauptpersonen; der Gouverneur und dessen Frau und der vermeintliche Revisor, Herr Grekoff (Gouverneur) und (dessen Gemahlin) Frau Romanowskaja, waren Urbilder russischen Wesens. Mächtig und breit in der Erscheinung, schwerer Schlag, derb und doch gutmütig. Um alle Brutalität war ein Zug von Naivität gebreitet: es ist eben so, es kann gar nicht anders sein. Für den Feinschmecker gab es da von Scene zu Scene reichen Genuß. In der Einleitung wurde die tyrannische, patriarchalisch angehauchte Stellung des Gouverneurs gegen die untergebenen Beamten zu treffendem Ausdruck gebracht. Von dem Augenblick, wo der erwartete Revisor in Sicht ist, kommt ein fieberhaft bewegtes Leben in die Scene. Durch das ganze Stück geht nun das ergötzlichste Schwanken zwischen dem Ausdruck der bureaukratischen Würde und der sichtbaren Gewissensangst, auf den geläufigen Spitzbübereien ertappt zu werden. Die ganze Beamtenschar war von unerschöpflichem Reichtum in den immer wechselnden Zügen, in der Gewandtheit, das strengste Dekorum der Rangordnung aufrecht zu halten und daneben einander unverblümt merken zu lassen: „Du bist ja auch ein Gauner." Bewundernswert war das physiognomische Gepräge, welches das betreffende Ressort seinem Träger aufdrückte, wie sich der Polizist vom Hospitalverwalter, dieser vom Kreisrichter, vom Schulrektor oder Postmeister unterschied.

Die größere oder geringere Wichtigkeit ihres Amtes war ihnen vom Gesichte und aus der Haltung zu lesen. Das gab nun eine reiche, wachsende Bewegung, wie jeder in seiner Art sich an den Revisor mit der Bestechung heranschlängelte, wie sie den gelungenen Streich aufnahmen, wie sie aufatmeten, wenn er das gebotene Geld einsteckte. Die gewählten Masken, wie wir Schauspieler zu sagen pflegen, unterstützten die Wirkung aufs beste. Jeder ein Typus, äußerten diese Künstler ein überzeugendes Leben vom ersten Augenblick, da der Gouverneur ihnen die beunruhigende Nachricht mitteilt, daß die Regierung einen Revisor schicken wolle, bis zu dem in Rußland berühmten Schlußmoment des Stückes, in welchem der wirkliche Revisor gemeldet wird. Nach dem immerwährenden wechselnden Versteckspiel tritt bei dieser Meldung, wie durch einen Blitzschlag, eine Versteinerung sämtlicher Gestalten ein. In den Gesichtern malt sich Reue um das verschleuderte Geld, erneute Gewissensangst, das hereinbrechende Bewußtsein: „Nun ist er doch da! — Was nun?" — wie die Gesichtszüge von diesem Schreck entgeistet werden — die Summe dieser mannigfachen Empfindungen versteint auf denselben zu lesen, gehört zu den genußvollsten Eindrücken, welche die Schauspielkunst bieten kann.

Herr Grekoff (der Gouverneur) verfügte mit souveräner Herrschaft über den ganzen Reichtum von Empfindungen, die er in dieser lebensvollen Rolle zum Ausdruck zu bringen hat. Er ist so urrussisch, daß ich ihn mit keinem Schau-

Digitized by Google

spieler einer andern Nation vergleichen kann, um von seiner Erscheinung ein annäherndes Bild zu geben. Die ganze verlogene, provinziell aufgeputzte Wirtschaft im Hause, an dessen Spitze die würdige Gattin (Frau Romanowskaja) steht, ist von unwiderstehlicher Wirkung. Die Damen gaben in Kleidung, Benehmen und Vortrag ein kulturhistorisches Musterbild eines bureaukratischen Kreises in der Provinz. Herr Grekoff hätte keine zu seiner Erscheinung passendere Ehehälfte haben können als diese stattliche Künstlerin. Sie erinnerte mich an unsre einstige, in humoristischen derben Rollen so vorzügliche Christine Hebbel. Die Uebertreibungen in Spiel und Konversation wuchsen so natürlich aus dieser gouvernementalen Zigeunerwirtschaft heraus, die nur von Erpressung lebt. Interessant war mir die Tochter des Hauses, Fräulein Koschuda, ein großer Liebling des Moskauer Publikums, die erste russische Naive vom Lande, die ich gesehen habe, eine hellblonde Russin von großem Reiz. Für diese Mädchenrolle war die Gestalt zu kräftig, aber die Darstellung durch die Mischung von Albernheit und provinzieller Koketterie vortrefflich.

Dieser ganzen aggressiven Armee steht nun der ahnungslose junge Mensch gegenüber, der von den schuldbewußten, angsterfüllten Beamten mit Gewalt zum Revisor gemacht wird. Diese Kontrastierung ist von Gogol in der That meisterhaft durchgeführt, namentlich die Gestaltung des jungen Mannes selbst, der das Geld nimmt, ohne auf den Zuschauer einen übeln Eindruck zu machen; er wirkt nur komisch. Der Dichter ist bei dieser Gestalt gar sehr vom Darsteller abhängig; sie war an diesem Abend in den Händen eines großen Künstlers, Herrn Swettloff. Derselbe erschien mir wie eine Vereinigung von zwei Künstlern, die zu den hervorragendsten gehörten: unsers unvergeßlichen Fichtner und des Franzosen Bressant vom Théâtre-Français. Er ähnelt in Gestalt, Gesichtsbildung und Eleganz auffallend dem Franzosen; aber in seiner Bescheidenheit, bezaubernden Liebenswürdigkeit und natürlichen Einfalt erinnert er mich lebhaft an den berühmten Meister des Burgtheaters. Wie jeder hervorragende Schauspieler, verrät er dem Kenner seine Bedeutung sogleich durch die Art, wie er zuhört, wie das Gehörte auf ihn wirkt, neue Gedankenverbindungen oder einen Entschluß in ihm anspinnt. Seine Uebergänge in Mimik und Ton sind niemals grell, und der Humor, welcher in der Rolle liegt, dringt leise, unter seiner Steigerung zu Tage. Die natürliche Vornehmheit seiner Haltung und Geberden, die Passivität seines Vortrags in den ihn fortwährend neu überraschenden Situationen bringen die Wahrscheinlichkeit der Täuschung hervor, unter welcher er für eine hohe Standesperson gehalten wird, und dadurch unterstützt er den Dichter in wirksamster Weise. Es geht von ihm eine wohlthuende Behaglichkeit auf den Zuschauer aus, wie das bei Fichtner der Fall war, durch die Harmonie, die alle Aeußerungen und Mittel des Schauspielers zu einem Ganzen verbindet. Man fühlt sich im Anblick seiner Darstellung so tief befriedigt, fühlt so deutlich den Segen, der in wahrer Kunst liegt: die innere Befreiung. Ein für mich bemerkenswerter Zug, der dem russischen Schauspieler überhaupt so sehr zu statten kommt, ist die Ruhe, welche über ihn gebreitet ist auch in der heftigsten Bewegung; ist doch darin schon ein

Digitized by Google

Hauptgesetz der Kunst erfüllt. Das liegt vielleicht mit im Naturell des Russen — er zappelt nie. Zudem hat er das Göttergeschenk des Humors. Wie vortrefflich waren alle Beamten charakterisiert und Rollen zweiten Ranges durch diese Künstler zu vollen, lebendigen Gestalten erhoben im Sinne des Dichters, es waren lauter Typen. Für mich Fremden war das Ganze ein Kulturbild, das mir neben dem künstlerischen Genuß eine Summe von Kenntnis und Verständnis russischen Wesens zugebracht hat. Es war mir ein tiefes Bedürfnis, diesen ausgezeichneten Künstlern die Hand dankbar drücken zu dürfen, da Direktor Korsch mich denselben zuführte. Ich sollte aber noch mehr überrascht werden, als ich aus dem Munde des Prinzipals vernahm, auf welchen materiellen und rechtlichen Grundsätzen der Bestand dieser in ihrer Art einzigen Truppe gebaut ist. Es giebt hier keinen Vertrag zwischen den Künstlern und dem Führer, sondern nur einen Handschlag, der von Jahr zu Jahr erneuert wird. Nur selten kommt es vor, daß ein hervorragender Künstler sich bewogen fühlt, die Truppe zu verlassen, obwohl auch die kaiserlichen Theater oft mit verlockenden Anträgen sich dem einen oder andern nähern. Tritt dann ein solcher Künstler in andre, glänzendere Verhältnisse über, so erhöht er durch seine Vortrefflichkeit den Ruhm dieser Truppe. Es schien mir, als ob dieses Theater dem einstigen Thalia-Theater in Hamburg gliche, das unter Maurice die Fundgrube großer Talente war, dem Laube so viele Talente ersten Ranges gekapert hat. Zudem ist das Theater Korsch von litterarischer und erziehlicher Bedeutung, indem es jeden Sonntagnachmittag die besten nationalen und klassischen Stücke andrer Völker zur Erziehung seines Publikums giebt; denn es wimmelt da von jungen Leuten, Studenten verschiedener Lehranstalten, und jedes junge Mädchen kann ohne Sorge zu diesen Sonntagsvorstellungen geführt werden.

Jedenfalls darf jedes Mitglied dieser Truppe stolz sein, derselben anzugehören, denn sie steht durch ihre Organisation, ihre Talente und die künstlerische Führung ihres Direktors wohl einzig da.

Wie mag wohl eine so eigenartige, einzige Erscheinung erklärt werden können? Wohl nur durch einen patriarchalischen Zug, der in diesem Volke noch vorhanden ist. Jedes Volk hat seine üble Nachrede zu tragen. Vom Russen heißt es: er lügt. — Möglich! Aber ich habe das unabweisbare Gefühl, daß er treu ist in seiner innersten Seele; vielleicht listig, schlau gegen den Fremden, aber ohne jene verlotternde Falschheit gegen den Landsmann wie den Ausländer, welche seine nahewohnenden, aber im Wesen so entfernten slavischen Verwandten kennzeichnet.

Zudem trägt der Russe das Kennzeichen eines großen Volkes an sich. Ein geschlossenes, in sich sicheres Wesen, ein starkes Bewußtsein, das in sich ruht, ohne das geringste Bedürfnis, sich in die Brust zu werfen, zu prahlen. Er hat nicht die Spur des Parvenu.

Unter diesem Eindruck kommt mir ein treffend bezeichnender Wiener Volkswitz jüngen Datums in den Sinn: „Wißt ihr schon, der Zar ist wahnsinnig geworden.“ — „Nicht möglich!“ — „Und unheilbar!“ — „Wieso?“ — „Er bildet sich ein, ein Tscheche zu sein.“ —

Digitized by Google

Was mich im Russen innig berührt, ist sein tiefer Ernst. Dieser Ernst ist aber keine schwächliche Sentimentalität; er kann dabei unendlich heiter sein. Aber in diesem tiefen ernsten Grunde wurzeln die erhabenen Charaktere und die ekstatischen Erscheinungen, welche dieses Land hervorbringt wie kaum ein andres. Ich ließ mich einmal darüber belehren, daß diese sich teilweise schon aus den Naturerscheinungen dieses unermeßlichen Gebietes erklären. Ein Russe, der vom nördlichen Eismeer bis Samarkand oder bis zur chinesischen Grenze fahren kann, ohne den Boden seines Vaterlandes zu verlassen, muß schon durch die unerhört schönen wie furchtbaren Natureindrücke, durch die Mühseligkeiten und Gefahren, welche dieses ungeheure Land in sich schließt, einen Maßstab des Denkens gewinnen, der bei gesunden Gehirnen große, weltumspannende Gedanken und mächtiges Empfinden hervorrufen, bei schwächeren Individuen Ungeheuerliches erzeugen muß. Der Glaube wie der finsterste Aberglaube erklären sich schon aus der Unendlichkeit und Beschaffenheit des Bodens.

Ein schwerer Verlust war es für mich, daß ich, durch eigne künstlerische Thätigkeit verhindert, diesmal keine Vorstellung im kleinen kaiserlichen Theater sehen konnte, welches so ausgezeichnete Künstler besitzt. Dagegen erwiesen mir dieselben oft die Ehre, meinen Darstellungen beizuwohnen. Der wertvollste Zuschauer ist mir stets ein Kunstgenosse, der selbst etwas leistet und mit seinem Können auch tiefe Einsicht in diese Kunst verbindet. Der verehrte Kollege Herr Prawdin, den ich schon bei meinem vorigen Besuche Moskaus als Menschen und Künstler schätzen lernte, bot mir freundliche Gelegenheit, mit einem Kreise von Künstlern des kaiserlichen Theaters zu verkehren, in welchem ich mich wohl fühlte. Es war da versammelt: der Oberregisseur Kondratieff, der nur künstlerisch leitet, ohne selbst Schauspieler zu sein, der feinsinnige, gebildete Sekretär Nelidoff, die Künstler Fedotoff, Lasareff, Ribakoff und Juschin, der, obwohl ein geborener Fürst Sumbatoff, doch zur Fahne der Kunst geschworen hat. In russischer, deutscher und französischer Sprache wurden da wichtige Interessen unsrer Kunst besprochen, und ich hatte volle Gelegenheit, den künstlerischen Ernst und die Bildung dieser Männer kennen zu lernen. Ich erfuhr, daß die Verfassung des kaiserlichen Theaters derjenigen des Théâtre-Français ähnlich ist und auf einer Oligarchie der verdienten und hervorragenden Künstler beruht.

Ich bilde mir ein, in meiner hohen Wertschätzung des hiesigen Künstlerkreises möglichst unbefangen zu sein, aber ich will nicht verschweigen, daß der gebildete Russe auf mich einen persönlichen Zauber ausübt, dem ich mich gar gern gefangen gebe; und es that mir so wohl, an keinem auch nur den leisesten Zug des mir so widerlichen Komödiantentums zu bemerken. Ich machte den Kollegen meinen Abschiedsbesuch auf der Bühne, vor allen Frau Ermolowa, der großen Künstlerin, die mich durch wiederholten Besuch meiner Darstellungen ausgezeichnet hatte. Ich wohnte der Probe eines neuen Stückes bei, dessen Stoff der alten Geschichte Rußlands entnommen war. Ich sah eine aufgeregte Volksscene, in welcher ein Prätendent die Massen für sich zu gewinnen sucht. Die künstlerische Arbeit daran verdiente alles Lob.

Digitized by Google

Als es in einem Zwischenakte zum Scheiden kam, küßte mir Frau Ermolowa nach einer schönen, altrussischen Sitte die Stirn, was mir einen ganz feierlichen Eindruck machte. In ihrer persönlichen Erscheinung, in dem imponierenden Eindruck ihres Wesens liegt eine geistige Hoheit, die mich lebhaft an unsre einstige Tragödin Frau Rettich erinnert; auch Frau Ermolowa macht den Eindruck einer Herrscherin, sie hat einen königlichen Zug. Es wurde mir schwer, so rasch von dieser Stadt, von diesen Menschen gehen zu müssen; es ist wohl der Mühe wert, sich mit dieser eigentümlichen und großartigen Erscheinung, welche Rußland heißt, eingehend zu beschäftigen.

Mein heißer Wunsch, Rußlands großen Dichter und Denker, den Grafen Tolstoj, noch einmal im Leben zu sehen und das Gespräch mit ihm fortzusetzen, das ich vor zwei Jahren flüchtig mit ihm geführt, ist mir erfüllt worden. Er pflegt in der zweiten Hälfte des Dezember nach Moskau zu kommen, und ich fürchtete schon, ihn nicht zu sehen, da er bei meiner Ankunft noch nicht in der Stadt war. Aber nach wenigen Tagen erschien er und war so überaus gütig, mir durch einen freundlichen Vermittler sagen zu lassen: er wolle mich um Mitternacht empfangen, da er vor ein Uhr nie zu Bette gehe und ich doch nicht früher von der Bühne kommen könne.

Am 22. Dezember nachts führte mich mein liebenswürdiger Vermittler und guter Bekannter des Hauses Tolstoj nach des Grafen Wohnung, die ziemlich weit vom Mittelpunkte gelegen ist. Bei meinem Eintritt hörte ich im Salon ein Stück auf dem Klavier spielen und blieb, um nicht zu stören, in dem anstoßenden Zimmer neben der Gräfin, welche, sich unwohl fühlend, auf einer Chaiselongue lag. Nach kurzer Zeit endete das Klavierstück, und ich trat in den Salon. Es waren ein paar Leute da, die ich nicht kannte, seine Söhne und seine Tochter, die ab und zu gingen.

Der Graf kam mir sehr freundlich entgegen und reichte mir die Hand. Ich hatte den angenehmen Eindruck, daß er an meinem Wiedererscheinen Gefallen finde, so gütig war das leise Lächeln, das über sein tief ernstes Antlitz huschte. Frisch und kräftig stand er in seinem dunkeln Bauernkleid vor mir. Unter dem ersten Eindruck erschienen mir seine Züge ernster, strenger als vor zwei Jahren.

Er fragte freundlich nach meiner Thätigkeit in Moskau, lobte mein Repertoire, und indem ich von dem litterarischen Inhalt desselben sprach, kamen wir auf die Litteratur unsrer Tage. Er bemerkte: „Hauptmann ist wohl der bedeutendste. Ich finde aber manche Mittel im Hamlete unkünstlerisch. Das Beste, was er geleistet hat, scheinen mir die Weber, auch das angefochtene Ende ganz richtig."

Im Tolstojschen Sinne liegt eine hervorragende Bedeutung von Hauptmanns genannten Stücken darin, daß sie aus dem Gefühl des Mitleids entsprossen sind und uns von dieser Seite her ergreifen. Unter den Bemerkungen, die er über Hauptmann noch hinwarf, war die bezeichnendste: „Die versunkene Glocke verstehe ich nicht." Ehe es aber zur Aussprache darüber kommen konnte, machte er einen Seitensprung mit der Frage: „Was halten Sie von Victor Hugo?"

Digitized by Google

Ich erwiderte: „Seine Gesinnung scheint mir weit höher als sein dichterisches Talent — denn er spricht selten anders als in tönenden Phrasen, aber er hat ein großes Herz für die Menschheit, insonderheit für sein Vaterland."

Er stimmte dieser Ansicht bei. Die mir knapp zugemessene Zeit nötigte mich, so rasch als möglich auf eine Frage zurückzukommen, welche ich vor zwei Jahren an ihn gestellt, die in den Worten bestand: „Wie stellen Sie sich das Verhältnis der Kunst zum Volke vor?" Ich hatte damals diese Frage gestellt, weil ich durch mehrere seiner Urteile tief betroffen war, welche hervorragenden Meisterwerken ein richtiges Verhältnis zum Publikum absprachen. Er äußerte: „Unter allen Dichtern haben doch nur die Griechen das Höchste im Drama erreicht. Ich schätze selbst Shakespeare nicht so hoch. Er spricht mir nicht unmittelbar genug zum Volke." Ich erwiderte ihm in meinem Erstaunen: „Welch höheren Vorzug könnte ein Kunstwerk aufweisen, als daß es durch sich *selbst* zu den Menschen redet und der Dichter hinter seinem Werke verborgen bleibt?" Er antwortete: „Mit so vielen andern Gegenständen beschäftigt, bin ich mir noch nicht völlig klar geworden, wie man das in unsrer Zeit machen müßte, was ich meine, aber vielleicht versuch' ich's noch einmal." Ich gestehe, daß ich in dem Augenblick die frohe Hoffnung nährte, der gewaltige Künstler werde uns das einmal in einem eignen Kunstwerk erweisen. Heute erinnerte ich ihn an sein vor zwei Jahren gegebenes Versprechen.

„Die Antwort auf diese Frage werden Sie in einem Buch finden, das in einigen Wochen erscheinen wird. Ich lasse es zugleich mit dem russischen Text auch in englischer Sprache erscheinen, weil ich nicht weiß, was die Zensur mir streichen wird."

Für den Augenblick deutete er mir seine Ideen nur mit folgenden knappen Worten an:

„Die Kunst soll religiös sein, nicht aber im Sinne der Kirche, sondern human. *Jeder* soll einen großen Gegenstand verstehen können. Die schönsten und größten Stoffe sind in der Bibel. Die Griechen kamen eben durch ihre religiöse Anschauung der Aufgabe der Bühne am nächsten. Das Mittelalter hat eine andre, eine kirchliche Anschauung — unsre Zeit aber muß eine humane haben. Shakespeare ist ein Heide ganz objektiv, und die Clowns sind widerlich."

Da mir bis heute nur ein unvollständiger deutscher Auszug dieses Werkes zu Gesicht gekommen ist, muß dasselbe erst in der vollständigen *englischen* Ausgabe studiert werden, ehe man es wagen darf, sich ein selbständiges Urteil einem so außerordentlichen Geiste gegenüber zu bilden. Jedenfalls wird seine Meinung in die Tiefe des Gegenstandes dringen und mit dem tiefsten Ernst behandelt sein.

Ich teilte dem Grafen mit, daß ich seither alle seine Werke, die mir zugänglich sind, gelesen habe, und bekannte ihm, wie tief dankbar ich mich fühle für die Erleuchtung, die er mir durch seine beiden Hauptwerke gebracht hat.

Seine beiden Bücher „Worin besteht mein Glaube?" und „Das Reich Gottes ist in euch" haben ja wohl Tausenden wie mir eine Klarheit über den

Digitized by Google

Sinn der christlichen Lehre gespendet, die wir vor ihm nicht besessen haben. Auch ich war über David Strauß nicht hinausgekommen und glaubte, hierüber aufgeklärt zu sein, bis ich an Tolstoj kam und durch ihn ein ganz neues Verständnis erwarb. Er darf wohl in Anspruch nehmen, was er sich selbst zu gute schreibt: ein neuer Entdecker des Christentums zu sein; und man darf ohne Uebertreibung die That seines Lebens eine apostolische nennen. In der Besprechung dieses hohen Gegenstandes schien er mir strenger, in seiner Ueberzeugung felsenfest. Jede Aeußerung, die er von seinem Standpunkte im Hinblick auf das gegenwärtige Treiben der Welt thut, ist frei von jeder Rücksicht. Als zum Beispiel das Wort „Patriotismus" fiel, sagte er mir mit unbeengter Offenheit:

„Ich habe gar keinen Patriotismus. Es ist mir ganz gleichgültig, was aus Rußland oder aus irgend einem andern Reiche wird. Das hat keine Bedeutung für das Ziel der Menschheit in meinem Sinne. Die kleinen Staaten sind glücklicher. Holland thut sich in neuerer Zeit hervor. Sechs Pfarrer haben da bereits in meinem Sinne über den Militarismus von der Kanzel herab gesprochen. Ein Christ kann kein Soldat sein. Der Patriotismus ist ein Hindernis auf diesem Wege. In Freiburg war ein Sozialistenkongreß, und man schlug vor, einen allgemeinen Streik zu veranstalten bezüglich des Waffendienstes. Da stand Bebel auf und erklärte, die Deutschen könnten das nicht, weil sodann die Franzosen über Deutschland herfallen würden, um Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen. Das sind nicht die Wege, zum Glück der Menschheit zu kommen. Ich verglich neulich China mit einem Pferde, das aus vielen Wunden blutet. Eine Zeitlang scheute sich jeder, das Tier anzurühren. Da kommt ein Hund, der durch die Wunden gelockt wird, und fällt es an. Alsbald kommen die andern Hunde alle, und da sie das sehen, stürzen sie sich auf das blutende Tier, um ihm auch ein Stück aus dem Leibe zu reißen."

„Aber, Herr Graf," erwiderte ich, „eben diese Führung der Menschen giebt mir im Hinblick auf Ihre Lehre viel zu denken über die Erziehung des Menschengeschlechts. Wohl bin ich von der unzweifelhaften Richtigkeit Ihrer Bibelerklärung, Ihrer Anschauung über die Wesenheit des menschlichen Heiles und über den Weg dahin völlig überzeugt worden, aber ich fürchte, daß nur einzelnen, sittlich stark Begabten es möglich sein kann, diesen Weg so geradeaus aus eignen Kräften zu verfolgen, um zum Heile zu kommen. Der Militarismus in seinen Anfängen und seiner furchtbaren Entwicklung, die Unterdrückung und Verfälschung des Geistes durch die Kirche, der Patriotismus in seinem verworrenen, schädigenden Treiben, das gar selten die Liebe zur Heimat zum Grunde hat, sind mir nur die Erweise der Beschränktheit und Schlechtheit der Menschen. Ich muß es daher im Hinblick auf die unendlich langsam errungenen, oft unterbrochenen geistigen und sittlichen Fortschritte als die tiefe Absicht eines uns Unbekannten, Namenlosen, ob wir Blinden ihm den Namen ‚Gott' oder ‚Weltgesetz' beilegen, ansehen, daß die Menschheit, durch diese ihre Beschränktheit und Schlechtheit in namenlose Leiden gestürzt, nur eben dadurch zeitweilig zur Besinnung kommt, um in dieser Besinnung wieder einen kleinen Schritt vorwärts geführt zu werden.

Digitized by Google

Wir sehen ja, in die Geschichte rückblickend, daß die Menschheit jedes bescheidenste Maß freien, ruhigen Selbstbesitzes durch Ströme von Blut erkaufen mußte. Ich habe keinen Zweifel über die Richtigkeit des Zieles, das Sie uns weisen, aber die Weltordnung scheint bei der schlecht gearteten Natur der Menschen einen dornenvollen, unendlich langen Weg wählen zu müssen, sie zum Heile zu leiten, wenn sie es anders jemals erreichen. Ich traue den Menschen nicht zu, es erreichen zu können auf geradem Wege durch eigne Kraft."

Er darauf in festem, entschiedenem Tone der Ueberzeugung: „Der Mensch ist nicht schlecht. Das ist die That der Kirche, die den Menschen eingeredet hat, sie seien schlecht, sie seien in der Sünde geboren, damit die Kirche die Rolle des unentbehrlichen Vermittlers und Besserers spielen kann — damit bei ihr allein die Hilfe gesucht werde. Der Mensch braucht diesen Vermittler nicht, um zu seinem Gott zu kommen, er muß und kann das aus sich selber. Unter diesem Vermittler hat sich unsre Lebensweise bis zu solchem Grade von der Lehre Christi entfernt."

Es war ein Uhr nachts geworden, seine Schlafenszeit war da, und ich mußte Abschied nehmen. Ich vermag es nicht, den Eindruck der persönlichen Macht und Ueberzeugung zu schildern, die aus diesem erhabenen Menschen spricht, aber ich hege das sichere Gefühl in mir: Ein solches Gepräge haben nur jene Auserwählten, die bestimmt sind, auf Jahrhunderte hinaus zu wirken, wenn auch Millionen finsterer Geister bestrebt sind, ihr Wirken zu hemmen, es zu verhöhnen, zu verleumden und mit allen Waffen der Hölle zu vernichten.

Strahlende Materie.

Von

Eduard Riecke,

Professor an der Universität in Göttingen.

I. Unsichtbare Bausteine der sichtbaren Welt.

Wenn der Alchimist einer vergangenen Zeit in seinem mittelalterlichen Laboratorium, umgeben von unbehilflichen Apparaten zu phantastischen Zwecken, die Arbeit eines Lebens daran setzte, um aus unedeln Metallen Gold zu machen, so lag seinem Bemühen eine Ueberzeugung zu Grunde, welche von logischem Standpunkt aus vollkommen zulässig erscheint, die Ueberzeugung, daß die Metalle keine einfachen Körper seien, sondern durch Zusatz oder Entfernung

Digitized by Google

eines dritten Körpers ineinander verwandelt werden könnten. Die weitere Entwicklung der Chemie hat nun freilich die Anschauung der Alchimisten zunächst als eine irrige erwiesen. Es ist auf keine Weise gelungen, die Metalle in einfachere Bestandteile zu zerlegen; wir zählen sie zu den chemischen Grundstoffen oder Elementen, durch deren Vereinigung in verschiedener Zahl und Menge alle Körper der physischen Welt darzustellen sind.

Aber der alte Glaube der Alchimisten ist darum unter den Chemikern doch nicht ausgestorben. Er gründet sich zunächst eben auf die Art, wie sich die Elemente zu komplizierteren Stoffen vereinigen. Dies geschieht nach ganz bestimmten, unveränderlichen Gewichtsverhältnissen; so finden wir im Wasser immer auf je 8 Gramm Sauerstoff 1 Gramm Wasserstoff; in der Kohlensäure auf 8 Gramm Sauerstoff 3 Gramm Kohlenstoff; in der Thonerde auf 8 Gramm Sauerstoff 9 Gramm Aluminium; in dem gebrannten Kalk auf 8 Gramm Sauerstoff 20 Gramm von dem Metall Calcium. Ein anschauliches Bild, durch welches diese Thatsachen unserm Verständnisse näher gebracht werden, hat man gewonnen in der sogenannten Atomenlehre. Nach dieser bestehen die chemischen Elemente aus letzten, kleinsten Teilchen, die wir nicht mehr zerschneiden, auf chemischem Wege nicht weiter zersetzen können, und die wir deshalb *Atome* nennen. Alle Atome eines und desselben Elementes sind unter sich vollkommen gleich; die Atome verschiedener Elemente unterscheiden sich durch ihr verschiedenes Gewicht, durch ihre verschiedenen physikalischen und chemischen Eigenschaften. Nun können schon zwei und mehr Atome eines und desselben Elementes sich miteinander zu einem Ganzen verbinden; was so entsteht, nennen wir ein *Molekül eines einfachen Körpers*. Der vereinten Kraft der Chemie und der Physik ist es gelungen, bei gasförmigen Elementen die Konstitution der Moleküle zu bestimmen. Würde uns eine Zauberbrille verliehen, mit der wir die von den einzelnen Atomen ausgehenden Lichtstrahlen wahrnehmen könnten, dann würden wir sehen, wie in einem mit Sauerstoff oder mit Wasserstoff gefüllten Gefäße die Atome immer paarweise verkettet ihre Bahn verfolgen; der Schwefeldampf würde uns, in der Nähe seines Siedepunktes, den überraschenden Anblick von Reigentänzen bieten, zu denen sich hier sechs, da sogar acht Atome im Ringe verbunden haben; beim Quecksilberdampf dagegen würden wir bemerken, daß die Atome einsam, sich selbst genügend aneinander vorüberziehen. Bei Sauerstoff und Wasserstoff besteht ein Molekül aus zwei Atomen, beim Schwefeldampfe aus sechs oder acht, beim Dampfe des Quecksilbers bleiben die Atome isoliert. Wenn Atome verschiedener Elemente zu einem neuen Ganzen sich verbinden, so entstehen *Moleküle zusammengesetzter Körper, chemischer Verbindungen*; so besteht ein Molekül des Wassers aus zwei Atomen Wasserstoff und einem Atom Sauerstoff, ein Molekül der Kohlensäure aus einem Atom Kohlenstoff und zwei Atomen Sauerstoff, ein Molekül der Thonerde aus zwei Atomen Aluminium und drei Atomen Sauerstoff, ein Molekül des Kalkes aus einem Atom Calcium und einem Atom Sauerstoff. Nach der Anschauung der chemischen Atomenlehre verschwinden bei der Bildung einer chemischen Verbindung,

Digitized by Google

zum Beispiel bei der Bildung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff, ihre Elemente nur scheinbar, nur für die immerhin groben Hilfsmittel unsrer Beobachtungskunst; thatsächlich bestehen die Atome der Elemente in den Molekülen des Körpers, der aus ihrer Vereinigung entstanden ist, vollkommen unverändert weiter; es müßte danach möglich sein, die Eigenschaften einer chemischen Verbindung vorherzusagen aus den bekannten Eigenschaften und den Wechselbeziehungen der sie bildenden Elemente, ein Ziel, zu dessen Erreichung die Chemie bisher nur wenige, unsichere Schritte gethan hat. Wenn die Zusammensetzung der chemischen Verbindungen bekannt ist, dann ist es möglich, die Gewichtsverhältnisse der Elementaratome zu bestimmen. Es ergiebt sich, daß dem Atom des Wasserstoffs unter allen bekannten Elementen das kleinste Gewicht zukommt, wir können sein Gewicht als eine Einheit benutzen, nach der wir die Gewichte der übrigen Atome messen; bezeichnen wir diese Gewichtseinheit mit h, dem Anfangsbuchstaben des griechischen Wortes für Wasserstoff, so finden wir das Gewicht des Sauerstoffatoms zu 16 h, das Gewicht des Kohlenstoffatoms zu 12 h, das Gewicht des Aluminiumatoms zu 26 h, das Gewicht des Calciumatoms zu 40 h, das des Schwefelatoms zu 32 h, das des Queckſilberatoms zu 200 h. Bei diesen Zahlen fällt auf, daß sie ganze Zahlen, daß also die Gewichte der Atome ganze Vielfache vom Gewicht des Wasserstoffatoms sind. An diese Bemerkung knüpfte sich nun die erste Hypothese, durch welche in der Epoche der wissenschaftlichen Chemie der alte Glaube an die zusammengesetzte Natur der Elemente erneuert wurde.

Im Anfange unsers Jahrhunderts machte Prout die Annahme, daß eben der Wasserstoff die Urmaterie sei, aus der durch eine Art von Verdichtung alle übrigen Elemente gebildet werden. Sechzehn Atome Wasserstoff würden ein Atom Sauerstoff, zweiunddreißig Atome Wasserstoff ein Atom Schwefel bilden, zu der Bildung eines Queckſilberatoms müßten nicht weniger als zweihundert Wasserstoffatome sich vereinigen.

Die so einfache Proutsche Hypothese mußte aber in sich zusammenfallen, als die fortgeschrittene Kunst der Beobachtung zeigte, daß zwar zahlreiche Atomgewichte sich dem Werte einer ganzen Zahl in überraschender Weise nähern, daß aber andre wieder von ganzen Zahlen sehr erheblich entfernt sind, daß also auf jeden Fall die Annahme ganzzahliger Atomgewichte eine falsche ist.

Ist demnach die Proutsche Hypothese ein Irrlicht, das uns auf eine falsche Fährte führt, oder liegt ihr doch ein richtiger Gedanke zu Grunde? Gehört der von Prout aufgestellte Satz zu den unvollkommenen, verstümmelten Gesetzen, deren wahre Gestalt durch störende Einflüsse verdeckt wird? Bei der verlockenden Einfachheit der Proutschen Hypothese werden wir uns nicht wundern, wenn die Chemiker der letzteren Ansicht sich zuneigen. Man hat auf mannigfachen Wegen versucht, die Hypothese so umzuformen, daß sie der erweiterten Kenntnis der Thatsachen sich anpaßt; in allen diesen Versuchen kann man den gemeinsamen Gedanken finden, daß die Atome der Elemente nicht bloß aus den Verdichtungsprodukten des Wasserstoffs bestehen, daß vielmehr an ihrem Aufbau noch ein

Digitized by Google

weiterer Stoff teilnimmt, der sich jenen Produkten in größerer oder geringerer Menge beimischt. Daß dieser Stoff eines der chemischen Elemente selber ist, etwa der Wasserstoff, ist nicht möglich; die Beimischung soll ja eben die Abweichung der Atomgewichte von ganzen Zahlen erklären, sie drückt sich also notwendig durch Bruchteile vom Gewichte eines Wasserstoffatoms aus. Ueberdies beträgt die Beimischung im allgemeinen nur einen sehr kleinen Bruchteil des Gesamtgewichtes, und ihr Betrag wechselt von Element zu Element in sehr komplizierter Weise. Wir werden daher annehmen, daß der den chemischen Elementen beigemischte Stoff von ihnen wesentlich verschieden ist.

In der Physik spricht man nun schon lange von Stoffen, die von der uns umgebenden Welt der sichtbaren und fühlbaren Körper durch eine weite Kluft getrennt scheinen. Der eine davon ist der Aether. Aus der Tiefe des Weltraums bringt uns das Licht Kunde von dem Dasein ungezählter Sterne, und zwar zeigt die Art seiner Fortpflanzung eine große Aehnlichkeit mit der Ausbreitung des Schalles und der Töne. Wie diese durch eine Wellenbewegung der Luft zu unserm Ohre getragen werden, so muß auch das Licht in Wellen rings um den leuchtenden Körper sich verbreiten. Wellen aber sind nicht denkbar ohne einen Körper, der sie bildet, und wir werden so notwendig zu der Annahme gedrängt, daß der ganze Weltraum erfüllt sei von einem Körper, dessen Wellen wir als Licht empfinden, von dem Aether; da aber das Licht nicht bloß durch den Weltraum, sondern auch durch alle durchsichtigen oder auch nur durchscheinenden Stoffe dringt, so muß dieser Aether auch das Innere der gewöhnlichen sichtbaren und fühlbaren Stoffe durchdringen, er muß als ein unwägbar feines Agens der groben Materie beigemischt sein.

Einen andern Stoff haben die Physiker angenommen, um sich von den Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus Rechenschaft zu geben, und zwar denkt man sich in der Regel, daß dieser Stoff in zwei verschiedenen, in einem gewissen Gegensatz zu einander stehenden Modifikationen existiere. Den Stoff, von dessen Gegenwart die elektrischen und magnetischen Erscheinungen abhängen, nennen wir Elektron, seine beiden Modifikationen unterscheiden wir als positives und als negatives Elektron. Wir nehmen ferner an, daß die beiden Arten des Elektrons sich zu einem Stoffe verbinden können, der nicht mehr fähig ist, elektrische und magnetische Wirkungen hervorzurufen, und den wir neutrales Elektron nennen wollen. Das Elektron muß natürlich in Beziehung stehen zu den sichtbaren Körpern unsrer Umgebung; das Elektron selbst sehen oder fühlen wir ja nicht, nur indirekt verrät sich seine Existenz durch Veränderungen, die es an jenen sichtbaren Körpern bewirkt. Zunächst ergiebt sich die Möglichkeit, daß das Elektron wie der Aether der groben Materie jener Körper beigemischt, in ihr gelöst ist, etwa wie Salz in Wasser; in einem Glase Wasser kann aber mehr oder weniger Salz gelöst sein; ebenso würde, im Fall einer bloßen Beimischung, die Menge des in einem Körper enthaltenen Elektrons eine veränderliche sein. Nun giebt es aber gewisse Erscheinungen, aus denen wir schließen, daß das positive und das negative Elektron mit den chemischen Ele-

Digitized by Google

menten in einer ganz bestimmten Weise sich verbinden können. Es sind dies die sogenannten elektrolytischen Zersetzungen, welche die chemische Technik in ausgedehntem Maße benutzt, um galvanoplastische Ueberzüge von Silber, Kupfer, Nickel herzustellen oder um Aluminium, Magnesium, Chrom aus chemischen Verbindungen dieser Metalle abzuscheiden. Von den Gesetzen solcher Vorgänge gewinnt man das einfachste Bild, wenn man annimmt, daß das positive und das negative Elektron ebenso wie die chemischen Elemente aus Atomen bestehen, daß die Atome des Elektrons mit den Atomen der chemischen Elemente Verbindungen eingehen, ähnlich denen, welche die chemischen Atome unter sich bilden. In einer Lösung von Kochsalz zum Beispiel spalten sich die Moleküle des Salzes zum Teil in Natriumatome und Chloratome; jedes so entstandene Natriumatom aber verbindet sich mit einem positiven Elektroatom, jedes Chloratom mit einem negativen Elektroatom. In geschmolzener Thonerde, wie sie zur Ausscheidung des Aluminiums dient, spalten sich die Thonerdemoleküle zunächst in je zwei Aluminiumatome und drei Sauerstoffatome; von diesen aber verbinden sich die Aluminiumatome je mit drei positiven Elektroatomen, die Sauerstoffatome je mit zwei negativen Elektroatomen. Man bezeichnet solche Verbindungen zwischen Atomen der chemischen Elemente und zwischen Elektroatomen als Jonen, Verbindungen mit positiven Elektroatomen als Kationen, Verbindungen mit negativen Elektroatomen als Anionen. Diese Bezeichnungen hängen zusammen mit andern, die man bei der Beschreibung elektrolytischer Prozesse eingeführt hat. So öde und unerquicklich ein solches Namenwesen ist, wir können nicht vermeiden, kurz darauf einzugehen, da wir die Namen später brauchen werden. Nehmen wir an, es handle sich um die elektrolytische Darstellung des Aluminiums, dieses leichten Metalls, das in neuerer Zeit für die Technik eine immer größere Bedeutung gewinnt. In einem mit Kohlenplatten ausgefütterten eisernen Tiegel befindet sich geschmolzene Thonerde; in sie ragt von oben ein Bündel von Kohlenstäben hinein. Die letzteren werden mit der positiven Polklemme einer großen dynamo-elektrischen Maschine verbunden, der Tiegel mit der negativen Polklemme; die Kohlenstäbe laden sich dann mit positivem Elektron, der Tiegel mit negativem, die Kohlenstäbe werden positiv, der Tiegel negativ elektrisch; außerdem aber findet in dem ganzen Kreise eine strömende Bewegung des positiven Elektrons von der Maschine zu den Kohlenstäben, von diesen durch die Thonerde zum Tiegel, von dem Tiegel zurück zur Maschine statt, während negatives Elektron in dem Kreise in entgegengesetzter Richtung sich bewegt. Das positive Elektron nimmt seinen Hinweg zu der elektrolytisch zu zersetzenden Schmelze durch die Kohlenstäbe, seinen Rückweg zu der Maschine durch den Tiegel; mit Benutzung der griechischen Worte für Hinweg und Rückweg nennt man daher in unserm Falle die Kohlenstäbe die Anode, den Tiegel die Kathode. In der geschmolzenen Thonerde ist das positive Elektron gebunden an das Aluminium; jedes Aluminiumatom ist, wie wir schon erwähnt haben, mit drei positiven Elektroatomen vereinigt. In der Schmelze ist also eine Bewegung des positiven Elektrons nur möglich, wenn sich die Aluminium-

Digitized by Google

atome bewegen; diese müssen sich in der Schmelze von dem Kohlenbündel, der Anode, zu dem Tiegel, der Kathode, verschieben, bis sie an seiner Wand sich abscheiden. Dabei wird das mit dem Aluminium verbundene positive Elektron frei, so daß es weiter, dem negativen Pole der Dynamomaschine zu, strömen kann; in dem Tiegel sammelt sich dann unelektrisches, metallisches Aluminium. Das negative Elektron ist in der Schmelze verbunden mit Sauerstoff, je zwei Elektroatome mit einem Atom Sauerstoff. Die so gebildeten Jonen wandern in der Schmelze nach dem Kohlenbündel, der Anode. Der Sauerstoff scheidet sich dort ab und verbrennt die Kohle, das negative Elektron wird frei und strömt weiter, dem positiven Pol der Maschine zu. Bei dem beschriebenen Prozesse werden somit die Jonen des Aluminiums an der Kathode, die Jonen des Sauerstoffs an der Anode sich abscheiden; man nennt daher die Jonen des Aluminiums, ebenso wie alle andern positiv elektrischen Jonen, Kationen, die Jonen des Sauerstoffs, ebenso wie alle andern negativ elektrischen Jonen, Anionen.

Wir fragen noch nach den Beziehungen des Elektrons zum Aether. In erster Linie wird es sich dabei um die Erklärung der anziehenden und abstoßenden Kräfte handeln, wie sie von Körpern ausgehen, welche mit positivem oder negativem Elektron geladen sind. Wir nehmen zu diesem Zweck an, daß der Aether durch die Gegenwart von freiem positivem oder negativem Elektron in eine Art von Zwang versetzt wird, den wir als elektrische Polarisation bezeichnen. Dieser Zwang wird sich äußern durch Pressungen und Spannungen im Innern des Aethers; in dem Zwischenraum zwischen zwei gleichnamigen Elektroatomen verhält sich der Aether wie eine zusammengepreßte Feder, er sucht sich auszudehnen und treibt dadurch die gleichnamigen Elektroatome auseinander; im Zwischenraum zwischen zwei ungleichnamigen Elektroatomen verhält sich der Aether wie eine gedehnte Feder, er sucht sich zusammenzuziehen und nähert dadurch das positive Elektroatom dem negativen. Die abstoßenden und die anziehenden Wirkungen zwischen gleichnamig und zwischen ungleichnamig elektrischen Körpern sind also keine unmittelbaren, sondern abhängig von der elektrischen Polarisation des Aethers.

Zu einem analogen Resultat führt die Untersuchung der magnetischen Wirkungen. Magnetische Kräfte entstehen, wo immer positives oder negatives Elektron in einer geschlossenen Bahn sich bewegt. Wir machen von diesen Kräften Gebrauch, um Eisenkerne zu magnetisieren, indem wir um sie einen Draht in spiraligen Windungen wickeln und durch ihn den Strom einer galvanischen Batterie oder einer dynamoelektrischen Maschine schicken. Es entstehen so die Elektromagnete, welche in der Telegraphie eine wichtige Rolle spielen, und welche einen wesentlichen Bestandteil der dynamoelektrischen Maschinen bilden, der wichtigen Erzeuger galvanischer Ströme in der heutigen Technik. Auch die Wirkungen von Kompaßnadeln oder Stahlmagneten lassen sich auf den angeführten Satz reduzieren, wenn man annimmt, daß die Atome des Eisens umgeben seien von äußerst kleinen Bahnen, in denen sich positive oder negative Elektroatome bewegen, etwa so wie die Planeten um die Sonne. Die magnetischen

Digitized by Google

Wirkungen sind von den Wirkungen des ruhenden Elektrons, den sogenannten elektrostatischen Wirkungen, wesentlich verschieden. Wir betrachten als ihre Ursache einen zweiten Zwangszustand des Aethers, den wir als magnetische Polarisation bezeichnen. Jedes bewegte Elektroatom erzeugt gleichzeitig eine elektrische und eine magnetische Polarisation des Aethers; die elektrischen Spannungen strahlen gleichsam nach allen Richtungen von dem Atom aus, die magnetischen Spannungen legen sich ringförmig um die Bahn des Atoms herum, vergleichbar den dünnen Gummiringen, mit welchen der Kaufmann kleine Pakete zusammenhält; sie sind die unmittelbare Ursache aller magnetischen Kräfte, wie wir sie an Magneten oder an den Trägern galvanischer Ströme beobachten.

Eine dritte Beziehung zwischen dem Elektron und dem Aether wird endlich dadurch hergestellt, daß Lichtwellen durch Schwingungen des Elektrons erzeugt werden, und daß daher Lichtwellen nichts andres sind als elektrische und magnetische Polarisationen, welche wellenförmig durch den Aether sich fortpflanzen. Den experimentellen Beweis für diese von Maxwell aufgestellte Theorie des Lichtes hat Hertz gegeben. Wenn wir zwei gleich große Metallkugeln nehmen, die eine mit positivem, die andre mit gleichviel negativem Elektron laden, so springt bei genügender Annäherung der Kugel zwischen ihnen ein Funke über, und die Ladungen verschwinden; die beiden gleichen Mengen entgegengesetzten Elektrons vereinigen sich zu neutralem. Man hat aber schon lange nachgewiesen, daß dies nicht mit einem Schlage geschieht, daß vielmehr positives und negatives Elektron zwischen den beiden Kugeln hin und her oscillieren, wie ein Pendel zwischen den höchsten Punkten seiner Bahn. Erst in dem Maße, in dem diese Pendelschwingungen zur Ruhe kommen, findet die Bildung des neutralen Elektrons statt. Durch die mit der Schwingung wechselnde Ladung der Kugeln, durch die wechselnde Bewegungsrichtung des schwingenden Elektrons werden in dem umgebenden Aether elektrische und magnetische Polarisationen hervorgerufen, welche gleichfalls ihre Richtung wechseln, so oft die Schwingungsrichtung des Elektrons zwischen den beiden Kugeln wechselt. Hertz hat nun gezeigt, daß diese Polarisationen sich wirklich nach denselben Gesetzen und mit derselben Geschwindigkeit ausbreiten wie das Licht. Alle Erscheinungen des Lichtes erklären sich vollständig, wenn die Lichtstrahlen Richtungen sind, längs deren elektromagnetische Wellen im Aether fortschreiten. Nur sind die lichterzeugenden Schwingungen der Elektroatome unvergleichlich rascher als die elektrischen Schwingungen, deren Wellen Hertz beobachtet hat.

Bei den nahen und mannigfaltigen Beziehungen, die nach dem Vorhergehenden zwischen dem Aether und dem Elektron bestehen, liegt die Vermutung nahe, beide möchten am Ende identisch, es möchte etwa der Aether nichts andres sein als das neutrale Elektron, welches aus der Verbindung der positiven und der negativen Modifikation hervorgeht. In der That scheint eine solche Auffassung wohl durchführbar. Die elektrische Polarisation des Aethers würde dann darauf beruhen, daß in jedem Molekül des neutralen Elektrons das positive Atom gegen das negative in bestimmter Richtung sich verschieben würde.

Digitized by Google

Magnetische Polarisation entstände, wenn das Elektron um gewisse Achsen herum in eine wirbelnde Bewegung versetzt würde.

Doch wollen wir nicht weiter auf diesem Wege gehen, der nur zu leicht zu phantastischen Konstruktionen ohne realen Hintergrund führt. Höre ich doch schon die Frage des Lesers: Was sprichst du seitenlang von Stoffen, die wir nicht sehen, nicht fühlen, die nur in der Phantasie der Gelehrten leben? Was gehen uns diese gespenstischen Dinge an, die hinter der hellen, farbigen Welt ein schattenhaftes Dasein führen sollen? Erst zeige uns einmal dein Elektron, dann wollen wir daran glauben. Ich könnte nun sagen: Ihr glaubt doch an die Luft, die ihr für gewöhnlich auch nicht seht, kaum fühlt; ich könnte ausführen, daß auch der hergebrachte Glaube an den Tisch, an dem ihr sitzt, an all die Dinge, die euch umgeben, auf eine ziemlich verwickelte Weise zu stande gekommen ist. Doch will ich auf solche indirekte Stützen für die vorgetragenen Meinungen verzichten. Wir wollen wirklich das Elektron isolieren von den Körpern, in denen es gewöhnlich verborgen ist, wir wollen Mittel suchen, um es zu wägen. Daß wir die Luft wägen können, ist im Grunde doch der beste Beweis für ihre Existenz, und so wird es auch beim Elektron sein. Die Lösung dieser Aufgaben hängt aber an der Entdeckung der strahlenden Materie, und mit ihr wollen wir uns nun beschäftigen.

II. Strahlende Materie in elektrischen Strahlen.

Unter dem Titel „Strahlende Materie" hat der englische Physiker Crookes bei der Versammlung der „Britischen Association zur Förderung der Wissenschaften" im Jahre 1879 einen Vortrag gehalten, in dem er eine Reihe von überaus merkwürdigen Erscheinungen in den sogenannten Geißlerschen Röhren vorführte. Nicht alle Erscheinungen waren neu; manche davon waren schon von Plücker und vor allem von Hittorf beobachtet worden, hatten aber keine sonderliche Beachtung gefunden; aber auch diese erschienen bei Crookes, der die Arbeiten Hittorfs nicht gekannt hatte, in einer neuen und reizenden Form.

Eine Geißlersche Röhre — so genannt nach dem erfindungsreichen Glaskünstler, der sie auf Veranlassung Plückers zuerst angefertigt hat — besteht in ihrer einfachsten Form aus einer geraden Glasröhre, die an ihren beiden Enden zugeschmolzen ist. Durch diese Enden hindurch ragen, luftdicht mit dem Glase verschmolzen, zwei Platindrähte in das Innere der Röhre hinein; sie tragen im Innern runde Aluminiumscheiben, welche zur Längsrichtung der Röhre senkrecht stehen. Aus der Röhre ist die Luft mit Hilfe einer Luftpumpe bis auf einen geringen Rest entfernt; sie wird auch häufig mit einem andern Gase im Zustand großer Verdünnung gefüllt. Verdünnte Gase gestatten dem Elektron den Durchgang; sie sind Leiter der Elektricität, vielleicht in ähnlicher Weise wie die früher betrachteten elektrolytischen Leiter. Wenn wir also von den Aluminiumblechen das eine mit dem positiven, das andre mit dem negativen Konduktor einer Elektrisiermaschine verbinden, so findet durch das verdünnte

Digitized by Google

Gas hindurch ein Ausgleich des positiven und des negativen Elektrons statt. Dabei treten in der Röhre höchst eigentümliche Lichterscheinungen auf.

Von dem mit dem positiven Maschinenkonduktor verbundenen Bleche, der Anode, aus geht eine Lichtsäule in die Röhre hinein, je nach der Füllung von roter oder weißer Farbe; sie zerfällt häufig in eine Reihe leuchtender Schichten. Wir nennen sie das positive Licht. Dieses geht nicht bis zu der Kathode, dem mit negativem Elektron geladenen Aluminiumblech, hinüber, sondern ist von der die Kathode umgebenden Lichterscheinung durch eine dunkel erscheinende Strecke der Röhre getrennt, die wir den dunkeln Zwischenraum nennen. Die Verhältnisse des negativen Lichtes sind etwas komplizierter. Die Kathode ist bedeckt mit einem zarten, gelblichen Lichtscheine, den wir Glimmlicht nennen. Gegen die Anode, bis zu der Grenze des dunkeln Zwischenraumes hin, breitet sich ein weißliches, zerstreutes Licht aus. Besonders auffallend aber ist, daß innerhalb dieses Lichtes die Kathode umschlossen ist von einem scharf begrenzten dunkeln Raume, dessen Konturen bei niedrigeren Graden der Verdünnung im Abstand von vielleicht einem Millimeter die Konturen der Kathode umhüllen. Dieser dunkle Kathodenraum scheidet sehr deutlich das Kathodenglimmlicht von der gegen die Anode hin vordringenden Lichtmasse.

Wir wollen nun unsre Aufmerksamkeit auf die Veränderungen richten, welche die Lichterscheinungen in der Röhre erfahren, wenn die Luft im Innern mehr und mehr verdünnt wird. Besonders scharf ausgeprägt ist dabei die fortwährende Vergrößerung des dunkeln Kathodenraumes; er umhüllt die Kathode bald in einem Abstand von einem, dann von mehreren Centimetern, so daß er auf beiden Seiten der Kathodenscheibe die Wand der Glasröhre erreicht und auf dieser einen scharf begrenzten dunkeln Ring erzeugt. Zu gleicher Zeit rücken negatives Licht und dunkler Zwischenraum gegen die Anode hin vor, und das positive Licht zieht sich zurück. Durch fortgesetzte Verdünnung der Luft in der Röhre kann man es dann so weit treiben, daß der dunkle Kathodenraum die ganze Röhre erfüllt. Alle Lichterscheinungen zwischen der Kathode und der Anode scheinen dann wie durch einen von der Kathode ausgehenden Wind weggefegt; nur auf der Rückseite der Anode, abgewandt von der Kathode, beobachtet man eine kleine Säule weißen, positiven Lichtes. Dafür tritt aber eine neue Erscheinung auf: die Wand der Glasröhre leuchtet, insbesondere in dem von der Kathode entfernten Teile, in einem eigentümlichen gelbgrünen Lichte. Dieses Leuchten ist nicht etwa durch eine Erhitzung des Glases bedingt, es tritt auch dann ein, wenn dieses vollkommen kühl gehalten wird. Man nennt ein solches Licht, welches bei gewöhnlicher Temperatur ausgesandt wird, Fluorescenzlicht. Wir behaupten nun, daß dieses Licht durch strahlende Materie erzeugt werde, welche, von der Kathode ausgehend, die Wand der Glasröhre trifft. Die Aufgabe des Folgenden wird sein, diese Behauptung zu rechtfertigen und die Eigenschaften dieser strahlenden Materie zu untersuchen.

Für diese Untersuchungen ist nun die einfache Form der Geißlerschen Röhre, die wir bisher vorausgesetzt haben, nicht vorteilhaft, weil die der Kathode gerade

Digitized by Google

gegenüberstehende Anode die freie Entfaltung der Strahlung hindert. Wir thun besser, an die gerade Röhre, an deren einem Ende die Kathode sich befindet, eine kleine seitliche Röhre, etwa in der Mitte, anzusetzen und an ihrem Ende die Anode anzubringen.

Eine erste Eigenschaft der strahlenden Materie würde nun eben darin bestehen, daß sie die Glaswand, auf welche sie trifft, zur Fluorescenz erregt. Bei der zuletzt beschriebenen Form der Röhre sehen wir an dem der Kathode gegenüberliegenden Röhrenende einen hellen, gelbgrünen Fleck gerade gegenüber der Kathode. Auch andre Körper, welche wir der Kathode gegenüberstellen, senden Fluorescenzlicht aus; insbesondere zeichnet sich die Thonerde durch eine intensive, rote Fluorescenz aus.

Eine zweite Eigenschaft der strahlenden Materie kann schon nach der Art vermutet werden, wie sich die fluorescierenden Flächen auf der Glaswand abgrenzen; es ist die Eigenschaft, sich in gerader Richtung zu bewegen. Um dies zu zeigen, benutzen wir eine verhältnismäßig kleine Kathodenscheibe und stellen vor dem ihr gegenüberliegenden Ende der Glasröhre ein in Form eines Kreuzes ausgeschnittenes Aluminiumblech auf. Sobald die Entladung der Elektrisiermaschine durch die Röhre geht, sieht man den dunkeln Schatten des Kreuzes mitten auf der fluorescierenden Endfläche der Röhre. Die geraden Richtungen, in denen sich die strahlende Materie von der Kathode aus bewegt, nennen wir Kathodenstrahlen. Diese Strahlen brechen senkrecht aus der Fläche der Kathode hervor. Man weist dies nach, indem man der Kathode die Form eines Hohlspiegels giebt. Die Strahlen konvergieren dann nach dem Mittelpunkt des Spiegels und erzeugen dort eine Art von Brennpunkt; diesen kann man durch eine fluorescierende Platte sichtbar machen, die in den Krümmungsmittelpunkt des Hohlspiegels hineingestellt wird.

Der Versuch mit dem Schattenkreuz zeigt zugleich, daß strahlende Materie nicht durch Aluminiumblech hindurchgehen kann; dasselbe gilt von Blechen aus andrem Metall, von Glimmer, von Glas. Doch zeigt sich, daß Metalle nicht absolut undurchdringlich für Kathodenstrahlen sind; die sehr dünnen Blättchen, welche der Goldschläger aus Gold, Silber, Aluminium herstellt, lassen strahlende Materie durch. Lenard hat das benutzt, um strahlende Materie aus den Geißlerschen Röhren heraus in die Luft strömen zu lassen. Er verschloß das der Kathode gegenüberliegende Röhrenende durch eine Metallplatte, in welche in der Mitte ein kleines Loch gebohrt war, das mit Aluminiumblatt wieder überdeckt wurde.

Von fundamentaler Bedeutung ist die vierte Eigenschaft der strahlenden Materie, sie ist negativ elektrisch. Es folgt dies aus dem Umstand, daß das Ende der Glasröhre, welches von den Kathodenstrahlen getroffen wird, eine negative elektrische Ladung bekommt. Ebenso wird das bei dem zuvor beschriebenen Versuche benutzte Kreuz, welches ja einen großen Teil der strahlenden Materie auffängt, negativ elektrisch.

Wenn strahlende Materie negativ elektrisch ist, so muß ihre Bewegung durch

Digitized by Google

elektrische Kräfte beeinflußt werden; es ist dann wahrscheinlich, daß die Geschwindigkeit, mit der die strahlende Materie von der Kathode flieht, von nichts anderm herrührt als von der abstoßenden Kraft, welche die negativ elektrische Kathode auf die negativ elektrischen Teilchen der strahlenden Materie ausübt. Jene Geschwindigkeit muß dann größer oder kleiner sein, je nachdem die Ladung der Kathode größer oder kleiner ist. Es muß möglich sein, die Geschwindigkeit der strahlenden Materie zu beschleunigen oder zu verzögern, je nachdem man ihrem Laufe einen positiv elektrischen oder einen negativ elektrischen Körper entgegenstellt. Sofern die Wirkungen der strahlenden Materie von ihrer Geschwindigkeit abhängen, muß man daher im stande sein, diese Wirkungen willkürlich zu steigern und zu schwächen. Das ist in der That gelungen in vollkommener Uebereinstimmung mit der angestellten Ueberlegung.

Sehr viel wichtiger aber ist die Aenderung, welche die Bewegung der strahlenden Materie erleidet, wenn *die elektrischen Anziehungen und Abstoßungen senkrecht zu der Strahlrichtung* wirken. Eine dementsprechende Versuchsanordnung erhalten wir, wenn wir in dem Innern der Röhre in einigem Abstand von der Kathode zwei längliche Bleche einander gegenüberstellen, parallel zu der Röhrenachse. Wir wollen die Röhre so stellen, daß ihre Achse horizontal liegt. Das eine jener Bleche sei oben, das andre unten, beide in demselben Abstand von der Achse. Machen wir nun das obere Blech negativ, das untere positiv elektrisch, so werden die Teilchen der strahlenden Materie in dem Zwischenraum zwischen den Blechen nach unten getrieben. Von dem Moment an, in welchem der Strahl der Teilchen zwischen die beiden Bleche tritt, verhält er sich wie der Wasserstrahl eines Brunnens, der von der Schwere nach unten gezogen wird, sobald er die Mündung des Brunnenrohres verläßt. Unter der vereinten Wirkung seiner anfänglichen Geschwindigkeit und seiner Schwere krümmt sich der Wasserstrahl nach unten in der Form einer sogenannten Parabel. Je schwächer der Brunnen läuft, um so rascher biegt sich der Wasserstrahl nach unten, um so mehr verkürzt sich die Parabel; je schneller das Wasser aus der Brunnenröhre strömt, um so länger und flacher wird der Bogen, den der Strahl beschreibt. Aber für das Verhalten des Strahles ist noch ein andrer Umstand wichtig. Versuchen wir, den Strahl mit der Hand von seiner natürlichen Richtung abzulenken! Wir spüren dabei einen empfindlichen Widerstand, den der Strahl unserm Beginnen entgegensetzt. Wovon hängt dieser Widerstand ab? Nur von der Geschwindigkeit der Wasserteilchen oder vielleicht auch von den besonderen Eigenschaften des Wassers? Die Frage läßt sich schnell entscheiden. Wir nehmen zwei Gefäße mit ganz gleichen horizontalen Ausflußröhren; das eine füllen wir mit Wasser, das andre mit Quecksilber. Es ist dann leicht so einzurichten, daß Wasser und Quecksilber mit gleicher Geschwindigkeit aus den horizontalen Ansatzröhren herausströmen. Wiederholen wir nun den Versuch, so bemerken wir, daß das Quecksilber der Hand einen sehr viel größeren Widerstand bietet als das Wasser. Man kann den Stoß der ausfließenden Strahlen durch geeignete Vorrichtungen messen und findet, daß er bei Quecksilber über dreizehnmal

Digitized by Google

größer ist als beim Wasser, ebensovielmal größer, wie das Gewicht des Quecksilberstrahles größer ist, als das Gewicht des Wasserstrahles. Nun kann der Stoß der Strahlen mit ihrem Gewichte unmittelbar nichts zu thun haben; wir empfinden ihn ebenso, wenn wir die Hand von oben her in den Strahl halten, wo er durch sein Gewicht nicht wirken kann. Wir müssen somit schließen, daß wir bei dem Versuche eine Eigenschaft der Strahlen oder vielmehr der sie bildenden Flüssigkeiten entdeckt haben, welche von ihrem Gewichte zwar wesentlich verschieden ist, welche aber doch mit ihrem Gewichte zu- und abnimmt. Diese Eigenschaft nennen wir die Masse; je größer die bewegte Masse, um so schwerer ist es, sie von ihrer ursprünglichen Lage hinwegzudrängen. Massen und Gewichte der Körper sind Dinge, die wir prinzipiell wohl zu unterscheiden haben, aber die Massen verhalten sich wie die Gewichte, die Gewichte wie die Massen, so daß man immer das eine als ein Maß für das andre gebrauchen kann.

Wir sind durch diese Ueberlegungen weit von unsrer strahlenden Materie abgekommen, aber wir werden jetzt um so leichter und besser verstehen, wie sie sich zwischen den einander gegenüberstehenden entgegengesetzt elektrischen Platten in der Geißlerschen Röhre verhält. Zunächst beobachten wir, daß die Kathodenstrahlen in dem Zwischenraum sich parabolisch nach unten biegen, gerade so wie der Wasserstrahl des Brunnens. Die Abweichung von der ursprünglichen geradlinigen Bahn ist um so größer, je kleiner die Geschwindigkeit der strahlenden Materie. Sinkt die Geschwindigkeit auf die Hälfte oder auf den dritten Teil, so steigt die Ablenkung auf das Vierfache oder auf das Neunfache des anfänglichen Betrages. Wir wissen aber, daß die Ablenkung außerdem noch abhängen muß von der Masse der strahlenden Materie, daß sie um so kleiner ist, je größer diese Masse. Endlich kommt noch die Größe der Kraft in Betracht, welche zwischen den beiden entgegengesetzt elektrischen seitlichen Platten der Röhre ausgeübt wird; die auf ein Teilchen der strahlenden Materie wirkende Kraft ist aber um so größer, je größer seine elektrische Ladung; auch mit dieser muß also die Ablenkung wachsen. Damit haben wir die wesentlichen Gesetze, von denen die elektrische Ablenkung der Kathodenstrahlen beherrscht wird; kennt man die Geschwindigkeit, mit der sich die Teilchen der strahlenden Materie bewegen, so kann man aus der elektrischen Ablenkung der Kathodenstrahlen berechnen, in welchem Verhältnis die negative elektrische Ladung der strahlenden Materie zu ihrer Masse oder zu ihrem Gewichte steht.

Crookes hat die elektrische Natur der strahlenden Materie noch durch einen andern Versuch anschaulich zu machen gesucht. Er ließ zwei Kathodenstrahlen dicht nebeneinander hergehen. Da sie beide aus negativ elektrischen Teilchen bestehen, so ist zu erwarten, daß sie sich wechselseitig abstoßen. In der That hat Crookes eine solche Abstoßung beobachtet. Die Verhältnisse liegen aber bei diesem Versuche nicht so einfach. Die bewegten elektrischen Teilchen erzeugen in dem umgebenden Aether nicht bloß elektrische Spannungen, sondern auch magnetische. Die letzteren legen sich in geschlossenen ovalen Linien um die beiden

Digitized by Google

Strahlen herum, sie wirken ganz ähnlich wie ein gespannter Gummiring, den wir um zwei parallele Drähte, etwa um zwei Saiten eines Klaviers, legen. Wie dieser die Saiten so ziehen jene Spannungen die beiden Strahlen zusammen. Die zusammenziehende Kraft wächst sehr schnell mit der Geschwindigkeit der strahlenden Materie. Wird die Geschwindigkeit gleich der Geschwindigkeit des Lichtes, so hält die zusammenziehende Kraft der elektrischen Abstoßung das Gleichgewicht, die Strahlen gehen ungestört nebeneinander her. Uebertrifft die Geschwindigkeit der Strahlen die Lichtgeschwindigkeit, so ziehen sich die Strahlen scheinbar an.

Von weit größerer Bedeutung ist die Thatsache, daß wir die Bewegung der strahlenden Materie auch durch magnetische Kräfte beeinflussen können. Wir legen die Geißlersche Röhre horizontal, so, daß die Kathode zur rechten Hand liegt. Ueber die Röhre halten wir einen Hufeisenmagnet, so daß der Nordpol vorn, der Südpol hinten, die Richtung vom Nordpol zum Südpol horizontal liegt. Wenn wir jetzt die Entladung der Elektrisiermaschine durch die Röhre gehen lassen, so werden die Kathodenstrahlen, ähnlich wie bei dem früheren elektrischen Experiment, nach unten gekrümmt, aber nicht nach der Kurve des Brunnenstrahls, sondern in einem Kreisbogen. Der Halbmesser dieses Bogens ist um so größer, je größer die Masse der strahlenden Materie, je kleiner ihre elektrische Ladung ist; er wächst überdies im einfachen Verhältnis mit der Geschwindigkeit der strahlenden Materie, verdoppelt sich, wenn diese sich verdoppelt, und so fort. Mißt man den Halbmesser des Kreisbogens und kennt man die Geschwindigkeit der strahlenden Materie, so kann man auch aus dieser Erscheinung berechnen, in welchem Verhältnis die elektrische Ladung der strahlenden Materie zu ihrer Masse steht.

In beiden Fällen, bei dem elektrischen wie bei dem magnetischen Experiment, liegt die Schwierigkeit für die Durchführung der Rechnung darin, daß man zunächst nicht weiß, mit welcher Geschwindigkeit die strahlende Materie sich bewegt; die direkte Bestimmung dieser Geschwindigkeit ist aber eine schwierige Aufgabe. Da wird nun der Umstand wichtig, daß die elektrische Ablenkung der Kathodenstrahlen von ihrer Geschwindigkeit anders abhängt wie die magnetische. Beobachtet man also in zwei aufeinanderfolgenden Versuchen beide Ablenkungen, so kann man zugleich die Geschwindigkeit der strahlenden Materie und das Verhältnis berechnen, in dem ihre elektrische Ladung zu ihrer Masse steht. Für die Geschwindigkeit ergeben sich, wie zu erwarten war, sehr verschiedene Werte, je nach den Versuchsbedingungen. Für jenes Verhältnis aber findet man immer denselben Wert; das ist natürlich von fundamentaler Bedeutung für unsre Anschauung; denn wäre jenes Verhältnis nicht unveränderlich, so wäre unsre strahlende Materie auch kein bestimmter, einheitlicher Stoff. Von der Größe des Verhältnisses werden wir später reden; für die Geschwindigkeit haben sich aus den Versuchen enorme Werte ergeben, welche sich der Lichtgeschwindigkeit zum Teil erheblich nähern.

Wenn strahlende Materie Masse besitzt, wie Luft, Wasser, wie alle die

Digitized by Google

vertrauten Körper unsrer Umgebung, so muß sie durch ihre Bewegung auch mechanische Wirkungen ausüben wie diese. Der Stoß des Wassers gegen die Schaufeln eines unterschlächtigen Rades setzt dieses in Umdrehung. Um dies nachzumachen, konstruieren wir ein feines Rädchen, dessen Schaufeln aus dünnen Glimmerplättchen bestehen; setzen wir dieses leicht drehbar in das Innere unsrer Geißlerschen Röhre, richten wir den Stoß der strahlenden Materie gegen die untersten Schaufeln, so gerät das Rädchen in Rotation, wie das Wasserrad, wobei zugleich die Schaufeln in reizendstem Fluorescenzlicht leuchten. Wenn Wasser aus einem sogenannten Reaktionsrad ausströmt, so gerät dieses in eine Drehung, deren Richtung der Ausflußrichtung des Wassers entgegengesetzt ist: das ausströmende Wasser übt auf das Rad eine rücktreibende Kraft, eine Reaktion aus. Eine ähnliche Reaktion muß die aus der Kathode strömende strahlende Materie auf die Kathode üben. Um die Existenz dieser Reaktion nachzuweisen, benutzen wir als Kathode ein leicht drehbares Rädchen, dessen Schaufeln aus kleinen Aluminiumplatten gebildet sind; diese werden auf der Rückseite mit Glimmer bedeckt, so daß die strahlende Materie immer nur in einer Richtung ausströmen kann. In der That beginnt das Rädchen rückwärts zu rotieren, sobald die Entladung der Elektrisiermaschine durch unsre Röhre geht.

Strahlende Materie übt außer den mechanischen auch Wärmewirkungen aus. Das Ende einer Geißlerschen Röhre, gegen welches die strahlende Materie anprallt, wird bei starker Strahlung so heiß, daß das Glas erweicht wird. Wenn man strahlende Materie durch eine Hohlspiegelkathode auf Platinblech konzentriert, so wird das Blech glühend. Auch hierbei verhält sich strahlende Materie ganz so wie die gewöhnlichen Körper. Es möge zum Beispiel gegen eine eiserne Platte mit Gewehren geschossen werden, so daß die Geschosse in der Platte stecken bleiben; man wird dann bald merken, daß die Platte sich erwärmt; die Bewegung der Geschosse wird vernichtet, und dafür tritt Wärme auf. Ganz derselbe Vorgang spielt sich bei der strahlenden Materie ab, deren Teilchen ein Bombardement gegen das Ende der Glasröhre unterhalten, und deren Bewegung daselbst plötzlich gestoppt wird.

Mit dieser plötzlichen Vernichtung der Bewegung, welche in dem Moment erfolgt, in dem die Teilchen der strahlenden Materie auf die Oberfläche des Glases oder eines andern Körpers treffen, ist aber noch eine andre Wirkung verbunden, welche ein Aufsehen erregt hat wie kaum eine andre physikalische Entdeckung. Die von der strahlenden Materie getroffenen Stellen werden zu Ausgangspunkten der Röntgenstrahlen. Das sind wahrscheinlich kurze, stoßartige und unregelmäßige elektromagnetische Wellen, welche von den getroffenen Stellen aus im Aether sich verbreiten.

Strahlende Materie ist negativ elektrisch; das ist vielleicht die wichtigste Erkenntnis, zu der uns die im Vorhergehenden beschriebenen Versuche geführt haben. Denn sie bahnte den Weg zu den elektrischen und magnetischen Versuchen, welche uns eine bestimmte und deutliche Vorstellung von der strahlenden Materie geben. Nun sind wir gewohnt, überall positiv elektrische Körper

Digitized by Google

als Gegenstück der negativen zu sehen; unwillkürlich werden wir fragen: wenn es negativ elektrisch strahlende Materie giebt, existiert nicht auch positive? In der That hat man gefunden, daß von der Anode einer Geißlerschen Röhre positiv elektrische Strahlen ausgehen, die man in derselben Weise elektrisch und magnetisch beeinflussen kann wie die Kathodenstrahlen. Aber es macht sich in der Größe der erzielten Effekte doch ein großer Unterschied geltend; die Anodenstrahlen erweisen sich als sehr viel weniger beweglich wie die Strahlen der Kathode. Das liegt nicht etwa an einer größeren Geschwindigkeit der im Strahl bewegten Teilchen; im Gegenteil, diese Geschwindigkeit ist sehr viel kleiner als bei negativ strahlender Materie.

Die Ursache muß also darin gesucht werden, daß die positive strahlende Materie ungleich mehr Masse besitzt als die negative.

Diese Bemerkung leitet uns nun endlich hinüber zu einer kurzen Betrachtung der Zahlen, welche sich aus den Versuchen für das Verhältnis von elektrischer Ladung und von Masse ergeben haben. Bei der negativ elektrischen strahlenden Materie hat man für dieses Verhältnis die Zahl von 500 000 Billionen gefunden. Diese Zahl hängt ab von der Art, wie wir elektrische Ladungen und Massen messen, an sich können wir damit keinen Sinn und keine Bedeutung verbinden. Sie gewinnt aber sofort Bedeutung, wenn wir sie mit einer andern ähnlichen Zahl vergleichen. Bei den Jonen des Wasserstoffs kennen wir gleichfalls das Verhältnis von elektrischer Ladung und Masse; es ist gegeben durch die Zahl 300 Billionen, ist also 1700 mal kleiner als bei der negativen strahlenden Materie; bei den Jonen andrer chemischer Elemente ergeben sich wegen ihres größeren Atomgewichts noch kleinere Zahlen für jenes Verhältnis. Daraus folgt, daß die negative strahlende Materie von den chemischen Elementen durch eine weite Kluft getrennt, daß sie eine viel feinere Substanz ist als diese und gleichsam einem andern Reiche angehört. Da nun diese strahlende Materie eine ihr eigentümliche, unveränderliche, negative Ladung hat, so liegt es nahe, zu sagen, negative strahlende Materie ist nichts andres als das negative Elektron, das wir bei allen elektrischen Erscheinungen uns gegenwärtig denken. Mit dieser Identifizierung hat dann das negative Elektron die früher vermißte Realität gewonnen; wir haben in ihm vielleicht eine letzte Realität gefunden, über welche keine experimentelle Forschung mehr hinausführt.

Bei der positiven strahlenden Materie hat sich für das Verhältnis zwischen Ladung und Masse die Zahl 10 Billionen ergeben; 30mal kleiner als die entsprechende Zahl der Jonen des Wasserstoffs. Nehmen wir an, daß die positive strahlende Materie aus Atomen besteht, ebenso wie die chemischen Elemente, daß ihre Atome dieselbe elektrische Ladung besitzen wie die Atome des Wasserstoffs, so finden wir für das Atomgewicht der positiven strahlenden Materie die Zahl 30, welche sich einordnet in die bekannte Reihe von Atomgewichtszahlen chemischer Elemente. Positive strahlende Materie kann daher nicht identisch sein mit einer positiven Modifikation des Elektrons. Wir werden sie vielmehr aufzufassen haben als eine Verbindung der groben Materie mit dem positiven Elektron; die Teilchen

Digitized by Google

der positiven strahlenden Materie sind Jonen, vielleicht Jonen des Metalls, aus dem Anode oder Kathode besteht, vielleicht Jonen der Gase, die das Innere der Geißlerschen Röhre füllen. Das positive Elektron verliert freilich durch dieses Ergebnis die Realität, die wir dem negativen zuschreiben; es ist für uns vorhanden nur in Verbindung mit Atomen chemischer Elemente; von einer Reindarstellung und Isolierung ist nicht die Rede.

Solange diese nicht gelingt, bleibt die Annahme des positiven Elektrons eine Hypothese; seine Existenz ist möglich, aber durch keine Thatsache unmittelbar bewiesen; man kann immer sagen: mit dem positiven Elektron haben wir nur einen Namen geschaffen für etwas, was eine Eigenschaft der groben Materie selber ist. Die Hypothese von der Existenz einer positiven Modifikation des Elektrons kann daher über die Dinge der Außenwelt nur ein schwankendes, unsicheres Licht verbreiten; wir können sie als Führerin benutzen in ein unbekanntes Land, aber wir verlassen dann den Boden der Thatsachen und betreten das Reich der Phantasie.

Es war schon davon die Rede, daß der Aether vielleicht eine Verbindung des positiven und des negativen Elektrons ist; wir nehmen an, eine Verbindung einfachster Art, bei der je ein Atom der einen Modifikation an ein Atom der andern gekettet ist. Wenn aber die Atome des Elektrons die feinsten unteilbaren Teilchen sind, bis zu denen wir vordringen können, dann liegt es nahe, anzunehmen, daß auch die Atome der chemischen Elemente aus Elektron bestehen. Um zuerst ein Wasserstoffatom zu bilden, mögen schon ein paar Tausend positive und negative Elektroatome zusammentreten. Wasserstoffatome können sich in größerer oder kleinerer Zahl verbinden, sie können sich mit Hüllen von Aetheratomen umgeben und so Atome von andern chemischen Elementen bilden, deren Gewicht kein einfaches Verhältnis zum Atomgewicht des Wasserstoffs zu haben braucht. Es wird dann auch begreiflich, daß selbst das Licht, das von einfachen Körpern ausgeht, so mannigfaltig aus den verschiedensten Farben zusammengesetzt ist; denn das Licht wird erzeugt durch die elektromagnetischen Wellen, die von den einzelnen schwingenden Elektroatomen ausgehen.

Neutrale chemische Moleküle, die aus gleichen Zahlen von positiven und negativen Elektroatomen bestehen, werden in die Ferne keine elektrischen Wirkungen ausüben, aber in der unmittelbaren Nähe der Moleküle werden die Wirkungen der einzelnen Elektroatome zur Geltung kommen, in verschiedener Weise, je nachdem die Gruppierung der Elektroatome eine verschiedene ist. Die so entstehenden Kräfte werden eine Rolle spielen bei der Kryſtallbildung; von ihnen wird die Festigkeit und die Elasticität der Körper abhängen.

Nun wirken aber die chemischen Atome nicht bloß bei unmittelbarer Nähe aufeinander, sie ziehen sich in der Ferne an, sie sind gegeneinander schwer, wie der Mond gegen die Erde, die Erde gegen die Sonne. Diese Thatsache der allgemeinen Anziehung können wir nur durch die Annahme erklären, daß die anziehende Kraft zwischen ungleichnamigen Elektroatomen größer ist als die Abstoßung der gleichnamigen. Prinzipiell schließt das ohne Zweifel eine wesent-

Digitized by Google

liche Veränderung unsrer bisherigen Anschauungen ein; thatsächlich aber werden die elektrischen Wirkungen dadurch in keiner irgendwie merklichen Weise geändert, denn zu der Erklärung der allgemeinen Schwere genügt eine so kleine Differenz zwischen den anziehenden und den abstoßenden Kräften, daß die uns gewohnten Zahlen nicht vermögend sind, sie auszudrücken. Nicht ohne Interesse aber ist es, daß nach der neuen Annahme neutrale chemische Atome auch auf einzelne Elektroatome anziehende Wirkungen ausüben, und zwar auf positive ebenso wie auf negative. In größerer Entfernung sind diese Kräfte allerdings sehr schwach; es ist aber wohl möglich, daß das Gesetz der Anziehung sich in unmittelbarer Nähe der Atome ändert, so daß die Anziehungen hier sogar sehr große Beträge erreichen.

Das Gesetz der Aenderung kann verschieden sein für positives und für negatives Elektron; in unmittelbarer Nähe kann also die Anziehung desselben chemischen Atoms verschieden sein für positive und für negative Elektroatome; daß die von verschiedenen chemischen Atomen ausgeübten Anziehungen verschieden sein müssen, ist wegen der verschiedenen Zahl und Ordnung ihrer Elektroatome von vornherein zu erwarten. Verbindet sich infolge dieser Kräfte ein neutrales chemisches Atom mit einem positiven Elektroatom, so entsteht ein positives Ion, im andern Falle ein negatives. Freilich verstehen wir damit noch nicht, weshalb ein Aluminiumatom sich mit drei Elektroatomen verbindet, während ein Wasserstoffatom nur ein Elektroatom an sich zieht; wir verstehen nicht, weshalb nur diejenigen Anhäufungen von Elektroatomen in der Natur vorkommen, welche uns in den Ionen und in den Molekülen chemischer Verbindungen gegeben sind, weshalb andre Gruppierungen, deren eine unendliche Mannigfaltigkeit denkbar ist, selbst wenn sie irgend einmal sich bilden sollten, doch keine Beständigkeit, keine dauernde Existenz besitzen. Auf der andern Seite ist aber auch unsre Kenntnis der Thatsachen selbst noch eine lückenhafte; die Atomgewichte vieler chemischer Elemente sind nicht genau bekannt; nur bei einer Minderzahl von Elementen kennen wir die Verhältnisse, nach welchen die Ionen aus chemischen und elektrischen Atomen sich zusammensetzen. Wir stehen hier an der Schwelle eines Gebietes, über das noch tiefe Schatten gebreitet sind; ein Glied aber haben wir diesem Schattenland entrissen, wir können es greifen und dem Versuch unterwerfen in der strahlenden Materie.

Wenn man auf die Fülle der Entdeckungen zurücksah, welche der Anfang des Jahrhunderts der Physik gebracht hat, so konnte man noch vor wenig Jahren fürchten, daß ihre jugendlich-schöpferische Periode zu Ende gekommen sei. Die Entdeckungen der letzten Zeit haben diese Besorgnis zerstreut. Vielleicht bringt das scheidende Jahrhundert noch eine neue Kunde aus dem unbekannten Lande, wenn sich die noch zweifelhafte Nachricht von der Entdeckung eines Elementes, tausendmal leichter als Wasserstoff, eines neuen Gliedes aus dem Reiche des Elektrons, bestätigt.

Digitized by Google

Ueber unblutige Operationen.

Von

Prof. Dr. Adolf Lorenz (Wien).

Mit der Vorstellung einer chirurgischen Operation als eines Eingriffes in den menschlichen Organismus verbindet sich in notwendiger Ideenfolge der Gedanke an das warme, fließende Blut, und dieser Gedanke läßt den meisten Menschen das eigne Blut in den Adern erstarren.

Ist die Blutung für den Operateur in der weitaus größeren Mehrzahl der Fälle ein nebensächliches und nur selten gefahrdrohendes, wohl aber lästiges, die Orientierung und den Fortgang der Operation behinderndes Moment — derart, daß die Manipulationen gewissermaßen immer nur in der langen Reihenfolge jener kurzen Augenblicke vorgenommen werden können, während welcher das fließende Blut durch den aufgedrückten Gazetampon momentan zum Versiegen gebracht wird —, so beherrscht im größten Gegensatz hierzu die Vorstellung der Blutung derart den Ideenkreis des Laien, daß er unter dem lähmenden Druck eines nebensächlichen Umstandes die Fähigkeit oder doch wenigstens die Neigung verliert, sich mit der Hauptsache, dem Zweck oder beispielsweise der genialen Konzeption irgend einer Operation noch näher zu befassen.

Gerade der gebildete und in seinem Fühlen verfeinerte Laie reagiert gegen die Vorstellung des rieselnden Blutes mit gesteigerter Empfindlichkeit, selbst wenn er in der glücklichen Lage des fernstehenden Unbeteiligten ist. Schon das fließende Blut an sich, das Ausströmen der purpurnen Flüssigkeit, dieses eigentlichen Trägers des Lebens, verfehlt niemals, eine beklemmende Wirkung hervorzubringen.

Noch viel kritischer beurteilt der Laie natürlich die Sache, wenn er nicht mehr der fernstehende Unbeteiligte ist, sondern der messerbewaffneten Hand des Arztes selber zum Angriffsobjekt dienen soll; und immer ist es in erster Linie wieder die Vorstellung vom Rieseln des warmen Blutes, das ihn mit Schauder und Entsetzen erfüllt. Nur die Furcht vor dem größeren Uebel, der verzweifelte Kampf, das Unabwendbare, wenn schon nicht abzuwenden, so doch in möglichste Ferne zu rücken, ringen ihm schließlich die Zustimmung zu dem blutigen Heilplane ab.

Jedem Menschen wird ein solcher Entschluß schwer; diejenigen, welche besonders hart gegen denselben kämpfen, werden von dem Chirurgen als „messerscheu“ bezeichnet, womit aber nicht gesagt sein soll, daß nicht auch diese selben Chirurgen, wenn sie unglücklicherweise selber die Rolle des Patienten spielen müssen, sich nicht auch ebenso oder noch ärger „messerscheu“ gebärden als irgend ein von ihnen deshalb verspotteter Laie. Ein klassisches Beispiel hierfür gab ein berühmter Chirurg, der heute noch blüht, als er eine schmerzhafte Entzündung des Zeigefingernagelgliedes acquirierte. Ein kleiner Einschnitt hätte dem an-

Digitized by Google

gesammelten Eiter Luft gemacht und die pochenden Schmerzen sofort beseitigt. Wie oft wallte der Meister zornig auf, wenn ein zagender Patient in gleicher Lage, von blasser Furcht befallen, Reißaus vor dem in Bereitschaft gestellten Messer nahm. Und genau so that der berühmte Chirurg. Er fürchtete die scharfe Klinge in des andern Hand und behauptete, tapfer zu sein, als er sich durch oftmalige zarte Berührungen der kranken Stelle mit dem glühenden Platinbrenner den Eiterherd selbst öffnete. Diese langwierige Operation dauerte eine kleine Stunde. Fiel die Berührung des glühenden Metalles mit der Haut etwas inniger aus, als beabsichtigt war, dann sprang der sich selbst operierende Arzt mit einem Schrei in die Höhe und ertrug nebst dem lachenden Spotte seiner engeren Schüler die zehnfachen Schmerzen um der Genugthuung willen, der Schärfe des Messers entronnen zu sein.

Diesem scherzhaften Beispiel von Messerfurcht bei Chirurgen ließen sich genug ernsthafte anreihen. In seinem Berufe acquirierte ein berühmter chirurgischer Lehrer, den heute schon die Erde deckt, eine gefährliche Zellengewebsentzündung der Hand, welche sich auf den Vorderarm fortpflanzte und mit allgemeiner Blutvergiftung drohte. Der Patient wollte von den vorgeschlagenen Operationen nichts wissen. Die Sachlage wurde immer kritischer. Die besorgte Familie berief einen berühmten Schüler des Meisters an das Krankenbett, weil man von der Energie desselben die Ueberwindung des Widerstandes erwartete. Als alles nichts half, holte man das chirurgische Lehrbuch herbei, welches den Patienten zum Verfasser hatte, schlug das seinen Fall betreffende Kapitel auf und las ihm vor. „Ach was, Unsinn," unterbrach der eigensinnige Kranke das Citat seiner eignen Lehre und beharrte in der Verweigerung der Operation. Die Messerfurcht, welche der Meister an seinen Kranken so oft tadelte, hätte er fast mit dem Leben bezahlt. Seine vollkommen verkrüppelte, zu jeder Arbeit untaugliche Hand mag den alten Herrn, der noch einige Jahre seine chirurgische Klinik leitete, ähnlichen Fällen von Messerscheu gegenüber wohl milder gestimmt haben.

Es sind also nicht nur die Laien, sondern auch die Aerzte, kurzum es sind alle Menschen mehr oder weniger messerscheu, und das ist nichts weiter als menschlich.

Merkwürdig mutet es an, wenn die Laien ganz ungerechtfertigterweise den Blutverlust und den Schmerz mehr fürchten als die eigentlichen Gefahren der Operation. Die verweichlichten Kinder des fin de siècle sind blutscheu geworden, während die Großeltern ihre angeblich zu stürmischen Blutwallungen durch regelmäßige und recht energische Aderlässe niederzuhalten suchten. Um so mehr war damals der Schmerz der Operation gefürchtet, da es noch kein wirksames Betäubungsmittel gab. Unter dem Zwange der Notwendigkeit fielen in jener vorantiseptischen und narkoselosen Zeit die großen Gefahren geringerer Eingriffe nicht schwerer ins Gewicht als die weit geringeren Gefahren eingreifender Operationen der modernen Chirurgie. Aber die tägliche Erfahrung zeigt, daß trotz aller Errungenschaften der Neuzeit, trotz Blutleere, Narkose, Antisepsis und Asepsis, die blutigen Operationen weder ihre Schrecken noch ihre Gefahren vollständig verloren haben. Im Kampfe gegen die Imponderabilien der septischen Infektion

Digitized by Google

hat es die moderne Chirurgie herrlich weit gebracht. Aber im Einzelfalle kann die Garantie der absoluten Gefahrlosigkeit eines blutigen Eingriffes doch nur mit der beschränkten Gewißheit menschlicher Voraussicht geboten werden. Den größten Meistern modernster Asepsis können Entgleisungen ebensogut passieren wie zur Zeit der strengsten Antisepsis, und es giebt wohl keinen Chirurgen, welcher trotz allerstrengster und gewissenhaftester Vorsichtsmaßregeln nicht tragische Vorfälle in seiner mühevollen Arbeit zu beklagen hat.

Wenn die übertriebene Scheu vor dem chirurgischen Messer bei sich selbst bestimmenden Erwachsenen den leisen Vorwurf einer übrigens begreiflichen und verzeihlichen Feigheit involvieren könnte, so erscheint die Sache in einem vollständig andern Lichte, wenn an Eltern die Anforderung herantritt, das geliebte Kind dem chirurgischen Messer zu überliefern. In diesem Falle tritt die Selbstliebe gegen die Elternliebe zurück, und jede zärtliche Mutter würde sich selbst mit Wonne ausliefern, könnte sie dadurch die grausame Notwendigkeit von ihrem Kinde abwenden. Der Messerscheu der Mutter ist nun schlechterdings nicht beizukommen, außer es handelt sich um eminente Gefahr, der gegenüber jede Rücksicht schweigen muß.

Glücklicherweise werden im kindlichen Alter nur in selteneren Fällen die Operationen unter dem gebieterischen Zwange äußerster Notwendigkeit ausgeführt.

Ungleich häufiger liegt die Sache so, daß eine Operation nicht unbedingt notwendig ist, daß man der Vorteile, welche dieselbe bietet, eventuell auch entraten kann, oder daß dieselben vielleicht auch auf einem andern Wege — dem unblutigen Wege — erreicht werden können. Damit stoßen wir auf die Operationen ohne Messer, auf die unblutigen Operationen. Schon ihr Name überrascht gewöhnlich den Laien, der sich eine Operation ohne Blutvergießen zunächst schwer vorstellen kann; er giebt derselben indes von vornherein den Vorzug vor den blutigen Eingriffen, vor allem, weil dabei kein Blut fließt. Das bleibt für ihn immer die Hauptsache, obwohl es eigentlich eine Nebensache ist. Dementsprechend hat der Arzt mit seinem Vorschlage einer unblutigen Operation einen ungleich leichteren Standpunkt, da er bei dem Patienten auf geringen Widerstand stößt.

Der Hauptvorzug der unblutigen Operation gegenüber den blutigen Eingriffen besteht unter Voraussetzung richtiger Indikationsstellung in ihrer nahezu absoluten Gefahrlosigkeit. Die Abwesenheit jeder äußeren Wunde, die vollständig intakt bleibende Haut schützt den Operierten eben ungleich sicherer vor jeder Gefahr als alle aseptischen Vorsichtsmaßregeln, welche das Eintreten der infizierenden Keime in die offene Wunde verhüten sollen.

Leider ist das Gebiet der unblutigen Operationen ein ziemlich eingeschränktes schon deshalb, weil hauptsächlich nur Individuen kindlichen Alters für dieselben in Frage kommen. Aber auch hier ist es nur eine bestimmte Gruppe von Gebrechen, gegen welche die unblutigen Operationen Anwendung finden. Fast alle diese Gebrechen gehören der Domäne der orthopädischen Chirurgie an. Diese jüngste Tochter der allgemeinen Chirurgie hat in ihren Entwicklungsanfängen überhaupt nur unblutige Methoden gekannt; nur selten führten dieselben zum gewünschten Ziele.

Digitized by Google

Als nach Einführung der Antisepsis und der Asepsis sich die Gefahren blutiger Eingriffe in vorher ungeahnter Weise verminderten, nahm die operative Chirurgie die Probleme der Orthopädie auf und löste viele derselben auf kürzestem Wege. Es kann aber nicht in Abrede gestellt werden, daß die blutige Chirurgie unter dem Schutze der Antisepsis in förmliche Delirien verfiel und ihrem Messer Aufgaben zuwies, welche mit demselben kaum zu lösen waren. Die Ernüchterung blieb nicht aus.

In letzter Zeit hat die operative Orthopädie vielfach das Messer aus der Hand gelegt, um abermals auf unblutigen Pfaden zu wandeln. Der Schreiber dieser Zeilen bekennt sich als einen überzeugten Vertreter dieser Richtung und glaubt, dieselbe nicht unwesentlich gefördert zu haben.

Worin besteht nun die Aufgabe einer unblutigen Operation, und in welcher Weise wird dieselbe gelöst?

Im allgemeinen gesprochen bestehen die Probleme der orthopädischen Chirurgie meistens darin, etwas Krummes oder Verkrümmtes gerade zu machen. In der Regel beruht die Verkrümmung auf einer fehlerhaften Aneinanderfügung sich unmittelbar benachbarter Skelettabschnitte. Die Hindernisse der Geraderichtung werden nur ausnahmsweise durch eine knöcherne Verschmelzung derselben untereinander bedingt. In diesem Falle erweist sich die unblutige Methode, namentlich bei Erwachsenen, als machtlos. Der chirurgische Meißel ist hier das schonendere Instrument, durch welches unschwer Wandel geschaffen werden kann.

Weitaus am häufigsten jedoch liegen die Hindernisse der Geraderichtung zum Beispiel einer fehlerhaft eingestellten Hüfte nicht in einer knöchernen Verwachsung des Oberschenkels mit dem Becken, sondern in der Schrumpfung und Verkürzung der Weichteile im Scheitel der Winkelstellung. Die entsprechende Verlängerung dieser verkürzten Weichteile durch Dehnung derselben auf unblutigem Wege läßt das angestrebte Ziel erreichen. Wir sehen aus diesem einfachen Beispiele, daß die Aufgabe der unblutigen Operation in einer Wiederausdehnung jener Weichteile besteht, welche aus irgend welcher Ursache eine Verkürzung erlitten haben. Diese Weichteilsdehnungen sucht die mechanische Orthopädie gewöhnlich durch Wirkung elastischen Zuges zu erreichen. In leichteren Fällen kommt sie damit zu stande, wogegen starre Verkürzungen diesen Mitteln unzugänglich bleiben. Um die Hindernisse zu überwinden, wandte man, namentlich in Frankreich, das sogenannte Redressement forcé an, das heißt man suchte mit Aufbietung aller Körperkräfte die richtige Stellung der Teile zu einander zu erzwingen. Die Erfahrung zeigte, daß gegenüber diesem blindwütenden Verfahren der Meißel und das Messer als die schonenderen Instrumente bezeichnet werden mußten. Erst in neuerer Zeit hat man einsehen gelernt, welche ungeahnt große Plasticität den geschrumpften und verkürzten Weichteilen innewohnt, wenn man dieselbe nur richtig auszunutzen versteht. Der einmalige Sturmangriff unter Aufgebot aller Kräfte führt hier nicht zum Ziele, sondern zur Erschöpfung und findet starrsten Widerstand, während langsam angreifendes und langsam sich steigerndes Kraftausmaß in wechselndem Nachlaß und immer wieder erneutem

Digitized by Google

Angriff die Hindernisse spielend beseitigt und in jedem Augenblick die Situation beherrscht. Dieses dehnende Kneten und intermittierende Anspannen der Teile, welche schließlich den gespannten Saiten der Violine gleichen und wie diese allmählich nachgeben und sich verlängern, bei zu geringer Elasticität ab und zu wohl auch einreißen, wurde von dem Schreiber dieses das modellierende Redressement genannt.

Dieser Name bedarf einer Erklärung; er wurde gewählt, weil die Manipulationen des Operateurs thatsächlich an das Modellieren des Künstlers erinnern, und zwar nicht nur mit Bezug auf ihre Ausführung, sondern auch mit Bezug auf ihren Effekt. Wohl ist es nicht möglich, dem Knochen auf diesem Wege eine andre Form aufzuzwingen, aber die Dehnungen verkürzter Weichteile erlauben nach ihrem Gelingen derartige Stellungsveränderungen der Knochen zu einander, daß äußerlich eine gänzlich verschiedene Form resultiert und der Eindruck erweckt wird, als sei die frühere pathologische Form nunmehr in eine normale umgewandelt worden. Das modellierende Redressement vereinigt die Unmittelbarkeit und Raschheit des Messererfolges mit der Harmlosigkeit der rein mechanischen Orthopädie. Leider kann eine große, dabei ganz genau dosierbare und regulierbare Kraft nicht mit den Händen aufgebracht werden, sondern es bedarf dazu einigermaßen kompliziert konstruierter und kostspieliger Apparate, welche der Operateur an dem in Narkose befindlichen Patienten so lange in Aktion setzt, bis die Verkrümmungen durch leichten Händedruck ausgleichbar geworden sind.

Ein klassisches Beispiel für die Wirkung des modellierenden Redressements ist der Klumpfuß, dessen äußere Form man annähernd konstruieren kann, wenn man sich vorstellt, daß ein normaler Fuß gegen die Sohle zu eingerollt und nach innen umgelegt wird, so daß das Auftreten nicht mehr auf der Fußsohle, sondern auf dem Fußrücken erfolgt.

Die Aufrollung des Klumpfußes hat den Heilbestrebungen solchen Widerstand geboten, daß man sich dazu entschließen mußte, aus der Konvexität des eingerollten Fußes Knochenkeile herauszumeißeln, um dessen Geraderichtung zu ermöglichen. Man erkaufte letztere auf diese Weise durch eine neuerliche Verkürzung und Verstümmelung des ohnehin zu kleinen Fußes und war trotzdem gegen eine neuerliche Einrollung desselben keineswegs gesichert.

Das modellierende Redressement nimmt weder Messer noch Meißel zu Hilfe, sondern bewirkt die Aufrollung des Fußes lediglich durch Dehnungen und Verlängerungen der in der Konkavität des Fußes gelegenen Weichteile und setzt dieselben mit Hilfe ihrer unblutig wirkenden Instrumente so lange fort, bis der in seiner Deformität gewissermaßen erstarrt gewesene Fuß derart weich geworden ist, daß er sich nicht nur bis zur normalen Stellung, sondern sogar noch über diese hinaus aufrollen, das heißt überkorrigieren läßt. Wer sich von der Plasticität der Weichteile, namentlich im kindlichen Alter, überzeugt hat, könnte sich zu der übertriebenen Behauptung versteigen, daß es möglich sein müßte, den menschlichen Fuß in einen Knoten zu schürzen, wenn er nur ein bißchen länger wäre.

Digitized by Google

Durch das modellierende Redressement hat aber der Fuß nur äußerlich eine normale Form erhalten. Seine einzelnen Skelettbestandteile blieben deform, sie wurden durch das Ummodeln nur in eine veränderte Lagebeziehung zu einander gebracht, passen aber nicht aufeinander, sondern lagern unter Spaltbildungen auf der einen und unter starken Pressungen auf der andern Seite nebeneinander. Solange sich aber die Knochenformen ihren neuen Lagebeziehungen nicht angepaßt haben, ist die dem Fuße aufgezwungene Gestalt labil und hat große Neigung zum Rückfall in die frühere pathologische Form. Es stünde deshalb schlecht um die Dauerresultate, wenn die ärztliche Kunst auch die Aufgabe zu lösen hätte, die Knochen selbst in neue Formen umzumodeln.

Glücklicherweise besorgt die Natur diese schwierige Aufgabe von selbst, falls nur die Kunst die Vorbedingung erfüllt, daß die auf dem Wege des unblutigen Modellierens gewonnene Gestalt oder vielmehr Stellung des Fußes durch entsprechende Hilfsmittel genügend lange Zeit gesichert wird und daß der Fuß während dieser Zeit seiner Funktion als Träger des ruhenden und bewegten Körpergewichts beim Stehen und Gehen in möglich ausgiebiger Weise gerecht wird. J. Wolff hat nachgewiesen, daß unter dem Einfluß der normalen Funktion thatsächlich ein Umbau des inneren Gefüges der deformen Knochen erfolgt, welcher in einer entsprechenden Veränderung auch der äußeren Form desselben zum Ausdruck kommt.

Wenn wir also durch das unblutige Modellierverfahren dem Fuße äußerlich eine normale Form und Stellung aufgezwungen haben, so besorgt die Natur die zur Stabilisierung dieser Form notwendige Umgestaltung der einzelnen Skelettbestandteile des Fußes ganz von selbst, falls derselbe nur recht ausgiebig zur Arbeit herangezogen wird. Gemeinverständlich könnte man sagen, daß der Operateur durch das Modellierverfahren dem Fuße seine äußerlich normale Form und Stellung giebt, während der Patient sich die Knochen desselben mit Hilfe seines eignen Körpergewichtes zurechttritt, das heißt in die richtigen Formen tritt.

Die unblutigen Operationen haben demnach die Aufgabe, auf dem Wege der Dehnung der Weichteile durch das Modellierverfahren die Knochen in jene richtige Stellung zu einander zu bringen, bei welcher eine normale Tragefunktion derselben möglich wird. Die moderne Orthopädie vermag auf diesem Wege, vor allem bei kindlichen Patienten, die meisten ihrer Aufgaben ohne Knochenexcisionen zu lösen; sie opfert nichts vom Skelette, sondern stellt lediglich normale statische Bedingungen für dasselbe her; sie erreicht ihr Ziel nicht durch Ruhe und Schonung, sondern im Gegenteil durch erhöhte funktionelle Bethätigung der in richtige Lage zu einander gebrachten Skelettteile.

Das Beispiel des durch das Modellierverfahren auf unblutigem Wege geheilten Klumpfußes läßt sich auf fast alle andern Verkrümmungen des Fußes und der unteren Extremitäten übertragen, doch würde uns die Verfolgung dieses Themas zu weit führen.

Das Modellierverfahren hat in jüngster Zeit sein Arbeitsterrain beträchtlich erweitert. Es hat über den angeborenen Schiefhals endgültig triumphiert, und

Digitized by Google

allerorten sind ernste Männer an der schwierigen, aber nicht hoffnungslosen Arbeit, die Methode auch der Behandlung der Rückgratsverkrümmungen dienstbar zu machen.

Inzwischen hat das unblutige Modellierverfahren ungeahnte und unglaubliche Erfolge auf einem Gebiete errungen, welches seiner Anwendung dem Anscheine nach gänzlich verschlossen schien. Es ist dies das Thema der Heilung der angeborenen Hüftgelenksverrenkung, eines der schwierigsten Probleme der Chirurgie.

Das genannte, leider außerordentlich häufige Gebrechen besteht darin, daß infolge mangelhafter Ausbildung der Gelenkskörper die Hüftpfanne den Schenkelkopf nicht gehörig umschließt, so daß derselbe unter dem Drucke des Körpergewichts sein Lager verläßt und sich im Laufe der Jahre auf der hinteren Fläche des Darmbeins immer weiter in die Höhe verschiebt. Die angeborene Hüftverrenkung bedingt, namentlich wenn sie beiderseitig vorhanden ist, eine geradezu widerwärtige Verunstaltung, welche sich keineswegs auf die Hüften beschränkt, sondern den ganzen Körper vom Scheitel zur Sohle influenziert und zu einer traurigen Karikatur der menschlichen Gestalt verzerrt. Als ob diese abschreckende Verunstaltung die mitleidige Aufmerksamkeit oder gar den grausamen Spott nicht für sich allein schon genügend herausforderte, gesellt sich zu ihr als bittere Beigabe der häßlich watschelnde Entengang. Dazu kommt, was praktisch genommen eigentlich das schlimmste ist, die außerordentlich leichte Ermüdbarkeit und der absolute Mangel auch nur der geringsten Ausdauer im Gehen. Die angeborene Hüftverrenkung, namentlich die beiderseitige, gehört mit zu den grausamsten Launen der Natur. Ja man möchte diese Laune boshaft nennen, wenn man sieht, wie es vor allem die Mädchen sind, die ihr zum Opfer fallen, und wie diese Kinder im übrigen mit blühender Gesundheit und allen Gaben kindlichen Liebreizes reich ausgestattet sind. Es ist, als ob die Laune der Natur sich darin gefiele, ihr höchstes Kunstwerk vor seiner Vollendung durch einen häßlichen Makel zu verunglimpfen und sich dadurch selbst zu ironisieren. Wie um das unverschuldete Schicksal dieser Kinder vollends zu besiegeln, haben sich bis in die neueste Zeit alle Bestrebungen der Heilkunst diesem Gebrechen gegenüber als nahezu oder völlig machtlos erwiesen, so sehr auch die physische Gesundheit dieser Krüppel den Heilplänen die Wege zu ebnen schien. Erst die moderne Chirurgie hat hier Wandel geschaffen. In ebenso kühnem als wohldurchdachtem Plane öffnete sie das Hüftgelenk, vertiefte künstlich die flache und zu kleine Pfanne, holte trotz aller Widerstände den nach oben verrückten Schenkelkopf herab und pflanzte ihn in sein künstliches Lager ein. In der Hand geübter Operateure gestalteten sich die Erfolge zum größeren Teile glänzend. Aber das Lichtbild hatte auch seine Schattenseiten. Die Technik der Operation ist namentlich für den Ungeübten keineswegs leicht und die Gefahr derselben durchaus nicht zu unterschätzen. Dazu kam die Erfahrung, daß es der Operateur nicht immer in der Hand hat, jedesmal eine genügende Beweglichkeit des operierten Gelenkes zu erzielen.

Digitized by Google

In dem Bestreben, diese Uebelstände, namentlich aber die Gefahr des blutigen Eingriffes zu vermeiden, versuchte sich das unblutige Modellierverfahren an dem Problem und errang damit seinen größten bisherigen Erfolg. Das gelöste Problem des Klumpfußes wies den Weg. Gerade so wie dort mußten die dislozierten Knochen in das normale, richtige gegenseitige Lageverhältnis gebracht werden, gerade so wie dort mußten die Hindernisse gegen diese Richtigstellung in der Schrumpfung und Verkürzung der Weichteile gesucht werden, und gerade so wie dort waren diese Hindernisse auf dem Wege des unblutigen Modellierverfahrens zu beseitigen. War die richtige Lagebeziehung der Knochen erreicht, dann bestand die weitere Aufgabe darin, dieselbe auf künstlichem Wege so lange zu erhalten, bis durch die funktionelle Umgestaltung der in ununterbrochenem Kontakt gehaltenen Knochen die labilen Lagerungsverhältnisse derselben zu stabilen umgeschaffen wären.

Die Versuche ergaben, daß beim Hüftgelenke die von den Weichteilen gegen die richtige Ineinanderfügung der Gelenkskörper gebotenen Hindernisse nicht schwieriger zu überwinden waren als beim Klumpfuß. Wenn man sich erinnert, welcher Gliederverrenkungen die Kinder der professionellen Gymnasten und diese selbst fähig sind, wenn man sieht, wie dieselben spielend beide Beine bis zum rechten Winkel auseinanderspreizen, bis sie auf die Erde zu sitzen kommen, so war es von vornherein wahrscheinlich, daß mittels des Modellierverfahrens eine ähnliche Mobilisierung der Hüftgelenke, wie dieselbe hier auf dem Wege langer Uebung erworben wurde, auch auf kurzem Wege in Narkose erreichbar sein mußte. War aber diese Mobilisierung erreicht, so mußte der nach oben verschobene Schenkelkopf dem Zuge der Hand oder der Schraube leicht folgen, und das Bein mußte alle jene extremen Bewegungen und Stellungen leicht zulassen, welche notwendig sind, um den normalen Kontakt des Schenkelkopfes mit der Hüftpfanne wieder herzustellen. Allerdings war mit dieser „unblutigen Einrenkung“ die Aufgabe nur zu einem Teile erfüllt, denn die Gelenkskörper passen zunächst nicht aufeinander, und die Pfanne ist zu flach und zu klein, um dem Schenkelkopfe ein sicheres Lager zu bieten.

Die knöchernen Teile direkt umzuformen, übersteigt die Grenzen der ärztlichen Modellierkunst. So wie beim Klumpfuß müssen wir diese Aufgabe dem mächtigen Arzte Natur überlassen. Wenn wir nur dafür sorgen, daß Kopf und Pfanne genügend lange Zeit in dauerndem Kontakt bleiben, und wenn während dieser Zeit das Hüftgelenk den Einflüssen der funktionellen Belastung energisch ausgesetzt wird, so passen sich unter dem Einflusse dieser funktionellen Belastung, also des Gehens und Stehens, die Gelenkskörper innig aneinander an, und der gegen die Pfanne angepreßte Schenkelkopf gestaltet den Pfannenboden allmählich wenigstens so weit aus, daß derselbe dem Schenkelkopf schließlich ein verläßliches Lager bieten kann. Wie beim modellierten Klumpfuß, so spielt auch bei dem durch das Modellierverfahren eingerenkten Hüftgelenke die funktionelle Belastung eine Hauptrolle in dem Heilplan. Wie sich der Klumpfüßige die Knochen seines modellierten Fußes durch das Stehen und Gehen

Digitized by Google

in die richtigen Formen tritt, so muß auch der Patient, dessen Hüftgelenk durch das Modellierverfahren eingerenkt wurde, seinen Schenkelkopf der Belastung mit dem Körpergewichte unterwerfen, um sich, bildlich gesprochen, seinen Schenkelkopf gewissermaßen tiefer in die Pfanne hineinzutreten. Allerdings liegt diese Aufgabe für ihn viel schwieriger als für den Klumpfüßigen, denn die Sicherung eines dauerhaften Kontaktes zwischen Gelenkkugel und Gelenkspfanne erfordert wegen ihrer mangelhaften Kongruenz unmittelbar nach der Einrenkung mehr oder weniger extreme Beinstellungen, durch welche die Funktionen des Stehens und Gehens anfänglich nicht wenig behindert sind. Ueberraschenderweise erwerben die Kinder trotz dieser Behinderungen oft eine unglaubliche Geschicklichkeit in ihrer Lokomotion. Erst wenn nach vielen Monaten die Lageverhältnisse der Gelenkskörper stabiler geworden sind, kann die anfänglich notwendige Spreizstellung allmählich verbessert und damit die Pfanne der plastischen Einwirkung des andrängenden Gelenkskopfes in vollem Maße unterworfen werden. Wenn man die photographischen Aufnahmen des Körpers eines solchen mit doppelseitiger Verrenkung des Hüftgelenkes behafteten Kindes vor und nach der kaum Jahresfrist dauernden Behandlung nach der modellierenden Methode betrachtet, so möchte man glauben, daß hier entweder Täuschung oder ein Wunder vorliegt, weil man es schlechterdings kaum für möglich halten will, daß einem Zerrbilde menschlicher Gestalt durch Menschenhand die normalen Formen wiedergegeben werden können. Wenn man einem Künstler die Aufgabe stellen würde, dasselbe Bild aus weichem Thon in gleicher Weise umzumodeln, wie es hier am menschlichen Körper geschehen ist, so würde er es wahrscheinlich vorziehen, die Form ganz zu zerstören und von Grund aus eine neue zu modeln, anstatt die eine in die andre allmählich umzubilden. Der Arzt ist hier thatsächlich zum formenden Künstler geworden. Ja, er ist demselben insofern überlegen, als er seinen Sieg nicht über die tote Erde, sondern über pulsierendes und von Leben durchflutetes Gewebe errungen hat.

In die Freude an seiner Schöpfung mischt sich etwas von dem berauschenden Hochgefühle, die Natur den Zwecken und Zielen ärztlicher Kunst dienstbar gemacht und sie — so frevelhaft es auch klingen mag — gezwungen zu haben, ihren Fehler selber wieder gut zu machen und damit Tausenden frischer Mädchenblüten die Zukunft zu erhellen.

Digitized by Google

Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel.

Ungedruckte Briefe.

Herausgegeben von

Rudolf Meyer-Krämer.

Als Neunzehnjähriger hatte Burckhardt im heimischen Basel seine Studien begonnen. Zu der nüchternen Gebundenheit und dem schlichten Ernst der altgewohnten Umgebung brachte ein fast vierjähriger Aufenthalt in Deutschland ganz neue Elemente hinzu; namentlich stach das bunte, muntere Leben grell ab, in das der Jüngling an der Bonner Universität eintrat. Die niederrheinische Luft erst weckte und nährte reichere und tiefere Kräfte in seiner Seele.[1]) Welcher Anlaß ihn dem anregendsten und beliebtesten der jüngeren dortigen Dozenten, dem drei Jahre älteren Theologen Gottfried Kinkel, zuführte, steht nicht fest; vermutlich waren es parallele Studiengänge auf dem Gebiete altchristlicher Kunst. Genug, bald war Burckhardt wie so mancher andre im Banne dieser frisch-sprudelnden, begnadeten Dichternatur und sah sich endlich sogar in den engeren Kreis der auserwählten Günstlinge aufgenommen, den sogenannten Maikäferbund. Dieser, seit Mitte 1840 um Kinkel und seine Freundin Johanna Mockel-Mathieux geschart, fand sich wöchentlich im Hause Mockel zusammen; als „Direktrix" präsidierte Johanna, als Minister assistierte Kinkel: unter seiner Redaktion „erschien" die Wochennummer des Bundesblattes „Der Maikäfer, eine Zeitschrift für Nicht-Philister". Wie hier schwärmende Fröhlichkeit und die Gunst der heiteren Stunde einen Karneval von Geistesfreuden zeitigte, vom leichtgewogenen Witz bis zu edelster Poetengabe, ist dem empfänglichen Schweizer neu, entzückend und unvergeßlich gewesen und lange geblieben. Den festlichen Höhepunkt bildete der jährliche Stiftungstag (29. Juni) mit seinem Wettbewerb dichterischer Werke, dem „Konkurs"; über seine Feier hören wir eine Schilderung Johannas, aus späterer Zeit der Erinnerung gewidmet: „Im Schlosse Clemensruhe bei Bonn, wo wir während unsrer ersten Ehejahre wohnten (1843—45), wurden diesem Feste zu Ehren zwei Zimmer reich mit Blumen geschmückt, deren eins die freie Aussicht über den Schloßgarten nach dem fernen Siebengebirge gewährte. Der ätherblaue Hintergrund hob sich reizvoll gegen die dunkelgrünen Laubgewinde ab, die in Form eines gotischen Bogens die Thüröffnung bekleideten. Im Halbkreis saßen Männer und Frauen, die sinnenden Häupter mit Kränzen von Epheu und Rosen geschmückt, und bildeten das Gericht über die jüngsten Werke des heiteren Bundes, die hier zum erstenmal zum Vortrag kommen sollten. Dies Fest war von einem wahrhaft griechischen Hauche verklärt ... Hier saß Karl Sim-

[1]) Hier entstand sein früher Aufsatz: „Die vorgotischen Kirchen am Niederrhein".

Digitized by Google

rock, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldensanges noch einmal aus den Fluten deutscher Vergangenheit förderte. Vor seinem ernsten Auge, vor den schweigsamen Lippen zitterte jeder junge Dichter. Und spät abends, wenn der Wettstreit beendet war, wie verwandelten sich die strengen Züge unter dem Kranz dunkelroter Rosen, wenn der Becher kreiste und die Scherze sprühten! So muß Anakreon um sich geschaut haben, alles zur wonnigsten Heiterkeit mit sich fortreißend. — Hier entzückte uns Emanuel Geibel durch sein wundervolles Talent des Improvisierens, das an Glanz der Bilder, an Schönheit der Verse kaum seinen gefeilteren Liedern etwas nachgab. — Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut W. Ernst Ackermann [1]) mit seinem lavasprühenden Geist durch unsre Reihen. Zu schrankenlos, um ein Gebild reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindlich, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten (1847), stand schon auf der Stätte, wo er vor einem Jahr noch in wildester Jugendentzückung geschwärmt, ein unberührter Pokal, seinen Manen geweiht. — Neben ihm kontrastierte der kluge, das Maß nie vergessende Willibald Beyschlag, [2]) dessen reizende Märchen wie ein Strauß blauer Glockenblumen mit Perlen frischen Morgentaus uns anlächelten, dennoch überwiegend eine kritische Natur. Auch Alexander Kaufmann [3]) gehörte unserm Bunde an, er, dessen reiche Phantasie Lieder wie ein Blütenregen im Lenz ergoß ..." Den hier erwähnten bekannten Namen seien noch zwei von gutem Klange angefügt: Karl Arnold Schlönbach [4]) und Karl Fresenius; dazu kommen, als in den nachfolgenden Briefen des öfteren erwähnt, die Mitarbeiter: A. Wolters (Theologe), Albr. Jul. Schöler, Wilh. Seibt, W. Junkmann und der jugendliche Andreas Simons, der, obschon noch Gymnasiast, als langjähriger Pflegesohn der Mockelschen Familie dennoch der Aufnahme für würdig befunden war. Als Ehrenmitglieder endlich galten Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinlieds, und Wolfgang Müller von Königswinter. In solcher Gesellschaft war es, wo Burckhardt jene erste Wiederkehr des Gründungsdatums miterlebte, jenen 29. Juni 1841 und seine Konkurrenz über den hessischen Landgrafen Otto und seine klevischen Schicksale, aus der Kinkel mit seinem meisterlichen Epos „Otto der Schütz" als umjubelter Sieger hervorging.

Mit schwerem Herzen trennte sich der neugewonnene Genosse zu Michaelis 1841, um noch einige Studiensemester in Berlin zu verbringen. Eifrig hatte er zu dem Jahrgang des „Maikäfer" sein Scherflein — sechzehn Nummern Lyrik — beigesteuert; er blieb korrespondierendes Mitglied. Wie hell und voll aber alles Genossene in seinem dankbaren Herzen wiederklang, das eben zeigen uns seine Briefe.

---

[1]) Königsberger, 1821—46, dessen „Poetischer Nachlaß" 1848 erschien.

[2]) Der nachmalige Hallenser Theologe.

[3]) Der Bonner Lyriker, Gatte Mathildens.

[4]) Der westfälische Lyriker und Epiker, 1807—66.

Digitized by Google

Ihre stattliche Reihe bietet als erste Gruppe deren neun, die Berliner Zeit umfassend (Dezember 1841 bis März 1843).

Vorausbemerkt seien zum ungestörten Verständnis folgende Einzelheiten: Eingeklammert sind solche Worte, die sinngemäß ergänzt werden mußten, nicht etwa wegen Unleserlichkeit — denn all diese raschen Ergüsse sind äußerst deutlich und zierlich geschrieben und säuberlich mit der wohlbekannten kleinen Cäsargemme petschiert —, sondern wegen äußerer Beschädigungen. — An litterarischen Leistungen hatte B. damals bereits vier größere aufzuweisen: den Text zu einem Bildertafelwerk über das Baseler Münster, einen Karl Martell, seinen Guide („Die Kunstwerke der belgischen Städte") und, fast vollendet, den „Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln und Gründer des Kölner Doms". — Drei damalige Freunde, Focke, Wurm und Torstrick, auch weiterhin noch von B. erwähnt, sind für mich leider bloße Namen geblieben. — Bei Bettina v. Arnim, der Ewigjungen, hatte Johanna als hochgeschätzte Pianistin und Lehrerin während ihres Berliner Aufenthalts verkehrt. — Ludwig Köhler (1819—62) hatte ein Epos „Ahasver" soeben 1841 in Jena erscheinen lassen.

1. Berlin, 30. Dec. 1841.

Lieber Freund!

So würde ich Sie nennen auch ohne Ihre Erlaubnis, denn Sie haben das beste Stück meines Lebens erhöht und verschönt und das werde ich Ihnen nie vergessen. Ich staune und frage mich: Wie in aller Welt ist es denn Dir leichtsinnigen unbeständigen Menschenkinde zu Theil geworden an jenem lichten, duftigen Leben Dich zu erfrischen, die Güte einer hohen, mir unvergeßlichen Frau und die Freundschaft dreier[1]) jugendlicher Gemüther zu genießen, mit welchen ich kein ordinäres Wort gewechselt — ein Glück, das mir zum ersten Mal, vielleicht auch zum letzten Male zu Theil wurde.

Ich weiß jetzt Alles, wie es gekommen ist, dieß und anderes Glück; ich erkenne die Mutterarme unsres großen, gemeinsamen deutschen Vaterlandes, das ich Anfangs verspottete und zurückstieß, wie fast alle meine schweizerischen Landsleute zu thun pflegen. Deutschland läßt sie auch meist wieder laufen, ohne ihnen von seiner Eigenthümlichkeit und seiner Erhabenheit etwas mitgetheilt zu haben; auf mich hat es seine Güter ausgeschüttet und mich an sein warmes Mutterherz gezogen. Und daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind.

Bei Gott, es ist nicht dieser und nicht jener Genuß, der mich an Deutschland fesselt, nicht diese und jene schöne Gegend, nein es ist die frohlockende Gewißheit, daß auch ich zu dem Stamme gehöre, in dessen Hände die Vorsehung die goldenste, reichste Zukunft, das Geschick und die Cultur einer Welt gelegt hat. Vor diesem Gedanken schwindet mir alles, auch meine arme Poesie, die

[1]) Andreas Simons ist miteingeschlossen.

Digitized by Google

diesen göttlichen Weltgeheimnissen folgen möchte, wenn sie nur könnte. Hinter einem Schleier von Waldesgrün und rosigen Wölkchen sitzt das ewig jugendliche, göttlich schöne Weib Germania und (harrt) der kommenden Geschlechter; sie singt alte und (neue, gewaltige) Lieder. Und was von ihren Tönen und von (dem Sausen ihres) diamantnen Webstuhls zu uns herüberdringt, das (möchte man wohl) in die Geschichte hinein verarbeiten, aber die (Sprache ist noch) nicht dafür erfunden. — Doch ist die deutsche (Geschichte ein) großes Ding, kann sie gleich vor der Hand nur (gestammelt werden).

Nur wer selbst daran gestümpert hat, erhält einen Begriff von dem großen und himmlischen Volksgeist, der durch gute und schlechte Jahrhunderte, durch blühende Gärten und durch wilde Einöden wandelt, jugendlich, unvertilgbar, eine Ewigkeit und die Gewähr einer Zukunft im Busen. Es ist selbst mir ein herrliches, wenn auch geheimnisvolles Schauspiel gewesen, als ich bei meiner, jetzt beinah vollendeten Arbeit über den Erzbischof Conrad inne wurde, wie die Geschichte Deutschlands so schön und deutlich in die Gegenwart mündet.

Freilich das sind lauter Dinge, die Sie selbst schon schöner und klarer empfunden haben. Ich spreche auch nicht davon als von etwas neuem, sondern als von etwas, das Sie in mir haben hervorrufen helfen. Ihnen verdanke ich es, daß es mir als ein Majestätsverbrechen erscheint an Deutschland zu verzweifeln, wie es jetzt hie und da Mode ist. Wie gerne möchte ich meine Poesie auf diese Bahnen leiten aber ich bin zu zerstreut und zu sehr im Sammeln begriffen, als daß ich ans Spenden denken könnte. Es werden schon noch die Zeiten kommen, wo mir diese reichen Jahre in Deutschland als Mittelpunkt meiner Sehnsucht, als Capitol aller schönen Erinnerungen vorkommen werden; dann will ich es Allen sagen, was diese herrliche Zeit mir geworden ist.

Und so habe ich auch jetzt an eine poetische Bearbeitung der Albertussagen nicht denken können. Wenn ich sein Bild mir vor die Seele rief, so schloß sich alles Schöne und Große an, was mir Köllu geboten hat; von da irrte ich dann weiter Rheinaufwärts, Rheinabwärts, über Bingen und S. Goar und Rüdinghoven und Bonn und die stillen Buchten, bis ich in Berlin wieder erwachte, mit dem ganz bestimmten Gefühl, daß ich vor der Hand kein Rheinsänger werden kann, weil ich ein (Werk lei)sten müßte, welches Alles enthielte, Albertus (Loreley? und) Hatto, Schieferfelsen und Sonnenuntergang, den (....) und den Guttenberg. Ich komme mir vor wie ein (Mensch von) geizigem Gemüthe, welcher eine große Summe Geldes (besitzt) und dieselbe, weil es eine runde Zahl ist, nicht (stückweise) vertrödeln, sondern nur im ganzen ausgeben (möchte und der) drüberhin alt und grau werden kann, ehe ihm eine Gelegenheit zusagt. Ein Liedchen habe ich hier beigelegt welches sich Andreas von diesem Briefe abschneiden darf,[1]) damit der gute Junge wenigstens ein geringes Andenken von mir hat; ich möchte ihm gerne mehr und besseres schicken.

Wenn ich noch recht lange hier bleiben könnte, so würde ich hoffen, ein

[1]) Dementsprechend fehlt es.

Digitized by Google

Ganzes zu schaffen — in welcher Form, weiß Gott. Berlin wirkt poetisch durch den Gegensatz. Aber leider muß ich vielleicht schon Ostern nach der Schweiz, jedenfalls Michaelis. Ich reise dann noch einmal über Bonn.

Focke hat gestern das Doktorexamen glücklich überstanden und wird Mitte Januar promovieren. Er läßt sich Ihnen und Frau Directrix bestens empfehlen. — Ich meinestheils grüße den ganzen Maikäfer jeden Tag im Geiste; über meinem Lager hängen noch zwei Epheukränze; den einen haben Sie, den andern Fresenius gewunden. — Fresen hat mir geschrieben, aber nur ein kleines Zettelchen, in zwei voluminöse Briefe von Wurm und Torstrick eingehüllt, welche halb Italien durchstrichen haben. — Frau Bettina ist noch nicht von München angekommen, wird aber erwartet; sobald ich dort gewesen bin, will ich unsrer verehrten Frau Directrix Rechenschaft darüber abstatten.

Verzeihen Sie diesen zerstreuten, zwischen Besuchen und Arbeiten niedergeschriebenen Brief, der nichts neues für Sie enthält. Ich hätte eine Zeit ruhiger Sammlung abwarten sollen, aber so ist das Menschenkind. Hätte ich Ihnen etwas Rechts zu senden, so würde auch der Brief freier und zuversichtlicher ausgefallen sein.

Es ist Neujahrswoche; ich bin bei den Burschenschaftern in Leipzig gewesen den Montag über, und jetzt giebt es lauter fröhliche Abende hier. Ein Jenenser Poet Ludwig Köhler, Verfasser eines neuen Ahasver, kneipt mit uns und heißt vulgo Mohrenkönig. Was in der Zukunft aus mir werden soll, weiß ich nicht, aber die Gegenwart ist schön, und das verflossene Jahr war schön von Anfang bis zu Ende. Ich fasse Zutrauen zum Schicksal; möge es auch Ihnen günstig und freundlich sein. Unter welchen Auspizien werden wir uns wohl wiedersehen?

Bis dahin ein feuriges Lebewohl an Sie, lieber Freund, und meine unausgesetzte Huldigung an Frau Directrix. Andreas soll doch auch etwas von sich hören lassen; ich weiß, er hat mich gern. Ihr getreuer

Burckhardt (U. d. Linden 72 im zweiten Hof.)

*

Im folgenden Briefe überrascht die selbstgewisse, zielsichere Kennzeichnung von dem Bilde „des, was er werden soll". Er war inzwischen Schüler Rankes geworden und hatte eine erste Anknüpfung mit Franz Kugler gefunden. — Eduard Schauenburg — er wird mit seinem Bruder Hermann noch öfter erwähnt — war später Gymnasialdirektor in Crefeld.

2. Berlin, 21. Mart. 42.

Dem Urmaikäfer.

Lieber Freund!

Seit gestern meldet sich von ferne etwas, das wie Frühling aussieht, und so fasse ich denn auch Courage, Ihnen endlich zu antworten. Freilich, erzählen kann ich nichts, denn in Berlin passiert bekanntlich nichts. Es giebt kein elenderes Geschäft unter der Sonne, als von hier aus Correspondenzartikel zu

Digitized by Google

schreiben. — Vor allem, ehe ich es vergesse, muß ich meine Abreise von hier melden: dieselbe wird circa 10. Juny 1842 stattfinden, so daß es leicht möglich wäre, den 29. Juny bei Ihnen zuzubringen. — Ich werde mit einem achttägigen Aufenthalt in Dresden beginnen. —

Ein guide von mir (über die Kunstwerke Belgiens) macht jetzt seine Wanderung bei den Buchhändlern und wird wahrscheinlich bald ungedruckt und unverlegt zurückkommen. Welch ein Stoff zu einem Weltschmerzgedicht, Ihr Otto-Schütz und mein guide, vielleicht neben einander auf demselben Bureau liegend! — Um meinen guide freilich ist es nicht Schade, aber um den Schüm wäre es Schade, das ist der Unterschied. — Meinen Hochstaden will ich gar nicht durch Herumschicken compromittieren, obschon (ich beim) Schreiben immer das Publikum und nicht den kleinen Ranke vor Augen gehabt habe; Er ist nichtsdestoweniger doch recht zufrieden gewesen und meinte, ich solle das Ding drucken lassen, aber er lachte dabei recht höhnisch, so daß ich doch irre wurde. — Von poeticis habe ich wenig zu melden. Ich bin in der letzten Zeit dazu recht gut aufgelegt gewesen, aber die Zerstreuungen und Studien haben es zu nichts kommen lassen. Eine muthwillige Erzählung „von drei armen Teufeln", die in Rüdesheim spielt und circa zwei Druckbogen füllen würde, habe ich für meinen Freund Ed. Schauenburg geschrieben; ich kann sie aber niemand als meinen engsten Bekannten vorlesen, weil sie gar zu muthwillig ist. Vielleicht bringe ich Ihnen das Concept nach Bonn mit. —

Sodann laborierte ich vor einiger Zeit an einer Tragödie: Johann Parricida, die ich auch zum Concurs einzuschicken gedachte, — denn ich verkaufe immer schon die Haut, ehe der Bär geschossen ist. Dießmal soll der Bär (oder respective der Bock) ungeschossen bleiben; ich habe meinen Plan wegen allzugroßer Mängel liegen lassen.

Ein Operntext, von dem ich Ihnen, meine ich, schon schrieb, rückt langsam vorwärts und scheint mir a priori verpfuscht. Es ist die Sage vom Schwanenritter.[1]) Sonst sind noch ein paar kleine Liederchen entstanden, weil alte Liebe nicht rostet, und eine Ballade, die ich dem Sefren[2]) zugeschickt habe. Dieselbe handelt in Kürze von zween Handwerksburschen und gehört in die moderne Zeit. — Was ich Ihnen für den Concurs schicken werde, das weiß ich nicht, aber Sie sollen dießmal etwas von mir erhalten, ich verspreche es, um es halten zu müssen. Freilich, episches gelingt mir schwer, und Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen (mit Ihrer) „Begeisterung aus bestimmtem localem Object hervorgehend". Meine Figuren sind wesentlich Staffage, und wenn sie auch nicht wie solche aussehen, so sind sie doch als solche empfunden. Mit meiner geschichtlichen Forschung steht es gerade ebenso, der Hintergrund ist mir die Hauptsache, und ihn bietet die Culturgeschichte, der ich auch hauptsächlich meine Kräfte widmen will. Selbst in meiner stümperhaften Zeichnerei geht mirs ganz

[1]) Vier Jahre später entstand R. Wagners Lohengrin.
[2]) Fresenius.

Digitized by Google

ähnlich; ich sudle Ansichten und Landschaften, selten Figuren. Das sind Einseitigkeiten, aus welchen herauszukommen nicht bei mir steht. —

Ueber meine Pläne von wegen der Zukunft will ich Sie einmal mündlich unterhalten; ein Jahr in Italien und einige Monate in Paris nehmen nicht die letzte Stelle ein. In Basel will ich Stunden geben, aber mich durchaus nicht an die Pennalia fesseln.[1]) Wer ein Hauptlehrer sein will, der soll nur sein geistiges Leben verloren geben. Man hat dann 800 Thaler und von früh bis spät zu thun und einen wahren Höllenlebtag. Ich bin seiner Zeit auch ein böser Junge gewesen und will nicht eine schauerliche Nemesis besehen. —

Eine ganze Reihe von historischen Unternehmungen beschäftigen mein Gemüt: sie würden genügen, ein Leben von achtzig Jahren zu füllen, und so alt werde ich hoffentlich nicht. Ein Gelübde habe ich mir gethan: mein Lebenlang einen lesbaren Styl schreiben zu wollen und überhaupt mehr auf das Interessante, als auf trockene faktische Vollständigkeit auszugehen. Es ist der Schande werth, daß die Werke der meisten deutschen Historiker nur von Gelehrten gelesen werden, und deshalb fand Ranke augenblicklich ein heißhungriges, großes Publikum, sowie er auftrat. Die Franzosen sind darin längst viel klüger gewesen, und bei ihnen hat auch Ranke gelernt, er mag es nur nicht Wort haben. Man spricht immer von einer Kunst der Geschichtschreibung, und manche glauben genug gethan zu haben, wenn sie an die Stelle der Schlosser'schen Labyrinthperioden eine spröde Nebeneinanderstellung der facta setzen. Nein, ihr guten Leute, es handelt sich jetzt um Sichtung der facta, um Ausscheidung dessen, was den Menschen interessiren kann; thut ihr darin was großes, so wird euch auch der Büchermensch danken müssen. — — Ich bin mit meinem Studium in die günstigste Zeit gefallen; auch das Publikum wendet sich wieder mehr als je der Geschichte zu und würde sich ihr nie abgewandt haben, wenn nicht unsre Holzböcke von Historikern an ihrem eignen Ziel irre geworden wären, und zwar die größten am meisten. —

Wenn dieser Brief Sie, liebster Freund, schlecht ergötzt, so sind daran zum Theil die bösen Zeiten Schuld. Hätte ich damit bis Mitte April warten können, so würde eine sehr viel fröhlichere Epistel erfolgt sein, denn da kommt ein Freund von mir aus der Leipziger Burschenschaft hieher, der keine solche gichtbrüchige Laune um sich her aufkommen läßt. Wenn ich nach Bonn gehe, so will ich Ihnen ein paar von seinen Sonetten mitbringen, die sollen Ihnen einleuchten. —

Am meisten ärgert mich's, daß ich diesen Brief so lange verschoben habe, um Fresenii willen. Wie gerne hätte ich dem lieben Jungen ein paar Zeilen mit beigelegt, als Antwort auf einen schönen, herrlichen Brief, den er mir vor einigen Wochen schrieb. Sagen Sie ihm, daß er mich damit glücklich gemacht hat und daß ich ihn wenn irgend möglich noch sehen will, ehe ich Deutschland verlasse. —

---

[1]) Diese Abneigung ist bekanntlich später gewichen: B. ist auch Gymnasiallehrer gewesen.

Digitized by Google

Morgen sind es zehn Jahre seit Göthe starb, da geh ich zu Bettina. —

Andream grüße ich herzlich von ferne; er soll nicht glauben, daß ich ihn minder lieb habe, weil ich ihm dießmal nicht schreibe. Ich werde ihn in meinem nächsten Brief auf Gerathewohl stud. phil. betiteln. —

Und nun leben Sie wohl! ich weiß es allzugut, daß ich nirgends mehr einen Mitstrebenden finden werde wie Sie, als daß ich hier noch Worte machen könnte. Es grüßt Sie Ihr getreuer

Burckhardt

Meine Adresse noch immer: Unt. d. Linden 72.

*

Dramatische, politische, philosophische Bekenntnisse spiegeln nun das gleichzeitige Berlin etwas deutlicher: Gutzkows letzte Stücke, wie „Savage", „Werner", „Die Schule der Reichen", „Ein weißes Blatt", behandelten gesellschaftliche Probleme. Schelling, seit einem Jahre auf Hegels Katheder berufen, hielt — es war sein Schwanengesang — Vorträge über seine „Philosophie der Mythologie und Offenbarung". Des Königs Eigenart, die durch die Rede bei seiner Thronbesteigung viele beste Geister zu kühnen Hoffnungen berauscht hatte, war inzwischen deutlicher erkannt worden; Kinkels Frage nach B.s politischem Credo entspringt sichtlich dem Gefühl des Unbehagens, das schon damals den Dichter gärend erfaßt hatte. In B.s Antwort ist namentlich der Schluß bezeichnend: gegenüber ungestümeren Drängern wahrt er sich die ruhige Würde und den heiligen Frieden, gleichsam nur als ein Feldprediger der Freiheit; eines seiner Gedichte, ein Jahr später in Paris entstanden, spricht die gleiche Ueberzeugung in glücklich gewählter Form aus. Noch konnte B. nicht ahnen, daß die grundverschiedene Auffassung politischer Dinge und Pflichten ihn 5—6 Jahre später in wachsendem Mißverstehen von Kinkel auf lange entfernen würde. — Ein Vorspuken des Plans oder doch der Neigung zu einem späteren Konstantinswerk (verwirklicht 1853) werden Kenner in B.s Wunsche finden, K.s „Geschichte des Heidentums" kennen zu lernen. Begonnen war diese „Geschichte des Heidentums in politischer, religiöser und sittlicher Hinsicht während der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung" schon seit 1838; mit ihr war K. von der dogmatischen mehr und mehr zur historischen Behandlung der Theologie in seinen Kollegien übergegangen, der bald auch eine kunsthistorische an die Seite treten sollte.

3. An Doctor Kinkel.

Berlin, 13. Juny 1842.

Lieber Freund!

Daß und wie ich hier Gouverneur eines jungen Grafen[1]) bin, steht in meinem Briefe an die verehrte Frau Directrix. —

Mitfolgend mein Erzbischof Conrad und ein sehr mißlungenes, hastig ab-

[1]) Perponcher.

Digitized by Google

gefaßtes Concurrenzstück: Sanct-Goar, welches mir die große Lehre beigebracht hat, daß man nicht zu früh sein Wort geben soll, etwas poetisches zu bestimmter Zeit liefern zu wollen. Legen Sie es so bald als möglich ad acta. Hätte ich etwas besseres, so würden Sie gewiß dieß S. Goar nicht erhalten. —

Auch den Erzbischof (einstweilen können Sie ihn ½ Jahr behalten) werden Sie für Ihren Zweck schwach gearbeitet finden. In die Kirchengeschichte greift er fast gar nicht ein, und ich will Hans heißen, wenn ihn das Dogma auch nur einmal in seinem Leben wirklich berührt hat. Die Provincialsynode, die er 1260 abhielt, war bloße Redensart. Ich möchte Ihnen das Ding gleichwohl gern zum Präsent machen, wenn nur das Abschreiben keine so tödtliche Arbeit wäre. Was Sie davon gebrauchen können, wird bald excerpiert sein. In den Noten sind die Quellen gewissenhaft angegeben. — Vom Druckenlassen ist nicht die Rede. Dagegen wird wohl bald mein Belgien erscheinen, welches schon angekündigt und schon völlig gedruckt ist. —

Ihre Predigten[1]) habe ich schon längst bestellt, aber noch immer nicht erhalten.

Diesen Augenblick komme ich vom Buchladen und trage Ihre Predigten mit mir. Endlich! —

Wie beneide ich Sie um Ihre dramatischen Inspirationen! Dazu bin ich ein für allemal nichts nutz. Selbst wenn ich einen regelrechten Plan machen könnte, so würde sich mir, glaube ich, auch aus 1000 Situationen noch immer nicht ein Charakter ergeben. Es ist ein Elend. — Zwar flattert mir wohl bisweilen so etwas vor den Augen, aber ich weiß es nicht zu fassen. —

Sie beneiden mich um die Anschauung der neuen Tragödien und Sie haben Recht. Es ist ein Unglück für das moderne Drama, daß Gutzkows Feinde ihm seine Erfolge so ohne Noth verbittert haben und ihn mit Gewalt in eine falsche Stellung hetzen. Er hat einen immensen Fortschritt gemacht und seine Stücke sind alle wunderbar ergreifend, weil sie alle aus seinem Herzen gekommen sind. Dazu will ich stehen, weil ich sie gesehen habe. Der scheußliche gebildete Janhagel von Berlin hat mit frommer Miene darüber abgesprochen, bloß weil Gutzkow, wie einst Mirabeau, aus seiner Jugend ein Stück schlimmen Rufes am Fuße nachschleppt, und weil es vornehm und cour-mäßig war, sich über Gutzkow zu indignieren. Es ist rein unmöglich, sich von der Erbärmlichkeit der hiesigen öffentlichen Meinung und ihrer Lenker einen Begriff zu machen. Der Fortschritt Gutzkows ist der: die ernste Behandlung socialer Fragen der Poesie vindiziert zu haben. Es giebt einen Punkt, wo er mit Immermanns Romanen zusammentrifft. — Warum hat man hier seinen Werner nicht besuchen mögen? Bloß weil das Geheimrathspublicum nach jahrelanger Schamlosigkeit wieder einmal hätte roth werden müssen. Ich hörte eine Dame von Stande sagen: „Das Stück sei durch und durch indiskret.“ Ja wohl, Gott sei Lob und Dank!

---

[1]) „Ueber ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi“, damals soeben erschienen.

Digitized by Google

Sie fragen mich aus über meine Ansichten der jetzigen politischen Philosophie und Ethik. Ich denke mir darüber Folgendes: {NB. Dieses habe ich selbst ausgeheckt.

Fast sämtlichen europäischen Völkern ist das, was man historischen Boden nennt, unter den Füßen weggezogen worden, auch den Preußen. Die völlige Negation, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Staat, Kirche, Kunst und Leben eintrat, hat solch eine ungeheure Masse von objektivem Bewußtsein in alle einigermaßen regsamen Köpfe hineingeworfen (bei den besseren: entwickelt), daß an eine Herstellung der alten Unmündigkeit gar nicht mehr zu denken ist. Wie jetzt die Kunst ihre Naivetät verloren hat, und die Style aller Zeiten objektiv vor sich *nebeneinander* liegen sieht, so ist es auch im Staat; das eigenthümliche Interesse an den Besonderheiten seines Staates hat bei dem Einzelnen einem wählerischen, bewußten Idealismus Platz machen müssen. Alle Restauration, so wohl gemeint und so sehr sie der einzige scheinbare Ausweg war, das kann Factum nicht auslöschen, daß das XIX. Jahrhundert mit einer tabula rasa aller Verhältnisse begonnen hat. Ich lobe es nicht, ich tadle es nicht, es ist eben eine Thatsache, und die Fürsten würden wohl thun, wenn sie sich es klar machen wollten, worin ihre jetzige Stellung von ihrer früheren sich unterscheidet. Die furchtbar gesteigerte Berechtigung des Individuums besteht darin: cogito (ob richtig oder falsch, gilt gleich) ergo regno. — Ich erwarte noch überaus schreckliche Crisen, aber die Menschheit wird sie überstehen und Deutschland gelangt vielleicht erst dann zu seinem wahrhaften goldnen Zeitalter. — Was soll inzwischen der Einzelne thun? — Ist er ein freier, tüchtiger Kopf, so wird sich ihm der Strom des Geistes, der in der Luft herrscht, zum philosophischen Postulat gestalten, und dem soll er nachleben. Eines kann ihm keine Revoluzion rauben: seine innere Wahrheit. Man wird immer offener, immer ehrlicher werden müssen, und auf den Trümmern der alten Staaten wird *die Liebe* vielleicht ein neues Reich gründen. Was meine Wenigkeit betrifft, so werde ich nie Wühler und Umwälzer sein wollen; eine Revolution hat nur dann ein Recht, wenn sie unbewußt und unbeschworen aus der Erde steigt. Aber dem Fortschritt des deutschen Geistes werde ich mich ewig mit allen Kräften widmen und thun, was mir Recht scheint.

Grüßen Sie Wurm herzlich von mir. Wenn doch Ihre Geschichte des Heidentums schon fertig wäre! — Von meinen literar. und histor. Plänen ein andermal. — Verlassen Sie mich nicht über die Zeit meiner Prüfung! Vale. Es grüßt

Mit herzlicher Treue

Burckhardt.

(Nachzettel:) Verzeihen Sie dies kleine Sudelblättchen, möge mir auch Frau Direktrix verzeihen; mein Postpapier ist zu Ende. — *Schelling* ist, wie es heißt, so gut als gescheitert mit seiner philosophia secunda. In den deutschen Jahrbüchern finden Sie wohl das Umständlichste über seine Lehre. — Ich habe ein paarmal hospitiert während der dicksten dogmatischen Auseinandersetzungen,

Digitized by Google

und mir die Sache etwa so zurechtgelegt: Schelling ist Gnostiker im eigentlichen Sinne des Wortes, so gut wie Basilides. Daher das Unheimliche, Monströse, Gestaltlose in diesen Teilen seiner Lehre. Ich dachte jeden Augenblick, es müsse irgend ein Ungethüm von asiatischem Gott auf zwölf Beinen daher gewatschelt kommen und sich mit 12 Armen 6 Hüte von 6 Köpfen nehmen. Es wird selbst den Berliner Studenten nach und nach unmöglich werden, diese furchtbare, halbsinnl. Anschauungs- und Ausdrucksweise auszuhalten. Es ist entsetzlich, eine lange geschichtliche Auseinandersetzung der Schicksale des Messias anzuhören, welche episch gedehnt und verwickelt und dennoch ohne alle Gestaltung ist. Wer Schellings Christum noch lieben kann, der muß ein weites Herz haben. — En attendant interessiert sich die hiesige große Welt für Schelling vom orthodox-pietistisch-aristokrat. Standpunkt aus, wie denn dieß unglückliche Berlin immerfort Sympathien und Antipathien für dieß und jenes mitmacht, ohne zu wissen warum, auf das einem Minister entfallene Wort hin. Einen so entsetzlichen Servilismus der That giebt es weder in Wien noch in München, das ist meine Ansicht. — Vale.

*

Zu Geibel hatte B. Beziehungen wohl nicht nur im Maikäferbunde gewonnen, sondern auch im Kuglerschen Hause zu Berlin erneuert. G. hatte bereits seine Griechische Lehrzeit und einen Band „Gedichte" (seit 1840) hinter sich. — Der Brief deutet auf allerlei Hübsches, was aus dem Füllhorn der Konkurrenz (vom Juni) über B. inzwischen ausgeschüttet war.

4. Dem Urmau.[1])

Dresden, 19. Sept. 1842.

Auch an Sie, liebster Freund, dießmal nur wenige Worte, während Geibel, mit dem ich hier glückseliger Weise zusammentraf, seine Abschiedsbesuche schneidet. Ich hatte mit großer Mühe bei der Gräfin sechs Tage zu einer Reise nach Dresden losgeeifet, und dachte, in Dresden still für mich zu leben, traf aber Geibel gleich auf der Straße an, und die Folge davon war, daß er zu mir zog und Morgen mit mir nach Berlin geht.

Wie lange hatte ich mich darauf gefreut, Ihnen zu schreiben! Wie lange auf einen guten Moment vigiliert! Und jetzt ist es die höchste Zeit — und ich muß eben zerstreut (sein) wie Harleß und Neander![2]) —

Vor allem Dank für die Lieder, die mich wahrhaftig in Desperation versetzt haben. Während ich in Berlin zu Grunde gehen möchte, ist in Bonn die gute Laune in allen Gassen vorräthig. Aber wartet nur, ich komme auch wieder; ihr sollt nicht Alles allein auffessen.

Obenan stelle ich das Ghasel von Epikur, es ist so rund und schön und

---

[1]) Abkürzender Kosename, statt „Urmaikäfer"; so noch oft, entsprechend der Bezeichnung des Blattes selbst durch „Mau" oder „Maw".

[2]) Die bekannten theol. Professoren in Erlangen und Berlin.

Digitized by Google

warm. Auch das Ghasel von Andreas gefällt mir außerordentlich und ich habe es oft gelesen und vorgelesen. Das „Fest“ hat mir jene süßen Nächte auf dem Kreuzberg[1]) lebendig vor die Seele gerufen; ich armer Teufel hätte dabei weinen mögen. Der Obscurenbrief hat mich an die Abende[2]) in Poppelsdorf erinnert, (deren jetzige Gestalt ich sehr zu erfahren wünsche.) Beyschlags Lieder haben eine zarte Vollendung, die auf jahrelange frühe Uebung hindeuten (sic); Ihr Sommer- und Winterlied, das auf sein Sommerlied folgt, überrascht so schön durch eine individuelle Gewaltsamkeit. Alles, A(lles), besonders die Gedichte der Frau (Directrix) stellt mir die selige Bonnerzeit so sch(ön) und klar vor all mein Sinnen und Denken, daß ich Tagelang träumte und fabelte, ob es denn gar nicht möglich sein sollte, die reichen mächtigen Eindrücke in ein Lied zu sammeln. — Es geht nicht. —

Ich empfing die Sendung in einer recht odiösen Zeit, und bin durch dieselbe in meinem Trotz bestärkt worden. Da die Gräfin noch immer nicht nachläßt, mich zu cujonieren, so werde ich jedenfalls diesen Winter die Stelle aufgeben und womöglich auf der Reise nach Paris einen Monat in Bonn bleiben, etwa den Mai, der voriges Jahr so himmlisch war. Ich darf nicht daran denken, Deutschland zu verlassen, ohne vorher noch mit Ihnen gelebt zu haben. Meine Gedanken sind alle Tage in Poppelsdorf, und wenn die Furie, die mich jetzt quält, wüßte, wie sehr (von hier) all mein Denken und Trachten rheinwärts (strebt), sie würde staunen. Ich darf kaum daran denken, wie mir Berlin Morgen Abend vorkommen wird. Dresden ist so herrlich und reich, ich hätte es gar nicht gedacht. Aus allen Ecken der Palläste und Gärten springen fabelhafte Novellenstoffe hervor, und der starke August mit seinem Rococo ist ein Thema, wo man eben nur (zuzugreifen) braucht. Auch Napoleon mit seinem Gefolge von Königen im Jahr 1811[3]) spuckt (sic) an allen Enden.

Doch die Zeit drängt, vor sechs muß ich auf der Post sein mit dem Paket; also Addio!

In herzlicher Sehnsucht und Harren Ihr

Burckhardt.

Nehmen Sie um Gotteswillen vor(lieb!) Ich hatte mich auf Geibel verlassen, der etwas für Sie angefangen hat, aber der ist in seinen Träumen zu nichts zu bringen.

Bitte frankieren Sie inliegenden Brief! —

5. Berlin, 25. November 1842.

Geliebter Freund!

Den gestrigen Tag hindurch bin ich vor lauter Aufregung über Ihre Briefe gar nicht zum Schreiben gekommen; unabläßig steht Ihr Bild vor meinen

[1]) Bei Bonn.
[2]) Des „Maikäfer“.
[3]) Sic, statt 1812.

Digitized by Google

Augen; ich möchte für Sie mein Bestes wagen und die unverdiente Liebe verdienen lernen. Mir ist zu Muth, als sollten wir nicht für immer getrennt (bleiben), als sollte ich Ihnen dereinst etwas bieten können. So lange ich in Bonn war, durfte ich Ihnen nicht sagen, wie ich Sie liebte; jetzt trete ich Ihnen freier, im Innern vollständiger, gegenüber und bringe mich Ihnen dar, wie ich bin, liebend und liebebedürftig. Lassen Sie nicht von mir! ich will es Ihnen zu lohnen suchen. —

Sie fordern mich auf, Ihrem Hochzeitsfeste [1]) beizuwohnen als Brautführer. Ich kann es nicht versprechen. Nächsten 1. November muß ich in Basel schon dozieren. Gott weiß worüber! — Auch verlangen die Meinigen sehnlich nach mir und deuten mir es schon übel, daß ich noch 2 Monate für Paris zulege. Die Hauptsache ist, daß meine Schwester vielleicht um dieselbe Zeit ihre Hochzeit feiert, was auch meinen Pariser Plan vielleicht in der Art verschieben würde, daß ich erst von Basel aus im Sommer hinginge. Doch liegt das noch im weiten Felde. Ließe ich mein Herz offen reden, so würde ich lieber Ihrer Vermählung beiwohnen, denn meine Schwester und ihr Verlobter sind in glücklichen Verhältnissen und haben der Freunde genug; es wäre ein Ceremoniendienst, den auch ein andrer leisten kann; aber bei Ihnen wäre es für mich ein Liebesdienst, der erste, den ich Ihnen gewähren könnte. — Nicht bei der Hochzeit möchte ich meiner Schwester dienen, sondern nachher, wenn sie allein ist und sich nach dem Bruder sehnt, um den sie so viel gelitten und gebetet hat, der im Stande war, ihr Herz zu füllen, weil er sie verstand! —

Endlich weiß ich nicht, ob ich den Funktionen eines Brautführers genügen kann. Ich tanze nicht! erwägen Sie es. —

Bis zum Stiftungsfest kann ich keinenfalls bleiben; ich gedachte Mitte April anzukommen und Mitte Mai abzureisen. Brüssel allein wird mich acht Tage aufhalten. —

Soweit die Sache von mir abhängt, sage ich zu; aber ich kann für die Umstände nicht stehen. — Auf diese Weise könnte ich Mitte Juny in Paris sein, was noch immer früh genug ist. —

Daß Sie meinen Erzbischof bei Habicht [2]) angebracht haben, erfreut mich in tiefster Seele; ich nehme alle Ihre Propositionen an und gebe Ihnen Vollmacht, nöthigenfalls davon herunterzulassen, wenn Habicht je störrisch werden sollte. Inliegendes ostensible Billet enthält Ihre Vollmacht, soweit der Buchhändler sie kennen darf. Wenn ich auch keinen Heller besehen sollte, — ganz egal! wenn's nur gedruckt wird. —

Sie werden staunend fragen: Woher diese Sinnesänderung? Fürs Erste haben Sie mir Muth gemacht; zweitens nehme ich das, was Sie hinter meinem Rücken gethan, für einen Finger Gottes, drittens hatte zu meiner Weigerung die Furcht, an allen Enden abzufahren, nicht geringen Theil, viertens brauche ich es jetzt nicht für den grünen Tisch [3]) in Basel nochmals abzuschreiben oder gar zu

[1]) Auf Mai 1843 festgesetzt.

[2]) K.'s Bonner Verleger.

[3]) D. h. die Promotion.

Digitized by Google

latinisieren und kann die Herren mit einem gedruckten Exemplar und einem schlechten Stück aus dem Karl Martell, welches schon zum Theil latinisiert ist, abfinden: fünftens werde ich Ihnen von heut in vierzehn Tagen die Exposition der köllnischen Verfassung,[1]) umgearbeitet, doch nicht vermehrt, zusenden und bitte Sie, mitfolgende Excerpte gehörigen Ortes zu citieren, höchstens mit Anführung der wichtigsten Worte, und nöthigenfalls auch den Text danach zu ändern; damit ich mich nicht feierlich beim ersten Debüt blamiere. — Bitte, lesen Sie auch inliegenden Brief an Habicht. Mein Hauptverlangen ist, daß der Druck nicht über drei Monate währe, weil ich sehr gern noch von hier aus in Basel doktorieren möchte. Ob die Noten alle, ob sie unter dem Text, oder wie Frau Directrix wünscht, hinten sollen abgedruckt werden — darüber verfügen Sie wie Sie wollen. Wenn Sie bloß die Citate beibehalten wollen, auch gut. — Es ist frech von mir, daß ich Sie, nach so vieler Mühe für Unterbringung der Schrift, noch mit solchen Dingen quäle, da ich doch weiß, wie Ihre Zeit besetzt ist. Aber briefliche Abreden und Aenderungen zwischen mir und dem Verleger würden den Druck sehr verzögern, und wenn Sie es thun, will ich's Ihnen gedenken mein Lebenlang. —

Alles Weitere werden die nächsten Briefe (über vierzehn Tage) melden, denen wir[2]) sonst allerlei beizulegen gedenken. Bringen wir Liederspiele zu Stande, so folgt dann noch eine Sendung außerdem, Ende Decembers.

Auch die Novelle sollen Sie in Gottes Namen bekommen und unter Ihrer Verantwortung vorlesen. — Der Frau Directrix möchte ich für Ihren (sic) herrlichen Brief fußfällig danken. Ich küsse Andreas. — Jetzt ist es gut leben in Berlin, von allen Seiten strömt mir Ermuthigung zu; ich bin produktiver als je. Lieber, lieber Freund, es umarmt Sie

Ihr

Burckhardt.

Ueber 14 Tage weitere Nachricht aller Art.

Von Lothar[3]) das nächstemal. Er hat mich hingerissen. Auch Kugler ist entzückt davon).

*

6. Berlin, 26. Dec. 1842.

Geliebter Freund!

Ich hätte eigentlich spätstens gestern an Sie schreiben sollen, aber ein Spaziergang im Thiergarten (in Folge eines sehr fröhlichen Weihnachtsabends)[4]) machte solches unmöglich. —

Nun vorerst die Geschäfte: (folgen fünf umfangreiche Notizen über notwendige Korrekturen zum Conrad von Hochstaden — und die Schlußbemerkung).

---

[1]) Aus Kap. V des „Conrad von Hochstaden".

[2]) Torstrick und Balder, zwei alte Bonner Freunde, studierten gleichzeitig in Berlin.

[3]) L. von Lotharingien, Bonn 1842, fünfaktiges Trauerspiel von Kinkel.

[4]) Mit Balder und Torstrick.

Digitized by Google

Und nun nochmals Dank und abermals Dank! Was hätte ich in der Welt anfangen wollen, wenn es nicht so viele gute Menschen gäbe, die mir weiter helfen! —

(Das Folgende, woraus wiederum viel bibliographisches Detail hier erspart wird, erklärt sich aus Kinkels lebhaftem dramaturgischem Interesse an dem Martellstoff und geäußerter Bitte um Quellennachweise.)

Mein Carl Martell ist seit vollen 2 Jahren fertig und steht Ihnen zu Diensten. Ich latinisiere jetzt bloß einige (bes. critische) Stücke draus, weil in Basel der doctorandus neben einer deutschen Arbeit (dem Conrad) auch eine lateinische („Quaestiones Martellianae"! —) einsenden muß. —

Ich will es so machen: — Ich sende den Carl Martell mit den Liederspielen und Sie behalten ihn dann bis ich nach Bonn komme und ihn in meinem Koffer mitnehme. — Er ist übrigens weniger darstellender als critischer Natur. — Auch das Excerpt aus Capefigue würde ich Ihnen gleich mitsenden, wenn nicht über die Weihnachtsferien die Büchereien hierselbst geschlossen wären.

Sie werden übrigens aus meiner Darstellung sehen, daß es des religiösen Motivs (was sonst poetisch gar brauchbar wäre) nicht bedurfte, um den Abderrahman gegen Munuza aufzubringen; indem letzterer mit Aquitanien im Bunde stand. Für den ersten Heißhunger lesen Sie: Lembke (u. s. w.).

Mich wundert, wie Sie die Sache fassen; die ziemlich dunkle Aquitanenwirtschaft der Eudonen wird Sie vielleicht am Stoffe irre machen, vielleicht nur noch mehr begeistern. — Mit sämmtlichen Quellen steht es dabei fatal; man muß sich aus deren Armseligkeit zuerst ein Mosaik zusammensetzen, ehe eine kulturhistorische Gesammtanschauung auftaucht. Da giebt es keine solche alte Plaudertasche wie Caesarium Heisterbacensem![1]) Die betreffenden Vitae Sanctorum, welche noch am ehesten daranstreifen, sind doch gar zu starr! Einer hat immer die Lobpreisungen eines Andern über einen andern Heiligen abgeschrieben ....

.... Ich würde Ihnen rathen, wenigstens für die Fortsetzer des Fredegar, Gregorii Turonensis opera (ed. Ruinart) vorzunehmen. Die Fortsetzer sind Esel, aber wichtige Esel, weil sie, wenn auch nicht jährlich, doch etwa von 5 zu 5 Jahren ihre dürre Wissenschaft nachgetragen haben ...

Wenn Sie einiges in der Geschichte ändern, so muß sie sich dramatisch zurechtsetzen lassen. Sie sind der Hexenmeister dazu, so was zu arrangieren. O es liegen noch mehrere dramatische Stoffe im Carl Martell, so z. B. sein Auftreten und sein Ende. Vielleicht giebt's eine Trilogie. —

Das wichtigste wird ein genaues Studium der Aquitanenwirtschaft sein, welche hübsch zwischen Thür und Angel lagen ...

Nun allseitige herzliche Neujahrswünsche! d. h. nur vorläufige, denn die rechten kommen erst mit den Liederspielen, welche Sie wenigstens amüsieren werden.

Leben Sie wohl, geliebter Freund, Ihrer gedenkt

beständig Ihr

Burckhardt.

---

[1]) Dessen „Dialogus" viel Stoff für den Conrad von Hochstaden geliefert hatte.

Digitized by Google

„Ich bin produktiver als je," hatte B. ein Vierteljahr zuvor geschrieben (Brief 5, Schluß). Er steckte jetzt aktiv und passiv recht in der Belletristik; hier ein Beleg dafür. Nicht bloß dem „Maikäfer" lieferte er das verheißene Liederspiel („Die Teufelsmauer") und die Fortsetzung eines schon 1842 angefangenen „Romans vom Kandidaten Schnipselius", sondern fand auch noch Zeit, einem Kollegen Kinkels, dem Privatdozenten Dr. Laurentius Lersch, für dessen „Verona" (wie es scheint, ein Niederrheinisches Taschen- oder Jahrbuch) beizutragen, — ein Blatt, in das gelegentlich auch Kinkel, Ranke und v. Sybel schrieben. Schon begann auch der Gedanke an akademische Lehrthätigkeit vorauszuwirken, so etwas wie ein Kolleg über germanische Urzeit allmählich vorzubereiten. — Kinkels litterarische Unermüdlichkeit hatte etwas Anspornendes: Herbst 1842 hatte er ein romantisches Schauspiel mit Gesang in vier Aufzügen: „Die Assassinen" geschrieben; Neujahr 1843 erschienen seine gesammelten Gedichte, und dazwischen hatte er mit Freiligrath, der soeben in St. Goar ansässig geworden war, sich zur Herausgabe eines poetischen Jahrbuches vereinigen wollen, ein Plan, der freilich scheiterte. — B.s Hochschätzung für Theodor Mundt überrascht; die Jüngeren wenigstens kennen kaum noch sein Verdienst.

7. Dem Urmau.

Berlin, 7. Februar 1843.

Mein theurer Freund!

Ihre Briefe haben mich eine Zeitlang in jenen contemplativ-träumerischen Zustand versetzt, der bei mir die Erinnerung guter Tage zu begleiten pflegt. Vorgestern Abends, als ich eben wieder einen Probebogen des Erzbischoffen nach der Post gebracht hatte, fiel mir ein: Du hast einen Rthlr. in der Tasche und man giebt den „Feensee"! — Da konnte ich der Lust nach den schönen Dekorationen von Kölln und der Umgegend nicht widerstehen — auch daran waren Ihre Briefe Schuld. Als im dritten Akte der Zwischenvorhang aufflog und nun hoch im klaren Dufte der Dom schwebte, mußte ich weinen vor Freude. — Die Oper selbst, die ich schon längst kannte, hat mich trotz ihres oberflächlichen Glanzes doch hingerissen, wie es wahrhaft gute Musik nie thut. Wenn ich Gluck und Mozart höre, so bin ich viel zu aufmerksam und zu genußsüchtig, um mich der eigentlichen Gesammtwirkung der Töne so ganz hinzugeben, dagegen läßt sich bei Auber'scher Musik, wo am Einzelnen nicht viel zu genießen noch zu verlieren ist, so vortrefflich träumen und simulieren; da nimmt mich die Gesammtmacht der Töne als solcher (ohne Rücksicht auf Composition) auf ihren Flügeln mit sich fort, und das sind dann Augenblicke voll Poesie und harmonischen Einklangs meines innern Menschen. — In dieser glückseligen Stimmung kam mir mein bevorstehender Weltgang als etwas so schönes und poetisches vor! Ich pries mich glücklich. —

Daß Ihnen mein Carl Martell behagt, freut mich außerordentlich, wie mir denn überhaupt viel mehr darum zu thun ist, ob jemand meinen Beruf zur

Digitized by Google

Geschichte anerkennt, als um Anerkennung meiner Verse. Lassen Sie mich hierüber ausreden.

Ich weiß sehr wohl, daß ich mit meiner Landschafts-Miniaturmalerei und meiner Kleinlyrik mir einen gewissen Kreis von Lesern und Freunden günstig stimmen könnte, aber für solche Rühmchens danke ich; ein Zeitdichter kann ich doch nicht werden. Ich beschränke mich daher mit meinen Versen darauf, hie und da meinen Nächsten ein Vergnügen zu machen. — Aber ein Zeitgeschichtschreiber möchte ich gerne werden! —

Ich habe schon mehr als einmal an meinem Berufe zur Geschichte verzweifelt, und dazwischen kommt mir dann doch wieder vor, als sei es meine Bestimmung, besonders das Mittelalter auf eine neue Weise darzustellen, interessanter als es bisher geschehen. — Ich gäbe alle Anerkennung, die ich als Poet auch im allergünstigsten Falle finden könnte, herzlich gern um die Gewißheit, in der Geschichte etwas wahrhaft Neues zu leisten.

Meine Novelle[1]) geht schief; ich kann sie nicht mehr fortsetzen. Dagegen hoffe ich von der nächsten Zeit einige Lyrik und eine Ballade. Lebte ich nur nicht in einer so unsäglichen Zerstreuung! —

Ich habe den Ammianum Marcell. mit Andacht durchgelesen und auch für Ihr Heidenthum[2]) manches Wichtige gefunden. Die betreffenden Nachweisungen bringe ich Ihnen an den Rhein mit, um Ihnen das Durchlesen des ganzen dicken Schmökers zu ersparen.

Ach was haben Sie mit dem Heidenthum für einen glücklichen Wurf gethan! — Das wird das erste lesbare Werk über alte Geschichte. Gibbon[3]) ist doch in der Anschauungsweise veraltet. — Die Philologie beweist ihren geistigen Bankerott immer mehr dadurch, daß sie noch nicht Eine gute Darstellung des Alterthums hervorgebracht hat. — Niebuhr ist bloß zum Studieren; — zum Lesen scheußlich. Ueber Griechenland existiert noch nichts; Ottfried Müller hatte bloß gelehrte Zwecke. Man wird noch den Triumph erleben, daß die erste lesbare alte Geschichte ohne Zuthun der Philologen aus Tageslicht treten wird. — Die Philologie ist jetzt nur noch eine Wissenschaft zweiten Ranges, so große Airs sie sich auch giebt. — Lesen Sie doch auch Philostratus' Vita Apollon. Tyan., es ist ein kurioses, tolles Buch. — Sie kennen's wohl?

Balder ort jetzt an seinem Nicolaus I. Ich freue mich auf den Spektakel, wenn ihm der Stoff in hohen Wellen über dem Kopf zusammenschlägt. Er ist beharrlich und wird etwas durchsetzen.

Für die Verona habe ich eine kleine Arbeit zur Hälfte geschrieben — das Ding mißfällt mir aber jetzt so, daß ich es gar nicht fertig machen mag. Wenn's bis morgen Abend fertig werden sollte, so schick' ich's mit. — Daß aus dem Unternehmen mit Freiligrath nichts geworden ist, thut mir bloß um Ihretwillen

---

[1]) In Brief 5 versprochen.

[2]) Siehe meine Vorbemerkungen zu Brief 3.

[3]) Erschien 1788 mit seinem unsterblichen Werke.

Digitized by Google

Leid; mir selbst geschieht damit kein Unglück. Warten Sie nur, wenn meine Reise mir recht viel gute Laune giebt, so liefre ich einen ganzen Scheffel Reiseliedchen, die dann ein Gesammtcorpus bilden mögen. Vielleicht ist Paris hierin auch ergiebig. Bei dem jetzigen totalen Verstummen der politischen Poesie nimmt man vielleicht wieder mit solch leichter Waare vorlieb. Davon können Sie dann bei Gelegenheit in die Welt spedieren, soviel Sie wollen. — Wären nur Ihre Gedichte bald da! —

Abends 5 Uhr.

So eben komme ich von einem Besuche zurück; — rathen Sie, bei wem ich war? — Bei Theodor Mundt. Ich war dem Mann nach Lesung seiner Schriften so gut geworden, daß ich dachte: den mußt du kennen lernen; er muß zugänglich sein, da die öffentliche Gunst sich von ihm abzuwenden beginnt. Und so nahm ich vor einer Stunde die Handschuh in die Tasche und den Weg unter die Füße und ließ mich melden. Ich fand ihn mit seiner Frau, Louise Mühlbach und kundschaftete ihn aus über die Freiburger Jesuiten und über Paris u. s. w. Er war äußerst gefällig und liebenswürdig, unsere Unterhaltung frei und leicht. Ich werde ihn noch öfter sehen. — Was mich bewog, ihn aufzusuchen, war das lebhafte Gefühl, daß Mundt ein Charakter sei und daß ihm Tausende Unrecht thun und gethan haben, während er doch einer von denen ist, welche das moderne Leben am gründlichsten zu deuten wissen. —

Ihre Assassinen sind ein ganz vorzüglicher Operntext; wie machen Sie es, um so viele Effekte mir nichts dir nichts in solch ein Ding zu bringen? — Das ist alles so brillant und so frisch, man wird auf der Bühne erstaunen. Ich möchte die Melodien der Directrix hören! — Die Situationen sind fast alle schon an sich musikalisch und brechen so mit Notwendigkeit in Lieder aus, was das einzig Richtige beim Liederspiel sein wird. — In der Teufelsmauer ist alles so willkürlich hineingesetzt und könnte ebenso gut anders sein. Das ganze Intermezzo habe ich nur hineingesetzt, um ein Musikstück mehr zu bekommen.

Uebrigens wird vielleicht nach und nach auch das materielle Loos deutscher Operncomponisten und dann inclusive das der Librettisten sich bessern und dann wird ein guter Operntext auch honoriert werden können, wie jetzt in Frankreich; Cammarano hat von Donizetti, St. Georges von Adam ganz enorme Summen für ihre schlechten Texte bezogen. Und ein Honorar ist nothwendig, da an einem Operntext gar viel Arbeit und Handwerk ist. St. Georges bezieht für einen dreiaktigen Text immer 2000 Francs, und was liefert er für Zeug! bloß bühnengerecht, sonst keinen Teufel werth. — Und dann kriegt er erst noch kleine Tantiemen.

Noch ein Wort über Carl Martell. Ich lasse ihn *nie* drucken und betrachte ihn rein als Vorarbeit zu meinem Projekt: das alte Allemannien zu schildern. Unlängst machte ich Jacob Grimm meinen Besuch und suchte die wichtigsten Resultate über Allemannien von ihm herauszubringen. Aber Jacob Grimm giebt nur unendlichen Stoff zu Resultaten, nicht letztere selbst. Einiges Hoch-

Digitized by Google

wichtige habe ich aus ihm doch herausgefragt, aber mit Mühe. Und doch ist er so gut und freundlich und hält mit Willen Nichts zurück.

Von dem Erzbischoffen erwarte ich jetzt den vierten Bogen. Ich fürchte, es wird mit dem Ding dauern bis ich in Bonn bin. Unlängst ist in Basel ein lithograph. Werk über unser Münster herausgekommen, wozu ich schon 1839 einen schlechten Text geschrieben habe, der mich jetzt schändlich ärgert. Auch die Bilder sind sehr unvollkommen und das Ganze sieht einer Pariser Spekulation ähnlich. —

Ich besuche keine Gönner mehr, weil ich mich schlechterdings nicht mehr dazu entschließen kann, einen Schniepel anzuziehen. Nur zu Leuten, wo man in Rock erscheinen darf, gehe ich noch hin. Von Berlin nehme ich gar keine Notiz mehr und verhärte mich geflissentlich gegen alles was zu dessen äußerer Erscheinung gehört. — Meine letzten unabhängigen Monate will ich mir nicht mit Gesellschaften verbittern. —

Dem Andreas schreibe ich das nächste Mal.

Leben Sie wohl, geliebter Freund und gedenken Sie Ihres sehnsüchtigen

Burckhardt.

(Quergeschrieben.) 9. Febr.

Den Schnipselius bitte ich mir zu verzeihen. Den letzten Maw werden wir ganz mit Lyrik füllen.

Sagen Sie Dr. Lersch, man möge bei der Verona keine Rücksicht auf mich nehmen. Vielleicht schicke ich in einem Monat etwas; kommt's zu spät, so behälts der Maw. — Vom Erzbischoffen habe ich gestern den vierten Bogen corrigiert und wieder nach Essen geschickt.

*

In besonders muntere Laune versetzte B. die immer näherrückende Aussicht auf Abreise zum „Weltgang" und Wiedersehen in Bonn. Dankbar empfing er dorther noch zwei Gaben des Maikäfer: „Der letzte Saltzbock, politisches Drama in 5 Aufzügen" — eine Satire, deren Held als Missionar in China wirkt —, von Johanna verfaßt, und „Friedrich Rothbart in Suza, oder: Vasallentreue", ein schon Juli 41 von K. geschriebenes Lieder- und Lustspiel in 3 Aufzügen.

8. Dem Urmau.

Berlin, 3. Merz 1843.

Dieser Brief, vielliebster Freund, wird nicht viel Gescheidtes enthalten. Daran ist zum Theil das P. S. Ihres Briefes Schuld, als in welchem ich so furchtbar um einen Beitrag für die Veronam gezwiebelt worden bin, daß ich mich, obwohl von Zeitmangel hart bedrängt, hinsetzte und einen schon begonnenen Aufsatz um- und zu Ende schrieb. Was dabei herausgekommen ist, sehen Sie an beiliegendem, klugthuenden Wisch, welchen ich womöglich zu lesen und falls er Ihnen mißfällt, sammt dem Brief an Lersch zu zernichten bitte.

Digitized by Google

Glauben Sie, das Ding könne passieren, so schicken sie es gütigst dem Lersch, sammt dem Brief.

Doch halt! im Zernichtungsfalle müssen Sie letzteren doch zuerst aufmachen und lesen was wegen Ranke drin steht. Der Halunke hat nichts schreiben mögen, so flehentlich ich drum bat. Dafür wiederfuhr mir die Gunst, ihn bei Lersch entschuldigen zu dürfen! —

Sagen Sie dem Lersch, ich hätte mich vielleicht mit der ganzen Schreiberei und Einsendung besser bemühen und sputen können, wenn ich nicht wegen mangelhafter Abfassung des Auftrages schon vor einem Monat geglaubt hätte, es sei zu spät. Hätte ich gewußt, daß es bis Anfang Merz Zeit habe, so würde ich wohl einen andern Gegenstand, und den gründlicher, behandelt haben.

Nun ad meliora. Der letzte Salzbock hat mächtig gewirkt und ich will Hans heißen, wenn so etwas anonym auf dem Bonner Theater vorgebracht nicht besser amüsierte als alle französ. Conversationsstücke. — Sodann: wir haben Ihre Gedichte schon im November bestellt, es sind wohl mehr als 5 Exemplare; in einigen Tagen muß die Sendung von Cotta kommen. Einstweilen behelfen wir uns mit Balders Exemplar. Hier wird es mir denn nach und nach möglich, einen Totaleindruck von Ihrer Dichterlaufbahn zu gewinnen. O wenn ich dran denke, — es ist doch schändlich, daß ich in Bonn so rein Schwiemel war und so rein nur für mein Amüsement sorgte! — Ferner: den Fritz in Suza habe ich noch nicht gelesen; Fritz und Salzbock werden circa den 15. hujus von hier abgehn, hoffentlich im Geleit bedeutender Briefe und andrer Mawsachen.

Vorliegender Brief ist somit ein bloß provisorisches Billet, und so auch der an die hohe Directrix.

Heut Nachmittag fang ich an den Martell zu latinisieren (d. h. vier Bogen sind Gottlob schon lateinisch vorhanden), obschon der erste schöne kalte Tag im Jahr ist, der wol nach Tisch ziemlich warm sein wird.

Sehn Sie, so gewinne ich einen schön stylisierten Uebergang zu dem Hauptpunkt, nämlich meiner Reise. Und jetzt halten Sie still, denn hier ist das Zwiebeln an mir. Wie können Sie sich unterfangen, mir 1) ein so schlechtes Einsehen in meinen eignen Vortheil, 2) eine solche Untreue gegen Sie, 3) eine solche Felonie gegen unsre Lehnsherrinn zuzutrauen, daß ich Bonn schwänzen könnte? Da Sie sich aber einmal hier schwach im Glauben gezeigt haben, so sehe ich mich nothgedrungen veranlaßt, Ihnen das Evangelium der Reise wie es sich nach den Synoptikern: S. Necessius, S. Humorius und S. Pecunius gestaltet, mitzutheilen. Ich reise circa den 20. Merz von hier ab, vielleicht zuerst noch in den Harz, jedenfalls aber über Naumburg und Jena. Dann durch das Schwarzathal (auch wenn Schnee liegt) nach Coburg und Bamberg, für welches ich eine große alte Inklination habe. Dann (vielleicht noch bis Nürnberg und) nach Würzburg, von wo ich durch den Odenwald nach Heidelberg, Weinheim, Speyer ziehe. Dann über Worms, Oppenheim, Nierstein, Bodenheim, Laubenheim nach Mainz und Frankfurt, wo ich circa 4 Tage liegen muß wegen alter Schmöker. Dann langsam und mit Ausdruck den Rhein abwärts. Von

Digitized by Google

Koblenz aus besuche ich u. a. Limburg. — So lange ich 20.—25. April in Bonn an, und bleibe bis zu Ihrer Hochzeit (dort). Auf diesem vollen Monat Aufenthalt ruhen (jedoch) folgende Servitute: 2—3 Besuche in Kölln, eine Ahrtour, ein Besuch in Siegen bei meinem Freunde Schauenburg, der sich in diesem Monat dort als Lehrer am Gymnasium festsetzt. —

Unmittelbar nach Ihrer Hochzeit fahre ich den Rhein hinunter nach Cleve zu Siegfried Nagel[1]) und von da nach Holland, Belgien und Paris, wo ich circa 20. Juny abzusteigen hoffe. Unterweges hoffe ich viel zu zeichnen, zu dichten und zu trachten. (Unter letzterer Rubrik subsumiert sich bummeln, kneipen u. s. w.) — Einen kleinen Koffer schicke ich nach Bonn voraus und reise mit einem Ranzen und Schlafrock. — Ein spezielles Augenmerk richte ich dießmal auf die sächsische und fränkische Byzantinik und die Mainweine, von welchen ich bisher nur den Bocksbeutel kenne.

Vom Conrad ist der achte Bogen schon corrigiert. Ich erwarte heut den neunten. Im Ganzen werden es ihrer eilf, die ich noch alle hier zu corrigieren hoffe.

Und nun Gott befohlen, liebster Freund. Ich schreibe Ihnen Mitte dieses Monats noch einmal und gebe so Gott will, von der Reise aus ein Lebenszeichen nach Bonn, damit Sie nicht meinen, ich sei abhanden gekommen.

Leben Sie wohl! In Sehnsucht Ihr getreuer

Burckhardt.

P. S. Balder läßt Ihnen melden, daß die Geschichte wegen Marheineke[2]) bestritten werde und nicht völlig gewiß sei. Den Brief an Herrn Selbach[3]) trug ich gleich beim Empfang des Paketes auf d. Post.

*

9. Berlin, 15. Merz 1843.

Vielliebster Freund.

Vorerst ein Geschäft, dessen Besorgung Ihnen wohl Andreas abnehmen kann — sonst würde ich Sie nicht damit behelligen in einem Augenblick, da Ihre Gedanken wohl anderswo sind. Ich habe nemlich durch inliegendes Billet Herrn Habicht beauftragt, Ihnen die 50 Exemplare des Conrad, der wol jetzt vollendet sein wird, zu überantworten. Ist dieß geschehen, so bitte ich Sie, fünf Exempl. zu verpacken und per Post nach Basel zu senden mit der Adresse: Antistes Burckhardt Hochwürden, Basel. (unfrankiert, versteht sich.) — Den Rest beherbergen Sie gütigst, bis ich komme. Das soll die letzte Mühe sein, die Sie mit dem Opus haben werden.

Ihr Friedrich in Suza müßte sich auf dem Theater sehr gut und rasch ausnehmen. Es geht die Sage, Sie hätten ihn binnen 24 Stunden geschrieben, was ich nicht fasse. —

---

[1]) Ein unbekannter Name.

[2]) Irgend ein Berliner Klatsch über den berühmten Theologen.

[3]) Richard S., Theologe, Jugendfreund K.s.

Digitized by Google

Sie schreiben von Ihrer Brautreise, die vielleicht bis in den Schwarzwald reichen soll. Nach Basel zu gehn, kann ich Ihnen mit gutem Gewissen nicht rathen — doch Sie kennen ja das Nest. — Aber Freiburg im Breisgau, eine der herrlichsten deutschen Städte, kennen Sie vielleicht noch nicht. Auch mache ich Sie auf den Odilienberg, 6 Meilen von Straßburg in den Vogesen, aufmerksam, von wo auch die Alpen sichtbar sind. Ich bin leider nicht selbst oben gewesen, es soll aber der reizendste Bergwald sein, etwa 1500′ über der Ebene. Dazu denken Sie sich: drei Klöster und drei Schlösser, alles von einer ungeheuren sog. Heidenmauer, nämlich einem altceltischen Felsenwall, umschlossen. Sehen sie (sic) die Karte in Schöpflin Alsatia illustrata Band 1. Zugleich ein höchst poetisches Lokal; ein alter Stammsitz der Etichonen, welche die frühsten allemann. Duces sind; eine Tochter Eticho's war die heil. Odilia, die hier wohnte. Prächtige Quellen; alte Kirchen und ein sehr gutes Wirthshaus. Fragen Sie doch nach; einer von Ihren Bekannten muß dort gewesen sein, vielleicht Lersch.

Nun sind auch Ihre Gedichte da; mehrere meiner Bekannten haben sie auch bestellt. Hier will ich Ihnen aber keine Recension hinschreiben, weil ich über manches mündlich mit Ihnen sprechen will. Einstweilen pack' ich sie zu mir in den Tornister und lese unterwegs das Lesbare, und singe das Sangbare. Ist's so recht? —

16. Merz, in Eile.

Da ich gar nicht mehr weiß, was Zeit ist, und im Strudel eins über dem Andren vergesse, so kann ich Ihnen auch jetzt nur noch ein paar unvernünftige Zeilen hinsetzen. Dem Andreas, dem ich auch nicht mehr schreiben kann, will ich in Bonn zum Ersatz eine kleine Landschaft zeichnen.

Gestern ist hier die Petition der Stände des Großherzogthums Posen und das königliche Responsum in den Zeitungen erschienen. Damit fällt ein grelles, schauerliches Schlaglicht auf die Abgründe, welchen wir zu eilen. Man sieht, die Majestät glaubt im Rechte zu sein und in der That ist das jetzige Staatsrecht in dem Responsum buchstäblich vollkommen geschont. Aber schon die Billigkeit ist nicht mehr geschont, und noch weniger die öffentliche Meinung und die Sehnsucht der Nation. Wehe dem Rathgeber, der dem König diesen Schritt eingab; der König selber wird ihm einst fluchen, aber wenn es zu spät ist. Man wagt es, einen durch *Stimmenmehr bei den Ständen* durchgegangenen Beschluß ein Parteiwerk zu nennen! — Man wagt es, den Ständen wegen dieses Beschlusses zu drohen, man werde sie nicht mehr zusammenberufen! — Mit diesem einzigen Wort ist Preußen dem Zustande von Hannover gleichgestellt. Um von der nochmaligen in recht übler Laune gegebenen Ablehnung der Gesammtstände zu schweigen, — wie muß der König berichtet sein, wenn er meint, seine Argumente gegen die Preßfreiheit machten noch Eindruck auf das Publikum! — Ich glaube in diesen Sachen jetzt klarer zu sehen als bisher, und so scheint mir: der König ist schon frühe durch seine Lehrer in das alte Staatsrecht (d. h. Absolutismus in juridischer Form) festgebannt worden und *kann* über gewisse Folgerungen und Fragen nicht hinauskommen, was vielleicht uns

Digitized by Google

in seiner Lage auch passieren würde; ferner ist er von seiner Umgebung viel abhängiger als man glaubt, und diese hüllt ihn täglich mehr in eine Anschauungsweise hinein, die über kurz oder lang zu einem Bruche führen muß. Mir ist recht weh zu Muthe, wenn ich an diese Dinge denke; es ist als läge das Schloß von Berlin unter einem düstern Zauberbann und als sehnte sich die Majestät selbst nach Frieden, Ruhe und Verständigung, ohne doch je dahin gelangen zu können; denn durch die verzauberten Fenster des Schlosses erscheint die Gegend blühend, reich und friedlich, während doch von ferne Klagen und Stöhnen schallt, was der Minister für eine Parteistimmung einiger böswilligen Eichen und Tannen ausgiebt, die mürrisch in der Ferne stehen.

Addio herzlieber Freund; in 5 Wochen bin ich bei Ihnen!

Ihr getreuer

Burckhardt.

Aus meinen Tagebüchern.

Von

Dr. v. Schulte in Bonn.

I.

Zur Vorgeschichte des Krieges von 1866.

Im Jahre 1864 verweilte nach der Rückkehr von Gastein König Wilhelm mit dem Ministerpräsidenten Otto v. Bismarck in Wien, beziehungsweise im kaiserlichen Schlosse Schönbrunn, vom 20. bis 25. August. Oesterreichischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten war Graf Bernhard v. Rechberg, mit welchem Bismarck mehrere Jahre in Frankfurt als Gesandter beim Bundestage — Rechberg war Präsidialgesandter — verkehrt hatte. Graf Rechberg erklärte Bismarck offen: er lebe der festen Ueberzeugung, daß nur ein unbedingtes Zusammengehen von Oesterreich und Preußen Deutschland zum Heil gereichen könne; er begreife, daß Preußen den Krieg gegen Dänemark nicht geführt habe, um einen neuen kleinen Fürsten zum Nachbarn zu bekommen. Rechberg schlug Bismarck ein unbedingtes Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Oesterreich vor. Bismarck verhielt sich längere Zeit rückhaltend, er hob hervor, daß er, um die Heeresreform durchzuführen, wegen des renitenten Landtags einen Krieg haben müsse. Schließlich kam es zwischen den beiden Staatsmännern zu einem förmlichen, von ihnen schriftlich fixierten Uebereinkommen. Rechberg hielt dem Kaiser darüber Vortrag, welcher nicht sofort

Digitized by Google

zustimmte, sondern seine Entscheidung aussetzte. Bald darauf trat Rechberg ab und Graf Mensdorff-Pouilly an seine Stelle (27. Oktober 1864). Der förmliche Abschluß des Bündnisses unterblieb; dies herbeigeführt zu haben ist das Verdienst des Ministerialrats v. Biegeleben, der in seiner antipreußischen und ultramontanen Richtung bei dem schwachen Mensdorff leichtes Spiel hatte. Die „Großdeutschen", die Ultramontanen mögen sich bei diesem Herrn noch nachträglich bedanken. Wäre jenes Bündnis zu stande gekommen, so hätte die Weltgeschichte leicht einen andern Verlauf nehmen können. Ob ein Schriftstück über das Abkommen in den Akten des Archivs des Auswärtigen Amts zu Berlin sich befindet, ist fraglich, in Bismarcks Papieren wahrscheinlich. H. v. Sybel erwähnt nichts von einer solchen Uebereinkunft. Schreiber dieses hat ihm seinerzeit Mitteilung gemacht und gefragt, ob Bismarck ihm nichts darüber gesagt, beziehungsweise es zu erwähnen untersagt habe, hat aber gegen Sybels Gewohnheit keine Antwort erhalten. Die Mitteilung, wie sie hier gegeben ist, hat der noch lebende Graf Rechberg dem Einsender am 3. Oktober 1887 in seiner Wohnung auf dem Kettenhof bei Klein-Schwechat (Wien) ausführlich gemacht, ihm auch genau den Inhalt des Uebereinkommens mitgeteilt; es ist jedoch heute nicht zweckmäßig, auf dieses einzugehen.

Wohl aber dürfte es nicht unzeitgemäß sein, einige andere Mitteilungen Rechbergs wiederzugeben, welche er am selben Tage machte. Rechberg erzählte, daß er wiederholt dem Grafen Esterhazy, der seit 19. Juli 1861 Minister ohne Portefeuille war, erklärt habe, der Krieg mit Preußen werde unvermeidlich, wofern nicht Biegeleben kalt gestellt werde. „Das geht nicht," meinte jener, „wer soll dann die schönen Depeschen schreiben?" Esterhazy hatte den Auftrag, die für den Krieg von 1866 entscheidende Depesche Rechberg zur Genehmigung vorzulegen, hatte dies aber in seinem leichtfertigen Sinne vergessen und that es erst, als — sie längst übergeben war.

Rechberg tadelte den Krieg von 1866 als einen leichtsinnigen, hatte aufs entschiedenste abgeraten. Er sowohl wie sein Vorgänger hatte sich entschieden gegen den Krieg von 1859 ausgesprochen. Es sei geradezu frivol, meinte Rechberg, einen Krieg anzufangen gegen das entschiedene und begründete Abraten des Ministers des Aeußern, wie es Oesterreich 1859 und 1866 gethan habe.

II.

Eine Episode aus dem Kulturkampf.

Zu denjenigen Gesetzen des „Kulturkampfs", welche die größte Erbitterung hervorgerufen und thatsächlich am meisten geschadet haben, gehört das Reichsgesetz vom 4. Mai 1874, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern. Im folgenden erzähle ich genau, was ich zu thun versucht habe, dieses Gesetz zu verhindern, beziehungsweise es zu verbessern.

An den Bundesrat gelangte folgendes Schreiben:

Digitized by Google

„Berlin, den 24. Februar 1874.

Im Namen der Königlich preußischen Regierung beehrt sich der Unterzeichnete, den beiliegenden

Entwurf eines Gesetzes betreffend die aus dem Amte entlassenen, oder wegen unbefugter Vornahme von Amtshandlungen bestraften Kirchendiener, nebst Motiven

dem Bundesrate mit dem Antrage ganz ergebenst vorzulegen, dem Entwurfe die verfassungsmäßige Zustimmung zu erteilen.

Der Königlich preußische Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.
v. Bismarck.

(Bundesrat. Nr. 33. Session von 1874)."

Im § 1 dieses Entwurfs wurde der Zentralbehörde des Heimatsstaats das Recht beigelegt, den durch gerichtliches Urteil aus ihrem Amte entlassenen Kirchendienern die Staatsangehörigkeit zu entziehen, der Landespolizeibehörde das Recht gegeben, schon vorher denselben den Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten zu versagen oder anzuweisen. § 2 dehnte dieses Recht aus auf Kirchendiener, welche wegen unbefugter Amtshandlungen rechtskräftig zu Strafe verurteilt waren. § 3 verbot, den der Staatsangehörigkeit verlustig erklärten Kirchendienern die Staatsangehörigkeit beziehungsweise die Gestattung des Aufenthalts in einem andern Bundesstaate ohne Genehmigung des Bundesrats zu erteilen.

Im Bundesrate war dieser Entwurf im wesentlichen angenommen worden. Mit Schreiben vom 19. März 1874 (Deutscher Reichstag, 2. Legislaturperiode, 1. Session 1874 Nr. 103) legte „Der Reichskanzler, In Vertretung gez. Delbrück" dem Reichstage vor den „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern".

Ich war überzeugt, daß, wenn dieser Entwurf Gesetz werde, er den gewünschten Erfolg nicht haben könne, vielmehr die Macht des Ultramontanismus stärken müsse. Um nun zu thun, was mir möglich war, teilte ich Geheimrat Lothar Bucher meine Bedenken mit und bat ihn um eine Besprechung, damit er meine Verbesserungs-, beziehungsweise Abänderungsvorschläge kennen lernen und dem Fürsten Bismarck vortragen könne. Er schrieb mir am 11. April: „Ew. Hochw. finden mich bis 5 Uhr hier Wilhelmsstraße 76." Ich hatte an diesem Tage mit ihm eine lange Konferenz und kam mit ihm überein über Aenderungen, teilte ihm meine Formulierung und einen Antrag an den Landtag mit und erhielt von ihm, nachdem er zweifelsohne mit Bismarck gesprochen, die Antwort: „Einverstanden mit dem Verabredeten, auch mit dem Antrag für den Landtag, mit letzterem sehr. Br. 14/4."

Ich setzte mich mit Georg Beseler ins Einvernehmen, wir wollten gemeinsam die Anträge einbringen, hatte dies auch Bucher mitgeteilt.

Mittlerweile kam die Sache in ein andres Fahrwasser. Dr. Lasker, der alles besser wußte, hatte eine „freie Kommission" zu bilden aufgefordert, in der Abgeordnete aller Fraktionen, auch des Zentrums, erschienen. Natürlich halfen

Digitized by Google

Gründe, die auf Kenntnis der Kirche und des kirchlichen Rechts und Wesens beruhten, wenig; die Nationalliberalen, Freikonservativen (Deutsche Reichspartei) und auch Fortschrittler wußten nichts Besseres, als sich schließlich auf ein Ding zu vereinigen, welches eben das Gesetz vom 4. Mai 1874 geworden ist.

Mein Bucher vorgelegter Entwurf, welcher von ihm gebilligt wurde, lautete:

Verbesserungsantrag
zu dem
Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern.
(Nr. 103 der Drucksachen.)

Der Reichstag wolle beschließen:

I. vor § 1 zu setzen den folgenden

§ 1.

Geistliche, welche den Reichs- oder Landesgesetzen zuwider sich mit Ausübung eines geistlichen Amtes befassen oder Handlungen vornehmen, welche nur kraft eines gesetzmäßig zustehenden geistlichen Amtes vorgenommen werden dürfen, werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft. Die besonderen Landesgesetze bleiben vorbehalten.

II. dem § 1 folgende Fassung zu geben:

§ 2.

Einem Geistlichen, welcher durch gerichtliches Urteil aus seinem Amte entlassen worden ist, dieser Entscheidung aber im Sinne des § 1 entgegenhandelt, kann durch Verfügung der Landespolizeibehörde der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden. Behufs Feststellung der Thatsache, auf welche die Verfügung sich stützen soll, bestellt auf Antrag derselben Behörde der Präsident des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten oder des obersten Gerichtshofes des Bundesstaates einen Kommissar, welcher ohne kontradiktorisches Verfahren sofort den Beweis aufzunehmen hat. Der Gerichtshof hat ohne Verhandlung durch ein Resolut festzustellen, ob der Beweis erbracht ist. Die Entscheidung ist hierauf der Landespolizeibehörde mitzuteilen.

§ 3.

Anstatt der Aberkennung der Reichs-(Staats-)Angehörigkeit war beantragt, die Ausweisung zu setzen, aber nur für die Bischöfe und deren unmittelbare Stellvertreter, als Folge das Verbot, in einem deutschen Bundesstaate den Aufenthalt zu nehmen oder die Staatsangehörigkeit zu erwerben, politische Rechte auszuüben; die Ausweisung solle von der Zentralbehörde zurückgenommen werden können, sobald der Ausgewiesene die schriftliche Erklärung abgiebt, sich für die Zukunft den Staatsgesetzen unterwerfen zu wollen; bei nochmaligem ungesetzlichem

Digitized by Google

Handeln nach Abgabe der Erklärung Gefängnis nicht unter einem Jahre, Zulässigkeit der sofortigen Ausweisung nach rechtskräftiger Verurteilung; diese Ausweisung kann erst nach verbüßter Strafe zurückgenommen werden.

Meine mündlich und schriftlich dargelegten Gründe waren:

„1. Bedenklich, ohne Strafsanktion ein Strafgesetz auf vergangene Fälle anzuwenden, deshalb ein Paragraph, der die Ausübung von Amtsakten durch einen des Amts entlassenen Geistlichen und die Vornahme von Amtshandlungen durch einen gesetzwidrig angestellten Geistlichen mit Strafe bedroht. Dadurch ist zugleich Bayern und so weiter die Möglichkeit geboten, gegen solche einzuschreiten. Möglich auch, die Sache unter § 132 des Strafgesetzes zu subsumieren.

2. Wird Untersuchung eingeleitet, so ist es kaum möglich, der Polizei das Recht zu geben, den Aufenthalt in bestimmten Orten oder Bezirken anzuweisen; wohl läßt sich dem Gericht die Befugnis beilegen, diese Ermächtigung der Polizei zu geben.

3. Die Staatsangehörigkeit abzuerkennen, ist gegen unsere heutige Anschauung, dagegen die Ausweisung mit allen Folgen des Verlustes der Staatsangehörigkeit, solange sie dauert, in der Wirkung gleich. Daher Ausweisung, Zurücknahme bei schriftlicher Erklärung, sich dem Gesetz zu fügen; auf Rückkehr ohne Erlaubnis oder Bruch des Reverses strenge Gefängnisstrafe mit neuer Ausweisung; Nichtverpflichtung der Regierung, die Strafe absitzen zu lassen, sondern Recht, sofort auszuweisen.

4. Für den niederen Klerus nur Anweisung oder Versagung des Aufenthalts in bestimmten Orten oder Bezirken, nicht Ausweisung aus folgenden Gründen:

1) Wenn Hunderte von Geistlichen zuwiderhandeln, ist eine Durchführung der Maßregel kaum möglich. Meo voto schwächt es die Regierung, ein Gesetz zu geben, das sie nicht ausführen kann; ein Fall der Art schadet mehr als zehn gegenteilige.

2) Hunderte Ausgewiesener führen leicht zu auswärtigen Reklamationen.

3) Bischöfe und Geistliche müssen in ihren Interessen getrennt werden. Werden sie gleich behandelt, so ist das Märtyrertum ein größerer Sporn. Die meisten Geistlichen können nicht fortgehen, wenn interniert wird; das konnten die Jesuiten, weil sie die Mittel dazu besitzen und einem blind gehorchen. Von hundert Geistlichen sind sechzig durch Eltern, Geschwister und so weiter gebunden. Diese Masse zu unterhalten, werden auch die Sammlungen nicht ausreichen. Welcher Eindruck, wenn eine Masse von Ernährern von Familien entfallen: diese fallen der Gemeinde zur Last, also Erbitterung.

4) Ein internierter Geistlicher ist unschädlich. Wozu über das Maß hinausgehen? Den Internierten kann man absolut kontrollieren.

Richtige Maxime ist: im Kampfe fest, konsequent, aber so besonnen vorzugehen, daß man keinen Schritt zurück zu thun braucht. Deshalb ist daran fest zu halten, daß man nicht mehr verlange als die Mittel, das Nötige zu thun."

Digitized by Google

Der Antrag für den Landtag, welchen ein Mitglied des Abgeordnetenhauses einbringen sollte, lautete:

„Geistliche, welche die im Gesetze vom 11. Mai 1873 für die Anstellungsfähigkeit vorgeschriebenen Eigenschaften besitzen und sich weigern, ein Kirchenamt anzunehmen oder zu versehen, dessen Annahme oder Versehung im Widerspruche mit dem Staatsgesetze vom Kirchenobern ihnen zugemutet wird, können die ihnen nach dem Kirchenrechte gegen einen Fonds oder eine Person zustehenden Ansprüche aus dem Tischtitel durch Klage geltend machen und haben Anspruch, aus dem im Staatshaushaltsetat unter dem Titel „Zuschüsse für Geistliche" eingestellten Fonds den Unterhalt im Betrage von 400 Thalern zu verlangen."

Wäre dieser Antrag Gesetz geworden, so hätte man mit einem Schlage alle Geistlichen sichergestellt, welche staatsfreundlich gesinnt waren.

Leider gelang es Lasker in der „freien Kommission" trotz meiner Opposition, die Annahme des Entwurfs prinzipiell durchzubringen. Als es so stand, richtete ich folgendes Schreiben an Bucher, das diese Wendung kennzeichnet:

„Euer Hochgeboren erlaube ich mir ergebenst mitzuteilen, daß Beseler mir gesagt und mich ermächtigt hat, Ihnen dies mitzuteilen, er beabsichtige den Antrag zu stellen, das Exilierungsgesetz, um es kurz zu fassen, solle mit dem 31. Dezember 1879 seine Kraft verlieren. Er geht davon aus, daß, wenn wider Erwarten [1]) nicht bis dahin der Kampf ausgetragen sei, das Gesetz nötigenfalls verlängert werden könne.[2]) Zugleich glaubt er, daß, wenn das Gesetz auf diese Art den Charakter eines Ausnahmegesetzes ausweise, es leichter angenommen werde, und dadurch zu erreichen sei, der Regierung einen größeren Spielraum zu lassen.

Ich bin nicht in der Lage zu sagen, ob, wenn eine Zustimmung zu diesem Antrage nicht zu erreichen ist, Beseler denselben nicht stellen werde.

Ich möchte mir nur die ergebenste Bitte erlauben, den Herrn Fürsten über diesen Punkt zu fragen. Heute abend 7 Uhr findet eine Zusammenkunft (in meiner Fraktion) von einer Anzahl von Mitgliedern statt, und erscheint es wohl wünschenswert, auch über diesen Punkt ins reine zu kommen.

Ich habe im übrigen die Punkte redigiert und erlaube mir, die Redaktion mit der Bitte vorzulegen, sie zu prüfen. Wenn es Ihnen recht ist, bitte ich mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich heute nachmittag zugleich mit Beseler mit Ihnen noch einmal sprechen kann, falls Sie nicht vorziehen, mich mit einer Zeile über das Ergebnis zu benachrichtigen. Ich bin bis 5 Uhr sicher im Reichstage.

Mit dem Ausdrucke der vollkommensten Hochachtung

Euer Hochgeboren ergebenster

Berlin, 15. April 1874. Dr. v. Schulte."

[1]) Ich hatte Beseler mein Schreiben im Konzepte, das ich natürlich bewahrt habe, vorgelegt. Er setzte die Worte „wider Erwarten" zu.

[2]) In meinem Konzepte hieß es „kaum noch helfen werde", Beseler änderte dies in: „nötigenfalls verlängert werden könne".

Digitized by Google

Die Antwort lautete:

„Hochgeehrter Herr Professor!

Seine Durchlaucht ist mit der Beschränkung auf fünf Jahre einverstanden, auch sonst befriedigt. Es ist mir leider ganz unmöglich, abzukommen, nachdem eine halbe Stunde oben gewesen und dringende Aufträge erhalten habe.

Mit vorzüglicher Hochachtung

15./4. Bucher."

So war also am 15. April Fürst Bismarck einverstanden mit meinen Aenderungen und eventuell mit der Beschränkung auf fünf Jahre. Es ist unfraglich, daß, wenn er festgehalten hätte und wir (Beseler und ich) die Amendements eingebracht hätten, alle Gegner des Entwurfs diesem Minus zugestimmt haben würden, ebenso viele andere. Dann wäre es nicht zum Expatriierungsgesetz gekommen, jedenfalls hätte das Gesetz am 31. Dezember 1879 seine Wirksamkeit verloren und wäre der Rückzug nach Canossa nicht eingetreten, den das Gesetz vom 6. Mai 1890 (Reichs-Gesetz-Bl. S. 65) durch Aufhebung des Gesetzes vom 4. Mai 1874 über die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern besiegelte, wäre der Triumph des Zentrums bei der Begnadigung der Bischöfe und vieles andre erspart worden. Es sollte nicht sein. Ich erhielt folgendes weitere Schreiben:

Berlin. 20. April 1874.

„Hochgeehrter Herr Geheimerat!

Ich glaube nicht versäumen zu dürfen, zur Ergänzung meiner kurzen Mitteilung von neulich zu bemerken, daß der Fürst die Beschränkung auf fünf Jahre nur als ein pis aller annimmt für den Fall, daß das Gesetz anders nicht durchzubringen ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Bucher."

Selbstredend hatte Fürst Bismarck genaue Kenntnis vom Stande der Sache. Für mich und Beseler blieb unter diesen Umständen nur übrig, unsre Amendements nicht zu stellen, weil sie erfolglos sein mußten. Denn diese neue Stimmung Bismarcks war in der nationalliberalen Fraktion, Deutschen Reichspartei und so weiter bekannt geworden. Für mich entschied vollends, daß Bucher mir mündlich sagte: „Der Fürst hat erklärt, daß ihm an diesem Gesetze mehr liege als am Militärgesetze." Mit Widerstreben habe ich mich nur auf dringendes Bitten namentlich von Forckenbeck dazu verstanden, als Redner für das Gesetz aufzutreten. Dieser historisch genau geschilderte Vorgang beweist, daß Fürst Bismarck es war, welcher bewirkte, daß der vom Bundesrat vorgelegte Entwurf — die Aenderungen sind unwesentlich — Gesetz geworden ist.

Digitized by Google

Shakespeare als Kenner der Musik.

Von

Professor Heinrich Ehrlich.

Shakespeare war bisher nur als ein begeisterter Verehrer der Musik bekannt; die berühmten Verse aus dem „Kaufmann von Venedig", in denen der Musik eine tief ethische Bedeutung zugeschrieben, der Mann, dem sie nicht das Herz rührt, als zu allem Schlechten fähig geschildert wird, sind öfters von idealistischen Philosophen mit Vorliebe, von formalistischen Aesthetikern mit freundlich ironischem Lächeln citiert worden. Daß aber der größte Dramatiker aller Zeiten nicht bloß ein laienhafter Musikenthusiast, sondern auch ein genauer Kenner der Musik, aller im gewöhnlichen Gebrauche angewendeten, nicht streng instrumentalen Formen, aller Gesänge und Tänze seiner Zeit gewesen ist, beweist ein interessantes englisches Büchlein „Shakespeare und die Musik" von Edward W. Naylor, Baccalaureus der Musik. (London, Dent & Comp. 1896.) Es zeigt, daß nicht weniger als zweiunddreißig Theaterstücke Shakespeares viele Stellen enthalten, die jene genaue Kenntnis bekunden.

Ungemein anziehend und gewiß für viele Leser ganz neu sind die Thatsachen aus dem Musikleben Englands im 16. und 17. Jahrhundert; sie zeigen, daß in jener Zeit die Musik in der vornehmen englischen Gesellschaft viel liebevoller und ernsthafter gepflegt worden ist als heutzutage. Der Verfasser des Büchleins führt ein Gespräch zwischen einem Musiklehrer und einem jungen Mann der eleganten Gesellschaft an, aus Morleys „Führer in der praktischen Musik", 1597 erschienen. Da ist zuerst festgestellt, daß in allen Gesellschaften „gut erzogener" Leute nach dem Abendessen Gesangsstücke für verschiedene Stimmen vorgetragen wurden, die jeder Gast vom Blatte singen mußte; wenn er dieser gesellschaftlichen Forderung nicht vollkommen genügte, wurde seine Erziehung (education) angezweifelt. Ebenso wurde im geistlichen Stande Kenntnis der Musik als ein Haupterfordernis angesehen; Hawkins' Musikgeschichte citiert die Statuten des von Heinrich VIII. gegründeten Trinity College, worin die Prüfung des Kandidaten im Gesange neben der Verskunst ausdrücklich angeordnet ist. Aus diplomatischem Schriftwechsel und andern Dokumenten vom Anfange des 16. Jahrhunderts läßt sich unzweifelhaft feststellen, daß dieser König ein vortrefflicher Musikdilettant und geschickter Komponist geistlicher und andrer Gesänge gewesen ist — ein Beweis, daß, im Gegensatze zu den oben angedeuteten herrlichen Versen aus dem „Kaufmann von Venedig", ein Mensch recht gut musizieren und dennoch aller Schlechtigkeiten fähig sein kann; auch Nero ist ja bekanntlich ein Musikverehrer und -Kenner gewesen.

Anna Boleyn, die unglückliche zweite Gemahlin jenes schrecklichen Heinrich VIII., war ebenfalls eine vortreffliche Musikerin, die sogar eine Sammlung der Kom-

Digitized by Google

positionen von Josquin und Mouton für ihren und ihrer Hofdamen Privatgebrauch beschaffte. Da sie in Frankreich erzogen worden war, ist diese Kenntnis französischer Musikwerke erklärlich. Daß Königin Elisabeth das Virginal[1]) mit Virtuosität spielte, ist bekannt.

Was in dem Büchlein des Mr. Naylor von dem englischen Musikleben nach der Zeit der Königin Elisabeth und Shakespeares erzählt wird, kann ich übergehen, da es dem Endziele des vorliegenden Artikels ziemlich ferne liegt. Nur einige komische Erinnerungen mögen hier erwähnt werden. Erstens, daß im 16. Jahrhundert in allen Barbierstuben Musik gemacht wurde, was zu dem wohlfeilen Wortspiele „Barbier- und Barbarmusik" Anlaß gegeben hat. Zweitens, daß die wandernden Musikbanden in Shakespeares Zeit ganz hohe Bezahlung erhielten. In einer Broschüre vom Jahre 1643 wird über den Verfall der Musik geklagt und dabei bemerkt: „Unsre Musikbanden, die einst so ergötzlich und so gut bezahlt (precious) waren, daß sie es verachteten (scorned), in einer Schenke unter zwanzig Schilling für zwei Stunden zu spielen, sind jetzt so tief heruntergekommen, daß die Musiker mit ihren Instrumenten unter dem Mantel — wenn sie einen besitzen — überall herumwandern und sich anbieten." Zu Königin Elisabeths Zeit war selbst ein gewisses Wirtshauslied (public house song) ein dreistimmiger Kanon, der heutzutage nur von tüchtigen Fachleuten a vista gesungen werden kann. Es scheint wirklich, daß die Musiker in dem Old merry England dieselbe bevorzugte Stellung eingenommen haben, die im 17. und 18. Jahrhundert den Schriftstellern eingeräumt worden ist, da von der Regierung dem jetzt vergessenen Dramatiker Congreve die sehr einträglichen Patente für — — — Droschken- und Weinhaus-Konzessionen und ein Posten im Zollamt (!) verliehen wurden, da der edle Humorist Addison bis zum Minister emporstieg, der Satiriker Prior zum Gesandten in Paris ernannt wurde, Steele, Tickell und Gay sehr gewinnbringende Sinekuren erhielten,[2]) wogegen die ehemals so bevorzugten „Fiddler" mit entschiedener Geringschätzung betrachtet wurden; in Lord Chesterfields Briefen an seinen Sohn Stanhope, die ja ihrerzeit als das Hauptlehrbuch des eleganten Tons galten, fand ich eine Stelle, worin der edle Lord seinen Sprößling eindringlich vor dem Umgang mit „Fiddler" warnt; dagegen hat er gegen die Gesellschaft geistreicher Schriftsteller (zu denen er wohl sich und Horace Walpole zählt) nichts einzuwenden.

Und nun zu der Shakespeariana.

Das interessante Büchlein weist zuerst nach, daß schon in dem Gedichte „Lucrece" eine Menge Stellen in gleicher Weise die Kenntnis mancher Formen und der dazu gehörigen technischen Ausdrücke bekunden. Dann folgt ein Auszug

[1]) „Virginal" war ein bei jungen Damen im 16. und 17. Jahrhundert sehr beliebtes Instrument, eigentlich ein viereckiges Spinett von etwa vier Oktaven im Umfang; die Hämmer waren mit Rabenfedern besetzt. Daß der Name „Virginal" dem Instrumente zu Ehren der „jungfräulichen" Königin Elisabeth gegeben ward, ist eine Erfindung; vielmehr kann der Name dahin gedeutet werden, daß alle jungen Damen der Gesellschaft lange vor der Königin Elisabeth das „Virginal" spielten.

[2]) Die Daten sind Thackerays Buche „English Humourists" entnommen, übrigens auch in Macaulays Essays festgestellt.

Digitized by Google

aus der zweiten Scene des ersten Aktes der „Beiden Edelleute von Verona", das Zwiegespräch der Julia mit ihrer Zofe Lucetta. Es sprudelt von echt englischen musikalischen Wortspielen, welche in der sonst vortrefflichen Tieck-Schlegelschen Uebersetzung nur matt wiedergegeben sind und sein konnten. So zum Beispiel sagt Lucetta, das von Julia vorgeschlagene Lied „Leichtgesinnte Liebe" sei ihr zu „schwer", worauf die Herrin antwortet: „Es hängt wohl eine Last ‚burden' daran?" Burden bedeutet aber auch die Baßstimme, mit der jedes Lied begleitet werden mußte. Sie meint auch: „deine Mittelstimme wird übertäubt durch den ganz ‚unregelmäßigen Grundton'" (base, auch Baßgeige), worauf die Zofe meint: „I bid the base for Proteus" — „ich habe den Baßton für Proteus angestimmt." „Bid the base" bedeutet nach Delius (und allen englischen Wörterbüchern): jemand zum Wettlauf auffordern. Naylor meint, das Wort „base" könne auch „niedrig" bedeuten, in Bezug auf Proteus' Handlungsweise; doch Delius' Ansicht ist jedenfalls die richtigere.

In „Romeo und Julia" spricht Julia von der Lerche in einem unübersetzbaren Wortspiele: „Man sagt, die Lerche singe schöne Triller (divisions), aber uns singt sie division (Trennung)."

Auch in „König Heinrich V." findet sich ein derartiges feines Wortspiel. Der König wirbt um die französische Prinzessin Katharine; sie spricht sehr schlecht englisch, und er meint: „Du redest ‚broken music', aber deine Stimme ist gute Musik, du sprichst gebrochen englisch." Broken music bedeutet nach Delius Saiteninstrumente im Gegensatze zu Bläsern, während Naylor aus verschiedenen alten Schriften beweist, daß „broken music" eine Mischung verschiedenartiger Instrumente anzeigt.

Viele Stellen in Shakespeares Theaterstücken zeigen, welches Gewicht er auf richtiges Takthalten legte, gar oft wendet er das Gleichnis vom richtigen Lebensgange mit richtigem Takthalten an. Die Stelle aus „Der Widerspenstigen Zähmung", in welcher der als Musiklehrer verkleidete Hortensio der Bianca seine Liebe nach der Tonleiter erklärt, ist bekannt, doch sei noch auf das unmittelbar vorhergehende Gespräch zwischen ihm und Lucentio hingewiesen, in welchem die Bauart der Mandoline (lute) genau beschrieben und zu allerlei Wortspielen benutzt wird. In den „Lustigen Weibern von Windsor", zweiter Akt, dritte Scene, befindet sich eine höchst witzige Anspielung auf musikalischen Takt, die weder in der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung noch in der Delius-Ausgabe richtig aufgefaßt erscheint. Falstaff sagt von Bardolph: „Seine Diebereien waren zu offenbar; sie glichen einem unerfahrenen Sänger, der nie Takt halten kann." Darauf meint Nym: „Der richtige Humor ist, ‚to steal at a minim's rest.'" Die Schlegelsche Uebersetzung behilft sich mit einem ziemlich ungeschickten Ausdruck, „Monuments", es heißt aber als richtige Fortsetzung von Falstaffs Bemerkung: „Der richtige Humor ist, in der Pause (rest) einer kürzesten Note (minim's)[1] zu stehlen."

[1] Das war zu jener Zeit die Bedeutung des Wortes, jetzt bezeichnet es eine halbe Note.

Digitized by Google

Daß Shakespeare alle Gesänge, Lieder, catches, madrigals, songs, sowie alle Tänze seiner Zeit genau gekannt hat, bedarf wohl keines besonderen Beweises mehr; nur eine Stelle sei hier erwähnt, in welcher blendende Witzfunken nach allen Seiten sprühen. In „Viel Lärmen um Nichts" sagt die lustig-boshafte Beatrice zu ihrer Cousine Hero, um die der Prinz Don Pedro wirbt: „Wenn der Prinz nicht in richtigem Takte um dich anhält, so liegt die Schuld an der Musik; Freiung, Heiraten und Reue sind wie eine schottische Jig (Gigue), Menuett (measure)[1]) und Cinque pace (gaillarde), die erste ist hastig und phantastisch, die zweite manierlich, still, feierlich, altfränkisch; dann kommt die Reue mit den lahmen Beinen immer schwerer und schneller, bis sie ins Grab sinkt."

Die angeführten Stellen beweisen nicht allein, wie genau Shakespeare in musikalischen Dingen bewandert gewesen ist, sondern auch, wie er bei seinen Anspielungen auf sofortiges Verständnis der Hörer rechnen konnte (sonst gingen sie ja unbeachtet vorüber), wie also die damalige vornehme Gesellschaft Musik noch sorgfältiger gepflegt hat als die heutige.

Das Büchlein citiert noch einige Stellen, in denen der große Dramatiker die pythagoreischen Ideen von der Harmonie der Sphären in herrlichsten Worten darlegt, zeigt noch, wie alle scenischen Anordnungen von Signalen, Märschen und so weiter die genaueste Kenntnis der Instrumente bekunden, und enthält einen Anhang sehr interessanter musikalischer Beigaben, alter Tänze, Lieder und deren Texte.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß in dem Büchlein auch eine Stelle aus Bacons Werken citiert wird, die von der Tonverwandtschaft mancher Instrumente spricht. Vielleicht gilt das den Anhängern der Bedlamtheorie, daß Bacon der Verfasser der Shakespearedramen sei, als ein neuer Beweis! Vielleicht könnten sie bei der Gelegenheit auch erklären, warum Bacon in einem Drama, das zur Zeit des Trojanischen Krieges spielt, den Aristoteles citiert und warum er einen Seesturm und einen Schiffbruch nach Böhmen verlegt hat.[2])

[1]) Eigentlich Feiertanz.

[2]) Den Apologeten von Bacons Charakter sei auch der Rat gegeben, Macaulays Essay zu lesen. Dieser ist von Bacons Philosophie begeistert, daß er sie über jede andre erhebt; aber dem Charakter des Staatsmanns gegenüber übt er die Gerechtigkeit des gewissenhaften Geschichtsforschers.

Digitized by Google

Offenes Sendschreiben.

Von

Friedrich v. Esmarch.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Auf die hochherzige Anregung Sr. Majestät des Kaisers von Rußland wird in nächster Zeit die internationale Friedenskonferenz zusammentreten. Nach den Schlußworten der Kaiserlichen Denkschrift vom 24. August d. J. „würde diese Konferenz mit Gottes Hilfe ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts sein. Sie würde in einem mächtigen Bündel die Bestrebungen aller Staaten vereinigen, welche aufrichtig darum bemüht sind, den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über die Elemente des Unfriedens und der Zwietracht. Sie würde zugleich ihr Zusammengehen besiegeln durch eine solidarische Weihe der Prinzipien des Rechts und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht."

Die Zukunft muß lehren, wie weit sich die edeln Absichten des russischen Kaisers, denen sich Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser mit vollem Herzen angeschlossen hat, werden verwirklichen lassen. Daß schon in absehbarer Zeit die Kriege aufhören werden, wagt wohl niemand zu hoffen. Zu groß sind noch die Gegensätze der Nationalitäten und zu groß noch die vermeintlich oder wirklich sich widerstreitenden Interessen der Völker. Früher oder später werden wir wahrscheinlich den Krieg wieder sehen, mit seinen Schrecken, mit allem Leid und Elend, das er notwendig im Gefolge hat.

Einstweilen muß der Menschenfreund sich darauf beschränken, fort und fort dafür zu wirken, daß wenigstens die Grausamkeit des Krieges möglichst vermindert werde.

Es muß erhofft und erstrebt werden, daß die Grundsätze des Völkerrechts, über welche im wesentlichen unter den zivilisierten Nationen eine verschiedene Meinung nicht besteht, auch immer mehr in das Rechtsbewußtsein der einzelnen eingehen und so, nach den Worten des edeln Bluntschli, in den Gemütern und auf die Sitten eine Autorität ausüben, welche auch im Kriegsfall sinnlichen Begierden einen Zügel anlegt und die Barbarei überwindet.

Vor allen andern haben dann wir Aerzte, und besonders die unter uns, die die Schrecken des Krieges aus Erfahrung kennen, unsre Bestrebungen darauf zu richten, daß die Vorbereitungen für die Pflege der Verwundeten und Kranken eines künftigen Krieges immer vollständiger und umfassender schon im Frieden getroffen werden.

Auf diesem Gebiete ist ja unendlich vieles besser geworden, als es noch vor vierzig Jahren war. Wir haben ein großes, vorzüglich geschultes Aerztepersonal,

Digitized by Google

wir haben eine Menge geschulter Hilfskräfte zur Verfügung. Wir haben vor allem die Genfer Konvention. In einem künftigen Kriege — das dürfen wir annehmen — werden sich niemals Scenen abspielen, wie sie Reil am 25. Oktober 1813, sieben Tage nach der Schlacht bei Leipzig, sah oder Dunant auf dem Schlachtfelde von Solferino — Scenen', die heute noch beim bloßen Lesen Schaudern und Entsetzen hervorrufen.

Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Zahl der Verwundeten künftig infolge der Wirkung des Schnellfeuers eine ungewöhnlich große sein wird, daß es deshalb für Aerzte und Krankenträger unmöglich sein wird, alle zu versorgen, ganz abgesehen davon, daß jene selbst dem verheerenden Feuer ausgesetzt sind. Andrerseits ist zu erwarten, daß viele Wunden der modernen Geschosse häufiger als früher einen guten Verlauf nehmen, wenn sie rechtzeitig und zweckmäßig verbunden werden.

Es wäre deshalb zu wünschen, daß alle Soldaten sowohl Unterricht in der ersten Hilfe erhielten als auch mit dem notwendigsten aber ausreichenden Verbandsmaterial ausgerüstet würden.

Ebenso wichtig ist aber die Forderung, daß jeder Soldat über die Bedeutung des Roten Kreuzes unterrichtet werde. Es sollte sich nicht wieder ereignen, wie es zum Beispiel im letzten französischen Kriege nach der Räumung von Orleans geschehen ist, daß deutsche Aerzte und Verwundete, die im Vertrauen auf die Genfer Konvention zurückgeblieben waren, als Kriegsgefangene behandelt, fortgeführt und mißhandelt wurden.

Wir Aerzte in erster Linie haben ferner im Namen der Humanität unsre Stimme zu erheben, wenn die zur Anwendung kommenden Waffen und Geschosse über den Zweck hinaus, den Gegner kampfunfähig zu machen, darauf ausgehen, ihn zu verstümmeln.

Die Befürchtung, daß letzteres geschehen könne, ist durch die neue Handfeuerwaffe nahe gerückt. Die jetzt bei fast allen europäischen Nationen eingeführten kleinkalibrigen Gewehre haben eine sehr hohe Anfangsgeschwindigkeit (640 Meter). Das dazu gehörige Projektil ist ein mit einem harten Metallmantel versehenes Bleigeschoß. Bei Verwendung solcher Projektile ist die Durchschlagskraft des Geschosses eine bedeutende; noch auf 3000 Meter Entfernung können drei bis vier hintereinander befindliche menschliche Körper glatt davon durchbohrt werden. Anders, wenn der Metallmantel an der Spitze entfernt wird. Dann wirkt die hochgesteigerte lebendige Kraft und die Deformierung des kleinkalibrigen Bleispitzgeschosses zusammen, und das Resultat ist eine furchtbare Sprengwirkung in den harten und ganz besonders in den weichen Körpergeweben. Solche Geschosse, die sogenannten Dum Dum-Kugeln (nach der Staatsfabrik Dum Dum bei Kalkutta), haben die englischen Truppen in ihrem jüngsten Kriege in Tschitral gegen die indischen Grenzstämme angewandt und „wahrhaft grausame Wunden" damit erzeugt, so daß die Geschosse, wie der englische Chirurg Davis meint, „in einem europäischen Kriege höchst wahrscheinlich verboten würden". Die englischen Soldaten hatten nämlich vorher die Erfahrung gemacht, daß mancher

Digitized by Google

von einem Vollmantelgeschoß durchbohrte Feind noch im stande war, weiterzustürmen. Auch in Aegypten wurden nach Hamilton ähnliche Projektile hergestellt.

Angeregt durch diese Berichte, hat Professor Bruns in Tübingen zahlreiche Versuche an Leichen mit dem Bleispitzgeschoß gemacht. Die auf diese Weise hervorgerufenen Verletzungen übertrafen die schlimmsten Erwartungen.

Bruns fand, daß die aus kleinkalibrigem Gewehre geschleuderten Bleispitzgeschosse bei Nahschüssen bis auf 200 Meter Entfernung Verletzungen machten, die schwerer sind als alle bisherigen Gewehrschußwunden: immer war eine abnorm große, unregelmäßige Ausschußöffnung vorhanden, immer eine ausgedehnte Zertrümmerungshöhle in den Muskeln bis zu Faustgröße und eine Zersplitterung des Knochens in zahllose kleine Splitter, so daß oft ein beträchtlicher Defekt des Knochens bestand. Auf ganz nahe Entfernungen (25—50 Meter) beschossen, zeigten sich Weichteile und Knochen in weiter Strecke zerrissen, zertrümmert und zersplittert; dazu waren große Gewebspartien herausgeschlagen und nach außen geschleudert, so daß die Glieder oft nur noch durch Hautstreifen und einzelne Sehnen zusammenhingen. Die Ausschußwunde stellte sich als enormer Defekt in der Haut und den Muskeln dar. Die Muskeln fanden sich namentlich in der Ausschußstrecke zertrümmert, zerfetzt und in großen Stücken defekt, die Gefäßstämme meist zerrissen. Noch auf eine Entfernung von 400 Metern war eine spezifische Wirkung des Bleispitzgeschosses zu erkennen; die hervorgebrachten Verletzungen waren entschieden schwerer als die der Mantelgeschosse bei gleicher Entfernung. Bei 600 Meter war die spezifische Wirkung nicht mehr konstant. Die Grenze würde also etwa bei 500 Meter anzunehmen sein.

Es liegt auf der Hand, daß die konservative Chirurgie, so erfolgreich in den letzten fünfzig Jahren gerade bei Schußwunden, bei solchen Verletzungen machtlos sein würde. Es würde nichts übrig bleiben, als den Verwundeten, wenn er nicht infolge der ausgedehnten Weichteilverletzungen vorher verblutet sein sollte, zu amputieren.

Bruns weist dann darauf hin, daß die Wirkung der Bleispitzgeschosse sich sofort im Ziel erschöpft, infolge der Deformierung und Zerteilung des Geschosses, daß also die Durchschlagskraft der Bleispitzgeschosse weit geringer ist als die der Vollmantelgeschosse, während andrerseits die Anfangsgeschwindigkeit sehr rasch abnimmt und schon auf 600 Meter nur noch die Hälfte beträgt. Er kommt zu dem Schlusse: Die Bleispitzgeschosse sind auf nahe Entfernungen eine übermäßig grausame, auf weite Entfernungen aber weniger wirksame Waffe als die Vollmantelgeschosse.

Die Verwendung solcher Geschosse mag vielleicht entschuldbar sein im Kampfe gegen fanatische Barbaren, welche, unbekannt mit den Regeln des Völkerrechts, keine Schonung üben und keine erwarten, welche, wie jüngst in Aegypten, selbst verwundet und scheinbar hilflos am Boden liegend den Feind noch hinterrücks angreifen; es wäre aufs tiefste zu beklagen, wenn so grausame Zerstörungsmittel in europäischen Kriegen jemals zur Anwendung kommen sollten.

Digitized by Google

Es mag bisweilen vorkommen, daß ein von einem Mantelgeschoß getroffener Soldat trotzdem noch weiter vorwärtsstürmt, während er, von einem Bleispitzgeschoß getroffen, allerdings zusammengebrochen sein würde. Solche Fälle können nicht ausreichen', ein Geschoß, das den Zweck, den Gegner kampfunfähig zu machen, in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle erreicht, aufzugeben gegen ein andres, das ihn regelmäßig verstümmelt. Es würde dies auch wahrlich nicht den Traditionen dieses Jahrhunderts entsprechen, das in dem Kampfe der Humanität gegen die Schrecken des Krieges so Großes im Vergleich zu allen früheren Jahrhunderten erreicht hat.

Schon einmal, im Jahre 1868, hat eine in Petersburg tagende internationale Konferenz die Menschheit geehrt, als sie durch internationale Konvention die Verwendung von Explosivgeschossen unter 400 Gramm Gewicht verbot. Und diese Konvention ist von den beteiligten Nationen unverbrüchlich gehalten worden.

Wenn die Friedenskonferenz von 1899 ebenfalls durch internationale Konvention festsetzte, daß nur solche kleinkalibrige Bleigeschosse verwendet werden dürfen, welche entweder ganz oder mindestens an der Spitze mit einem Mantel aus hartem Metall versehen sind, so würde, deucht uns, eine solche Festsetzung ganz den edeln Absichten des erhabenen Einberufers und ganz den einmütigen Sympathien entsprechen, denen der Gedanke des Zaren in der ganzen zivilisierten Welt begegnet ist. Und wenn die Vertreter der Mächte, der größeren wie der kleineren, in deren Hand es gelegt ist, unsrer Stimme Gehör leihen, wenn sie dahin wirken wollten, daß der verwundete Soldat in jedem Falle sogleich einen schützenden Verband erhält, wenn sie ferner dahin wirken wollten, daß die Unverletzlichkeit des Roten Kreuzes jedem Soldaten in Fleisch und Blut übergehe, dann wird vielleicht die Konferenz des Jahres 1899 nicht den Erfolg haben, die Kriege überhaupt zu verhüten, aber trotzdem einen wichtigen Markstein bilden in der Geschichte der humanitären Bestrebungen der Völker.

Kiel, den 10. Dezember 1898.

Gespräche mit Ludwig Knaus.

Mitgeteilt von

Ottomar Beta.

„Kennen Sie Knaus?" fragte mich der Herr Akademiedirektor.

Ich trat erstaunt einen Schritt zurück.

„Also nicht?"

„Du lieber Gott, Herr Professor," rief ich, „als ich vor etwa dreißig Jahren in Düsseldorf war, gab es eigentlich nur Knaus. Er war es und er allein,

Digitized by Google

der damals durch sein Ansehen jahrelang den Ruf der deutschen Kunst gegen den nicht ganz unberechtigten gallischen Spott hoch gehalten hatte. Er hängt in der Galerie de Luxembourg. Sein berühmtes ‚Begräbnis' mit den scharrenden Hühnern und der entsetzlichen Tragik des Alters hing damals als Novität bei Schulte. Die ‚Kölnische Zeitung' entsandte deswegen einen Spezialberichterstatter. Das waren Koloquinten in den Düsseldorfer Honigkuchen. Die niedlichen Mädels, die vorn Kurrende singen, habe ich meist persönlich gekannt. Das frierende Blondinchen vorn ist die kleine G., jetzt wahrscheinlich Frau Majorin und Großmama. Ob ich Knaus kenne?!"

„Trotzdem ist auch meine Frage nicht gerade ganz unberechtigt," erwiderte der Herr Direktor; „ich war neulich in einer Gesellschaft von Leuten, die sich auf die Mäcene hinaus aufspielten, und einer der Allermäcenenhaftesten wußte nichts von Knaus."

„Wahrscheinlich ein Hinterwäldler aus dem amerikanischen Far-West?"

„Doch nicht, denn je weiter man in die Peripherie kommt, um so eher findet man Nachbildungen Knausscher Werke. Sie sind in Hunderttausenden verbreitet und das beste Vaterländlichste dieser Art. Namentlich das reizende ‚Wie die Alten sungen'."

„Mit Recht! Es giebt kaum ein herzerquickenderes Bild als dies. Man begreift es nicht, wie so etwas sollte aus der Mode kommen können. Denkt man nicht dabei an Goethes Jugend? Glaubt man nicht eine Scene mit Gretchen vor sich zu haben, dem wirklichen kleinen Frankfurter Mädchen, vielleicht auch Merck jun. ‚Denn was ein Hätzchen werden will' ꝛc. Auch dieser Titel eines andern Knausschen Bildes — einer seiner vielen charakteristischen Einzelfiguren, die, glaub' ich, sogar in Castans Panoptikon nachgebildet ist — paßt auf dieses Bild. Freilich gilt von Knaus, was von so vielen andern, die wahrhaft schöpferisch wirkten, das Goethesche Wort: ‚Ach, unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden, sie hemmen unsers Lebens Gang.' Es ist ein Fluch, populär zu werden, etwa wie Ludolf Waldmanns Schunkelwalzer. Auch ich sprach jüngst mit einem neuweltlichen Kunststudenten über Ludwig Knaus, diesen unsern Altmeister des Charakterbildes. Die Yankees nennen seine Kunstanschauung ‚bad taste'. Es geschieht teils aus Dépit gegen das beste Kontingent ihrer Mitbürger, die Deutschen, teils aus Nachäffung. Die Moderne hat die ‚sets' in New York um ihr bißchen gesundes Urteil gebracht. Sie glauben nur an das ewig Unweibliche, an das bis auf die Knochen abgemagerte ‚Intensive', an Burne Jones und Cimabue Brown. Aber überall, wo der Kultus der deutschen Heimat noch nicht verloren gegangen ist, da wird auch Knaus in Ehren gehalten. Und wenn diese Moderne längst im Staube modert, wird Ludwig Knaus noch sein, was er immer war, jung und grün und zeitgemäß."

„Ich sehe, Sie haben die richtige Gesinnung," sagte der Herr Direktor. „Hier eine Empfehlung an unsern Meister."

Von dem Wernerschen „Villenwinkel" in der Potsdamerstraße führte mich mein Weg zu der langgestreckten Villenwurst (sit venia verbo!) am Tiergarten,

Digitized by Google

die sich Hildebrandsche Privatstraße nennt. Hier haben einige besonders ästhetisch veranlagte Seelen sich in Einzelhäuschen gegen die Sündflut des Grundstückwuchers zu verteidigen gewußt. Wer das fertig bringt, ist an sich schon, ganz „objektiv" gesprochen, ein höheres Wesen aus einer andern Welt. Und zu diesen gehört neben Konrad Kiesel, Paul Meyerheim, Begas, Körner ꝛc. auch Ludwig Knaus. Er ist ein Glücklicher unter Hunderttausenden. Er hat ein Stückchen Park erobert, der im Sommer, wenn die alten Bäume sich begrünen, mit seinem Rosenparkett wie eine abgeschlossene Welt im Wuste dasteht, gleichsam in sich selbst schon ein Symbol der Kunstanschauung des Meisters.

Im Erdgeschoß befinden sich Parlour, Drawing- und Diningroom vereinigt. An allen Wänden hängen Bilder alter Meister, darunter viele niederländische Stillleben, aber auch ein Kopf von Rubens und dort über dem Flügel ein Patrizier von Lukas Cranach. Solche alte Bilder sind manchmal weit billiger zu haben als neuere und gegen diese einzutauschen. Der moderne Sammler wird sich stets dessen rühmen, seine Schätze billig erworben zu haben. Auch Knaus thut dies. Aber cum grano salis. Daß ein neuer Knaus zehn alte „Schwarten" aufwiegt, ist selbstverständlich. Und die „Knaus", die sich in diese Galerie eindrängen, sind denn auch die eigentlichen Perlen. Es sind Familienbilder. Allen voran möchte ich die „Dambrettspieler" stellen, mit dem Porträt des Vaters des Künstlers. Das Porträt einer schönen, dunkeläugigen, lebensfrohen Frau — der des Meisters — fällt daneben besonders auf. Ihre höchst charakteristische Physiognomie kehrt auf vielen Knausschen Bildern wieder, wie die der Mrs. Millais auf den ähnlich populären und in Stichen verbreiteten Bildern dieses englischen Meisters. Es blickt uns so vertraut, so heimisch an. So sah ich sie 1871 auf dem Künstlerfest in Düsseldorf, damals, als der große Rheinzug in der Tonhalle inszeniert wurde, den man zwei Jahre später, gelegentlich des Besuches von Kaiser Wilhelm, wiederholte. Kein glücklicheres Paar gab's auf diesem schönsten aller Feste, das ich je mitgemacht, als das Knausssche, von jungem Ruhm und grünem Lorbeer überhäuft. Unser Ludwig wurde als Bahnbrecher einer neuen Kunst, der der Charakteristik und Realistik, mit Recht gefeiert. Bis dahin war Knaus von der Akademie hinweggekränkt worden. Düsseldorf, wo er unter Karl Sohn und Schadow studierte, stieß ihn von sich. Er hielt gewöhnliches Volk in seiner gewöhnlichen Umgebung seines Pinsels für würdig. Seine „Spieler", sein „Bauerntanz", das „Leichenbegängnis im Walde", dem ein Verbrecher begegnet, der „Taschendieb auf dem Jahrmarkt", diese und andre Genrebilder, welche sein Auftreten in den Jahren 1850—52 signalisierten, galten für kraß revolutionär. Schärfe, Herbigkeit, Naturwahrheit, seelische Zerrissenheit, dramatische Verve, das alles war damals in der Malerei so unerhört wie bislang auf der Bühne, und Knaus, der Repräsentant dieser Richtung, wurde gefeiert wie heute Ibsen. Aber die Akademie durfte dergleichen nicht begünstigen. Es spielt in allen diesen Fällen dieselbe Verwechslung von Wirkung und Ursache eine ominöse Rolle. Zopf und Perücke vermeinten (aus Gründen, die ihnen ja am besten selbst bewußt sind), das Volkstümliche, Frische, Erfreuende

Digitized by Google

mit dem ebenfalls nur allzu populären Bulgären in einen Topf thun zu müssen. Man war und blieb unter Schadow klassisch bis zur Erschlaffung. Kein Mensch durfte andre Züge haben als die ausgegrabenen Götter. Es war eine Renaissance gewesen, an sich sehr berechtigt, die aber in ihrer Einseitigkeit einige Aehnlichkeit mit dem abnormen Präraffaelitismus unsrer Tage besaß, nur daß sie obenein ihre abstrakte Empfindungsweise zur Norm machte, während dieser Präraffaelitismus (die Intensity) nur — nach Art des Pudels im „Faust“ freilich — um ein einstweiliges Plätzchen in der Ofenecke bettelt. Wenn man an diese rigorose Klassik denkt, fallen einem keine Bilder ein, sondern nur gemalte Statuen, während der Name Knaus sofort Hunderte von Erinnerungen wachruft, ähnlich, wie wenn man Dickens, Döring, Hare, Cruikshank ꝛc. nennen hört. Von diesen „Naturalisten“ und noch mehr „Humoristen“ ist Knaus ein Geistesverwandter. Er ist ein leicht beweglicher Sohn des Mittelrheines (geboren 5. Oktober 1829 in Wiesbaden) und besitzt neben dem gesunden Blick und Mutterwitz auch den damit meist verbundenen gesunden Menschenverstand, genug davon wenigstens, um sich zu sagen: ‚Wenn es nicht geht, gehe ich.‘ Er entzog sich dem kontinuierlichen „Schütteln des Kopfes“. Er entwich 1852 von Düsseldorf auf sechs Jahre nach Paris und auf ein Jahr nach Italien, was schon deswegen ein Segen war, weil er sich dort der in Düsseldorf damals heimischen Schwärze des Kolorits entledigte, die mit der Blässe der Reflektion ein greuliches Gemisch abgiebt. So wurde er der Maler der Lebensfreude, des Frohsinns, des Humors, der Jugendfrische, der „Geschwister“ und des „Kinderfestes“.

„Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue
Freundlich der blaue
Aether herein!“

Die trübe, traurige Weltanschauung verließ ihn, und das nach 1861 aufammende Berlin, insbesondere das der in ihrer ersten Unschuldsblüte befindlichen Bellevue- und Tiergartenstraße, empfing ihn mit offenen Armen. Die Berliner Schärfe der Auffassung und des Witzes, die leider nur zu oft zur unfreundlichen Karikatur ausartet, hatte in Knaus etwas ihr Geistesverwandtes entdeckt. Er erhielt schon damals die große Medaille und wurde später Ritter des Ordens pour le mérite. Er blieb an der Spree bis 1866 und lebte dann wieder in Düsseldorf. Dort war es, wo ich ihn als vielbegehrten und vielbewunderten Mann kennen lernte und wo die Munkaczy ꝛc. sich seine Schüler nannten und bei ihm in die Klinik gingen, um sich von der Grau in Grau-Manie und dem Hange zum Lombrososchen Verbrechertypus zu kurieren. Dieser Munkaczy auf der einen Seite und Vokelmann auf der andern sind gleichsam Ausmündungen ein und desselben Stroms, dessen Hauptbett den Namen Knaus führt. Freilich auch dies cum grano salis. Mit so viel Salz, wie man will. Auch Knaus hat später der physiognomieloseren Phantastik einige Konzessionen gemacht. Als ich jüngst seine „Faune“ sah, kam es mir vor, als ob plötzlich der große Mimiker Döring sich eine Maske vorgebunden hätte, um den Dorfrichter Adam mühelos spielen zu können. Ich

Digitized by Google

erschrak und atmete erst wieder auf, als ich auf derselben akademischen Ausstellung (des vorigen Jahres) das Frankfurter Ghetto fand, auf dem die vielen kleinen schmutzigen Millionäre in Embryo sich tummeln — einen Knaus reinster Rasse. Also nur getrost. Er ist der alte.

Das waren so die Gedanken, die mein Gehirn durchgloston, während ich die Gemächer des Parterres nach Muße durchwanderte und die Knausische Sammlung musterte.

Der Meister ließ mich nicht lange warten. Der Diener führte mich eine Hinterstiege empor ins Atelier, dem das ganze Dachgeschoß eingeräumt ist, eine Arbeitsstätte ohne besonderen Luxus.

Ich fand ihn à quatre épingles wie immer und auch so freundlich wie immer. Der frische Teint, das blaue Auge kontrastierten ehedem stark mit dem dunkeln Bart und Haupthaar. Aber der Mann, welcher, so Gott will, am 5. Oktober 1899 seinen siebzigsten Geburtstag feiern wird, ist jetzt ergraut und der Kontrast gemildert. Geblieben ist ihm der scharfe Blick, der dir das Wort schon im Entstehen von den Lippen abliest und das wohlwollende Lächeln, verbunden mit einem zurückhaltenden und doch vertrauenden und Vertrauen erweckenden Wesen. Der Mann, der wie Phöbus Apollo nur die Sonnenseite des Daseins kennen lernte und seine Schatten durchleuchtet, der wie Prospero die Lichtgeister mit dem Zauberstab seines Pinsels kommandiert, steht vor dir. Du hast das Bewußtsein, daß er auch an dir nur das Gute erblicken, daß er dir nach besten Kräften helfen wird, das ziemlich fruchtlose Beginnen eines Kunstschreibers wider Willen ins Werk zu setzen.

„Ich bin nicht gewöhnt, persönlich hervorzutreten," sagte er mit sanfter Würde — „ich habe das nie gethan, und auch als Maler liegt mein Tagewerk hinter mir. Das Auge ist nicht mehr so scharf wie ehedem. Sehen Sie da, was mich jetzt in diesen trüben Tagen beschäftigt, wenn wir einmal ein bißchen Licht haben."

Der Besuch fand im März dieses Jahres statt, dem dunkelsten meines Lebens.

Auf der Staffelei stand eine neue Komposition von einem für diesen Meister des Genres ziemlich großen Umfange. Das Monumentale hat ihm stets fern gelegen. Eine böse Sieben setzt dem Herrn Pfarrer oder — der luxuriöseren Umgebung nach zu urteilen, ist es sogar ein Erzpriester — auseinander, wie schlecht ihr Mann an ihr gehandelt habe, der, entsetzt über diesen Niagarafall von Schmähungen, daneben steht und vergebens nach einer Lücke im Gekeife späht, um ein Wort der Abwehr einzuschalten. Es wird ihm nicht gelingen; er muß sich mit dem Bewußtsein trösten, daß der geistliche Herr, wie seine Geste verrät, die hyperbolische Kurve weiblicher Entrüstung auf das normale Maß alltäglicher Querele reduzieren werde. Im Hintergrunde lauscht die brave Haushälterin in der zu diesem Zweck ein wenig offengehaltenen Thür. Ein erzählendes Bild, dessen sich die Vervielfältigungsindustrie voraussichtlich wieder einmal mit Freuden bemächtigen und über das die Moderne, die vor dem „Ton" auf den Knieen

Digitized by Google

liegt, wieder die Nase rümpfen wird. Noch aber war es kaum über die erste Anlage hinaus.

Daneben stehen zwei Einzelfiguren (Pendants), russische Muschiks, echte Dostojewskys oder Gogols, „verkaufte Seelchen“ mit stechendem Auge unter dem in die Stirn herabfallenden rotblonden Haar; der eine trägt die unvermeidliche Wodkyflasche.

Auf einer andern Staffelei, für die „Ablieferung“ bereit, steht eine Perle an Stimmung und Ton; ein Jäger, der in den Herbstwald hineingeht. Dieser Jäger ist der Schwiegersohn unsers Meisters. Schade, daß es nicht als Probe seiner Landschaftsmalerei auf die Ausstellung kam. Die diesjährige akademische hat kein Knaussches Werk enthalten.

„Nein,“ sagte der Meister, „man glaubt mir so etwas nicht. Auch die Faune glaubt man mir nicht. Diese Wesen gehören ein für allemal meinem großen Kunst- und Zeitgenossen Arnold Böcklin. So wird man wider Willen in ein enges Gebiet eingepfercht. Ich erinnere mich, daß Douzette einmal ein Bild mit Sonnenschein ausstellte, so gut wie irgend eins, was ich je gesehen. Aber man wollte es nicht. Es blieb unverkauft. Von ihm verlangte man Mondschein. Von mir will man Genres, Charakterstudien, Realistik, kurz ein Geschichtchen.“

Er lachte mit einer Resignation, der jede Spur Weltschmerz und seelischer Zerrissenheit abging — mit der Bonhomie des glücklichen Großvaters, der froh ist, Enkelinnen auf den Knieen zu wiegen, und den Gram des berechnenderen Familienjuristen nicht versteht, der darüber trauert, daß es keine Buben sind.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, füge ich ein, daß Knaus' Kinderliebe sehr reale Resultate gehabt hat, vier „Buben“, wie er sie nennt, und zwei Madeln.

Diese Bonhomie ist der charakteristischeste Zug unsers Altmeisters. Ihm verdankt er es, daß er so gern „Geschichtchen“ erzählt für große und kleine Kinder — und ich glaube, für diese letzteren am liebsten.

„Es giebt niemand, Herr Professor, der der Kinderseele so feine, graziöse naive Züge abgelauscht hat wie Sie. Ich sollte meinen, diese Kinderbilder sind's, die man von Ihnen verlangen müßte.“

Der Meister lachte — ein stilles Lachen, aber so recht aus tiefster, innerster Seele. Er ist unter dem Chrysanthemum geboren — der Nationalblume („Kiki“) Japans, das bekanntlich das irdische Himmelreich der Kinder ist.

Und ich lachte mit. Vor meinem seelischen Auge stand plötzlich der Düsseldorfer Kinderkarneval, ein Jüngelchen in Ritterhelm und Harnisch, der sein als große Dame des Rokoko aufgeplustertes Schwesterchen etwas zaghaft gegen einige böse kleine Harlekins verteidigt, ein Bild voll echt Dickensschen Humors. Der Meister steht in dem Rufe, auch als Erzähler diese Dickensche Ader im vollsten Maße zu besitzen.

„Ich bin so vielen Ihrer Bilder in englischen und amerikanischen Periodicals begegnet, Herr Professor. Ich glaube, Sie gehören jenseit des Kanals und des großen Teichs noch mehr als bei uns zu den household-Genien.“

Digitized by Google

„Das mag richtig sein. Der Angelsachse und sein neuenglischer Vetter haben mehr Sinn für solche Dinge, mehr Häuslichkeitspflege und familiären, ich will sagen fire-side-Humor, als man bei uns findet oder zu haben eingesteht."

„Sie sind wohl nicht der einzige deutsche Künstler, der dem Auslande Anerkennung verdankt. Auch Menzel kam erst zu Ehren, als man hier hörte, welche Bewunderung ihm im Auslande, in England und Frankreich, gezollt wurde," meinte ich, leider der Wahrheit gemäß. „Der große Millais, mit dem Sie so viel seelische Verwandtschaft haben, war's, der Menzel für seine Leistungen in Black und White an die Spitze aller Meister stellte, zu einer Zeit, als man hier schon sich anschickte, ihn zum alten Eisen zu werfen, und ehe man merkte, daß dies alte Eisen noch rot und glühend war und eben nochmal durch die Walze gehen wollte. Sie selbst haben sich nie in der Radierung oder in Aquarell versucht?"

„Nein, ich bin meiner Technik treu geblieben, der Oelmalerei. Es war nie mein Ehrgeiz, auf technischem Gebiete durch Vielseitigkeit zu excellieren, durch koloristische Mittel und virtuose Leistungen zu verblüffen."

„Trotzdem, Herr Professor, erinnere ich mich, daß viele Ihrer Bilder, ‚die Geschwister' zum Beispiel, gerade ihrer koloristischen Vorzüge wegen gerühmt wurden."

„Ein Schauspieler ist kein Sänger," meinte Knaus. „Ich bin in erster Linie Charakteristiker, wenn Sie wollen Humorist, und für diese Zwecke reicht die Oelmalerei nicht nur aus, sondern sie ist sogar das bevorzugte Medium. Ich erkenne die großen Errungenschaften der Moderne an. Die Jugend hat das Wort, wie wir Alten es ehedem gehabt haben. Aber das ‚Gemüt' verödet ein wenig unter diesem Haschen nach virtuosen Effekten. Und man ist zu alt, um noch neue Künste zu lernen."

„Von einem Knaus wird das auch niemand verlangen, Herr Professor. Wer zwanzig siegreiche Schlachten geschlagen hat, braucht der Welt nicht durch eine einundzwanzigste zu beweisen, daß er ein großer Stratege ist."

„Diese Moderne gleicht einer Nilüberflutung aus dem Farbenkasten. Man wird abwarten müssen, inwiefern sie befruchtend gewirkt hat und der eigentlichen Kunst — der Darstellung der Menschen und Dinge — von Nutzen sein kann. Das Dämonische hat von ihr profitiert, wie Ludwig Devrient vom Alkohol. Aber gesunde Inspirationen gravitieren der künstlerischen Ruhe und Klärung zu. Das Genre geht in koloristischer Beziehung nicht über Millais hinaus."

„Millais," meinte ich, „brauchte immer Anlehnung. Wenn er Geschichten erzählte, so waren es Scenen aus Tennyson oder Shakespeare, die er koloristisch verklärte. Sein berühmtes erstes präraffaelitisches Bild, „The Kick" genannt, ist eine Scene aus „Lorenzo und Isabella". Nur wer da weiß, daß der bescheidene Liebhaber der Isabella von ihren an derselben langen Tafel sitzenden geldstolzen Brüdern aus Hochmut ermordet werden wird, kann das Bild in seiner ganzen Kolossalität der Charakteristik und der Unheimlichkeit der Situation

Digitized by Google

verstehn und würdigen. Das ist die Achillesferse dieses großen Malers. Jeder hat wohl solch eine schwache Stelle. Aber gerade darin liegt Ihre Größe, Herr Professor, daß Ihre Bilder ihre Geschichte auch ohne Kommentar erzählen und das Herz erquicken. Millais mag man bewundern, einen Knaus liebt man, und das ist mehr. Es ist mehr, als die Moderne mit ihrem ‚Ton' je erreichen wird."

Die Umgebung ist für Knaus immer nur charakteristische Coulisse gewesen; aber die Landschaft — man denke nur an das „Gänseliesel", den „Bauerntanz", das „Kinderfest", „In tausend Aengsten", die „Dorfhexe" — ist von ihm stets mit feiner Empfindung gewürdigt worden. Mein Unternehmen zog er mit der ihm eignen wohlwollenden und sanften Weltweisheit in Erwägung. Kunstschreiber wider Willen, so nannte ich mich ihm, und er hatte volles Verständnis für das Mißliche der Theorie in einer Kunst, die ganz auf Uebung und Ausübung gestellt ist. Sein Auge strahlte in jugendlichem Feuer, als ich der sonnigen Tage in Düsseldorf gedachte. Trotz der vielen Freunde, die ihn hier umgeben, sehnt er sich wohl manchmal heraus aus der Villengasse und der Rolle des alten Professors.

Die Zigeuner, die er so sehr zu schildern liebt, sind ihm deshalb vornehmlich so sympathisch, weil sie unstet sind und ein Wanderleben führen von Feldmark zu Feldmark, wie er es selbst in früheren Zeiten „Studien halber" so gern gethan.

„Ja, das ist wahr," sagte er, „ich bin viel in der Welt umhergezogen, und doch ist meine oft berufene Zugvogelhaftigkeit mehr die des lahmen Storches, eine platonische Prädisposition der Seele, die sich in Musik austobt und jetzt in Erinnerungen. Denn auch mit der Musik hat es zurzeit seine guten Wege."

Wohin sind die Quartette, an denen er und seine Gattin mit Anton v. Werner und Emil Teschendorf teilnahmen? Den letzteren, einen Antipoden von Ludwig Knaus in der Kunst und doch seiner besten Freunde einer, hatte auch ich schon in Stettin, als er noch Theologie studierte und ehe er zum Schrecken der ganzen Stadt umsattelte, gekannt. Auf dem Polterabend meines Onkels gab er ein Violinsolo zum besten, und ich machte einen Sandmann. Er hat mich weidlich ausgelacht. Ich glaube, ich war sehr putzig.

„Teschendorf war die Personifikation des heiligen Lachens," sagte der Meister wehmütig. „Er hat niemals durch seine Lustigkeit, seinen trockenen Humor verletzt und vielen wohlgethan. Seine versöhnliche Einwirkung fehlte uns sehr, wo die Gegensätze aufeinander platzten, in der Akademie, deren Sekretär er war." Dann fuhr er fort: „Sie wollen wissen, wie ich mich mit diesen Gegensätzen abfinde, wie ich über die Kunst denke und die Moderne. Mir ist sie etwas Altes, eine willkommene Erinnerung aus der Jugendzeit. Ich habe mich vor vierzig Jahren, als ich auf acht Tage nach Paris ging und sechs Jahre dort blieb, schon damit abgefunden. Damals waren ja Monet und eine Reihe seiner Schüler en vogue. Plein air habe ich immer mit Vorliebe gemalt, aber die Lichtphänomene in der Natur und meine Richtung, das Genre, die Sittenmalerei,

Digitized by Google

sind ebenso unvereinbar wie die Farbenfluten des Serpentintanzes und ein Stück von Molière. Was künstlich ist, verlangt geschlossenen Raum. Wenn der Mensch des Menschen eigentlichstes Studium ist, so wird er auch das eigentlichste Objekt der Kunstanschauung bleiben, nicht nach Art eines glänzenden Käfers oder eines Schmetterlings in Glanz und Sonnenschein, kurz als Staffage in Bildern voll Ton und Lichteffekten, sondern als Dargestellter und Darsteller. Um die seelischen Vorgänge in des Menschen Leben und Angesicht malen zu können, brauche ich das Licht nicht als Objekt und Endziel der Kunst, sondern als Mittel, als ruhiges Element, das sich so wenig aufdrängt und störend bemerkbar macht wie möglich. So war's, so wird es bleiben, weil es so in der Natur der Sache liegt. Darum will ich mit der heutigen Jugend nicht rechten, die das Licht emanzipiert und materialisiert. Man hat ja auch über mich Zeter und Mordio geschrieen," fügte er ein wenig wehmütig lächelnd hinzu, „und mich hart angefaßt und zum Bahnbrecher erhoben. Du lieber Gott! Ich malte eben ohne jede Polemik mit Pinsel und Oel, wie mir's ums Herz war, lediglich um die Menschen zu erfreuen. Man sammle sich um meinethalben und meinetwegen jetzt um andre, ich glaube nicht, daß das Debattieren was nutzt und daß deswegen ein Bild besser oder anders wird. Das sind Evolutionen, Mauserungen, Gärungen, die vorübergehen und zu Klärungen führen. Vivat sequens!"

„Man ist augenblicklich einmal des alten Hauses müde. Man erfreut sich der Freiheit, umzuziehen, von alten Uebeln zu neuen zu fliehen," meinte ich, an Munch denkend. Und bei diesem Gedanken verging mir das Lachen. Diejenige Kunst, die mir stets eine Art von Jung- und Gesundbrunnen war, in allen seelischen Nöten eine Zuflucht bot, in der ich mein Gleichgewicht wieder fand, ist jetzt der Tummelplatz der Entartung. „Und was meinen Sie zu solchen Erscheinungen, Herr Professor?"

„Ein jeder Vogel singt sein Lied, man kann da keine Norm aufstellen, was gemalt werden sollte und was nicht. Ich trete nicht hervor, habe es nie gethan, und jetzt, wo das Alter mich beschleicht, denke ich weniger daran als je, es zu thun. Was ich thun konnte, habe ich gethan. Die Kunst liegt hinter mir und auch das Professorspielen. Sie meinen, da wäre Menzel, der noch mit siebzig Jahren ein ganz neuer wurde und Riesenwerke schuf. Freilich, freilich, er zeigt uns, daß man, solange man atmet, auch noch schaffen kann. Aber wie sieht der auch! Er ist kurzsichtig, aber welche Schärfe des Blicks in der Nähe!"

Ich hatte Seine Excellenz im Jahre vorher auf der Ausstellung seiner eignen Bilder mit einem riesigen Brennglas bewaffnet vor einem seiner Bilder gesehen — es war die „Abfahrt des Königs Wilhelm zum Kriege 1870". Der Altmeister stand im Pelz und hohen Hut davor, so daß man von ihm selbst nichts sah als die kleine Hand und das große Brennglas. So stand er wohl eine halbe Stunde lang und studierte Kopf für Kopf, als wenn er Trichinen suche, völlig unbekümmert um das Gedränge um ihn herum. Es war dämonisch anzusehen, wenn man will grotesk, und doch lachte niemand, sondern wich nur

Digitized by Google

ehrfurchtsvoll zurück, um ihn nicht zu stören. Also meinte ich, Menzel malt mit der Lupe.

„Früher that er es nicht. Aber jetzt weiß es niemand," sagte Knaus, der die übliche Zurückhaltung über seine eigne Technik beobachtet. „Menzel rühmt sich, er sähe ebenso gut wie Meissonier, oder vielmehr umgekehrt. ‚Dieser Meissonier sieht beinah ebenso gut wie ich,' so lauteten seine authentischen Worte. Aber ein so bevorzugtes Menschenkind wie Menzel giebt es eben nicht oft."

„Man kann auch mit schlechten Augen malen," meinte ich. „Der jüngst verstorbene Sir Gilbert konnte in späteren Jahren, wie sein eigner Neffe mir erzählt hat, nur noch nach einer Seite hin aus den Augenwinkeln sehen und malte dennoch fleißig weiter. Das Auge macht's nicht allein, so wenig wie etwa allein die Stimme oder die Figur den Schauspieler macht, sondern es ist etwas andres noch, was dazu gehört. Und dieses andre, Anonyme ist die Hauptsache, wie auf dem Olymp der unbekannte Gott, der so oft durch Abwesenheit glänzt."

Der innere Sinn, nicht die äußeren Sinne, ist der Künstler, das Gemüt in erster Linie, welches bei Knaus gerade die maßgebende Rolle spielt. Er steht in seinem Herzen auch heut noch mit alter Verve am Dirigentenpult. Und so dürfen wir denn hoffen, daß auch Ludwig Knaus uns trotz seiner Klagen über die höflichen Antrittsbesuche des Alters noch so manche willkommene Ueberraschung bereiten wird. Eine so verinnerlichte Kunst wie die seine ist von Aeußerlichkeiten weit weniger abhängig als die ganz auf äußerliche koloristische, kurz auf „Ton"-Wirkungen hinzielende Uebergangsmanier der sogenannten „Moderne".

Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechtspflege.

Zur Novellen-Gesetzgebung der Gegenwart.

In Deutschland hat sich allmählich bei fortschreitender Entwicklung der einzelnen Staaten die das bürgerliche Recht erfassende Gesetzgebung in der fast als Regel sich kennzeichnenden Richtung gestaltet, daß man nicht sowohl die allgemeinen Grundsätze, nach welchen die denselben zu unterstellenden thatsächlichen Verhältnisse zu regeln seien — die Prinzipien —, als die maßgebenden Normen hingestellt hat, sondern daß man vielmehr die einzelnen Fälle verlautbart hat, welche durch Anwendung jener Prinzipien beherrscht werden sollen, daß man die Prinzipien in diese Fälle zerlegt hat. Man pflegt diese innere Form der Gesetzgebung als „Kasuistik" zu bezeichnen.

Da es unmöglich ist, bei den unausgesetzt wechselnden, beziehungsweise neu hervortretenden Gestaltungen im Verkehrsleben — überhaupt im praktischen Leben, daß ein Gesetz

Digitized by Google

für jedes denkbare, „in den Rahmen des von ihm behandelten Rechtsstoffes fallende Verhältnis eine unmittelbar anwendbare Vorschrift an die Hand gäbe", so hat auch die gedachte Kasuistik für die Rechtspflege große Nachteile geschaffen — eine Schattenseite gegenüber den durch die Selbständigkeit germanischen Wesens dargestellten Lichtseiten.

Bilden sich neue thatsächliche Verhältnisse, welche der rechtlichen Ordnung bedürfen, oder verändern sich bestehende thatsächliche Verhältnisse in der Weise, daß die Voraussetzungen, unter welchen letztere einer im bestehenden Gesetze gegebenen Norm zu unterstellen wären, hinwegfallen, so steht die zur Auslegung und Anwendung des Gesetzes und zu der darauf zu bauenden Entscheidung berufene, der kasuistischen Gesetzgebung überantwortete Behörde vor einer Lücke der Gesetzgebung. Alsbald machen sich hier für die Wahrung der öffentlichen Interessen sehr ungünstige Wirkungen geltend. Die verschiedenen Instanzen folgen, wie dies der Natur alles menschlichen Denkens und Erkennens entspricht, keineswegs denselben leitenden Gedanken. Teils nehmen sie an, es sei das in Frage kommende thatsächliche Verhältnis gesetzlich überhaupt nicht geordnet, so daß eine rechtliche Entscheidung sachlichen Inhalts in der Sache nicht erteilt werden könne; dann erfolgen Freisprechungen in Bezug auf erhobene Forderungen beziehungsweise auf haftbar machende Verletzungen andrer, welche mit dem Rechtsbewußtsein verständiger, die Voraussetzungen für das Gedeihen der Allgemeinheit erkennender Zeitgenossen unvereinbar sind; teils gehen die zur Entscheidung zuständigen Stellen davon aus, es liege ihnen ob, die sich zeigende Lücke im Gesetze durch Anlehnung an bestehende gesetzliche Einrichtungen zu ergänzen — dann schreiten diese Stellen zur Anwendung von Gesetzes-, nach Umständen von Rechtsanalogien und, wenn die Hilfe dieser Analogien versagt, zur Hereinziehung von dem gemeinen Rechte entstammenden partikularrechtlichen Rechtssatzungen. Die hinreichend bekannten Folgen sind: voneinander abweichende Entscheidungen in gleichartigen Fällen, da ja auch die Beantwortung der Frage, ob und inwieweit Grundlagen für Gesetzesanalogie oder für Rechtsanalogie beziehungsweise für das Zurückgreifen auf gemeinrechtliche Bestimmungen im einzelnen Falle vorhanden seien, von den verschiedenen Instanzen verschieden beantwortet zu werden pflegt; aus solcher Verschiedenheit der Entscheidungen folgt dann für die Bevölkerung im ganzen Rechtsunsicherheit, da es in fraglichen Verhältnissen an der Richtschnur, nach welcher man sein Thun und Lassen einzurichten habe, fehlt, wo dann die weiteren Folgen: Verstimmung und wachsende Unzufriedenheit im großen Publikum, nicht abzuwehren sind.

Es verbinden sich aber diese der Justizpflege, einer Hauptstütze des Gedeihens der Allgemeinheit, so ungünstigen Zustände zu einem weiteren Uebel. Die Bevölkerung, in Bezug auf ihre Anforderungen an die Leistungen der Rechtshilfe nicht weiter geschult, verlangt für jeden besonderen Fall, in welchem sie die Lückenhaftigkeit des Gesetzes als Ursache von Rechtsunsicherheit empfindet, Abhilfe durch neue, den Fall, welcher diese Empfindung hervorruft, treffende besondere Bestimmungen, der Gesetzgeber aber, mannigfach bestürmt von derartigen Ansinnen, weiß leider der Gewalt des Stromes, welcher ihn bei seiner bisherigen Thätigkeit oft genug getragen hat, und welcher ihn auf den Punkt geführt hat, wo er dem Ansturm begegnet, nicht besser zu entgehen, als daß er die bestehenden Gesetze zum Gegenstande von Erläuterungen, Abänderungen — Erweiterungen oder Beschränkungen — beziehungsweise von Zusätzen macht, welche die neuen, einzelnen Fälle, als solche, regeln. Hier erkennt man eine der Hauptquellen der zur Kennzeichnung der Gesetzgebung unsrer Tage wesentlich beitragenden Novellen-Gesetzgebung, die, nach ihrer Entstehung und nach ihrem Inhalte in der überwiegenden Zahl der Fälle wieder nur für einzelne Fälle Vorkehrung treffend, Veranlassung zu immer neuen „Novellen" bietet und dem rechtsuchenden Publikum wiederholte Spannung und Beunruhigung nicht erspart. — Hauptsächlich wird hiervon das bürgerliche Recht, als der wichtigste Teil der Rechtsordnung betroffen, „da bei demselben jeder interessiert ist und durch dasselbe die Verteilung der wirtschaftlichen Güter völlig beherrscht wird" — allein: auch zahlreiche Vorschriften des

Digitized by Google

öffentlichen Rechtes, einschließlich des Strafrechts, erstrecken sich auf Einrichtungen, welche ihrem Inhalte nach einen Teil der Regelung des bürgerlichen Verkehrs ausmachen. Insoweit werden also auch diese letztgedachten Gesetze bei der Kasuistik in Mitleidenschaft gezogen.

Auch in Deutschland hat man sich gegenüber den Uebeln, welche die Kasuistik in der Gesetzgebung mit sich bringt, keineswegs verschlossen. Man hat teils bei der wissenschaftlichen Behandlung der Gesetzgebung — den Quellen des gemeinen Rechts folgend —, teils in den einzelnen Gesetzen selbst allgemeine Regeln der Auslegung aufgestellt, teils für Willenserklärungen überhaupt, teils insonderheit für Verträge. Beispielsweise hat man hier des Art. 278 des am 1. März 1862 in Kraft getretenen (alten) Handelsgesetzbuchs zu gedenken, welcher bestimmt, daß der Richter bei Beurteilung und Auslegung der Handelsgeschäfte den Willen der Kontrahenten zu erforschen und nicht an dem buchstäblichen Sinne des Ausdrucks zu haften habe. — Auch das neue Deutsche bürgerliche Gesetzbuch enthält in § 133 die ganz allgemein gefaßten Regeln: es sei „bei der Auslegung einer Willenserklärung der wirkliche Wille zu erforschen und nicht an dem buchstäblichen Sinne des Ausdrucks zu haften", indem der § 157 bezüglich der Verträge noch ergänzt: dieselben seien so auszulegen, „wie Treue und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern". — So angemessen und so dankenswert nun auch die Erteilung derartiger Regeln erscheint, da es durch sie gelungen ist und ferner gelingen wird, gegenüber kasuistisch lautenden Gesetzesvorschriften die Zahl der Fälle herabzumindern, in welchen bei sich wahrnehmbar machenden Lücken in derartigen Gesetzen die zur Entscheidung berufenen Stellen voneinander abweichenden Anschauungen folgen, somit aber die Zahl der Fälle zu verringern, in welchen das Gefühl von Rechtsunsicherheit zu dem Verlangen nach Novellen-Gesetzgebung führt, so ist es doch nicht geglückt — und wird bei der Fortdauer der gegenwärtigen Gepflogenheiten kaum glücken —, die gedachte so günstige Wirkung in dem wünschenswerten und möglichen weit volleren Umfange herbeizuführen. Denn wenn der Gesetzgeber, wie es die Kasuistik mit sich bringt, bei den von ihm erteilten Vorschriften auf einen ganz fest umgrenzten Thatbestand sich zurückzieht, so kommt es, der gedachten Auslegungsregel gegenüber, immer noch darauf an, daß der Wille, der den Gesetzgeber zur betreffenden Vorschrift gebracht hat, nach dem zu Grunde liegenden leitenden Gedanken ermittelt werde; da aber bleibt, bei aller Bereitwilligkeit der entscheidenden Stellen, Einheit in der Rechtsprechung zu wahren, immerhin noch genug Stoff für voneinander abweichende Anschauungen übrig. Was das bisherige Recht angeht, ist hier, beispielsweise, zu erinnern an die zahlreichen Novellen zur Reichs-Gewerbeordnung und an das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb. — Aber auch das Deutsche bürgerliche Gesetzbuch nebst dazu gehörigen Neben- und Hilfsgesetzen, Ein- und Ausführungsgesetzen, welche nicht einen Bruch mit der Vergangenheit unsrer Rechtspflege bedeuten, sondern eine weitere Entwicklung der aus der Vergangenheit überkommenen Rechtssatzungen im Sinne der veränderten Zeitverhältnisse und eine Zusammenfassung der hierbei gewonnenen Ergebnisse zu einem organischen Ganzen, — auch diese Gesetze haben sich, eben infolge ihres Zusammenhanges mit der Vergangenheit, in nicht wenigen Punkten von der Kasuistik noch nicht entschieden genug zu trennen vermocht.

Richtet man unter solchen Umständen seine Sorge auf die Zukunft unsrer Gesetzgebung, und vergegenwärtigt man sich die große Zahl der neuen Gesetze, deren Verabschiedung uns bevorsteht — in der Regel gut unterrichtete Tagesblätter kündigen bereits für den bevorstehenden Zusammentritt des neuen Reichstages sechs Novellen, sehr weitschichtige Stoffe betreffend, an —, so kann man nicht scharf genug darauf dringen, daß sich unsre Gesetzgebung von aller Kasuistik entschiedener als bisher lossage, um der Novellen-Gesetzgebung in der Beschaffenheit, wie sie zu einem großen Teile gegenwärtig noch wuchert, und ihren oben gekennzeichneten schweren Nachteilen endlich aus dem Wege zu gehen, denn ein großer Teil der heutigen Novellen-Gesetzgebung wird durch Kasuistik der gegebenen Gesetze hervor-

Digitized by Google

gerufen und steht dann wieder unter dem Zeichen der Kasuistik. Man muß zu dem entgegengesetzten Systeme überzugehen den Mut haben, das heißt, man muß als Gesetz nur die leitenden Gedanken, die Prinzipien, verlautbaren, nach denen die durch das Gesetz zu treffenden thatsächlichen Verhältnisse nun auch rechtlich geregelt werden sollen. Die äußere Form der Gesetzgebung, welche sich in der Gegenwart herausgebildet hat, giebt an die Hand, daß man aus der Ueberschrift und den Eingangsworten des Gesetzes die Veranlassung zu letzterem und den nach dem Willen des Gesetzgebers durch seine Anordnung zu erreichenden Zweck entnehme. Diesen Momenten und dem Zusammenhange der einzelnen Bestimmungen folgend hat man dann nach den Regeln folgerichtigen Denkens und in Gemäßheit der für Beurteilung thatsächlicher Verhältnisse überhaupt gebotenen Erfahrungen bei der Aufsuchung und Feststellung der dem Gesetze unterzuordnenden thatsächlichen Verhältnisse zu verfahren.

Wendet man sich dieser Methode zu, so wird sich schneller und vollständiger als bisher, unter den durch dieselbe hervorgerufenen Kundgebungen der Fachmänner, eine feste, allgemeine Praxis bezüglich der Auslegung und Anwendung der Gesetze entwickeln; widersprechende Entscheidungen und daraus entspringendes Gefühl von Rechtsunsicherheit, daraus aber hervorgehendes Drängen nach Abhilfe durch Novellen-Gesetzgebung werden sich mehr und mehr mindern und allmählich verschwinden, es werden für die Novellen-Gesetzgebung nur die weit weniger zahlreichen Fälle von Neubildungen beziehungsweise Umbildungen rechtlicher Verhältnisse übrig bleiben, welche unter die leitenden Gedanken bestehender Gesetze nicht fallen, und diese der Natur der Sache nach unabwendbaren Novellen werden unter dem Banne der Kasuistik nicht stehen.

Jetzt gilt es vor allem, nicht nur, daß sich die Faktoren der Gesetzgebung diesem heilsamen Systeme ausnahmslos und entschieden zuwenden, sondern daß man auch das große Publikum in der Presse und wo sonst immer möglich über das Wesen des Systems aufkläre und davon zu überzeugen sich bemühe, daß es heilsam sei, sich nach solchen Gesetzen zu richten, die dem hier empfohlenen System entsprechen.

Das Beispiel des französischen Rechts, welches im Code civil diesem System zur Geltung in Frankreich verholfen hat, könnte hier lehrreich sein.

Dresden. Geh. Rat Klemm.

Rechtswissenschaft.

Kann eine Beleidigung durch Unterlassung begangen werden?

Es ist nicht die Schuld der Gesetze, sondern die Folge der sozialen Entwicklung in den letzten Jahrhunderten, namentlich der allmählichen Verkümmerung alles politischen und öffentlichen Lebens und der Unfähigkeit, die Gebiete der Moral und des Rechts auseinanderzuhalten, wenn Doktrin und Praxis den Begriff der Injurie nicht gehörig zu begrenzen wußten, sondern in jeder Beleidigung, Verletzung des Anstands, guten Tons, Grobheit, Derbheit, Unart, Satire und so weiter eine Verletzung der Ehre zu finden geneigt waren. Erst in neuerer Zeit wurde die Reaktion des gesunden Menschenverstandes gegen diesen übertriebenen Selbstkultus verweichlichter Stubenhockerempfindlichkeit allgemeiner. Gleichwohl steckt diese Kleinlichkeit auch jetzt noch den Deutschen als ein Pfahl im Fleisch." Mit diesen Worten leitet einer der angesehensten Kriminalisten aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, C. Reinhold Köstlin (1813—1856), seine Darstellung der Lehre von der Beleidigung ein. Sie finden ihre beste Illustration in den Aeußerungen der Theorie und Praxis der letzten Jahrhunderte über die Frage der Beleidigung durch Unterlassung. Was werden nicht alles für Unterlassungen von den Schriftstellern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts für geeignet erklärt, die Ehre zu kränken! Wer es unterläßt, einen andern mit

Digitized by Google

„Herr" anzureden, ihm den Doktor- oder sonstige Ehrentitel zu geben, die ihm gebühren, ihn überhaupt zu grüßen oder ihn in der herkömmlichen Weise, durch Abnehmen des Hutes, durch einen Kuß (Beispiel bei Leyser 1683—1752) oder sonstwie, zu begrüßen; — wer sich bei einem Gastmahl weigert, mit auf die Gesundheit eines andern zu trinken; — wer vor einem Vornehmen nicht aufsteht oder ihm auf der Straße nicht ausweicht; — wer die ihm von einem andern dargebotene Hand nicht ergreift, ihm auf seine Anrede oder Frage nicht antwortet; — wer eine ihm angetragene Gevatterschaft nicht annimmt — sie alle erscheinen in der Litteratur als mögliche Injurianten. Und die Judikatur bleibt hinter diesen Beispielen nicht zurück. Die Juristenfakultät zu Wittenberg wurde im Jahre 1711 von einem Grafen, welcher verschiedene vornehme Vasallen hatte, gefragt, ob nicht einer von diesen, der ihn in seinen Briefen nur mit „Hochgeehrtester Herr Graf" und nicht, wie die übrigen pflegten, mit „Gnädiger Herr" anredete, wegen dieser Beleidigung sich einer Felonie schuldig gemacht habe? Die Fakultät entschied, nach der Strenge des Rechts habe der Vasall sein Lehen verwirkt, doch sei diese Strafe „denen Umständen nach in eine tapfere Geld-Buße zu verwandeln". Dieselbe Fakultät urteilte im Jahre 1733, daß ein Priester, welchen ein hoher Herr seiner Parochie bei der Trauung seiner Tochter nicht zugezogen hatte, weil er es vorzog, sich an einen andern zu wenden, wegen Beleidigung klagen könne: „Es ist dieses, daß euch der v. H. bey Trauung seiner Tochter übergangen, vor eine tätliche Injurie zu achten." Ja, die Juristenfakultät der Universitas Viadrina (Frankfurt a. O.) erklärte es für eine strafbare Ehrenkränkung, als der Träger eines Klingelbeutels in der Kirche denselben einem ihm verfeindeten Andächtigen absichtlich vorzuhalten unterließ. Alle diese Entscheidungen aber werden in Schatten gestellt durch folgende richterliche Registratur, welche wir in Hymmens „Beiträgen zur Juristischen Literatur in den preußischen Staaten" (1775 bis 1787; VI. 142) gefunden haben und als besonders charakteristisch für ihre Zeit hier wörtlich wiedergeben: „Actum N..... den 20. August 1775. Heute Nachmittage gieng der Schneider Schulze vor Subscripti Wohnung vorbei; und da derselbe vor Subscriptum, der ins Fenster lag, seinen Huth nicht abzog, sondern patzig vorüber ging: So wurde derselbe an den Inhalt des vierten Gebots, und den seiner Obrigkeit und Vorgesetzten schuldigen Respekt erinnert, und ihm bedeutet, daß er wohl in Zukunft, zum Zeichen seines Respekts, den Huth ziehen könnte. Ille erwiederte ganz patzig: er wäre Bürger, und solches zu thun nicht schuldig, und ging unter vielen Blubbern davon. Da nun der Schulze sich hiedurch offenbar nicht allein Respektswidrig, sondern auch höchst injurioese betragen, die Benachbarten solches zum Teil mit angehöret; So wurde nöthig erachtet, denselben auf morgen zur Verantwortung zu ziehen, damit die hier in summo gradu herrschenden Unordnungen nicht noch mehr einreißen möchten, und der Vorgesetzten Ansehen aufrecht und ungekränkt blieben."

Noch im achtzehnten Jahrhundert beginnt dann der Widerspruch der Theorie gegen diese übertriebene Empfindlichkeit. Man spottet ihrer, wie es zum Beispiel Adolf Dietrich Weber in seinem berühmten Buch „Ueber Injurien und Schmähschriften" (1793) thut, indem er die früher vertretene Ansicht, es sei Ehrenkränkung, wenn jemand in der Stufenfolge des „Wohlgeboren", „Hochwohlgeboren", „Hochedelgeboren" und „Hochgeboren" das ihm gebührende Prädikat nicht erteilt wird, verhöhnt mit der Schlußfolgerung, es müßte dann auch Beleidigung eines Verstorbenen sein, wenn ihn der Geistliche bei der Leichenrede als „selig" bezeichne, während ihm das Prädikat „wohlselig" oder „hochselig" oder „höchstselig" oder gar „in Gott ruhend" gebühre. Man stellt jetzt als die Regel auf, daß durch bloße Unhöflichkeiten, wie die oben erwähnten Unterlassungen, eine Ehrenkränkung nicht begangen werde. Aber man läßt dies auch nur als Regel gelten. Daß durch solche Unterlassung eine Injurie verübt werden *könne*, daran zweifelte niemand. Könne ja doch jedes Verbrechen unter gewissen Voraussetzungen durch Unterlassung begangen werden, warum nicht auch die Injurie? Und so konzentrierte man allen Scharfsinn darauf, die Voraussetzungen näher zu bestimmen, unter denen allein eine Unterlassung von Höflichkeiten oder Achtungsbeweisen eine Ehrenkränkung enthalte. Eine verbreitete (insbesondere von Eduard Henke

Digitized by Google

1783—1869 vertretene) Meinung war, daß solche Unterlassungen objektiv recht wohl geeignet seien, die Ehre zu kränken; es komme also nur darauf an, ob aus den Umständen, unter welchen die Unterlassung erfolgte, auf die Absicht zu beleidigen, auf den animus injuriandi, geschlossen werden könne. Sobald dies der Fall, also auch der subjektive Thatbestand einer Injurie gegeben sei, sei die Beleidigungsklage begründet. Ungleich tiefer faßt das Problem eine andre, schon früher gelegentlich verteidigte Meinung, die nun mehr und mehr zur herrschenden wurde: Zum Thatbestand der Injurie gehöre, wie zum Thatbestand einer jeden strafbaren Handlung, die Widerrechtlichkeit der Begehung. Es genüge also nicht, daß die Unterlassung von Höflichkeiten, wie nicht bezweifelt wird, objektiv geeignet sei, die Nichtachtung der Ehre eines andern kundzugeben; es genüge auch nicht, daß die Unterlassung mit diesem Bewußtsein und mit dieser Absicht begangen werde. Sondern es müsse dazu kommen, daß damit auch gegen das Recht verstoßen werde, das heißt, daß der angeblich Beleidigte ein Recht auf den positiven Achtungsbeweis habe, den man ihm gegenüber unterließ, daß also der angebliche Beleidiger zu solchem Achtungsbeweis ihm gegenüber rechtlich, nicht bloß sittlich, verpflichtet war. Und nun suchte man die Fälle festzusetzen, in welchen solche Rechte und Pflichten zu positiven Achtungsbezeigungen begründet seien. Sofern man nun freilich ihre Quelle im „Herkommen" fand, geriet man unmerklich wieder in die frühere Verwechslung von moralischen und Rechtspflichten zurück: eine noch so allgemeine und althergebrachte Sitte, wie zum Beispiel die des Hutabnehmens vor Bekannten, erzeugt an sich noch keine Rechtspflicht. Aber man war recht wohl in der Lage, auch auf Gesetzesbestimmungen zu verweisen, die solche Pflichten begründeten. So fundierte man das Recht der Geistlichen auf positive Achtungsbeweise seitens der Laien auf eine Bestimmung des Concilium Matisconense (im Jahr 581) II. c. 15, welche in deutscher Uebersetzung etwa lautet: „Wenn ein Geistlicher und ein Laie beide zu Pferd sich begegnen, so soll der Laie seine Kopfbedeckung abnehmen und den Geistlichen ehrerbietig grüßen; wenn aber der Geistliche zu Fuß daherkommt und der Laie hoch zu Roß sitzt, so soll der letztere sogleich vom Pferd springen und dem Geistlichen die schuldige Ehre liebevoll erweisen, damit Gott seine Freude an ihm habe." So stützte man das Recht des Lehnsherrn auf positive Ehrenbezeigungen seines Vasallen auf Kapitel 6 § 3 des Jus feudale Allemannicum (§ 7 des Schwäbischen Lehenrechtbuches in der Ausgabe von v. Laßberg), wo es heißt: „Ez sol ouch ein man sinen herren eren mit worten unde mit werchen. er sol ouch gegen im uf stan. er rite oder er gange. er sol in ouch vor lan gan. er sol im den siegereif halen. so er uf sitzet. und in dem tage eineſt da mit ist ez genvg."

Eine ganze Reihe von Rechten auf positive Ehrenbezeigungen aber stützte man endlich auf „richtige Folgerung aus den Vorschriften der Gesetze", indem man sie deduzierte aus den verschiedenen Arten von Ehre der Menschen, welche der Staat in seinen Gesetzen anerkenne. Es war insbesondere der berühmte hessische Strafrechtslehrer und spätere Minister Grolmann (1775—1829), welcher die verschiedenen Ehren der Menschen zu diesem Behuf in ein festes System brachte. Man müsse vor allem unterscheiden die allgemeine Menschenehre und die („bevorzugte") politische oder bürgerliche Ehre, welche den Staatsbürger vor dem Nichtbürger auszeichne. Diese bürgerliche Ehre zerfalle dann wieder in die gemeine bürgerliche und in die besondere bürgerliche Ehre, je nach der verschiedenen Wichtigkeit der staatsbürgerlichen Funktionen der Menschen. Die besondere bürgerliche Ehre bilde in ihrem höchsten Grade die Regentenehre (Majestät), in den niederen Graden die wieder je nach Rang und Amt verschiedene Rangs- und Amtsehre. Und die wesentliche Bedeutung dieser Unterscheidung bestehe darin, daß die allgemeine Menschenehre nur ein Zwangsrecht auf negative Handlungen gebe, nämlich auf die Unterlassung aller Handlungen, welche dem Begriffe der Persönlichkeit widerstreiten, während die politische Ehre auch ein Zwangsrecht auf positive Handlungen, nämlich auf positive Ehrenbezeigungen erzeuge. Nur die politische Ehre also könne durch Unterlassungen gekränkt werden.

Nun, die Meinung, daß durch vorsätzliche Unterlassung von Ehrenbezeigungen eine

Digitized by Google

Beleidigung überall da begangen werde, wo auf der andern Seite ein Recht auf solche Ehrenbezeigungen begründet ist, ist heute noch die herrschende Lehre. Wohl warnen unsre Kriminalisten davor, bloße Unterlassungen dessen, was Anstand, geselliger Takt und Höflichkeit erfordern, im allgemeinen Verkehr als Beleidigungen aufzufassen. Aber sofort glauben fast alle — ich nehme ausdrücklich Binding, Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts, I. 1896, S. 53 ff., aus, den sein durchdringender Scharfsinn auch hier auf den richtigen Weg geführt hat — Ausnahmen da statuieren zu müssen, wo ein besonderes Respektsverhältnis, insbesondere das Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen, Rechte und Pflichten zu positiven Achtungsbeweisen mit sich bringe: hier werde die Unterlassung derselben zur Ehrenkränkung. — In Wahrheit ist damit wieder zweierlei Ehre unter den Menschen anerkannt — völlig im Widerspruch zu der Entwicklung unseres Kultur- und Rechtslebens. Die Ehre, die wir heute allein als das Objekt der Beleidigung betrachten, ist die allgemein menschliche Ehre, der Anspruch auf Achtung, welchen jeder Mensch schon als solcher seinen Mitmenschen gegenüber hat. Auch die Verschiedenheit der sozialen Stellung des Menschen bringt nur eine Vervielfachung der Möglichkeiten mit sich, sie in ihrer allgemein menschlichen Ehre anzugreifen. Durch Unterlassungen aber ist diese Ehre überhaupt nicht angreifbar. Auch da also, wo besondere Respektsverhältnisse und mit ihnen Recht und Pflicht zu positiven Achtungsbeweisen bestehen, kann durch deren Unterlassung eine Ehrenkränkung, eine Beleidigung nicht begangen werden. Den schlagendsten Beweis hierfür erbringt dasjenige Verhältnis, in welchem in der Gegenwart Unter- und Ueberordnung am schärfsten markiert und Recht und Pflicht zu positiven Ehrenbezeigungen am unzweideutigsten gesetzlich anerkannt sind: das Verhältnis zwischen militärischen Vorgesetzten und ihren Untergebenen. Es ist zu verwundern, daß dieses Verhältnis bei der Erörterung unsrer Frage bisher so ganz übersehen wurde, denn hier gerade müßte die Richtigkeit der herrschenden Meinung am sichersten sich erproben, dahin nämlich, daß jede Unterlassung der schuldigen Ehrenbezeigung seitens des militärischen Untergebenen eine Beleidigung des militärischen Vorgesetzten sein müßte. Ein Blick in unsre Gesetze lehrt das Gegenteil.

Die vom Deutschen Kaiser für das deutsche Heer (mit Ausnahme der Kontingente von Bayern und Württemberg) erlassenen Kriegsartikel vom 31. Oktober 1872, mit welchen die bayrischen und württembergischen Kriegsartikel wörtlich übereinstimmen, lauten in ihrem Artikel 16: „Der Gemeine muß jedem Offizier und Unteroffizier und der Unteroffizier jedem Offizier, sowohl von dem Truppenteil, bei welchem er dient, als von jedem andern Truppenteil des Heeres oder der Kaiserlichen Marine, Achtung und Gehorsam beweisen und ihren Befehlen pünktlich Folge leisten.“ Zu den äußeren Beweisen der Achtung aber gegen den militärischen Vorgesetzten und Höheren im Rang gehört vorzugsweise der militärische Gruß, das sogenannte Salutieren. Wenn nun ein Gemeiner den Offizier absichtlich zu grüßen unterläßt, so wäre nach der herrschenden Meinung der volle Thatbestand einer Beleidigung durch Unterlassung gegeben: ein Verhalten, das objektiv geeignet wäre, die Ehre zu kränken; der animus injuriandi; und eine gesetzliche Pflicht, das zu thun, was unterlassen wurde: nämlich zu grüßen. Und wie faßt das Gesetz eine solche Grußverweigerung auf? Die dem 16. Kriegsartikel entsprechende Strafdrohung enthält der § 89 des Reichsmilitärstrafgesetzbuches vom 20. Juni 1872. Er lautet in den hierher gehörigen Worten: „Wer im Dienste oder in Beziehung auf eine Dienstleistung die dem Vorgesetzten schuldige Achtung verletzt, wird mit Arrest (bis zu sechs Wochen) bestraft.“ Von Beleidigung des Vorgesetzten ist dabei keine Rede, vielmehr findet sich für die Beleidigung eine besondere Strafdrohung im § 91, daselbst: „Wer einen Vorgesetzten oder im Dienstrange Höheren beleidigt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren bestraft.“ (Zu vergl. der 17. Kriegsartikel.) Also die „Achtungsverletzung“, begangen durch Nichtgrüßen des Vorgesetzten, und die „Beleidigung“ des Vorgesetzten sind zwei ganz verschiedene Delikte. Sie haben einen ganz verschiedenen Thatbestand,

Digitized by Google

sowohl in objektiver wie in subjektiver Beziehung, in welch letzterer Hinsicht namentlich darauf hinzuweisen ist, daß die Achtungsverletzung auch fahrlässig, die Beleidigung immer nur vorsätzlich begangen werden kann; sie sind bedroht mit zwei ganz verschiedenen Strafen, und zwar mit Strafen, welche die Achtungsverletzung als das bedeutend geringere Delikt der Beleidigung gegenüber erscheinen lassen. Der Offizier, dessen Stand ganz besonders auf Ehre hält, dem man vielfach geneigt ist, eine ganz besondere, „bevorzugte" Ehre zuzuschreiben, darf sich nach dem Gesetz nicht beleidigt fühlen, wenn ihm von seinen Untergebenen die „Honneurs" verweigert werden; „wer die Pflicht, dem Vorgesetzten respektive dem im Dienstrang Höheren die schuldige Achtung zu erweisen, vorsätzlich verletzt, beleidigt ihn noch nicht." (Hecker, Lehrbuch des deutschen Militärstrafrechts, 1887, Seite 198.)

Wenn wir uns diese Bestimmungen genauer analysieren, so werfen sie ein helles Licht auf unsre ganze Frage. Die allgemein menschliche Ehre, das eigentliche Objekt der Beleidigung, kann durch Unterlassungen überhaupt nicht angegriffen werden. Auch der Offizier hat keine andre Ehre als die übrigen Menschen, er kann also durch die Unterlassung von Ehrenbezeigungen nicht beleidigt werden, obwohl er ein gesetzliches Recht auf solche Ehrenbezeigungen hat. Denn dieses Recht ist nicht etwa der Ausfluß einer besonderen, „bevorzugten" Ehre, *sondern es kommt dem Offizier lediglich zu als dem Repräsentanten der Staatsgewalt seinen Untergebenen gegenüber.* Der Staatsgewalt sind die Untergebenen verpflichtet Achtung zu erweisen in der Person des Offiziers, weil sich in ihr die staatliche Autorität verkörpert. Verletzen sie die Pflicht durch schuldhafte Unterlassung der gebotenen Achtungsbeweise, *so kränken sie damit nicht die Ehre des Offiziers, sondern sie kränken den Staat und seine Würde in deren berufenem Vertreter.*

Sofort aber haben wir diese Gedanken zu verallgemeinern auf *alle* Repräsentanten der staatlichen Autorität. Sie alle haben Anspruch auf positive Achtungsbeweise, auch wenn dieser Anspruch nicht in besonderen Artikeln gesetzlich sanktioniert ist. Aber sie haben solchen Anspruch nicht kraft einer ihnen selbst zukommenden besonderen Ehre, sondern lediglich als Vertreter der Staatsgewalt und daher auch nur da, wo sie als solche aufzutreten haben. Durch die vorsätzliche Unterlassung also dieser Achtungsbeweise werden nicht sie beleidigt, sondern die Achtung gegen den Staat in ihnen verletzt, ihre Amtswürde gekränkt, und es bedarf (wegen des Satzes nulla poena sine lege) besonderer Strafdrohungen gegen diese Achtungsverletzung, wenn sie überhaupt strafbar sein soll; unter die Strafbestimmungen über Beleidigung darf sie nicht subsumiert werden.

Dies gilt vor allem von allen *Staatsbeamten.* Eine besondere Amtsehre der Beamten giebt es nicht. Der Beamte kann *beleidigt* werden auch nur in seiner allgemein menschlichen Ehre, sollte diese Beleidigung auch gegen den Beamten begangen worden sein, während er in Ausübung seines Berufes begriffen war, oder in Beziehung auf seinen Beruf. Durch Unterlassung der ihm als Vertreter der Staatsgewalt geschuldeten Achtungsbeweise kann eine *Beleidigung* des Beamten nicht begangen werden. Die einzige Strafbestimmung, unter welche nach dem geltenden deutschen Recht eine solche Achtungsverletzung durch Unterlassung fallen kann, ist die in den §§ 179, 180 des Gerichtsverfassungsgesetzes, wonach Personen, welche sich in einer Gerichtssitzung einer „Ungebühr" schuldig machen, mit Ordnungsstrafe bis zu hundert Mark oder Haftstrafe bis zu drei Tagen belegt werden können. Kein Zweifel, daß eine gegen den Richter oder Staatsanwalt in der Sitzung begangene Beleidigung zugleich als Ungebühr erscheint. Kein Zweifel aber auch, daß nicht jede Ungebühr eine Beleidigung ist. Kein Zweifel endlich, daß die Unterlassung von Achtungsbeweisen, wie etwa das Nichtabnehmen der Kopfbedeckung im Sitzungssaal, wohl als Ungebühr, nie aber als Beleidigung strafbar sein kann. Ein kräftigerer Schutz der Amtswürde in der Person des Beamten wäre hier entschieden Bedürfnis.

Von ganz gleichen Gesichtspunkten aus muß endlich die Frage behandelt werden, *ob eine Majestätsbeleidigung durch Unterlassung von Achtungsbezeigungen*

Digitized by Google

begangen werden könne. Auch der Souverän kann beleidigt werden nur in seiner Ehre, und diese ist die allgemein menschliche. Wohl ist es geboten, die Beleidigung des Souveräns besonderer, geschärfter Strafe zu unterwerfen, aber die Strafdrohungen der §§ 94 ff. des Reichsstrafgesetzbuches sind viel zu hart. Sie beruhen auf der Annahme einer besonderen, bevorzugten „Regenten"- oder „Herrscherehre" als Objekt der Beleidigung. Eine solche giebt es nicht. Dieser Begriff beruht auf einer Konfundierung der Ehre mit der Amtswürde des Monarchen, einer uralten Konfusion, welche in dem Satze majestas ossibus inhaeret einst ihren drastischen Ausdruck fand, aber auch heute noch in dem Ausdruck „Majestätsbeleidigung" fortlebt. Die „Majestät", die Würde des Monarchen als des Repräsentanten der Staatsgewalt in ihrer ganzen Fülle, als des Trägers der Staatssouveränität, hat mit seiner allgemein menschlichen Ehre und infolgedessen mit der „Beleidigung" nichts zu thun. Wohl verleiht sie ihm einen Anspruch darauf, daß die Autorität der Staatsgewalt in seiner Person nicht verletzt werde. Aber die Verletzung dieses Anspruches, die auch durch Unterlassung der schuldigen Achtungsbezeigungen geschehen kann, ist keine Ehrenkränkung und kann unter die Strafdrohungen wegen Majestätsbeleidigung daher um so weniger subsumiert werden, als diese, wie wir sahen, schon für wirkliche Beleidigungen, geschweige denn für bloße Achtungsverletzungen, viel zu hart sind. An Strafdrohungen für Verletzung der dem Souverän als solchem geschuldeten Achtung fehlt es vielmehr in unserm geltenden Recht zur Zeit noch gänzlich. —

Ich fasse die Resultate dieser Betrachtungen zusammen:

1. Eine „Beleidigung" kann durch Unterlassung von Achtungsbeweisen unter keinen Umständen und gegen niemand begangen werden, auch nicht gegen solche Personen, die, wie die Offiziere, die Beamten, der Souverän, Anspruch auf positive Achtungsbezeigungen besitzen.

2. Die Verletzung des Anspruchs auf positive Achtungsbezeigungen muß unter besondere (leichtere) Strafbestimmungen gegen „Achtungsverletzung" gestellt werden. Solche Strafbestimmungen sieht das in Deutschland geltende Recht in genügender Weise nur zum Schutz der militärischen Vorgesetztenwürde vor. Für den Schutz der Beamtenwürde durch Strafbestimmungen ist nur ungenügend, für den Schutz der Regentenwürde gar nicht gesorgt.

München, 3. Dezember 1898.

Professor Dr. Birkmeyer.

Litterarische Berichte.

System des moralischen Bewußtseins mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus. Von Ludwig Woltmann. Düsseldorf, Hermann Michels Verlag. 1898.

Dies gründlich durchdachte und sauber ausgeführte Werk erstrebt eine Vereinigung der im Untertitel genannten drei Geistesrichtungen. Es giebt in aller Kürze eine Entwicklungsgeschichte des moralischen Bewußtseins bei den Tieren und innerhalb der europäischen Kultur und schildert den Inhalt des sittlichen (zumal des geschlechtlichen, wirtschaftlichen und geistigen) Lebens. Aber die entscheidenden Ueberlegungen sind im ersten Teil enthalten, der betitelt ist: Theorie der moralischen Erfahrung. In dieser formalen Begründung des Moralgesetzes stützt sich der Verfasser ganz auf Kant, verbindet jedoch mit Kantschen Anschauungen die entwicklungsgeschichtliche Methode. Recht gut wendet er gegen die extremen Vertreter des Entwicklungsprinzipes ein: „Es ist eine natürliche Unmöglichkeit und ein Denkwiderspruch, daß das unabänderliche ewige Gesetz, mit dem

Digitized by Google

der Naturforscher operiert, wandelbar in der Zeit sich entwickle. Das Denkgesetz ist zugleich Naturgesetz; wenn das aber der Fall ist, dann ist auch das menschliche Denken ein absolutes: absolut seinen formalen Bestimmungen nach." Neben dem Naturgesetz steht das Moralgesetz, neben der Natur die Freiheit, und ihre Vereinigung findet durch die zusammenfassende Kraft des Gefühls in Kunst und Religion statt. Die Philosophie hat ihre besondere Aufgabe, indem sie in kritischlogischer Form die geistige Entwicklungsgeschichte der Menschheit wiederholt; sie ist das ideale Selbstbewußtsein der Menschheit.

M. D.

Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. Von W. v. Hassel. Erster Teil: Von 1813 bis 1848. Mit fünf Porträts. Bremen, M. Heinsius. 1898. 668 Seiten.

Das vorliegende Buch ist seinem Inhalte nach ausführlich und gründlich, in seiner Form recht ansprechend. Einen eigenartigen, fast intimen Reiz erhält es dadurch, daß der Verfasser vielfach authentisches Material aus Privatbesitz, so die Papiere des Ministers v. Schele und die des Klosterrats v. Wangenheim, benutzen und in seine Darstellung verweben konnte. In einem einleitenden Kapitel wird die Vorgeschichte des Landes in knappen Zügen erzählt. Die Ereignisse von 1813 und der Wiener Kongreß, dem das Königreich Hannover seine Entstehung verdankte, werden im zweiten Abschnitt ausführlich besprochen. Den Inhalt des nächsten bildet der Wiederaufbau des Staates unter Georg III. und Georg IV. Es folgt die Geschichte der Regierungszeit Wilhelms IV.; das wichtigste Ereignis aus ihr ist die Aufstellung des Staatsgrundgesetzes: die Einführung einer konstitutionellen Verfassung im Jahre 1833, deren Aufhebung durch Wilhelms Nachfolger, den König Ernst August, (1837) den berühmten Protest der Göttinger „Sieben" zur Folge hatte. Mit der ersten Hälfte der Regierung Ernst Augusts beschäftigt sich der Rest des Buches. Das ganze Werk ist ein beredter Ausdruck der Liebe des Verfassers zu seinem Heimatlande, seiner Verehrung für das frühere Fürstenhaus. Die wissenschaftliche Prüfung des Buches liegt den historischen Fachblättern ob.

Br.

Eine moderne Kreuzfahrt. Von Dr. Karrillon. Weinheim, Fr. Ackermann.

Der Verfasser hat mit einer großen Reisegesellschaft das Heilige Land und die Orte besucht, die der Deutsche Kaiser unlängst unter den Augen ganz Europas aufsuchte, um die Erlöserkirche einzuweihen und die Verbindungen der ansässigen Deutschen mit dem alten Vaterlande wieder aufzufrischen. Wer sich nun gern im Geiste in die Gegenden versetzen will, die der Fuß unsers Herrschers betrat, dem bietet sich dieses Buch als willkommener Begleiter, denn die Schärfe und Klarheit der Beobachtung und die Kunst des treffenden, packenden Ausdrucks sind dem Verfasser in besonders glücklichem Maße verliehen. Einige Scenen, besonders im ersten Drittel, zeugen von köstlichem Humor. Allerdings ist die Bearbeitung nicht gleichmäßig. In den letzten beiden Dritteln findet sich viel falsche Sentimentalität, und dabei wird mit dem Namen und dem Wesen Gottes in einer so wenig ehrfurchtsvollen Weise umgegangen, daß es den christlichen, wenigstens den evangelischen Leser in recht unangenehmer Weise berührt. Und dabei ist der Verfasser ein so frommer Katholik, daß er jeden Sonntag in die Messe geht und die evangelische Erlöserkirche mit keinem Worte erwähnt. Die orthographischen Fehler, mit denen das Werk nicht ganz spärlich bedacht ist, beruhen anscheinend nur zum Teil auf schlechter Handschrift, zum Teil auf mangelhafter Kenntnis der griechischen Sprache. Eine Reihe von Abbildungen, die vorhanden ist, macht auf Bedeutung keinen Anspruch.

K. F.

Hundstagszauber. Roman von Königsbrun-Schaup. Dresden 1898. E. Pierson's Verlag. 250 Seiten.

Der Dresdener Romanschriftsteller bietet uns hier eine merkwürdig abenteuerliche Geschichte aus den Hundstagen. Ein verbummelter Schriftsteller heiratet beinah eine russische Fürstin, sie scheiden jedoch mit der Aussicht: „vielleicht später einmal". Die Stimmung des Traumes, der den Roman einleitet, des Märchens, das im Verlauf eingeflochten wird, beherrscht die ganze Dichtung; absichtlich freilich — aber mit dem großen Nachteil, daß der Leser trotz des feinen Lokalkolorits, trotz der Gewandtheit in Farbengebung und plastischer Darstellung, wie sie den kundigen Schriftsteller verraten, aus dem unbefriedigenden Zwielicht von Traum und Wirklichkeit nicht herauskommt. —ck.

Shakespeares Debut 1598. Von Edwin Bormann. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. 1898. 32 Seiten.

Der Verfasser ist als einer der eifrigsten Verfechter des Gedankens bekannt, daß der Philosoph Francis Bacon die unter dem Namen William Shakespeare veröffentlichten Dramen gedichtet und diesen nur als Maske für seine dichterischen Werke verwandt habe. In dem umfangreichen Buche „Das Shakespeare-Geheimnis" hat Bormann eine Fülle von Material zusammengetragen, das seine Behauptung beweisen soll; fünf kleinere Schriften desselben Verfassers dienen dem-

Digitized by Google

selben Zweck, der ihm Lebensaufgabe geworden zu sein scheint. In dem vorliegenden Hefte werden die beiden Werke Shakespeares und Bacons, „Loves labours lost“ und die „Essays“, geprüft und als wesentliche Beweisstücke für Bormanns These verwendet. Aber derartige Konstruktionen von Beziehungspunkten, Spielereien mit Initialen, Worten und Gedanken lassen sich ohne Mühe bei allen möglichen Werken, deren Verfasser nichts miteinander zu thun haben, anstellen. Auf solche Weise darf kein wissenschaftlicher Beweis geführt werden. Und wenn Bormann auch auf den zehn letzten Seiten eine Menge von Urteilen beibringt, die seiner Behauptung zustimmen, so wird die Wissenschaft im günstigsten Falle doch keinen andern Spruch abgeben können, als daß die Bacon-Theorie zwar ins Bereich der Möglichkeit gehört, bis heute aber noch unbewiesen ist. Jedenfalls wird der Beweis durch diese neueste Erscheinung nicht erbracht. Br.

Der Tod der Barmekiden. Arabischer Haremsroman. Von Paul Scheerbart. Leipzig 1897. 208 Seiten. Verlag Kreisende Ringe.

Wie in seinen früheren Werken zeigt der Verfasser auch hier, daß der Orient ihm ein bekannter Boden, das Reich der Phantasie ein trauter Tummelplatz ist. Aber wie derb und grob geschnitzt, wie grotesk und zügellos! — Die Idee, die historischen Gestalten des großen Kalifen und des berühmten Priestergeschlechts der Barmekiden zum Vorwurf eines zauberhaften Theaterstücks zu machen, das unter der Regie des Berggeistes Raifu dem versammelten europäischen Publikum gegeben wird, die schlechten Witze, welche die fünf „blauen Riesenlöwen“ dabei reißen, die satirische Empfehlung des Harems als Ideal für den Occident und so weiter — all das wirkt anfangs belustigend, weiterhin ermüdend, schließlich abstoßend! —ck.

Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. Auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt. 1. Heft. Leipzig 1898. B. G. Teubner.

Der Verfasser hat mit Hilfe einiger Schüler der Thomasschule in Leipzig volkstümliche Reime und Redensarten, hauptsächlich natürlich Kinderreime und ähnliches, gesammelt und ihre Verbreitung im Königreich Sachsen festgestellt. Das Unternehmen ist in mancher Beziehung sehr nützlich und interessant. Für den Gelehrten ist es eine Vorarbeit für wissenschaftliche Untersuchungen zur Volkskunde. Zweifellos wird die nächste Auflage von „Ploß, Kind in Brauch und Sitte der Völker“ von den Feststellungen einen umfassenden Gebrauch machen. Das Interesse ist aber nicht weniger lebendig für den Laien, dem es eine Erinnerung an die glücklichen Zeiten der eignen Kindheit und eine Gelegenheit zu interessanten Vergleichen bietet. Manche Verse sind merkwürdig weit verbreitet, viele von ihnen habe ich wörtlich oder annähernd wörtlich in Holstein, Schlesien, Schwaben oder Pommern gehört. Dabei ist aber zu bemerken, daß, wenn auch die Gewährsmänner des Sammlers nicht aus gedruckten Quellen geschöpft haben mögen, doch manches seit alter Zeit gedruckt vorliegt. Der Erfolg der Sammlung zeigt, daß auch die Mitwirkung der Kinder sehr angebracht gewesen ist. Sollte aber die namentliche Erwähnung der Schüler, die neben der Ortsangabe nicht nötig war, pädagogisch richtig sein? Wird nicht dadurch die Eitelkeit zu sehr gefördert? K. F.

Federico Nietzsche. La Filosofia Religiosa — La Morale — L'Estetica. Von Ettore G. Zoccoli. 365 Seiten. Modena 1898. G. T. Vincenzi & Nipoti. Preis 4 Lire.

Eine nicht minder mächtige Stellung als in dem modernen Geistesleben Deutschlands hat sich Nietzsches Weltanschauung in dem Frankreichs und Italiens erobert. Man darf sogar fast sagen, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit seiner Philosophie in diesen Ländern ausgedehnter und stärker als bei uns ist. Dem Werke des Franzosen H. Lichtenberger „La philosophie de Nietzsche“ (Paris 1898) folgt das umfangreiche und auf ansehnlichem Quellenstudium beruhende Buch des Italieners Zoccoli. Es giebt eine kurze Lebens- und Charakterskizze des Philosophen und bespricht unter Beifügung zahlreicher Belege aus Nietzsches Werken seine Religionsphilosophie, Ethik und Aesthetik. Mit besonderer Ausführlichkeit wird Nietzsches Stellung zu Wagner und sein Kampf mit diesem behandelt. Br.

Max v. Forckenbeck. Von M. Philippson. Dresden 1898. Karl Reißner.

Das vorliegende Buch bildet den sechsten Band der von dem bekannten Kulturhistoriker Gustav Diercks herausgegebenen Biographiensammlung „Männer der Zeit“, Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Forckenbeck (geboren 23. Oktober 1821, gestorben 26. Mai 1892) ist als Mitglied und Führer der Fortschrittspartei in der Konfliktszeit, als nationalliberaler Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses und später des Deutschen Reichstags, als Oberbürgermeister von Breslau und Berlin Jahrzehnte hindurch eine hervorragende Gestalt im politischen Leben Preußens und des Reiches gewesen, er hat wohl Gegner, aber keine Feinde gehabt, weil er — was heutzutage eine Seltenheit zu werden beginnt — auch als Politiker Mensch im Sinne Goethes geblieben

Digitized by Google

ist. Die politische Richtung seiner letzten Jahre, die ihn mit der Sprengung der großen nationalliberalen Partei wieder mehr links trieb, mit historischer Objektivität zu beurteilen, ist vielleicht noch immer nicht möglich, aber das wird keinen Leser hindern, sich mit Sympathie in dieses Lebensbild zu versenken, das, ebenso fleißig und gewissenhaft wie liebevoll entworfen, ein würdiges Denkmal Forckenbecks bleiben wird. —ß.

Die tüchtige junge Hausfrau. Durch langjährige Erfahrung erprobte Ratschläge. Eine Gabe für Bräute und junge Hausfrauen. Von B. Klarent. XXIV u. 390 Seiten. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. In Damasteinband mit Goldschnitt.

In zwölf Kapiteln behandelt die Verfasserin ausführlich alle die tausend Fragen, die sich dem jungen Mädchen beim Eintritt ins Leben, der Verlobten angesichts der nahenden Hochzeit, der jungen Hausfrau aber besonders im ersten Jahre des neugegründeten Heims aufdrängen. Sie begleitet die Braut bei den mannigfachen Vorbereitungen zur Hochzeit, bei dem Einkauf der gesamten Aussteuer und andres mehr. Sie bietet Preisanschläge über Möbel, Wäsche, Kücheneinrichtung und so weiter und stellt mit feinem Verständnis den Trousseau der Braut zusammen. Dann folgen die wichtigen Abschnitte über die Hochzeit, über Mieten und Einrichten der Wohnung, die Pflichten der jungen Frau im Hause, über die Pflege der Geselligkeit und den Verkehr mit der Welt. Den Schluß bilden die mehr praktischen Themata: Küche und Keller, Behandlung der Wäsche, Dienstboten und so weiter. Welche Seite des Buches man auch aufschlagen mag, überall fühlt man sich durch die klare, gemütvolle, zum Herzen gehende Sprache angenehm berührt. Im Gewande anmutiger Plauderei bietet hier eine praktische erfahrene Hausfrau ihren jungen Freundinnen so manche ernste Lehre, so manchen erprobten Rat für die verschiedensten Lebenslagen. In der „Tüchtigen jungen Hausfrau" sind aber auch die ethischen Pflichten nicht vergessen, deren Erfüllung das eigne Heim erst traut und harmonisch gestaltet und das wahre Glück am häuslichen Herd dauernd befestigt.

Die Entwicklung der antiken Geschichtsschreibung und andre populäre Schriften. Von Otto Seeck. Berlin 1898. Siemenroth & Troschel.

Der an die Spitze des Buches gestellte Aufsatz behandelt sein Thema in klarer und scharfsinniger Weise. Er verfolgt die antike Geschichtsschreibung in ihrer Entwicklung von den historischen Liedern und Lokalgeschichten, Hesiod und Homer bis zu dem Monumentalwerk des Thukydides und den späteren Memoiren und Werken der Tendenzgeschichte. Vier weitere Abhandlungen sind gleichfalls der antiken Welt entnommen. Von allgemeinerem Interesse sind besonders die Aufsätze über die Entstehung des Geldes und über die Stellung der Frau im römischen Recht. Den Schluß bildet eine längere Reihe von Betrachtungen, betitelt „Zeitphrasen". In ihnen nimmt Seeck besonders zu dem Buche „Rembrandt als Erzieher" Stellung, nicht in der Absicht, dies Werk „zum hundertsten Male zu kritisieren", sondern um dasjenige in ihm neu zu erörtern, was Ausdruck der herrschenden Tagesmeinung ist. Sein Angriff richtet sich also nicht gegen jenen „Deutschen", den anonymen Verfasser des „seltsamen" Buches, sondern gegen die unzähligen Deutschen, die durch ihn repräsentiert werden. Das vorliegende Werk ist eine höchst erfreuliche Erscheinung der modernen Essayliteratur und verdient warme Empfehlung. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Achelis, Dr. Thomas, Ethik. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

Adelmann, Alfred Graf, Gesammelte Werke. Fünfter Band. Am blauen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—; gebunden M. 4.—

Arnold, Hans, Maskiert und andre Novellen. Mit

Digitized by Google

Illustrationen von Wilh. Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.—

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 1. Bändchen: Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre von Prof. Dr. H. Buchner. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Barelin, Johannes, Entlastung der Gemeinden. Lösung der sozialen Frage durch Schaffung des sozialen Staates im freien Staate. Wien, Selbstverlag des Verfassers.

Bernays, Michael, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Dritter Band: Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. M. 9.—

Bismarck, Otto Fürst v., Gedanken und Erinnerungen. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Gebunden M. 20.—

Björnson, Björnstjerne, Paul Lange und Tora Parsberg. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 2.50.

Blum, Dr. Hans, Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Anhangs- und Registerband. 1895—1898. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. M. 3.—

Blum, Dr. Hans, Vorkämpfer der deutschen Einheit. Lebens- und Charakterbilder. Mit vierzehn Porträts. Berlin, Hermann Walther. M. 5.—

Castor, Moritz, Politische Arithmetik oder die Arithmetik des täglichen Lebens. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.80.

Dähnhardt, Dr. Oskar, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt. Zweites Heft. Nebst einem Anhang: Volkstümliches aus dem Nachlasse von Rudolf Hildebrand. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.60.

Driesmans, Heinrich, Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Leipzig, C. G. Naumann.

Ebers, Georg, Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlasse und gesammelte kleine Schriften. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 5.—; gebunden M. 6.—

Endorf, Hinrik, Carmoisin und andre Novellen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—; gebunden M. 5.—

Ganghofer, Ludwig, Tarantella. Novelle. Illustriert von A. F. Seligmann. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.—

Geijerstam, Gustaf af, Das Haupt der Medusa. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Francis Maro. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—; gebunden M. 3.—

Götter-Moral. Ein Cyklus Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Greinz, Rudolf, Ueber Berg und Thal. Ernste und heitere Geschichten aus Tirol. Mit dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—; gebunden M. 4.—

Haeckel, Ernst, Ueber unsre gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen. Vortrag. Mit erläuternden Anmerkungen und Tabellen. Bonn, Emil Strauss. M. 1.60.

Hausholer, Max, Allerhand Blätter. Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.50.

Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift. Erster Band: Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1867. Erzählt von Theodor Schiemann. Zweite Auflage. München und Leipzig, R. Oldenbourg. Gebunden M. 6.—

Jahn, Ernst Reinhold, Zwerchfelltupfer. Lustige Geschichten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. III. Jahrgang. 1898. Nr. 48 bis 51. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Juvenal, Roms Weiber. (Kulturhistorische Satire aus der Weltlitteratur.) Deutsch von Maximilian Kohn. Hamburg, Adolph Will. 50 Pf.

Kobell, Louise v., König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Teil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lfg. 18—21 (Schluß). München, Josef Albert. à 50 Pf.

Kußmaul, Adolf, Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Mit dem Porträt des Verfassers nach einem Gemälde von Franz Lenbach. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 7.20.

Langmann, Philipp, Unser Tedaldo. Drama in drei Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 2.—

Leitgeb, Otto v., Psyche. Novellen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—; gebunden M. 4.—

Liebmann, Otto, Weltwanderung. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 2.50.

Lindner, Ferdinand, und **Georg Martin,** Die deutsche Flotte. Zeichenvorlagen. Mappe I. II. Leipzig, Leipziger Buchbinderei-Aktiengesellschaft vorm. Gustav Fritzsche.

Litteraturbilder fin de siècle. Herausgegeben von Anton Breitner. III. Bändchen: Greif. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Karl Siegen: „Martin Greif"; Oskar Pach: „Richard Voss"; Dr. Michael Maria Rabenlechner: „Das Weibliche im litterarischen Wien". Leipzig-Reudnitz, Robert Baum. M. 1.50.

Maack, Ferdinand, Okkultismus. Was ist er? Was will er? Wie erreicht er sein Ziel? Eine unparteiische Rundfrage. Zehlendorf bei Berlin, Paul Zillmann. M. 4.—

Magne, Emile, Les erreurs de documentation de „Cyrano de Bergerac". Lettre autographe de M. Edmond Rostand. Quatre portraits de Cyrano de Bergerac. Paris, Editions de la Revue de France. 2.50 Frcs.

Mann, Heinrich, Ein Verbrechen und andre Geschichten. Leipzig-Reudnitz, Robert Baum. M. 3.—

Meissner, Franz Hermann, Das Künstlerbuch. Eine kleine ausgewählte Reihe von Künstlermonographien. Band I: Arnold Böcklin. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. Gebunden M. 3.—

Merkel, Adolf, Hinterlassene Fragmente und gesammelte Abhandlungen. Erster Teil: Fragmente zur Sozialwissenschaft. Straßburg, Karl J. Trübner. M. 9.—

Müller-Irminger, Hans, Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Musiker und ihre Werke: Franz Liszt, sein Leben und seine Werke von Arthur Hahn, Adolph Pochhammer und Fritz Volbach. Frankfurt a. M., H. Bechold. Gebunden M. 3.—

Open Court, The. A monthly magazine. Nr. 508. 509. 510. Vol. XII. (Nr. 9. 10. 11.) September, October, November 1898. Chicago, The Open Court Publishing Company.

Perfall, Anton Freiherr v., Die Sonne. Roman. 2. Auflage. Berlin, Richard Taendler. M. 4.—

Pfau, Ludwig, Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von Ernst Ziel. Mit einem Bildnis des Dichters. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 2.50.

Reichesberg, Dr. jur. N., Die Sociologie, die Sociale Frage und der sogen. Rechtssocialismus. Eine

Digitized by Google

Auseinandersetzung mit Herrn Professor Dr. Ludwig Stein, Verfasser des Buches: „Die sociale Frage im Lichte der Philosophie". Bern, Steiger & Cie. M. 2.50.

Revue de Paris, La. 5e Année. N. 22. 23. 15 Novembre et 1er Décembre 1898. Paris, Calmann Lévy. à Frs. 2.50.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 303: Die Schutz- und Kampfmittel des Organismus gegen die Infectionskrankheiten. Von Dr. med. Hermann Detter. Nr. 304: Meleagros von Gadara, ein Dichter der griechischen Decadence. Von Dr. Emil Ermatinger. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schmidt, Carl, Die Hypothekenbanken und der grossstädtische Realcredit unter besonderer Berücksichtigung der Entwürfe zum sog. Bankhandwerkerschutzgesetz und zum Reichshypothekenbankgesetz. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.—

Schulz, Alwin, Kunstgeschichte. Lfg. 19—21. Berlin, Historischer Verlag Baumgärtel. à M. 2.—

Schweitzer, Georg, Eine Reise um die Welt. Mit 24 Vollbildern. Berlin, Hermann Walther. M. 6.—

Sepp, Prof. Dr., und Abt Haneberg, Das Leben Jesu. Streng auf Grundlage genauer Chronologie, Topographie und universal-historischer Synoptik. IV., neubearbeitete Auflage mit zahlreichen Ansichten. 1. und 2. Buch mit 40 Bildern. München, Cäsar Fritsch.

Sorean Georges, La vie de la Dame aux Camélias. Avec des portraits inédits et des autographes de Marie Duplessis et Alexandre Dumas fils. Paris, Editions de la Revue de France. 2 Frcs.

Sosnosky, Theodor v., Pierres de Strass. Imitationen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. M. 2.—

Suttner, A. G. v., Die Tscherlessen. Roman. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. M. 5.—

Toeppen, Dr. M., Die preussischen Landtage während der Regentschaft des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund (1609—1619). Nach den Landtagsakten dargestellt. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyers Buchhandlung. M. 4.—

Trinius, August, Hamburger Schlendertage. Dritter Band. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.50.

Billinger, Hermine, Das dritte Pferd und andere Geschichten. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.—

Boz, Richard, Die Rädern und andere römische Novellen. Illustriert von A. F. Seligmann. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.—

Wirth, Albrecht, Geschichte Sibiriens und der Mandschurei. Bonn a. Rh., Carl Georgi.

Zapp, Arthur, Muttersohn. Roman. 2. Auflage. Berlin, Richard Taendler. M. 4.—

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Herausgegeben und redigiert von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Jahrgang 1898. Band 113. Heft 1. November. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Redaktionelles.

Nachdem der Roman „Ringende Seele" von Bernhardine Schulze-Smidt in „Ueber Land und Meer" nunmehr zum Abschluß gelangt ist, beginnen in der neuesten Nummer „Das Gänsemännlein", eine anmutige Erzählung aus dem heutigen Nürnberg von Otto v. Leitgeb, illustriert von Wilhelm Hoffmann, sowie die Novelle „Die Ikariden" von Agnes Schöbel, die in spannender Weise der Frage des Frauenstudiums neue Seiten abgewinnt. — In der „Deutschen Romanbibliothek" nehmen der Roman „Die Doppelnatur" von Balduin Groller und „Phrosa" von Anthony Hope ihren Fortgang und halten die Leser fortgesetzt in Spannung. — Der neue Jahrgang der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" wird mit zwei hochinteressanten Werken ausländischer Schriftsteller eröffnet. Vor allem ist die neueste Schöpfung Pierre Lotis zu nennen, „Seemann", eine überaus stimmungsvolle, ergreifende Erzählung voll echter Poesie und tiefer Tragik, sodann „Maler Figge" von Georg Nordenson (aus dem Schwedischen), ein köstliches, meisterhaft gezeichnetes Charakterbild voll Geist und sprudelnden Humors. Daneben finden wir noch an kleineren Beiträgen: „Das Geheimnis" von Matilde Serao (aus dem Italienischen) und „Ghetto-Idylle" von Wilhelm Feldmann (aus dem Polnischen). — Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Einladung zum Abonnement

auf

Aus fremden Zungen.

Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslands.

Neunter Jahrgang 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich (6 Hefte) 3 Mark.

Wir halten nach wie vor gewissenhaft an dem schönen Programm fest, auf dem unser Blatt fußt und aus dem es die Kraft zu seinem Gedeihen zieht:

dem litteraturverständigen deutschen Publikum eine Auswahl der besten und zugleich von echt modernem Geiste erfüllten neueren Schöpfungen der gesamten ausländischen Erzählungslitteratur in guter deutscher Uebersetzung darzubieten.

Dieses freie, weltumfassende Programm macht „Aus fremden Zungen" zu einer der eigenartigsten, interessantesten und abwechslungsreichsten Erscheinungen in der gesamten deutschen Zeitschriftenlitteratur und verschafft ihm unter denjenigen deutschen Blättern, welche ausschließlich oder hauptsächlich zur Veröffentlichung von Werken der schönen Litteratur bestimmt sind, unbedingt den **ersten** Platz.

Die namhaftesten größeren Werke, die wir bis jetzt für den neunten Jahrgang ankündigen können, sind:

der in Aussicht stehende neue Roman von **Emile Zola,** dem diesmal in der ganzen gebildeten Welt mit verdoppeltem Interesse entgegengesehen wird;

ferner:

„**Schlaraffenland**", Neapolitanischer Sittenroman von **Matilde Serao;**

Eine Serie von Novellen und Erzählungen von **Rudyard Kipling** aus dem neuesten Buche des berühmten englischen Dichters;

„**Seemann**", das neueste Werk von **Pierre Loti** (aus dem Französischen);

„**Maler Figge**" von **Georg Nordenvan** (aus dem Schwedischen);

„**Ein Kind des Jago**" von **A. Morrison** (aus dem Englischen);

„**Das Duell**", Novelle von **Anton Tschechow** (aus dem Russischen);

„**Ananke**", Blätter einer krankhaften Liebe. Von **Wilh. Feldmann** (a. d. Polnischen);

„**Das Amulett**", Roman von **Neera** (aus dem Italienischen);

„**Frau Johanna**" von **Karl Ewald** (aus dem Dänischen);

„**Prakovsky, der taube Schmied**" von **Koloman Mikszáth** (a. d. Ungarischen).

Außer diesen größeren Werken wird der neunte Jahrgang kleinere Erzählungen, Novellen, Skizzen u. s. w. enthalten von:

E. Juel-Hansen (a. d. Dänischen), **R. H. Davis, Th. Hardy, H. Lee, F. Stockton** (a. d. Englischen). **J. Ciampoli, P. Lucini, G. Rovetta, M. Serao, G. Verga** (a. d. Italienischen). **H. Jaeger, Th. Krag, J. Krag** (a. d. Norwegischen), **M. Konopnicka, L. Reymont** (a. d. Polnischen), **J. Baronoff, W. Korolenko, A. Tschechow** (a. d. Russischen), **J. Gernaud-Claine, P. Hallström, G. Nordenvan, Stig Stigson** (a. d. Schwedischen), **J. Weselinowitsch** (a. d. Serbischen), **D. Szomory** (a. d. Ungarischen) u. a. m.

Die Rubrik „**Lose Blätter**" wird wie im achten Jahrgang mit kleinen, feinen humoristischen Erzählungen, Volksmärchen u. dgl., sowie mit interessanten litterarischen Artikeln und Notizen reich ausgestattet sein.

Bestellungen auf „Aus fremden Zungen" werden von allen Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postämtern des In- und Auslandes jederzeit entgegengenommen. Erforderlichenfalls wird auf Wunsch die Expedition von der Verlagshandlung in Stuttgart vermittelt, die auch bereit ist, auf alle einschlagenden Anfragen direkte Auskunft zu erteilen. — Ein Bestellschein liegt diesem Hefte zur gefl. Benutzung bei.

Digitized by Google

30 Goldene und Silberne Medaillen

Gegründet 1826

Croquettes — Pralinés — Giandujas

Gesundheits-, Vanille-, Dessert-Chocoladen

origineller und reicher Packung.

Überall käuflich.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr.

HARVARD COLLEGE
FEB 18 1899
CAMBRIDGE

Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
M. **Philippson**	Die Zeit um 1870 in parlamentarischer Beleuchtung. Aus Forckenbecks Briefen an seine Gemahlin	129
Georg Freiherr v. Ompteda	Der Blinde	147
Henry Dunant	Der Vorschlag Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus II.	159
Kapitän z. See a. D. Freiherr v. Erhardt:	Die deutsche Südpolarerforschungsexpedition im Rahmen seemännisch-nationaler Beurteilung	176
Klaus Groth	Wie mein „Quickborn" entstand. I.	187
Friedrich Graf Schönborn	Schutz den Altertümern!	199
W. v. Seidlitz	Japanismus	205
Louise v. Robell	Farben und Feste im Altertum. Kulturhistorische Studie. I.	211
C. Dalpérine-Kaminsky	Die Rolle der Kunst. Antworten europäischer Schriftsteller und Künstler an Tolstoj	227
Der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin.	Ein offener Brief an den Herrn Herausgeber der „Deutschen Revue"	247
Berichte aus allen Wissenschaften		251
Statistik: Ludwig Engelmann:	Statistische Skizze aus dem amerikanischen Eheleben.	
Litterarische Berichte		254

Meyers Kleines Konversationslexikon. — Briefe an Bunsen von römischen Kardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und andern Katholiken aus den Jahren 1818 bis 1837. Von Fr. Heinrich Reusch. — Nitokris. Roman aus dem alten Aegypten. Von Alfred Hennig. — Gewissen, Ehre und Verantwortung. Litterar-psychologische Studien von Dr. G. Polonsky. — Tampete. Novellen von Franz Ferdinand Heitmüller. — Die Tscherkessen. Roman von A. G. v. Suttner. — Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Von Graf **Paul v. Hoensbroech.** — Reisebriefe aus Palästina. Von H. v. Soden.

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** **Leipzig**

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/25.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Eine | Verlag von Fr. Ickermann—Weinheim.

Moderne Kreuzfahrt
v. Dr. Karrillon. Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Brosch. ℳ 4.60, eleg. geb. ℳ 5.80, mit Goldschn. ℳ 6.20.

Nitokris Roman aus dem alten Aegypten
von Alfred Hennig.
Preis brosch. ℳ 2.40, eleg. geb. m. Goldschn. ℳ 3.—

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Berlin in farbigen Natur-Aufnahmen
von O. Troitzsch. 20 Farbenlichtdruckbilder auf Karton mit 1 Blatt Text. In Mappe Preis ℳ 5.—
Farbige Photographiedrucke von höchster Vollendung, die als feines, geschmackvolles „Souvenir" gewiß schnell Aufnahme finden werden. Neue Preuß. (+) Zeitung, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Beachtenswerte Neuigkeiten
aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Carmoisin und andere Novellen von Hinrik Endorff. Geheftet ℳ 4.—; elegant gebunden ℳ 5.—
Mitten in dem gesellschaftlichen Leben stehend, hat der Verfasser ein besonders scharfes Auge für die kleinen Schwächen und Gebrechen seiner Umgebung; aber er faßt sie, gutmütig, wie er ist, von ihrer heiteren Seite auf und führt sie uns in einem Bilde vor, das vor allem durch die Liebenswürdigkeit seiner Zeichnung und die Frische seines Kolorits besticht.

Gesammelte Werke von Alfred Graf Adelmann.
5. Band: **Im blauen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente.** Geheftet ℳ 3.—; elegant gebunden ℳ 4.—
Landschaftsbilder von seltener Naturpracht werden vor unserm Geiste heraufbeschworen, ganz besonders anziehend durch die ihnen verliehene Stimmung.

Von Adelmanns gesammelten Werken sind früher erschienen: 1. Band: **Biographie und gesammelte Aufsätze.** 2. Band: **Im Königsforst.** Roman. 3. Band: **Novellen und Skizzen.** 4. Band: **Italienische Novellen und anderes.** Preis pro Band geheftet ℳ 3.—; elegant gebunden ℳ 4.—

Ueber Berg und Thal. Ernste und heitere Geschichten aus Tirol. Von Rudolf Greinz. Mit dem Bildnis des Verfassers. Geheftet ℳ 3.—; elegant gebunden ℳ 4.—
Unter den Schilderern des Aelplerlebens darf Rudolf Greinz heutzutage wohl eine der allerersten Stellen beanspruchen. Seine größeren und kleineren Erzählungen aus dem Leben in den Tiroler Bergen sind von einem Zuge des Urwüchsigen durchsetzt, wie er in dem einschlägigen Zweige der Litteratur noch kaum je dagewesen.

Das Haupt der Medusa. Roman von Gustaf af Geijerstam. Aus dem Schwedischen übersetzt von Francis Maro. Preis geheftet ℳ 2.—; elegant gebunden ℳ 3.—
Frau Laura Marholm schrieb über diesen Roman: „Es ist nicht ein Buch, das man liest, es ist ein Leben, das man miterlebt, und mehr als das — es ist das eigne Leben, das man wieder durchlebt, indem man die Blätter dieses Buches umwendet. Selten wird ein so persönlich erlebtes Buch geschrieben.

Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Zweiter Band: Geheftet ℳ 8.—; in Halbfranzband ℳ 10.—
Bis uns ein neuer Ekermann für den Fürsten Bismarck ersteht, wird dieses Buch stets die beste Quelle für den sein, der Bismarck nicht als Eisernen Kanzler, wohl aber als den geistsprühenden, kraftvollen, liebenswürdig und behaglich plaudernden Hausherrn kennen lernen will.

Bismarck-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Dritter Band: Geheftet ℳ 3.—; elegant gebunden ℳ 4.—
In Bezug auf die Bedeutung seines Inhalts steht der Band seinen Vorgängern nicht nur nicht nach, sondern er übertrifft sie noch. Das Hauptstück des Bandes bildet der Aufsatz „Bismarck im deutsch-französischen Kriege, 1. Teil". Wir begleiten den Begründer des Deutschen Reiches auf dem Siegeszuge von Berlin bis Sedan und erfahren bei dieser Gelegenheit eine Fülle bisher unbekannter Aussprüche und Erlebnisse.

Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen nebst deren Briefen. Herausgegeben von W. Weißheimer. Mit dem Bildnis des Verfassers und Faksimiles von Briefen Wagners, Liszts und Bülows. Elegant geheftet in wirkungsvollem Original-Umschlag nach dem Entwurf von Peter Schnorr mit einer Richard Wagner-Medaille. Preis ℳ 4. 50.
Das Buch führt uns mitten in das vielbewegte, angeregte und bunte Leben der fünfziger und sechziger Jahre, in die romantischen Kreise Liszts, das kühne Ringen Wagners und Bülows genial-unruhige Welt.

Sigmund Schotts Gedichte u. Schriften.
3 Bände. Preis geheftet ℳ 9.—; fein gebunden ℳ 12.— 1. Band: **Gedichte.** 2. Band: **Von menschlichen Schwächen.** 3. Band: **Sterben u. Unsterblichkeit. — Ansichten vom Leben. — Nachlaß.**
Als Dichter wie als Schriftsteller bewährt sich Schott als das, als was er sich auch in seinem öffentl[ichen] erwiesen: als ein echter, ebenso liebenswürdiger voller Vertreter unsers Volkstums.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Aus[landes]

Digitized by Google

HARVARD C...
FEB 18 1909
CAMBRIDGE

Die Zeit um 1870 in parlamentarischer Beleuchtung.

Aus Forckenbecks Briefen an seine Gemahlin.

Von

M. Philippson.

Nicht leicht ist der Ausgleich zwischen den freiheitlichen Anschauungen der deutschen Einheitspartei und dem zähen Konservatismus des altpreußischen Wesens geworden, wie letzterer durch Bismarck und in noch schärferer Weise durch den greisen König Wilhelm I. vertreten war. Die Meinungen und Bestrebungen stießen, gerade nach den wunderbaren Erfolgen des Jahres 1866, immer wieder hart aufeinander. Die ganze Sprödigkeit und Herbheit des norddeutschen Wesens trat dabei hervor. Indes, der gute Wille und das Gefühl der Notwendigkeit halfen schließlich jedesmal über die Gegensätze hinweg. Die wichtigste Rolle bei diesen Ausgleichen hat auf parlamentarischer Seite Max v. Forckenbeck gespielt.

Der Reichstagssession, die im April 1869 eröffnet wurde, harrte ein ganzes „Bouquet" indirekter Steuern, die nicht nur zur Beseitigung des Defizits im preußischen Staatshaushalte, sondern auch zur Stärkung der Bundesregierung gegenüber den parlamentarischen wie den partikularistischen Machtgelüsten dienen sollten. Dabei zeigte sich von einer Befriedigung der liberalen Forderung nach Beseitigung der reaktionären Mitglieder des preußischen Ministeriums keine Spur! So schreibt Forckenbeck seiner Gemahlin:

Berlin, 30. April 1869.

Die gegenwärtige unerträgliche Lage unsrer öffentlichen Dinge nutzt alle beteiligten Menschen bis auf den letzten Nerv ab und schafft doch nichts Befriedigendes. Nicht ich bloß befinde mich in dieser Stimmung, sondern von allen Seiten wird dieselbe mir anvertraut. Hoverbeck will kein Mandat zum Reichstage mehr annehmen, Blanckenburg, Bethusy-Huc sagen dasselbe ꝛc.

Gestern ließ mich v. d. Heydt um eine Konferenz bitten. Ich traf ihn sehr aufgeregt. Er fragte mich, was aus den Steuervorlagen werden würde. Schon in Varzin habe er sich mit Bismarck geeinigt, daß im Reichstage zur Vermehrung der eignen Einnahmen des Bundes die neuen Steuern beantragt

Digitized by Google

werden sollten. Alle Vorlagen seien auf Befehl des Grafen Bismarck ausgearbeitet. Jetzt habe derselbe die Branntweinsteuer so schlecht verteidigt. Gehe die nicht durch, so wären ihm die andern Steuervorlagen bedenklich. Ich erklärte ihm rund heraus, daß ich keine einzige bewilligen würde und glaube, daß die Majorität dasselbe thun werde. Es scheine mir am besten, wenn die Regierung noch jetzt alle Steuervorlagen zurücknehme und die Lage der Finanzen am Schlusse des Jahres abwarte und dann mit der liberalen Partei sich ernstlich zu verständigen suche, namentlich uns solche Rechte gebe, daß wir wenigstens hinsichtlich einer vorhandenen Steuer jährlich bewilligen könnten. Der erste Teil des Rates leuchtete ihm ein, der zweite nicht. Er fragte mich, ob ich ebenso offen mit Bismarck sprechen werde. Ich sagte ihm, daß sich das von selbst verstehe; riet noch, das Zollparlament gar nicht erst zu berufen.

Es kann möglich sein, daß die Regierung danach verfährt. Wäre nicht diese Art meiner Wirksamkeit, die wirklich mitunter in kurzen Konferenzen dem Lande wesentlich nützt, ich hätte schon längst den öffentlichen Dienst quittiert ...

Vorgestern war ich beim Grafen Münster abends 6 Uhr zum Diner ... Ich erfuhr da, daß der Schlüssel zu der vom österreichischen Generalstabe jetzt veröffentlichten chiffrierten Depesche Bismarcks nur noch in Florenz bei der preußischen Gesandtschaft vorhanden war und dort mit noch andern 58 Depeschen aus dem Jahre 1866 gestohlen worden ist.

*

Berlin, 5. Mai 1869.

Du erinnerst Dich meines Gespräches mit v. d. Heydt. Das hatte bei demselben durchgeschlagen, der Rat aber bei v. Bismarck große Entrüstung erregt. Am Sonnabend bei der Soiree sprach v. B. erst lange Zeit über gleichgültige Dinge mit mir. Dann fragte er auf einmal:

„Sind Sie ein Kirchengänger?"

und auf mein wahrscheinlich verwundertes Gesicht:

„Ich wollte Sie morgen um 12 Uhr zu einer geschäftlichen Konferenz zu mir bitten."

Ich entgegnete: Um 12 Uhr wäre selbst die letzte Messe vorbei, wenn ich solche besuchen wollte. Ich stehe zur Disposition.

Ich ging also Sonntag um 12 Uhr hin, wurde sofort vorgelassen, blieb bis 1¼ Uhr. Dann war Sitzung des gesamten Staatsministeriums, und um 4 Uhr bat er mich nochmals zu kommen; ich war noch bis um 5 Uhr bei ihm.

Die Unterredung unter vier Augen war stellenweise heftig, immer aber noch in den Grenzen der Höflichkeit. Die aufregenden Mitteilungen in derselben darf ich nur fünf Personen mitteilen ...: Er führte aus, daß die Lage der preußischen Finanzen viel schlimmer sei, als offiziell bekannt sei. Er belegte dies mit Zahlen und Thatsachen. Wir seien fast österreichischen Zuständen nahe. v. d. Heydt habe ihm niemals die Wahrheit gesagt. Erst durch Umwege und Drohungen habe er diese Zustände erfahren.

Digitized by Google

Vor der Staatsministerialsitzung wollte er hauptsächlich Rat von mir, ob durch ein nachträgliches Exposé diese wahren Zustände dem Reichstage mitzuteilen [seien]. Nach derselben ging er darauf aus, mir ein Versprechen zur Bewilligung zu entlocken. Ich sei vom größten Einfluß. Vor meiner Ankunft habe alles bewilligen wollen, jetzt sei es ganz anders geworden. Er ging so weit, zu sagen: ich müsse mich gewöhnen, die Dinge vom ministeriellen Standpunkte anzusehen. Es sei die Zeit vielleicht nahe, wo wir auf den Ministerbänken säßen und er von Varzin als Herrenhausmitglied käme. Ich blieb höflich, aber fest. Ich sagte ihm, die Veröffentlichung der Zustände jetzt sei sehr gefährlich dem In- und Auslande gegenüber. Jedenfalls könne dieselbe eine Bewilligung im Reichstage nicht zur Folge haben. Er solle dem Reichstage die Steuern nicht vorlegen, mit dem preußischen Landtage diese preußischen Dinge verhandeln. Seien die Zustände wirklich so schlecht, so müßten wir zwar helfen, nicht aber ohne die Gewährung von Garantien für die Zukunft, d. i. jährliche Bewilligung der Klassen- und Einkommensteuer nach Quoten. Es sei bei dem Zustande des Landes unmöglich, jetzt die Verantwortung für neue Steuern zu übernehmen.

Seit der Unterredung ist v. Bismarck nicht im Reichstage erschienen.

*

Berlin, 9. Mai 1869.

Ich komme soeben von einer Audienz beim Kronprinzen unter vier Augen und habe versprochen, zu einer zweiten Konferenz, wenn er telegraphiert, in den nächsten Tagen nach Potsdam herüberzukommen ... Meine unabhängige Gesinnung behalte ich. Du kannst sicher sein, die Entscheidung fällt für die bescheidene Unabhängigkeit in Elbing aus. Wäre doch erst diese Steuerkrisis vorüber.[1])

*

Berlin, 24. Mai 1869.

Es scheint wirklich, als wenn man uns und den Parlamentarismus durch die Länge der Verhandlungen mürbe machen und die Steuern abpressen will. Am Sonnabend in der Soiree äußerte sich Bismarck, als wenn er nachgeben, das Zollparlament nicht einberufen wolle. Jetzt hören wir, abgesehen von der inzwischen am Montag offiziell erfolgten Berufung des Zollparlamentes, daß noch gestern die Quittungssteuer dem Bundesrate vorgelegt ist ... Uebrigens merke ich, daß ich wegen meines Widerstandes gegen die Steuervorlagen beim Ministerium in Ungnade gefallen bin. Es ist mir das ganz recht und kümmert mich wenig.

*

Berlin, 30. Mai 1869.

Der Hagensche Antrag[2]) brachte uns in eine unangenehme Stellung. An und für sich ist die Sache nicht von großer Wichtigkeit. Dieselbe wurde aber

[1]) Leider fehlt der in diesem Schreiben der Gattin versprochene ausführliche Brief über die Konferenzen mit dem Kronprinzen.

[2]) Er verlangte, die Unzulässigkeit der Verordnung des Bundespräsidiums vom

Digitized by Google

wichtig, weil sie nach oben hin sehr durch die schroffe Form erbittert hatte und Folgen haben konnte, die gar nicht abzusehen sind. Vor allem mußten wir die sehr gute neue Gewerbeordnung retten und zugleich da opponieren, wo wir mächtig sind, auf dem Gebiete der Steuern. Einem Konflikte mit dem Militär wollen wir gerade jetzt aus dem Wege gehen. Deshalb erhielt ich von der Fraktion fast einstimmig den Auftrag, den Vermittlungsantrag zu stellen, der auch prinzipiell richtig ist.[1]) Solange die Militärs in der Gemeinde nicht stimmen, dürfen sie für das, was sie lediglich als Militärs beziehen, nicht steuern, während ihre übrige jetzt vorhandene Steuerfreiheit aufgehoben werden muß. Der Antrag fiel zwar durch. Die Konservativen und Radikalen stimmten dagegen. Meine Freunde sind aber mit mir zufrieden.

Der König ist krank, inwieweit, weiß man nicht. Graf Bismarck ist krank. Gestern hatte die Regierung nur 15 Stimmen für ihre Steuer. Was vorgeht, weiß niemand.

*

Nur mit Mühe setzte die Bundesregierung im Zollparlament die Zuckersteuer, als die einzige von ihrem ganzen „Bouquet", durch. Der Kanzler zog sich mißmutig nach Varzin zurück. Allein die Landtagssession des Herbstes 1869 brachte einige Klärung in die verworrenen Verhältnisse: um das Werk der preußischen Hegemonie in Deutschland abzuschließen, konnte Bismarck der liberalen Partei nicht entraten.

Berlin, 6. Oktober 1869.

Die Verhältnisse sind so eigentümlich, daß man nicht mit Sicherheit sagen kann, was wird. Die heutige Thronrede fordert, man kann sagen fast mit Ungestüm, Steuerzuschläge. Der König las die betreffenden Stellen auch mit erhobener Stimme. Dennoch scheint mir fast auf allen Seiten, und namentlich auch auf der konservativen, wenig Lust zur Bewilligung vorhanden zu sein.

*

Berlin, 10. Oktober 1869.

Ich sitze also wieder in der jetzt wirklich schön möblierten Präsidentenwohnung, bin fast einstimmig wieder gewählt und habe schon drei Sitzungen abgehalten ... Die politische Lage ist eine ganz sonderbare. Alles ist wütend gegen v. d. Heydt, am meisten die Konservativen, die ganz gewaltig gegen jeden Steuerzuschlag sprechen, natürlich nur so lange, als v. d. Heydt Minister ist. Die Liberalen müssen sich hüten, ihnen die Kohlen aus dem Feuer zu holen.

Die Kreisordnung ist auch ein ganz wunderbares Ding, und es ist gut, daß ich die konservative Regierung wenigstens so weit mit gedrängt habe, daß sie einen

22. Dezember 1868, betreffend die Befreiung der Offiziere von allen Kommunalabgaben, auszusprechen.

[1]) Auf die Grundsätze zurückzugehen, die in der vom Ministerium 1862 dem preußischen Abgeordnetenhause vorgelegten Städte-Ordnung enthalten waren. Auch dieser Antrag wurde, wie der Hagensche, abgelehnt.

Digitized by Google

solchen Entwurf vorgelegt hat. In demselben wird die Bureaukratie wesentlich geschädigt. Es wird ihr, wie noch nie zuvor, eine große Masse von Macht genommen. Aber wer soll der Erbe werden, das Volk in allen berechtigten Teilen oder die Aristokratie, der große Grundbesitz? Was ist besser, Aristokratie oder Bureaukratie? Wird es mir gelingen, das Gute im Entwurfe zu nehmen, die großen Gefahren desselben zu beseitigen? Und doch hängt für Deutschlands Zukunft vieles, alles davon ab, daß wir das Unwesen in den östlichen Provinzen Preußens endlich beseitigen ...

Gestern früh 7 Uhr wurde ich schon auf gestern 5 Uhr zum König zum kleinen Diner befohlen. Außer dem Präsidenten des Herrenhauses fast nur Fürsten, ungefähr 30 Personen. Alles erwartete, daß der König mich über die Steuervorlagen zur Rede stellen werde. Es geschah der Art aber nichts. Majestät gaben mir freundlich die Hand und redeten nur über Elbing und das schöne Fräulein v. Wulfen.

*

Berlin, 17. Oktober 1869.

Hier geht die Sache ihren alten, unerquicklichen Schlendrian weiter; die Intrigue fängt an, mit der Koterie zusammen unser politisches Leben zu beherrschen, und wenn dessenungeachtet der Staat gedeiht, so ist dieses das größte Zeugnis für die unverwüstliche Lebenskraft unsers norddeutschen Volkes.

Die erste Aktion des Landtages, der Angriff auf die Hundert-Millionen-Anleihe (Prämienanleihe für die Eisenbahnen, ein Geschäft für die Haute Finance und die Eisenbahngesellschaften, bei welcher der Landtag nicht mit zu beschließen hat) ist allerdings gelungen. Ich glaube nicht, daß dieselbe stattfindet. Interessant wird es Dir aber sein, daß v. d. Heydt mich besuchte, mich bat, zu ihm zu kommen, er wolle mir die Akten vorlegen, damit ich mich überzeuge, daß er die Sache nicht „favorisiert" habe. Ich war am andern Tage da, habe drei Stunden bei ihm gesessen, die Akten eingesehen, vieles besprochen und erfahren. Du glaubst nicht, wie alles intrigiert und sich gegenseitig belügt. Ich bekomme allmählich Ekel vor den Dingen. Gestern war parlamentarisches Diner bei Eulenburg. Es kommt mir vor, als wenn die Eulenburgs mich jetzt für gefährlicher wie früher halten (ein Eulenburg wollte Oberpräsident in Preußen werden, Horn wurde es).

*

Trotz alles Sträubens fiel der Finanzminister v. d. Heydt der allgemeinen Abneigung zum Opfer und wurde durch den Liberalen Camphausen ersetzt. Die Beratung der Kreisordnung ging rüstig voran, wenn auch nicht zur Befriedigung Forckenbecks, da ihm die Liberalen, ohne Kenntnis der thatsächlichen Zustände, dem Einflusse des Großgrundbesitzes die Thür allzu weit zu öffnen schienen. Auch sonst gab es manchen Verdruß.

Berlin, 5. Dezember 1869.

... Dabei ärgere ich mich über das (Abgeordneten-)Haus. Es versteht seine Aufgabe nicht. Es mußte alle seine Kräfte aufwenden, um die Frage der Kreis-

Digitized by Google

ordnung zu Ende zu bringen. Jetzt müht es sich in nutzlosen Angriffen gegen Mühler und in kleinlichen Anträgen beim Budget ab. Nachdem es Mühler gesagt hatte, daß er vom Posten müsse, durfte man nicht in vielen Resolutionen Anträge an ihn stellen und gute Ratschläge erteilen. Das entwürdigt das Parlament ... Gestern ist Graf Bismarck mit Frau auf zwei Stunden hier durchgekommen, um nach Bonn zu reisen. Sein ältester Sohn ist dort bei einem Säbelduell durch einen Hieb über den Kopf verwundet. Es ist die Rose hinzugetreten und dadurch die Sache lebensgefährlich geworden.

*

Berlin, 8. Dezember 1869.

Gestern schickt Graf Bismarck einen Mann zu mir mit der Anfrage, wann und wo er mich längere Zeit sprechen kann. Ich antworte natürlich, daß ich heute als an einem sitzungsfreien Tage zu jeder Stunde und zu jedem Orte zur Disposition stehe. Es wurde dann verabredet, daß ich heute vormittag 11 Uhr im Ministerium des Auswärtigen ihn besuchen solle.

So war ich heute pünktlich 11 Uhr da, wurde sofort angenommen und ging erst 1¾ Uhr fort. Bis dahin waren wir unter vier Augen im lebendigsten Gespräche zusammen. Seine Minister hat B. noch nicht gesehen und gesprochen, wenigstens nicht alle: so Selchow nicht, so Camphausen nicht. Es sind das doch sonderbare Zustände. In das Abgeordnetenhaus will B. vorläufig auch nicht kommen. Kurzum, er ist halb inkognito in Berlin und doch im lebendigsten Verkehr mit dem Könige. Auf mich hat B. heute, äußerlich nach seinem Gesundheitszustande und innerlich nach seinen Anschauungen, die er über die weitgreifendsten Gebiete mir mitteilte, einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht. Es sind vier Jahre her, daß ich zuerst unter vier Augen ihm entgegentrat. Es haben zahllose Unterredungen, Differenzen ꝛc. stattgefunden. Heute hat er den besten Eindruck auf mich gemacht. Der Eindruck ist derartig, daß er mit der so mühsamen Arbeit in der parlamentarischen Tretmühle in etwas aussöhnen kann.

Er bestätigt in mir

1. die Ueberzeugung, daß v. B. vor allen Dingen national, unitarisch deutsch ist; das ist ein großer Gewinn;

2. daß er, vermöge dieser Grundgesinnung, gegenüber den inneren preußischen Dingen immer objektiver wird; er ist nicht mehr Junker der alten Art;

3. er fängt an, mit Milde alle Standpunkte zu betrachten und aus ihnen das Richtige für das jeweilige Staatsinteresse zu erkennen.

Ich sehe den Moment kommen, von welchem er immer mehr gegen das einseitige Herrenhaus seiner selbst wegen Front machen muß; seiner selbst wegen, das heißt wegen des deutschen Berufes Preußens.

Die Details der Unterredung kann ich dem Papier kaum anvertrauen.

*

Digitized by Google

Berlin, 13. Dezember 1869.

... Mit Graf Bismarck stehe ich gut. Donnerstag abend hatte ich wiederum eine längere Konferenz mit ihm im Abgeordnetenhause. Die Vertrauensmännerkonferenzen über die Kreisordnung werden wahrscheinlich zu stande kommen, und damit ist viel oder doch etwas gewonnen.

*

Berlin, 16. Januar 1870.

... Man ließe sich das [die lange Trennung von Frau und Kindern] gefallen, wenn nur etwas recht Großes und Nützliches für das Land geschaffen würde; aber bei einem zerfahrenen, uergelnden Hause und bei einer ebenso zerfahrenen Regierung läßt sich das nicht erwarten. Das ist wirklich recht niederschlagend. Ich weiß gar nicht, wie ich es anfangen soll, die Sachen, namentlich die Kreisordnung, weiter zu treiben.

Dabei werde ich gewaltig von der Repräsentation geplagt. Montag bei Lord Loftus, Dienstag abend beim Grafen Münster. Ich traf dort unter andern den französischen Militärbevollmächtigten,[1]) einen sehr interessanten Mann, der freimütig über Frankreich sprach. Mittwoch Diner $4^1/_2$ Uhr beim Kronprinzen. Nur die Botschafter mit ihren Frauen, Benedetti und Lord Loftus, die Minister Itzenplitz und Eulenburg, Patow und Frau, der alte Wrangel, der Rektor der Universität und ich waren da.

Die Kronprinzessin war sehr heiter, erzählte viel von dem schönen Aufenthalt in Südfrankreich. Der Kronprinz erkundigte sich nach Twestens Befinden und trug mir auf, denselben seiner steten Teilnahme zu versichern. Ich war gestern bei Twesten. Es geht wieder nicht gut, seit acht Tagen liegt er wieder vollständig zu Bette. Seit sieben Monaten hat er Fieber ...

Am Donnerstag mußte ich bei Graf Bismarck essen. Es waren nur Bismarck, Delbrück, Bennigsen, Köller und ich bei Tische. Fünf Präsidenten, wie Bismarck sagte. Nach dem Diner waren wir noch bis $9^1/_2$ Uhr zusammen. Bismarck war außerordentlich munter. Das Essen war eigentlich eine politische Besprechung, bei der ich das Wort erteilte. Es handelte sich darum:

Wann soll der Reichstag kommen?
Soll der Landtag nur vertagt werden?

Ich erklärte, daß sich das erst am Sonnabend, als gestern über acht Tage, beschließen lasse. Bismarck lud mich darauf wieder auf den Sonnabend, den 22., zum Diner, da meine Meinung schließlich durchging. — Endlich mußte ich am Freitag bei Graf Eulenburg essen.

... Ich glaube nicht, daß Usedom in steter politischer Verbindung mit dem Kronprinzen ist. Dazu ist letzterer zu vorsichtig und zu verschlossen. Nachfolger Bismarcks wird er kaum werden, und zwar hauptsächlich seiner Frau wegen ...

---

[1]) Den bekannten Obersten Baron Stoffel, der eine Regierung nachdrücklich vor einem Kriege gegen Deutschland warnte.

Digitized by Google

17. Januar. Die Geschäfte stehen heute noch schlechter wie gestern. Die Amendements der Linken über den Amtshauptmann haben alle Gemüter der Rechten in Harnisch gebracht.

*

Berlin, 25. Januar 1870.

Wegen der Kreisordnung kam es sogar bei dem Diner am Sonnabend bei Bismarck zu einem sehr ernsten Wortwechsel zwischen ihm und hauptsächlich Bennigsen, welchem letzteren ich beistand. Es waren bei Tisch Bismarck, Bennigsen, v. Köller, Delbrück und ich; später, nach Tisch, erschien auch Eulenburg.

Nach Tisch wurde eine förmliche Session gehalten, in der Minister Delbrück das Wort erteilte. Graf Bismarck (es war ziemlich viel getrunken) hielt eine lange Rede vom Standpunkte des auswärtigen Ministers, schilderte die Gefahren für Preußen und die deutsche Einigung, wenn wieder Zwiespalt entstände, und griff dann namentlich Miquel und Lasker hart an. Bennigsen und ich meldeten uns fast gleichzeitig zum Worte. Bennigsen erhielt es zuerst von Delbrück und erwiderte sehr entschieden und grob, sagte unter anderm, er habe sich nicht einladen lassen, um seine Freunde angreifen zu lassen. Dann kam v. Köller, dann ich, der ich erklärte, überall Bennigsen beitreten zu müssen; der Minister müsse nicht glauben, es mit Lasker und Miquel allein zu thun zu haben, die gesamte liberale Partei stehe hinter denselben, wolle keine vom Könige ernannte Amtshauptleute.

Allmählich beruhigten sich die Gemüter, gegen 11 Uhr gingen wir auseinander. Bismarck lud uns noch nach Varzin ein, und eine Vertagung des Landtages, nicht Schluß, wurde in Aussicht genommen.

So wird Politik getrieben, und Du kannst daraus ersehen, wie bodenlos die selbst wieder durch die Zeitungen gehenden Gerüchte über mein Ministerium des Innern sind. Ich will nicht Minister werden. Das glauben aber die Leute vielfach nicht. Ueberdies ist es nach Lage der Verhältnisse eine Unmöglichkeit.

*

Berlin, 2. Februar 1870.

Am Montage war ich beim Kronprinzen auf einem Ball, hatte längere Gespräche mit dem Könige und dem Kronprinzen. Interessant war mir die Aufregung in den höchsten Kreisen über die Klosterfrage.[1] Ueberall, von der Hofdame der Königin an, vom Hofmarschall Graf Pückler bis zu den Ministern, wurde ich über dieselbe interpelliert. Sie wird aber erst heute über acht Tage auf die Tagesordnung kommen.

*

[1] Bei dem Landtage waren zahlreiche Petitionen um Aufhebung der Klöster eingelaufen. Professor Gneist hatte darüber einen den geistlichen Ordensanstalten sehr feindlichen Bericht erstattet. Um indes allzu große Erregung der religiösen Parteien zu vermeiden, ließ man die Angelegenheit nicht zur Erörterung im Plenum des Abgeordnetenhauses gelangen.

Digitized by Google

Zum Reichstage traf Forckenbeck erst ziemlich spät, Ende April, ein. Er fand Abgeordnete und Publikum ziemlich erregt wegen der Frage, die bei der Beratung des neuen Strafgesetzbuches im Vordergrunde stand: nämlich der Abschaffung der Todesstrafe, wie der Reichstag solche bei der zweiten Lesung beschlossen hatte, der Bundesrat aber sie zurückwies.

Berlin, 25. April 1870.

Im Parlament ist eine sehr niedergedrückte Stimmung. Die Meinungen über die Todesstrafe gehen weit auseinander. Ein ziemlicher Teil unsrer Fraktion will einen Kompromiß eingehen. Die süddeutschen Nationalliberalen arbeiten darauf hin. Simson sagte, er habe niemand so sehr herbeigewünscht als mich. Was nun?

*

Berlin, 30. April 1870.

Hier ist alles im Parlamente abgespannt und verdrießlich. Ich war gestern beim Grafen Münster mit mehreren Konservativen zum Diner. Auch von diesen wurde vielfach geklagt. Man meinte, Bismarck sei krank, und er mache uns alle krank. Hinter den Coulissen wird sehr viel über die Todesstrafe verhandelt. Gleich am ersten Abend meiner Herkunft hatte ich über diese Frage von 6 Uhr bis 10 Uhr eine Konferenz mit Simson und Präsident Friedberg, dem Vertreter der Regierungen. Letzterer will durchsetzen, daß die Regierungen alle Verbesserungen und Forderungen des Reichstags acceptieren, die Todesstrafe bei Hochverrat und allen politischen Verbrechen aufgeben und nur noch ganz allein beim Morde beibehalten, und hierin soll dann der Reichstag nachgeben. Ich sollte mich für diesen Kompromiß erklären, damit dieses den Regierungen gesagt werden und auf meine und Simsons Meinung Bezug genommen werden könne. Wir beide haben eine solche bestimmte Erklärung abgelehnt. Die Sache ist zu sehr Gewissenssache. Dennoch ist die Entscheidung über einen solchen Kompromiß außerordentlich bedenklich und schwer. Es wird vieles, sehr viel Gutes mit dem Vorschlage gewährt.

*

Berlin, 7. Mai 1870.

Heute nachmittag um 3 Uhr ist das Zollparlament durch den König geschlossen worden. Die letzten Tage desselben sind in mancher Beziehung ganz wunderbar verlaufen. Die Abgeordneten von 38 Millionen Deutschen sollen sich ohne alle höhere politische Aufgaben, ohne Führung der 26 Regierungen über die verschiedensten materiellen Interessen des großen Deutschland einigen! Wunderbar ist es, daß das nach dreijähriger Verhandlung gelungen ist. Es ist meiner Ansicht nach der stärkste Beweis, daß die Deutschen *ein* Volk sind, und daß dieselben zwar über materielle Interessen sich zanken, nie aber, läßt man das Volk gewähren, dauernd sich entzweien können.

Als Präsident der Freihandelspartei, zuletzt als einer der drei Vertrauensmänner, die mit dem Herrn Minister Delbrück unterhandelten, habe ich lebhafte

Digitized by Google

Arbeit in der Sache gehabt. Dank wird man wenig ernten. Das ist mir aber gleichgültig ...

Das Resultat des Zollparlaments ist kurz folgendes:

Das jetzige Zollsystem war ein sehr kompliziertes und namentlich dem Nordosten Deutschlands gegenüber ungerechtes. Namentlich die Eisenzölle besteuerten mit circa 800 000 Thlr. jährlich den armen Nordosten zu Gunsten der reichen Eisenländer Rheinland, Hannover, Westfalen. Sollte die Sache geändert werden, so mußte, bei Aufrechterhaltung des gesamten Einkommens aus den Zöllen, die Sache anderweit verteilt werden. Steuern erlassen, ohne gleichzeitige Auferlegung neuer, wollten die Regierungen durchaus nicht.

Wir haben nun darein gewilligt, daß die Steuer vom Kaffee von 5 Thlr. für den Zentner auf 5 Thlr. 25 Sgr. erhöht wird, das heißt gerade für ein Pfund Kaffee um drei Pfennige. (Dagegen wird der Zoll auf 28 verschiedene Artikel, sowie der Zoll auf Roheisen von 5 Sgr. auf $2^1/_2$ Sgr. und der auf Reis von 1 Thlr. auf 15 Sgr. pro Zentner herabgesetzt.) Des Pudels Kern ist aber, daß die Erhöhung des Kaffeezolles die wohlhabenderen Kreise, überhaupt Deutschland *gleichmäßig* trifft, die Herabsetzungen aber die schwerbelasteten östlichen Provinzen vorzugsweise betreffen.

Nur die Fortschrittspartei im Bunde mit den entschiedensten Partikularisten stimmte zuletzt gegen, alle übrigen, namentlich alle liberalen Süddeutschen stimmten zuletzt mit uns.

Inzwischen gehen die Verhandlungen über die Todesstrafe fort. Der Kronprinz hat einen Brief an Simson geschrieben, der nur mir, Bennigsen, Stephany, Graf Schwerin gezeigt ist und gezeigt werden soll. Er ist Anhänger der Aufhebung der Todesstrafe, rät aber *zum Vergleiche*.

*

Berlin, 21. Mai 1870.

Die Antwort der Regierungen ist mir schon bekannt. Trotz des lebhaften Auftretens des Kronprinzen im Conseil, für die politischen Verbrechen die Todesstrafe vollständig aufzuheben, hat man sich nicht dazu entschlossen. Die Todesstrafe soll nicht nur für Mord beibehalten resp. wieder eingeführt werden, sondern auch für schweren Hochverrat (Mordversuch auf den Landesfürsten). Damit fällt das Strafgesetzbuch. Die Majorität wird jetzt ihrem ersten Votum treu bleiben.

*

Diese Vorhersage Forckenbecks bestätigte sich nicht. Bei dem entscheidenden Votum der dritten Lesung fielen 24 Liberale um, und so wurde die Todesstrafe angenommen, dann das gesamte Strafgesetzbuch mit großer Mehrheit votiert.

Mit dieser wichtigen Reform, mit diesem bedeutsamen Schritte zur inneren Einigung des großen Vaterlandes schloß der Reichstag ab. Acht Wochen später brach der gewaltige Krieg aus, dessen ruhmreiche Siege und schwere Blutopfer mit einem Male die trennende Schranke der Mainlinie zertrümmerten.

Digitized by Google

Der Reichstag war noch einmal, am 19. Juli 1870, zu einer außerordentlichen Session einberufen worden, um die Kosten der Kriegsführung zu bewilligen.

Berlin, 20. Juli 1870.

Der König war gestern auf dem Weißen Saale auf das tiefste bewegt und konnte diese Bewegung gar nicht verbergen. Ich habe ihn noch nie so gesehen. Er machte aber gerade durch diese so echt menschliche Bewegung den besten und tiefsten Eindruck. Die Versammlung dagegen, so vollzählig wie noch nie — auch die an der französischen Grenze wohnenden Mitglieder waren alle da —, war von einer wunderbaren Zuversicht. Sie stützte durch ihre lauten, immer stürmischer werdenden Zurufe den alten König, und das Hochrufen, als er den Saal verließ, wollte kein Ende nehmen ... Gleich im Anfange der ersten Sitzung teilt Bismarck die Nachricht von der Kriegserklärung Frankreichs dem Reichstage mit. Die Wirkung dieser Mitteilung war eine wunderbare. Versammlung und Tribünen brachen in ein minutenlanges, wiederholtes Hoch- und Bravorufen aus, was nicht enden wollte. Solche Scenen muß man erleben.

*

Nach den Siegen bei Metz und Sedan beschloß der Vorstand der nationalliberalen Partei, eine Anzahl seiner hervorragendsten Mitglieder nach Süddeutschland zu entsenden, um dort, unter dem frischen Eindrucke der großen Erfolge, den Anschluß des Südens an den Norden, die völlige Einigung zu betreiben. Lasker und Bennigsen fuhren am 6. September nach München, Forckenbeck, der zuvor seine Stellvertretung regeln mußte, reiste ihnen eine Woche später nach.

Berlin, 14. September 1870.

Ich reise heute abend 8½ Uhr direkt nach Stuttgart, in Begleitung des Dr. Oppenheim von hier, und logiere dort Hotel Marquardt. Das ist das Resultat der Verabredung, die ich heute mit v. Unruh, Dr. Braun, Oppenheim hier abgehalten habe ... Das [weitere] Resultat der Unterredung ist, daß eigentlich niemand etwas davon weiß, wie es im Innern Deutschlands werden soll, die Annexion von Lothringen und Elsaß dagegen wohl feststeht.

*

Stuttgart, 18. September 1870.

Heute, Sonntag den 18., werden wir vormittags von hier nach Karlsruhe abreisen und von dort morgen unsre Rückreise antreten, wahrscheinlich über Frankfurt ... Mittwoch abends fuhren wir hierher ... 11 Uhr abends waren wir hier ... In der Politik haben sich die Sachen geklärt. Süddeutschlands Fürsten und Volk wollen die Einheit und große Opfer bringen. Es hängt jetzt alles von unsern Staatsmännern ab.

*

Digitized by Google

Das galt aber nur für Württemberg und Baden, die Forckenbeck selber gesehen hatte. Von Bayern hatten Lasker und Bennigsen weniger Günstiges zu berichten. Man weiß, daß Bayern erst am 23. November zur Unterzeichnung des beständigen Bundesvertrages bewogen werden konnte und auch dann nur durch das Opfer beträchtlicher Zugeständnisse an seine Partikularrechte.

Inzwischen war der Reichstag des Norddeutschen Bundes auf den 24. November einberufen worden, zunächst zur Gewährung einer neuen Kriegsanleihe von hundert Millionen Thalern.

Berlin, 24. November 1870.

Der Reichstag ist ziemlich vollzählig versammelt. Aber verglichen mit dem Reichstage vom 19. Juli cr. merkt man doch sofort an der ganzen Stimmung, daß wir seit vier Monaten in einem schweren, furchtbaren Krieg uns befinden, dessen Ende noch nicht mit Sicherheit abzusehen. Die Thronrede giebt noch keinen Anhalt für den Frieden. In den Kreisen der Reichstagsabgeordneten war man der Ansicht, daß Paris binnen acht oder zehn Tagen kapitulieren werde. Ob dann aber Frieden werde, wußte niemand!

Der Vertrag mit Bayern ist heute nachmittag 2 Uhr, unterzeichnet, mit Kurier von Versailles abgegangen. Er braucht zwei Tage, um hier einzutreffen. Seinen Inhalt kennt niemand hier genau. Vorläufig haben wir daher wenig zu thun und können namentlich über die Lage der Verhandlungen nicht urteilen.

*

Berlin, 28. November 1870.[1])

Heute ist der Vertrag mit Bayern erst angekommen, erst am Freitag oder Sonnabend kann daher die Verhandlung im Reichstage beginnen. Bis dahin sitzen wir eigentlich müßig hier. Dazu kommt, daß uns die schließliche Gestaltung der Dinge in Bezug auf die deutsche Einheit, wie dieselbe durch die abgeschlossenen Verträge vorbereitet ist, doch die allerernstesten Bedenken hervorruft.

Richtig ist es, daß man die Wege gegangen ist, die wir im September in Süddeutschland ebneten. Es ist ferner wunderbar, daß man unter den Regierungen fast nur die Punkte verhandelt und erörtert hat, die wir damals als hervortretend bezeichneten. Neue Gedanken sind dabei unter den Regierenden nicht hervorgetreten. Aber die Lösung der Punkte ist vielfach nicht nach unsern Wünschen und Ansichten erfolgt.

Wenn die deutschen Fürsten nach dem neuen Entwurf über Krieg und Frieden im Bundesrate mitreden können (im Nordbunde war das allein Sache des Königs von Preußen), wenn sie das Recht, Gesandte zu halten, behalten, wenn das militärische Exekutionsrecht des Bundesfeldherrn fortfällt, wenn die militärische Einheit durch Vorrechte, die Bayern und Württemberg durch Spezialkonventionen eingeräumt werden, durchlöchert wird, wenn endlich Bayern die Feststellung des Militärbudgets — wenn auch mit gewissen Beschränkungen —

[1]) Dieser Brief ist teilweise in meinem „Forckenbeck", Seite 215, abgedruckt.

Digitized by Google

überlassen ist, so giebt das zusammen ein so gefährliches Loch in der neuen Einheit, daß dieselbe schon in den nächsten Jahren wieder gefährdet sein kann.

Dazu kommt, daß auch die neue Verfassung nur auf den Leib von Bismarck zugeschnitten ist. Wer soll, wenn er einmal nicht mehr da ist, diese kolossalen Verhältnisse als Bundeskanzler beherrschen? Das kann kein einzelner Mensch, dazu gehört ein Verein von Männern, ein Ministerium. Das fehlt in der Verfassung, und wenigstens die Möglichkeit eines solchen muß gewährt werden.

Du siehst also, daß ziemlich ernste Verhandlungen unser harren. Dazu waren unsre beiden ersten Sitzungen durch das wüste, brutale Auftreten der Sozialdemokraten geradezu unerquicklich. Simson, der heute mit der Niederlegung des Präsidiums drohte, sagte, als ich zu ihm ging, um ihn zu trösten, daß er das nicht aushalte, er gehe körperlich zu Grunde, habe dazu keine Lust; er sei sechzig Jahre alt und habe neun Kinder. Ich solle den Platz einnehmen.

Ich redete ihm das aus.

Unsre Staatsmänner sind überhaupt irritiert. Gestern war ich mit Bennigsen bei Delbrück und entwickelte ihm meine Bedenken, ungefähr so wie im Eingange des Briefes. Er brauste gleich auf. Er meinte, ein andrer müsse die Verhandlungen von vorn anfangen. Er werde es nicht.

*

Berlin, 3. Dezember 1870.

Montag beginnt die Verhandlung über die deutsche Verfassung und wird dann mehrere Tage in Anspruch nehmen, und doch wird schließlich, davon bin ich jetzt überzeugt, die ganz überwiegende Mehrheit für die Annahme der Verträge, auch des mit Bayern, ohne alle Abänderung stimmen. Du wirst in den Zeitungen von den Verhandlungen hinter den Coulissen gelesen haben. Dieselben finden allerdings in großem Umfange statt. Am Donnerstag war ich bei einem Diner beim Minister Delbrück; acht Personen, darunter Camphausen, waren anwesend. Von 8 bis 11 Uhr wurde sehr scharf verhandelt. Am Freitag war Minister Itzenplitz bei mir. Am Montag soll ich bei Camphausen essen. Immer wird politisiert. Alle räumen ein, daß die Verträge in manchen Punkten sehr mangelhaft sind. Niemand aber sah sich ermächtigt, Abänderungen in Aussicht zu stellen. Dazu schwebt der Kaiser in der Luft. Die Kaiserkrone wird hier schon vom Goldschmied gearbeitet. So sind wir schließlich vor einfach Annehmen und Ablehnen gestellt, und da wird entschieden werden, wie ich Dir sagte.

*

Wirklich nahm am 9. Dezember der Reichstag mit überwältigender Mehrheit die mit den süddeutschen Staaten vereinbarte Verfassung Gesamtdeutschlands an. Die einzige Veränderung bestand in der Hinzufügung der Namen „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser".

Unmittelbar an diese großen, die ganze Zukunft Deutschlands bestimmenden Ereignisse knüpfte sich der Zusammentritt des neu erwählten preußischen Landtags.

Digitized by Google

Berlin, 16. Dezember 1870.

Um 7 Uhr morgens kam ich hier an, schlief bis 11 Uhr im „Hotel de Saxe", ging dann in das Abgeordnetenhaus, war eine Stunde später mit 340 Stimmen gegen eine zum Präsidenten gewählt; präsidierte bis gegen 4½ Uhr, aß dann zu Mittag und schreibe diesen Brief in der Präsidentenwohnung. Das wirklich kolossale Vertrauen einer ganzen Bevölkerung in dem Votum 340 — 1 drückt mich ordentlich nieder. Es legt Verpflichtungen auf, die zu erfüllen man sich kaum im stande fühlt. Weihnachten werden wir kaum fertig werden, so viel Vorlagen hat heute schon der Finanzminister der Volksvertretung gebracht, während die Heere vor Paris stehen!

*

Auf einem Diner bei der Königin Augusta, zu dem Forckenbeck kurz vor Weihnachten geladen war, sprach die hohe Frau „die Hoffnung aus, daß die geeinigte deutsche Nation eine recht friedliche sein werde. Die Damen waren alle in Schwarz." (Brief vom 21. Dezember 1870.)

*

Berlin, 19. Januar 1871.

Die letzten beiden Tage waren ziemlich aufregend für mich. Erst eine Stunde vor der gestrigen Sitzung erfuhr ich durch ein Privatschreiben von Itzenplitz die bevorstehende Kaiserproklamation. Fortwährender Besuch ließ mich zu gar keiner ruhigen Erwägung kommen. Dennoch ging die Scene sehr feierlich und mit den besten Eindrücken vor sich. Die wenigen Worte, die ich sprach, gefielen im Hause ganz außerordentlich. Die Adresse [an den Kaiser] ist auch gelungen, heute schon angenommen, das Präsidium mit der Ueberreichung beauftragt. Zugleich hat der Minister schon angefragt nach Versailles, wann der König uns empfangen wolle. So ist es möglich, daß ich morgen oder übermorgen auf der Reise nach Versailles bin.

Einen Beamten des Hauses, einen Diener nehme ich mit, auch den ersten Vizepräsidenten v. Kvoller. Alles auf Kosten des Hauses.

*

Berlin, 20. Januar 1871.

Bis zum Augenblicke ist die Rückantwort aus Versailles noch nicht da! Wahrscheinlich weil man dort, wenigstens bis um 1 Uhr hin, einen Massenausfall der Pariser fürchtete, die dicht gedrängt um den Mont Valérien sich aufgestellt haben.

... Eben komme ich von einem Diner bei der Königin. Nach Tisch habe ich sehr große Lobsprüche geerntet, namentlich dafür, daß ich auf eine so taktvolle, einfache Weise ihr habe gratulieren wollen. Ich hatte das einfach als Sache des Präsidiums betrachtet und deshalb das Haus gar nicht erst befragt.

*

Digitized by Google

Berlin, 22. Januar 1871.

Morgen abend 8 Uhr 30 Minuten werden wir von hier unter Leitung eines in das Hauptquartier abgehenden Kuriers nach Versailles abfahren. Gestern kam die Rückantwort des Königs: er werde sehr gern die Deputation in Versailles empfangen, stelle aber anheim, ob nicht, damit die Geschäfte des Landtages nicht aufgehalten würden, erst der Schluß der Session zur Ueberreichung geeignet sei. Auf meine Veranlassung telegraphierte das Staatsministerium zurück: Aufenthalt in den Geschäften trete nicht ein, wir wünschten baldigst die Adresse zu überreichen. Heute 6 Uhr Rückantwort von Bismarck: Majestät ist jederzeit bereit, die Adresse entgegenzunehmen, und bitte ich, den beiden Präsidenten davon Mitteilung zu machen. Sofort fuhr ich zum General-Postdirektor Stephan, beredete mit ihm den Reiseplan. Am schnellsten kommen wir, morgen abend abreisend, über Straßburg, Nancy, Toul ins Hauptquartier. Der Kurier, unter dessen Leitung wir reisen sollen, wird sich morgen bei mir melden. Die offenen Ordres für alle Posten und Eisenbahnen erhalten wir, vom Großen Generalstab hier offene Requisition an alle Militärbehörden.

Es reisen: v. Koeller, ich, zwei Diener, Kanzleirat Happel, fünf Personen also. Der Kanzleirat führt die Kasse.

*

Berlin, 2. Februar 1871.

Am Montag den 23. Januar abends $7\frac{1}{2}$ Uhr fuhren wir von hier ab. Am Mittwoch den 1. Februar abends $8\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir hier wieder an. In diesen neun Tagen und vier Stunden werden sich wohl die denkwürdigsten Tage meines Lebens zusammengedrängt haben. Ich will wenigstens in kurzem das, was ich erlebt, referieren. Die Ausfüllung, die Erzählung aller der inhaltreichen Gespräche, die ich mit dem Kaiser, dem Kronprinzen, Großherzog von Baden, Bismarck und Moltke in diesen denkwürdigen Tagen hatte, muß ich späteren Briefen, vielleicht den Tagen, in welchen ich meine heißgeliebte Frau umarmen kann, vorbehalten. Also:

Am 23. abends reisten wir ab. Morgens des 24., $8\frac{1}{2}$ Uhr, in Frankfurt. Ein Geheimer Postrat und Wagen für uns am Bahnhof. Sofort nach dem Bahnhof der Main-Neckar-Eisenbahn gefahren und von dort, bei heiterem Wetter, immer erster Klasse, ununterbrochen weiter nach Straßburg.

In Kehl abends 7 Uhr am 24. Mit der Ueberfahrt über die notdürftig wiederhergestellte Brücke machte sich das Betreten des Kriegsschauplatzes gleich bemerkbar. Von Kehl bis Bahnhof Straßburg dauerte die Fahrt auf der Eisenbahn, wiederholt durch andre Züge aufgehalten, fast $1\frac{1}{2}$ Stunden, so daß wir erst gegen $8\frac{1}{2}$ in Straßburg ankamen.

Präfekt Meyer am Bahnhofe. Wollen wir die gesprengte Brücke bei Toul am andern Tage rechtzeitig passieren, müssen wir sofort weiter. Meyer requiriert militärisch einen Waggon für uns. Eine Flasche Wein, ein kaltes Huhn wird in den Waggon geladen. Ein Geheimer Postrat steigt zu unserm Schutze mit in den Wagen. Die militärische Ordre lautete: 6 Offiziere, Truppenteil Reichs-

Digitized by Google

tag. Abends 9 Uhr ging es also weiter in Feindesland mit dem Zuge nach Nanzig. Bei wunderschönem Mondschein passieren wir in Tunnel auf Tunnel die Vogesen.

Das Fahren auf der Eisenbahn fordert zu manchen Betrachtungen auf. Eisenbahnwärter existieren nicht, statt dessen vor jedem Tunnel Abteilungen der Landwehr, um Feuer lagernd. Nachts 1½ Uhr nach fortwährender Fahrt in Nanzig. Ein wunderbares militärisches Bild am Bahnhofe. Eine ganze Compagnie Bayern in der Halle im Biwak lagernd. Eisenbahndirektor und Postdirektor zu unserm Empfange bereit. Ein Souper und Zimmer sind im „Hotel de France“ bestellt. Wollen wir aber die zersprengte Brücke passieren, so müssen wir um 5 Uhr morgens weiterfahren. Ich entscheide: soupieren, dann zwei Stunden schlafen, dann weiter.

Um 5 Uhr morgens am 25. wieder auf dem Bahnhof. In der Nacht ist Alarm geschlagen. Bei Liverdun — nächste Station — sind Franctireurs. Zwei Compagnien ausgerückt. Dessenungeachtet beschließen wir, sofort zu fahren, kamen 7 Uhr morgens in Fontenoy an, bei welcher Station die zersprengte Brücke liegt. Das Dorf ist zur Strafe angezündet und brennt noch. Hunderte von Wagen zur Ueberführung der Eisenbahn bereit. Für uns waren drei elegante Wagen gestellt. Außerdem war ein Zug Ulanen zu unsrer Bedeckung bereit. Um 7½ Uhr fuhren wir von Fontenoy ab, um 9½ Uhr waren wir in Toul. Dort mußten wir warten bis 2 Uhr, bis der Zug endlich in Ordnung. Nun fuhren wir ohne Aufenthalt durch, über Chalons, Epernai und so weiter, mit vielfachen Unterbrechungen, bis nach Lagny. Unterwegs überall die liebenswürdigste Aufnahme von Militär- und Eisenbahnbeamten ... Zwei Stationen vor Lagny Depesche des dortigen Kommandanten, ob ich zu Abend essen wolle und so weiter. Nachts 2 Uhr — also am 26., 2 Uhr morgens — in Lagny. Das ganze Etappenkommando noch zusammen. Es mußte noch ein Souper im Feldlager eingenommen werden, bis wir um 4 Uhr die bei einer berühmten sächsischen Krankenpflegerin ganz ausgezeichnet vorbereiteten Quartiere beziehen konnten.

Am 26. morgens 9 Uhr mit Extrapost über Villeneuf weiter. Ich setzte mich auf dem ersten unsrer drei Wagen auf den Bock. Der Eindruck der Umgebung von Paris war bei ihrer landschaftlichen Schönheit ganz wunderbar, aber grausig, weil alle Einwohner fort und nur Militär zu sehen war. Paris in Nebel gehüllt.

Abends 8 Uhr in Versailles. Brillantes Quartier, die frühere Wohnung von Simson und Ujest.

Sofort 8½ Uhr zu Bismarck. Höchst kordialer Empfang. Er bestellt gleich für uns Abendbrot. Wir bleiben bis 11¾. Während wir bayrisch Bier und Sekt trinken, donnern die Kanonen von Paris und unsern Schanzen. Bismarck, im allgemeinen von den Kapitulationsverhandlungen sprechend, zieht die Uhr. Es ist 11½ Uhr. Er bemerkt: um 12 Uhr soll das Artilleriefeuer eingestellt werden.

Digitized by Google

11¾ gehen Koeller und ich fort, hören noch auf den einsamen Straßen die Kanonenschüsse. Ich sage zu Koeller: „Wollen doch mal sehen, wieviel Uhr." An der Gaslaterne sehe ich auf meiner Uhr 10 Minuten vor 12 Uhr. Der Kanonendonner verstummte. Es waren hoffentlich die letzten Schüsse in dieser furchtbaren Periode.

Am andern Tage, 27., Meldung beim Kronprinzen, bei den Hofmarschällen. Um 2 Uhr schon Audienz beim Kaiser und Uebergabe der Adresse. Höchst warmer Empfang vom Kaiser. Dauer der Audienz fast ¾ Stunde.

Besuch der Schloßgärten von Versailles. Diner beim Kronprinzen zur Feier des Geburtstages seines ältesten Sohnes. Der Kaiser und alle deutschen Fürsten anwesend. Ich habe Platz bei Moltke, der vierte rechts vom Kaiser. Nach Tisch zündet der Kaiser eine Zigarre an, der Kronprinz eine Pfeife. Alles raucht. 11 Uhr nach Hause. Sehr lange und denkwürdige Gespräche mit Kronprinz, Moltke, Großherzog von Baden.

Am andern Tage 11 Uhr holt uns, der Verabredung gemäß, der kommandierende General des V. Armeecorps, General v. Kirchbach, zur Fahrt auf den Vorposten seines Corps ab. Die Artillerie feuert nicht mehr. Die Infanterie darf noch schießen, schießt aber faktisch nicht mehr.

Wir fuhren durch die drei Verteidigungslinien, zuerst südwestlich bis zur Villa Metternich, dann über das Observatorium des V. Corps, über Marly, das Gefechtsfeld am 19., bis in die berühmte Schanze von Montretout, nur 2000 Schritt vom Mont Valérien, dann durch Stadt Saint Cloud, bis zum Schlosse, dann durch dasselbe bis zum Platze, wo die Laterne des Diogenes stand — wunderbare Aussicht auf Paris —, dann in die erste unsrer Belagerungsbatterien, die am furchtbarsten vom Feuer gelitten.

Den Anblick derselben, unsrer Soldaten bei den Geschützen, überhaupt diesen ganzen Tag und diese Fahrt kann ich nie vergessen.

4¾ wieder in Versailles.

5 Uhr Diner beim Kaiser. Höchst gnädige Unterredung und 7½ Uhr Verabschiedung vom Kaiser. Er erwähnt noch nichts von der Kapitulation. 8 Uhr im Ueberrock wieder beim Kronprinzen zum Rauchen. Wichtige Unterredung über Personen und Sachen mit demselben. Ich treffe den Maler Herrn v. Werner. Um 10¾ Uhr frage ich den Kronprinzen, ob die Kapitulation wirklich abgeschlossen. Er sagte: „Mein Adjutant ist beim Bundeskanzler. Er soll mir sofort melden, wenn die Unterzeichnung erfolgt ist. Sehen wir, ob er schon da ist." Er war noch nicht da!

11 Uhr Verabschiedung vom Kronprinzen. Mit dem Erbprinzen von Neuwied gehen wir noch in ein Bierhaus, um bayrisch Bier zu trinken.

Am 29. früh: Adjutant Mischke schreibt um 9 Uhr früh die Bedingungen und den Abschluß der Kapitulation. 10 Uhr in der Schloßkirche. 11—1 Uhr Besichtigung des Schlosses und der Bildergalerie. 1—3½ Uhr beim Grafen Bismarck. Unterredung über jeden einzelnen Punkt der Kapitulation. 3—5 Uhr: Koeller und ich dinieren im „Hotel du Réservoir". 5 Uhr Abfahrt von

Digitized by Google

Versailles. Nach einigen Irrfahrten nachts 2 Uhr in Lagny, 5 Uhr morgens Weiterfahrt von dort. Abends 12 Uhr in Straßburg. 10 Uhr 30 Minuten, am 31., morgens nach Besichtigung des Doms und der Stadt Abfahrt von Straßburg. Abends 7 Uhr in Frankfurt. Wir beschließen, die Nacht zu schlafen. Am 1. Februar morgens um 8½ Uhr von dort, 8½ Uhr abends in Berlin.

*

Berlin, 7. Februar 1871.

Ueber Versailles werde ich Dir nach Kräften erzählen. Mit Bismarck sprach ich am 26. abends von 8½ bis 11¾ Uhr, dann am 29. Januar mittags von 12½ bis 3 Uhr. Letztere Unterredung betraf namentlich den Waffenstillstand. Karten von Paris und Frankreich wurden dabei zur Hand genommen, um alle Bedingungen zu erläutern. Ueber Friedenspräliminarien hat er mir nichts mitgeteilt.

Mit dem Kronprinzen hatte ich die eingehendsten Gespräche über die Kaiserwürde, über den Titel Deutscher Kaiser oder Kaiser von Deutschland, über die Kaiserproklamation, über Staatenhaus, über Reichsministerium, über Bismarcks Charakter, über die Zusammensetzung und Aktion des nächsten Reichstages, wobei ich mich als entschiedener Gegner der ultramontanen Partei deklarierte, über Personen, die ich Dir unter vier Augen nennen werde, und so weiter. Fast hat mich dieses Zutrauen des Kronprinzen für spätere Zeiten mit wichtigen Sorgen erfüllt.

Moltkes Gespräche betrafen namentlich die Kriegsführung. Wunderbar objektive Urteile, aber diese und die Schätzungen des Gegners sind mir überall im Hauptquartier entgegengetreten.

*

Wie die leitenden Persönlichkeiten im Großen Hauptquartier, so erwiesen nach der Heimkehr auch Kaiserin Augusta, die Prinzessin Karl und andre Glieder des königlichen Hauses dem ebenso ehrenhaften wie einsichtigen, ebenso charakterfesten wie besonnenen Präsidenten des Abgeordnetenhauses unbedingtes Vertrauen. Es ist sehr zu bedauern, daß er über den eigentlichen Inhalt seiner Unterredungen in Versailles nichts Schriftliches hinterlassen hat. Welch ein Beitrag würde dies zur Lösung der Fragen sein, die das Tagebuch des Kronprinzen hervorgerufen hat! Aber auch so, in ihrem gerippeartigen Zustande, bieten die Aufzeichnungen Forckenbecks über seine Versailler Reise viel des Interessanten zur Charakterisierung jener großen und dem deutschen Volke stets unvergeßlichen Zeit.

Digitized by Google

Der Blinde.

Von

Georg Freiherrn v. Ompteda.

In einer Tanzpause machte mich meine Dame darauf aufmerksam, daß der Klavierspieler, der beim Hausballe zum Tanz aufspielte, blind sei.

Ich hatte nur flüchtig einmal einen Blick hinübergeworfen zu dem stillen bescheidenen Mann dort drüben, der uns zur Freude verhalf und regungslos, ohne ein Wort zu sprechen — es kümmerte sich ja doch niemand um ihn —, in seiner Ecke saß.

Nun schaute ich hinüber und sah ein glatt rasiertes Gesicht mit tiefliegenden Augen, die vor sich hin auf die Tasten zu starren schienen. Das Haar des Spielers war lang, es hing ihm über den Kragen herab, schwarz und, wie es schien, von einzelnen Silberfäden durchzogen.

Nach den Zügen des Musikers wäre es nicht leicht gewesen, sein Alter zu bestimmen. Ich fragte meine Dame:

„Wie alt mag er wohl sein?"

Das wußte sie nicht. Als ich nun noch einmal die Augen sah, die allerdings die Tasten nicht zu verfolgen schienen, aber doch nicht im mindesten den Eindruck der Blindheit hervorriefen, schlug ich meiner Dame vor, näher heranzutreten. Eine Neugierde, die ihm lästig gefallen wäre, lag nicht darin — er sah uns ja nicht.

Der Mann spielte mit wunderbarer Sicherheit und Ruhe, mit einem fabelhaften Gefühl für den Takt. Er spielte laut, wie es zum Tanze eben nötig war, aber er pauke nicht, sondern immer blieb ein gewisser weicher Anschlag und Ausdruck in den Tönen.

Als der nächste Tanz zu Ende war und ich meine Dame zu ihrer Mutter zurückführte, sagte sie mitleidig:

„Sie sollten einmal mit ihm sprechen."

Ich benutzte die Pause und ging hin.

Die langen, schmalen Hände des Spielers ruhten auf seinen Knieen unbeweglich, und nun erst, wo ich ganz nahe war, konnte ich entdecken, daß in diesen Augen alles Leben erloschen.

Körperlichem wie seelischem Leiden gegenüber ist es ja so unendlich schwierig, ein Wort zu finden, das tröstet, ohne zu verletzen, das aufrichtet, ohne zu demütigen.

Wie immer im Leben war die beste Einleitung eine neutrale, banale Phrase, und ich fragte:

„Wie heißt denn das Stück, das Sie eben spielten?"

Digitized by Google

Der Blinde wendete sich sofort zu mir, nach der Richtung des Klanges. Ein leises Lächeln schwebte um seine Lippen, und er meinte:

„Ach, es hat wohl keinen Namen."

„Ja, ist es aus einer Sammlung?"

„Nein, nein, ich habe so gespielt."

„Ach so, Phantasie?"

„Gewiß. Aber es mögen wohl Anklänge darin sein. Ich kann stundenlang Tänze so spielen. Wenn mir der Rhythmus gegeben ist, dann finden sich die Töne von selbst."

Es mochten wohl wirklich hie und da Anklänge vorkommen, aber im ganzen schien mir doch das Stück selbständige Erfindung gewesen zu sein.

Unser Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Vortänzer kam und ihm — leider muß ich's gestehen — in wenig zartfühlender Weise zurief:

„Nanu, machen Sie man bißchen fix. Die Damen wollen tanzen!"

Der Blinde lächelte nur ganz leise, wie er vorhin gelächelt, senkte den Kopf, hob die Hände auf die Tasten. Mit einem kurzen Griff hatte er sich vergewissert, wie sie lagen, und einen Augenblick später klangen die Einleitungstakte zu einer Quadrille.

Ich hatte nun keine Gelegenheit mehr, mit ihm zu sprechen. Aber im späteren Verlauf des Balles trat ich noch einmal heran, als eine längere Pause eingetreten war und man die Fenster des großen Salons geöffnet hatte, damit frische Luft hereindringe:

„Hören Sie mal, daß Sie sich nur nicht erkälten!" meinte ich zu ihm. Er sagte ruhig:

„Ach, das bin ich schon gewöhnt. Und dann werde ich nicht warm dabei. Es ist ja doch mechanisch."

Ich kam mit dem Blinden ins Gespräch, und nachdem er mir erzählt, er hätte schon sehr viel zu spielen gehabt diesen Winter — Gott sei Dank, da gehe der Verdienst gut —, fragte ich ihn, ob er denn abgeholt würde und hergebracht, wenn er in fremden Häusern spiele.

Der Blinde lächelte wieder in seiner sanften Weise und meinte mit wohltönender, weicher Stimme:

„Meine Mutter bringt mich her, und ich gehe allein nach Hause."

„Allein? Wie ist das möglich!"

„Ja, bei mir hat sich das Ortsgefühl so ausgeprägt, daß ich hier in der Stadt, wo ich bekannt bin, einen Weg, den ich einmal zurückgelegt habe, auch ruhig wieder allein zurückfinde."

Nach einer Weile fuhr er fort, wieder mit seinem Lächeln:

„Etwa wie ein Hund."

Das wollte mir nicht einleuchten:

„An den Mauern kann ich mir das eher vorstellen; aber wenn Sie nun über die Straße müssen?"

„Ach, zu der Zeit, wo ich nach Hause gehe, wenn der Ball aus ist, so

Digitized by Google

gegen Morgen, ist ja doch kaum Verkehr. Und die Wagen und Menschen höre ich. Mein Gehör ist erstaunlich, das ersetzt mir das Auge."

Ich fragte noch, ob er immer blind gewesen sei, und er antwortete:

„Von meinem achtzehnten Jahre ab."

Dann wurden wir wieder auseinandergerissen, und der Ball ging weiter. Ich sagte meiner nächsten Tänzerin, weil mich das Schicksal des Blinden immer noch bewegte, etwas von ihm. Sie war ein unverschämtes, schnippisches, kleines Ding, das scheinbar alles kannte, wußte und beurteilte, vielleicht um den Herren geistreich zu erscheinen. Sie antwortete nur, von oben herab:

„Ach, der Blinde? Das ist ein ganz gerissener Mensch!"

Das Wort verstimmte mich. Aber sie konnte ja recht haben. Später traf ich dann beim Cotillon einen Landrat, der mich von selbst auf den Klavierspieler anredete und seine Bescheidenheit, seine Vernunft, seinen Takt, sein gutes Spiel auf das wärmste lobte.

Ich dachte: ‚Also einer so und einer so, wie es im Leben immer geht, der eine sieht Sonne, der andre Schatten. Den Schatten, als Wirkung der Sonne, sehen ja doch die wenigsten.'

Ich weiß eigentlich nicht warum, aber nach dem Balle auf dem Heimwege war ich ganz glückseliger Stimmung. Mir war gar nichts Besonderes passiert, alle hatten ihr Tagewerk oder vielmehr Nachtwerk abgehaspelt mit mehr oder minder Vergnügen. Es war eben ein Ball wie alle andern. Und trotzdem war mir froh zu Sinn. Und wie's in solchen Stimmungen zu sein pflegt, wäre es mir unangenehm gewesen, mit einem andern nach Hause zu gehen, der mir dann in der stillen Winternacht unter dem Sternengeflimmer oder beim Lichte des dämmernden Tages von der Güte der Weine erzählt, von der Unbescheidenheit irgend eines jungen Herrn, der da gewesen, von der Einbildung irgend eines Alten, den wir getroffen, von der Schönheit irgend eines thörichten Mädchens, das mir gänzlich gleichgültig war und in das der Affe sich vernarrt.

Nein, lieber allein den Heimweg antreten, da konnte ich denken, was ich wollte, und niemand zwang mich, den Gedankengang zu gehen, der ihm gerade genehm war.

Ich hatte absichtlich in dem zur Garderobe hergerichteten Zimmer noch etwas gezögert, um die übrigen vorauszulassen. Ein paar Unbekannte waren nur noch hinter mir und ein Major, von dem ich wußte, daß er nach der entgegengesetzten Seite mußte.

Langsam stieg ich die Treppe hinab, und aus meiner Feststimmung brachte mich auch nicht das alberne Gesicht des Lohndieners, der unten auf sein Trinkgeld wartete.

Armer Kerl, hatte vielleicht zehn Kinder zu Hause. Ich gab ihm also einen Thaler, und der Gedanke störte mich nicht dabei, daß er ihn am Ende sofort in der nächsten Destille in Schnaps umsetzen könnte und die zehn Kinder, wenn sie da waren, nicht einmal etwas davon hätten.

Auf der Straße rutschte ich in meinen großen Gummischuhen langsam da-

Digitized by Google

hin, steckte mir eine Zigarre an und blies die blauen Wolken in die klare Luft. Da hörte ich hinter mir einen schlurfenden Gang, und es kam jemand vorüber mit unsicherem Schritt, die eine Hand in der Tasche, die andre ein klein wenig mit dem Stock vorgestreckt. Ich erkannte in dem Herrn in dickem Ueberzieher, der ein Halstuch umgebunden hatte und den Kragen hochgeschlagen, den Klavierspieler von heute abend. Und sofort redete ich ihn an.

Der paßte zu meiner Stimmung, der sollte mich nicht darin stören:

„Nun, Sie gehen doch nach Hause?"

„Jawohl!"

„Darf ich Sie ein Stück begleiten?"

„Aber natürlich, selbstverständlich!"

Eine Weile sprachen wir nichts. Dann fing ich an, über die Schönheit des Morgens zu reden. Und erst, als ich mitten darin war, fiel es mir peinlich ein, daß der Blinde ja davon nichts merkte, daß er den wunderbaren Winterhimmel mit seinem Nebelspiel nicht sah, daß er von dem Erbleichen der Sterne nichts ahnte und nicht gewahrte, wie sich der Horizont ganz unten dunkler färbte, wo dichte Wolken geballt lagen.

Aber der Blinde sprach, als kennte er das alles:

„Ja, so ein Wintermorgen ist schön. Diese Weichheit des Himmels und der Luft. Am Tage, da ist doch alles härter, da zeichnen sich die kahlen Bäume schärfer ab. Aber jetzt ist noch alles verschwommen, jetzt, wo es noch nicht Tag ist. Es ist zu schön! Und den Schnee, den liebe ich so. Wie er knirscht unter den Füßen; das ist auch an hellem, lichtem Tage nicht so, wenn womöglich die Sonne scheint und er dann blendet."

Ich war erstaunt, den Blinden sprechen zu hören wie ein Sehender, als ob es ganz selbstverständlich sei, so daß ich meinte, er würde auch nichts darin finden, wenn ich ihn darüber befragte:

„Wie können Sie das beurteilen? Sie sehen es doch nicht?"

„Ich sehe es nicht, aber ich weiß ganz genau, wie es ausschaut. Manchmal glaube ich, mir fehlt gar kein Sinn."

Wir kamen aus der geschlossenen Häuserreihe immer weiter hinaus in ein Villenviertel, und wenn schon vorher alles ruhig gewesen, so herrschte nun vollends Stille.

Der Blinde ging, als könnte er sehen. Aeußerlich merkte man ihm kaum an, daß sein Gang durch das mangelnde Augenlicht beeinflußt war. Hie und da tastete er wohl mit dem Stock, aber sonst stieß er ihn sicher auf und mußte wohl aus Klang und Boden Bescheid wissen, wo er sich befand. Er ging nach der Seite der Gartenmauern zu, und da merkte ich allerdings, wie er ab und zu vorsichtig die Hand aus der Tasche zog, um sich an der Wand zu überzeugen, ob er noch den graden Weg innehielte.

Allmählich kamen wir ins Gespräch. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, Klavierspieler zu werden, und er gewann immer mehr Vertrauen und erzählte mir seine ganze Geschichte:

Digitized by Google

„Mein Vater war Bürgermeister einer größeren Provinzstadt, und wir Kinder erhielten eine gute Erziehung. Als ich etwa achtzehn Jahre alt war, bekam ich das Scharlachfieber. Es blieb eine Schwäche der Augen zurück, und allmählich erlosch das Licht.

Ich erinnere mich noch deutlich der Leiden, die ich damals als junger Mensch ausgestanden. Wissen Sie, daß es furchtbar ist, darüber hinwegzukommen! Ich hatte die Welt nun achtzehn Jahre gesehen, ohne daß ich — ich möchte beinahe sagen — die rechte Freude daran gehabt. Das Sehen war selbstverständlich, ich konnte mir nicht denken, daß es anders sein könnte.

Und in späteren Zeiten, in der Zeit der Krisis, wie ich mich allmählich hinübergewöhnen mußte in meine Blindheit, da habe ich mich wohl in schlummerlosen Nächten angeklagt, daß ich früher das Licht nicht genug genossen, daß ich nicht mit allen Sinnen und Organen die Schönheit der Welt eingesogen, daß ich nicht alles beobachtet, daß ich nicht den Wechsel der Jahreszeiten mir schärfer in die Seele geprägt. Die Formen, die Gestalten, die Umrisse der Dinge kannte ich, konnte sie, soweit sie in meiner Nähe waren, fühlen, das störte mich nicht; aber die Farben, das war furchtbar!

Ich vergegenwärtigte mir dann, wie wohl ein Sonnenuntergang aussähe, wenn die letzten Lichter spielen, wenn sich der Himmel rötet, die Sonne dann niedersteigt und der Horizont blaßblau wird, violett, rot, wieder grau, immer grauer, und endlich die Nacht hereinbricht.

Mit Entsetzen sagte ich mir: ‚Das siehst du nie wieder!‘ Ich fragte mich plötzlich: ‚Hast du das überhaupt jemals gesehen? Ist es schön gewesen?‘ Ich suchte mich zu erinnern: ‚Wie sind Farben?‘ Sie mußten Körper haben, man mußte sie fühlen können. Und ich fühlte und tastete an der Wand, auf den Möbeln, und konnte sie nicht unterscheiden. Mir war es, als müßte das Rot weich sein und das Gelb hart, und eins wirkte doch auf meine tastenden, zitternden Finger wie das andre.

Da hätte ich bittere Thränen weinen mögen, daß ich mir nicht in der Zeit, wo ich noch gesehen, den Regenbogen eingeprägt, daß ich nicht jedesmal in Verzückung geraten, wenn er am Himmel stand.

Ich Thor war damals achtlos vorbeigegangen.

Und jetzt war mir's, als läge darin die ganze Glückseligkeit der Welt. Farbe, Farbe, ich sah sie ja nie wieder!

Ich habe da schlimme Zeiten durchgemacht. Das ist ein so furchtbarer Einschnitt ins Leben, daß man nicht begreifen kann, wie man es überdauert.

Ich erinnere mich eines Tages, wo ich so verzweifelt war, daß ich den festen Vorsatz faßte, mir das Leben zu nehmen. Ich kannte den Gebrauch der Waffen nicht, der Vater hatte immer gesagt: „Das hat noch Zeit bis zum Militär.“ Jäger war niemand von uns. Woher sollte ich mir eine Waffe verschaffen, ohne Aufsehen zu erregen?

Da dachte ich daran, mich aus dem Fenster zu stürzen. Und ich schlich ganz langsam, als man mich einmal allein gelassen hatte, aus dem Zimmer. Die

Digitized by Google

Eltern waren aus, die Geschwister — ich hatte noch zwei Schwestern — in der Schule, nur draußen in der Küche befand sich das Mädchen.

Ich überlegte: wir wohnten im zweiten Stock, das war nicht hoch genug. Ich fürchtete einen Vorsprung des Hauses irgendwo, auf den ich aufgefallen wäre; das hätte den Sturz gehemmt, und ich hätte mich nur noch mehr zum Krüppel gefallen, als ich schon war, aber tot wäre ich nicht gewesen.

Nein, ich mußte höher hinaufsteigen. Und ich tastete mich vorsichtig weiter auf den Flur und die Treppe hinauf. Bis zum vierten Stock bin ich gestiegen. Dort war eine Fensterluke; ich kannte sie genau. Von dort aus ging es gerade hinunter, vier Stock, auf den fliesenbelegten Hof.

Ich überlegte mir: ‚Du wirst bis an die Oeffnung kriechen, die Füße anstemmen und dich dann abschnellen, um in weitem Sprunge in die Luft hinauszufahren.‘

Ich wollte dem Sturze noch besondere Wucht verleihen. Und mir war es ein Gefühl wie Fliegen. Ich wußte ganz genau: ich kann die Richtung meines Körpers lenken, ich muß mit dem Kopfe zuerst auftreffen. Leiden wollte ich nicht, das Leben sollte sofort zu Ende sein.

Und da bin ich vorsichtig an die Luke gegangen, habe das Fenster geöffnet, den Rand mit den Händen betastet, genau, wie ich es alles vorher überlegt, die Füße vorgeschoben, sie auf das Holz des Rahmens gesetzt.

Dann tastete ich nach oben, daß ich frei aufstehen könnte und nicht anstieße.

Ich weiß noch, daß ich die Hände gefaltet habe. Mir war's, als müßte ich irgend etwas beten, aber ich wußte nicht, was. Ich fand keine Sammlung, keine Worte. Ich richtete mich nur, ehe ich mit dem Gedankengang fertig war, in jähem Entschluß auf, und wie ich es gewollt, schnellte ich mich mit den Füßen ab und wandte den Körper so, daß der Kopf vorausging.

Ich hatte wohl ein Gefühl, was die Eltern sagen würden, meine Mutter, daß ich ihnen Schmerz und Kummer mache, aber ich meinte, ein Blinder, wie ich, fällt doch nur den andern zur Last. Das beruhigte und versöhnte mich.

Und mir war es, als flöge ich, als fiele ich sanft in die milde Luft hinein. Ich hatte keine Angst, ich fühlte keine Beklemmung, hatte nur das eine Bewußtsein: ‚Jetzt ist's aus, und jetzt ist's gut so.‘

Was dann geschehen ist, weiß ich nicht mehr; mir ist's auch nicht, als hätte ich irgend welchen Schmerz empfunden. Ich weiß nur, daß ich später in meinem Bett erwacht bin, und daß man mir vorsichtig allmählich mitteilte, wie unter dem Fenster bis zur Höhe des zweiten Stocks ein Gerüst aufgeführt gewesen, weil man irgend welche Arbeiten am Hause vornahm. Ich hatte davon nichts gewußt und war bloß etwa zwei Stockwerke tief auf die Bretter gefallen, hatte nur eine schwere Kopfwunde davongetragen und erwachte nun hier zum neuen Leben.

Das hat eine große Wandlung in meinem Dasein hervorgebracht.

Ich habe keine Selbstmordpläne weiter verfolgt, ich sagte mir mit etwas

Digitized by Google

Fatalismus: ‚Das ist so, das muß so sein, das hat nicht anders kommen sollen, du mußt also leben und blind bleiben.‘

Am fürchterlichsten war mir das Mitleid der andern.

Ich war auf der Schule ein oberflächlicher Junge, dem die verbotene Zigarre hinterm Zaun mit den Freunden, das Fußballspiel Mittwoch und Sonnabend nachmittag, das Schwimmen und endlich die Tanzstunde eigentlich den Hauptinhalt des Daseins bedeuteten.

Ich glaube, ich wäre ein Durchschnittsmensch geworden, mehr oder minder gleichgültig, den andern weder von Interesse noch von Nutzen.

In der Schule war ich nicht schlecht, aber faul. Ich hätte im Leben meinen Weg gemacht, aber eben doch bloß einen Weg wie alle andern.

Da ward diese Blindheit doch vielleicht ein Glück für mich, sie bedeutete Sammlung und Innerlichkeit.

Die Außenwelt war mir verschlossen, für mich verloren, sie sank immer tiefer hinter mir zurück.

Im Anfang besuchten mich noch die Schulkameraden, aber immer mehr vereinsamte ich.

Es war ihnen langweilig, mit mir zu sprechen. Ich wußte nichts mehr von ihren kleinen Interessen, ob ein Extemporale bevorstand, ob es vielleicht einen Tag frei geben könnte, wie der Neue sich gemacht, was vom künftigen Rektor zu erwarten stand, welches kleine Schulmädchen mit blonden Zöpfen sie nach Hause begleiteten, ob einer in der Tanzstunde eine ‚Flamme‘ gefunden.

Und da wir miteinander von solchen Dingen nicht sprechen konnten, weil ich davon nichts mehr wußte, und da sie nichts weiter für mich fanden als nur ein Bedauern meines Schicksals, das doch in zwei Sätzen erledigt war, und von dem man schon aus Rücksicht für mich nicht immerfort sprechen konnte, so kamen wir denn immer weiter auseinander.

Dieser und jener ging ab, auf eine andre Schule, blieb sitzen, es ist auch einer gestorben.

Das Leben, wie eben das Leben ist!

Und immer einsamer ward es so um mich, immer gleichgültiger wurden mir jene einstigen Freunden, nur in meinem Innern wuchsen keine Freuden heran.

Ich war auf die Familie angewiesen. Zuerst waren sie alle lieb gegen mich gewesen. Aber ich merkte es mit der Zeit, wie sie mir den Selbstmordversuch nicht verzeihen konnten. Die Schwestern nicht.

Es blieb ein Makel. Es war ihnen peinlich, den Bekannten gegenüber. Vielleicht mochte der Bruder ihrer demnächstigen Verheiratung zum mindesten nicht förderlich sein.

Der Vater hatte viel zu thun und war beinahe den ganzen Tag nicht zu Hause.

Nur die Mutter war gut gegen mich. Eine Mutter verzeiht, begreift.

Eine Mutter bleibt eben Mutter.

Da kam allmählich eine Verbissenheit über mich. Es galt aufräumen mit

Digitized by Google

der Vergangenheit, und ich hatte doch Neues nicht an seine Stelle zu setzen. Eine neue Welt in der Seele mußte ich mir aufbauen, eine Welt, in der ich die Umrisse nur tasten konnte und die Farben nicht sehen, eine Welt, in die kein Lichtstrahl fiel, wo alles grau und dunkel war, eine Welt, wo aus der Dutzendseele, die nicht gewohnt gewesen, sich mit sich selbst zu beschäftigen, erst eine Seele wachsen sollte, die ihr Genügen am eignen Innern fand.

Wenn es wahr ist, daß der Mensch neun Jahre braucht, bis er seine Haut, also sein Aeußeres, ganz erneut hat, bis jeder Flecken der Epidermis abgestoßen ward und durch neues Gewebe ersetzt, wie lange wird dann wohl die Seele brauchen? —

Sie hat lange gebraucht, dieselbe Reihe von Jahren, die mein altes Leben gewährt — achtzehn Jahre!

Nach achtzehn Jahren hatte sich alles geändert, in mir, außer mir. Der Vater war gestorben, die Schwestern hatten inzwischen geheiratet, die eine war auch tot, die andre lebt noch, sie ist weit fort, sie schreibt selten. Sie will wohl gut sein. Aber wenn man sich so viel Jahre nicht gesehen und vielleicht sich doch nie ganz nahe gestanden hat, dann vergißt man sich auch.

Ich glaube, wenn ich heute stürbe, wäre es ihr gleichgültig.

Und ich will ehrlich sein, ich glaube, wenn sie heute stürbe . . ."

Der Blinde machte, während wir immer weiter schritten, eine nachdenkliche Bewegung. Er tastete mit der Hand an die Mauer und fragte dann, seinen Gedankengang unterbrechend:

„Sind wir schon am Hospital vorüber?"

„Nein, da liegt es vor uns."

Und er sagte nun wieder, als ob er es selbst sähe:

„Ja, ja, da die großen Türme, die Ecktürme. Ja, richtig, ich war zerstreut."

Dann gingen wir weiter, und er fuhr fort:

„Ich meine, was ich sagen wollte, in der ersten Zeit ward es mir schwer, zu gehen, wie ich jetzt gehe, ich hatte das unbewußte Gefühl, es müßte mir immer etwas entgegenkommen. Wie der Sehende im dunkeln Zimmer geht: ich streckte die Hände aus, ich dachte: ‚Jetzt stößt du an, jetzt schlägt dir etwas ins Gesicht.' Ich schützte sogar die Augen. Und es war doch nichts mehr daran zu verderben als vielleicht äußerlich eine Wunde. Ach mein Gott, die heilt, aber der Sinn, der Nerv, das Licht, die Farben, das war doch hin! Und so gewöhnte ich mich allmählich daran und ließ die Hände herab und lernte durch eine Bewegung feststellen, wo ich sei.

Und sehen Sie, ich lernte gehen. Der Gesunde kann nicht gehen, ich meine gehen mit dem Gefühl, daß man jeden Centimeter kennt, den der Boden steigt und fällt, daß man den Teppich fühlt, der auf der Erde liegt, wo sein Rand beginnt, daß man jede Vertiefung ahnt, daß man den Boden so genau kennt wie den Tisch, auf dem die Hand hinfährt.

Es ist nun allmählich in jener Zeit immer einsamer um mich geworden.

Digitized by Google

Nur die Mutter blieb, und mit der Mutter wohnte ich zusammen. Von Freunden war nichts mehr zu sehen.

Nur noch Verwandte gingen mich an. Verwandte besuchten uns, sprachen mit der Mutter und auch mit mir.

Nicht viel. Ich war auch ungesellig, unliebenswürdig, ich habe mich nicht überwunden, den immer sich gleich bleibenden angenehmen Gesellschafter zu spielen.

Nein, ich war übler Laune, es gärte in mir, es kochte, ich haderte mit der Welt, ich war zerfallen mit allem, mit mir selbst am meisten.

Es ging uns äußerlich nicht gut. Der Vater hatte es nicht verstanden, während der Bürgermeisterzeit zurückzulegen. Er hatte auch seine Kenntnisse nicht ausgenutzt, um etwa einen vorteilhaften Grundstückskauf zu machen, irgendwo eine Parzelle zu erwerben, die später durch neue Straßenlegung Wert bekäme oder dergleichen. Er hatte nur gearbeitet und gearbeitet.

Wir bekamen nicht viel. Und das bedrückte meine Mutter, weil sie fühlte, daß nun, wo sie nicht mehr die Frau Bürgermeisterin war, die Leute vielleicht weniger nett mit ihr thaten.

Auch bei ihr blieben diese und jene ganz fort, und sie empfand das nicht als Gewinn, wie der Weise es ansehen müßte, als reinliche Scheidung zwischen Freund und Feind — sie fühlte es als Kränkung.

Das verbitterte auch sie, und ich glaube, das hat mir geholfen.

Ein Gefühl der Verachtung kam über mich, der Verachtung vor dieser elenden Nützlichkeitsherde, vor diesen jammervollen Schmeichlerkreaturen.

Ein Gefühl, daß es am besten ist, allein zu stehen, die übrige Bande ihren Weg ziehen zu lassen und an sich selbst Genüge zu finden.

Ich fühlte aus den bitteren Reden meiner Mutter, wie sie die Witwen-einsamkeit empfand. Es kam hinzu, daß die Schwestern — beide lebten damals noch — in ihren Männern, in ihrer Familie, in ihren Kindern aufgingen und die Mutter vernachlässigten.

Das hat mich erzogen, mich in die Höhe gebracht, mir Kraft, Selbstachtung gegeben, das warf Licht in meine Nacht, das zauberte Farben in mein graues Formengefühl.

Ich konnte die Klagen der Mutter, die versteckten wie die offenen, nicht hören.

Ich richtete sie auf, wo ich konnte. Und in abendlichen Stunden, wenn wir allein waren beim Lampenschein, die Mutter arbeitete und ich am Tische saß neben ihr, bin ich mir klar geworden über so vieles im Leben. Ich wollte der Mutter darüber hinweg helfen und legte mir eine Philosophie zurecht, eine Philosophie der Menschenverachtung, der Strenge, der Herbe.

Immer mehr klärten sich meine Ideen, denn immer mehr sprachen wir von solchen Dingen.

Und in diese Zeit hinein fiel etwas, das mir heute das Leben erhält.

Musikalisch war ich immer gewesen, sehr musikalisch, glaube ich sogar.

Der Vater hatte darauf gehalten, daß wir Kinder Klavierstunden bekämen.

Digitized by Google

Aber ich war faul, machte keine Fortschritte, wollte die Noten nicht lernen. Und als ich sie dann halbwegs kannte, übte ich nicht. Ich war die Verzweiflung meiner Lehrer, und obgleich ich auswendig spielte, besser wie von Noten, obgleich ich ein feines Gehör besaß, obgleich ich mich manchmal am Sonntag ans Klavier setzen konnte und wiederholen, was ich den Abend vorher vielleicht im Konzert gehört, ließ ich diese doch immerhin ungewöhnliche Gabe einschlafen.

Ich weiß, daß ich früher eigentlich nur gespielt habe, wenn ich mich langweilte, oder manchmal aus Eitelkeit.

Dann war ein Besuch da, und es sagte irgend jemand etwas von ‚Phantasieren'. Ich wurde vorgeführt, denn der Vater freute sich, die Schwestern renommierten mit mir, die Mutter war heimlich stolz auf ihren Sohn.

Aber der eigne Drang fehlte. Die übrigen Jungen meines Alters hatten keinen Sinn dafür, und unter ihnen lebte ich, wollte ich glänzen, es lag mir daran, bei ihnen als forscher Kerl zu gelten. Deshalb war mir Fußball, Schwimmen, Tanzen, Prügeln auf der Straße, heimlich Rauchen und all dergleichen viel wichtiger als die Musik.

Mein Vater sah ein, daß es mit den Klavierstunden nicht vorwärts ging. Er bestellte, nachdem er gesagt, ich würde es im späteren Alter noch einmal bereuen, jetzt so faul gewesen zu sein, den Lehrer ab.

Da habe ich in den letzten Jahren, als ich noch sah, auf der Schule, das Klavier beinahe nie mehr geöffnet.

Aber nun allmählich, wo es Nacht um mich geworden, fing ich wieder an zu spielen, spielte die Albernheiten und Oberflächlichkeiten, die ich noch wußte.

Doch mit der Zeit ward mein Spiel anders. Ich vertiefte mich darein, versuchte Eignes zu empfinden, ward immer mehr auf den Tasten zu Hause.

Die Musik hörte ich nun mit doppelt gespanntem Ohr, vernahm tausend Dinge, die mir früher verborgen, weil ich keine Sammlung gefunden hatte, ihnen zu lauschen.

Und allmählich ist die Musik ein Zauber geworden, der mich nie wieder losläßt. Sie ward der Inhalt meines Lebens. Ich weiß genau, daß ich kein Talent für Komposition habe. Ich komponiere, ich spiele frei, aber es ist kein Funke Genie darin, es ist nicht wert, aufgehoben zu werden.

Doch, müssen wir alle an die Sterne reichen? Müssen wir alle loderndes Feuer sein und leuchtende Flamme?

Kann nicht auch ein mildes, bescheidenes Licht unser Leben erwärmen und uns Freude geben und Unterhalt?

Unterhalt, denn mir ist die Musik zum Brote geworden.

Unsre Verhältnisse, sagte ich Ihnen, waren nicht gut; sie wurden immer schlechter. Nachdem einige Jahre vergangen, kam eine neue Stadtverwaltung, die, weil die Stadt Schulden hatte, nur das gezahlt wissen wollte, was gesetzlich zu erweisen war.

Und da kam es denn heraus, daß meinem seligen Vater mündlich zugesagt

Digitized by Google

worden, für Witwe und Familie sollte gesorgt werden, aber einen Schein hatten wir nicht in der Hand.

Die Leute, die zu Vaters Lebzeiten und Amtsantritt die Sorge für seine Zukunft mit ihm ausgemacht, waren nicht mehr am Leben. Und der neue Bürgermeister setzte uns auf ein Gnadenbrot herab. — Ich will die Summe lieber nicht nennen.

Da war ich's, der für die Mutter eintreten mußte. Ich versuchte, meine Kompositionen zu verwerten. Ach, das war noch einmal eine bittere Zeit: der hohe Flug wurde geknickt, die Träume gingen zu Wasser. Ich fand keinen Verleger, ich gab es auf."

Der Blinde machte wieder eine Pause und lächelte vor sich hin. Sein feines Gesicht nahm einen milden, verklärten Ausdruck an. Ich unterbrach ihn nicht. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Und sehen Sie, es ist vielleicht gut. Alles ist zu etwas gut im Leben. Mein Stolz, mein Ehrgeiz wurde gebrochen. Ich bin keiner von den Großen, ich sollte ihnen nicht in der Sonne stehen, ihnen Licht nehmen, unsern großen Meistern, die da waren und kommen werden, die so viel Sonne und Licht brauchen auf ihrem Lebensweg.

Ich bin ein kleines Talent, ich sollte meinen Weg für mich gehen, ohne ihnen in den Weg zu treten. Und da ward ich denn Tanzklavierspieler.

Ich weiß eigentlich selbst nicht recht, wie ich auf die Idee gekommen bin. Ich habe es einmal versucht. Ich wurde gefragt, ob ich nicht in einer Familie zu einem kleinen Hausball spielen könnte, und übernahm es. Ich meinte, ein Versuch könne nicht schaden.

Es ging, und nun spiele ich zum Tanz für die Jugend, die ich nicht mehr bitter betrachte in ihren weltlichen Vergnügungen; ich spiele mit Freude und Interesse, ich spiele gern.

Ich erblicke die jungen Leute vor mir, ich sehe fröhliche Gesichter, ich höre Lachen und Unterhaltung, und während ich einen leichten, leisen Walzer, eine Polka oder einen Galopp spiele, sehe ich junge, hübsche Mädchen im Arme von jungen, frischen, lebens- und gesundheitsstrotzenden Männern dahin schweben nach dem Takte meiner Musik.

Ich weiß, es sind auch häßliche darunter. Aber das sehe ich nicht. Ich sehe nur Sylphiden schweben. Und nur ab und zu erinnert mich bei meiner Musik das schwere Schlurfen der Schuhe, Klappern der Absätze und Klirren der Sporen daran, daß es nicht Geister sind, die dort den Reigen führen.

Ich weiß, es sind oberflächliche, es sind auch schlechte Menschen vielleicht darunter.

Aber ich denke, keiner ist ganz schlecht, keiner ist ganz oberflächlich, keiner ist böse.

Ob nicht im Winkelchen eines jeden dieser Herzen doch etwas Gutes bleibt, ob nicht dieser und jener auch eine Mutter daheim hat, die er ernähren muß, und, wenn er sie nicht ernährt, eine Mutter, die mit liebevollem Auge auf ihn blickt?

Digitized by Google

Keine Kreatur ist so elend, so schlecht, so böse, daß nicht ein Mutterauge doch mit Liebe darauf schauen könnte.

Ich sehe das Gute an diesen Menschen. Ich habe vorhin gesagt, sie sind oberflächlich. Aber es sind junge Leute, der Ernst des Lebens wird schon kommen, sie wollen jetzt das Dasein genießen, sie wollen atmen und jubeln und lachen. Einmal naht auch ihnen die Nacht, einmal kommen auch für sie Alter, Sorge, Not und Kummer.

Und wird sie dann nicht alles das herausreißen aus ihrer Oberflächlichkeit? Werden sie dann nicht schlimmer und schwerer tragen und lernen müssen zu tragen als andre, die von Anfang an über die Rätsel des Daseins nachgedacht?

Muß man ihnen nicht verzeihen, muß man sie nicht begreifen, sie verstehen?

All das sehe ich dann. — Ja, ja, Sie wundern sich, ich sehe es um mich herumschweben, ich sehe Schönheit und Jugend, ich sehe Menschenlust und — Leid um mich, und alle banne ich sie mit meiner Musik, meinen gleichgültigen, kleinen, einfachen Tänzen.

Da kann man doch nicht traurig sein, kann nicht dem Dasein fluchen!

Nein, über diese Zeiten bin ich längst hinaus. Ich habe meine Mutter zu Hause, für die ich sorge. Zehn Mark bekomme ich für den Abend. Ist das nicht ganz schön? Und sehen Sie, manchmal kriege ich auch noch mehr. Der gute Herr heute hat mir zwanzig Mark gegeben, davon läßt sich's schon leben. Wir haben eine billige, einfache Wohnung, meine Mutter besorgt die Wirtschaft. Und meine Mutter bringt mich dorthin, wo ich spielen soll.

Sie wundern sich vielleicht, daß ich allein in der Nacht nach Hause gehe. Aber sehen Sie, so eine alte Frau braucht den Schlaf! In ihrer Jugend hat sie genug gesorgt und gewacht für mich, jetzt sorge und wache ich für sie.

Und so ist allmählich in meine Seele Frieden eingekehrt, und jetzt kann ich sagen, ich habe eigentlich keinen Wunsch."

*

Ich ging schweigend neben ihm her und antwortete ihm nichts. Er hatte den Kopf erhoben, das lange Haar fiel ihm in den Nacken, und seine Augen blickten in die Höhe, als sähen sie dort oben doch etwas am Himmel. Er tastete immer noch ab und zu mit dem Stock, und ein feines Lächeln spielte um seine Lippen.

Ich wollte ihm irgend etwas sagen, ihm die Hand drücken, daß er sich emporgerungen aus Nacht zum Licht, es war mir Bedürfnis, ihm auf irgend eine Art und Weise Mitgefühl zu zeigen, vielleicht sogar Bewunderung.

Aber dann fand ich doch keine Worte, fand nicht den richtigen Ausdruck, und es war mir, als dürfe ich die Stille nicht stören. Wie ein Mißton wäre es mir vorgekommen, hätte ich etwas von mir dazu gethan zu diesen Worten, die der Blinde manchmal, wie wir im Leben sprechen, manchmal in erhobener Art, poetisch verklärt, so vor sich hin gesprochen, indem er durch den kalten Wintermorgen, nachdem er die ganze Nacht ums jungem leichtsinnigem

Digitized by Google

Volk zum Tanze aufgespielt, der kleinen, ärmlichen Wohnung draußen in der Vorstadt zuschritt.

Und mir war es, als hätte ich kein Recht, ich, dem die Sonne noch schien, der das Licht sah, ungeduldig zu werden und zu verzweifeln, wenn einmal etwas nicht nach Wunsch gegangen.

Wieder blickte ich auf das bleiche, etwas eingefallene, heitere Gesicht des Blinden. Und mir war es jetzt, wo ich noch einmal in seine Augen sah, als könne er doch nicht ganz blind sein, als müsse doch in diesen erloschenen Augensternen etwas leuchten, ein Licht — aber dieses Licht war wohl nicht von dieser Erde.

Der Vorschlag Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus II.

Von

Henry Dunant,

Begründer des Roten Kreuzes und Urheber der Genfer Konvention.

Vorwort der Redaktion.

Der nachstehende Appell an die Friedensliebe der Völker wird gewiß weiteren Kreisen von Interesse sein.

Die Petersburger Konferenz soll eines der schwierigsten Probleme der Gegenwart lösen. Alle Staaten stimmen in einem Punkte: den Frieden zu erhalten, überein, aber kein Staat hat bisher ein Mittel gefunden, die sich immer steigernden Armeelasten zu verringern oder wenigstens nicht weiter zu erhöhen. — Könnten die Gesetze der einfachen Logik angewandt werden, so würde aus der Friedensliebe aller Nationen auch die Abrüstung der Armeen sich entwickeln lassen. Aber man muß mit Imponderabilien rechnen. Es giebt noch viele ungelöste Fragen, namentlich im fernen Osten, welche vielleicht einmal große Gefahren für einzelne Staaten bringen können, so daß für dieselben in nächster Zeit eine Abrüstung mindestens bedenklich erscheinen müßte.

Möglich aber wäre es wohl, der großen internationalen Konkurrenz in der fortlaufenden Vergrößerung der Heere Einhalt zu thun, wenn eine internationale Kommission den status quo der stärksten Armeen zahlenmäßig feststellen würde und eine Vereinbarung darüber getroffen werden könnte, daß keine Macht diesen Höhepunkt überschreiten darf. Fraglich ist es allerdings, ob die Mächte sich an ein solches Abkommen auf Dauer binden würden, doch könnte vielleicht der Versuch gemacht werden. — Für die Verhinderung der weiteren Vergrößerungen der Flotten ist Englands Stellung maßgebend. Für England wäre es eine conditio sine qua non, daß die andern Mächte zugestehen, an dem Verhältnisse nicht rühren zu wollen, daß die englische Flotte größer als irgend eine Kombination von zwei andern Flotten bleiben müßte. England verdankt seine unbestrittene Herrschaft zur See seiner Marine, und es würde wahrscheinlich für England schon ein Zugeständnis sein, wenn es einen solchen Vorschlag acceptieren wollte, da es sich auf dem Wege befindet, mit Erfolg

Digitized by Google

einer Kombination von drei Flotten die Spitze bieten zu können. — Wollen die andern Mächte sich in Zukunft in ihren Seegeltungsansprüchen beschränken, so wird auch England sich bereit finden lassen, die Stärke seiner Seemacht entsprechend zu bemessen, aber immer unter dem Vorbehalt, daß sie der oben angedeuteten Kombination gewachsen bleibt.

Daß im übrigen niemand daran denken dürfte, die Fortschritte in der Marinetechnik und in der Technik der Waffen ꝛc. zu hindern, liegt auf der Hand.

Aus obigen Zeilen ist ersichtlich, welch schwierige Aufgabe die Petersburger Konferenz zu lösen haben wird. Ob dieselbe ein praktisches Resultat erzielen wird, ist leider sehr fraglich. — Einen sicheren Erfolg aber könnte diese Konferenz haben und sich ein großes Verdienst um die Humanität im Kriege erwerben, wenn dieselbe den Vorschlägen, welche unser großer Meister in der Chirurgie Fr. v. Esmarch im Januarheft dieser Zeitschrift gemacht hat, nachkommen und die Abschaffung der Bleispitzgeschosse, die gleichmäßige Ausbildung aller Sanitätscorps dekretieren, sowie allen Staaten die Verpflichtung auferlegen würde, je nach dem Verhältnisse ihrer Truppenzahl eine entsprechende Zahl von Aerzten, Pflegern, Lazaretten, Betten ꝛc. ins Feld zu stellen. — Vielleicht wird im Deutschen Reichstage eine Anregung in dieser Richtung gegeben; dieselbe würde nicht ohne Einfluß auf die ausländischen Parlamente und Regierungen bleiben.

Der Vorschlag des Kaisers von Rußland wird in Zukunft als einer der erhabensten und wertvollsten Versuche angesehen werden, die je zum Heile der Menschheit gemacht worden sind. Die Frage, „der fortschreitenden Steigerung der den öffentlichen Wohlstand vernichtenden Rüstungen ein Ziel zu setzen", „nach Mitteln zu suchen, um den unheilvollen, die ganze Welt bedrohenden Zuständen zu begegnen" und „allen Völkern die Wohlthaten eines dauernden und wirklichen Friedens zuzusichern", ist aufgeworfen worden. Sie kann in Zukunft nicht mehr als ein phantastisches Hirngespinst angesehen und nicht mehr als eine Utopie angeschwärzt werden. Was auch komme, es wird ein großes Heil aus ihr erwachsen. Die von Rußland ergriffene Initiative wird alle Mächte auf der gleichen Bahn mit sich fortreißen. Aber das vorgeschlagene Werk ist ein langatmiges, ein Werk, das Zeit und Geduld erfordert. Ein jedes Ding will seinen Anfang haben, und es ist das erste Mal, daß eine derartige Frage entschlossen in diplomatischer Weise in Behandlung genommen wird, und zwar von einem Monarchen, der sich an alle Mächte wendet. Der erste diplomatische Schritt in einer so heikeln Sache war das Schwierigste, was zu thun war. Dieser erste Schritt ist von einem mächtigen Kaiser zurückgelegt worden, dem die ganze Welt zu tiefem Dank verpflichtet ist. Sein hochherziger, von den Souveränen Europas mit warmer Sympathie begrüßter Vorschlag ist ein Appell an die Eintracht unter den Völkern; er umschließt im Keime die ganze Zukunft des internationalen Friedens und der internationalen Brüderlichkeit, auf welche der bessere Teil der Menschheit hofft.

Indem er die „Erhaltung des Friedens als Zweck der internationalen Politik" zu wahren sucht, ist der Kaiser von Rußland „der Ueberzeugung, daß dieser erhabene Zweck den wesentlichsten Interessen und den berechtigten Wünschen aller Mächte entspricht", sagt das kaiserliche Handschreiben. Das ist vollständig richtig. Aber in den Augen gewisser Zweifelsüchtiger gleicht ein derartiges

Digitized by Google

Projekt einem Schneeball, der bald schmelzen wird, wie sie in ihrer alltagsmäßigen, beschränkten, egoistischen und stumpfsinnigen Weisheit vermeinen. Ein Schneeball, das mag sein. Aber dieser Schneeball kommt von einer Spitze, die höher ist als die majestätischsten Alpengipfel. Er wird seinen Weg machen. Er wird sein Ziel erreichen. Er ist berufen zu einer gewaltigen Lawine anzuschwellen. Nur wird im Gegensatze zu den Lawinen, die von den Alpenhöhen herabkommen und auf ihrem Wege alles zerstören, diese durchaus friedfertige Lawine, indem sie sich nach und nach entwickelt, stetig an Bedeutung zunimmt und die Abgründe ausgleicht, auch die Abgründe ausgleichen, welche die Völker der Erde noch voneinander trennen; und wenn sie sich dann in sich selbst festigt, wird sie mit der Zeit wie der in Krystall und Azurblau prangende Gletscher werden, der seit Jahrtausenden in luftiger Höhe im Scheine der Friedenssonne erglänzt.

Dieser an die Mächte ergehende Aufruf, durch gegenseitiges Uebereinkommen von jeder weiteren Vermehrung der Rüstungen abzustehen und „gemeinsam nach Mitteln zu suchen, den unheilvollen, die ganze Welt bedrohenden Zuständen zu begegnen", wird, da er von so hoher Stelle kommt, zunächst zu dem erfreulichen und unvermeidlichen Ergebnis führen, daß ein Gegengewicht gegen die übertriebenen Kriegsgelüste gebildet wird und bei allen Bevölkerungsklassen und in den gesamten Ländern beider Hemisphären die Friedensidee zu Ehren gelangt. Um die Völker einander näher zu bringen, sind Thaten erforderlich; nun ist aber die große That des Zaren, die weittragende Folgen haben wird, bezüglich des Friedens jedenfalls das bemerkenswerteste Ereignis, zu dem es seit dem Erscheinen des Friedensfürsten auf Erden gekommen ist. Sie ist die Morgenröte einer neuen Zeit. Schon erschallt das Hosianna des Friedens in mehr als einer Hütte, und schon senkt sich die Gnadenwirkung wie ein göttlicher Tau auf das Haupt des friedfertigen Monarchen herab, der die Gerechtigkeit und das Gute will!

„Die übermäßigen Rüstungen, diese erdrückende Last, welche die Völker immer schwerer zu ertragen vermögen," und die im Alltagsleben dem übertriebensten Militarismus gewährte Bevorzugung haben notgedrungen im Geiste der Völker die Idee entstehen lassen, daß die Welt nur noch durch die Gewalt regiert werde, während sie doch durch die Gerechtigkeit regiert werden soll und das Ansehen der Gerechtigkeit geheiligt sein muß, weil es die Grundlage aller wahren Zivilisation bildet, und während die Staatsmoral sich nicht von der Privatmoral unterscheiden darf, weil das Volksgewissen nicht gefälscht werden darf. Darum kann der Vorschlag des Zaren — den die dankbare Geschichte den kommenden Geschlechtern als einen Wohlthäter der Menschheit erscheinen lassen wird —, darum kann dieser Vorschlag jetzt schon an und für sich als eine auf dem Wege der Gerechtigkeit erzielte Eroberung betrachtet werden, als eine wirkliche Erquickung für diejenigen, welche unter der Hitze des Tages zu erliegen drohen, aber auf eine bessere Zukunft hoffen. Es ist keine Kleinigkeit, das „Glas Wasser" der Hoffnung denjenigen zu reichen, die „Durst nach der Gerechtigkeit"

Digitized by Google

haben, denjenigen, die glauben, daß der Wille zum Guten noch einmal die Welt erobern werde.

Der kaiserliche Vorschlag wird, wenn er einmal angenommen ist, zum Ergebnis haben, daß er thatsächlich der gefährlichen „steeple chase“ der endlosen Rüstungen, welche die Menschheit zum Verfall und zur Auflösung führen, ein Ziel setzt. Er wird der allgemeinen Mißstimmung, in der wir uns seit einem halben Jahrhundert befinden und die von Tag zu Tag zunimmt, ein Ende bereiten. Wenn man nur dazu gelangen könnte, durch gemeinsames Vorgehen den entsetzlichen Wettkampf, in dem jeder die andern zu überbieten strebt, auf ein vernünftiges, ruhiges und besonnenes Maß herabzumindern, wenn man den unaufhörlichen Rüstungen Einhalt gebieten oder sie allmählich herabsetzen könnte, dabei die eifersüchtelnden Reibungen zwischen den einzelnen Regierungen vermeidend und schrittweise vorgehend, würde damit ein ganz gewaltiges Ergebnis erzielt werden. Hierbei giebt es wie bei allen großen Dingen zahlreiche praktische Schwierigkeiten, die besiegt, und zahlreiche Hindernisse, die überwunden werden müssen. Das, worüber man sich wirklich freuen muß, ist der friedliche Umschwung, der sich dank der kaiserlichen Intervention zu vollziehen beginnt; die Staaten werden nicht mehr einzig darauf bedacht sein, sich entgegenzuwirken und ohne Unterlaß Vorbereitungen zu treffen, sich gegenseitig zu zerstören in dem Augenblick, in dem die Gesellschaft in ihren Grundfesten erzittert. Das allein schon verlohnt die Mühe, den russischen Vorschlag ruhig und besonnen in Erwägung zu ziehen. Das System der Skeptiker bezüglich dieser Frage gleicht dem von Leuten, die beim Anblick eines als hoffnungslos aufgegebenen Kranken sagen wollten: Lassen wir ihn ohne Pflege, es hat ja doch keinen Zweck, unser Beistand könnte ihn ja doch nicht am Leben erhalten. Diese Leute machen es wie die Feigen, die bei einer Epidemie die Flucht ergreifen, in einem Augenblick, in dem ihre Berufspflicht von ihnen erfordert, zu bleiben, damit sie versuchen, der Heftigkeit der Plage zu wehren, sie in ihren verheerenden Wirkungen einzuschränken und sich zu bemühen, sie durch energische und gemeinsam mit andern zu ergreifende Mittel zum Erlöschen zu bringen.

Durch diesen Einhalt in den Rüstungen — in welcher Weise er auch zu stande komme — wird auch für die Auflagen und Steuern, die so schwer auf den Völkern lasten, „die den Volkswohlstand in seiner Quelle angreifen,“ eine Zeit des Nachlasses kommen. Es wird zu einer Entlastung kommen, von der alle Klassen, hauptsächlich aber die arbeitenden, profitieren werden. Es ist hohe Zeit, daß man dahin gelangt, wenn man bedenkt, daß die Lasten des bewaffneten Friedenszustandes, welche die Völker bedrücken, sich fort und fort vermehren und es jenen immer schwerer fällt, sie zu tragen. In Europa sind seit 1872 sechzig Milliarden von dem bewaffneten Frieden in die Winde verstreut und verschwendet worden. Die Regierungen des Erdballs lassen Jahr für Jahr acht Milliarden patriotisch in unsinnigen Rüstungen draufgehen, und der bewaffnete Friede kostet Europa täglich mehr als sechzehn und eine halbe Million; für die ganze Welt belaufen sich seine Kosten täglich auf mehr als zwanzig

Digitized by Google

Millionen. Wenn man es so forttreiben und die Ausgaben stetig steigern wollte, müßte man schließlich zur vollständigen Erschöpfung kommen.

Wie viel Gutes hätten diese Milliarden — oder auch nur ein Teil derselben — stiften können, wenn sie in andrer Weise verwendet worden wären! Welche Beruhigung würde in den Gemütern und Herzen verbreitet worden sein, wenn diese Schätze dazu gedient hätten, das soziale Elend zu lindern! Was für Kummer hätte vermieden, wie vielem Unglück hätte vorgebeugt, was für Schmerzen hätten erspart werden können! Wie viele Millionen von Menschen hätte man vor Hunger und Verzweiflung bewahren können! Wie sehr hätte sich die Lage der arbeitenden Klassen bessern lassen! Welche Erleichterung hätte man denjenigen bieten können, „deren weithin hallenden, sich aus der Mitte der Gesellschaft erhebenden Schmerzensschrei" wir kaum vernehmen — jenen Schrei, auf den der Ademiker d'Haussonville in so ernsthafter Weise hinweist, jenen Schrei, „der eigentlich ein Seufzer ist und für den es auch nicht eine Minute Unterbrechung giebt!"

Es steht uns — Pharisäer, die wir sind — wirklich gut an, die verlorenen Söhne zu tadeln und mit dem Bannfluche zu belegen und über die unverständigen kleinen Kinder zu murren, wenn sie das tägliche Brot verachten und es zum Fenster hinauswerfen! Wir sind alle solidarisch haftbar für diese Rüstungswut, die sich unser aller bemächtigt! Es ist das der einzige Gegenstand, über den in unsern Parlamenten des Westens allgemeines Einverständnis herrscht.

Wenn aber der schwarzbewölkte gewitterdrohende Himmel sich vorübergehend lichtet, sollte es dann wohl denkbar sein, daß die schutzlosen Reisenden sich das nicht zu nutze machten, um sich nach einem Unterschlupf zu flüchten, der sich ihnen in ihrer Not eröffnet und an dem sie einige Stunden Ruhe finden können! Sollten sie lieber dem Unwetter trotzen und sich schließlich unter dem Schnee begraben lassen?

*

Wie Seine Excellenz Graf Murawiew, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Rußlands, es der Baronin v. Suttner, dem unermüdlichen und aufopferungsvollen Friedensapostel,[1]) in äußerst klarer Weise dargelegt hat, wird es, je mehr die Idee des Friedens sich in allen Klassen der Bevölkerung verbreitet, der Regierung um so leichter, sie zu verwirklichen. — Lange schon wirken die Friedens-, Schiedsgerichts- und Abrüstungsgesellschaften darauf hin. Aber die Völker, die zunächst unter dem Kriegszustande zu leiden haben und die häufig von unmöglich zu verwirklichenden sozialen Utopien träumen, besitzen nicht einmal so viel gesunden Menschenverstand, um ihrem Gefühle für die ihnen so notwendige Ruhe und den ihnen so notwendigen Frieden dadurch Ausdruck zu verleihen, daß sie sich diesen friedfertigen Gesellschaften anschließen, um für ihre Gesinnung öffentlich Zeugnis abzulegen und durch die Zahl in einer Frage zu wirken, an der sie am meisten beteiligt sind.

[1]) Vorsitzende der Wiener Friedensgesellschaft.

Digitized by Google

In unsrer Zeit, wo der sittliche Mut fast überall abhanden gekommen ist, muß man in dieser für die Zukunft und das Heil der Menschheit so überaus wichtigen Frage die Zahl für sich haben. Die Zahl bildet schließlich die öffentliche Meinung, namentlich im westlichen Europa, wo die Wähler, die das Volk ausmachen, die Regierungen beeinflussen. Jeder von uns und alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen sämtlicher Völker, alle müssen wir an dem Werke der Beruhigung und Versöhnung uns beteiligen, das allein in ernster und nachhaltiger Weise die Lage des größeren Teiles der Menschheit bessern kann. Es ist das zugleich eine Pflicht und ein Recht.

Es ist eine solidarische Pflicht, die jedem Menschen, der ein Herz hat, obliegt, jedem Menschen, der nicht moralisch blind und schwachsinnig ist, denn die ganze Welt ist international miteinander verbunden. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge aber „finden sich die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt und die Erzeugung des Reichtums gelähmt oder in ihrer Entwicklung irregeleitet", wie das kaiserliche Rundschreiben sich ausdrückt; der oberflächliche, von den kleinlichen Beschäftigungen des Tages in Anspruch genommene Mensch kann sich jedoch nur schwer eine Vorstellung von den kommerziellen und sozialen Störungen machen, die beim Ausbruche eines großen Krieges notwendig entstehen müssen, sobald ein Streit zwischen zwei europäischen Großmächten nicht mehr zu lokalisieren ist. Alles wird gelähmt; es giebt weder Handel noch Industrie mehr, selbst die Landwirtschaft wird schwer geschädigt, und jeder geht der Verarmung und dem Untergang entgegen. Die Solidarität der Völker ist weit inniger, als man gemeinhin annimmt, und es kommt daher zu einer beklagenswerten, ebenso gründlichen wie allgemeinen Verwirrung; die Völker sind durch kommerzielle und industrielle Bande derart eng aneinander geschlossen, daß, wenn man diese Bande auch nur an einem Punkte lockert, alle darunter zu leiden haben. Die wirtschaftliche wie die politische Welt ist heutzutage durch diese Solidarität in so enger Weise miteinander verbunden, daß kein bedeutendes Ereignis sich, gleichviel auf welchem Punkte der Erdkugel, vollziehen kann, ohne daß sich in größerem oder geringerem Umfange seine Folgen alsbald in allen Ländern bemerkbar machen. Bei einem allgemeinen Kriege verschwindet die gesamte soziale Oekonomie der Völker, die ganz Europas wird über den Haufen geworfen; überall herrscht der Bankerott; alles gerät aus den Fugen; der Kampf um das Dasein wird entsetzlich; die Verzweiflung verbreitet sich über die ganze Welt; und wer könnte sich bei diesem Brande, inmitten des Zusammensturzes aller Dinge, rühmen, daß er nicht mit den Einrichtungen dem Umsturz verfalle, die Europa zu dem machen, was es ist!

In diesem westlichen Europa — in welchem die Zahl göttlicher Ehren genießt — wissen die Bevölkerungen bei den geringfügigsten lokalen Wahlfragen ganz gut, wie sie sich zu verhalten, wie sie zu agitieren haben, und erregen sich leidenschaftlich über das Notwendige, über jedes Maß und die gesetzlichen Schranken hinaus; wenn es sich aber um die wichtigste aller Fragen handelt — eine Frage, die sie selbst im höchsten Grade betrifft —, sollten sie kalt, unthätig,

Digitized by Google

gleichgültig bleiben? Wenn das der Fall wäre, würde es ja schlimmer als ein Selbstmord sein. Sind ihnen denn das Wohlbehagen, die Familie, das Vaterland gar nichts? Glauben sie denn, diese des gesunden Sinnes beraubten Bevölkerungen, daß sie allein der Gefahr entgehen können, dem Hunger und der Niedermetzelung, wenn die Tage des großen Menschenschlachtens sich nahen und über sie hereinbrechen, ohne daß sie eine Ahnung davon haben?

Mögen sie sich alsdann nicht beklagen, sie, über welche das entsetzliche Elend der künftigen Kriege ergehen wird — sie, die es nicht für der Mühe wert erachten wollten, die Friedensfrage zu studieren, und sie nur leichtfertig, voreingenommen und in ironischer Weise zu behandeln beliebten! Wehe ihnen! Denn wenn der Krieg sie verschont, wird die Anarchie mit allen ihren Greueln, die Anarchie, diese notwendige Folge des allgemeinen Zusammenbruchs, sie nicht verschonen. Es wird ihnen wie dem von dem Sturm verwehten Staube ergehen. Das Uebel wird sich von Volk zu Volk verbreiten. Mögen sie jetzt nicht die Spöttelnden spielen, denn das wird eine Zeit des Umsturzes sein; das Blut der Völker wird sich wie Wasser über die Erde ergießen.

Belgier, Deutsche, Engländer, Franzosen, Holländer, Italiener, Oesterreicher, Portugiesen, Schweizer, Spanier, Leute aller Völker, die ihr euch eurer Freiheiten rühmt, Völker von Parlamentariern oder Demokraten, die ihr glaubt, die höchsten Pflichten der abendländischen Zivilisation zu erfüllen, gebt euch keiner Verblendung über eure wirklichen Interessen hin, die ein ehrlicher und hochherziger Zar in ehrlicher und hochherziger Weise sich zu Herzen nimmt, weit mehr und besser, als ihr es selbst thut. Erhebt euch aus eurem Stumpfsinn, aus eurer schuldbaren Gleichgültigkeit, aus euren nichtigen Lokalstreitigkeiten, die oft nur allzu byzantinisch sind. Oeffnet die Augen, die ihr vor der Gefahr verschließt; die Uhr der Geschichte zeigt feierliche Stunden an; lasset den günstigen Zeitpunkt und das sich euch als wohlthätig erweisende Jahr nicht vorbeigehen; möge das Ende des Jahrhunderts nicht verlaufen, ohne daß eine große und friedfertige volkstümliche Bewegung überall offen zu Gunsten einer Verminderung der Rüstungen und des Friedens eintritt und die Zahl ihrer Anhänger nach Millionen zählt. Eure Meinung bildet die eurer Regierungen, eurer Parlamente, eurer Minister, wenn ihr die Mehrheit für euch habt. Es sind daher allerwärts Majoritäten erforderlich, die sich klar und bestimmt für den Frieden aussprechen; eure Trägheit in dieser Hinsicht ist aber Feigheit, eure Gleichgültigkeit Wahnsinn, eure Opposition Faulheit und Unwissenheit, ja noch etwas Schlimmeres — ein Verbrechen! Wacht auf, bevor es zu spät ist, ihr, die ihr noch niemals den Krieg gesehen habt und seine Greuel nicht kennt. Es handelt sich hinfort nicht mehr um Gewitter, die bestimmt sind, die Luft zu reinigen, sondern um vernichtende Wirbelstürme, die auf ihrem Wege alles zerstören; es handelt sich um „einen Umsturz, dessen Schrecken schon im voraus jeden menschlichen Gedanken erzittern läßt", wie das Rundschreiben des Zaren besagt.

Der lächerliche Gedanke, Kriege mit Gewittern zu vergleichen, welche die Luft reinigen, ist übrigens die reine Utopie; es ist ganz im Gegenteil erwiesen,

Digitized by Google

daß nach Kriegen der Stand der moralischen Verhältnisse der kriegführenden Völker einen entsetzlichen Niedergang aufweist und dazu noch die Keime eines endlosen Hasses und eines Mißtrauens zurückläßt, das den wirtschaftlichen Fortschritt lahmlegt. Der Krieg läßt die Zivilisation zurückgehen. Er ist durchaus keine Notwendigkeit, von welchem Standpunkte man ihn auch betrachtet, und es giebt noch Raum genug auf der Welt. Die gemäßigtsten Berechnungen thun dar, daß unser Erdball noch nicht den fünften Teil der Bewohner aufweist, die er fassen kann; da die Erde den Raum von sechs Millionen Quadratlieues darbietet, könnten auf ihr sechs Milliarden Einwohner vorhanden sein, denn eine Quadratlieue ernährt durchschnittlich tausend Einwohner.

*

Schon jetzt kann das vereinte Bestreben des guten Willens des einzelnen und des guten Willens der Völker in der Abrüstungsfrage zu einer Solidarität der Interessen führen, die den Arbeiten des Kongresses nur zu statten kommen kann, indem sie ihm einen wirksamen Rückhalt verleiht. Diese Arbeiten können lange dauern. Es wäre sogar sehr zu wünschen, daß der Kongreß in Permanenz verharrte mit jährlichen Sitzungen. Man besäße dann an ihm ein schon fertiges Schiedsgericht, an das man sich zur Beilegung in Zukunft entstehender internationalen Verwicklungen wenden könnte.

Dieser Kongreß von Bevollmächtigten, Botschaftern, Diplomaten oder sonstigen zu ihm zusammentretenden Personen würde sich, sobald er in Permanenz mit regelmäßigen Sitzungen erklärt wäre, zu einer wirklichen internationalen Macht im guten Sinne entwickeln, vom besten Geiste beseelt, dem des Friedens; er würde die öffentliche Meinung zum Heile der Völker mäßigend, leitend und beschwichtigend beeinflussen.

Bei dieser Wendung der Weltgeschichte würde eine derartige Versammlung „die Anstrengungen sämtlicher Staaten, die aufrichtig der großen Idee des allgemeinen Friedens zum Siege über die Elemente der Unruhe und Zwietracht zu verhelfen suchen, zu einem mächtigen Bündel zusammenfassen". (Rundschreiben des Grafen Murawiew.) Im Falle von Mißverständnissen zwischen Staaten, die bereit wären, zu Thätlichkeiten überzugehen, würde diese Versammlung an deren gesunden Menschenverstand, an die Besonnenheit der öffentlichen Meinung appellieren, über die sie durch die Thatsache ihrer Permanenz und dadurch, daß sich jedermann an ihr offizielles Einschreiten gewöhnte, ein gewisses Uebergewicht bekäme. Man würde sie alsdann für eine stehende Einrichtung halten, deren Kompetenz niemand bestreiten würde. Man würde auf diese Weise leichter dazu gelangen, ein dauerndes Einverständnis zu erzielen, ohne den Interessen irgend einer der Parteien ungerecht zu werden und ohne ihrer Ehre zu nahe zu treten. Statt sich patriotisch oder allzuoft auch antipatriotisch zu entrüsten, würden die Bevölkerungen im Augenblicke eines nationalen Streitfalles, bevor sie den strittigen Punkt übertrieben oder giftig entstellten, wissen, daß sie es mit vernünftigen, gerechten und unparteiischen

Digitized by Google

Richtern zu thun hätten, die ihre Pflicht als nach Billigkeit urteilende internationale Friedensrichter erfüllten; die Macht der Gewohnheit würde das Ihrige dazu thun, und die Zwistigkeiten würden sich weit leichter schlichten lassen, als man glaubt.

„Das Zeichen des neunzehnten Jahrhunderts," schrieb Baron von Hock, „ist die stets zunehmende Erkenntnis der Solidarität der Interessen der gesamten Völker;" es ist das jene Solidarität, von der Fürst Gortschakow in dem Rundschreiben an die Mächte im Jahre 1874 gelegentlich des Brüsseler Kongresses schrieb, sie habe in unsern Tagen das Bestreben, „die Nationen wie die Mitglieder einer einzigen Familie zu vereinigen". Der frühere Staatsminister Napoleons III., de Parieu, Mitglied des Instituts von Frankreich, erklärte im Jahre 1872: „Wenn die internationalen Schiedsgerichte obligatorisch eingeführt wären, so würden sie thatsächlich das Mittel sein, die Ursachen der Kriege zu beseitigen und das Ende einer Plage herbeizuführen, die stets noch von der Vernunft wie von dem menschlichen Empfinden verurteilt worden ist." Er fügte hinzu: „Das Problem der wohlthätigen Vermehrung der internationalen Schiedsgerichte scheint mir in gewisser Hinsicht mit dem der Vermehrung der ständigen Bündnisse zwischen den Völkern zusammenzufallen. Die politischen Verbündungen sind ihrem Wesen nach an eine beschränkte Verbreitung gebunden; aber giebt es nicht in Ermangelung von Bündnissen, die vollständig diesen Charakter haben, eine Menge friedlicher Bande, die durch das Engerziehen ihres wohlthätigen Netzes etwas wie eine moralische Verbündung entstehen lassen könnten, deren sanft empfundene Gewohnheit in den Stunden der Zwietracht einen stets größer werdenden Widerstand gegen die kriegerischen Reizungen vorbereiten könnte?"

Es läßt sich nicht leugnen, es liegt etwas ungemein Hochherziges, Tröstliches und Wohlthuendes in dem Bestreben des Zaren, einem Bestreben, das die Nationen in einer Art von Präventivbündnis gegen internationale Zwistigkeiten einander nähern kann. Bei einem derartigen permanenten Kongreß könnte man namentlich mit der Zeit durch die Macht der Thatsachen zur diplomatischen Annahme von internationalen juristischen Prinzipien gelangen, die im stande wären, der Menschheit die Gewähr eines dauernden Friedens zuzusichern. Der Friede! Er ist das einzige Mittel, den vernünftigen, in versöhnlichem Sinne gehaltenen menschlichen Einrichtungen die Stetigkeit zu geben, die Gewalt und Willkür ihnen niemals verleihen werden. Es ist das eine zivilisatorische Aufgabe, die im allgemeinen der ganzen Menschheit zugeteilt ist.

Was in einer Session nicht gethan werden kann, läßt sich vielleicht leichter in einer zweiten bewältigen, im nächsten oder in den nächsten Jahren. Wichtig würde es sein, der Konferenz, solange man sich noch allseitig auf den guten Willen verlassen kann, das Prinzip der Kontinuität zu sichern, ihr ständiges Verbleiben am selben Orte mit jährlichen oder alle zwei oder drei Jahre wiederkehrenden Sitzungen. Auf diese Weise ließe die Eigenliebe der einzelnen Völker sich am besten schonen, und das Werk des Zaren würde die Fähigkeit zu glücklichster Entwicklung gewinnen. Jede Nation könnte ihren offiziellen Delegierten

Digitized by Google

einen beratenden Ausschuß at home beigeben, in dem hervorragende, durch ihre friedliche Gesinnung sich auszeichnende und zu dem Amt taugliche Persönlichkeiten sitzen würden, wie Juristen, Konsuln, Nationalökonomen, Publizisten, Geographen, Statistiker, Banquiers, Kaufleute und so weiter, denen es obliegen würde, den Diplomaten, soweit es erforderlich wäre, ihre Arbeit zu erleichtern und die nationalen Interessen wahrzunehmen. Die Staaten, welche Millionen und Milliarden für den Krieg verschwenden, dürfen wohl auch etwas Geld draufgehen lassen, um die Kosten für ihre Repräsentanten während der jährlichen Sitzungen eines Kongresses aufzubringen, der ihnen ungeheure Ersparnisse bei den Militärausgaben einbringen und dem Handel, der Industrie und dem Ackerbau, deren verhängnisvolle Krisen von dem Zustande der politischen Unsicherheit Europas und der Welt herrühren, ein wenig Sicherheit verleihen wird.

In jeder weiteren Session können neue friedfertige Siege durch die guten Dienste und die Weisheit der Diplomaten des Kongresses davongetragen werden, Siege, welche die zweifelsüchtigen und widerstrebenden Geister wohl notgedrungen würden anerkennen müssen. Welche erhabene Mission für die Gesandten! Die Anzahl der Schiedssprüche, durch die es gelungen ist, den Krieg zu vermeiden, ist bereits beträchtlich. Der Heilige Stuhl hat sich dabei stets besonders günstig erwiesen. So werden auch bei der Billigung, welche der Heilige Vater dem Vorschlage des Kaisers von Rußland hat zu teil werden lassen, sämtliche Regierungen der Welt, die im Grunde nur den Frieden wünschen, froh darüber sein, ein anständiges Mittel zu finden, sich durch diese brüderliche Verbündung gegen das Zufallsspiel der Willkür vor ihrer gegenseitigen nationalen Empfindlichkeit zu wahren. In der in Gegenwart der Kardinäle in dem geheimen Konsistorium vom 11. Februar 1889 gehaltenen päpstlichen Allokution hat Papst Leo XIII. folgendes gesagt: „Die Abneigung der Völker gegen den Krieg giebt sich von Tag zu Tag deutlicher zu erkennen. Und diese Abneigung ist gewiß eine ehrenwerte ... Wir können nur mit einem Gefühle der Beängstigung den schrecklichen Uebeln entgegensehen, welche die christlichen Völker bedrohen. Es ist daher nichts so wichtig, als für Europa die Kriegsgefahr zu beschwören, und somit muß alles, was man zu diesem Zwecke thut, als ein Werk von allgemeinem Nutzen angesehen werden. Die bedrohliche Vermehrung der Armeen ist eher geeignet, Eifersüchteleien und Verdächtigungen hervorzurufen, als sie zu unterdrücken; sie verwirrt die Geister durch die unruhevolle Erwartung kommender Ereignisse und bietet den thatsächlichen Mißstand dar, daß sie den Völkern derartige Lasten zuwälzt, daß man sich zweifelnd fragt, ob sie eher zu ertragen sind als der Krieg." Seit dieser Allokution hat Seine Eminenz Kardinal Rampolla auf ausdrücklichen Befehl des Heiligen Vaters in der unzweideutigsten Weise dem Wunsche des Papstes Leo XIII. Worte geliehen, die Einrichtung eines ständigen internationalen Gerichtshofes verwirklicht zu sehen.

Jedes große Werk ist ein Kampf, aber an der Energie und dem festen Willen des Zaren ist nicht zu zweifeln. Was die Diplomatie anlangt, so wird bei einer so bevorrechtigten Stellung und unter solchen Umständen ihre inter-

Digitized by Google

nationale Courtoisie stets ein Mittel finden, sich in der ihr eignen Weise zur Beilegung der unvermeidlichen Schwierigkeiten zu verständigen. Wenn man dazu gelangte, sich im Prinzip über einen permanenten internationalen Schiedsgerichtshof zu einigen, würde damit ein großer Vorteil erzielt sein. Dieser hohe Gerichtshof kann übrigens, wenn nicht ein Schiedsgericht, so wenigstens ein Vermittlungsausschuß sein.

Wenn dieser Ausschuß zur diplomatischen Vermittlung in dauernder Weise vorhanden wäre, würde er Europa von einem beständigen Alpdruck befreien und zur Verhütung gar mancher Kriege dienen, da man nach und nach sich daran gewöhnen würde, ihm die sich zwischen den Völkern erhebenden Differenzen zu übertragen. Es würde das die Vermittlung der Neutralen sein, ohne Widerspruch und mit dem erforderlichen Prestige errichtet, stets in Bereitschaft und sich als vollendete Thatsache in das gewöhnliche Verfahren einführend. Das, was vielen Leuten eine unbestimmte und nur theoretisch vorhandene Sache zu sein scheint, würde schließlich feste Gestalt annehmen, und zwar nicht nur in einer bestimmten Formel, sondern auch in formellen diplomatischen Verpflichtungen.

Zeit zu gewinnen suchen, indem man mit der ganzen gewollten, von niemand bestrittenen Autorität intervenierte, mit den Regierungen der in Zwist geratenen Völker wie bei einem Duell zwischen zwei Privatpersonen parlamentierend und schließlich das Duell verhindernd, das wäre das, was die Vermittler thun könnten, und das würde unendlich viel sein. Wie groß auch der Haß sein mag, den zwei Persönlichkeiten, die sich duellieren wollen, gegeneinander hegen, so entbindet sie doch nichts davon, die Formalitäten zu respektieren, die von den dazu ermächtigten Dritten vereinbart worden sind, den „Sekundanten", deren Mission es ist, zwischen zum Zweikampf Bereiten zu vermitteln. Und doch wird das Duell selbst, wenn es auch in verschiedenen Ländern sein „Gewohnheitsrecht" hat, und es manchmal unvermeidlich erscheint, von allen vernünftigen Leuten verurteilt und auch durch das Gesetz verboten.

Hat sich der Kongreß einmal als oberster Gerichtshof für alle Völker oder als Vermittlungsausschuß konstituiert, so könnte er, wenn er von einem ständigen Bureau zu Sitzungen einberufen würde, besser als sonst jemand die Schwierigkeiten beilegen und die nationalen Eifersüchteleien niederhalten, wenn ihm die Lösung eines Streitfalles zwischen zwei Völkern übertragen würde. Diese Vereinigung von ihrer friedfertigen Gesinnung wegen bekannten Diplomaten würde auch den Abschluß von permanenten Schiedsgerichtsverträgen zwischen den verschiedenen Staaten des Erdballs erleichtern, solange die weiteren Wünsche der Friedensfreunde, welche die Schaffung eines internationalen Schiedsgerichts verlangen, nicht verwirklicht werden können. Weiter aber muß das wenigstens der Gedankengang mancher Diplomaten sein: die Hauptsache ist, daß sie sich gestützt und von der öffentlichen Meinung aller gedeckt fühlen. Es giebt stets eine Klasse sonderbarer Schlußfolgerer, die ein Heilmittel dadurch kritisieren oder herabsetzen, daß sie beweisen, es sei kein Allheilmittel. Ein Allheilmittel giebt es nicht,

Digitized by Google

aber die Erziehung der Völker zu ihrem gegenseitigen Verhalten muß ebenso wie die der Privatleute geleitet werden, die man lehrt, daß sie sich nicht selbst Recht verschaffen dürfen.

Alles in allem handelt es sich zur Erlangung des höchsten der irdischen Güter um etwas guten Willen unter den Völkern. Und was für ein gutes Beispiel würde die Christenheit der übrigen Welt geben, wenn sie so mit dem Zaren erklären wollte, daß der Friede und nicht der Krieg es ist, wonach ganz Europa verlangt. Die Anstrengungen der Menschen, die guten Willens sind, der edeln und hochherzigen Gemüter müssen aber um so eifriger sein, als es gegen die Tagesgewohnheit und die Vorurteile des menschlichen Geistes zu kämpfen gilt. Aber nochmals, es ist wesentlich, daß zunächst und vor allem der ständige Vermittlungsausschuß in offizieller, diplomatischer Weise errichtet und er durch förmliche Zustimmung von allen zivilisierten Regierungen anerkannt wird. Dann kann die Abrüstung in bester Weise in Vollzug gesetzt werden.

Das, was der Zar verlangt, ist keineswegs ein utopistisches Projekt; es ist im Gegenteil vollständig ausführbar. Um zu einer dauernden Friedensaera zu gelangen, bedarf es mehrere Jahrhunderte hindurch einer energischen und anhaltenden Reaktion gegen den Krieg; aber ebenso wie der Fall eines Körpers durch seine eigne Bewegung beschleunigt wird, wird, je größer die auf den Frieden gerichtete Reaktion ist, auch um so rascher jene Aera herannahen, welcher der Kaiser von Rußland den Weg geebnet hat.

*

Die Vereine vom Roten Kreuze waren ein erster Markstein brüderlicher Annäherung unter den Völkern auf dem praktischen Gebiete der höchsten und edelsten Wohlthätigkeit; sie haben unter den opferwilligen Leuten aller Länder Bande der Sympathie und des guten Willens entstehen lassen; sie haben dazu beigetragen, viele internationale Vorurteile zu beseitigen, indem sie die Geister zu einer weiteren und gerechteren Auffassung von Land und Leuten disponierten. In Friedenszeiten werden sie stets den Wunden der Menschheit den Balsam der christlichen Nächstenliebe zuführen. „Sie schaffen friedliche Strömungen, denen man sich früher oder später schon fügen muß," versicherte Monseigneur Freppel, Bischof von Angers in der Madeleinekirche in Paris in Gegenwart des Kardinals Langénieux, des hervorragenden Erzbischofs von Reims, des Marschalls Mac Mahon, einer großen Anzahl französischer Generale und Offiziere und einer großen, dort am 13. Februar 1889 unter den Auspizien des Roten Kreuzes von Frankreich versammelten Menge. „Sie ebnen den Weg allen denjenigen, die für die Sache der Kleinen und Schwachen eintreten," fügte der verehrenswerte Prälat hinzu.

Es gab gleichwohl im Jahre 1863 bei der internationalen Genfer Konferenz, die den Weltverein vom Roten Kreuz ins Leben gerufen hat, und ebenso auf dem Kongreß von 1864, der die Fortsetzung derselben bildete und zu der diplomatischen Genfer Konvention führte, gewisse Delegierte, die von Zweifelsucht

Digitized by Google

und Unglauben an das Werk, das sie schaffen sollten, erfüllt waren. Und doch, wer vermöchte heute nach all den erzielten Ergebnissen den Mut haben, dieses Werk für eine Utopie zu erklären? Anfangs schien es ebenso schwer zu verwirklichen wie jetzt die Abrüstungsfrage.

Weder das Altertum noch das Mittelalter haben etwas gesehen, das mit dem internationalen Werke allgemeiner Menschenliebe des Roten Kreuzes zu vergleichen wäre. Die Zusammenscharung unter das Banner der Menschheit und praktischen Wohlthätigkeit, die sich über den ganzen Erdball erstreckt und keinen Unterschied nach Volksstämmen kennt, würde noch vor kaum einem halben Jahrhundert als eine Utopie angesehen worden sein. Heute betrachtet man sie als etwas ganz Natürliches. Ebenso wird es mit dem Vorschlage des Zaren ergehen; aber sein Erfolg wird ein noch um so rascherer sein, als er, statt von einem einfachen Privatmann zu kommen, von einem mächtigen Monarchen ausgeht.

Haben nicht das Werk des Roten Kreuzes und die Genfer Konvention den Weg für die Durchführung von andern großen Werken von Weltbedeutung gewiesen? Heute existiert ein Einvernehmen über materielle Interessen, das über bestimmte Punkte zwischen allen gesitteten Völkern zu einem gewissen solidarischen Verhalten geführt hat, und das wird immer noch weiter gehen. Diese Solidarität hat sich praktisch schon durch das Inslebenrufen der internationalen Vereinigungen bestätigt, wie des Weltpostvereins, der internationalen Telegraphenverwaltung, des internationalen Bureaus für Gewichte und Maße, der internationalen Vereinigungen zum Schutze des industriellen, des litterarischen und künstlerischen Eigentums, des Bureaus zur Unterdrückung des Sklavenhandels, der internationalen Vereinigung zur Veröffentlichung der Zolltarife, des internationalen Bureaus für die Transportrechte auf Eisenbahnen und so weiter. Von alledem hatte man vor etwa fünfzig Jahren kaum erst eine Idee. Es giebt also einen vollständig vorgezeichneten Weg, und mit der Zeit wird es noch zu andern Werken allgemeinen Nutzens kommen, an die wir im gegenwärtigen Augenblick kaum erst denken. Aber alles zu seiner Zeit. Wer kann demnach im gegenwärtigen Augenblick den von Rußland einberufenen Kongreß daran hindern, ein ständiges Bureau für die Abrüstung oder ein internationales Schiedsgericht ins Leben zu rufen, das offiziell von allen Regierungen anerkannt werden würde? Oder warum sollte er auch nicht ein internationales Vermittlungsbureau errichten? Auf den Namen kommt es wenig an, wenn nur die Sache in dauernder Weise vorhanden ist.

Könnten später nicht die zivilisierten Staaten sich dahin verständigen, weitere Unternehmungen von der Art der internationalen Bureaux durchzuführen, sowie große Werke von allgemeinem Nutzen, die man hochherzig in gemeinsamem Vorgehen ins Leben treten ließe, nachdem sie vorher in einer Reihe von Sitzungen des permanenten Kongresses vorberaten worden wären? Es würde das jenem ständigen Kongresse, jener moralischen Verbündung mit dem Zwecke, die Völker und Volksstämme einander immer näher zu bringen, stets neuen Stoff

Digitized by Google

zur Thätigkeit geben. Es würden das große Thaten sein, zu denen der Anstoß von oben und nicht von unten gegeben werden muß, und deren wohlthätige Wirkung unberechenbar sein würde.

Ohne sich in schwer zu verwirklichende humanitäre Pläne zu stürzen, giebt es doch auf diesem Gedankengebiet gar manche Dinge, die durchaus nicht undurchführbar sind und im Verlaufe der Zeit zur Verwirklichung kommen werden, wenn auch „die Kurzsichtigkeit der Menschen", wie der Herzog von Aumale sagt, sie nicht zu gewahren vermag. Doch wäre es besser, es geschähe früher als später, denn mit Vorbeugemitteln von so entschiedener Bedeutung ließen sich manche traurige Folgen, manche blutige Katastrophen vermeiden. Jedenfalls hieße das, von den Milliarden, die jetzt auf die „Anschaffung entsetzlicher Zerstörungsmaschinen verwendet werden", einen bessern und heilsamern Gebrauch machen. Es würde eine glückliche Art sein, die Eintracht unter den Völkern durch die offen im Angesicht der ganzen Welt vollzogene Proklamation der Grundsätze des Rechts und der Billigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und das Wohlbefinden der Völker beruht, herzustellen. Schließlich würde es ein Mittel sein, den Volksgeist von den internationalen Streitigkeiten, den innern Uneinigkeiten und den anarchistischen Ideen abzulenken, während man gleichzeitig die Lage der unteren Klassen damit erleichtern würde.

Jedermann weiß, daß es eine „Europäische Donau-Kommission" giebt, die ganz nach dem oben angegebenen Grundsatz zusammengesetzt ist, der demnach leicht zu verwirklichen sein muß. Diese Kommission besitzt als Vertreterin der acht kontrahierenden Mächte (Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Rußland und der Türkei) gewisse souveräne Befugnisse über die Donau von Braila abwärts. Sie übt die Polizei aus, beschließt und veröffentlicht Verordnungen mit Gesetzeskraft, erhebt Abgaben, schließt Anleihen ab und verwendet ihre Einnahmen zu Arbeiten von allgemeinem Nutzen. Sie hat ihre eigne kleine Flotte mit besonderer Flagge. Die Sitzungen der Kommission finden jährlich im Mai und November statt. In der Zwischenzeit führt ein Vollzugsausschuß von „ortsanwesenden Delegierten", die ihren ständigen Wohnsitz in Galaz haben, die Verwaltung, und seit einer Reihe von Jahren schon ist dabei alles in bester Ordnung zugegangen. Diese souveräne Kommission ist ins Leben gerufen worden, um die Donaumündungen und das umliegende Gebiet von den Sandbänken und andern Hindernissen zu befreien, sowie um sie in den möglichst besten Zustand für die Schiffahrt zu setzen. Es ist das ein internationales Zivilisierungswerk im besten und schönsten Sinne des Wortes.

*

Damit es den Freunden des Friedens gelingt, auch nur das kleinste Ergebnis zu erreichen, müssen demnach Regierungen und Diplomaten sich allerwärts von der öffentlichen Meinung unterstützt fühlen. Alle Staaten und der größte Teil der Privatpersonen wünschen den Frieden, aber bis jetzt wünschen sie ihn in lässiger und träger Weise, weil sie die Möglichkeit nicht absehen, den

Digitized by Google

Krieg zu verhindern, und, soweit die Privatpersonen in Betracht kommen, weil ihnen eine persönliche Beeinflussung der Frage von wenig Bedeutung erscheint.

Viele betrachten den Krieg als ein unheilbares Uebel und denken weiter nicht daran, daß ihnen in dieser Hinsicht eine Pflicht obliegt; bei manchen, die sich für „die besten" halten, ist das Gewissen sozusagen eingeschlafen. Seitdem der Zar die Initiative ergriffen, hat indes die Sache ein andres Ansehen gewonnen; der Weg für den einzelnen ist jetzt klar vorgezeichnet. Es handelt sich hier nicht um lokale oder nationale Wahlen, sondern um Weltwahlen, um Wahlen, die in ganz andrer Weise wichtig und bedeutungsvoll sind als die eines einzelnen Landes. Es handelt sich nicht um eine lärmende und für ein Parteiinteresse zu ergreifende Agitation. Es handelt sich auch nicht mehr darum, für den russischen Vorschlag ein skeptisches Wohlwollen an den Tag zu legen, sondern überall zur Unterstützung desselben einen guten und zuversichtlichen Willen zu zeigen. Es handelt sich darum, das Zutrauen unter den Völkern wieder herzustellen. — Krieg oder Friede? Wählet! Die Zukunft liegt in den Händen aller. Seid ihr für den Frieden? Wenn ja, dann Männer aller Volksstämme, werdet unverzüglich Mitglieder der Friedensvereine, um Zeugnis für eure Friedensliebe abzulegen, oder gründet derartige Vereine, wenn sie bei euch noch nicht existieren. Und ihr, Frauen aller gesellschaftlichen Schichten, tretet ungesäumt der „Allgemeinen Frauenliga für die internationale Abrüstung" bei. Entfaltet überall eine heilsame Agitation in eurer Umgebung, indem ihr die öffentliche Meinung leitet, denn diese große Bewegung muß überall sowohl lokal wie national und international sein. Mit einem Worte, agitiert und veranstaltet Kundgebungen in allen Ländern. Möge sich auf der ganzen bewohnten Erde ein einziger Ruf der Zustimmung, der Sympathie und Dankbarkeit erheben.

Die Worte „Friede auf Erden" sind unzertrennlich von denen „und ein Wohlgefallen unter den Menschen". Was zur Stunde notthut, ist die Abrüstung der Herzen, ein ernstliches Streben nach allgemeiner Beruhigung, das in allen Gewissen, bei allen Völkern und bei allen Volksstämmen Platz greift.

„Wir wenden uns vor allem an die Frauen in allen Ländern der Welt," hat Frau v. Suttner gesagt, „damit sie uns überall die Hand reichen in diesem Krieg gegen den von den Müttern verabscheuten Krieg. In diesem erhabenen Krieg, dessen Kämpfe ohne Blut- und Thränenvergießen ausgefochten werden, müssen alle Völker und Rassen sich gegenseitig helfen. Wir glauben, es ist ebenso natürlich, einen Streit zwischen zwei Völkern des Erdballs einem internationalen Schiedsgerichtshofe zu überweisen, wie bei einem nach Recht und Billigkeit urteilenden Friedensrichter einen Zwist zweier Privatpersonen, die sich nicht einigen können, anhängig zu machen. Wir glauben, das Ausdehnungsgelüste der Bevölkerungen, die Kolonisation und die Auswanderung können sich ohne Anwendung brutaler Gewalt vollziehen, wenn man den natürlichen Flutbewegungen freies Spiel verstattet und man in dem Handel und der Arbeit nicht Kämpfe erblickt, in denen der eine den andern vernichten muß, sondern miteinander in Wettbewerb tretende Anstrengungen, bei

Digitized by Google

denen der Gewinn des einen den Wohlstand aller vermehrt. Wenn diese Wahrheiten mehr begriffen sein werden, dann werden die Kriege weit seltener werden; sie werden sehr schwierig und zuletzt unmöglich gemacht werden. Im gegenwärtigen Augenblick vereinigen sich, wie des jüngsten die Fürstin Wiszniewska, die Vorsitzende der Frauenliga für die internationale Abrüstung erklärt hat, „die Frauen zu dem Zwecke, den Anbruch des Reiches der Gerechtigkeit vorzubereiten," und ihr hochherziges Werk gewinnt von Tag zu Tag an Festigkeit durch zahlreiche Beitrittserklärungen in allen Ländern. Mehr als sechzigtausend deutsche Frauen haben bereits dem französischen Komitee der Liga ihren Beitritt erklärt.[1]) Es ist in erster Linie die Mission der Frauen, mit allen erlaubten Mitteln dahin zu streben, uns den Frieden zu erhalten. Wer kann ihren ungeheuern Einfluß im äußeren Leben und in der Familie auf die gesamte Gesellschaft in Abrede stellen? Nichts geht verloren: die geringsten Bestrebungen üben ebensogut ihre Wirkung aus wie die hochherzigsten kaiserlichen Versuche.

Zar Nikolaus II. hat die Initiative zu diesem Beruhigungswerk als würdiger Nachfolger der beiden berühmten Kaiser, Alexanders II. und Alexanders III., des Friedfertigen, ergriffen. In dem bescheidenen Büchlein, das Anlaß zu dem allgemein verbreiteten Werke des Roten Kreuzes gegeben hat und das sich „Eine Erinnerung an Solferino" nennt, kann man folgendes lesen:

„Während des Orientkriegs im Winter 1854/1855 besuchte Kaiser Alexander II. von Rußland die Lazarette der Krim. Dieser mächtige Potentat, dessen vortreffliches Herz und dessen so hohe und so echt menschliche Gesinnung man kennt, wurde so tief von dem entsetzlichen, sich seinen Augen darbietenden Schauspiel ergriffen, daß er sich damals sofort entschloß, Frieden zu schließen, da er den Gedanken nicht ertragen konnte, eine Reihe von Abschlachtungen sich fortsetzen zu sehen, die einen großen Teil seiner Unterthanen in einen so kläglichen Zustand versetzten."

Dieser edle Herrscher, gab, von demselben Gefühl für die Menschheit beseelt, dem Reichskanzler Fürst Gortschakow den Befehl, die „Petersburger Konferenz zum Verbote der Explosivgeschosse in Kriegszeiten" einzuberufen, die mit der Erklärung vom 29. November (11. Dezember) 1868 schloß. Dieser große Herrscher nahm ebenso den Vorschlag, im voraus und auf diplomatischem Wege das Los der Kriegsgefangenen zu regeln,[2]) unter seinen allerhöchsten Schutz. Die Geschichte hat in ihren Jahrbüchern noch andre glorwürdige Thaten Alexanders II.

---

[1]) Zweimalhunderttausend Frauen sind augenblicklich für den Frieden thätig.

[2]) Dieser Vorschlag führte zu der Brüsseler Konvention vom Jahre 1874. Auf Wunsch des Zaren fand in Brüssel ein Kongreß von Delegierten „ad audiendum et ad referendum" der Regierungen — Diplomaten, Angehörigen des Heeres und Juristen — statt, welcher nach eingehenden Beratungen die Wege für verschiedene wichtige Fragen ebnete, die von menschenfreundlichem Standpunkt aus ins Auge gefaßt und schließlich als „modus vivendi" für den Kriegsfall von den zivilisierten Staaten angenommen wurden. Die Teilnehmer an den von Rußland einberufenen künftigen Konferenzen dürften hier manchen wertvollen Fingerzeig finden.

Digitized by Google

zum Heile seiner Völker in Goldbuchstaben verzeichnet. Die Gefühle für die Menschheit sind herkömmlich in der erhabenen Familie des Zaren Nikolaus II., der die Ausdauer von seinem großen Vorfahren Nikolaus I. geerbt hat und das vortreffliche Herz von den drei Zaren, die den Namen Alexander führten. Es ist wirklich eine heilige Allianz unter allen Völkern der Erde, was er heute unter dem Beifalle aller wackern Menschen vorschlägt. Er will den schönen Traum Alexanders I. verwirklichen. Nachfolgendes erzählte im Jahre 1819 Stephan Grellet, ein Quäker und hervorragender englischer Geistlicher, den König Georg III. ebenso wie Zar Alexander I. mit seinem Wohlwollen beehrte und dem dieser Kaiser seine Gedanken über den Plan eines „Völkerkongresses", der ihm am Herzen lag, mitteilte.

„Kaiser Alexander," so sagte er, „sprach mir mit großem Freimut von dem Kriege und seinem glühenden Verlangen, einen ‚Völkerkongreß' ins Leben zu rufen, um die Entscheidung durch die Waffen unmöglich zu machen. Er gestand mir, daß er den Gedanken nicht loswerden könne, dem Kriege und dem Blutvergießen zwischen den Menschen ein Ende zu machen; er habe nächtelang keinen Schlaf finden können und bitterlich über die von dem Kriege über die Menschheit verhängten Uebel geweint. Eines Nachts, sagte er mir, habe er, während er gebetet, in so klarer Weise eine Vorstellung bekommen von der Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen allen Regierungsoberhäuptern, ihre Streitigkeiten einem Schiedsgerichte zu unterbreiten, statt sie durch die Waffen zu entscheiden, daß er aus dem Bett aufgestanden sei und sich die Gedanken, die ihn so lebhaft berührt hätten, aufgezeichnet habe. Seine Absichten, so habe er hinzugefügt, seien von einigen Leuten falsch aufgefaßt oder falsch wiedergegeben worden; aber er versicherte mir, daß die Liebe zur Menschheit sein einziger Beweggrund vor dem Allerhöchsten sei. In Paris kamen ihm seine edelmütigen Gedanken."

Im zwanzigsten Jahrhundert kann der wilde Egoismus der Völker nicht länger anhalten als im Mittelalter der kriegerische wilde Egoismus der noch barbarischen Barone des uneingeschränkten Feudalismus. Das Leben war hart in jener Zeit; aber in unsern Tagen würde, wenn die gegenwärtige Rivalität der endlosen Rüstungen länger andauern sollte, der „Kampf ums Leben" derart schrecklich werden, daß man sich nur noch auf einen schließlichen Zusammensturz vorbereiten könnte. Der Scharfblick des Kaisers von Rußland sucht die Menschheit vor einer bevorstehenden Katastrophe zu bewahren. Möchten die Oberhäupter aller Völker sich zu der Höhe der Lage emporschwingen und eifrig die sich ihnen darbietende Gelegenheit ergreifen, ihre Völker von dem auf ihnen lastenden vernichtenden Druck zu befreien und die Zwiespaltsdrohungen zu beseitigen.

Heiden bei Rorschach, im November 1898.

Digitized by Google

Die deutsche Südpolarerforschungsexpedition im Rahmen seemännisch-nationaler Beurteilung.

Von

Kapitän z. See a. D. Freiherrn **v. Erhardt.**

Noch steht die gebildete Welt unter dem Eindruck der beispiellosen Kühnheit, mit welcher ein nordischer Gelehrter und Forscher den seit Anbeginn des Werdens noch unberührten Schleier der starren Eisregionen des Nordpols zu lüften sich vermessen wollte, noch bangt und sorgt sich eine ganze Nation und mit ihr die gebildeten Bewohner unsers Erdballes um das Schicksal eines ihrer hervorragendsten und tapfersten Söhne, der mit schwachem Gebild aus Menschenhand die elementaren Kräfte hoher Luftregionen zu zwingen und sich dienstbar zu machen strebte und, wenn auch aus Fleisch und Blut, nicht zurückbebte vor ihrem alles Leben erstarrenden Odem, ihrer eisigen Umarmung, um dem Können menschlichen Forschergeistes im äußersten Norden ein hehres Denkmal zu errichten.

Und schon wieder regt sich derselbe Forscherdrang, um auch im unbekannten, eisesstarrenden Süden die tiefen Geheimnisse der Polarwelt zu entschleiern. So wie die Zeit rastlos und nimmer ruhend dahineilt, ein Werden und Entstehen, ein Kommen und Vergehen, so wird der Geist des Menschen auch nimmer ruhen und rasten, bis er das letzte Hindernis hinweggeräumt haben wird und an beiden Polen unsrer Erde das stolze Panier alles besiegender Geisteskraft aufgepflanzt hat.

Ueber ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit der Plan der Entsendung einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Südpol von dem jetzigen Leiter der deutschen Seewarte in Hamburg, dem Wirklichen Geheimen Admiralitätsrat Professor Dr. Neumayer, zum erstenmal angeregt wurde.

In diesem Gelehrten erkennen wir den intellektuellen Urheber derselben, der in unermüdlicher Ausdauer und Beharrlichkeit seitdem Jahr für Jahr in Wort und Schrift für das Zustandekommen der Expedition wirkte und strebte.

In überzeugender Weise deutete er auf den eminenten Wert solcher Expedition für die Wissenschaft im allgemeinen, insbesondere aber für die Erweiterung der geophysischen Kenntnisse unsrer Erde hin. Mit Nachdruck betonte er die Notwendigkeit des Versuches, sich Kenntnis über wichtige Vorgänge in den Naturerscheinungen südpolarer Regionen zu verschaffen, mit dem Hinweis, daß die richtige Beurteilung des Wesens einzelner Naturgesetze, ihre endgültige Bestimmung ausgeschlossen bleiben müsse, wenn es nicht gelingt, Vergleiche zwischen korrespondierenden Beobachtungen beider Eisregionen anstellen zu können.

Mit diesem hervorragenden Forscher verband sich später eine Anzahl deutscher

Digitized by Google

Gelehrter und für wissenschaftliche Forschungen interessierter Männer andrer Berufszweige zur gemeinsamen Förderung des Unternehmens; trotz alles Mühens jedoch gelang es nicht, das gebildete deutsche Publikum so weit für das Projekt zu erwärmen, daß auf eine ausreichende Unterstützung durch Beisteuerung von Geldmitteln gerechnet werden konnte.

Die Geldspenden gingen so spärlich ein, daß die Realisierung des ganzen Unternehmens für absehbare Zeit nicht erhofft werden durfte, und um dasselbe nicht noch in der letzten Stunde ins Wasser fallen zu sehen, griff die Kommission der Südpolarerforschung zum letzten Rettungsanker und wandte sich vermittels Immediateingabe an Se. Majestät den Kaiser, die Unterstützung des Staates erbittend.

Ich glaube richtig orientiert zu sein in der Annahme, daß demnächst bei Beratung des Marineetats dem Reichstag eine diese Erforschungsreise darlegende Vorlage übergeben und die Bewilligung der erforderlichen Mittel beantragt werden soll.

Hoffen wir, daß diejenigen Männer aus dem deutschen Volke, welche als Mitglieder des Reichstages alsdann berufen sein werden, ihr Votum über das Werden oder Nichtwerden der Expedition abzugeben, sich der Einsicht nicht verschließen, daß es die Weltmachtstellung Deutschlands erfordert, ja daß es als Ehrenpflicht der Nation angesehen werden muß, nicht müßig zuzusehen oder gar abwehrend sich zu verhalten, da andre Nationen, darunter ein kleines, unbemitteltes Volk, sich rüsten, die antarktischen Regionen zum Nutzen der Wissenschaft aufs neue zu erschließen.

Möchten sie, eingedenk des uns von allen Völkern anstandslos zuerkannten Prestige, an der Spitze der Wissenschaft zu stehen, rechtzeitig erkennen, daß Deutschland schon um deswegen nicht fehlen darf, wenn es gilt, auf dem Gebiet wissenschaftlicher Entdeckungsreisen von so hochbedeutsamer Natur den ihm gebührenden Anteil zu wahren.

Nicht immer waren Germaniens Söhne zur Stelle, nur zu oft verzog man in Deutschland, wenn der nimmerruhende Forscherdrang menschlichen Geistes unerschrockene Männer andrer Nationen zu neuen Entdeckungen in unbekannte Meere zog; jetzt, da sich noch einmal, und vielleicht zum letzten Male in diesem Jahrhundert, die Gelegenheit bietet, auf dem Gebiet friedsamer Geistesarbeit in bisher fast gänzlich unerschlossenen Regionen unsrer Erde Ruhm und Ehre zu sammeln und zu erwerben, kann und darf der Deutsche nicht fehlen!

Aber, so fragt man unwillkürlich, woher kommt es, daß das projektierte Unternehmen bisher so geringen sympathischen Wiederhall im Herzen des deutschen Volkes erweckte, wo liegt das Hindernis, das so schwer hinwegzuräumen scheint?

Ist es nicht im höchsten Maße überraschend, daß ein kristallklarer, jahrelang unausgesetzt in warmer, geistvoller Beredsamkeit quellender Redestrom sein eignes Bett zu finden nicht vermochte und zu guter Letzt noch gar im Sande zu verlaufen droht!

Was ist es, daß ein so hochideales, so hochwichtiges wissenschaftliches Unter-

Digitized by Google

nehmen so vielfach kleinmütigem Skeptizismus begegnen mußte und, trotz seines jeder Phantasterei oder selbstsüchtigen Abenteurertums entbehrenden, durch und durch reellen Empfehlungsbriefes, nur spärlichen Einlaß im Herzen des Volkes fand? —

Ist das etwa der Grund, daß das erwählte Arbeitsfeld so unabsehbar weit von unsern Thoren liegt?

Würde man einem gleichem wissenschaftlichem Zwecke dienenden Unternehmen nach den nordpolaren Regionen, statt nach der Antarktis, mehr Sympathie, wärmeres Interesse entgegengebracht haben? Ich glaube nicht!

Der Hinweis auf einen einschlägigen Vorgang früherer Jahre dürfte vollauf genügen, diesbezüglichen optimistischen Glauben zu entkräften. Man erinnere sich des Entwicklungsganges der einzigen, in den sechziger Jahren entsandten deutschen Nordpolexpedition. Wie groß waren nicht die Schwierigkeiten in der Ueberwindung der vielfachen Hindernisse, welche damals dem verstorbenen Geographen Dr. F. Petermann entgegentraten, ehe es ihm gelang, seinen Lebenswunsch, die Entsendung einer solchen Expedition, erfüllt zu sehen! Und als endlich, endlich, nach langem Mühen, dieselbe zu stande kam und die Heimat verließ, selbst da ruhten nicht die Angriffe der Widersacher, und nur geteilter Anerkennung konnten sich die kühnen Nordpolfahrer im eignen Volke erfreuen.

Allerdings — dies sei zur Entschuldigung solch kleinlichen Gebarens beigefügt — war Deutschland zu jener Zeit nur ein geographischer Begriff und Eifersüchteleien seiner Volksstämme untereinander der Hemmschuh richtigen nationalen Empfindens.

Immerhin, an einer Stelle, wo derartige Einwendungen wie die vorstehenden gegen die freie Entwicklung der Südpolarerforschungsfrage hindernden Einfluß gewonnen haben, da schwindet allerdings jede Hoffnung an der Erkenntnis ihres wahren und hohen Zweckes, da spare man sich die Mühe, überzeugen zu wollen, gegen solchen Trivialismus kämpfen Götter selbst vergebens.

Aber nicht hier allein, auch nicht im Austrag spontaner Launen findet man die Ursache für das befremdende ablehnende Verhalten; näher kommt man derselben, wenn man sich des Wohlbehagens erinnert, das der Deutsche an seiner tief eingefleischten Oppositionslust empfindet; vergegenwärtigt man sich aber die Thatsache, daß das nationale Fühlen in unserm an hohen und edeln Eigenschaften so reichen Volke noch immer nicht recht zum Durchbruch gelangt und an großer Lauigkeit kränkelt, so trifft man den Nagel auf den Kopf.

Es ist eine bekannte, aber ungern zugegebene Thatsache, daß die breite Masse des gebildeten deutschen Volkes allen großen nationalen Bestrebungen, mögen sie sich regen auf dem Felde der Industrie, auf kolonialem Gebiet, mögen sie in unmittelbarem Kontakt mit zeitgemäßen, dem jeweiligen Bedürfnis entsprechenden Flottenerweiterungsplänen — die Flotte in ihrem national repräsentativen Gewande betrachtet — stehen, oder mögen sie der Wissenschaft gewidmet sein, wenigstens stumpfe Gleichgültigkeit oder abwehrendes Zweiflertum entgegenbringt, ganz besonders dann, wenn der Brennpunkt solcher Bestrebungen auf kosmophysischem Gebiete liegt.

Digitized by Google

Dieser alte Erbfehler unsrer Nation, der so oft den Blick ins Weite verschleiert, die Augen blendet, den Schritt hemmt, wenn es sich um die Erreichung hoher nationaler Ziele handelt, und welcher die Frucht der Erkenntnis nationaler Pflichten noch immer nicht zur vollen Entwicklung gelangen lassen will, der ist es, der dem Gedeihen der deutschen Südpolarerforschungsexpedition bisher den nötigen Boden entzog.

Jeder Boden aber, der Wachstum und Gedeihen fördern soll, bedarf rationeller Bearbeitung; ein Unterlassen hat Schaden zur Folge.

Dieser Grundsatz läßt sich in teilweiser Analogie auf den bisherigen Werdegang der Expedition anwenden.

Das Außerachtlassen mancher Erfolg versprechender Agitationsmittel hat auch auf ihr erhofftes Gedeihen ungünstig eingewirkt.

Ich will übrigens diesem letzteren Umstand zur teilweisen Entkräftung meines erhobenen Vorwurfes gern volle Geltung zuerkennen. Meines Wissens ist das Projekt der Südpolexpedition kaum jemals im Gewand rein populärer Darstellung in jene Kreise des gebildeten deutschen Publikums gelangt, beziehungsweise hineingetragen worden, welche, durch die Verhältnisse bedingt, in nur loser Verbindung mit der Kenntnis über die jeweiligen Errungenschaften, die temporären Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiet stehen und selten Gelegenheit finden, wissenschaftliche Zeitschriften zur Hand zu haben.

Alle dieses Unternehmen behandelnden Vorträge wurden fast ausnahmslos nur in geschlossenen Gesellschaften gehalten, auf den Geographentagen diskutierte oder gelegentlich des Zusammentritts wissenschaftlicher Kongresse unterzog man die diesbezügliche Materie einer eingehenden Behandlung und faßte Resolutionen, deren Inhalt jedoch meistens nur einem verhältnismäßig geringen Teil des Publikums bekannt wurde.

Dies gewissermaßen Monopolisierende zog die Konsequenz nach sich, daß vielen Kreisen die Absicht der Entsendung einer Erforschungsreise nach der Antarktis kaum bekannt wurde, geschweige daß dieselben sich von ihrer eminenten wissenschaftlichen Bedeutung eine richtige Vorstellung zu bilden vermochten.

Der Versuch, durch eine geeignete, den Gelehrtenkreisen nicht angehörende, nautisch gebildete und seemännisch erfahrene Persönlichkeit auf dem Wege öffentlicher Vorträge das Interesse zu wecken, unterblieb bisher gänzlich. Auch kann ich mich der Ansicht nicht verschließen, daß ein öffentlicher Aufruf zur Zeichnung von Geldbeiträgen unter dem Hinweis auf die — ich möchte sagen — ethisch-nationale Seite des Unternehmens, rechtzeitig erlassen, Anklang gefunden und wesentlichere Förderung erzielt haben würde.

Besonders aber bedaure ich, daß nicht schon längst von nautisch autoritativer Seite der Expedition energisch das Wort geredet worden ist.

Ein leidenschaftsloses, jedoch überzeugungstreues Eintreten für dieselbe solcherseits würde entschieden manches Vorurteil leichter beseitigt, manchen Zweifel aufgeklärt und thatkräftigeres Entgegenkommen herbeigeführt haben.

Wenn ich es nun heute in der elften Stunde selbst unternehme, dies letztere

Digitized by Google

Versäumnis nachzuholen, wenngleich ich mich zufolge meiner bisher geübten litterarischen Enthaltsamkeit auf nautischem Gebiet des Attributes „seemännischer Autorität“ nicht zu erfreuen vermag, so treibt mich hierzu ein tiefes und warmes Interesse an dem Gelingen des geplanten Werkes, und zwar ein Interesse, welches sich über das Niveau erhebt, das gemeiniglich jeder Seeoffizier der Lösung nautisch-wissenschaftlicher und geophysischer Probleme entgegenbringt; namentlich und vor allem legt mir der aufrichtige Wunsch, die eigne Nation wenigstens nicht zurückstehen, sondern bei diesem der Wissenschaft gewidmeten Unternehmen womöglich die Führerrolle übernehmen zu sehen, die Worte in den Mund.

Ich sage: „womöglich die Führerrolle übernehmen zu sehen“ — Wahrlich, ein hocherhebender Gedanke, der jedes für das Ansehen und die Größe der Nation warm schlagende Herz mit tiefer Begeisterung erfüllen muß.

Diese mir selbst gestellte Aufgabe vermag ich, um Weitläufigkeiten zu begegnen, am besten so zu lösen, daß ich wie bei einem einfachen Rechenexempel die einzelnen Posten, das Für und Wider zusammenfasse, die Summen miteinander vergleiche und dann das Facit ziehe.

Die Posten, welche für die Expedition sprechen, sind nun folgende:

a) Der hohe rein wissenschaftliche Wert. Derselbe steht obenan und ist von hoch autoritativer Seite so klar erschöpfend und bis zur Evidenz wiederholentlich durch Wort und Schrift dargelegt worden, daß ich mich selbst einer hohen Anmaßung beschuldigen müßte, wollte ich mich unterfangen, hier des näheren darauf einzugehen, zumal ich mich lediglich auf Citate beschränken müßte.

b) Des weiteren spricht nicht unwesentlich kommerzielles Interesse für die Expedition, das heißt die Erschließung und Auffindung neuer Jagdgründe für den Walfang; bekanntermaßen ist der Walfisch in den arktischen Gewässern infolge des rücksichtslosen Vertilgungsmodus sehr im Verschwinden begriffen.

c) Rein nautische sowie nautisch-wissenschaftliche Interessen stehen ebenfalls sehr im Vordergrunde und sprechen für die Expedition. Wie bekannt sind die Kenntnisse über die Windverhältnisse, über die Meeresströmungen unterhalb des 45. Grades südlicher Breite sehr lückenhaft; große Unklarheit herrscht zurzeit noch über die erdmagnetischen Eigenschaften jener südlichen Regionen, eingehendere diesbezügliche Studien würden der Nautik sehr vorteilhaft werden, allein schon in Erwägung des Umstandes, daß man hierdurch in die Lage gebracht würde, auch für diesen Teil unsers Erdballes synoptische Karten herstellen zu können.

d) Ein nicht minder großes Interesse nimmt die Geographie an der Erschließung jener unbekannten Südpolarregionen und mit ihr die ganze gebildete Welt. Wer mag es bestreiten wollen, daß eine Art Schamgefühl jeden ernsten wissenschaftlich Gebildeten beschleicht, wenn er, eingedenk des ungeheuern Fortschrittes unsers Jahrhunderts auf allen technischen und wissenschaftlichen Gebieten, bei Betrachtung des Erdglobus immer wieder die große unbekannte Leere am Südpol gewahrt!

Steht nicht die ganze gebildete Welt, nachdem uns der kühne norwegische

Digitized by Google

Gelehrte Dr. F. Nansen den unwiderlegbaren Beweis erbrachte, wie durch den Fortschritt der Schiffstechnik das Eindringen in die starren Eisregionen verhältnismäßig erleichtert wird, unter einem moralischen Zwang, alles zu versuchen, helleres Licht in die Finsternis der Antarktis zu bringen, bevor das Jahrhundert Abschied nimmt?

Ich meine wahrlich, es ist unsre Pflicht, nicht vor pekuniären Opfern zurückzuschrecken und unverzüglich, dem Beispiel eines Roß und Nansen folgend, ans Werk zu gehen. Ich sage: unverzüglich! weil der hohe wissenschaftliche Standpunkt der Nation uns die moralische Pflicht auferlegt, nicht kleinlicher Bedenken wegen hier das Feld zu räumen und uns dem Wettbewerbe auf dem Gebiet der Erforschung zu entziehen. Eine Nichtbeteiligung würde einer intellektuellen wie physischen Niederlage gleichbedeutend sein.

e) Aber noch ein moralischer Zwang andrer Art liegt auf der deutschen Nation und macht es ihr zur Pflicht, dem Zustandekommen der Expedition jeglichen Vorschub zu gewähren.

Es ist dies die Tilgung einer nationalen Schuld in dem Contobuch unsrer Seefahrer.

Nicht unschwer dürfte es zu erraten sein, was ich unter dieser Schuld verstehe.

Ohne Ueberhebung darf Deutschland seine Seeleute zu den besten aller Nationen rechnen. Mit Recht dürfen unsre Seeleute ungeteilten Anspruch auf dieses Zeugnis seit altersher erheben. Die traurigen inneren politischen Verhältnisse unsers Vaterlandes verhinderten bis in die neueste Zeit hinein fast jede, nicht lediglich rein kaufmännischen Zwecken dienende maritime Unternehmung. Man werfe einmal einen Blick auf die Seekarten aller Meere: wie verschwindend selten wird da das Auge einen Namen unter den tausend und abertausend Bezeichnungen der Meere, Inseln, Buchten, Häfen und so weiter entdecken, der deutschen Ursprungs ist!

Eine Beteiligung an überseeischen Entdeckungs- und Erforschungsreisen war und blieb unsern Seeleuten fast gänzlich vorenthalten, treu und unentwegt trugen sie von Jahrhundert zu Jahrhundert alle Beschwerden ihres Berufes, ohne daß sie sich jemals der Genugthuung erfreuen durften, wie ihre Kameraden andrer seefahrender Nationen unvergänglichen ruhmreichen Anteil an der Geschichte der Entdeckungen unsrer Erde genommen zu haben.

So kam es auch, daß der deutsche Name, die deutsche Flagge so lange Zeit unbekannt auf den Ozeanen blieben und unsre Seeleute fremd und heimatlos auf dem weiten Erdenrund.

Heute aber, da die Flagge „schwarz-weiß-rot“ im frischen Hauch neugefügter Reichsherrlichkeit Achtung gebietend sich frei und freier auf allen Meeren entfaltet, heute, da durch die altbewährte Treue und Tüchtigkeit unsrer Meeressöhne sich von Jahr zu Jahr des Reiches Wohlhabenheit ein gut Teil mit steigert, heute ist der Tag gekommen, die alte Schuld zu tilgen.

f) Es ist sehr wahrscheinlich und mit großer Bestimmtheit zu erwarten, daß,

Digitized by Google

wenn die Expedition Erfolg erzielt und der schlechte Ruf der Antarktis sich mehr und mehr als üble Verleumdung ausweist, sehr bald neue Unternehmungen der ersten Expedition folgen werden. Hierdurch wird der heranwachsenden seefahrenden Jugend eine vorzügliche Gelegenheit geboten, sich auszubilden.

Denn nicht in den Tropen, mehr in den Meeren der gemäßigten Zone, besonders aber in den polaren Gewässern findet man das Holz, aus welchem jener Schlag von Seeleuten geschnitten wird, von denen man sagt: „Ein jeder Zoll ein ganzer Seemann", unerschrockene, wetter- und ehrenfeste Matrosen und seebeflissene Männer, wie sie ein jeder Schiffskapitän an seinem Bord zu haben wünscht und deren Zahl leider von Jahr zu Jahr immer mehr zusammenschmilzt.

Dieser für die Schulung unsrer Seeleute so wichtige Faktor spricht auch ein beredtes Wort für die Expedition.

Sechs Punkte sind es nun, die ich als Fürsprecher nannte, und ich gehe nun zu den Faktoren über, die gegen das Unternehmen sprechen, und da befinde ich mich einigermaßen in Verlegenheit, solche zu finden.

Denn, so frage ich, darf man die Geldfrage mit gutem Gewissen dieser Rubrik einverleiben? Wenn man erwägt, welch große Summen für Unternehmungen von weit geringerer Wichtigkeit und nationaler Bedeutung geopfert werden, oder die Thatsache in Betracht zieht, mit welcher Bereitwilligkeit norwegische Kapitalisten die für die Nansensche Nordpolexpedition erforderlichen Mittel darboten, so darf der pekuniären Seite unter keinen Umständen ein Hinderungsrecht eingeräumt werden. Ich gebe mich der positiven Ueberzeugung hin, daß sich unter dem kapitalkräftigen Publikum Deutschlands, unter den Großkapitalisten eine nicht unbedeutende Anzahl Männer finden wird, welche, analog der großherzigen Handlungsweise ihrer nordischen Genossen, von nationalem Gesichtspunkte geleitet, eine offene Hand für die Expedition haben würden, sobald an ihre Thür geklopft würde.

Vielleicht wird man an dieser oder jener Stelle geneigt sein, dem Unternehmen vom philanthropischen oder humanitären Standpunkt aus den Stempel des nicht mehr Zeitgemäßen aufdrücken zu wollen, oder dasselbe gar als ein das Schicksal herausforderndes anzusehen versuchen; dergleichen Anschauungen möchte ich mit dem Hinweis entgegentreten, daß doch gerade jeder Menschenfreund und auch jeder Humanist solches von hohem Mut zeugende und dem echt ritterlichen Sinn entspringende Verlangen nach Thaten dieser Art in unserm alles verflachenden Zeitalter mit ganz besonderer Sympathie begrüßen sollte.

Jedes für hohe nationale Ziele und Bestrebungen empfängliche Gemüt muß das Zustandekommen der antarktischen Expedition erhoffen und erwünschen, und da ich trotz ehrlichen Festhaltens an rein sachlicher Beurteilung keine überzeugend gegen das Unternehmen sprechenden Faktoren zu erbringen vermag, schließe ich das Rechenexempel mit einem rein positiven Resultat.

Ich würde nun meine mir gestellte Aufgabe für erledigt erachten, wäre ich nicht von maßgebender Seite dahin belehrt worden, daß einige hochwichtige, in das Wesen der Organisation der Expedition tief einschneidende Fragen bei ihrer

Digitized by Google

Erwägung auf Divergenz gestoßen sind, und da diese Fragen mit Recht als zum Fundament des ganzen Baues gehörig betrachtet werden müssen, so halte ich mich im Interesse der ganzen Angelegenheit gleichsam für verpflichtet, dieselben von meiner Seite einer, ich sage wohl am zutreffendsten: militärisch-seemännischen Betrachtung zu unterziehen.

Es lautet die erste dieser Fragen: Soll die Expedition aus einem oder aus zwei Schiffen bestehen?

Meine Antwort ist kurz und bündig: Unter allen Umständen müssen zwei Schiffe, zur gemeinsamen Operation dauernd vereinigt, Verwendung finden.

Im nachfolgenden meine Ansicht begründend, berufe ich mich zunächst auf ein altbewährtes Prinzip, dessen sich seit altersher alle diejenigen Nationen bedienten, welche Entdeckungsexpeditionen in unbekannte Meere entsandten, und welches dem Grundsatz huldigte, stets zwei oder mehrere Fahrzeuge auszurüsten. Eine wesentliche Ausnahme machten im Laufe der Jahrhunderte nur einmal die Engländer, als sie ihrem großen Seefahrer und Entdecker Sir James Cook zu seiner ersten Weltumsegelung nur eine Fregatte zur Verfügung stellten. Soweit ich mich erinnere, hatte dies einen ganz besonderen Grund, denn gerade die englische Nation pflegte in solchen Fällen mit Schiffen nicht zu sparen.

Eine Südpolarexpedition, der die Aufgabe zufällt, so tief als möglich in das Herz der Antarktis einzudringen, ist eine Entdeckungsreise im strengsten Sinne des Wortes. Sie führt in fast gänzlich unbekannte und gefahrvolle Regionen, deshalb gebietet sowohl die Vorsicht als die Klugheit, jene altbewährte Praxis zu acceptieren.

Die Einwendung: in früheren Zeiten gab es nur Segelschiffe, welche, als nicht im Besitz eignen, selbständigen Bewegungsmomentes befindlich, leichter Gefahren ausgesetzt waren, lasse ich gelten, weise jedoch darauf hin, daß die heute etwa zu entsendenden Schiffe nicht nur Dampfschiffe sind, sondern in der Hauptsache als Segler angesehen werden müssen, welche nur bei zwingenden Umständen der Maschinenkraft sich bedienen sollen. Im allgemeinen bleiben für sie die Gefahren die gleichen, ja ich möchte behaupten: relativ steigern sich dieselben sogar, und zwar durch die moralische Verpflichtung des Leiters solcher Expedition, wegen der ihm zu Gebote stehenden Maschinenkraft, unbekümmerter um die Eisverhältnisse, auch rücksichtsloser vorzudringen.

Jeder unparteiisch Denkende wird mir beipflichten, wenn ich behaupte, daß das moralische Wohlbehagen aller Teilnehmer an der Expedition bei Entsendung zweier Schiffe durch die Anwesenheit eines Genossen bedeutend gestärkt wird.

Die Gemeinsamkeit spielt namentlich bei allen gefahrvollen Unternehmungen in dem Gefühlsleben wie in der Einbildung des Menschen eine große Rolle.

Das Bewußtsein, in allen derartigen Fällen nicht allein zu sein, einen in gleicher Lage befindlichen Genossen in der Nähe zu haben, einen Helfer in der Not, wenn auch nur in der Einbildung, belebt die Hoffnung und stärkt den Mut.

Von unschätzbarem Wert wird die Vereinigung zweier Fahrzeuge dem Leiter

Digitized by Google

des Unternehmens sein, und zwar, weil ihm hierdurch die Möglichkeit geboten ist, mit einem in ebenfalls verantwortlicher Stellung befindlichen, seemännisch reifen und erfahrenen Genossen in schwierigen Lagen in Beratung treten zu können.

Ich spreche hier aus eigner Erfahrung und beziehe mich zur Bekräftigung dieser meiner Ansicht noch besonders auf das Zeugnis des mutigen und unerschrockenen Leiters der Ende der vierziger Jahre entsandten antarktischen englischen Expedition, des Kapitän Sir J. Roß, welcher in seinem Reisewerk stets mit besonderem Nachdruck und tiefer Dankbarkeit den hohen Wert der Ratschläge seines Mitgenossen, des Kommandanten des zweiten Expeditionsschiffes, bekennt. Und welch willkommene, erfrischende Abwechslung wird nicht den sämtlichen Teilnehmern des Unternehmens in der Möglichkeit geboten, ab und zu mit Kameraden, beziehungsweise Kollegen in persönlichen Verkehr treten zu können! Solch erfrischendes und belebendes Agens, namentlich unter den zu erwartenden Umständen, ist Goldes wert. Ich scheue mich nicht, zu sagen, daß ich es für ein Gebot der Menschlichkeit, ja der Nächstenliebe erachte, den Teilnehmern an einer so beschwerlichen und entbehrungsreichen Expedition in geselliger Beziehung alle nur irgendwie zu ermöglichenden und erreichbaren Vorteile zu verschaffen zu suchen. Zur Erhaltung des physischen und moralischen Wohlbefindens ist dies ein unbedingtes Erfordernis.

Wäre es nicht ein schweres Unrecht, die kühnen Reisenden von dem Augenblick an, da sie mit ihrem Schiff die zivilisierte Welt verlassen, um den unbekannten eisigen und stürmischen Regionen der Antarktis zuzueilen, für Monate und Jahre, vom Anbeginne der Reise an, der Hoffnung zu berauben, jemals eine Nachricht oder gar ein Lebens- und Liebeszeichen von ihren Angehörigen erhalten und ein gleiches heimsenden zu können?

Zu richtigem Verständnis schalte ich hier ein, daß die Absicht vorliegt, bei Verwendung zweier Schiffe nur eins derselben zur Ueberwinterung, falls die Umstände dies gestatten, am Südpol zu belassen, dagegen das zweite Schiff beim Eintritt des Winters nach Kapstadt zurückzusenden, welches dann bei Beginn des Frühjahrs mit dem zurückgebliebenen Genossen sich wieder vereinigt, um dann im nächsten und zweiten Winter ebenso zu verfahren.

Gerade in unserm im Zeichen des Verkehrs stehenden Zeitalter müßte es als Härte gelten, wollte man den kühnen Südpolfahrern die vielleicht einzige Freude, in ihrer eisigen Einsamkeit Nachrichten aus der Heimat erhalten zu können, rauben.

Oder man erwäge den Fall — und der Eintritt desselben liegt sehr im Bereich der Möglichkeit —: das einzige Schiff erleidet eine so schwere Havarie, daß es von der Besatzung verlassen werden muß. Was ist dann wohl das Los der Schiffbrüchigen?

Glückt ihnen im günstigsten Fall die Zuflucht auf eine Eisscholle, so sind sie einem ebenso unabwendbaren wie elenden Hinsterben preisgegeben.

Erfahrungsgemäß aber findet man in der Antarktis keine Eisschollen, die vermöge ihrer Form solchem Zwecke dienen könnten; die einzige Zufluchtsstätte bleibt immer nur das Boot, den noch Lebenden ein Asyl für kurze Zeit, den

Digitized by Google

Toten und Erstarrten ein offener Sarg, bis eine Woge sie in die schwarze, dunkle Tiefe bettet. Verschollen sind sie, und ein Grabstein wird ihnen höchstens in Druckerschwärze gesetzt! —

Noch mancherlei Gründe, welche die Entsendung zweier Schiffe als unerläßlich erscheinen lassen würden, könnte ich hier beibringen, doch dem wohlwollend denkenden Leser werden die vorstehenden Argumente vollauf genügen, um sich meiner Ansicht anzuschließen; den Skeptiker oder gar den Fanatiker zu überzeugen, liegt nicht in meiner Absicht.

Ich gehe nun zur zweiten Frage über, und diese lautet: Ist die Expedition einer rein nautischen oder einer rein wissenschaftlichen Leitung zu unterstellen? Wird die Expedition staatlicherseits organisiert und entsandt, dann erledigt sich diese Frage von selbst; da jedoch das Vorgehen der Regierung in dieser Angelegenheit von der Stellungnahme des Reichstages zu derselben abhängig bleibt, so können Umstände eintreten, die alle bisher zu Gunsten des Unternehmens gehegten Hoffnungen mit einem Schlage zerstören.

Dann muß der jetzt abgeschnittene Faden wieder aufgenommen und der Versuch erneuert werden, mit Hilfe privater Beiträge zu dem gewünschten Resultat zu gelangen; dann aber wird es notwendig, Klarheit in die Frage der Leitung zu bringen, und deshalb will ich dieselbe hier einer sachlichen Beurteilung unterziehen. Ich setze hierbei voraus, daß ich mich versichert halten darf, keiner parteilichen Beurteilung zu begegnen, und daß man meiner Auffassung weder Voreingenommenheit noch einseitigen Dünkel beilegen wird oder nicht etwa fürchte, ich stehe unter dem Einfluß eifersüchtiger Regungen. Meine Ansicht über diesen Punkt ist eine rein sachliche, leidenschaftslose, eine auf der Basis langjähriger Erfahrung beruhende.

Ich gestehe ehrlich, daß es mir noch heute unverständlich ist, wie über diesen Punkt jemals Meinungsverschiedenheit entstehen konnte, und ich vermag es mir nur durch den Umstand zu erklären, daß der durchschlagende Erfolg der seinerzeit unter der Leitung des norwegischen Forschers Dr. F. Nansen entsandten Nordpolexpedition der Ansicht, ein gleicher Modus könne auch bei der deutschen Südpolexpedition Anwendung finden, Anhänger in den Kreisen der Gelehrten verschaffte.

Da kann ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der Heros der Nordpolfahrer, Dr. F. Nansen, ein auf dem seemännischen Gebiet sicherlich viel erfahrener Gelehrter ist, und wage zu bezweifeln, daß unter den deutschen Männern der Wissenschaft, welche sich zur Teilnahme an der Expedition meldeten, sich auch nur einer befindet, der auf diesem Gebiet genügende Erfahrungen sammelte, um in dieser Beziehung mit dem norwegischen Kollegen den Vergleich bestehen zu können.

Die Seemannschaft und die praktische Navigation sind die Faktoren, welche bei einem Unternehmen nach den Südpolarregionen von entscheidender Bedeutung werden; in der richtigen Handhabung derselben liegt die Hauptgarantie des Erfolges. Deshalb muß die Führung in der festen Hand eines kundigen, im

Digitized by Google

Segeln wie in der Navigation vielerfahrenen Seemannes liegen, deswegen soll die Leitung auf den Schultern eines in der Handhabung strammer Disciplin geübten und zielbewußten Führers ruhen.

Der tüchtige, seebefahrene Matrose erkennt nur in dem gebildeten, gereiften und erfahrenen Berufsgenossen die Autorität, ein tüchtiger Kapitän aber duldet auf seinem Schiffe keinen zweiten Herrn, er trägt die alleinige Verantwortung und verträgt auf seinen Planken keinen Ein- noch Widerspruch, leidet kein Nebenregiment und erwartet von jedermann unbedingten Gehorsam.

Mit Stolz und Genugthuung darf man sagen: im Deutschen Reich ist kein Mangel an Seelenten dieses Schlages; bei aller Hochachtung aber vor den Offizieren unsrer Handelsflotte wird es sich dennoch empfehlen, als Leiter einen älteren Seeoffizier der Kaiserlichen Marine zu wählen, und zwar einmal der dieser Stellung beihaftenden repräsentativen Seite wegen und andrerseits, weil dem Seeoffizier die Handhabung strammer Disciplin zur Gewohnheit ward.

Ich erwähnte bereits, daß die Schiffe der Expedition hauptsächlich aufs Segeln angewiesen sein werden; deshalb ist es notwendig, daß der als Leiter erwählte Seeoffizier der alten Schule angehört, das heißt auf Schiffen mit voller Takelage sich heraubildete und womöglich selbst das Kommando eines derartigen Schiffes als „alleinsegelnd" im Ausland geführt hat.

Und damit soll auch dieses Kapitel abgeschlossen sein, indem ich noch den Wunsch hinzufüge, daß die Führung dereinst in die Hand eines Mannes gelegt werden möge, der es als eine besondere Auszeichnung zu schätzen weiß, an der Spitze eines so hochidealen und nationalen Unternehmens zu stehen, der sich der hohen Aufgabe desselben durch und durch bewußt ist und, frei von jeglichen selbstsüchtigen Sonderinteressen, mit tiefem Gottvertrauen und ernster Begeisterung ans Werk geht.

Zum Schluß übergehend spreche ich die Hoffnung aus, daß die Ungewißheit, die Unsicherheit, welche noch heute wie ein Nebelschleier das Projekt der deutschen Südpolarerforschungsexpedition umgeben, in Bälde einem freundlichen, wohlwollenden Lichtstrahl weichen mögen, daß dem für dieses hochwissenschaftliche Unternehmen ein halbes Menschenleben hindurch wirkenden und strebenden hochverdienten deutschen Gelehrten Professor Dr. G. Neumayer noch an seinem Lebensabend die Freude und der Lohn zu teil werden mögen, die Frucht seiner Mühen und Arbeit gereift zu sehen.

Ich lasse die Hoffnung des ferneren nicht sinken, daß das deutsche Volk insgesamt noch rechtzeitig erkennen wird, welch hohe nationale Bedeutung diesem Unternehmen innewohnt, und mit welchem Stolz es Germania erfüllen muß, sollte es gelingen, noch in diesem Jahrhundert oder am Beginn des nächsten der größten seefahrenden, um die Entdeckungen so hochverdienten, stammesverwandten englischen Nation am Südpol die Hand zu reichen. Dann wird Deutschland seinem Ruhmeskranze ein frisches Blatt einzufügen vermögen, ein grünes Blatt, von hoher deutscher Geisteskraft zeugend, unverwelklich und unvergänglich für alle Zeit!

Digitized by Google

Die deutsche Nation ist vermöge ihrer Tugenden, der hohen individuellen Eigenschaften ihrer Söhne prädestiniert, einem solchen Unternehmen von vornherein Erfolg zu sichern, darum säume sie nicht länger und schreite zur That, ehe es Abend wird. Vorwärts drum! Auf mit dem Rufe ihres alten, verewigten großen Kanzlers: „Der Deutsche fürchtet Gott, sonst nichts auf dieser Welt!"

Wie mein „Quickborn" entstand.[1]

Von

Klaus Groth.

Wir lebten in meiner holsteinischen Heimat auf einem historisch merkwürdigen Boden. Fast von jedem Punkte aus, wo wir unsern Torf gruben, unser Heu ernteten, unsre Kühe weideten, konnten wir das ganze Gebiet übersehen, wo unsre Vorfahren, die Groths, die Kleens — meine Großmutter war scherzhafterweise eine geborene Kleen —, die Witten, die Boies, deren Namen alle wir führten oder kannten, sich mit den Dänen und Holsten geschlagen, gesiegt hatten oder gefallen waren, die Helden der letzten deutschen Republik, „de olen Ditmarschers". Dort lag südlich, im wechselnden Lichte der Tags- und Jahreszeiten fast immer sichtbar, die altersgraue Kirche von Meldorf, mit der Windmühle zur Seite. Von dort war der Dänenkönig Hans im Februar 1500 mit seinem Heer heruntermarschiert, Junker Slenz mit der schwarzen Garde voran. Dort etwas rechts auf der nächsten Sanddüne der kleine Turm der Hemmingstedter Kirche, wo bei der Dusenddüwelswerfte Wulf Isebrand mit einigen Hundert, Telsche Kumpen mit der Fahne dabei, die Tausende erwartete. Zwischen beiden Kirchen schlängelte sich der schmale Weg durchs Schweinemoor, den der König passieren mußte. Da tönten die verabredeten Kanonenschüsse — man hörte sie im Geiste noch damals als Kind, etwa wie man mitunter Kanonen von Cuxhaven her übers stille Meer hörte —, und auf rissen die Wördener die Schleusen, und herein brachen die Fluten — wir kannten es, wie sie brechen —, und hier, wo wir standen, bis soweit das Auge reicht, war es ein See und Morast. Da kehrte sich das Kriegsgeschrei der Garde um, und die Ditmarscher riefen: „Wahr di, Garr, de Bur de kumt!" Und der Wolf Isebrand und der Lange Reimer von

[1] Der Verfasser hat die hier mitgeteilten Lebenserinnerungen als Antwort auf obige Frage vor etwa zehn Jahren für einen auswärtigen Freund niedergeschrieben.

Digitized by Google

Wiemerstedt stürzten voran mit ihren Springstöcken, stachen die Pferde, bis sie die Reiter in den Morast warfen, bis sie auch das nicht mehr für nötig hielten und den eignen Schlachtruf siegesgewiß umkehrten: „Schont de Per, de ridt wi noch, un stekt de Kerls!“ Dorther hatte man auch in der Winternacht (1525) den Märtyrer Heinrich v. Zütphen in unmenschlicher Verblendung, an den Schweif eines Pferdes gebunden, geschleppt, dicht an den Fenstern meines Vaterhauses vorbei, um ihn nördlich von Heide zu verbrennen. Als man ihm 1825 ein Denkmal errichtete, stand ich als kleiner sechsjähriger Sänger mit dabei.

Alle diese Thatsachen kannte mein Großvater aufs genauste. Er las jeden Winter einmal die Chroniken Ditmarschens von Bolten und Viethen durch; die plattdeutsche von Neocorus, herausgegeben von Dahlmann, kam erst später in Druck. Märchen und Sagen sind, wenigstens im Norden, ein mehr frauenhaftes Element. Mein Vater hatte sogar eine entschiedene Abneigung dagegen; ihm war der Aberglaube auch in poetischer Form durchaus zuwider. Beim Großvater war noch ein Hauch der ahnungsreichen Vergangenheit mitunter zu spüren, der rationalistische Vater hatte dies Element ganz abgestreift. Ich bekam meinen Teil Märchenlust aber vollständig, noch ganz ohne Buch, von Mund zu Mund und in der heimischen Volkssprache vollauf. Kaum weiß ich mehr, wer mir erzählt hat, denn ich war bald selbst ein so gesuchter Märchenerzähler, daß ich, noch als kleiner Bube, oft mit lautem Zuruf von meinen Kameraden begrüßt wurde, wenn ich aus unserm Hause auf dem großen grünen Grasplatz, dem Lüttenheid, erschien und gebeten wurde, zu erzählen. Da saßen wir denn am Raine der trockenen Gräben, und ich erzählte, bis die Stimmen der Eltern uns heimriefen, oft Abend für Abend in warmer Sommerszeit, wo sonstige Spiele aufhörten, und wenn mein Vorrat traditioneller Geschichten zu Ende ging, so kombinierte ich aus alten neue Erzählungen, oder sonst Gehörtes und Gelesenes mußte aushelfen. So erinnere ich mich deutlich, die Geschichte vom Dulder Odysseus in mehrtägigen Fortsetzungen zu großer Befriedigung meiner jungen Zuhörer vorgetragen zu haben. Von Homer (Hömer sagte der Alte), von Alexander dem Großen, Cäsar und Napoleon wußte übrigens auch der Großvater zu berichten. In der Franzosen- und Russenzeit war in seinem Hause eine Art Klub gehalten worden. Er hatte die neuesten Zeitungen vorgelesen und, um sich zu orientieren, die nötigen Karten angeschafft, wovon ich später noch ganze Rollen auf dem großen Kleiderschrank vorfand. Ich hörte bei Gelegenheit, daß Vater und Großvater eine ungewöhnliche geographische Kenntnis fremder Länder besaßen. Die Ausdrücke „nach oben“ und „nach unten“ statt Nord und Süd blieben mir lange rätselhaft. Bald fing ich aber auch an, in der vierbändigen schweinsledernen Geographie von Hübner selbst zu blättern und zu lesen.

Von meinem Großvater lernte ich so früh lesen, schreiben und rechnen, daß ich mich nicht ohne diese Fertigkeiten denken kann, daß Bücher, Rechen- und Zeichnentafel meine ältesten Begleiter gewesen und Lernfreude, Leselust und eine wahre Rechnenwut durch die ganze Jugendzeit meine Seele erfüllt haben. In

Digitized by Google

den Klassen unsrer Bürgerschule war ich oder wurde ich immer bald Primus, und wenn der Unterricht mir nichts Neues mehr bot, übersah der Lehrer es, daß ich die ganzen Tage rechnete, ja abends trieb mich der Vater zu Bett, sonst saß ich nach der Schulzeit, die durch Privatunterricht Winters bis sieben währte und täglich neun Stunden dauerte, noch bis in die Nacht bei der Buchstabenrechnung, Algebra, Geometrie, Trigonometrie. Das geschah jahrelang Tag für Tag. Ich besitze noch Quartanten, von meiner Knabenhand mit Zahlen und Zeichen gefüllt. Später habe ich dazu auf eigne Hand auch noch die höhere Analysis betrieben. Viele meiner Gedichte sind auf Papier von sehr großem Format geschrieben, das ich vorher in Bleistift mit Formeln aus der Differential- und Integralrechnung bedeckt hatte. Was ich dabei, außer der eignen inneren tiefen Befriedigung, mag gewonnen haben: jedenfalls lernte ich selbständig arbeiten, unabhängig von Lehrern, still für mich nach Büchern. Denn in der Mathematik war ich längst aller Lehre entwachsen.

Mit fünfzehn Jahren wurde ich Schreiber auf einem Beamtenbureau, nur einige Schritt vom Elternhause entfernt. Hier hatte ich eigentlich gar nichts zu thun, sondern arbeitete ganz für mich. Ich sah bald die Lücken meines Wissens und Könnens und suchte sie auf alle Weise auszufüllen. Ein alter Lehrer ging mir ein wenig mit Rat zu Hilfe, bei ihm schrieb ich allerlei Aufsätze, bald auch auf eigne Hand, denn ich hatte von Franklin gelesen und bildete Stil und Sprache nach seiner Methode. Ich schrieb wahrhafte Berge von Papier voll. Die Mathematik blieb liegen, da ich für die höheren Zweige keine Methode zum Selbstlernen, keine geeigneten Bücher finden konnte. Wo ich bei einem Lehrer oder Geometer Hilfe suchte, fand ich immer, daß die Herren nicht mehr kannten als ich. Ich habe große Fußtouren dazu umsonst unternommen.

Meine Schreibereien führten mich fast notwendig auf grammatische und sprachliche Studien. Heyse, Becker, Herling, Schmitthenner, Grimm nahmen im Lauf der Jahre einen weiten Raum meines Interesses ein. Philosophische Studien schlossen sich bald an. Keiner unsrer Großen ist von mir ungelesen geblieben. Damals freilich begnügte ich mich mit den Gebieten, die der Grammatik und Synonymik nahe liegen: Psychologie und etwa Logik. Von fremden Sprachen lernte ich zunächst unter freundlicher Hilfe eines jüngeren Lehrers Dänisch. Dann habe ich später nur noch fürs Latein und fürs Englisch etwas mündliche Anleitung gehabt. Sonst habe ich mich in fast sämtliche europäische Sprachen (die slavischen ausgenommen) hineingelesen und ihre Hauptwerke im Original studiert, selbst die isländischen Sagas und die Edda. Anfänglich beschränkte sich meine Lektüre als Schreiber natürlich auf deutsche Klassiker und Uebersetzungen. Shakespeare las ich in der Bendaschen Prosa-Uebertragung. Goethe zog mich bald vor allen an. Gegen Jean Paul hatte ich eine starke Abneigung. Nebenbei las ich ein Konversationslexikon durch, teils aus Neugier, teils um mich zu orientieren, denn das war beim Mangel aller Führung das Schwierigste für einen Menschen von fünfzehn bis neunzehn Jahren. Musik lernte ich nebenbei auch ganz allein, wozu ich mir ein altes Klavier, das ich auf

Digitized by Google

einem Hausboden der Nachbarschaft fand, selbst reparierte, bezog, stimmte. Meine Freunde wie Brahms, Joachim und Stockhausen werden mir bezeugen, daß ich über die Elemente hinausgekommen bin.

Daß für diese Dinge der gewöhnliche Tag nicht ausreichte, ist klar. Ich ließ mich schon damals mittels eines Zugbandes am Arm jeden Morgen wecken, im Sommer um drei bis vier Uhr, viele Jahre hindurch. Auch die meisten Lieder des ersten Quickborn sind geschrieben, wenn andre Leute noch im Bette lagen. Schon dem halben Knaben erschien der Kranz, mit dem man den Dichter schmückt, als das Erringenswerteste. Aber meine Verse aus damaliger Zeit erschienen mir so sehr nur als Mittelgut, daß ich mir es heilig zuschwor, nie einen Vers zu machen, bis mich innerer Drang gewaltsam dazu triebe, und vorher alles daran zu setzen, etwas Tüchtiges zu lernen.

Diesen Schwur habe ich gehalten. Erst zehn Jahre später machte ich die ersten Gedichte, die auch gedruckt worden sind. Keiner meiner Freunde ahnte, wo hinaus ich mit meinen Studien strebte. Als mein Quickborn erschienen war, schrieb mir der Bischof Koopmann, mit dem ich viele halbe Nächte zusammen lateinische Dichter und Philosophen gelesen, da er Prediger in Heide war und ich Lehrer: das hätte er am wenigsten von mir vermutet.

Von meinem neunzehnten bis zweiundzwanzigsten Jahr, auf dem Schullehrerseminar in Tondern, wurde das Selbststudium nur noch eifriger und freier fortgesetzt. Von den Lehrern lernte ich nur kurze Zeit etwas, aber es gab mehrere Primaner von Gymnasien, mit denen ich Latein, Französisch und Schwedisch las und Herlings deutsche Syntax studierte. Auch lebte ich hier ein wenig Jugendleben, wenig! Möglich, daß ich von einem der Schüler den Anstoß zu den beschreibenden Naturwissenschaften bekam. Nach meinem Abgange wieder in die Heimat an eine obere Mädchenschule zurückberufen, fing ich an, Pflanzen und Tiere zu untersuchen. Ich kenne so ziemlich unsre Flora und Fauna, auch auf eigne Hand. Und diese Kunde ist mir insofern besonders wichtig geworden, als sie meine Jugendeindrücke auf Flur und Feld, in Wald und Wiese erneute und ergänzte. Erst jetzt lernte ich, was für einen Schatz ich mir bei den Feldarbeiten Sommers erworben, wo ich mich oft schmerzlich nach der Schule und meinen Büchern sehnte.

Angefüllt so von allerlei Wissen und Können, kam mir in den vierziger Jahren zum Bewußtsein, welch ein poetischer Schatz im Plattdeutschen stecke, ungehoben bis dahin, ja bedroht zum Unheil für die Heimat und die große deutsche Litteratur durch Unwissenheit und verflachenden Liberalismus. Angeregt mag der Gedanke sein durch Hebel, den ich eben erst mit Begeisterung recht genossen hatte, sowie durch Firmenichs „Völkerstimmen", das heißt hier im Widerspruch gegen die plattdeutschen Proben, die, unpoetisch wie ungrammatisch, mich anwiderten. Man behält so etwas selten genau. Aber ich weiß deutlich, daß ich einem studierenden jungen Freunde einmal davon erzählte und von meinen Plänen entwickelt haben muß, etwa 1842. Ich höre noch sein begeistertes Wort: „Das mache!"

Digitized by Google

Der Quickborn ist natürlich nicht als Buch erdacht und geschrieben, etwa wie „Ut de Franzosentid"; er ist eine Sammlung von Gedichten, allmählich entstanden im Laufe von Jahren, endlich zusammengestellt und auf gewisse Art abgerundet. Meine vorbereitenden Studien haben nur dadurch ihren Wert, daß sie mir die Bahn reinigten und das Ziel sicher fassen lehrten. Denn warum waren meine Vorgänger falsch gegangen und ohne Wirkung vergessen? Was ich nicht machen mußte, mußte ich vor allen Dingen wissen. Ob dann noch ein Weg übrig blieb, das mußte sich finden. Gesucht werden mußten all die verschiedenen Töne, die ich, der erste, in plattdeutscher Sprache angeschlagen habe; ob dichterische Kraft vorhanden war, frisch und frei in ihnen zu singen, das ist eine vom Wissen und Studium ganz unabhängige Sache. Gebraucht waren diese Töne nie; Rhythmus, Reim, Wort- und Taktregister, Bilder lagen nicht gedruckt vor, wie in hochdeutscher Poesie. Sie mußten alle mündlich erhorcht, dem Volke, alten Reimen abgelauscht werden. Aus dem lebendigen Volksmunde hörte ich, außer Reimen, Sagen und Märchen, im täglichen ununterbrochenen Verkehr mit dem Volk hinreichend und in einer Mannigfaltigkeit der Töne, die nur ein günstiger Zufall einem Horchenden bereitet. Ganz Ditmarschen sprach damals noch plattdeutsch, im eigentlichen Verkehr nur plattdeutsch. Reiche Bauern, die man anderwärts wohl Gutsbesitzer genannt haben würde, studierte darunter, Schriftsteller wie Vollmacht Mohr, Deputierte der Landesverwaltung, Vollmachte nicht bloß, auch Beamte bis zum Landvogt hinauf sprachen, als nach dem Ditmarscher Indigenatrecht Eingeborene, mit Bequemlichkeit und Behagen die heimische Mundart. Dazu kam, daß bei der Freizügigkeit der alten Republik verwandte Stämme und Klänge sich einfanden und zum Vergleich schon den Knaben herausforderten. In den nächsten Häusern der Nachbarschaft hörte ich Hannoveraner, Lauenburger, Hamburger, Pommeraner, Mecklenburger im täglichen Umgang täglich verschiedenes Plattdeutsch sprechen, bei dem lebhaften Marktverkehr des Hauptortes, wo seit Jahrhunderten wöchentlich ein großer Sonnabendsmarkt abgehalten wurde, außerdem noch andre Töne aus Süd und Nord, die sich nach und nach zum Vergleich mit dem verhältnismäßig reinen Ditmarsch einprägten, indem sie zunächst die Spottlust des Knaben herausgefordert hatten.

Das Wort eines gelehrten pastörlichen Freundes, daß ich, ähnlich wohl wie er, ein Buchgelehrter geworden und dem Leben und seiner Sprache entfremdet sei, war gänzlich unwahr. Als meine drei Brüder mit mir heranwuchsen, war am Vatertische ein lebhafter und humoristischer Verkehr. Es ging nicht leicht ein Mittag ohne Gelächter hin. Denn alle verstanden zu beobachten und zu erzählen, besonders der ältere, „min Jehann". Mein Vater hatte eine Windmühle gekauft, das Geschäft ging lebhaft und brachte Verkehr mit allen Menschenklassen übers ganze Land Ditmarschen und weiter hinaus. Was für scherzhafte Geschichten wurden da erzählt! Jedes Original beschrieben, nachgemacht, karikiert! Was ich nicht selbst sah und hörte, das vernahm ich hier aus ebenso sicherer Quelle, oft schon zubereitet fast zum Niederschreiben. Daß ich, ehe ich

Digitized by Google

es niederschrieb, dafür erst die Formen gesucht und gefunden oder erfunden, das ist in aller Kunst die notwendige Vorarbeit. Wenn mir jemand diese Vorarbeit vorweg genommen, so hätte ich weniger Zeit und Kraft gebraucht. Wer da glaubt, daß ein Dichter sich nur so hinsetzt und losschreibt, der kennt nicht die Vorarbeiten Bürgers für den Ton der Ballade, zum Beispiel der „Lenore", die rhythmischen Studien Klopstocks und Vossens für Epos und Idyll, die ganze gewaltige Arbeit deutscher Dichter vor Goethe, der da sagen konnte, als durch Lessings Laokoon der Weg gewiesen war: „Wir fühlten uns von allem Uebel erlöst."

Seiner Arbeit darf man sich ja rühmen, nach Lessing. 1847 ging ich wegen geschwächter Gesundheit nach der Insel Fehmarn und gab mein Amt auf. Dort habe ich fünf Jahre gearbeitet, um das Hauptwerk meines Lebens zu vollenden, dessen Mal und Ziel mir nach und nach deutlicher wurde. Ich setzte meine ganze Kraft daran und die Ersparnisse arbeitsreicher Jahre vorher. Das habe ich für mein Ideal gethan. Als ich fertig war und das Manuskript meines ersten Bandes Quickborn an Gervinus schickte, da war Kraft und Geld alle. Es ist nicht zu verwundern, daß mir seine rasche Antwort aus den Händen fiel und stundenlang vor mir am Fußboden lag, bis ein Freund erschien und sie aufhob. Ich hatte in dem Brief des strengen Kritikers nur gelesen: „Ihr Buch wird sein wie die Oase in der Wüste ..." Dann legte ich mich müde zu Bett und lag ein halbes Jahr.

*

Mein Lieblingsbruder, dem im „Quickborn" unter anderm das Gedicht „Min Jehann" gewidmet ist, holte mich im Frühling 1853 ab von Fehmarn, wo ich mich von meiner geistigen Ueberanstrengung erholen sollte, um mich mit nach Hause zu nehmen, denn allein zu reisen war ich zu schwach. Natürlich war ich sehr begierig, zu erfahren, wie meine Familie, zumal mein Vater, den eben erschienenen „Quickborn" aufgenommen hatte. Johann also erzählte mir, er selbst habe das Buch allerdings mit Interesse durchgelesen, dann aber gegen den Vater zweifelnd geäußert: „Also das ist es? Darauf hat er die vielen Jahre gearbeitet? Das ist ja gar nicht wie sonst solche Bücher, das sind ja ganz gewöhnliche Menschen, lauter Leute wie wir!" Der Vater aber habe gesagt: „Ich glaube doch, daß es etwas Besonderes ist, im übrigen: das wird Klaus wohl wissen, der ist klüger als wir beide." Allerdings, was ich wußte und wollte, war eben gerade, heimische Leute zu zeichnen, so daß sie an sich selbst glauben konnten, und insofern war mir die plattdeutsche Sprache nur ein Mittel. Denn bei aller Hochachtung vor unsern hochdeutschen Klassikern war mir das doch klar, daß ihre Ideale meist weit über unsrer Sphäre lagen. Selbst in Goethes „Hermann und Dorothea" hat der „kleine Mann", haben Lüttlüd keinen Raum. Man mußte tiefer hinunter langen ins Volk, wenn man ihm sich selbst verklären wollte, mußte es thun, ohne es ins Possenhafte zu ziehen, ohne sich über dasselbe lustig zu machen. Daß mir dies gelungen, davon erlebte ich bald rührende Beweise.

Digitized by Google

Eine spätere Freundin schrieb mir fast in jedem Briefe: „Sie haben uns unsre Heimat, unser stilles Dasein, unsre einförmige Marsch, unsern Garten und Hühnerhof lieb und teuer gemacht." Und eine hochgebildete Dame aus vornehmen Kreisen sagte mir: „Ich hatte keine rechte Achtung vor unserm Volke, das mir plump und ungraziös erschien; Sie haben mir es wert und teuer gemacht." Bald erschienen von allen Seiten Rezensionen — voran an innerem Wert und an Einfluß die von Professor Karl Müllenhoff —, die auch dem zaghaften Bruder den Zweifel raubten und des Vaters Vertrauen rechtfertigten. Die erste Besprechung, die in mein Vaterhaus drang, war von einer Autorität in Ditmarschen, dem gelehrten Rektor unsers einzigen Gymnasiums dort, in Meldorf, Doktor, später Professor Kolster. Mein Bruder erzählte mit Rührung davon, und mich rührt noch in der Erinnerung seine Erzählung, besonders meines Vaters wegen.

Es war an einem Sonntagmorgen. Die Familie saß um den Kaffeetisch, da erschien der „Ditmarscher Bote", die heimische Zeitung, mit der eingehenden, liebevollen Besprechung des Lebenswerkes seines Aeltesten. Er las den Bericht laut vor, mit ernster, wohl mitunter vor Freude zitternder Stimme. Johann erzählte nicht, daß er irgend etwas selbst geäußert. Aber gegenwärtig war ein Schul- und Spielkamerad von mir, auch ein Johann. Wir hatten von Kindesbeinen an viel Freud' und Leid miteinander geteilt, zusammen unsre Drachen fliegen lassen, zusammen unsre Läufer-(Marmel-)Schätze gehabt, uns erzürnt und wieder vertragen. Dann hatte uns das Schicksal getrennt. Er wurde Handwerker, genoß als junger, schöner Mann wohl etwas rasch das Leben, wurde früh ernst, lebensklug, heiratete in diesem Sinn, sparte, ernährte seinen alten Vater. Aber die Poesie des Daseins war bei ihm verwelkt. Der hörte es an, wie mein Vater die Proben aus dem Quickborn, die Dr. Kolster rühmend anführte, vorlas, unter ihnen das Gedicht: „It will, wi weern noch kleen, Jehann, do weer de Welt so grot". Er bezog es, wohl nicht völlig mit Unrecht, in seinem Sinn direkt auf sich. Das ertrug er nicht. Totenbleich stürzte er aus dem Zimmer, mein Bruder ihm nach, und beim Abschiede weinte er und eilte von dannen. Seine wenigen charakteristischen Aeußerungen habe ich leider nicht behalten.

Bei dieser Gelegenheit sei noch kurz eine Anekdote erzählt, die mir mein Vater später, als ich ihn kurz nach meiner Verheiratung mit meiner Frau besuchte — denn er erlebte noch dies für mich entscheidende Ereignis, wie auch meine Ernennung in Bonn zum Ehrendoktor —, nicht ohne Stolz auf seinen Sohn, mitteilte. Für seinen Vater darf man sich ja mitfreuen, ohne Gefahr, als eitel zu erscheinen. Nach dem Abgange meines wohlwollenden Freundes von meiner Lehrerzeit her, des früheren Landvogts Boysen — er war Mitglied der schleswig-holsteinischen provisorischen Regierung zur Zeit unsrer Erhebung gegen die Dänen 1848—1850, wurde, nach der Niederwerfung des Aufstandes, zur Zeit der Reaktion abgesetzt und des Landes verwiesen, später Bürgermeister von Hildesheim —, trat ein Landvogt Hansen aus Meldorf an seine Stelle. Dieser kam

Digitized by Google

fast wöchentlich zu meinem Vater auf die Mühle, um mit ihm eine Weile zu plaudern und sich nebenbei über Gemeinde- und Ortssachen zu unterrichten. Denn der Alte hatte Einsicht und Urteil, und durch vieljährige Verwaltung von diesem oder jenem Ehrenamt in der Gemeinde (dem Eggen, wie es hieß), namentlich als Strom- und Dammrichter, das heißt Wasserlauf- und Wegeaufseher, Erfahrung mancherlei Art, die der neue Landvogt nutzte. „Bei einem solchen Besuche," erzählte mir der Vater, „fragte mich der Landvogt: ‚Ich habe ein Buch, Herr Groth, das heißt Quickborn; ich bin sonst eigentlich kein Freund des Plattdeutschen'" (wie bezeichnend für die damalige Stellung der Gebildeten zur verachteten Mundart; man denke, daß so der erste Beamte des Ländchens sprach, in welchem er außer mit Beamten nur mit plattdeutsch Redenden verkehrte, in einem Ländchen, dessen Hauptchronist, Neocorus, die Geschichte des berühmten letzten deutschen Freistaates plattdeutsch geschrieben hatte; bezeichnend für das Wagnis, die verachtete Mundart wieder zu Ehren zu bringen!), „aber meine Freunde, namentlich Dr. Kolster, haben mich gezwungen, das Buch zu lesen. Nun kommt es aber auch gar nicht mehr von meinem Tische. Es ist von einem Manne Ihres Namens. Ist er verwandt mit Ihnen?' Da sagte ich ihm: ‚Dat is min Sähn.' ‚Mein Gott,' rief der Landvogt, ‚das ahnte ich ja nicht! Wie kommt der dabei?'" — „Dat weet ik nich," sagte der Alte lächelnd, „von mi hett he't nich."

*

Ich will nur noch eine erheiternde Episode aus jener trüben Zeit erzählen. Ein alter Schullehrer — Hans Mildenstein ist sein Name — hatte mich besonders lieb gewonnen, lange vorher, ehe er mich als Dichter kennen lernte. Er war ein höchst einfacher, redlicher Mann, Autodidakt, von geringem Wissen, aber tiefen Gemüts und fähig des Respekts vor einem höher Begabten und Strebenden. Er besuchte mich fast jeden Sonntag, wenn er in Landkirchen zur Kirche ging. Als nun mein Quickborn erschienen war, schenkte ich ihm ein Exemplar, das ihn gewiß höchlich überraschte. Er las daraus seinen Bauern vor, zu denen auch ein Bekannter von mir gehörte, ein behäbiger Mann, Nameus Nikolaus Witt. Dieser wohlbeleibte Nikolaus Witt wußte sich beim Vorlesen vor Entzücken nicht zu fassen. So etwas hatte er natürlich nie gehört, das verstand er auf ganz andre Art als sonst Lesen und Reden. Um seiner Freude nun Ausdruck zu geben, rief er immerfort in die Vorlesung hinein: „Dat hett he sülbn makt! Dat hett he ni affschreben!" Bis er einmal auf ein Fremdwort stieß und meinen Hans unterbrach: „Hol puß! Dat is hochdütsch!" So also schlug es auch dort ein.

Ein Freund fuhr mich mit meinem Bruder an den Sund. Von dort gingen wir zu Fuß, da mich das Fahren nervös machte. Auf der Hälfte des Weges nach Kiel, in Lütjenburg, waren aber meine Kräfte zu Ende, und ich blieb dort unter der Pflege Johanns im Hotel Monate liegen. Erst im Juli oder August gelangte ich bis Kiel. Inzwischen war die erste Auflage meines Quickborn ver-

Digitized by Google

griffen, ich mußte im Bette die Korrektur der zweiten besorgen. Von allen Seiten wurde mir aber mein Krankenlager durch Liebe und Anerkennung erträglich gemacht. Professor Müllenhoff besuchte mich persönlich und versprach Hilfe für eine dritte Auflage in Bezug auf Orthographie und Glossar, welches beides bis dahin, wenn auch in den Grundsätzen festgelegt, doch nur aus dem Rohen gearbeitet war. Briefe und Drucksachen trafen in Menge ein, darunter auch eine Sendung, die Verhandlungen des letzten niederländischen Sprachkongresses, und ein Brief, worin ich gebeten wurde, meine Schreibweise der holländischen anzuschließen. Dies war also die erste Berührung mit den Niederländern, die für mich später so reich und fruchtbar werden sollte. Auch will ich hier einen Vorfall kurz erzählen, der sich später oft, wenn auch in ganz verschiedener Form, wiederholt und mich immer tief gerührt hat: es war eine Ovation für den Dichter von Kindern, sicher spontan und selbst dargebracht, wie die Umstände es zeigten. Als ich mich so weit erholt hatte, daß ich ins Freie gehen konnte, pflegten mein Bruder und ich einige Gärten zu passieren, in denen ein paar Lindenlauben am Fußpfade standen. Dort spielten um unsre Spazierstunde kleine Mädchen von etwa sechs bis zehn oder zwölf Jahren. Ich hatte mich bei meiner Schwäche, der ich sonst immer Kinder anrede, necke und kajoliere, nicht um sie gekümmert. Eines Tages aber sah ich, daß sie uns erwarteten, sich, etwa ein Dutzend an der Zahl, aufstellten, und eine der größeren rief: „Nu man to!" und als wir vorübergingen, sangen sie. Auch darauf achtete ich nicht, es ist ja oft Kinderweise, aber Johann eilte verlegen lachend vorüber und sagte mir: „Hörst du gar nicht, was sie singen?" Da hörte ich denn deutlich mein eignes Lied: „Jehann, it mutt fort!" Ich wandte mich um und nickte gerührt dankend den Kleinen zu, welche lachend und verschämt lauter fortsangen. Bei der Lektüre von Silvio Pellicos „Le mie prigioni" hatte mich die Stelle lebhaft getroffen, wie er erzählt, daß bei der Heimfahrt aus dem Gefängnisse sein Kutscher den Hut vor ihm abgenommen, da er hörte, daß er den Dichter der „Francesca da Rimini" fahre. Damals dachte ich mit Silvio Pellico, ein solcher Vorgang müsse für alle Leiden entschädigen, ich selbst dachte jetzt für mich selbst etwas Aehnliches. Freilich, Gesundheit gewährt es nicht!

In Kiel hatten Freunde mir einen freundlichen Empfang bereitet; ich fand eine vollständige Hauseinrichtung für einen Junggesellen vor, Bett und Waschtisch, Eßgeschirr, Schrank und Kommode, gefüllt mit Wäsche, mit Tuch zur Kleidung, Zigarren, Tintenfaß, Reisenecessaire, sogar ein „Quickborn" fand sich vor in Form einer Wasserkaraffe mit silberner Einfassung und der bezeichnenden Inschrift. So gut dies gemeint, so zart es eingerichtet war, so will ich nicht leugnen, daß meine Empfindungen beim Anblick der vielen Geschenke etwas gemischt waren; ich fühlte mich etwas gedrückt und gedemütigt dabei. Ich hatte bis dahin niemand etwas zu danken als dem lieben Gott und meinem Vater, sonst hatte ich mir alles erobert und errungen, ganz allein, durch Aufopferung meiner Jugend und meiner Kraft: zum erstenmal empfand ich etwas von Abhängigkeit und merkte freilich dabei auch, einer wie stolzen und vornehmen Rasse

Digitized by Google

die Groths aus Ditmarschen angehörten. Doch, es war nichts dagegen zu thun, es war gut gemeint, und ich sagte ohne Widerstreben meinen Dank. Aber ich sprach diese Gefühle ungescheut aus, als mir sehr bald die dänische Regierung eine Unterstützung anbot. Ich sagte dem Herrn Regierungsrat Kraus, der mir in freundlichster Weise den Antrag überbrachte, die Regierung setze wahrscheinlich voraus, ich sei ein armer Deuwel, das sei ich aber gar nicht, ich sei ein unabhängiger Mann, habe niemand etwas zu danken als meinem Vater und mir selbst; es würde mich demütigen, einige hundert Thaler aus Gnade zu empfangen und dafür abhängig zu werden. Nur durch Zureden des liebenswürdigen Herrn, der mich versicherte, die Regierung wolle mich dadurch ehren, sie wolle ausreichend für meine Bedürfnisse sorgen, bis ich nach hergestellter Gesundheit ein Amt übernehmen oder sonst selbst für mich arbeiten könne, auf die Summe käme es nicht an, er wolle mir gleich fürs nächste Halbjahr tausend Mark oder mehr anweisen, und auf Rat von Müllenhoff nahm ich die Offerte an. Ich war nicht der erste deutsche Dichter, den die dänische oder vielmehr die schleswig-holsteinische Regierung in Kopenhagen freigebig unterstützte. Was zur Zeit Klopstocks Graf Bernstorff, das that für mich besonders der Minister Graf Reventlow-Criminil. Er bot mir sogar später bei einem persönlichen Besuche in Kiel an, mich, wie die Aerzte für meine Genesung wünschten, auf ein oder zwei Jahre, wenn nötig mit einem Diener oder einem Begleiter, nach Italien zu senden. Dies lehnte ich dankend ab mit dem Bemerken, es wäre zu viel für meine Leistung; auch fürchte ich, daß ich mich verwöhnen möge und zugleich in der Sorge um eine unsichere, schlechtere Zukunft nicht zum Genuß und zur Ruhe kommen würde; wenn vielleicht die Einnahmen von meinem Buche, wovon ich damals leben konnte, sich verminderten und ich nicht die Kraft gewänne, mehr zu produzieren. Er suchte mich darüber zu beruhigen: wenn ich zurückkäme, würde man mir eine Anstellung, etwa an einem Gymnasium geben, wo ich nur nominell einige Stunden in der Woche zu unterrichten brauche. Dies schlug ich vollständig aus, denn aus Kiel, sagte ich ihm, ginge ich nicht wieder; wenn man mich nicht an der Universität anstellen könne, wolle ich sehen, wie ich ohne Amt durchkäme.

Als Begleiter bot sich mir im Sommer des Jahres — die Unterredung mit Reventlow fand im Winter 1854 statt — ein begeisterter junger Verehrer des Quickborn in hingebendster Liebenswürdigkeit an — ich weiß nicht, ob mit oder ohne Anregung von außen. Er war von Oldenburg persönlich deswegen nach Kiel gekommen und gewann mein Herz für immer. Es ist der frühere Besitzer eines Erziehungsinstituts, Herr August Andresen in London, jetzt Rentner daselbst. Auch von ihm ließ ich mich nicht bereden. Seine thätige, aufopfernde Liebe für mich hat später sich noch oft bewährt und gezeigt, daß sein Anerbieten ohne alle Selbstsucht nur für mich gemeint war. Ich habe freilich recht gehabt. Dem edeln Grafen Reventlow wie meinem treuen Freunde Andresen sei hier mein Dank abgestattet.

In Kiel begann für mich eine ganz neue Existenz. Bis dahin hatte ich

Digitized by Google

das Leben nur gekannt als eine fortgesetzte Arbeit, den Genuß nur als Raub und Diebstahl, den ich sogleich zu ersetzen hatte durch neue, größere Anstrengung. Diese Art zu existieren hatte sich immerfort gesteigert, und nur eine unglaubliche Naturkraft und Elasticität hat es möglich gemacht, daß ich mich nicht, wie Klaus Harms fürchtete, thatsächlich tot gearbeitet habe. Noch Jahre später hat mein Freund Hartz, mit dem ich in Fehmarn mathematische Analyse betrieb, mir versichert: „Ich schüttle mich wie im Fieber, wenn ich an unsre Art zu arbeiten gedenke.“ Und das war doch nur Erholung für mich. Es hauchte mich an wie Stille nach dem Sturm, als ich in Kiel mit einer ganzen Anzahl von Professoren und Doktoren verkehrte, immer in wissenschaftlicher Atmosphäre ohne gewaltsame Anstrengung. Ich schwamm wie ein Fisch, der zum erstenmal in sein Wasser kommt, und mein Herz ist noch dankerfüllt gegen jeden ohne Ausnahme in der Gelehrtenrepublik meiner neuen Heimatsstadt Kiel. Trotzdem hatte das neue Leben seine Unbequemlichkeiten und Gefahren, denen ich vielleicht nur entgangen bin, weil ich zu schwach war, an eiteln Ehren Genuß zu finden, und nicht jung genug, sie nicht zu erkennen. Mir war es wohl bewußt, daß es kein zweifelloses Glück ist, sich über seine Geburtsstellung emporzuarbeiten. Meine gelehrten Freunde ausgenommen, die mich durchweg als ihresgleichen behandelten und nicht die schmerzende Sonde in mein Inneres hinabsenkten, betrachteten mich alle als einen Gegenstand der Neugier, die sie oft durch gar unzarte Fragen und Aeußerungen befriedigten. Dies hat mich mehr gereizt und empört, als mir jemals eine Schmeichelei wohlgethan. Fast jeder hatte sich im Vorwege von mir ein Bild gemacht, und ich bekam es fast immer mehr oder weniger unfein zu hören, daß ich diesem Bilde nicht entsprach. Schon meine äußere Erscheinung gab dazu Veranlassung, und ich ärgerte mich darüber. Weiß Gott, warum jedermann sich gedacht hatte, ich müsse aussehen wie ein kleiner, dicker, behäbiger Bauer. Nun aber bin ich über gewöhnliche Mannslänge, schmal, mit lebhaften Farben im Gesicht. „Also so sieht er aus!“ rief es aus einem Haufen Studenten laut, als ich zum erstenmal einem Trupp begegnete, und ich konnte es nicht lassen, ihnen meinen Aerger zu äußern.

Schlimmer stand's ums Innere, wo jedermann noch mehr getäuscht war. Wie oft trug mir jemand, mit großem Wohlwollen und Behagen mich belehrend, Dinge vor, die ich schon zwanzig Jahre vorher gewußt und längst wieder überwunden hatte. Und das Erstaunen, wenn zufällig zu Tage kam, ich sei in der Sache bewandert, war mir ebenso unangenehm. „Also Sie kennen auch Käfer?“ sagte mir unser bekannter Boie, als ich zufällig in ein Glas guckte, worin ein Freund von ihm den Tag gesammelt und ich eine besondere Art Staphylinus bemerkte. „Also Sie kennen auch Geometrie?“ sagte mir Professor Hegewisch, als er mir gütig vorgeschlagen, ich möchte mich aufs Ingenieurfach werfen, das bringe Geld. So etwas kränkte mich bis aufs Blut, und ich nahm mir vor und hielt es, lieber mich belehren zu lassen über Dinge, die mir bekannt waren, als solche Ausrufe, in denen doch immer etwas vom Vorwurf der Enttäuschung lag, zu ertragen.

Digitized by Google

Noch in Bonn erlebte ich einen Vorfall, sogar unter Gelehrten, der mich furchtbar aufregte und ärgerte. Ich war bei meinem Landsmann, dem gelehrten alten Philosophen, Aristotelianer, Brandis, in der Familie abends, seine Söhne der Historiker und Orientalist, als Privatsekretär der Kaiserin Augusta leider für die Wissenschaft zu früh gestorben, und der ältere Botaniker dabei. Die älteren Glieder der Familie hatten bekanntlich Beziehungen in Kopenhagen, Brandis' Vater war Leibarzt des Königs Friedrich VI. gewesen. Zufällig kam auf den Physiker Oerstedt, den ersten Entdecker der Beziehungen zwischen Elektricität und Magnetismus, die Rede, dessen Werke ich sogar im Original kannte, ein Lehrbuch der Physik namentlich und seinen „Aand i Naturen", der Geist in der Natur. Ueber dieses letztere äußerte ich mich abfällig: es enthalte nur etwas abgestandenen Schellingianismus, aufgeputzt mit etwas neuerer Physik und scheinbarer Mathematik. Darauf Staunen des alten Herrn und wohlwollende Zurechtweisung, bis ich ihm, etwas aufgeregt schon, gezeigt hatte, daß ich Kant, Schelling und Hegel recht wohl kannte. Neues ärgerliches Staunen. Nun trat der Botaniker in die Arena und wies mich als Mann der Naturwissenschaft ein wenig in gebührende Schranken. Als ich replizierte, flüchtete er sich in die Physik und Mathematik, verwies mich auf meinen täglichen Tischfreund, den berühmten, früh verstorbenen Optiker Behr, und sagte mir direkt, ich möchte den einmal über strittige mathematische Punkte fragen. Da wurde ich zornig und sagte ihm, ich kennte diese Sachen selbst, brauche selbst in der Integralrechnung den nicht als Autorität, wie Behr ja auch wisse, der mein lieber Freund sei. Und im übrigen wolle ich ihm, Dr. Brandis, dem Botaniker, nur sagen, daß ich auch die ganze deutsche Flora, Kryptogamen eingeschlossen, und die Hauptwerke seiner Wissenschaft genau kenne, und mir ausbitten müsse, mich als seinesgleichen zu behandeln. Das gab eine höchst verlegene Scene, welche die Mutter zu beruhigen suchte, indem sie immerfort rief und mich dadurch immer mehr ärgerte: „Wie kommen Sie dabei! Wie ist das möglich!"

Ich war davon so konsterniert, daß ich den andern Morgen, als ich, wie täglich, Dahlmann besuchte, diesem die Sache haarklein erzählte und fragte, was dabei zu thun sei? Er lachte herzlich und sagte: „Das kommt von Ihrem Den-Mund-halten! Das haben Sie davon! Im übrigen ist es ganz gut, daß Sie wenigstens einmal um sich gebissen haben. Und nun folgen Sie nur der Einladung des Botanikers, Sonntag bei ihm zu essen." Das that ich, und ich sah wohl an dem liebenswürdigen Benehmen meines Wirtes, daß nur mein Schicksal schuld an dem wunderlichen Zwischenfall war. Ich lernte noch einmal, daß es kein zweifelloses Glück ist, sich über seinen Stand emporzuarbeiten und einen Namen zu erringen. Daß mir in Kiel unter eigentlichen Gelehrten nichts Aehnliches begegnete, das verdanke ich wohl Professor Müllenhoff, von dem es in der zunächst über mich erschienenen Lebensskizze hieß: Professor Müllenhoff erkannte sogleich das Phänomenale in dieser Erscheinung (nämlich meiner Wenigkeit). Nächst ihm waren aber die Historiker Professor W. Nitzsch und der Philosoph Professor Harms (beide kürzlich gestorben) meine hingebenden

Digitized by Google

Freunde. Nitzsch hat mir nach Jahren einmal einen Brief aus Königsberg, wohin er versetzt worden war, geschrieben, der wohl das stärkste Lob ausspricht, das mir je zu Gesicht oder zu Ohren gekommen, namentlich auch dies, was ich wohl anführen darf, daß mein Quickborn ihm in einer Zeit der tiefsten Seelenschmerzen Heilung bereitet. (Schluß folgt).

Schutz den Altertümern!

Von

Friedrich Graf Schönborn. [1])

Ein Reisender, welcher sich längere Zeit hindurch in einer einförmigen, reizlosen Gegend bewegt hat, erblickt auf einmal eine alte Kirche. Je näher er kommt, desto interessanter wird ihm der Anblick des alten Bauwerkes; seine Anlage und Ausführung fesseln ihn, er bestimmt den Stil und mit dem Stil das Alter; er betritt das Innere, bemerkt ein oder das andre Kunstwerk, einen Altar, ein Denkmal, ein Gemälde oder eine Schnitzerei. Er liest die Inschrift auf einem Grabstein, er studiert alles, was er an Ornamentik findet, sei es am Baue selbst, sei es an seiner inneren Einrichtung. Und je mehr er aufmerksam beobachtend und kombinierend in sich aufnimmt, desto reicher und erquickender strömt ihm geistiger Genuß zu. Es ist kein „Märchen aus alten Zeiten", das da vor ihm steht, nein, es ist die alte Zeit selbst mit ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihren Kulturzuständen, so weit entfernt von uns und doch so lebendig für jeden, der geschichtlich sehen und fühlen kann!

Was von der alten Kirche gilt, das gilt von dem alten Palaste oder Stadthause, es gilt von den alten Brunnen, Denksteinen oder sonstigen Wahrzeichen; es gilt von dem Möbelstück wie von der alten Waffe, gar nicht zu reden von der alten Urkunde. Alle zusammen machen den kostbaren Bestand, den ehrwürdigen Schatz einer Stadt, eines Landes, eines Volkes, ja der ganzen Menschheit aus. Und es ist ganz undenkbar, daß ein alter Gegenstand, ein Produkt künstlerischer oder gewerblicher Arbeit, das gleich nach seiner Entstehung stilistisch oder künstlerisch wertvoll war, seinen Wert mit dem zunehmenden Alter verliere. Dagegen giebt es unzählige Gegenstände, deren Wert in dem Maße steigt, in dem sie archäologisch interessant werden.

Man sollte glauben, daß wenigstens unter gebildeten Leuten eine Meinungsverschiedenheit über den kulturellen Wert des Altertums gar nicht aufkommen könne. Und wollte man von diesem Werte unbefangen und logisch auf das Maß der

[1]) Früherer österreichischer Justizminister.

Digitized by Google

ihnen entgegengebrachten Wertschätzung schließen, so möchte man annehmen, daß solche Volksschätze auch wirklich dem ganzen Volke heilig seien — oder doch zum wenigsten allen Gebildeten.

Thatsächlich bringt unsre Zeit den Altertümern mehr Sinn und Verständnis entgegen als frühere Epochen, denen dieses Verständnis gänzlich gefehlt hat. Früher drängte eine Stilperiode die andre, und was die neue schuf, entstand großenteils durch Zerstörung des Alten, und was nicht zerstört wurde, das wurde zumeist verworfen. Glücklich, wenn es wenigstens in irgend einer Rumpelkammer vergessen wurde, um in den unbefangeneren Decennien unsers Jahrhunderts gerechte Würdigung zu finden.

Es ist erstaunlich, wie zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts auch solche Männer, welche sich durch historischen Sinn oder durch Kunstverständnis auszeichneten, mit Blindheit geschlagen waren, wie teilnahmlos und gleichgültig sie dem Ehrwürdigen und Schönen, das sie umgab, gegenüberstanden. Jene aber, denen Pietät und Kunstsinn fehlten, wüteten in den alten Schätzen gleich Barbaren. Einige Beispiele, die ich begreiflicherweise nicht mit Namen oder Ortsangabe belegen werde, seien hier angeführt.

Einer meiner Freunde, auf dessen Erzählungen ich mich vollkommen verlassen kann — sowie ich überhaupt nur das anführe, was ich für unzweifelhaft richtig halte —, einer meiner Freunde also teilte mir mit, er habe in seinem alten, der gotischen Bauzeit entstammenden Schlosse das Tagebuch eines Ahnherrn (ob Großvater oder Urgroßvater, weiß ich nicht) gefunden. Der alte Herr erzählte in diesem Tagebuche, wie er in seinem Schlosse die Thüren mit „häßlichem geschnitztem Schnörkelwerk“ bedeckt gefunden und den Auftrag erteilt habe, das „Schnörkelwerk“ säuberlich abzuhobeln und die Fläche mit heller Farbe anzumalen. „Und so,“ fügte er selbstgefällig hinzu, „habe ich den Beweis geliefert, daß man für wenig Geld etwas Hübsches herstellen kann.“

Wie selten und wie wertvoll Thüren mit geschnitzten Füllungen heute sind, brauche ich wohl nicht zu sagen!

In einem andern, architektonisch höchst merkwürdigen Schlosse befand sich, nach den glaubwürdigen Mitteilungen, die mir ein hochbejahrter Beamter vor etwa zwölf oder fünfzehn Jahren machte, in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Zahl von Rüstungen. Ich weiß nicht mehr genau diese Zahl anzugeben, glaube mich aber zu erinnern, daß ihrer zwischen zehn und zwanzig vorhanden gewesen sein sollen, und zwar, wenn ich richtig verstand, komplette Harnische, mit Bruststücken, Arm- und Beinschienen. Ein herrschaftlicher Beamter ließ diese Rüstungen auf den Amboß legen und zusammenschlagen; aus dem so gewonnenen „alten Eisen“ wurden Ackergeräte gemacht, und der Beamte war noch sehr stolz auf seinen praktischen Sinn.

Ein andres, mir ebenfalls aus eigner Anschauung bekanntes Schloß, in einer slavischen Gegend, liegt in einem Flußthale. Der heutige Baubestand dieses Schlosses weist gotische Formen auf, insbesondere die Kapelle. Ich vermute aber, daß dort früher eine jener uralten slavischen Wasserburgen gewesen

Digitized by Google

sein dürfte, von denen wir jetzt nur mehr durch historische Ueberlieferung etwas wissen. Flußaufwärts hat man nämlich in den sumpfigen Wiesen Piloten von Eichenholz gefunden, die bis zu den Resten eines kleinen Vorwerkes führten; um das jetzt gotische Schloß herum aber standen runde, sehr feste Türme, längst der Bedachung beraubt und von unbestimmtem Alter; das Ganze scheint, wie gesagt, eine große, weitgestreckte Anlage von Festungswerken gewesen zu sein, und da die ganze Gegend bergig ist, sonstige Ruinen, die sie enthält, alle auf Anhöhen stehen, vermute ich eben, daß die Anlage einer Zeit entstammte, in welcher die Slaven noch nicht von den benachbarten Deutschen die Sitte gelernt hatten, auf Anhöhen zu bauen, sondern, nach ihrer alten Weise, sich vorzugsweise am Wasser aufhielten und befestigten. Die jetzige gotische Burg ist natürlich viel neuer, allein die runden, aus Bruchstein roh gemauerten Türme, die im Freien allein stehen, können sehr alt sein und sind jedenfalls merkwürdig. Eines Tages kam der Schloßbesitzer, zufällig ein sehr kunstsinniger und archäologisch gebildeter Mann, in das schon lange unbewohnte Schloß; er vermißte einen der schwarzen Türme, und auf seine Anfrage erhielt er von dem ihn begleitenden Beamten die Antwort, man habe den Turm in die Luft gesprengt — „und das hat viel Pulver gekostet," fügte der Beamte hinzu; ganz selbstgefällig, wie diese Vandalen sind, meinte er, seinem gnädigen Herrn eine kleine Ueberraschung bereitet zu haben.

Alle drei von mir wahrheitsgetreu berichteten Fälle zeigen eine ganz sinnlose Vernichtung archäologischer oder künstlerischer Werte. Nicht bis zu völliger Vernichtung, aber zu einem vielleicht noch merkwürdigeren Verstecken eines Altertums kam es in folgendem Falle. In einer Landeshauptstadt findet sich an der Außenseite eines Hauses die plastische, vermutlich aus Gips hergestellte Kopie eines sehr schön gotisch stilisierten Wappens, ein wahres Muster sui generis; beigefügt sei nur noch, daß es nicht irgend ein historisch gleichgültiges Privatwappen, sondern das Wappen einer ausgestorbenen, mächtigen Dynastie und des von ihr beherrschten Stammlandes ist. Das vermutlich im vierzehnten Jahrhundert in Stein gemeißelte Wappen, welches früher außen am Hause angebracht war, wurde im Auftrage oder doch mit Zustimmung des früheren Besitzers bei einem Umbau in die Wand *eingemauert*, und alles Flehen der Altertumsfreunde konnte nur bewirken, daß eine Kopie des höchst wertvollen Originals in der neuen Front angebracht wurde.

Einer der gefährlichsten Feinde unsrer Altertümer ist der *Fanatismus der geraden Linie*. Zahllose schöne, wohlerhaltene, wohnliche Gebäude sind diesem Moloch zum Opfer gefallen, werden ihm noch geschlachtet werden. Die moderne Stadt, insbesondere die Großstadt, soll reguliert, gerade breite Straßen sollen geschaffen werden; was im Wege steht, es heiße Bürgerhaus oder Palast, Kirche oder Stadtthor, wird erbarmungslos vernichtet, „und neues Leben blüht aus den Ruinen", wie der Dichter sagt. „Aber fragt mich nur nicht, wie", sagt ein andres Dichterwort. Wo früher das altdeutsche Bürgerhaus seine stolzen Giebel hinaufreckte, die edeln Formen italienischer Renaissance uns

Digitized by Google

grüßten, die heitere Grazie des Barockstiles unser Auge erfreute, da stehen jetzt die engbrüstigen, hohen, von unzähligen Fenstern durchsiebten Produkte moderner Baukunst; entweder, nach Pariser Art, in ermüdender Eintönigkeit, kilometerlang, ebensowenig Profil zeigend wie ein abgehobeltes Brett, oder, wie ich es täglich in Wien beobachte, überladen mit allerlei Ornament, welches gar häufig die Fassade unruhig macht, ohne sie wirklich zu verschönern. Ich schreibe indes nicht, um moderne Architektur anzugreifen, sondern um mit meinen schwachen Mitteln das zu verteidigen, was alte Baumeister in glücklichen Kunstepochen geschaffen haben, deren jede ihren eignen Stil schuf und zur Geltung brachte. Wohl waren auch jene Epochen grausam, und jede hat viel zerstört, indem sie Neues schuf; allein, wie das Alte künstlerisch gedacht und einheitlich durchgeführt war, so war es das damals Neue. Man hatte doch noch ästhetische und stilistische Ueberzeugungen, man ersann, zeichnete, baute und schmückte nach festen Grundsätzen, und deshalb paßte jedes Einzelne zum Ganzen, vom monumentalen Thore bis zum kleinsten Ornamente. Und so kann man sagen, daß die früheren Kunstepochen, die ich, eben ihres künstlerischen Glaubens wegen, als glücklich bezeichne, zwar manches Schöne vernichtet, aber Schönes an seine Stelle gesetzt haben — sie heilten gewissermaßen die Wunden, die sie schlugen. Ob aber eine Zeit, welche die Sezession ausgeheckt und hiermit die künstlerische Entwicklung, wenigstens in der Malerei und Plastik, zunächst auf eine Verneinung fundieren möchte, ob eine solche Zeit ebenso wohlthätig wirkende Spuren ihres künstlerischen Schaffens hinterlassen werde, möchte ich bezweifeln. Ich möchte diesen Gedanken durch ein meiner Erinnerung naheliegendes Beispiel deutlicher machen. Michelangelos „Moses“ wurde vor hundert Jahren bewundert und wird gewiß auch in hundert Jahren ebenso bewundert werden wie heute. Ob aber der im letzten Frühjahr im Pariser „Salon“ ausgestellte „Balzac“ von Rodin in jenen künftigen Tagen noch überhaupt als etwas Schönes gelten oder nicht vielmehr als ein merkwürdiger Atelierulk betrachtet werden wird?

Gerade weil die moderne Architektur infolge der hohen Grundpreise sich sehr häufig auf unzulänglichen Grundflächen entwickeln muß, kann man ihr billigerweise nicht immer die Schuld dafür aufladen, daß so viele ihrer Produkte ein künstlerisch feineres Auge enttäuschen. Wer kann heute noch mitten in einer größeren Stadt sich den Luxus einer größeren Hofanlage gestatten? Und wer kann infolgedessen heutzutage einen schönen Arkadenhof schaffen — es sei denn in einem monumentalen Rathaus oder ähnlichen Bau? Welcher Bauherr — ich spreche stets von *großen* Städten — kann heute noch sich auf verhältnismäßig wenige, geräumige Zimmer beschränken? Einige besonders Reiche mögen es thun — die Mehrzahl wird genötigt sein, die enorm hohen Grund- und Baukosten wenigstens zum Teile durch Schaffung möglichst vieler zum Vermieten geeigneter Räume hereinzubringen. Unter diesen Verhältnissen auch nur schöne Fassaden zu entwickeln, abgesehen von der Disposition des Innern, ist sehr schwer. Gewisse Genuesser Baumeister haben es wohl, unter ähnlichen ungünstigen Verhältnissen, zu stande gebracht; auch die deutsche Renaissance mit ihrer stark

Digitized by Google

in die Höhe strebenden Tendenz hätte vielleicht mehr zum Muster dienen können. Allein ich sehe bis jetzt nicht viel von einer Benutzung dieser großen Beispiele. Gerade die Pflege des spezifisch deutschen Baustils hat man sich hier in Wien, in einer Stadt, in welcher es in neuerer Zeit doch an stark nationalen Accenten nicht fehlte, wenig angelegen sein lassen.

War es schwer, und wird es in Zukunft schwer bleiben, moderne, brauchbare und dabei künstlerisch schöne Privatbauten zu errichten, so wäre es leichter gewesen, wäre es noch heute leichter, das Ererbte zu erhalten. Ich schreibe als Kunstfreund, nicht als Volkswirt, allein einen kurzen national ökonomischen Ausblick kann ich mir nicht versagen. Es giebt keine ärgere Verschwendung als die Zerstörung eines bewohnbaren oder sonst brauchbaren Bauwerkes, wenn sie nicht unbedingt nötig ist!

Wenn jemand seine neuen Kleider verschenkt, seine Bibliothek um einen Spottpreis verschleudert, alljährlich seine Möbel frisch überziehen läßt, so mag er dadurch sich selbst wirtschaftlich schädigen, für die Gesamtheit aber gehen die von ihm verworfenen, geringgeschätzten Werte nicht verloren. Ganz anders mit einem Bauwerke: was nach der Demolierung eines solchen übrig bleibt, ist zumeist wertloser Schutt. Und von dem, was zu einem Neubau allenfalls zu verwenden ist, wird vieles gelitten haben. Mit einem Wort: Werden durch Verschwendung Werte deplaziert, so werden durch Zerstörung von Bauwerken Werte vernichtet, und niemand ist reich genug, niemand ist aber auch sittlich berechtigt, Werte zu vernichten, außer wenn es unbedingt nötig ist.

Allein die beiden Seiten der Frage, die künstlerisch-archäologische wie die wirtschaftliche, werden gar sehr vernachlässigt. Zu dem, was wirklichen Verkehrs- oder Wohnungsbedürfnissen geopfert wird, gesellt sich vieles, das der Schablone, der vorgefaßten Meinung zum Opfer fällt. Ganz gut bewohnbare, solid gebaute Häuser (darunter auch viele, die architektonisch keinen Wert haben, sozusagen indifferent sind) werden demoliert, weil, wie vorhin erwähnt, die Linien gerade verlaufen, oder weil „aus Verkehrsrücksichten" die Straßen breiter gemacht werden sollen. Dabei wird — ich rede hier wieder zunächst von Wien — der Verkehr in manchen Stadtteilen künstlich konzentriert, und wenn die Straße breiter geworden ist, genügt sie dem gesteigerten Verkehr auch nicht mehr.

Ich will bei diesem Kapitel nicht länger verweilen und habe es überhaupt nur deshalb gestreift, weil man mir sonst vorwerfen könnte, ich wolle antiquarischen Schrullen zuliebe jeden Fortschritt hemmen. Das will ich gewiß nicht, wohl aber will ich, wenn ich meine Stimme gegen unnötige Zerstörungen erhebe, wenigstens andeuten, daß auch wirtschaftliche Momente eine größere Schonung des Vorhandenen uns nahelegen!

Die kleinen Objekte sind heute vor der blinden, wütigen, sinnlosen Vernichtung viel besser gesichert als sonst. Der alte Hausrat wird heute, im allgemeinen und wenigstens in gebildeten Familien, geschätzt, und selbst derjenige, welcher auf solchen Besitz keinen Wert legt, weiß heute besser als je, daß trotz Rostfleck und Wurmstich altes Eisen oder Holz bisweilen einen sehr hohen Tausch-

Digitized by Google

wert besitzt. Es giebt heute unzählige, noch wenig sachverständige, jederzeit aber liebevolle Privatsammler; es giebt viele dem Publikum zugängliche, sich von Jahr zu Jahr vergrößernde Museen und sonstige Sammlungen. Sehr schön, sehr erfreulich, aber um so bedauerlicher, wenn die bedeutendste Art von Altertümern, die historisch denkwürdigen Bauwerke, die steinernen Dokumente, in ihrem Bestande bedroht und von Jahr zu Jahr vermindert werden. Alte Gläser, Hausschlüssel, Tische deshalb sammeln, weil sie alt sind, und die alten Häuser, aus denen diese Dinge stammen, zerstören, ebenfalls weil sie alt sind — das ist ein Vorgang, dessen Wiederholung wir täglich beobachten können. Werden unsre Nachkommen den Widerspruch verstehen?

Jam proximus ardet — freundliche Leser, die unser altes, die unser in der Umbildung begriffenes, die unser geplantes Zukunfts-Wien nicht kennen, wissen nicht, wieviel auf dem Spiele steht. Wer ein wirklicher Kunstfreund ist und zum ersten Male zum Beispiel das Prinz Eugen-Palais in der Himmelpfortgasse sieht, der wird es nicht glauben wollen, daß ein so herrliches, durch die Person seines Begründers historisch denkwürdiges Bauwerk vor dem Verkehrsgötzen in Schutt und Staub sinken soll! Viel eher wird er aber verstehen, daß Historiker von Ruf, wie Helfert und der verstorbene unvergeßliche Albert Ilg, daß Architekten und Baukundige, wie Camillo Sitte und August Prokop, ihre warnende Stimme erhoben haben, damit der Zauber altererbter Schönheit in unsrer Kaiserstadt Wien nicht ganz zu Tode reguliert werde. Und ein Kunstfreund wird es auch verstehen, daß der Schreiber dieser Zeilen, der kein Historiker und kein Künstler, der aber selbst ein warmer Kunstfreund ist, sich den Verteidigern des Alten anschließt, unbekümmert um den Vorwurf altmodischer Gesinnung. Ich habe im österreichischen Herrenhause dieser Gesinnung mündlichen Ausdruck gegeben und thue es in diesen Zeilen, obwohl ich weiß, daß meiner Stimme nicht jenes Gewicht zukommt wie jener der ausgezeichneten Fachmänner, deren ich einige oben genannt habe. Und wenn ich einen kleinen Teil dessen, was sich zu Gunsten der Erhaltung unsrer Altertümer sagen läßt, vorgebracht habe, so habe ich es gethan, weil wir Kunst- und Geschichtsfreunde nicht zu allen Verwüstungen schweigen dürfen, die sich bereits vollzogen haben oder noch vollziehen sollen. Schweigen wir, dann geschieht es uns recht, wenn auch der Rest eines kostbaren Schatzes verschwindet!

Digitized by Google

Japanismus.

Von

W. v. Seidlitz.

Das Wort Japanismus wird in den verschiedensten Bedeutungen verwendet. Die einen verstehen darunter die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Erzeugnissen der japanischen Kunst, die andern die Nachahmung japanischer Kunstweise durch unsre eignen Künstler, dritte wiederum ein bestimmtes ästhetisches Glaubensbekenntnis, das aus der Betrachtung japanischer Werke gezogen wird. Je nach der Stellung, die man in Fragen der einheimischen Kunst einnimmt, erscheint dem einen die Gesamtheit dieser auf die japanische Kunst gerichteten Bestrebungen als ein Schreckgespenst, dem andern als der Inbegriff dessen, was unsre Zeit auf künstlerischem Gebiet erstrebt. Eine japanische Frage in dem Sinn, daß eine besondere Kunstrichtung sich zur Geltung zu bringen suchte, giebt es aber zum Glück noch nicht und wird es voraussichtlich auch nicht geben. So können wir denn ruhig die verschiedenen oben gekennzeichneten Aeußerungsarten des Japanismus einer einheitlichen Betrachtung unterziehen, um sowohl eine Ueberschau über die Gesichtspunkte zu geben, die dabei überhaupt in Frage kommen, wie auch insbesondere um die Beziehungen aufzudecken, die zwischen unsrer eignen Kunst und der der Japaner bestehen.

Die erste Bekanntschaft mit der Kunst Japans machte Europa im siebzehnten Jahrhundert, als die Holländer massenhaft japanisches Porzellan einzuführen begannen. Große Vasen und Schüsseln von prächtig dekorativer Wirkung und kühner Zeichnung, wesentlich auf den Dreiklang von Bolusrot, einem schwärzlichen Blau und mattem Gold gestimmt, wozu sich bisweilen auch noch Schwarz gesellte, bildeten begehrte Gegenstände für die Ausstattung der Spiegelgalerien, die die Fürsten und Großen Europas sich damals anlegten. Diese Stücke, in Sätzen zu drei, fünf und mehr angeordnet, entsprachen durchaus dem prunkvollen Repräsentationsbedürfnis jener in Zeremonien aufgehenden Zeit, hatten aber mit den Lebensgewohnheiten und Anschauungen der Japaner durchaus keinen Zusammenhang, sondern waren ausdrücklich für die Ausfuhr, also zur Deckung des spezifisch europäischen Bedarfs gearbeitet. Da sie ohne rechte Lust und volle Ueberzeugung hergestellt waren und sich damit begnügen mußten, das einmal festgestellte Muster in einer schier unerschöpflichen Fülle von Variationen zu behandeln, so konnten sie auch auf unsre eigne Industrie keine tiefgreifende und dauernde Wirkung ausüben; denn nur das aus innerer Nötigung Hervorgegangene, nicht aber das einer bloß vorübergehenden Mode zur Befriedigung Dienende erweist sich als dauernd fruchtbringend.

Eine neue Beziehung bildete sich, als um 1860, also zwei Jahrhunderte

Digitized by Google

später, Japan endlich dem europäischen Markt dauernd erschlossen wurde. Sofort erstand wieder eine besondere, auf den Export berechnete Industrie, die außer dem Porzellan auch alle andern Gebiete der Herstellung umfaßte. Diesmal handelte es sich im wesentlichen sogar um wirklich minderwertige Gegenstände, nicht nur der Formgebung, sondern auch dem Material und der Verarbeitung nach. War auch die Kunstempfindung in Japan innerhalb des Verlaufes dieses Jahrhunderts stetig immer tiefer herabgesunken, so wurden diese sich durch ihre Billigkeit auszeichnenden Massenerzeugnisse doch immer noch um einige Grade sorgloser hergestellt, als wenn es sich um die Befriedigung des eignen Bedarfs gehandelt hätte, weil eben Besseres nicht verlangt wurde. Sehr bald kam System in diesen Betrieb, so daß zu Anfang der siebziger Jahre schon von einer Ueberschwemmung Europas mit Japanwaren geredet werden konnte.

Durch die Eigenschaften, die sich die Japaner aus ihrem jahrtausendalten Kunstbetrieb gerettet und erhalten hatten, die unfehlbare Sicherheit in der stilistischen Behandlung des Ornaments und die unerreichte Vorzüglichkeit in der technischen Durchführung, besaßen freilich diese Gegenstände für Europa immer noch einen unschätzbaren Wert. Aber so sehr uns auch die Satsuma-Fayencen mit ihrer fahnenfarbigen Glasur und ihrer überfeinen bunten Malerei, die sauber gearbeiteten durchsichtigen Emails, die zierlichen Holz- und Elfenbeinschnitzereien, die flotten Goldmalereien auf schwarzem Lackgrunde durch die Vollendung ihrer Technik imponieren mochten: als eine Offenbarung auf künstlerischem Gebiete, als eine Aufdeckung jener äußersten Tiefen und Höhen, nach denen der Menschengeist stets strebt und die er nur zu besonders begnadeten Zeiten erreicht, konnte dieser fremde Stil nicht erscheinen. Er blieb eine anmutige Verkörperung dekorativer Gedanken, die wohl zeitweilig sogar zur Nachahmung verlocken konnte, neue Ziele aber nicht zu bieten vermochte.

Diese Japanwaren sind es, nach denen sich noch jetzt die große Masse ihren Begriff vom Japanismus zu modeln pflegt. Daß aber diese Anschauung unbegründet sei, daß der Japaner in seiner Kunst, nämlich der für seinen eignen Gebrauch bestimmten, ganz andres anstrebe, und daß diese rein-japanische Kunst, namentlich wenn man ihre Erzeugnisse aus den vergangenen Jahrhunderten ins Auge faßt, so vorzügliche Leistungen enthalte, daß sie getrost neben die höchsten Aeußerungen des Kunstempfindens aus den Blütezeiten unsrer eignen Kultur gestellt werden können, begannen wohl einzelne bereits bald nach jenem ersten Auftreten der Verkaufsware einzusehen; doch dauerte es lange, bis diese Einsicht weitere Verbreitung fand, und auch jetzt noch ist sie auf einen engen Kreis von Eingeweihten beschränkt. Ihr möglichste Verbreitung zu schaffen ist das Hauptbestreben der Japanfreunde, der Japonisants, wie sie sich in Paris nennen; wenn man will, also wieder eine besondere Art von Japanismus, diesmal jedoch mit dem vollberechtigten Anspruch auf Zuverlässigkeit der Anschauungen. Die Schwierigkeit aber besteht darin, daß nur an wenig Orten Sammlungen vorhanden sind, die das Ziel verfolgen, die Haupterzeugnisse der echt-japanischen Kunst zu vereinigen, und die dabei der Oeffentlichkeit ohne weiteres zugänglich

Digitized by Google

sind. Denn meist wird noch dieser Zweig des Sammelns der Thätigkeit von Privaten überlassen. Hat man nicht gerade Gelegenheit, nach Hamburg, London oder Boston zu kommen, wo große öffentliche Sammlungen dieser Gegenstände bestehen, so fällt es sehr schwer, sich von ihnen eine richtige Vorstellung zu bilden. Hier bleibt der Zukunft noch viel nachzuholen übrig.

Die große japanische Staatsumwälzung von 1868 war es, welche diese vertiefte Kenntnis des Wesens der japanischen Kunst zur Folge hatte. Damals glaubten die Japaner ihr Streben nach der Neugestaltung ihres Staatswesens auf modern-europäischer Grundlage nicht besser fördern zu können als durch einen völligen Bruch mit der eignen Vergangenheit. Massenhaft wanderten die Erzeugnisse ihrer alten Kunst in europäische und amerikanische Privatsammlungen aus. Lange dauerte dieser Taumel nicht an, denn nach wenig mehr als einem Jahrzehnt besannen sich die Japaner, aufmerksam gemacht durch die Wertschätzung, der ihre alten Kunsterzeugnisse auswärts begegneten, auf die Bedeutung, die diesen Gegenständen und gerade für sie selbst innewohnte. Museen wurden nun im Lande errichtet, einzelne Gegenstände sogar, soweit möglich, zurückgekauft; heraus aber kam fortan nur sehr wenig und namentlich wenig Bedeutendes.

Diese echt-japanischen Kunstwerke, Töpfereien, Schnitzereien, Lackmalereien, Bronzegüsse, meist dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert angehörend, aber auch noch in weit frühere Zeiten zurückgehend, zeigen nun, daß nicht Glätte, Sauberkeit und Feinheit der Detailbehandlung die bezeichnenden Eigenschaften der japanischen Kunst bilden, sondern im Gegenteil Kraft der Erfindung, Kühnheit des Entwurfs, Breite der Ausführung am höchsten geschätzt wurden. Nimmt man solch ein Stück, das von einem wirklich großen Meister herrührt, in die Hand, so hat man sofort die Empfindung, hier sei etwas geleistet, das so nicht wieder zum zweitenmal geschaffen und auch nicht kopiert werden könne, denn die schöne Form und die schöne Färbung in unserm Sinne spielen dabei gar keine Rolle; die Macht der augenblicklichen Eingebung, die ganz persönliche Stimmung, welche dem Werk seinen besonderen Reiz verleihen, sind alles. Um ähnliche Wirkungen zum Vergleich heranziehen zu können, müssen wir bis ins Mittelalter, in die Zeit der Gotik, des Romanismus, allenfalls auch der Frührenaissance, zurückgehen; dort erst finden wir jene Kraft und schlichte Sachlichkeit, welche die Werke der Japaner auszeichnet.

Für uns, die wir uns viel zu sehr in eine zwecklose Zierkunst eingelebt haben, kann nichts förderlicher sein als die Versenkung in das Schaffen eines Volkes, das, so fremdartig es uns auch in seinen Lebensgewohnheiten gegenübersteht, auf dem Gebiete der Kunst doch den einzig gesunden Standpunkt eingehalten hat, den Schmuck den Zwecken des Gebrauchs anzupassen und unterzuordnen. Es ist eine kleine Anzahl sich stets gleichbleibender, in ihrer Grundform fest bestimmter Gegenstände, um deren Verzierung es sich handelt. Möbel kennt ja der Japaner in seiner mit Matten belegten, nur durch Papierwände in Räume abgeteilten Wohnung so gut wie gar nicht; er verfügt also über keinen Platz, um Zierstücke in größerer Menge aufzustellen. Nur das

Digitized by Google

Tokónoma, die geweihte Nische, ist zur Aufnahme einzelner Kunstwerke bestimmt, deren Zahl aber auch genau festgestellt ist und nur die Blumenvase, den Leuchter und das Räuchergefäß umfaßt. Alles andre, was er an Kunstwerken besitzt, ebenso wie die Gemälde und Bücher, bewahrt der Japaner in seinem isoliert erbauten Schatzhause auf. Das Gerät für den täglichen Gebrauch ist bei allen Gesellschaftsklassen mehr oder weniger dasselbe und erfordert keine besondere künstlerische Gestaltung. Um so größeres Gewicht aber legt der Gebildete auf die Ausgestaltung jenes Gerätes, das zu den seltenen Theegesellschaften (Tschanoju) verwendet wird. Die vertiefte Schale, woraus der Thee bei solchen Gelegenheiten getrunken wird, die cylindrische Dose, worin das Theepulver aufbewahrt wird, der Napf für das heiße Wasser, die schmale, hohe Flasche für den Reiswein (Sake), das Räuchergefäß und alle die andern hierbei erforderlichen Gegenstände, welche aus Fayence hergestellt werden und teils durch besonders gefärbte, gewöhnlich sehr derb behandelte Glasuren, teils durch malerische Verzierung, meist mit poetischer Nebenbedeutung, ihren Schmuck erhalten, müssen ein besonderes künstlerisches Interesse bieten, womöglich von einem berühmten Meister herrühren, wohl gar aus grauer Vorzeit stammen. Sie, die den Hauptgegenstand der Unterhaltung bei solchen Zusammenkünften bilden, stellen das spezifisch japanische Gerät dar, das uns anfangs durch seine Grobschlächtigkeit verwundert, uns dann aber doch das Zugeständnis abnötigt, daß thatsächlich jedes Stück anders gestaltet ist und in seiner Weise ein besonderes Interesse bietet. — Im übrigen verbleiben als Gegenstände künstlerischer Ausschmückung nur noch die Stücke, welche jeder Japaner als Bestandteile seiner täglichen Ausrüstung bei sich zu führen pflegt: das Schwert mit seinen vielen einzelnen Teilen, das Schreib- und das Tabakbesteck, endlich jenes mehrteilige, an einer Schnur befestigte Döschen (Inro), welches die nötigsten Arzneimittel enthält. Die Kleidung selbst aber war, außer bei den großen Repräsentationsgelegenheiten, durchaus schlicht und einfach, wie das tägliche Gebrauchsgerät.

Eine bestimmte Seite der japanischen Verzierungskunst bleibt uns dabei freilich nur in sehr beschränktem Umfange zugänglich, nämlich jene poetische Verwendung auf den Gebrauchszweck bezüglicher Sinnbilder, die durch die Zusammenstellung der Kiefer, des Bambus und des Mumebaums einen Glückwunsch ausdrückt, mit sieben bestimmten Pflanzen den Herbst, mit der Zusammenstellung von Schnee, Mond und Kirschenblüte den Frühling bezeichnet und so weiter.

Läßt man die großen Vorzüge, die die japanische Kleinkunst besitzt, auch ziemlich allgemein gelten, so will man ihrer Malerei, die uns namentlich durch die farbigen Holzschnitte bekannt ist, eine ähnliche Bedeutung kaum zusprechen. In Bezug auf die Farbenzusammenstellung seien sie ja häufig mustergültig; auch wo es sich um die Darstellung der Pflanzen und niederen Tiere handle, böten sie gewöhnlich Ausgezeichnetes; die Gegenstände, die sie darstellen, seien aber doch gar zu nichtssagend und einförmig, die Körperverhältnisse zu schematisch und übertrieben, der Ausdruck in den Gesichtern fehle so gut wie ganz, und von Perspektive und Schattengebung glaubten sie überhaupt absehen zu können.

Digitized by Google

Die meisten Besprechungen meiner Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes drucken daher unter Zeichen der Verwunderung jene Stelle ab, wo ich sage: „Handelt es sich auch um ganz andre Bedürfnisse, um eine ganz andre Rasse, so steht uns doch die Kunst der Japaner weit näher als diejenige Kunst der eignen Vergangenheit, mit der wir, so sehr wir auch ihre Erzeugnisse bewundern, jeden Zusammenhang verloren haben."

Daß gewisse archaistische Neigungen, ein reaktionärer Sinn, eine Vorliebe für das Primitive diesen Worten zu Grunde liegen, soll nicht geleugnet werden; nur will ich gleich hier bemerken, daß die Stelle weder gegen die ganze Kunstentwicklung der letzten vier Jahrhunderte noch gegen die naturalistische Phase des letzten Vierteljahrhunderts gerichtet ist, sondern gegen jene von den holländischen Kabinettsmalern des siebzehnten Jahrhunderts beherrschte sogenannte realistische Malweise, die den mittleren Jahrzehnten unsers Jahrhunderts den Stempel aufgedrückt hat, noch jetzt den Anspruch auf Herrschaft erhebt und alle diejenigen, seien es Künstler, seien es Kunstfreunde, zu Gegnern hat, denen eine Weiterentwicklung der Kunst am Herzen liegt.

Zu dieser Art Kunst steht die japanische als die vollkommenste Verkörperung des unrealistischen, das heißt auf unmittelbare Täuschung verzichtenden Strebens in ausgesprochenem Gegensatz. Es bleibt also nur zu erörtern übrig, wie sie sich zu der modernen naturalistischen Kunst verhält. Karl Neumann schließt seine Besprechung in den „Preußischen Jahrbüchern" mit den Worten: „Und so glaube ich, daß bei den augenblicklichen Strömungen des Kunstmarktes von der treuen Beobachtung der Natur (die bei uns nicht ausschließlich farbig ist) und vom Naturalismus zu gering gedacht wird. Es ist noch sehr viel mehr zu lernen nötig, als man glaubt. Vielleicht sind die Wege, die ein Maler wie Leibl wandelt, die — ich will nicht sagen richtigen; denn der Wege sind viele. Aber es sind die zuverlässigeren, erprobteren, in der Richtung guter deutscher Ueberlieferung liegenden. Und daneben mögen die Kiyonaga, Utamaro und Hokusai, soviel Geschmack man an ihnen finden mag, doch als Irrlichter erscheinen."

Damit ist gesagt, daß der Zeitpunkt verfrüht erscheine, um sich ohne Gefahr solchen Vorbildern zuwenden zu können, wie die Japaner sie bieten. Darüber ließe sich reden. Nur fragt es sich, wo denn die ganze jetzige naturalistische Malerei hinaus will und soll? Früher oder später wird doch der Zeitpunkt sich einstellen müssen, wo man empfinden wird: die treue Nachahmung der Natur ist ja schön und gut, aber wozu sollen alle diese Studien dienen, welchen Zweck erfüllen sie als Kunstwerke? Die Darstellung der Natur als solcher ist ja nur Mittel zu einem höheren Zweck, zu der Verkörperung jener Harmonie, die wohl in der Welt ruht, die der Künstler in seinem Geiste nachempfindet und in greifbarer Fassung vor uns hinstellt, die aber in dem einzelnen Naturausschnitt, wenn er nur als solcher wiedergegeben wird, noch nicht vorhanden ist. Die Führenden unter unsern modernen Künstlern, wie der genannte Leibl, ferner Liebermann, in Frankreich Degas, verfolgen in ihren besten Bildern dieses synthetische Streben, aber den Erfolg verdanken sie dann nicht ihrem natura-

Digitized by Google

listischen Vorgehen, sondern ihrem angeborenen Sinn für die einheitliche Geschlossenheit der Komposition, ihrem persönlichen Temperament und der Lebendigkeit und Schärfe ihrer Auffassung. Was sie malen, macht durchaus den Eindruck der Natur, ist aber keineswegs deren Spiegelbild, denn Farbenzusammenstellungen, wie sie bei ihnen vorkommen, Massenverteilungen und Gruppierungen innerhalb des Raumes kommen so in der Natur nicht vor, sondern sind durchaus das Eigentum der Künstler, das Gepräge, das sie dem Naturbild verleihen, kurz, ihr ganz persönlicher Stil, der erst das Gemälde zu einem Kunstwerk erhebt.

Daß echte Kunst nicht ohne die volle Kenntnis und Beherrschung der Natur bestehen kann, steht uns jetzt ebenso fest wie die Erkenntnis, daß sie aufhört, echte Kunst zu sein, sobald sie darauf ausgeht, uns den bloßen Schein der Natur vorzugaukeln, ohne in deren Wesen einzudringen. Die Japaner nun haben diesen Pseudo-Realismus, der ihnen als gemein galt, stets vermieden, das Naturstudium dagegen auf keiner Stufe ihrer Kunstentwicklung aufgegeben oder vernachlässigt. Nur haben sie streng geschieden die Naturstudie, die sie für ihre Zeichnungen aufsparten, von der Ausführung, wie sie in den Malereien und Holzschnitten vorliegt. Das ausgeführte Bild sollte nicht eine bloße Naturnachahmung bieten, sondern ein geschlossenes Werk, hinter dessen Einzelheiten freilich stets das eindringendste Naturstudium sich bemerkbar machte. Darin sind sie wohl geeignet, uns als Wegweiser zu dienen, ohne daß befürchtet zu werden brauchte, nun könne eine Japanisierung unsrer Kunst eintreten; denn dazu ist uns ihre ganze Weise viel zu fremd. Die Art des Naturstudiums und der Naturbeobachtung ist aber dieselbe bei ihnen wie bei all jenen Künstlern Europas, die während der ersten Jahrhunderte der Neubelebung der Kunst gewirkt haben, bei Masaccio wie van Eyck, bei Raffael wie Holbein, und die auch jetzt uns noch als unerreichte Muster vorschweben. Es wurde mehr der Natureindruck innerlich aufgenommen als äußerlich nachgeahmt, dafür aber das Bild der Phantasie greifbar ausgestaltet und mit voller Sorgfalt in den Einzelheiten durchgeführt. Auch jetzt noch giebt es ja Künstler genug, die sich mit einer solchen Verarbeitung der Natur begnügen, wie Puvis de Chavannes, Böcklin, Thoma. Indem sie die Pfade der Primitiven wandeln, weisen sie den Weg an, der weiter zu verfolgen ist. Das Heil liegt freilich weder in dem Primitivismus noch in dem Naturalismus allein, sondern in der vollkommenen Durchdringung beider, wie sie in dem Schaffen aller großen Künstler und aller großen Kunstzeiten zu Tage tritt. Befreiung von dem Modell bei doch voller Beherrschung der Natur ist dafür stets die Losung gewesen.

Kann somit die japanische Kunst uns in Bezug auf den Naturalismus als Wegweiserin dienen, so vermag sie uns noch weit bessere Dienste zu leisten auf jenem Gebiet, das jetzt so im argen liegt wie kein zweites im Bereiche der Kunst: dem der Monumentalmalerei. Eigentlich sollte ja jedes Kunstwerk monumentalen, das heißt in sich geschlossenen Charakter tragen, so daß es an jeder des Schmuckes bedürftigen Stelle angebracht werden und seinen Zweck erfüllen kann. Man braucht aber nur das anzusehen, was jetzt als monumentale Kunst

Digitized by Google

geboten wird — in Frankreich steht es damit besser als bei uns —: ängstlich aus Einzelstudien zusammengestoppelte Kompositionen, die den Raum gar nicht ausfüllen, sondern haltlos in ihm schweben und das, was ihnen an Gestaltungskraft abgeht, durch Vergeistigung des Inhalts und Pikanterie der Mache zu ersetzen suchen. Bei den Japanern aber wirkt jede, auch die kleinste Komposition monumental, dank der jahrhundertlangen Uebung und Ueberlieferung. Alles, was zur Verkörperung des bestimmten Vorwurfs gehört, ist in durchaus abschließender Weise gegeben, ohne daß deshalb zu einer schematischen Darstellungsweise gegriffen zu werden brauchte; Leben herrscht in dem Ganzen, und individuelle Gestaltung durchflutet es. Das ist keine bloß dekorativ-ornamentale Behandlungsweise, sondern eine monumentale im besten Sinn des Worts. Bisher haben freilich die japanischen Holzschnitte, unter denen allein die aus der besten Zeit, also aus dem vorigen Jahrhundert, in Betracht zu kommen haben, im wesentlichen nur auf das europäische Plakat ihre Einwirkung ausgeübt; das, was man Plakatstil nennt, also die auf die Ferne durch grelle Farben und aufs äußerste vereinfachte Umrisse wirkende Kompositionsweise, gehört noch wesentlich dem rein dekorativen Gebiet an; einige unter diesen Plakaten, wie namentlich die von Toulouse-Lautrec, nähern sich aber bereits merklich dem wahren Monumentalstil. Werden nur erst auch bei uns diejenigen Künstler an die Lösung großer Aufgaben herangelassen werden, die dazu in erster Linie befähigt sind — ich nenne als Vertreter der einzelnen Teile Deutschlands vor allem Stuck und Klinger, Liebermann und Kalckreuth, Uhde und Thoma —, so wird es sich zeigen, welch wesentliche Anregungen die japanischen Holzschnitte ihnen in Bezug auf Komposition, Farbengebung, Zeichnung zu bieten im stande sein werden.

Farben und Feste im Altertum.

Kulturhistorische Studie.

Von

Louise v. Kobell.

Die Farben sind, vom physikalischen Standpunkte aus betrachtet, Aetherschwingungen, und ihre Verschiedenheit wird bekanntlich durch die größere oder geringere Geschwindigkeit der Aetherwellen bedingt. Der unbewußte Sinneseindruck der Netzhaut kommt im Gehirn zum Bewußtsein, wenn auch beim Sehen der Schein für das Sein gehalten wird. Demnach dünkt uns rot der erste Morgenstrahl, der Verkünder des wiedergeborenen Tages, goldgelb die Sonne,

Digitized by Google

der Urquell der Wärme, blau die heitere Luft, grün die in den Pflanzen lebendig gewordene Erde, schwarz die verneinende Nacht.

Die Farben können als geistige Symbole gelten, unzutreffend wirken sie beleidigend.

Im Einklange mit diesen Wahrnehmungen entstand schon im Altertum der Brauch, Hoheit und Freude durch weithin leuchtende Töne in Tracht, Schmuck und dergleichen auszudrücken, schmerzliche Ereignisse zumeist in Dunkel zu hüllen. So galt Gelb, dessen Lichtstrahlen die mächtigste Leuchtkraft besitzen, als die heilige Farbe in China. Warf der Frühling seine Blüten ins Land, so bestieg der Kaiser mit reichem Gefolge einen gegen Sonnenaufgang gelegenen Berg und brachte einige junge Stiere dem Himmel zum Opfer, damit dieser die keimende Saat schütze und schirme. Im Sommer opferte „der Sohn des Himmels" auf einer gegen Mittag gelegenen Anhöhe behufs milder Wärme zum Gedeihen der Feldfrüchte, im Herbste auf einem gegen Westen befindlichen Hügel zur Verhütung schädlicher Insekten und sonstiger Plagen, im Winter brachte er das Dankopfer dar und flehte um ein gesegnetes neues Jahr. Er erschien bei diesen „Himmelsfesten" in einem mit Sternen besetzten Kleide. In der Neujahrsnacht brannte das Volk silberne und goldene Papierschnitzel ab, illuminierte Straßen und Häuser und ließ, ausgelassen fröhlich, Feuerwerke gegen den Himmel steigen.

Voll Verehrung für ihren weisen Gesetzgeber Kong-fu-tse feierten die Bewohner des Himmlischen Reiches das Andenken desselben in den ihm errichteten Erinnerungstempeln.

Gelb war auch die Farbe der höchsten Götter Aegyptens. In der goldgelben Sonnenscheibe thronte Ra, der Herr der beiden Welten. Er war als männliche Gestalt mit einem Sperberkopfe im Tempel zu Heliopolis dargestellt, wo er seinen Hauptkult hatte.

Obwohl er sich täglich selbst zeugte, ward der Himmel als seine Mutter verehrt. „Du strahlst, o Vater der Götter, auf dem Rücken deiner Mutter; täglich empfängt sie dich in ihren Armen; wenn du in der Wohnung der Nacht leuchtest, vereinigst du dich mit deiner Mutter, dem Himmel," heißt es in einem ägyptischen Hymnus. Phthah wurde zumeist in Memphis als Vater des Ra angebetet; „er ist der Herr der Wahrheit, er wohnt im goldenen Hause und trägt den Nilmesser, das Symbol der Beständigkeit, in der Hand." In Philä sah man ihn im Tempelbilde das von ihm geformte Sonnenei in den Himmel wälzen.

In Oberägypten wurde Mentu als Morgensonne angebetet, auch Set (Harpokrates): „wenn sein Haupt am Himmel erscheint, ist die Welt, die in Finsternis war, erleuchtet," heißt es in einer Tempelinschrift. Ammon-Ra bedeutete die Mittagssonne; er wurde in Theben als männliche Gestalt von blauer Farbe dargestellt, mit roter Kopfbedeckung, zwei hohen Federn und der Sonnenscheibe. Hymnen erklangen zu seinem Lobe, und feierlich wurde bei der ihm zu Ehren gehaltenen Prozession sein heiliger Kahn umhergetragen, mit dem er „bei Tag in hohen Regionen die Wohnorte der Seligen durchzieht, bei Nacht die Unterwelt, wo er die Schrecken der Verdammten erschaut". Dem Gotte Atmu

Digitized by Google

huldigte man als Abendsonne. Auch sah man die goldgelbe Sonnenscheibe zwischen den Kuhhörnern der als weibliche Gestalt abgebildeten Hathor, der Göttin der Liebe, des Tanzes und Scherzes. Sie, „die große Königin des goldenen Kranzes", wurde auch als Kuh mit Menschenkopf abgebildet.

In Elephantine und Syene galt Kneph als Sonnengott, denn mehr oder weniger „flossen alle ägyptischen Götter in dem Sonnenbegriffe zusammen".

Knephs Sohn Thoth, „der Gott der Weisheit — der Schreiber der Wahrheit", zeichnete „die Zeit und alle Feste" auf Palmenblättern auf. Er ist nebst Osiris „der göttliche Urheber menschlicher Zivilisation", er ist der Ueberlieferer der „Hermetischen Bücher". Dargestellt als ibisköpfiger Mann mit dem silberglänzenden Vollmond oder der Sichel auf dem Haupte, steht er in den Tempeln neben seiner Gefährtin Nehemauai, „der Tochter der Sonne"; ihr ist das Emblem des Geiers beigegeben.

Der Nilgott Hapi-Mou, ein fetter Mann mit Wasserpflanzen auf dem Kopf und in den Händen, besaß in allen an seinem Stromufer gelegenen Städten eine Schar Priester, die angelegentlichst Feste für ihn veranstalteten.

Der großen Göttin Isis, die zehntausend Namen trug, als menschliche Gestalt mit Geierhaube und goldener Krone abgebildet, huldigte das ganze Nilland. Zuweilen wurde sie mit einem Katzenkopfe ausgestattet; bei dem viertägigen Isistrauerfeste hingegen, dem die Klage der Göttin um ihren ermordeten Gatten Osiris zu Grunde lag, ward sie als vergoldete Kuh in einer schwarzen Byssushülle gezeigt.

Selbst im Sonnenlauf sahen die Aegypter das Suchen der Isis nach Osiris.

Der Mörder des Osiris war dessen Bruder Set (Typhon), der Feind der Götter, die versengende Sonnenglut, der Urheber der Schlangen, schädlichen Insekten und Seuchen. Ihm opferte man rote Ochsen, weil man glaubte, er sei rotgefärbt auf die Welt gekommen. Unheimlich wie sein Leumund war die Darstellung: ein rotgelbes, bös dareinschauendes Fabeltier. Ihm geheiligt waren das wilde Nilpferd und der störrische Esel. Ein Exemplar der letzteren Gattung stürzte man alljährlich in Koptos von einem Felsen herab als Genugthuung für die Götter, die von Set Böses erlitten hatten.

Herodot sagt, Festversammlungen, Aufzüge und Altarbesuche fanden zuerst unter allen Menschen bei den Aegyptern statt, und von ihnen haben es die Hellenen gelernt. Da sich die Feste auf den Sonnenlauf, den Nil, die Jahreszeiten, die große und kleine Hitze, den Jahresschluß, die Monate, Halbmonate und fünf Schalttage bezogen, sowie auf göttliche Geburtstage und Wochenbette, auf Saat und Ernte, auf Sonnenwenden und Nachtgleichen, auf den großen Kampf zwischen Osiris und Set, auf die Thronbesteigung des Königs und auf die bei derselben stattfindende Grundsteinlegung seines künftigen Grabmales u. s. w., so verging die Lebenszeit eines Aegypters fast nur mit Festen.

Berühmt war das Lampenfest zu Sais, das der Urgöttin Neith galt, deren Standbild die Inschrift trug: „Ich bin, was ist, was sein wird: niemand hat

Digitized by Google

meinen Schleier gelüftet, die Frucht, die ich geboren habe, ist zur Sonne geworden."

Wer zum Lampenfeste nicht nach Sais kommen konnte, entzündete in der Heimat Schalen voll Oel und Salz, so daß ganz Aegypten in gelbem Lichte strahlte.[1])

Auf ihren Denkmälern außerhalb Sais wurde Neith mit grünem Gesicht dargestellt, eine Krone auf dem Haupte, in den Händen das Blumenzepter und das „Lebenskreuz".

Eine eigne Priesterklasse hatte das An- und Auskleiden der Götterbilder und der Basreliefs der Tempelwände zu besorgen; eine andre hatte kleine hölzerne Tempel umherzutragen, in denen sich ein Götterbild befand. Ihr Anzug bestand im gewöhnlichen Dienste aus einem weißen leinenen Rocke, welcher jedoch vielfach durch ein andres Kleid ersetzt werden mußte, denn mit jeder priesterlichen Funktion hatte das Gewand zu harmonieren. Bei großen Aufzügen erschienen die Priester in Gestalt der tierköpfigen Götterbilder. Sie waren überhaupt nicht zu beneiden bei ihren diätetischen und philosophischen Satzungen und bei der Riesenarbeit, jedes heilige Tier in seinen von Vorhöfen und Säulengängen umgebenen Tempel zu installieren, zu verpflegen und manchmal sogar zu schmücken, denn einzelne Krokodile wurden nach Herodot mit goldenen Spangen aufgeputzt. Die größte Verehrung aber erwies man den vier göttlichen Stieren, von welchen der zu Memphis angebetete Apis (Osorapis) eine Inkarnation des Osiris, sowie des Gottes Phthah war. Er mußte schwarz sein, einen weißen viereckigen Flecken auf der Stirne und ein weißes mondsichelförmiges Zeichen auf der rechten Seite des Körpers haben. Hatte man ihn mit seinen neunundzwanzig Merkmalen in einer Herde glücklich aufgefunden, so wurde er unter großem Prunke auf einem heiligen Schiffe nach Memphis gebracht, wo im Tempel des Phthah seine Inthronisation stattfand. Nun konnte sich Apis seines Lebens freuen: der beste Trank, die feinsten Kräuter, seine Mutterkuh und andre auserwählte Kühe verschönerten ihm das Dasein; was könnte ein Stier noch mehr verlangen! Um die vierzigtägige Huldigung der ägyptischen Weiber, die ihn nur bei seiner Ankunft schauen durften, wird er sich wenig gekümmert haben. Zeigte er sich öffentlich, so bahnten ihm Diener den Weg, und Hymnen singende Knaben geleiteten ihn. Aber nach fünfundzwanzig Jahren hatte seine Herrlichkeit ein Ende, denn länger wollte die Seele des Osiris nicht in seinem Körper weilen; so wurde Apis im Nil ertränkt, wenn er nicht vorher eines natürlichen Todes verstarb. Die Trauer Aegyptens und sein pomphaftes Begräbnis hätte er gewiß gern für ein Bündel Heu hergegeben.

Einem Apis zu Memphis hatte selbst Alexander der Große geopfert, vor seinem Zug nach der Ammonsoase in Libyen. Welch ein Festglanz umgab damals den heiligen Stier — aber die Begeisterung für den macedonischen Eroberer bekommt einen Schlag durch seine „religiöse Weitherzigkeit". Würdiger und herrlicher ist das Bild, das Plutarch von Alexanders Hochzeitsfest mit Roxane

[1]) Kochsalz verleiht bekanntlich einer farblosen Flamme ein intensives Gelb.

Digitized by Google

entwirft, wenn er erzählt: „Sonst allen Prunk vermeidend, fiel Alexanders halb macedonische, halb persische Tracht durch ihre Einfachheit auf. Diesmal erschien er in vollem Schmuck. Er saß mit Roxane in einem mit Gold bedeckten Zelte an einem gemeinsamen Herd — Tisch, an welchem ringsum hundert macedonische, hundert persische, hundert griechische Brautpaare Platz genommen. Als Alexander den Hymenäus anstimmte, gleichsam als das Lied gegenseitiger Freundschaft für die sich hier vereinigenden Nationen, würde ich gern ausgerufen haben," erklärt Plutarch im Feuer der Begeisterung: „O Xerxes! O Barbar! O Thor! Der du dich vergeblich abmühtest, den Hellespont zu überbrücken. Auf jene Weise verbinden kluge Könige Asien und Europa."[1])

Als es den ägyptischen Königen beliebte, sich zu apotheosieren, hatten die Priester neben den göttlichen Stieren, Kühen, Krokodilen, Katzen und Böcken auch noch den Dynasten göttliche Verehrung zu bezeigen.

Jeder ägyptische König nannte sich nicht nur „Sohn der Sonne", sondern die Sonne selbst. Wurde er als Kind abgebildet, so sah man eine Göttin als seine Amme, denn bald versorgte ihn Hathor mit ihrer Kuhmilch, bald legte ihn Isis an ihre Brust. Götter und Könige erschienen im vollsten Einklange auf den Monumenten in Theben und Karnak, auf dem Heiligtum in Luksor mit den kunstvollen Widder- und Löwengestalten, mit den Sphinxkolossen und den Säulen bildenden steinernen Lotosblumen, die der Sohn der Sonne dem Ammon-Ra errichtete.

Amenophis IV. (um 1430 v. Chr.) ließ sich mit der goldgelben Sonnenscheibe über dem Haupte in seinen Tempeln und Palästen darstellen. Ramses II. feierte die berühmten Siegesfeste, bei welchen gefesselte Fürsten und Völkerschaften dem auf dem Thron sitzenden König Edelsteine zu Füßen legten, so glanzvoll und funkelnd, „als seien Sterne herabgefallen", und wie ein Symbol des höchsten Triumphes wirkte seine Riesenstatue aus einem roten Granitblock von Syene oberhalb „Ramses' großem Hause".

Wie dröhnte, klirrte, tobte, rasselte, schimmerte es in Aegypten, als König Sesostris Ramses, der mit einem Heere von „600 000 Mann zu Fuß, 24 000 Reitern und 27 000 Streitwagen" ausgezogen war, um die Welt zu erobern, nach neun Jahren siegreich mit einer unermeßlichen Menge Gefangener und Beute zurückkehrte. Prunkvoll wurden die Tempel mit Trophäen und Weihegeschenken geschmückt. Diodor erzählt, die besiegten Könige und Statthalter mußten zu bestimmten Zeiten dem großen Sesostris (Sesoosis) Geschenke überbringen; ehrenvoll wurden sie dann empfangen und ausgezeichnet. Wenn aber Sesostris eine unterjochte Stadt besuchte, wurden die vier Pferde seines Wagens ausgespannt und von vier Königen gezogen. Ein von ihm gezähmter Löwe folgte ihm überallhin.

Aber trotz all der unbeschreiblichen Pracht sagt Diodor: „Die Aegypter achten das zeitliche Dasein gering, hingegen legen sie auf das Fortleben nach

[1]) Moralische Schriften II, 1026.

Digitized by Google

dem Tode in rühmlichem Andenken den höchsten Wert. Die Häuser der Lebenden heißen sie Herbergen, die Gräber der Verstorbenen ewige Wohnungen; daher wenden sie auf den Bau der ersteren weniger Fleiß, aber jeglichen auf die treffliche Ausstattung der Gräber." Dies gilt besonders für die königlichen Grabmäler, die Pyramiden, die auf dem Felsenplateau am Rande der Wüste erbaut wurden.

Mehr als die schwungvollsten, bilderreichsten Beschreibungen erzählen hier Felsblöcke, Steinmäntel, Riesenmauerwerke, Stollen, Gänge, Galerien und Gewölbe, die zur goldenen Königs- und Königinkammer führen. Und am drastischsten sprechen Zahlen; an der Pyramide des Königs Cheops bei Gizeh sollen um 4000 v. Chr. 100 000 Menschen 30 Jahre gearbeitet haben. Stammenswert ist auch die große Sphinx, deren Kopf aus einem Felsenblock gehauen ist und die zwischen ihren Tatzen einen kleinen Tempel birgt.

Sorgten die ägyptischen Priester mit Leib und Seele für Erhaltung der Tiere, so erschlugen die Parsen so viel wie möglich giftige Insekten, Skorpionen, Schlangen, Schildkröten, Frösche und sonstige „schlechte Geschöpfe" des bösen Gottes Ahriman, der sie in die gute Welterschaffung seines Bruders Ormuzd geworfen.

Außer Sonne, Mond und Sternen, „den unerschaffenen, anfangslosen Lichtern", beteten die Perser an erster Stelle das Feuer an. „Wer trockenes Holz mir giebt, daß ich schön glänze," sagt im Bundehesch das Feuer, „der ist heilig und groß und reinigt den Rost seiner Thaten."

Voll Feierlichkeit wurden die Feuerstätten geweiht und zahllose physische und psychische peinliche Reinlichkeitsvorschriften bei dem Feuerkultus beobachtet. Sechs fünftägige Feste verherrlichten alljährlich die Erinnerung an die Erschaffung des Himmels und der Erde. Aus verschiedenen Körperteilen des von Mithras geraubten und geopferten Urstiers Goschurun gingen der erste Mensch, fünfundfünfzig Getreidearten und die Tiere hervor; aus seinem Blut sproßte der Weinstock. So gab Mithras „allen Einzelwesen" das Dasein. Die Vergiftungsangriffe der Ahrimanschen Tiere auf den Urstier wurden durch den der guten Schöpfung angehörenden Hund zu nichte. Dessen Blick sicherte dem sterbenden Goschurun die Wiedergeburt. So sieht man in Mithrasmonumenten den Urstier in einem Kahne zum Mond emportragen. Wohl eine Deutung der Mondphasen, wobei sich die Perser offenbar die Mondsichel als die Hörner Goschuruns dachten.[1])

Verschiedene Vorstellungen haben den Mithraskultus ausgebildet: der Lichtgott Mithras erschien in Begleitung der Sonne als der Planet Venus; tausend Ohren und tausend Augen kennzeichneten „den himmlischen Läufer". Stellte man ihn als Ahrimans Feind dar, so wurde er als Jüngling auf dem mit weißen Rossen bespannten Sonnenwagen abgebildet. Später, da Mithras zum Sonnengott befördert ward, bekam er einen eignen Mysteriendienst, wobei der

[1]) Noch die Römer nannten die Mondsichel Hörner (corna).

Digitized by Google

Einzuweihende in einer Höhle vielfache, an Mißhandlung grenzende Prüfungen bestehen mußte. „Dem König von Persien war an Mithras Fest, einmal im Jahre, erlaubt, sich zu berauschen und zu tanzen."

Mit Wonne brachte der Perser das Homaopfer dar, welches am eignen Herd verrichtet werden konnte. Unter Gebeten und Zeremonien zerrieben Hausvater und Familienglieder eine Pflanze (Asklepias), preßten deren weißen, milchartigen Saft aus, versetzten ihn mit verschiedenen Beimischungen in Gärung, gossen davon auf den Herd und ergaben sich dann dem Genusse des in Schalen gefüllten Trankes. Die Phantasien, die dieser in den duseligen Köpfen erzeugte, erschienen den Persern als göttliche Eingebungen, so daß sie aus Begeisterung Homa selbst zum Gotte erhoben. Als schönes, leuchtendes Wesen erschien Homa dem Zoroaster. Auf die Frage Ahrimans, mit welchen Waffen der Prophet und seine Anhänger die ihnen schädlichen Tiere bekriegen wollten, erwiderte Zoroaster; „mit dem Homamörser, mit der Homaschale und mit den Worten, die Homa und Ormuzd gesprochen."

Im südlichen Teile des asiatischen Festlandes, in Indien mit seiner Kasteneinteilung, mit dem philosophisch-religiösen Brahmanismus, dem im vierten oder fünften Jahrhundert v. Chr. sich erhebenden Buddhismus zählte Megasthenes 118 Völker, teils freie Stämme, teils von Königen beherrschte.

Der König bildete den Mittelpunkt seines Staates, das Zeremoniell den Mittelpunkt seines Lebens.

„Der Leibdienst des Königs," sagt Strabo, „geschieht durch Weiber; die Leibwache und die übrigen Soldaten sind außerhalb der Thüren. Ist er nicht durch den Krieg abgehalten, so erscheint er alljährlich einmal, um Gericht zu halten, wo er den ganzen Tag die Geschäfte anhört, auch wenn die Zeit zur Körperpflege eintritt, dem Reiben mit der Walze. Denn während des Zuhörens wird er von vier Dienern gerieben. Ferner geht er zur Jagd in einem bacchusähnlichen Aufzug, von Weibern umringt, die er deren Vätern abgekauft. Der Weg ist von Netzen eingefaßt, außerhalb steht die Leibwache. Paukenschläger und Schellenträger gehen vor dem berittenen Könige; hat dieser den Standplatz erreicht, so schießt er von einem Gerüste oder von einem Elefanten auf das hergehetzte Wild. Die bewaffneten Weiber scharen sich auf Elefanten, auf Pferden oder in Wagen um ihn, mit dem sie auch in das Feld ziehen, da sie in allen Waffen geübt sind."

Ein großes Fest feierten die Unterthanen, wenn sich der König den Kopf wusch. Dann schenkten sie sich gegenseitig im edeln Wetteifer herrliche Dinge, und bei dem feierlichen Umzuge sah man ein reiches Gepränge von Menschen in goldstoffigen Kleidern mit eingewirkten Blumen, von Elefanten als Viergespanne und von verzierten Ochsenwagen. Das Heer rückte im höchsten Schmucke aus — Träger klaftertiefer Mischkrüge aus indischem Erz schritten einher, dazwischen schleppten Männer Becken von Gold. Selbstverständlich verherrlichten auch gezähmte Wüstentiere das Fest. Klitarchus erwähnt bei diesem Anlasse großblättrige Bäume, die auf Karren gefahren wurden; in den Zweigen saßen

Digitized by Google

farbenreiche Singvögel, darunter der Orion und der gleich dem Pfau schimmernde Katreus; sie entzückten die Anwesenden durch ihren wunderbaren Gesang.

War der König unter dem gelben Sonnenschirm gealtert und fühlte sein Ende herannahen, so lag es ihm ob, die Herrschaft seinem Sohne zu übergeben, den Tod in der Schlacht zu suchen oder den Hungertod zu wählen, dem heiligen Berge Meru entgegenwandelnd. —

Das Brahma war das göttliche Ursein. Der Brahma, der Schöpfer der Welt, stand mit Wischnu, dem Erhalter, und mit Siwa, dem Zerstörer, an der Spitze der Götter.

Der Begründer des Buddhismus war der Königssohn Siddhartha. Nach der Legende senkte er sich als weißer Elefant aus der Götterregion herab und ging als fünffarbiger Lichtstrahl in den Leib seiner Mutter ein; durch deren Achselhöhle erfolgte seine Geburt. Seine Lehre stellt „die Ueberwindung alles menschlichen Elends durch möglichste Welt- und Selbstvernichtung" als das zu erreichende Ziel dar. Der Buddhismus, auf der Grundlage brahmanischer Weltbetrachtung stehend, entwickelte dennoch ein ganz entgegengesetztes System. „Dessen Moral des Quietismus und des erbarmenden Mitleids mit Tieren und Menschen, seine Durchbrechung der Kasten, gewannen ihm die Herzen vieler." [1])

Religiöse Feste weihten die Bewohner des Gangesthales dem lotosäugigen Himmelssohn Wischnu, der auf dem goldbefiederten Vogel Garuda in seiner buntfarbigen, hellen Wolkenwohnung saß oder auf einer zusammengerollten Schlange ruhte. Er war gleichfalls der Sonnengott, der durch seine Strahlen die Pflanzen zur Blüte erweckte und den erquickenden Tau und Regen sandte. Wischnu und seine Gemahlin Lakschmi, welcher die nährende Kuh gewidmet war, hatten die von Naturkraft strotzende blaue Lotosblume zum Symbol. Der Gott Siwa hingegen, die feindliche Macht, thronte mit seiner schrecklichen Gattin auf den Höhen des Himalaja. Seine Darstellung ist grauenerregend, ein häßliches Antlitz mit riesigen Zähnen und drei Augen, um den Hals eine Kette von Totenschädeln.

Ein schreckliches Erzeugnis der Phantasie war auch Gott Bel — Baal. In seinem babylonischen achtstöckigen Tempel stand im untersten Stockwerk ein goldener Altar, auf welchem beim Feste des Gottes vor dessen goldenem Bilde tausend Pfund Weihrauch verbrannt wurden. Menschenopfer ergötzten den Mächtigen. Dem phönizischen Baal zur Seite stand die mit Mondsichel abgebildete Sternenregentin und Mondgöttin Astarte, identisch mit Mylitta. — An ihrem Feste gaben sich Frauen und Mädchen den Festbesuchern preis, um der Göttin Gunst zu erwerben, denn die Wollust wurde zum Kult erhoben. — In dem Tempel zu Aphaka im Libanon erreichte die Schmach ihren Höhepunkt. Und die Anziehung zur Feier war um so größer, da sich dabei stets eine Wundererscheinung zeigte. Eine plötzlich erscheinende Feuerkugel senkte sich von der Höhe des Gebirges in den beim Tempel befindlichen See. Auf dieses Zeichen hin

[1]) Ign. Döllinger: Heidentum und Judentum.

Digitized by Google

warfen die Herbeigeströmten kostbare Geschenke in das Wasser, dann verübten sie ihre sinnlichen Greuelthaten.

In der heiligen Stadt Hierapolis wurde Astarte als „Syrische Göttin" gefeiert. In ihrem mit Kostbarkeiten angefüllten Tempel erblickte man ihre goldene Statue neben der Baals auf einem mit Löwen bespannten Wagen. Sie trug den Gürtel und auf dem umstrahlten Haupte eine Krone, deren mittlerer Stein nachts den Tempel erleuchtete. In den Händen hielt die Syrische Göttin Zepter und Spindel. Im Tempelhof hielten sich zahme heilige Tiere auf, im Teich heilige Fische. Die Zahl der Opferpriester und Tempeldiener belief sich nach Lucian auf mehr als dreihundert. Das der Göttin zu Ehren gehaltene Frühlingsfest, zu dem Menschen aus allen Ländern herbeieilten, war ein Ausbund von wilder, unnatürlicher Lasterhaftigkeit und Grausamkeit. Bäume mit daran hängenden Gaben wurden verbrannt, bei Paukenschlag und Flötenblasen rasten Weiber, zerfleischten und verstümmelten sich Männer. Kinder wurden zum Opfer in einen Schlauch gesteckt und vom hohen Tempel in die Tiefe geschleudert. Die geweihten Männer zogen hierauf bettelnd, mit einem verschleierten Bilde der Göttin, von Ort zu Ort, sich im wahnsinnigen Tanz zerschneidend und beißend.

Gleichartig war dem babylonischen Bel, dem phönizischen Baal der kanaanitische Moloch, der Gott der Glutsonne, des fressenden Feuers, der giftigen Winde und Krankheiten. Der Prophet Jeremias spricht: „Die im Thale Ben-Hinnom bauten Höhen des Baal, hindurchzuführen ihre Söhne und ihre Töchter dem Moloch — die Juden haben dem Baal zum Brandopfer ihre Kinder verbrannt."[1])

Nach der rabbinischen Beschreibung war der Moloch eine aus Metall gebildete menschliche Figur mit einem Stierkopf.

Glühte er durch das innen angezündete Feuer, so wurden die bemitleidenswerten Kinder in seine Arme gelegt und rollten von da in den feurigen Schlund, in dem sie verbrannten. Ihr Jammern und Schreien wurde durch das Getöse von Pauken und Flöten übertönt. Plutarch erzählt: „Damit das Opfer gültig sei, stand die Mutter thränenlos dabei, und ohne ihrer Klage einen Ausdruck zu geben." — Der kalte Egoismus und Fanatismus versteinerte die Herzen und verfälschte die Gedanken.

*

Den Festen der Juden lagen außer der Sabbatfeier „agrarische und geschichtliche und auf die göttliche Führung Jehovas bezügliche Erinnerungen zu Grunde".

Eingedenk der Befreiung aus Aegypten wurde das Paschafest gefeiert; da aß jede Familie das vom Familienvater im Vorhofe des Heiligtums geschlachtete Lamm und bestrich mit dem Opferblut die Thürpfosten des Hauses.

[1]) Jerem. 32, 35; 19, 5.

Digitized by Google

Das Laubhüttenfest entsprang dem Andenken an den Zug durch die arabische Wüste, und wie dereinst bauten die Israeliten Hütten aus grünen Zweigen und bewohnten sie sieben Tage. Im Festprogramm stand auch der Fackeltanz, der im Tempelvorhof beim Sprühen der großen Kandelaber unter Gesang und Saitenspiel aufgeführt ward.

Das Pfingstfest machte allen Juden den Tempelbesuch zur Pflicht. Am großen Versöhnungstag betrat der Hohepriester das innerste Heiligtum, opferte einen Stier für sich und einen Bock für das Volk und besprengte mit deren Blut den Fußboden und die Decke des Heiligtums, hierauf zündete er Weihrauch an. Alsbald ward ein lebendiger Bock in den Vorhof geführt, der Hohepriester legte ihm die Hände auf und bepackte ihn mit allen Sünden des Volkes, worauf er in die Wüste gejagt ward.

Beim Feste der Tempelweihe fand wegen Wiederanzündens der Lichter im Tempel eine achttägige Illumination der Synagogen und Häuser statt. Das Purimfest war der dankbaren Erinnerung an die durch Esther erfolgte Rettung der Juden im persischen Reiche geweiht. Ernst und klagend beging man die Trauerfeier der Eroberung Jerusalems durch die Chaldäer — die Zerstörung der Stadt und des Tempels.

Außer diesen Hauptfesten und der Sabbatfeier wies das Jahr bei den Israeliten noch 51 Feste auf, und da jede Landsmannschaft ihre eigne Synagoge hatte — es sollen 460 derselben in der Stadt gewesen sein —, so hielten sich Feiern und Arbeiten die Wagschale.

Der Hohepriester fungierte bei Festen in einer ebenso prächtigen wie bedeutsamen Amtstracht. Er trug auf dem Kopfe eine Mitra, deren Vorderseite auf goldenem Stirnblatt die Inschrift aufwies: „Dem Jehova heilig"; ferner ein purpurnes Ueberkleid mit einem Besatze von goldenen Schellen, einen Gürtel und einen kurzen, festanliegenden Leibrock. Der letztere wurde auf der Schulter durch Onyxsteine befestigt, in welche die Namen der zwölf Stämme eingeschnitten waren. Auf der Brust trug er das viereckige, mit zwölf Edelsteinen geschmückte Amtsschild, in das oben zwei Gewebe als Folie gelegt wurden, das „Urim und Thummim" (Licht und Heil).

Aus dem stärkeren oder schwächeren Leuchten der Edelsteine und aus dem dabei hervorbrechenden Farbenspiele weissagte der Hohepriester.

Nur am großen Versöhnungstag erschien er in einem einfachen Kleide aus weißem Linnen.

Zu den rätselhaften Farbenassociationen gehörte auch die rotbraune Kuh als Sündopfer, „die außerhalb der Stadt von einem Priester geschlachtet und vollständig verbrannt wurde, nachdem er das Blut in der Richtung gegen das Allerheiligste gesprengt hatte".

*

„Die ägyptischen Götter," sagt Apulejus, „haben Freude am Wehklagen, die griechischen am Tanzen, die barbarischen an Trommel und Pfeifen."

Schaut man aber weiter in die heidnische Welt hinein, so tauchen fast

Digitized by Google

allenthalben Feste auf, die einen dunkeln Wahn reflektieren. Gewalt geht vor Recht, Grausamkeit vor Liebe, Verrücktheit vor gesundem Menschenverstand.

Menschen, die man kunstgerecht tötete, wanden sich im Todeskampf bei den religiösen Festen der Druiden in Gallien; aus der Art, wie diese Opfer zusammenstürzten, aus den Zuckungen ihrer Glieder, aus der Farbe der Blutströme lasen dann die Priester den göttlichen Willen oder weissagten daraus. Bei Staatsgelübden spitzten sich die Quälereien noch zu: in ein gigantisches, der Menschengestalt ähnliches Weidengeflecht wurden Menschen und Tiere gepfropft und verbrannt.

Von warmer Gemütstiefe und gläubiger Zuversicht zeugte manche Totenfeier in einem heiligen gallischen Haine, denn nicht nur, was der Verstorbene an Geräten, Waffen, Tieren, Sklaven am meisten geliebt, ward mit ihm vom Feuer verzehrt, sondern freiwillig auch mancher Freund, der in der jenseitigen Welt mit dem Dahingeschiedenen fortleben wollte. Und um das Leben eines Erkrankten zu retten, bestieg der eine und andre den Scheiterhaufen.

Bei dem Einsammeln der Mistel, welche als Universalheilmittel betrachtet wurde, schnitten die Druiden in weißen Röcken und weißen Mänteln die Schmarotzerpflanze mit einer goldenen Sichel von den Eichen und opferten unter großer Feierlichkeit zwei weiße Stiere. — Gewisse Opfer durften nur die Druidinnen der Gottheit weihen.

Neun nach strenger Lehre auf der Insel Sena lebende Jungfrauen besorgten das Orakel, und wundersame Kräfte über die Natur schrieb ihnen die abergläubische Menge zu.

Wohl das seltsamste religiöse Fest feierten nach Strabos Mitteilung die Priesterinnen aus dem Stamme der Nanneten (Nantes); sie hausten auf einer kleinen Insel an der Mündung der Loire, die kein Mann betreten durfte. Einmal im Jahr mußten sie das Dach ihres Tempels abtragen und dieses in einer Nacht wiederherstellen. Ließ eine dabei von dem Baumaterial etwas fallen, so wurde sie von den übrigen sofort zerrissen! —

Die Macht und Religion der Druiden war den römischen Kaisern verhaßt; unter Tiberius wurde sie verfolgt, unter Claudius soll sie vernichtet worden sein.

Bei den Griechen und Römern.

Das safrangelbe Gewand, das von attischen Frauen für das Bildnis der Pallas Athene gewoben oder gestickt und im reichen Gepränge nach deren Tempel verbracht wurde, bildete einen Hauptbestandteil der alle vier Jahre in Athen gefeierten Panathenäen. Wie ja auch der Endzweck der Reinigungsfeste Kallynterien und Plynterien war, den vergötterten Standbildern gewaschene oder neue, frischfarbige Kleider zu verehren, dem Apollo und der Artemis auf Delos, der Artemis zu Ephesus und so weiter.

Berühmt sind die hellenischen Nationalfeste zu Olympia, zu Delphi, zu Nemea und auf dem korinthischen Isthmus. Die mächtigste Anziehungskraft aber übten die eleusinischen Mysterien aus, zu denen der Zutritt mit wenigen Ausnahmen nur Griechen gestattet war, und darunter nur den Reinen, das heißt keinem

Digitized by Google

Verbrecher. Die Eleusinen boten den Zuschauern nicht nur einen unvergleichlichen Aufwand an Pracht und Theatralischem, sondern verbürgten den hier Geweihten auch jenseitige Seligkeit. Publikum und Handelnde waren den Satzungen des großen Rates der Fünfhundert unterstellt; Priestern und einigen Priesterinnen lagen Regie und Ausführung ob. Unter freiem Himmel, an Brunnen und am Meeresufer, wurden mit großen Zeremonien die Bilder der Demeter, der Persephone, des Dionysos gereinigt, daselbst oder auf der Thriasischen Wiese Opfer und Sühnungen vorgenommen, tragische und burleske Scenen dargestellt. Nur der gänzlich Geweihte war zu den eleusinischen geheimen Bräuchen im Mysteriengebäude zugelassen, zu Agrä bei Athen, dann zu Eleusis. Für ihn dauerte die Feier über zwei Jahre, für die große Menge zehn Tage. Der Kern der eigentlichen Eleusinen bestand in der Entführung der Persephone (der samothracischen Mysteriengöttin Kora, der römischen Proserpina) durch Pluto und deren Wiederauffindung durch ihre Mutter Demeter. Idyllisch ist der Beginn: Kora=Persephone pflückt Blumen auf der Wiese — da öffnet sich vor den erschreckten Zuschauern der finstere Abgrund des Hades, und der aus demselben aufsteigende Pluto bemächtigt sich der jugendlichen Göttin. — Demeter sucht ihre Tochter, wehklagt und rast, und zur größeren Aufregung des Publikums rennen Priester mit geschwungenen Fackeln umher, gleichsam als ob auch sie Kora suchten. Ein schamloses Zwischenspiel bringt nicht nur bei den Zuschauern eine ausgelassene Fröhlichkeit hervor, sondern erheitert auch momentan die an einem Brunnen rastende Demeter. — Sie erfährt durch den Heros Keleus den Aufenthalt ihrer Tochter und bezeigt ihm als echte Naturgöttin ihren Dank. Bei der schauerlichen Hinabfahrt der von Paredros (Bakchos, Dionysos) begleiteten Demeter in den Hades und bei der Wiedervereinigung von Mutter und Tochter bricht nach Plutarch „ein wunderbares Licht hervor, und die bisher in Angst und Schweiß gebadeten Zuschauer vernehmen himmlische Stimmen, erblicken Tänze und empfangen den feierlichen Eindruck heiliger Worte und lichter Erscheinungen".

Also wurden den günstig gesinnten Göttern „des Lichtglanzes Heiterkeit", den mißgünstigen, die Unterwelt bewohnenden die schwarze Farbe bestimmt. Den Dioskuren opferte man weiße Rosse, in weißem Marmor stellte man die Flußgötter dar. Als weißer Stier entführte Zeus die am Meeresgestade spielende Europa, wie Zephyr in Lucians Göttergesprächen dem Notus erzählt. Die Parzen verrichteten in weißen Gewändern, auf abgesonderten Thronsesseln sitzend, ihr verhängnisvolles Werk, und aus weißer Wolle bestanden die gesponnenen Lebensfäden.[1])

Der heimkehrende Theseus wollte schon von weitem durch ein weißes Segel das Gelingen seines Wagnisses, den Mißerfolg durch ein schwarzes verkünden. Die unglückliche Verwechslung der Segel trieb seinen spähenden Vater Aegeus in den Wellentod.

Eine schwarze, mumienartige Holzfigur mit tierischen Brüsten stellte die

[1]) Platos Staat: X. Buch.

Digitized by Google

Artemis zu Ephesus dar; auch in Vorderasien wurde sie in dieser Gestalt verehrt; die phrygische Göttin Cybele figurierte als schwarzer Stein.

Dem Herakles wurden schwarze Widder, den Eumeniden schwarze Schafe geopfert, und die Erinnyen selbst erschienen schwarz als Töchter der Nacht, sowie Dionysos als König des Totenreiches. Die unterirdische Göttin Hekate, mit den Schlangen im Haar und mit Schlangenfüßen, ward stets in Begleitung schwarzer Hunde abgebildet.

Sophokles ließ die Tyro in schwarzer Maske auftreten, und einen tiefernsten Eindruck brachte die schwarze Gestalt des Todes in Euripides' „Alkestis" hervor. Die Wahrheit wurde in weißem Gewande dargestellt, der Traum in einem losen Kleid weiß auf schwarz, die Reue mit zerrauftem Haar, in schwarzem Gewand.

Die sich in die Lüfte bald hoch, bald minder hoch erhebenden Psychen der Verstorbenen waren nach griechischer Anschauung teils von lichter Farbe, teils von dunkler, wenn ihnen Laster anhafteten.

Analog waren die Vorstellungen der Römer, denn wollte man ein Glückskind bezeichnen, so nannte man es den Sohn einer weißen Henne, und ein Glückstag wurde mit einem weißen Steinchen bezeichnet. Bei den Gerichtsverhandlungen warf man weiße Kugeln als Zeichen der Freisprechung in die Urne, schwarze als Zeichen der Verurteilung. Mit Kreide geweißt waren die Fersen der auf dem Sklavenmarkt Ausgestellten, um die Kauflust zu erhöhen. Dem Blitzgott Summanus brachte man schwarze Lämmer, der Juno zu Falerii in Etrurien weiße Kühe, den guten Winden weiße Lämmer, den schlimmen schwarze dar.

Schwarz war der Cerberus dargestellt. Beim Feste der Ceres trugen die Frauen weiße Gewänder.

Zur Verschonung der Getreidefelder wurden Ende April dem Dämon des Meltaus Robigus rote Hunde und Schweine geopfert, „deren Farbe in Beziehung zu dem am 25. April eingehenden, dem Getreide verderblichen Hundsgestirn gestanden haben soll". — Dem Jupiter Latiaris ward außer einem Menschenopfer ein roter, dem kapitolinischen Jupiter ein weißer Stier geschlachtet.

Blüten und Blumen wurden der Flora dargebracht, und an ihrem Feste, dessen Entstehung infolge mißratenen Pflanzenwachstums auf das Jahr 237 v. Chr. zurückgeht, ward den Frauen die ihnen sonst unerlaubte bunte Tracht gestattet.

So poetisch indes das Blumenstreuen und Bekränzen war und das Singen und Springen dabei, so roh war der Umzug der entblößten Dirnen, welche zum Ergötzen des Volkes losgelassenen Hasen und Rehen nachjagten oder gleich Athleten miteinander kämpften.

Entrüstet ruft Arnobius d. J. aus:

„Hält sich Flora für ehrenvoll behandelt, wenn sie bei den für sie unternommenen Spielen die schmählichen Dinge und den Umzug von Freudenmädchen nach dem Theater erschaut?"

Digitized by Google

In buntem Unterkleide, das purpurne Obergewand mit ehernem Gürtel umschnallt, auf dem Kopfe den kegelförmigen Hut, durchzogen die Salier im Monat März die Straßen Roms. Jeder war mit einem Schwerte umgürtet und hielt eine Lanze in der Rechten, einen thracischen Schild in der Linken. „Bei Flötenspiel," berichtet Dionysius von Halikarnaß, „führen sie bald alle zugleich, bald abwechselnd ihre Tänze aus und singen zu dem Geklirr, das das Schwerterschlagen auf die Schilde hervorbringt, Hymnen zur Ehre der Waffengötter." Einer dieser Schilde der Salier war nach der Sage vom Himmel gefallen. Damit denselben aber kein Lüsterner entwende, ließ König Numa durch einen Künstler eine Anzahl gleicher Schilde anfertigen, die beim Feste umhergetragen wurden, den echten ließ er jedoch in seiner Burg verwahren. — Bei den Erntefesten wurden wechselweise Spott- und Trutzlieder gesungen; indes verbot das alte Gesetzbuch der zwölf Tafeln, ein Spottlied zu verfassen, durch welches man sich auffällig an einem Gegner rächen wollte.

Beim Feste der Pallien am 21. April sprangen Schäfer und Schafe zu Ehren des Hirtengottes Pales über angezündete Strohfeuer. — Im Dezember wurde zu Rom der Tempel des Saturn mit Wachslichtern beleuchtet und der Gott von seinen wollenen Fußbinden befreit. Die Sklaven trugen während der „Saturnalien" Toga und Hut als Abzeichen der Freiheit, schmausten, tranken, würfelten und ließen sich bei ihrer Elendspause von ihren Herren bedienen. —

„Am 15. Mai warfen die Vestalinnen, die Pontifices, die den ersten Rang unter den Priestern hatten, die Prätoren und andre zu den Religionsfeierlichkeiten gehörende Bürger nach gesetzlich vollendetem Opfer dreißig aus Binsen geformte Puppen in Menschengestalt, die sie Argeen nennen, von der Heiligen Brücke (Sublicischen Brücke zu Rom) in die Tiber hinab," [1]) Stellvertreter der Menschenopfer, die man hier dereinst dem Saturnus dargebracht hatte. Den Saturnalien schlossen sich die Sigillarien an, das hübsche Puppenfest: seit Numa brachte man nämlich dem Saturn braune Thonfigürchen dar statt wie sonst lebende Kinder. —

Vestalinnen hießen die Priesterinnen der Vesta, welchen die Pflege des heiligen Feuers, der Dienst bei einer heiligen Schlange und die Bewahrung staatlicher Unterpfänder oblag. Zur Sicherung ihrer jungfräulichen Sittlichkeit wurden sie schon als Kinder eingeweiht, in ihrer Jugendblüte wohnten sie aber im Theater den ausgelassensten Darstellungen an. — Einesteils der strengen Obhut, sogar dem Züchtigungsrechte des Oberpriesters unterworfen, empfingen sie andrerseits die höchsten Ehrenbezeigungen; Konsuln wie Prätoren wichen ihnen auf der Straße aus und ließen ihre Fasces vor ihnen senken. Ihr täglicher Tempel- und Opferdienst wechselte mit heiteren Einladungen bei Verwandten, mit Besuchen von Männern und Frauen in ihrer priesterlichen Wohnung. Nachts durfte diese kein Mann betreten. Auch die Tracht der Vestalinnen kontrastierte mit der von ihnen geforderten keuschen Strenge, denn die Koketterie herrschte darin. Auf dem

[1]) Dionysius von Halikarnaß. I. 38.

Digitized by Google

Haupte erhob sich eine Art Turban aus Bändern, welche da und dort das Haar freiließen, das die Gestalt auszeichnende, blendend weiße Kleid war auf der rechten Seite von einem Purpurmantel bedeckt, der linke Arm blieb zur Hälfte entblößt. —

Aus Langweile über ihre Ehelosigkeit dichteten diese erhabenen Jungfrauen erlaubte Liebeslieder,[1]) aber des Liebesgenusses überführt, wurden die Armen lebendig begraben. „Lebendig noch wird die Verurteilte auf ein Bett gelegt und Toten gleich, unter Begleitung trauernder Freunde und Verwandten, mit stattlichem Leichengepränge fortgetragen bis an das Colliner Thor und dort innerhalb der Mauern in einem unterirdischen Gewölbe mit dem gehörigen Begräbnisschmucke beigesetzt. Sie erhält weder ein Grabmal noch eine Totenfeier, wie es sonst gebräuchlich ist.“ [2])

Wohl hatte König Numa von den Vestalinnen „nur dreißig Jahre Enthaltsamkeit verlangt: zehn Jahre sollten sie sich unterrichten, zehn Jahre ihres Amtes walten, zehn Jahre dasselbe andre lehren“. Manchen Anlaß zur Satire gab dieses Gesetz, und des öfteren wartete manche Vestalin die gesetzliche Frist nicht ab. Derjenigen, die sich geheim ihrem priesterlichen Richter hingab, wurde zumeist die grausame Strafe erlassen. — Indes konnten die Vestalinnen an einzelnen Orten ungestraft Mütter werden, wenn sie erklärten, der Sonnengott habe sie dazu gemacht. — Dabei ist die Erfindung wie die Leichtgläubigkeit gleich verdienstvoll, die erstere als Kind der Klugheit, die zweite als Sprößling der Dummheit.

Bekannt ist, wie viel die Römer auf Essen und Trinken hielten; sie setzten das Gleiche bei ihren Göttern voraus und bereiteten ihnen deshalb Mahlzeiten, heute in diesem, morgen in jenem Tempel, alljährlich sogar einmal auf dem Kapitol. Prächtig gekleidet lag dort Jupiter auf einem Polster, ihm zur Seite Juno und Minerva, ihnen reihten sich die Senatoren an, die „mitspeisten“! In einem andern Heiligtum erblickte man die Statuen des Apollo, des Merkur und Neptun, des Herkules, der Latona und Diana auf drei kostbaren Tischbetten. Speisen standen auf der Tafel. Hohe und niedere Römer machten den zum Gastmahl versammelten Göttern schon am frühen Morgen ihre Aufwartung und feierten in üppiger Fröhlichkeit die Lektisternien.

„Auch ich fand mich dereinst mit Vergnügen bei diesen Theaterpossen ein und ergötzte mich an den schändlichen, gotteslästerlichen Darstellungen,“ erzählt der heilige Augustinus in seinem „Staat Gottes“.

Schütteln der Cymbeln, Paukenschlag, Skabellsknarren mit Pfeifenbegleitung leiteten am 1. Februar die Luperkalien ein, bei welchen zu Ehren der Wölfin, die Romulus und Remus gesäugt, abermals unsittliche und widersinnige Bräuche herrschten.

[1]) Seneca citiert eines dieser Liebeslieder: „Felices Nuptae! moriar ni nubere dulce est.“ (Glücklich die Gattinnen; der Tod ereile mich, wenn das Heiraten nicht etwas Süßes ist.)

[2]) Dionysius von Halikarnaß: Urgeschichte der Römer. Band II.

Digitized by Google

Am 1. April entkleideten bekränzte Römerinnen die Statue der Venus, badeten sie in Myrtenwasser und zogen sie unter rhythmischen Gesängen wieder an. Verschwenderische Mahle und schwelgerische Genüsse würzten die Feier.

Schauerlich und ehrerbietig hingegen war das Reinigungsfest der von den Germanen angebeteten Hertha. (Mutter Erde, Nerthus.) „Denn sie glauben," sagt Tacitus, „die Göttin wandle unter den Menschen und mische sich in ihre Angelegenheiten. Ihr mit einem Tuche bedeckter Wagen steht in einem Haine auf einer Insel des Ozeans. Nur der Priester darf den Wagen berühren. Ist er überzeugt, daß die Göttin dem Heiligtum innewohne, so läßt er sie im Wagen durch weibliche Rinder ziehen und begleitet sie unter stetem Gebete. Das sind festliche Tage für all die Orte, die Hertha ihres Besuches würdig. Dann wird kein Krieg begonnen, keine Waffe ergriffen, jedes Schwert bleibt in der Scheide. Da kennt, da liebt man nur Ruhe und Frieden. Hat die Göttin genug am Verkehr mit den Sterblichen, so bringt sie der Priester zurück. Sodann wird der Wagen, das Gewand und die vermeintliche Göttin selbst in einem verborgenen Teiche gewaschen, wobei Diener helfen. Diese letzteren werden sofort nach der Handlung in dem Teich ertränkt. Darum herrscht geheimnisvoller Schrecken, fromme Scheu und Unwissenheit über das Wesen der Göttin, deren Anblick mit dem Tode gebüßt wird."

Weiße Rosse waren bei den Germanen geheiligte Tiere, welche auf öffentliche Kosten in Hainen gehalten wurden. Deren Wiehern deuteten die Priester als Weissagungen, die sie dem Volke kundgaben.

In den Bacchanalien trugen die Männer Hirschkalbfelle als „heiliges Kleid", die Bacchantinnen Pantherfelle, deren Punkte die Sterne am Himmel bedeuten sollten. Trunkenheit bis zur Raserei, Unzucht, Mord und Giftmischerei wuchsen sich dabei so ungeheuerlich aus, daß 186 v. Chr. dieser Greuelkult in ganz Italien verboten ward. Aber daß er trotzdem fortdauerte, geht aus dem Umstande hervor, daß nach diesem Verbote 3000 Menschen wegen Giftmischerei in einem Jahre verurteilt wurden. [1])

Die Bacchanalien waren durch Griechen nach Etrurien, von da nach Rom gekommen. Ueberhaupt liebte es das römische Volk in den letzten Zeiten der Republik, den einheimischen Göttern fremde Kulte beizufügen. Vergebens kämpfte der Senat dagegen; Tempel und Bildsäulen zeugten von der Verehrung der Isis, des Osiris, des Harpokrates und des Anubis; dem letzteren zu Ehren schritt bei Festzügen der Priester mit dem Hundskopfe einher wie in Aegypten.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Döllinger: Heidentum und Judentum.

Die Rolle der Kunst.

Antworten europäischer Schriftsteller und Künstler an Tolstoj.

Veröffentlicht und mit einer Einleitung versehen

von

E. Halpérine-Kaminsky.

Einleitung.

Tolstoj stellt den Grundsatz auf: Die Kunst in allen ihren Aeußerungen muß einen moralischen Zweck verfolgen und beitragen zur Verwirklichung der höchsten Ideale jeden Zeitalters. Es handelt sich also für die moderne Kunst darum, sich von dem höchsten Ideal zu begeistern, welches uns leiten soll. Es ist immer dasselbe, welches vor neunzehn Jahrhunderten durch Christus angegeben wurde; aber es wurde von der dogmatischen Erklärung der Kirche so verdunkelt, daß wir es erst jetzt nach einer langen Nacht in seiner ganzen Klarheit wieder erscheinen sehen: die Liebe zum Nächsten und die brüderliche Vereinigung der Menschen.

Die Zahl der hellen Köpfe, welche dieses Ideal anzieht, wächst immer mehr, aber bildet noch eine gewaltige Minorität; das Bewußtsein der Humanität im großen und ganzen steckt noch tief in der Finsternis egoistischer Gesinnung, trotz des Fortschritts, trotz der Bildung, auf die wir so stolz sind. Woher kommt diese moralische Anomalie? Sie kommt daher, daß die Menschen, welche irgend einen Grad oder Titel geistiger Macht über ihresgleichen haben, aus Trägheit oder aus Interesse sich weigern, als wahre Christen zu leben und die Menge zur Nachfolge zu veranlassen. Unter diesen Volksführern nun verdienen die Künstler in ihrer Verblendung am wenigsten Verzeihung, da sie das mächtigste und direkteste Mittel besitzen, auf die Gefühle einzuwirken: die künstlerische Bewegung, hervorgerufen durch die Harmonie der Töne, Farben und Linien.

Welches ist in der That die Rolle der Kunst gewesen von der Renaissance bis auf unsre Zeit? Sie hat stets einen beschränkten Kreis von Privilegierten unterhalten: zuerst Päpste, Könige, Herzoge, hierauf reiche Leute. Und welches ist die Folge dieser ausschließlichen Stellung der Kunst gewesen? Beständig im Dienst des verdorbenen oder ausschweifenden Geschmacks müßiger Leute, ist die Kunst affektiert, leichtfertig und dunkel für die Nichteingeweihten geworden und hat nur ihre Diener und Liebhaber noch mehr verdorben. Sie ist auch egoistisch geworden und dadurch ein Aktionsmittel der Schlechtesten: sie isolierte die leitenden Klassen und machte sie unfähig, die Bedürfnisse und Bestrebungen des Volkes zu begreifen, welches sie ins Leben ruft, und schuf diesen dauernden Antagonismus, an dem wir leiden und an dem wir sterben werden, solange die Menschen, welche die kostbare Fähigkeit besitzen, die Herzen zu einen, ihre Aufgabe nicht erfüllen.

Aber, entgegnet man, die Mission der Kunst ist keineswegs diejenige, welche ihr Tolstoj zuschreibt. Ihre Aufgabe ist beschränkter und großartiger zugleich: nämlich die immaterielle und unveränderliche Schönheit unter verschiedenen Erscheinungen fühlbar zu machen. Das heißt, allgemein ausgedrückt, die Ueberzeugung der Künstler und des Publikums, das ihnen folgt. In der That verlockt anfangs die Formel, sie scheint eine gewisse Idee auszudrücken. Aber wenn man sie genau betrachtet, in der Absicht, sich dem Einfluß der anerkannten Axiome zu entziehen, so wird man bald ihre Sinnlosigkeit gewahr, oder,

Digitized by Google

was auf dasselbe hinauskommt, man sieht, daß sie ins Unendliche in verschiedenem Sinn von ihren eignen Eingeweihten erklärt wird.

Indem Tolstoj sich gewissenhaft dieser Prüfung unterzog, konstatiert er vor allem bei den Theoretikern der Aesthetik zahlreiche Widersprüche in Bezug auf das Kriterium der Kunst selbst — die Schönheit. Die Kunst, welche die Schönheit offenbart, ist also nicht ein so einfacher Begriff, als sie scheint, besonders heute, wo man die Schönheit nicht nur mit Hilfe des Gesichts- und Gehörsinns verstehen zu können glaubt, sondern auch mit Hilfe des Gefühls, Geschmacks und Geruchs. Dies ist unter andern die Theorie des französischen Philosophen Guyau und des deutschen Philosophen Krailik. (?)

Indes wollen wir einmal den Grundsatz annehmen: die Schönheit bestimmt den Wert künstlerischer Werke. In diesem Fall muß man, um mit Sicherheit den Wert eines Werks zu beurteilen, sich auf die Idee und die Grenzen der Schönheit verstehen. Nach Prüfung der verschiedenen Definitionen der Aesthetik durch die deutschen, französischen, englischen und italienischen Philosophen findet man, daß die einen als Zweck der Kunst den Nutzen annehmen, die andern die Offenbarung der Symmetrie, Ordnung, Proportion, Harmonie oder die Verbindung dieser Prinzipien. Immer hat sich die Majorität der Philosophen in zwei Hauptschulen gespalten: in die objektive, welche in der Schönheit die Offenbarung des absolut Vollkommenen sieht: der Idee, des Geistes, des Willens, kurz des göttlichen Prinzips; und in die subjektive, welche die Schönheit in dem Vergnügen sieht, das wir empfinden, ohne einen andern, persönlichen Vorteil davon zu haben.

„Also," sagt Tolstoj, „bei subjektiver Betrachtung nennen wir Schönheit das, was uns dieses oder jenes Vergnügen verschafft, bei objektiver nennen wir Schönheit das absolut Vollkommene, und wir erkennen es, weil wir davon ein bestimmtes Vergnügen empfinden. In Wahrheit ist die objektive Auffassung nichts andres als die subjektive, nur ist sie verschieden formuliert. Kurz, beide Auffassungen der Schönheit laufen auf die Empfindung eines gewissen Genusses hinaus, das heißt wir erkennen als schön das, was uns gefällt, ohne dabei in uns ein eigennütziges Gefühl hervorzurufen."

Man sieht sogleich, wie das Fundament dieses Urteils, das Vergnügen — man wird versucht, dafür das gute Vergnügen zu setzen — unsolid und unbeständig ist. Tolstoj zieht nun aus seiner Untersuchung folgenden Schluß: Die ästhetischen Theorien erkennen als Kunst nur das an, was einer gewissen Kategorie Privilegierter gefällt.

•

Vor dem Zusammenbruch der Theorien, die bis heute gültig waren, müssen wir eine neue und für die Definition der Kunst sichere Grundlage suchen und finden. Sie erscheint in dem Augenblick, wo wir die Fetischsysteme beseitigen und die Kunst als einen der notwendigen Zweige der menschlichen Thätigkeit betrachten, ohne welche wir weder leben noch fortschreiten können.

„Jedes Kunstwerk," sagt der russische Meister, „ruft eine künstlerische Bewegung hervor, stellt die Harmonie zwischen dem Künstler und dem Publikum her. Die Kunst wirkt wie das Wort, welches dadurch, daß es den Gedanken überträgt, als Bindemittel zwischen den Menschen dient. Die besondere Eigentümlichkeit dieses Verbindungsmittels besteht darin, daß es das Gefühl überträgt, während das Wort den Gedanken überträgt. Die künstlerische Thätigkeit beruht auf dieser Thatsache: Indem der Mensch die Gefühle, welche ein andrer ausgedrückt hat, durch das Gehör oder Gesicht empfängt, ist er fähig, dieselben Gefühle zu empfinden.

„Wählen wir ein Beispiel: ein Mensch lacht, der, welcher ihn beobachtet, wird fröhlich; er weint, der welcher ihn hört, wird traurig; er wird böse, fährt auf, der andre wird von der gleichen Leidenschaft ergriffen. Durch seine Gebärden und den Ton seiner Stimme offenbart ein Mensch seinen Mut und seine Entschlossenheit, seine Traurigkeit und seine Niedergeschlagenheit, und er teilt den andern dieselben Gefühle mit; er leidet, drückt

Digitized by Google

sein Leiden durch Klagen oder krampfhafte Zuckungen aus, und die andern empfinden seine Leiden wieder; er drückt seine Gefühle der Bewunderung, Verehrung, Furcht und Achtung für gewisse Dinge oder Personen aus, die andern empfinden dieselben Gefühle... Deshalb beruht die künstlerische Thätigkeit auf dem natürlichen Geschick des Menschen, die Gefühle des andern zu begreifen und sie wie er selbst zu empfinden."

Der wahre Künstler drückt durch gewisse äußere Zeichen das Gefühl aus, welches er empfunden hatte, in der Absicht, es den andern mitzuteilen. Im übrigen formuliert Tolstoj seine neue Auffassung der Kunst in folgenden bestimmten Ausdrücken: „... In sich selbst ein Gefühl hervorrufen, welches man schon empfunden hat, und dadurch, daß man dieses Gefühl vermittels der Bewegungen, Linien, Töne, sprechender Bilder anruft, es in der Weise zu übertragen, daß man es andre empfinden läßt, das heißt die Kunst wirksam und mächtig machen.

„Anders ausgedrückt, die Kunst ist eine Thätigkeit, welche dem Menschen gestattet, wissentlich auf seinesgleichen zu wirken vermittels gewisser äußerer Zeichen, um in ihnen die Gefühle, welche er empfunden hat, entstehen oder wieder aufleben zu lassen."

Diese Formel läßt sich in eine noch einfachere auflösen: Die Kunst bildet ein Mittel der Vereinigung unter den Menschen, indem sie sich durch dieselben Gefühle vereinigen.

Genau betrachtet also muß jede Schöpfung der Kunst den Zweck verfolgen, die Gefühle in einer den meisten zugänglichen Form auszudrücken, ebenso wie wir durch das Wort einen Gedanken äußern; in der Absicht, ihn zu verbreiten, offenbaren wir ein Gefühl, um andre teilnehmen zu lassen. Je mehr uns das gelingt, ein um so nützlicheres und schöneres Werk thun wir. Oft sogar ist ein vernünftig gesprochenes Wort unfähig, das zu erklären, was das Gefühl thut, nämlich instinktmäßig zu ergreifen. Daraus folgt der logische Schluß: Die Kunst muß im Bereich aller sein, populär, universell. Sie muß auch selbstlos sein, denn dieses christliche Gefühl leitet uns heute, es ist unser modernes Ideal. Die Kunstwerke, welche davon erfüllt sind, sind die wahren, die guten; die andern sind die falschen, die schlechten.

In der That, wenn die Moral, dargestellt durch die Religion in den verschiedenen Zeitaltern der zivilisierten Menschheit, die Anbetung Gottes und seines Gesetzes präkonisiert wie bei den Hebräern, die Werke, welche diese Gefühle ausdrücken, — die Poesie der Propheten, die Psalmen, das Heldengedicht der Genesis (1. Buch Mose) sind gut, wahrhaft künstlerisch; diejenigen, welche fromme Gefühle nicht in Uebereinstimmung mit Gottes Gesetz verbreiten, sind schlecht, falsch. Wenn die Griechen zum gemeinsamen Ideal das irdische Glück, die Schönheit, die Macht, den Ausdruck der Energie und der Lebensfreude haben, so ist das ein Zeichen von einer guten Kunst, während der Ausdruck der Weichlichkeit oder Erschlaffung eine schlechte Kunst verrät. Wenn bei den Römern die höchste Auffassung vom Leben in dem nationalen Wohlsein oder der nationalen Macht gegründet ist, so ist die Kunst, welche die Gefühle der Opferwilligkeit für das Vaterland ausdrückt, gut; diejenige, welche entgegengesetzte Gefühle einschärft, ist schlecht, falsch. Wenn die Kunst der Buddhisten die Quelle von Bewegungen ist, welche die Seele erheben und das Fleisch ertöten, so ist sie dem Sinn entsprechend, welchen sie dem Leben zuschreiben, sie ist wahr; sie ist schlecht, niedrig, wenn sie tierische Gefühle hervorruft und fleischliche Gefühle erregt.

Ebenso ist die moderne Kunst wahr, wenn sie den christlichen Anschauungen von Güte, Liebe und Vereinigung aller Menschen entspricht; sie ist falsch, ja sogar schädlich, wenn sie sich in unsrer Zeit zum Ziel setzt, die Schönheit auszudrücken, oder genauer, einer Kaste von Privilegierten ein ephemeres Vergnügen zu verschaffen. Sie verdirbt diejenigen, welche sie genießen, und sie ist die Quelle von Egoismus, Uneinigkeit und Erbitterung für alle, denn sie trennt nicht nur die leitenden Klassen von den übrigen Menschen, so daß sie ohne jeden moralischen Nutzen für die große Masse ist, sondern sie absorbiert auch die enorme Kraft von Millionen und aber Millionen Arbeitern, um verderbliche unkünstlerische Produkte zu erzeugen.

Digitized by Google

Sinnlichkeit, krankhafte Künstelei und eine bis zur Dunkelheit getriebene Sonderbarkeit charakterisieren alle Kunstwerke unsrer Zeit. „Von Boccaccio bis Marcel Prevost," sagt Tolstoj, „haben alle Romane, Dramen und Gedichte die Geschlechtsliebe in ihren verschiedenen Formen zum Gegenstande gehabt. Die Liebe ist nicht nur das Lieblingsthema, sondern auch das einzige aller Romane. Es giebt kein Schauspiel, das nicht unter irgend einem Vorwand Frauen mit nackter Brust oder nackten Beinen aufweist. Die Lieder, Romanzen und Arien drücken im allgemeinen die Unzucht aus, mehr oder weniger idealisirt." Die Mehrzahl der Maler und Bildhauer bildet in gleicher Weise nackte Frauen in verschiedenen wollüstigen Stellungen.

Aber das große Unrecht der modernen Künstler besteht darin, daß sie die Gefühle, die sie persönlich empfunden haben, nicht ausdrücken, das heißt, daß sie es an Aufrichtigkeit fehlen lassen. Die Aufrichtigkeit allein ist fähig, zu rühren, die wahrhaft künstlerische Ansteckung zu erzeugen; anders ausgedrückt, die Gemeinschaft der Gefühle zwischen dem Künstler und dem Publikum. Der Künstler darf nur dann produzieren, wenn er neue, durch ihn ins Leben gerufene und andern noch unbekannte Gefühle zum Ausdruck bringen kann; andernfalls erzeugt er einfach ein Werk der Nachahmung, des Nachdrucks. Der Wert der künstlerischen Form muß also nach dem Grad der Aufrichtigkeit und der Natürlichkeit des Ausdrucks beurteilt werden, denn ein wahrer Künstler, welcher die Gabe hat, zu rühren und zum Nachdenken anzuregen, braucht nicht zu Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen. Der falsche Künstler, sogar der begabte, rührt die Seele nicht, bringt keine künstlerische Ansteckung hervor, weil er auf den Zuschauer, Zuhörer oder Leser mit Hilfe gekünstelten Verfahrens wirkt, vermittels der Technik, wobei er oft viel Scharfsinn aufwendet, aber rein physisch. Er produziert ein Werk des Nachdrucks.

Das Verfahren der falschen Kunst besteht hauptsächlich im gänzlichen oder teilweisen Entlehnen des Gegenstandes aus der Mythologie und den Legenden und aus ihrer Umbildung in angeblich neue Werke. Der Verfasser hat einfach ein Werk der Nachahmung geschaffen, hat nur einen Ausdruck der Reminiscenz produziert. Tolstoj sieht ein ganz frisches Beispiel dieses Vorgehens in dem Stück eines Schriftstellers von Talent, des Edmond Rostand: „Princesse lointaine" (Die Prinzessin aus der Ferne). In diesem Stück ist auch nicht ein Funke von Poesie, und doch erscheint es vielen, und wahrscheinlich auch dem Verfasser, als ein Kunstwerk. Sogar Goethes „Faust", so geschickt er auch behandelt ist, ist für Tolstoj ein Werk der Entlehnung.

Das zweite Verfahren sucht auf Aug' und Ohr zu wirken durch Rhythmus, Euphemismus, farbenreiche Darstellungen, Verzierungen, durch extravagante musikalische Zusammensetzungen, lebhafte, seltsame Farben, nackte Frauenkörper in der Malerei und auf der Bühne, reiche Dekorationen und Kostüme. Das ist besonders bei den Opern von Wagner der Fall.

Das dritte Verfahren besteht hauptsächlich in der Wirkung durch Kontraste. Man stellt das Harte dem Weichen gegenüber, das Schöne dem Häßlichen, das Lärmende dem Stillen ꝛc. Die Litteratur bedient sich hauptsächlich der Effekte des Schreckens und der Sinnlichkeit, so zum Beispiel in Gerhart Hauptmanns Drama „Hannele", welches die Runde auf allen Theatern Europas gemacht hat. Die Malerei nimmt ihre Zuflucht zu den Effekten des Lichts und des Unvollendeten; die Musik zum Unerwarteten, zur Disharmonie, zu betäubendem Lärm.

Beim vierten Verfahren appelliert der Künstler an die Vernunft, beschreibt das äußere Leben der Alten oder Neueren streng nach der Wirklichkeit, flickt die reinsten Fetzen aus der Litteratur, Malerei und Musik zu eignen Werken zusammen, die das Publikum dann entziffern muß; der Leser, Zuschauer oder Zuhörer glaubt, aber nur, wenn er sich dafür interessiert, einen ästhetischen Genuß zu haben.

„Man sagt oft," fügt Tolstoj hinzu, „daß ein Kunstwerk ausgezeichnet ist, weil es dichterisch oder schön ist, in betreff der Wirkung oder des Interesses. Jedoch ist weder die

Digitized by Google

erste, noch die zweite, noch die dritte, noch die vierte Eigenschaft ein Mittel, um die Kunst zu schätzen, sie haben nichts gemein mit ihr."

Kurz, fast alle Kunstwerke unsrer Zeit tragen den Charakter der Nachahmung ebensosehr in der Form als im Inhalt an sich. Die größten, die bekanntesten Künstler entgehen nicht der zerstörenden Analyse Tolstojs, wenn er ihnen seine Definition der wahren Kunst giebt: Dante, Tasso, Milton, Shakespeare; Raffael und Michelangelo; Bach und Beethoven, und auch die modernen Schriftsteller: Ibsen, Verlaine, Mallarmé, Maeterlinck; Puvis de Chavannes, Klinger, Boecklin, Wagner, Liszt, Berlioz, Brahms „und die ganze gewaltige Masse der Nachahmer dieser Nachahmer in allen Künsten".

Es kommt noch besser: In der konsequenten Durchführung seiner These, mit der Freimütigkeit eines Ueberzeugten und der Unbefangenheit eines Philosophen geht Tolstoj so weit, daß er seine eigne künstlerische Thätigkeit verdammt. „Ich reihe," sagt er, „in die schlechte Kunst alle meine Werke der Einbildungskraft ein." Er macht nur für die zwei Erzählungen: „Gott sieht die Wahrheit" und „Der Gefangene des Kaukasus" eine Ausnahme. Gerade diese halten wir für die am wenigsten gelungenen. Dagegen gelten die Arbeiten, denen er seinen Ruf als Romanschriftsteller verdankt, „Krieg und Frieden", „Anna Karenina" ꝛc. heute nichts mehr in seinen Augen. Seine Strenge erstreckt sich sogar auf seine allerletzten Dramen, Erzählungen und Novellen. In ihnen glaubt man jedoch die Anwendung seiner ästhetischen Theorie zu erkennen, die sich auf den „erhabensten Gedanken der Zeit" gründet.

Indes sieht Tolstoj diesen Gedanken in einigen zeitgenössischen Werken ausgeführt. Die Werke, welche die Liebe zum Nächsten behandeln oder die Mißbräuche bekämpfen, sind zum Beispiel „Die Unglücklichen", „Die armen Leute" von Victor Hugo, die Romane und die Erzählungen von Dickens, „Onkel Toms Hütte" von Beecher-Stowe; „Adam Bede" von Georges Eliot; „Das Haus der Toten" und andre Romane von Dostojewsky. Gemälde, welche die Güte und die Liebe zu den Arbeitern darstellen: „Die Betstunde" von Millet und besonders sein „Mann mit der Hacke"; die Gemälde von Jules Breton, von Lhermitte, Defregger ꝛc. Sodann die des russischen Malers Gay „Der Gerichtshof" oder von Litzenmeyer „Das Todesurteil". Als Muster eines universellen oder nur nationalen Charakters sind auf dem Gebiet der Litteratur zu nennen: „Don Quichotte", die Komödien von Molière, die Erzählungen von Dickens, von Gogol, von Puschkin, einige von Maupassant. Aber diese Werke, ausgenommen die von Molière, kleiden ihre Charaktere in eine Universalität nur des Inhalts und nicht der Form und sind dadurch der Menge unzugänglich. In der Musik kann man die berühmten Arien von Bach und eine Anzahl von auserlesenen Stücken in den Kompositionen von Haydn, Mozart, Weber, Beethoven und Chopin in dieselbe Kategorie bringen. Die zeitgenössische Malerei ist reicher an Werken, welche jedermann verstehen kann: Genrebilder, Landschaften, Porträts. Das ist wahre Kunst. Alles übrige, was heute produziert wird in allen Zweigen der Kunst, muß man als Similikunst betrachten, so sehr sie auch verbreitet ist.

Aber welches ist die Ursache dieses Ansehens der falschen Kunst? Die hauptsächlichste, die wir kennen, liegt in der der Kunst auferlegten Schranke und ferner in ihrer egoistischen Tendenz, Vergnügen zu schaffen. Drei andre Eigenschaften haben den Geschmack an ungesunder Produktion entwickelt: das Auftreten von gewerbsmäßigen Künstlern, die Kunstkritik und die Kunstschulen.

Indem sich die Kunst von ihrer wahren Bestimmung, der Uebertragung von Gefühlen, entfernt, wird sie zum gewerbsmäßigen Geschäft. Die Aufrichtigkeit, die ursprüngliche Eigenschaft der Kunst, ist aus derselben verbannt; denn der Künstler hat nur im Auge, dem abgestumpften Geschmack seiner Klienten zu genügen. Dies erreicht er nur durch beständiges Nachsinnen und Erfinden. Die Kunst wird zum Handwerk, allerdings reichlich bezahlt. Auch ist es leicht, den Unterschied zu begreifen, welcher einerseits besteht zwischen den Produkten der jüdischen Propheten, der Dichter der Psalmen, von Franz von Assisi,

Digitized by Google

des Dichters der Ilias und Odyssee, der Fabel-, Legenden- und Volksdichter, und andrerseits zwischen den Werken der Hofdichter, -Dramatiker und -Musiker, die mit Ehren und Reichtümern überhäuft sind, sodann zwischen denen der handwerksmäßigen Künstler, welche von der Kunst leben und welche von Zeitungsdirektoren, Verlegern, Impressarios, überhaupt von Vermittlern zwischen den Künstlern und dem Publikum der Städte bezahlt werden".

Die Wertschätzung der Kunst gehört nicht mehr allen zu, sondern ausschließlich den gelehrten Kritikern. Da sie kein bestimmtes Kriterium, das sich auf den Gedanken des erhabensten Lebens der Zeit gründet, besitzen, so vermögen sie nur die alten Schriftsteller zu wiederholen und die alten Clichés zu reproduzieren.

Die Tragödiendichter des Altertums wurden einst als Muster betrachtet, und die Kritiker bleiben auf dieser Meinung. Dante wurde als großer Dichter erklärt, Raffael als großer Maler, Bach als großer Musiker, und die Kritiker, welche ein gutes Kunstwerk von einem schlechten nicht zu unterscheiden vermögen, sehen diese Künstler nicht nur als groß an, sondern auch *alle* ihre Produkte als *gleichwertig*, die verdienen, zum Vorbild genommen zu werden.

Hypnotisiert durch diese alten Werke, welche nicht einmal der Ausdruck des Ideals ihrer Zeit sind, beurteilen die Kritiker die neuen Produkte auf dieser falschen Grundlage der Vergleichung.

Die schädlichste Einrichtung für originelle, spontane Schöpfungen ist die handwerksmäßige Schule. Sie kann in der That nur die Technik lehren, das heißt das Verfahren, die Gefühle auszudrücken, beruhend auf der Erfahrung andrer Künstler, anders ausgedrückt, sie lehrt die Nachahmung. Und Tolstoj stützt seinen Beweis durch ein Beispiel: „Ich habe," sagt er, „schon einigemal die gründliche Bemerkung des russischen Malers Brulow über die Kunst citiert. Ich kann dem Verlangen, sie hier zu wiederholen, nicht widerstehen, weil sie sehr gut zeigt, was man in den Schulen lernen kann und was nicht. Bei der Korrektur der Arbeit eines Schülers berührte er einige Stellen kaum, und die bisher tote Arbeit bekam plötzlich Leben. ‚Sie haben kaum berührt, und alles ist verändert,' sagte ein Schüler. ‚Die Kunst beginnt da, wo dieses „Kaum" beginnt,' sagte Brulow."

Die Absonderung der Kunst, ihre Verwandlung in ein Handwerk, die Kritik und die handwerksmäßige Schule haben ebenso die Künstler und die ganze moderne Gesellschaft zum Verständnis der wahren Kunst unfähig gemacht.

Um gegen diesen Zustand anzukämpfen, muß man der Kunst ihre ursprüngliche Bedeutung, Gefühle zu übertragen, wiedergeben. Sie muß aufrichtig allen zugänglich, populär, universal werden. Sie muß insbesondere den religiösen oder moralischen Gedanken, den erhabensten unsrer Zeit, ausdrücken.

„Das religiöse Gewissen einer Gesellschaft ist einem Flußbett vergleichbar. Wenn der Fluß sich bewegt, folgt er einer Richtung; wenn die Gesellschaft lebt, hat sie ein religiöses Gewissen, das ihr die Richtung anzeigt und welchem mehr oder weniger wissentlich alle Glieder der Gesellschaft folgen."

„Ich weiß," sagt Tolstoj, „daß man heute die Religion als Aberglauben betrachtet, daß man sie als veraltet ansieht und daß folglich kein religiöses Gewissen existiert, das allen Menschen gemeinsam wäre und nach dem man die Kunst schätzen könnte ... Diejenigen, welche den wahren Sinn des Christentums nicht erkennen und welche verschiedene philosophische und ästhetische Theorien erfinden, um sich selbst den Unsinn und die Falschheit ihres Lebens zu verbergen, diese können gar nicht anders denken. Absichtlich oder nicht verwechseln sie den religiösen Kult mit dem religiösen Gewissen, und sie glauben, indem sie das eine leugnen, auch das andre zu leugnen ..."

Indes offenbart sich dasselbe unter verschiedenen Formen „bei den besten Menschen unsrer Zeit und leitet die Menschheit bereits in ihrer schweren Aufgabe, um einerseits die Unterdrückung der physischen und moralischen Hindernisse, die der Vereinigung der Menschen

Digitized by Google

entgegenstehen, durchzusetzen und andrerseits dem Gedanken der allgemeinen Verbrüderung zum Siege zu verhelfen. Dieses Gewissen muß uns in der Schätzung aller Erscheinungen unsers Lebens leiten. Dazu gehört auch unsre künstlerische Thätigkeit."

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo wir ein neues, höheres Ideal entdecken werden. Aber jetzt ist es die Aufgabe der Kunst, die Bruderliebe unter den Menschen zu verwirklichen.

•

Dies ist der kurze Inhalt der ästhetischen Theorie Tolstojs. Er wird genügen, denke ich, um über den Wert der Einwürfe oder Zustimmungen in den nachstehend veröffentlichten Zuschriften der berühmten Schriftsteller und Künstler zu urteilen, die ich um ihre Ansicht über die hier aufgestellte Theorie gebeten habe. Diejenigen indes, denen meine Inhaltsangabe nicht genügt, mögen sich an der Quelle selbst Rats erholen.

I.

Antworten französischer Schriftsteller.

Mein lieber Kollega!

Sie erweisen mir die Ehre, mich um mein Urteil über Tolstojs Buch „Was ist die Kunst?" und zugleich um meine eigne Ansicht in dieser von dem großen russischen Romanschriftsteller behandelten Frage zu bitten.

Ich muß gestehen, daß mir die Antwort ziemlich schwer fällt. Ich bewundere den Verfasser von „Krieg und Frieden" aufrichtig; um so peinlicher ist es mir, meine volle Ansicht zu sagen, da ich an seinem letzten Werk nur mäßig Gefallen finden kann. Ueberdies ist ja der Gegenstand so umfangreich und verwickelt, daß ohne wissenschaftliche Sachkenntnis, die mir leider abgeht, und ohne langes, gründliches Nachdenken eine zweckentsprechende Behandlung unmöglich ist. Kurz, ich bin nicht Kritiker, sondern nur Schriftsteller, einfacher Romanschriftsteller. Nur in dieser Eigenschaft möchte ich Ihnen meine Ansicht über Tolstojs Werk „Was ist die Kunst?" mitteilen.

In diesem interessanten und gründlichen Buch hat sich Tolstoj zwei Aufgaben gestellt: einmal will er dem Leser die verschiedenen Arten, wie die Kunst von den Denkern und Schriftstellern, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, definiert worden ist, summarisch vorführen; zweitens sucht er den Unterschied, der zwischen diesen Definitionen besteht, aufzuzeigen, um dann von seinem Standpunkt aus ein Urteil über die Kunst zu fällen.

Es empfiehlt sich, diese beiden Fragen nacheinander zu untersuchen. Sehen wir uns zuerst nach einer Begriffsbestimmung oder vielmehr einer Erklärung für die Kunst um. Nach meiner Ansicht besteht das, was die Kunst jederzeit war, ist und sein wird, im Erregen von Gemütsbewegungen. Ein Gemälde entzückt unser Auge, ein Musikstück wiegt uns sanft ein, ein Gedicht klingt uns in den Ohren, ein Roman erweckt in uns bald Ehrfurcht, bald Haß, er läßt uns bald freudige Liebe, bald beängstigenden Schmerz empfinden, oder er erregt nur unsre Neugierde wie ein Bilderrätsel; alle diese Werke werden von denjenigen, in denen sie eine derartige Gemütsbewegung hervorrufen, als Kunstwerke betrachtet werden.

Mit einem Wort: jedes Werk, das für irgend ein beliebiges menschliches

Digitized by Google

Wesen eine Quelle von Gemütsbewegungen ist, verdient den Namen eines Kunstwerks. Ein kindliches Unterfangen aber ist es, eine Klassifikation durchführen und Gradunterschiede feststellen zu wollen — eine Beschäftigung, die allenfalls für einen Lehrer der Aesthetik passen könnte. Die Rangordnung der einzelnen Werke wird sich immer nach der ihrer Bewunderer richten.

In einem Gebildeten, der viel gelesen, viel gedacht und viel gelebt hat, wird nicht die gleiche Gemütsbewegung hervorgerufen werden, wie in einem Ungebildeten, etwa einem Landmann, dessen Leben sich zwischen seiner Hütte und seinen Bergen abspielt. Aber die Gemütsbewegungen können doch bei beiden dieselbe Stärke haben, wenn sie auch aus diametral entgegengesetzten Motiven entspringen.

Nehmen wir ein Beispiel. Ich gebe einem Hirten einen gewöhnlichen Roman aus dem Leben, der durch seine Verwicklung immerhin den Leser in Spannung erhält, einen Roman mit gutgeschürztem Knoten, einem vertraulichen Stil und einer bewegten Handlung, so wie wir ihn etwa in den Feuilletons finden. Der Hirte lacht, weint, interessiert sich für die Helden und folgt mit Vergnügen dem Gang der Erzählung. Den gleichen Landmann lasse ich einen zweiten Roman lesen, der strengeren Anforderungen Rechnung trägt, einen Roman mit scharf pointierten Nuancen, erhabenem Stil und psychologischer Vertiefung. Diese Lektüre langweilt ihn. Welches von beiden ist nun für ihn das Kunstwerk, dasjenige Werk, das er immer und immer wieder mit Vergnügen lesen wird? Ohne Zweifel das erste, das einen entschiedenen Reiz auf ihn ausgeübt hat. Hat er nun recht oder unrecht?

Er hat unrecht von meinem Standpunkt aus, weil ich das zweite Werk vorziehe. Aber dieses zweite Werk, das ich vorziehe und höher stelle, kann selbst wieder in zehn oder fünfzig oder hundert Jahren von einem Kunstrichter aufgegeben und für unbedeutend erklärt werden. Wo haben wir nun das Kriterium für diese drei verschiedenen über dasselbe Werk gefällten Urteile? ... Wir werden ein solches vergeblich suchen. Man muß schon auf Unfehlbarkeit Anspruch machen, wenn man es wagen will, bestimmt zu behaupten: das ist Kunst und das nicht.

In Wirklichkeit giebt es in der Kunst keine absolute, einheitliche und unteilbare Wahrheit. Man hat bei verschiedenen Werken schon — zu Ungunsten andrer — geglaubt, proklamieren zu dürfen, daß sie ewig als schön zu beurteilen seien. Denker und Schriftsteller haben mit ihrer Autorität dieses Urteil bestätigt, und wir leben nun dieses Glaubens, wie die Christen nach dem Evangelium.

Zu einer Zeit, wo die Kunst noch in ihren Anfängen lag und nur eine kleine Schar von Priestern ihr eigen nannte, sind einige ihrer Produkte als Meisterwerke angesehen worden und haben von da an in unsern Augen einen unverletzlichen Charakter bewahrt, den sie auch in alle Ewigkeit nie verlieren werden. Von Generation zu Generation wird die Losung gelten.

Wie ist doch dieser Ewigkeitsgedanke dem Menschen überall so verhängnisvoll geworden! Eintagsgeschöpfe unter Eintagsgeschöpfen, beruhigen wir uns nicht

Digitized by Google

dabei, aus dem Leben scheiden zu müssen, nachdem unsre Seele, unser Gehirn, unser Herz seine vorübergehenden wechselnden Thätigkeiten verrichtet hat. Wir wollen eine ewige Liebe und haben diesem Gedanken, der doch aller Erfahrung widerspricht, feierlichen Ausdruck gegeben in der Ewigkeit der Ehe. Wir wünschen ein ewiges Leben und haben alle Religionen aufgebaut auf der Unsterblichkeit der Seele, und doch ist das eine nur mögliche, keineswegs aber mathematisch sichergestellte Hypothese. Wir empfinden ein Schaudern vor einem Werk und erklären es für ein unvergängliches Meisterwerk.

Nein, tausendmal nein! Keine Schönheit ist ewig, kein Kunstwerk erregt in Großvater und Enkel eine gleichstarke Gemütsbewegung. Niemand kann sagen: „Du hast unrecht, ich habe recht." Wer so spricht, gleicht den Religionsstiftern, welche verkündigen: „Außer meiner Lehre giebt es kein Heil." Die Kunst ist doch kein fester Maßstab, sondern vielmehr eine Beziehung, die Beziehung zwischen dem Werk und der Gemütsbewegung, die es hervorruft.

Aus dieser Unmöglichkeit, die Kunst mathematisch genau zu definieren, erklärt sich die verschiedene Auffassung der Kritiker und der Schulen, sowie der Schüler, die den Versuch machen, die einzelnen Werke zu klassifizieren, wie im Hinblick auf eine Preisverteilung an dem Schlußakt einer Schule. Ein kindisches und lächerliches Geschäft, das nur naive Leser ernst nehmen können!

Und dann, wer wird je die Bedeutungslosigkeit gewisser Kritiker vom Fach aussprechen? ... Schaudern ergreift einen bei dem Gedanken, daß Leute wie Brunetière auf den Geschmack ihrer Zeitgenossen Einfluß ausüben können. Brunetière, ein Geist, so seicht, so bedeutungslos, so rückschrittlich, wie kaum einer je existiert hat! Brunetière, der geriebenste Verteidiger der Unwissenheit, der Feind jeder Wahrheit, die Schande der Wissenschaft! ... In Litteratur und Politik, in Soziologie und Philosophie ist Brunetière stets der Vertreter der Dummheit, der Lüge und der Finsternis! Und trotzdem giebt dieser selbe Mensch den Ton an in einer der ersten Revuen von Frankreich! ...

Ich komme jetzt zu Tolstojs Urteil über die Kunst. Dasselbe hat mich nicht überrascht, ich erwartete es sogar mit Bestimmtheit; denn ich kenne die Wandlungen, die der große russische Schriftsteller, überdrüssig der Güter dieser Welt, in den letzten Jahren durchgemacht hat, dessen Ideal es ist, die Menschheit zurückzuführen zu den Quellen des Christentums. Mit sich selbst in vollkommener Uebereinstimmung, predigt er die Lehre Christi, so wie sie an den Ufern des Sees von Tiberias gelehrt wurde.

Die Herrlichkeit dieser Lehre ist allgemein anerkannt; ebenso gewiß aber ist ihre gänzliche Unvereinbarkeit mit jedem sozialen Fortschritt, mit jedem irdischen Glück. Leben in der Einfalt des Kindes, verzichten auf den materiellen Wohlstand, den sich die Menschen im Lauf der Jahrhunderte mühsam erworben, die Werke des Fleisches verachten, das sind die Grundlinien dieses Dogmas. Ich habe diese Lebensauffassung in meinen Werken zu sehr bekämpft — besonders im „Evangelium des Glücks" —, als daß ich hier ihre Verwerflichkeit und Falschheit weiter nachzuweisen brauche.

Digitized by Google

Für Tolstoj dagegen ist jedes Werk, das diese Philosophie predigt, ein Kunstwerk. Ja, er verachtet und verwirft sogar die Bücher, wo der Materialismus durchscheint und die Freude am Leben sich Bahn bricht. Diese Handlungsweise ist von seinem Standpunkt aus nicht bloß konsequent, sie bestätigt auch die Ansicht, die ich oben über die Frage „Was ist die Kunst?" ausgesprochen habe.

Jetzt mögen die Herren Kritiker, die aus der Ecole Normale hervorgegangen sind, oder andre diese Frage erörtern; dazu sind sie ja da. Da sie selbst — allerdings aus guten Gründen — nicht schöpferisch hervortreten, müssen sie von den Schöpfungen der Künstler leben, um bei ihren Lesern die Täuschung zu erwecken, daß sie selbst etwas davon verstehen. Aber die Künstler selbst dürfen ihre Kraft durch diese müßigen und überflüssigen Erörterungen nicht verlieren. Mögen sie weiter arbeiten nach ihrem Ideal, unbekümmert darum, wer sie richten wird — die Männer von Fach oder die Menge.

Ich schließe — nicht ohne mit Bedauern, Tolstoj, diesen großen Geist, im Irrtum des Neochristianismus versinken und das Werk der Zivilisation verleugnen zu sehen, um dem Strom der Zeit entgegenzuschwimmen ... Trotz dieser letzten Schwäche eines der größten Denker der Jetztzeit bewahren wir dem Verfasser von „Krieg und Frieden" eine aufrichtige Bewunderung, die ehrfurchtsvolle Liebe eines Sohnes zu seinem alternden Vater.

Armand Charpentier.

*

Mein lieber Kollega!

Mit wenigen Zeilen auf Ihre liebenswürdige Anfrage zu antworten, wäre mir nicht möglich. Ich nahm mir vor, in einem meiner Artikel, zu denen ich bisweilen in den Erholungsstunden von meinen Amtsgeschäften Zeit finde, auszusprechen, was ich von dem schönen Buch Tolstojs halte, von seinen Gedanken über die Kunst und dem von ihm aufgeworfenen ästhetischen Problem. Doch dazu habe ich keine Zeit. Eine derartige Frage behandelt man nicht im Feuilletonstil, vor allem, wenn es sich dabei um einen solchen Mann handelt, der uns zu einer Entscheidung der Frage auffordert. Nach meinem Dafürhalten — in aller Eile gesagt — hat Tolstoj Großes geleistet, indem er den Künstlern das reine Menschentum in der Kunst wieder zum Bewußtsein gebracht hat. Die Lehre von der Kunst um der Kunst willen ist eine bloße Lockspeise. Das Schöne — ich meine das sittlich Schöne — hat seinen Nutzen. Ein Kunstwerk kann Bewunderung erregen und kann die Geister zum Kampf herausfordern. Die Zeit geistiger Gleichgültigkeit ist vorüber. Ist nicht der schönste, der vollkommenste Roman eine Geschichte von Kampf und Moral: Don Quichotte? — Im zwanzigsten Jahrhundert wird der größte Schriftsteller sein, wer zu den Herzen der meisten die stolzeste Sprache redet. Tolstoj erscheint mir groß, sehr groß, groß an Herz und Geist, wenn er den Künstlern zuruft:

„Seid Künstler in Wahrheit — aber vor allem, seid Menschen!"

Digitized by Google

Ich schreibe Ihnen in Eile, da Sie mich zur Eile antreiben, mein lieber Kollega; gerne hätte ich mehr und Besseres geschrieben.

Von ganzem Herzen
Ihr Jules Claretie.

*

Es findet sich in Tolstojs Buch selbst eine Definition oder eine Auslegung der Kunst, die nicht übel ist. Man kann sie zum Ausgangspunkt nehmen und sagen: „Die Kunst ist der Ausdruck des Schönen". — Die Kunst ist Schönheit, die in einem menschlichen Werk seinen Ausdruck findet. — Ein Kunstwerk ist ein Werk, in dem der Mensch die Idee oder die Empfindung des Schönen in einer sinnlichen oder geistigen Form verwirklicht hat.

Man kann noch mehr Punkte anführen, doch vollkommen nutzlos, wenn auch zutreffend und wahr; aber eines kann man nicht sagen:

„Die Kunst ist ein Bindemittel zwischen den Menschen, indem diese sich auf Grund derselben Gefühle zusammenschließen."

Denn diese Definition würde sich ohne Unterschied auf Religion, Moral, Patriotismus, Wissenschaft, kurz auf alle sozial wertvollen Thätigkeiten anwenden lassen. Die Kunst hat einen besonderen und durchaus egoistischen Zweck: sie ist Selbstzweck. Sie übernimmt nicht gern die Aufgabe, religiös, sozial oder sittlich thätig zu sein. Sie ist das Spiel der menschlichen Natur in ihrer höchsten Vollendung; durch sie kennzeichnet sich der Mensch als Mensch, sie ist das Merkmal geistiger Uninteressiertheit. Sie ist ein Zeugnis für das Göttliche im Menschen; sie strebt heraus aus aller Zufälligkeit; sie will frei sein, sie scheut alle Tendenz, sie will ein Sonderling sein, das heißt im Gegensatz sein gerade zu den natürlichen Gewalten, die den Menschen in enge Fesseln bannen.

Sobald man der Kunst einen sittlichen Zweck giebt, hört sie auf, Kunst zu sein, weil sie aufhört, tendenzlos zu sein. Es ist unmöglich, daß ein Werk zugleich einen künstlerischen und sittlichen Zweck verfolgt; ein solcher Widerspruch verträgt sich nicht. — Und doch sind die Menschen bestrebt, auch das Tendenzlose nach ihrem Bedürfnis auszubeuten. Sie handeln dabei, wie einer, der einem Werk von rein künstlerischer Natur ganz willkürlich noch eine weitere Bedeutung zuschreibt und dabei so künstlich zu Werke geht, daß es nichts von seinem unbefangenen Charakter verliert, mag man es wie jene Gewänder der spanischen Idole noch so sehr wenden, drehen und umgestalten. Das Werk nimmt dann bisweilen noch ein ironisches und mitleidsvolles Lächeln an.

Es kommt auch vor, daß ein so bedeutender Schriftsteller wie Tolstoj gegen seinen Grundsatz, Kunst und Moral in der Darstellung zu vereinigen, wider Willen und Wunsch reine Kunst geschaffen hat. Häufig ist es nicht, und die Männer von Geist verfallen meistens selbst ihrer Strafe und sinken unter die mittelmäßigen Geister zurück, wenn sie die Kunst in ihre Dienste stellen wollten, anstatt der Kunst Diener zu sein.

Ich verlange nicht, daß man in den kommenden Wirren diesen letzten Hort unangetastet läßt. Wenn alle Heiligtümer niedergerissen werden sollen, wird jene

Digitized by Google

nicht verschont bleiben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die nächsten Kulturperioden, die im Utilitarismus, Materialismus, in der Wissenschaft und in der Moral aufgehen, der Malerei, der Poesie und der Architektur wenig künstlerisches Interesse entgegenbringen werden. Wenn sie überhaupt noch eine Art von Kunst zulassen, so wird es „soziale“ Kunst sein — damit die Kunst unter ihrem eignen Namen vollends negiert werde.

So wird Tolstoj, der mir mit seinen Worten Schrecken einjagt, in Zukunft Recht behalten — wenn nicht die Zukunft den sozialen Pfuschern überhaupt verschlossen bleibt und ganz einfach der Gegenwart und Vergangenheit gleicht.

Remy de Gourmont.

24. Mai 1898.

*

Paris, 15. Mai 1898.

Mein Herr!

Ein ausführliches Urteil über die ästhetischen Gedanken des Grafen Tolstoj Ihnen zu geben, ist mir trotz Ihres Wunsches unmöglich, da mir die Zeit dazu vollständig fehlt. Was die Ansichten betrifft, die der russische Schriftsteller über die moderne französische Litteratur zum besten giebt, so sind sie in meinen Augen sehr natürlich und zugleich ein wenig nichtssagend. Es liegt in der That klar am Tage, daß er von Dingen spricht, die er durchaus nicht kennt; gerade bei den Werken, für die er besonders eingenommen ist, springt dies in die Augen; denn einigen von ihnen, um die sich in Frankreich keine Seele kümmert, räumt er eine ganz hervorragende Stellung ein. Es ist das offenbar Unkenntnis des Landes und ein Fehler in der Beobachtung. Auf der andern Seite bevorzugt er die Schriftsteller, deren Sprache die klarste und verständlichste für ihn ist. Das läßt sich ja wohl begreifen; doch inwiefern ist dies überhaupt von Interesse? Ich verstehe es nicht und gestehe meine vollständige Interesselosigkeit dieser Frage gegenüber offen ein.

Genehmigen Sie ꝛc. G. Huysmans.

*

Man kann Bücher, wie das des Grafen Tolstoj ebensowenig kritisieren als schöpferisch hervorbringen. Denn es giebt kein Buch, das so Umfassendes behandelte, keinen Aufsatz, der in Kürze eine Darstellung des Hauptinhaltes geben könnte. Jeder Band, der sich so gründliche, tiefgehende und ausgedehnte Aufgaben stellt, bleibt nur ein Versuch und erhält nur durch die Bedeutung des Verfassers seinen Wert. Nun, hier ist Besseres als eine ästhetische Abhandlung oder Theorie: es ist eine persönliche Ueberzeugung, was wir hier vornehmen. Das Genie, das den Fürst Andrei und Anna Karenina schuf, spricht zu uns von seinem erhabenen „Bildwerk der menschlichen Intelligenz“, und er kann uns nicht fremd bleiben.

Wenn Graf Tolstoj daran gedacht hätte, ein wirklich wissenschaftliches Werk über Bestimmung und Zweck der Künste mit normativer Bedeutung zu verfassen, so hätte er im Widerspruch mit sich selbst gehandelt und sich selbst auf die große,

Digitized by Google

verworrene Liste der Aesthetiker gesetzt, die er mit der ihm so eignen still-schweigenden Ironie durchmustert. Sein Standpunkt ist vielmehr außerhalb des Rahmens der Kunst, er ist über uns und über sich selbst hinausgetreten, indem er in seiner Nichtanerkennung der modernen Kunst sogar die Werke verwirft, die seinen eignen Ruhm begründet haben. Sein Buch ist also weiter nichts als eine ganz individuelle Meinungsäußerung, die sich jeder nüchternen Verstandeskritik entzieht: und darin liegt zugleich seine Schwäche und seine Stärke. Es ist mehr einleuchtend als beweiskräftig, und die Beweise selbst sind gefühlsmäßiger Natur. Die Unparteilichkeit, so aufrichtig sie auch sein mag, ist doch nur relativ und beeinträchtigt durch die Rücksicht auf das Schlußresultat. Aber an diesem evangelischen Protest gegen den modernen Geschmack ergötzen mich noch am meisten kleine Ungerechtigkeiten in den köstlichen Partien, die zur Ausschmückung seiner Sache dienen und die ich — gewiß nicht im Sinne des Autors — als verderbter Schriftsteller recht genieße, um in Tolstoj den Bilderstürmer, den vortrefflichen Stilisten zu bewundern, der gegen seinen Willen wieder zum Vorschein gekommen ist. Die Bilder von der Probe im Theater und von der Darstellung des Siegfried sind Nebenwerke von köstlichem Ton. Was das zweite betrifft, so zieht sich die Boshaftigkeit, mit der er beständig Buchstabe und Geist verwechselt, mit der er Wagner für die Fehler in der Maschinerie und Aufführung verantwortlich macht, zu augenscheinlich durch sein Buch hindurch, als daß wir nicht herzlich darüber lachen müßten; wir können uns einigermaßen an dem Autor rächen, wenn wir einen unerschütterlichen Glauben bewahren an den seltenen litterarischen Zauber, mit dem er uns Ekel vor der Litteratur einflößen will.

Aber es wäre ungerecht, nur den Zug des Humors aus der Ironie herauszulesen, mit der dieser große, vortreffliche und ernste Geist die Kunst leugnet: Graf Tolstoj ist fest überzeugt von dem, was er mit einem Lächeln sagt.

Er hat seine feste Ueberzeugung auch in seiner offenen heftigen Abneigung gegen die Mehrzahl der zeitgenössischen Dichter: Braucht man seine einzelnen Fehler noch hervorzuheben? Wohl mag er sich wieder geistig hergestellt glauben — und er ist es in der That zum größten Teil, wenn man an die Zeit seiner geistigen und körperlichen Krankheit denkt —, aber trotzdem hat man ihn oft getäuscht, und man hat zu ihm von jungen Leuten gesprochen, die er hier in seinem Buche bewundert mit einer Konfusion in der Wertung ihrer Ideen und Talente, die ihn einen Mißgriff nach dem andern thun läßt und ihn veranlaßt, bedeutende Geister und unbedeutende Dichterlinge zugleich zu verwerfen. Das zehnte Kapitel seines Buches ist von diesem Gesichtspunkt aus fast unentwirrbar, so werden dort die obskursten Namen und die hohlsten Werke einem Monet, Baudelaire und Verlaine an die Seite gestellt, sie verfallen demselben Gericht, sie werden für ihre schlechtesten Nachahmer verantwortlich gemacht. Doch was sollen diese Fehler des Werkes, und wozu sollten wir uns beklagen? Wie? Der Apostel Tolstoj beginnt den Romandichter Tolstoj zu verwerfen, und einer von uns wollte sich beleidigt fühlen? Verlaine selbst hätte zugestimmt — und er stand dem Geist des russischen Meisters näher, als dieser es je wird begreifen

Digitized by Google

können. Verlaine sagte fast die gleichen Dinge, und er verspottete uns auch, nur oft mit weniger Anmut.

Selbst wenn Meinungen, Vererbtes, Nuancen sie trennen, die großen, erhabenen Geister rufen sich doch zu und verbrüdern sich über die Länder hinweg: es besteht zwischen Baudelaire, Ibsen oder Villiers und Tolstoj eine Solidarität, die Tolstoj nie zerstören wird. Und wenn das Christentum seiner letzten Bücher aus Schrecken vor dem heroischen Heidentum der Nibelungen das Christentum des Parzival verkannte, so streitet es sich mit ihm wie ein Milchbruder, der, auf dem Lande aufgezogen, seinen Bruder nicht mehr wiedererkennt, dem städtische Eleganz aufgeprägt ist; aber wir lieben den einen wie den andern wegen der Schönheiten, die sie uns geoffenbart haben.

Die apostolische Exklusivität Tolstojs entledigt sich ihrer Aufgabe mit einer Kraft der Ueberzeugung, der ich nur widerstehen konnte im steten Gedanken daran, daß ich dieser sanften Gewalt nicht nachgeben könnte, ohne mein litterarisches Bewußtsein zu verleugnen, welches mich bis jetzt bei meinen Werken geleitet hat. Da, wo es sich um die Ueberzeugung handelt, hört die Diskussion auf, und die Schwäche des Buches ist es vielleicht eben, daß es uns überzeugen will, daß die Kunst ausgetilgt werden muß, weil sie einen Glauben weder gefunden noch erläutert hat. Darüber wird man sich streiten: ich gebe nach. Für mich huldigt der Künstler Gott in jedem Werk und ehrt ihn, indem er sich selbst ehrt. „Alle Wesen sind Kontemplationen," sagt Plotin, und ich glaube nicht, daß meine Stellung als Schriftsteller mich dazu verpflichtet, Dogmen zu verbreiten, noch glaube ich, daß die Liebesthätigkeit, durch die die Soziologie ja große Förderung erfahren mag, der ausschließliche Gegenstand schriftstellerischer Werke sein müsse. Ich glaube, daß jedes Suchen nach Schönheit oder Stil zur allgemeinen Moral und dem Internationalismus beiträgt und zu diesem Endziel kommen muß; aber daß es immer auf dem gleichen Weg dorthin gelangen müsse, daß jeder Umweg verboten sei, und daß es nur eine einzige direkte Art gebe, das persönliche Talent dem Wohl der Gesamtheit zu weihen: das ist es, woran ich zweifle.

Es giebt Geister, die auf bestimmten Wegen und nicht auf andern geführt sein wollen und die nur bei ganz bestimmtem Licht erleuchtet werden; die dialektische Spitzfindigkeit des Sokrates wird stets in meinen Augen einen erhabenen Charakter tragen. Sodann kann ich mich nicht so leicht losreißen von den Genüssen, die die Kunst um ihrer selbst willen bietet: es ist das keine zwecklose Kunst, denn die Freude an ihr fesselt Geister, welche direkte Logik nicht anziehen würde. Tolstoj macht zu seinem Vergnügen den Zauber des Talents verächtlich: er läßt nicht nach, bis er sich daran ganz gesättigt hat. Wenn ich „Anna Karenina" oder die „Macht der Finsternisse" geschrieben hätte, so würde ich weniger Mühe haben, diese stolze Uninteressiertheit nachzumachen.

Aber wenn mich gerade seine tiefsten Ermahnungen bewegt haben, ohne mich zu überzeugen, so hat er doch bei den meisten seiner Kritiken lichtvolle Gesichtspunkte beigebracht, und er ist ganz in seinem Elemente auf den Seiten, auf denen er vom dekadenten Geist spricht, von der übergroßen Sensibilität und von der

Digitized by Google

krankhaften Verfeinerung des Geschmacks. Er besitzt die Bescheidenheit, die Einfälle des Professors Doumic anzuführen zur Stütze für seine so klaren, so unterhaltend und beredt vorgetragenen Anschauungen: denn dieser große Mann besitzt eine erhabene Naivität, die ihn ebensowohl zur Ehrerbietung gegen einen höchst unbedeutenden Gymnasialdirektor bestimmt, wie sie ihn den verzweifelten Charakter einer Epoche ohne sittliche Grundrichtung von oben herab betrachten läßt. Und wie oft hat er recht! Wie wenig sind wir doch, und wie oft hat sich unsre Kleinigkeitskrämerei gegen die Naturgewalten verschworen! Eine Frau hat von Wagner gesagt: „Schön und gut, aber es wird einem übel davon." Das ist die tiefberechtigte Aufschrift über die ganze moderne Kunst, und in allem, was gegen dieses Resultat vorgebracht werden wird, wird ein Funken ewiger Wahrheit enthalten sein! Tolstoj konnte sich ab und zu im einzelnen täuschen und dadurch Unzufriedenheit im höchsten Grad hervorrufen zu Gunsten seiner letzten Geistesmetamorphose, aber er arbeitet nach der Natur.

In seinen durchaus parteiischen Wertungen der Musik Wagners zeigt sich ein erstaunlich gerechtes und sicheres Urteil; da, wo wir Anstoß nehmen wollen oder über eine Ungenauigkeit triumphieren wollen, zwingt uns ein unwiderleglicher Ausspruch, das Haupt zu senken. Tolstoj hat mit einem Blick unsre Zeit durchschaut, das Ende unsers Geschlechts, den Pariser Taumel, das nutzlose Verschwenden von so vielem talentvollem Geist, die Misere des Ichkultus, der eine Parodie des wahren Individualismus ist; er hat die geistige Erschöpfung unsrer Künstler vorausgesehen und auch das verhängnisvolle Uebermaß der Vorgänge, die sich öfters wiederholen als in Wirklichkeit der Fall ist, und die bedenkliche Scheidung des Schriftstellers und der Menschheit. Ich selbst habe zu sehr unter all dem leiden müssen, und ich habe zu sehr versucht, meine Angst darüber in Zeitungsartikeln und neuerdings in einem Roman zum Ausdruck zu bringen, als daß mir das Buch des Grafen Tolstoj nicht Gelegenheit hätte geben können zu einer schmerzlichen Gewissensprüfung, die all das betrifft, was ich war, all das, was so viel andre noch sind, und all das, was in Zukunft noch kommen wird. Viele haben diese Unruhe einer sittlichen Widergeburt, einer sittlichen Reinigung durchzumachen; aber nicht alle haben wie Tolstoj die erhabene Zuflucht eines Deismus, der seinem ruhmreichen Alter die Züge einer herrlichen Ruhe verleiht. Um uns mit unsern Werken vor der Zukunft zeigen zu können, wir, Arbeiter der letzten Stunde, dazu wird uns nicht allen diese Aufmunterung als Trost beschieden sein. Heutzutage giebt es für die Künstler von germanisch-romanischem Geblüt nur eine Aufgabe für ihr Denken und Schaffen: nämlich dies Buch und das Geheimnis der Gemütserregung, welche es verursacht.

Tolstoj unterhält uns über unsre geheimen Leiden, aber er hat es nicht versucht, uns darüber zu trösten, weil er uns damit weniger hochgeschätzt hätte. Sie sind ein Teil von uns selbst; wir allein können und müssen suchen, nicht nur uns von ihnen zu heilen, sondern auch sie für uns fruchtbar zu machen. Wir stehen in einer Stunde, da die europäische Gesellschaft anfängt, bei ihren althergebrachten Grundanschauungen Unbehagen zu empfinden, sie billigt nicht

Digitized by Google

mehr alle ihre Gedanken, und mit einem erschrecklichen Freimut fängt sie an, über sich zu Gericht zu sitzen. Die Frage, die uns durch dieses Buch gestellt wird, müssen wir uns beständig zu unserm Heil vorlegen; es ist das edle Schlußergebnis dieses niederschlagenden und ansprechenden Werks, das, obwohl herausgeboren aus der Aufrichtigkeit eines großen Herzens, in erster Linie dem Groll der Pedanten gegen die, welche neue Formeln suchen, neue Nahrung geben wird.

Camille Mauclair.

*

Paris, den 18. Mai 1898.

Mein Herr!

Ich habe mit lebhaftem Interesse Ihre treffliche Analyse gelesen; ich habe mich außerdem mit dem ganzen Werk: „Was ist die Kunst?“, von dem soeben eine Uebersetzung erschienen ist, bekannt gemacht. Ich fühle mich außer stand, in ein paar Zeilen meine Meinung abzugeben, wenn es sich um einen so genialen Menschen wie Tolstoj, und ein so interessantes und stürmisches Werk wie dieses handelt, — leuchtende Blitze im Dunkel vorgefaßter Meinungen und mannigfacher Unverständlichkeiten (die sich übrigens durch die Eigentümlichkeit der Muttersprache genügend erklären lassen), ein Werk, das zu den Perlen gezählt werden muß, ein auserwähltes Gefäß, ein eherner Fels, ein unergründliches Wasser — ja das Meer selbst. Nur die Muschel aber zeigt uns das Wunder, das Meer fassen zu können.

Ihr

Georges Rodenbach.

*

Médon, den 2. Juli 1898.

Um Gottes willen! mein lieber Kollega, verschonen Sie mich in diesem Augenblick mit jeder Bitte. Ich habe keine Zeit gehabt, das Buch Tolstojs zu lesen; es ist mir deshalb absolut unmöglich, über dieses Werk irgend eine ernsthafte Ansicht zu äußern.

Mit der Bitte um Entschuldigung
Ihr ganz ergebener und aufrichtiger
Emile Zola.

[Dieser Brief wurde geschrieben, gerade als die Dreyfus-Affaire ihren stürmischen Höhepunkt erreicht hatte, am Tag, bevor Zola von Frankreich abreiste.]

*

Mein Herr!

Sie haben die Güte, mir Ihre Uebersetzung von Tolstojs neuestem Buch zu übersenden, und bitten mich, Ihnen meine Ansicht über die ästhetischen Grundsätze des großen Romanschriftstellers mitzuteilen. Leider fehlt es mir an Zeit, um einen so umfangreichen Gegenstand zu behandeln; aber ich halte es doch für meine Pflicht, wenigstens auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der mir beim Lesen dieses Buches besonders aufgefallen ist — nämlich, daß Tolstojs Aesthetik in ihren Grundgedanken übereinstimmt mit den Ideen, die der französische Philo-

Digitized by Google

joph Guyau in seinem bekannten Werk über „Die Kunst vom Standpunkt der Soziologie aus“ entwickelt hat. Tolstoj hat selbst Guyaus „Probleme der modernen Aesthetik“ citiert; weshalb citiert er nicht in gleicher Weise auch „Die Kunst vom Standpunkt der Soziologie aus“? Jedenfalls steht fest, daß dieses Werk Guyaus weniger im Paradoxen des Ausdrucks als vielmehr im Gang der Beweisführung die Theorie Tolstojs in ihren Fundamenten enthält. Auf diese Priorität Guyaus hinzuweisen, ist eine einfache Pflicht der Gerechtigkeit.

Guyau hat die Kunst in Zusammenhang gebracht mit „den Gesetzen des individuellen und besonders des sozialen Lebens“; Tolstoj seinerseits will die Kunst betrachtet wissen „nicht als eine Quelle der Lust, sondern als eine der Bedingungen des Lebens“. Guyau hat nicht nur gezeigt, daß die Kunst einen sozialen *Einfluß* und zum großen Teil auch einen sozialen *Ursprung* hat — das ist ja nichts Neues —, sondern daß die Kunst „auch in ihrem *Wesen* und in ihren Gesetzen sozial“ ist. Das ist die wirklich neue und originale Theorie des französischen Philosophen. Jedes Kunstwerk, sagt Guyau, ist seinem *Wesen* nach „die Herstellung einer sozialen Gemeinschaft zwischen uns und den übrigen Lebewesen in der Weise, daß wir Anteil an ihrem Leben bekommen“. Der innere Wert eines Kunstwerks bemißt sich „nach der intensiven und extensiven Stärke der sozialen Sympathie, die es darstellt und die es hervorruft“. Das geeignetste Mittel zur Erreichung dieser „Gemeinschaft“ ist „die Suggestion von Gefühlen“, die eine Gemeinsamkeit unter den Menschen herstellt, indem sie dieselben „gleich *fühlen*“ läßt, wie die Wissenschaft und die Moral darauf ausgehen, sie gleich *denken* und gleich *wollen* zu lassen.

Tolstoj wiederum zeigt uns, daß „die Kunst für die Menschen ein Band der Gemeinschaft bildet“, und daß ihre Eigentümlichkeit besteht in der „Uebertragung von Gefühlen, während die Eigentümlichkeit der Sprache in der Uebertragung von Gedanken besteht.“ Guyau hat erklärt: Das Solidaritätsgefühl ist das Prinzip jeder ästhetischen Wirkung, und die höchste künstlerische Wirkung ist „diejenige, die erzielt wird durch ein möglichst weitgehendes Solidaritätsgefühl, durch das Solidaritätsgefühl, das sich auf die soziale Gesellschaft oder vielmehr auf die ganze Welt erstreckt“. Diese Definition wiederholt Tolstoj mit einer gewissen Einschränkung, wenn er sagt: „Die Kunst ist eine wirksame Macht, die dem Menschen die Kraft in die Hand giebt, durch gewisse äußere Mittel auf seine Nebenmenschen wissentlich einen Einfluß auszuüben, um die eignen Gefühle in ihnen entweder wachzurufen oder wieder aufleben zu lassen.“ Die Kunst ist ihm ein Band der Gemeinschaft, das durch die Sympathie der Gefühle die Menschen miteinander verbindet.

Auch das Verhältnis von Kunst und Religion, wie Tolstoj es auffaßt, hat sein Pendant bei Guyau, nur daß dieser ernster und wissenschaftlicher zu Werke geht. Nach Guyau gelangt der Mensch zur Religion, „wenn er über der menschlichen Gesellschaft, in der er lebt, eine mächtigere und höhere Gesellschaft anerkennt, die zunächst ein beschränktes Gebiet einnimmt, dann aber sich mehr und mehr ausdehnt, bis sie zur universalen, weltumfassenden oder überweltlichen

Digitized by Google

Gesellschaft wird, mit der er in seinem Denken und Handeln verbunden ist". Dieser „Gesellschaftsgedanke", sagt Guyau, „ist auch der Kunst wesentlich"; nur hat die Religion „neben dem spekulativen zugleich einen praktischen Zweck; dieser Zweck ist das Wahre und Gute". Sie belebt die Dinge nicht einzig und allein, um unsre Einbildungskraft zu befriedigen und dem sozialen Bedürfnis, das die ganze Welt zu umfassen sucht, zu genügen; „sie belebt alles, um die großen Naturerscheinungen, die uns entweder Schrecken einflößen oder Bewunderung abnötigen, zu erklären, weiter aber, um uns zu bewegen, in unserm Wollen und Handeln uns von höheren Wesen helfen zu lassen und dasselbe nach ihrem Willen einzurichten". Der Zweck der Religion ist also: „die reale, praktische Erfüllung aller unsrer Wünsche, die auf ein vollkommenes, gutes und glückliches Leben gerichtet sind — eine Erfüllung, die aber erst von der Zukunft oder der Ewigkeit erwartet werden darf." „Das Wesen der Kunst dagegen," fährt Guyan geistvoll fort, „besteht in der direkten, unmittelbar gefühlten, rein geistigen, idealen Verwirklichung aller unsrer Träume von einem vollkommenen, guten, thätigen, inhaltsreichen und glücklichen Leben", wobei kein andrer Zweck und kein andres Gesetz in Betracht kommen kann, als die Wirksamkeit selbst und die mit ihr verbundene innere Befriedigung, die notwendig sind, um uns das wahre Gefühl eines „vollen und ganzen Lebens" zu geben. Die Kunst ist also in Wahrheit eine unmittelbare Verwirklichung ihres Gegenstandes durch die Darstellung selbst; „und diese Verwirklichung muß, soweit dies der Darstellung überhaupt möglich ist, wirksam genug sein, um in uns das wahrhafte und ernste Gefühl eines Einzellebens erwecken zu können, das bereichert ist durch die geistige Gemeinschaft mit dem Leben des Nächsten, mit dem Leben der Gesellschaft, mit dem Leben der ganzen Welt". So offenbart sich für Guyan die innere Identität der Begriffe „Leben, Moralität, Gesellschaft, Kunst, Religion". Wie die Moral und die Religion, so hat die Kunst in letzter Linie den Zweck, „das Individuum zu sich selbst emporzuheben und ihm seine Identität mit allen übrigen zum Bewußtsein zu bringen". „Die Lustgefühle, die nichts Unpersönliches an sich haben," sagt Guyan prächtig, „haben auch nichts Dauerhaftes; die Lust dagegen, die einen vollkommen universalen Charakter hat, wird ewig sein. In der Verneinung des Egoismus — eine Verneinung, die auch mit der reichsten Ausgestaltung des Lebens vereinbar ist — muß die Aesthetik wie die Moral das suchen, was unvergänglich sein soll."

Auch Tolstoj bringt seinerseits die Kunst mit der Religion in Zusammenhang. Diese ist ihm „der Ausdruck der höchsten Auffassung des Lebens" und dient folglich „als Grundlage für die Wertung der menschlichen Gefühle", die den Gegenstand der Kunst bilden. Er zeigt uns, daß die Kunst die religiösen Vorstellungen ihrer Zeit in Gefühle umsetzt, daß unsre Zeit speziell sich zum Ziel setzt „ein Leben, dessen Glück besteht in einer allumfassenden Gemeinschaft", und daß dieser Gedanke folglich den Gegenstand der Kunst bildet. Tolstoj kommt jedoch in diesem Punkt über unbestimmte Ideen nicht hinaus, und es gelingt ihm nicht, diese Theorie philosophisch zu systematisieren, wie es Guyan gethan hat.

Digitized by Google

Nach Guyau ist „die große Kunst diejenige, die sich behauptet und durchsetzt“ eben jene Einheit des individuellen Lebens mit dem sozialen und religiösen. Die Kunst der „décadents“ und der „Verrückten“ (déséquilibrés) — denen er eines seiner schönsten Kapitel gewidmet hat — ist „die Kunst, wo jene Einheit verschwindet zu Gunsten einer geistreichen, rein äußerlichen Spielerei, eines ausschließlichen Kultus der Form“, das ist die „individuelle“, wir könnten auch sagen „aristokratische“, „nichtsoziale“ Kunst. Guyau erblickt gerade im Genie „eine höhere soziale Macht“, die im stande ist, durch ihr Einwirken auf die Einbildungskraft ein „neues soziales Milieu“ zu schaffen. Er zeigt, daß die „große Kunst“ niemals diejenige ist, „die sich in einen kleinen Kreis von Eingeweihten — Fachleuten oder Liebhabern — zurückzieht“, vielmehr diejenige, deren Wirkung sich auf das Ganze einer Gesellschaft erstreckt, die so viel „Natürlichkeit und innere Wahrheit“ besitzt, um auf jeden vernünftigen Menschen wirken zu können, und — was Tolstoj nicht erwähnt — so viel Tiefe aufweist, um auch das Denken einer Elite anregen zu können. Mit einem Wort, „die Kunst, die wirklich groß ist, findet Bewunderung bei einem ganzen Volk (vielleicht sogar bei mehreren Völkern), aber zugleich auch bei einer kleinen Auswahl von Menschen, die mit ihrem kompetenteren Urteil einen tieferen Sinn darin entdecken“. Mit der großen Kunst hat es die gleiche Bewandtnis „wie mit der großen Natur“. Nach Guyaus Auffassung ist das charakteristische Merkmal der krankhaften Kunst der décadence „die Auflösung der sozialen Gefühle, die Rückkehr zur Insoziabilität“. Wir erinnern uns hier unwillkürlich an Tolstoj, der der Décadence-Kunst ihre „Isolierung“, ihren Egoismus, ihre aristokratische Absonderung von der sozialen Gesellschaft vorwirft und sehr oft die gleichen Beispiele herbeizieht, die schon Guyau angeführt hatte. Aber Tolstoj vermengt mit diesen großen Wahrheiten paradoxe Uebertreibungen und unzulässige Spekulationen; seine Ansichten verraten zu sehr den Dilettanten und zeigen deutlich seine ungenügende philosophische Bildung. Ebenso gewiß ist, daß es, wenn wir in seinem Werke zwischen Wahrheit und Irrtum scheiden wollen — hierüber bitten Sie mich ja um Aufschluß —, kein einfacheres und kürzeres Mittel giebt als den Vergleich der „Kunst vom Standpunkt der Soziologie aus“, wo sich alle Hauptgedanken einer sozialen Auffassung der Kunst finden, mit dem Buch Tolstojs, in dem die Nebenbegriffe einen glänzenden Ausdruck gefunden haben. Der große russische Schriftsteller hat hier eine Menge persönlicher, zum Teil unbestimmter Eindrücke eingestreut, die in seinem herrlichen Buch, das doch der unpersönlichen Kunst gewidmet ist, einen zu breiten Raum einnehmen. Das Werk ist immer noch individualistisch und eben damit nicht frei von „Isolierung“. In der Philosophie und der Soziologie bleibt Tolstoj Impressionist, selbst in dem Augenblick, wo er ein Apostel der Menschheit sein möchte.

Ueberblicken wir die Geschichte der Kunst, so sehen wir (das glauben wir an andrer Stelle gezeigt zu haben), daß die Kunst in ihrer ersten Periode allgemein war und noch dem Utilitaritätsprinzip huldigte; daß sie in ihrer zweiten Periode immer mehr individuell wurde und jeden Zweck, der außer ihr lag,

Digitized by Google

abwies; künftighin aber wird man mit Guyau eine dritte, synthetische Entwicklungsperiode anerkennen müssen, in der die Kunst, ohne das originale Gepräge einer genialen Individualität zu verlieren, zugleich einen andern, nicht weniger wesentlichen Zug zeigen wird, den universalen und den sozialen Zug in der Eingebung. Das ist das Ideal, das Wagner (den Tolstoj so wenig versteht) im besonderen für die Musik aufgestellt hat, das er aber selbst noch nicht verwirklicht zu haben glaubte. Die große Musik wird, ohne den individuellen und nationalen Charakter, den ihr das Genie des Künstlers und der Einfluß des „Milieus" verleihen, aufzugeben, mehr und mehr international, menschheitlich, universell werden. Ganz gleich wird es auch mit den übrigen Künsten gehen, wie das Guyau schon vor Tolstoj bewiesen hat. Trotz Ibsen, der gerade die entgegengesetzte Theorie vertritt, ist der „starke Mensch" nicht der, der allein steht, sondern der Mensch, der mit Geist und Herz mit allen übrigen Menschen verbunden ist, die Einzelpersönlichkeit, in der die gesamte Menschheit lebendig ist.

Genehmigen Sie ꝛc.

Alfred Fouillée.

Nach der Auffassung, die Leo Tolstoj in seinem Buche „Was ist die Kunst?" vertritt, hat die wahre Kunst das Schöne nicht nur nicht zum Gegenstand, wie man dies, seit der Deutsche Baumgarten die „Aesthetik" zu einer besonderen Wissenschaft gemacht hat, allgemein annahm; sie nimmt auf dasselbe überhaupt gar keine Rücksicht.

Die wahre Kunst hat, indem sie durch ausdrucksvolle Darstellung Gefühle, die wir selbst haben, auch andre empfinden läßt, zum Gegenstand die Steigerung des Gefühls der Brüderlichkeit, die das Wesen der wahren Religion, das heißt des wahren Christentums, ausmacht, und damit die Besserung des Lebens.

Nach fruchtlosen Bemühungen, das Wesen des Schönen an sich zu erklären, hat man schließlich, sagt Tolstoj, nur folgende annehmbare Definition finden können: es sei etwas, das, wenn wir von jedem Interesse abstrahieren, ein Vergnügen gewährt. Das Streben nach Vergnügen kann aber das Leben nur vergiften. Man muß es also fliehen wie eine Krankheit.

Sobald die Kunst als ein Mittel aufgefaßt wird, um ohne Rücksicht auf die Individuen Vergnügen zu gewähren, ist sie nicht mehr für alle Menschen da, sondern nur für eine privilegierte Kaste von Müßigängern. Die Folge davon ist in unsrer Zeit eine Menge sinnloser Schöpfungen, deren Geschmacklosigkeit man überdies noch durch einen beständigen Appell an eine verdorbene Sinnlichkeit aufzuhelfen sucht. Diese Afterkunst, die Kunst um der Kunst willen, die ausschließlich sich selbst zum Zwecke hat, ist ein Krebsschaden im öffentlichen Leben unsers Jahrhunderts.

Diese ganz neue Behauptung hat Tolstoj gestützt durch eine Reihe treffender, zum Teil geistvoller Beobachtungen, die geeignet sind, der Kunst und der Litteratur eine bessere Richtung zu geben. Allein man wird nicht umhin können, hierin den gleichen übertriebenen und ungenügend begründeten Rigorismus festzustellen wie in den übrigen philosophischen und kritischen Arbeiten desselben Verfassers.

Digitized by Google

Aus diesem wichtigen Satz, daß die Kunst für das Leben bestimmt ist, folgt nicht, wie Tolstoj will, daß das Streben nach Schönheit ihr fremd sein muß. Wenn die Kunst eine Sprache ist, so ist es wichtig, daß sie Gefallen erwecke. Das ist aber ein Zug, der in eminenter Weise der Schönheit eigen ist:

Gratior est pulchro veniens in corpore virtus.[1])

Das gilt in ganz besonderem Maße von der Schönheit in ihrer höchsten Vollendung, nämlich der Anmut.

Die Autoritäten, auf die Tolstoj sich am häufigsten beruft, gehen nicht so weit ins Extrem wie er. Jesus rühmt im Evangelium die Schönheit der Lilie auf dem Felde, „die schöner gekleidet ist als Salomo in all seiner Herrlichkeit".

Der heilige Franziskus von Assisi preist in begeisterten Versen das, was Leonardo da Vinci die Schönheit der Welt nennt.

Tolstoj selbst erkennt das Wesen der wahren Religion in der Liebe. Was kann es nun aber geben, das enger verbunden wäre als Liebe und Schönheit? Eben darin, daß sie dieser intimen Verbindung nicht Rechnung tragen, ist offenbar der Fehler der bisherigen Definitionen der Schönheit zu suchen.

Schelling allein, der hierin allerdings vielleicht in Pascal einen Vorgänger hat, sagt: „Schön sind diejenigen Dinge, in denen alles zu lieben scheint" — ein Satz, der seinem Inhalt nach schon von einem unsrer Metaphysiker (vergl. die Philosophen Frankreichs im 19. Jahrhundert), dessen Spekulationen dem russischen Schriftsteller als müßig vorkommen, ausgesprochen worden ist.

Es ist nach alledem schwer, mit Leo Tolstoj übereinzustimmen, wenn er will, daß die Kunst gar keinen Zusammenhang mit der Schönheit haben soll. Richtig scheint allein das zu sein, daß die wahre Kunst in ihr ein Mittel zu finden, ihren höchsten oder ihren einzigen Zweck zu erblicken hat.

Et prodesse volunt et delectare poetae.[2])

F. Ravaisson.

Der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin.

Ein offener Brief an den Herrn Herausgeber der „Deutschen Revue".

Sehr geehrter Herr!

In liebenswürdiger Weise haben Sie mir Zeit gelassen, mich über die Wasserverbindung von Berlin nach Stettin zu äußern; ob eine Aeußerung darüber aber nicht auch jetzt noch als verfrüht anzusehen ist, will mir fraglich erscheinen! Jedenfalls ist die ganze Angelegenheit auch jetzt noch nicht vollständig abgeklärt.

[1]) „Tüchtigkeit ist angenehmer, wenn sie mit einem schönen Körper verbunden ist."

[2]) „Die Dichter wollen sowohl nützen als auch ergötzen."

Digitized by Google

Vielleicht hatte man sich in den Kreisen, die sich dafür interessieren, daran gewöhnt, meinen Namen mit dem Seekanal Berlin-Stettin in Verbindung zu sehen: ich glaube den Beweis schon vor fast zehn Jahren erbracht zu haben, daß ein Seekanal von Berlin aus nur nach der Ostsee lohnend sein kann, ebenso daß seine Ausführung durchaus keine technische, sondern einzig und allein eine Geldfrage sei.

Zwischen den Mitteln, welche die Technik aufbieten muß, um die Schwierigkeiten für die Anlage eines Seekanals zu überwinden, und denjenigen, welche anzuwenden sind, um einen Binnenschiffahrtskanal für Schiffe von 600 Tonnen Tragfähigkeit zu erbauen, besteht kein großer Unterschied. Ebensowenig hängt die Ausführbarkeit eines Seekanals von Berlin nach Stettin davon ab, ob er die West- oder Ostlinie verfolgt. Wenn ich vor zehn Jahren der Westlinie den Vorzug gab, geschah das — neben andern Gründen — wesentlich deshalb, weil diese Linie nur durch ihren Anfang im Tegeler See oder die Hafenanlagen auf dem zwischen Spandau und Charlottenburg gelegenen Gelände in unmittelbaren Zusammenhang mit den westlichen Berliner Wasserstraßen — Havel- und Elbegebiet — gebracht werden konnte, da bis heute die Durchfahrt von ausreichend zu verfrachtenden Fahrzeugen durch die Wasserstraßen in Berlin selbst nicht gut möglich ist. Wird der Teltower Kanal ausreichend umfangreich, wie er geplant, angelegt, dann ist durch ihn eine den weitgehendsten Ansprüchen genügende Verbindung in das westliche Wasserstraßennetz — den Hauptzubringer für Rückfrachten — vorhanden, und die Führung der Seekanallinie durch das Oderbruch würde national ökonomisch durchaus gerechtfertigt erscheinen. Daß größere Schwierigkeiten auf dieser Linie zu überwinden wären, daß sich die in Osten gelegene Seenkette nicht zweckmäßig zu ausgedehnten Hafenanlagen ausbilden ließe, ist nicht anzunehmen. Auch der Kostenunterschied würde bei beiden Linien nicht erheblich sein, vorausgesetzt, daß das Oderbruch selbst einen, dem größeren Nutzen entsprechenden Beitrag für den Grunderwerb übernehme und die Abzweigung eines Stichkanals zur Warthemündung hin als selbständiges Bauwerk betrachtet wird. Letztere Annahme ist wohl zulässig, da auf diese Weise einem großen Kulturgebiete nennenswerte Vorteile geboten werden, welche es bis jetzt wegen seiner eigenartigen Verbindungen noch nicht genießt.

Gegen die Herstellung eines Seekanals wurde in den letzten Jahren manches geschrieben, das wohl zu einer Widerlegung gereizt hat; ich bin kein Freund von Schreibewerk, welches ich, wie die Widerlegung der Angriffe, für nutzlos halte, nutzlos deshalb, weil eine abfällige Kritik immer wirkt, wenn sie kurz und bündig ausfällt und womöglich mit einigen Schlagwörtern gewürzt ist, während die Widerlegung derselben meistens nicht kurz gehalten werden kann, weil in derselben Beweise erbracht werden müssen. Wer liest denn derartige lange Auseinandersetzungen?

Der Haupteinwand der Gegner ist die mangelnde Rückfracht aus Berlin, die mit statistischen Zahlen bewiesen werden soll. Diese Zahlen mögen für den heutigen Verkehr richtig sein; was soll das aber für die Zukunft beweisen? Wer ist denn in der Lage, heute anzugeben, welchen Einfluß der Mittellandskanal auf die Verkehrsverhältnisse ausüben wird? Unsre Kanalpolitik würde rascher vorwärts kommen, wenn die Angstmeier nicht mit der Statistik umgingen wie spielende Kinder mit einem Gummistück und wenn mehr auf allgemeine, große nationale Grundsätze Rücksicht genommen würde wie auf Einzelinteressen und „Kompensationen". Ohne Kompensationen geht's nicht, mag darunter auch das Beste verschüttet werden! Die herrschende Stimmung ist nun einmal für diese Art der Behandlung, und dieselbe läßt sich nicht kurzerhand ändern. Es ist eine Hochflutströmung, welche alle ihr entgegengestellten Einschränkungen mit fortreißt.

Das muß der Techniker berücksichtigen und deshalb abwarten, bis sich die Flut wieder verlaufen hat; thut er das nicht, dann läuft er Gefahr, samt seinen Werken fortgerissen zu werden.

So liegen die Verhältnisse auch bei dem Seekanal: die Zeitströmung ist entschieden gegen ein solches großes nationales Unternehmen, man müßte daher, um mit Erfolg zu arbeiten, noch warten.

Digitized by Google

Mit dem Ausbau der Wasserverbindung von Berlin nach Stettin kann aber nicht länger gewartet werden: Stettin ist in den letzten Jahren immer mehr vom Weltverkehr abgedrängt worden; der Kaiser Wilhelm-Kanal hat einen großen Teil des früheren Verkehrs nach Hamburg übergeleitet, ein weiterer erheblicher Abbruch ist mit ziemlicher Sicherheit zu Gunsten Lübecks durch den Travekanal zu erwarten. Wird nicht bald durchgreifende Veränderung geschaffen, dann sind die Opfer, welche der preußische Staat für die Seeverbindung von Stettin zur Ostsee in dem letzten Jahr aufgewendet, ebenso die verhältnismäßig außerordentlich hohen Kosten, welche Stettin selbst für den Ausbau des Hafens aufgebracht hat, nahezu nutzlos gewesen. Der Verkehr wendet sich andern Richtungen zu und ist in das alte Gleis nur mit erheblichen Geldopfern zurückzubringen. Unter diesen Opfern hat nicht nur Stettin, sondern die Allgemeinheit mit zu leiden, denn es müßte unter anderm zunächst ein Unterbieten der Fracht- und Speditionssätze eintreten, das viele Existenzen vernichten kann.

Zugegeben, daß das Interesse aller derjenigen, welche für den Seekanal wirken, der Begeisterung für ein großes vaterländisches Unternehmen entspringt, so muß auch von einer wahren vaterländischen Gesinnung gefordert werden, daß sie im stande ist, ein Opfer zu bringen und ihre Forderungen zurückzustellen, wenn es sich darum handelte, mit vereinten Kräften zum Vorteil des Vaterlandes zu arbeiten.

Der Fall liegt hier vor: die Kanalvorlage der Staatsregierung ist eine nationale That, welche unserm Vaterlande im allgemeinen einen ganz erheblichen wirtschaftlichen Aufschwung bringen wird; die Annahme der Vorlage ist aber durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben! Aus lauter Rücksicht auf das Einzelinteresse scheint man auch diesmal wieder das große Vaterlandsinteresse in vielen Gegenden und Körperschaften vollkommen übersehen zu wollen, und ob die ganze Vorlage nicht an den Kompensationen scheitern wird, ist zurzeit nicht abzusehen. Unter diesen Umständen muß der Staatsregierung zunächst einmal freie Bahn geschaffen werden, sie darf nicht in ihrem Streben dadurch aufgehalten werden, daß von andrer Seite etwas Besseres vorgeschlagen wird, dessen Verwirklichung zurzeit aussichtslos ist. Sie kann und darf erwarten, daß alle Freunde der Vergrößerung unsrer Wasserstraßen geschlossen zu ihr stehen und Einzelwünschen entsagen. Unter diesen Umständen muß eine Agitation für den Seekanal jetzt zurückgestellt werden.

Nun soll ich mich auch noch über die Ost- und Westlinie äußern: da wird mir ein objektives Urteil schwer! Das Oderbruch ist meine Heimat, und dessen zum Teil recht traurige wasserwirtschaftlichen Verhältnisse sind mir aus früherer dienstlicher Thätigkeit mehr bekannt wie die Verhältnisse an der Westlinie. Daß ich daher einem Entwurfe den Vorzug gebe, der mit einem Schlage und ohne besondere Aufwendungen dem Oderbruche dauernde Abstellung der wasserwirtschaftlichen Uebelstände sichert, ist wohl erklärlich.

Welchen Vorteil oder Nachteil Stettin von der Wahl der einen oder andern Linienführung hat, kann ich nicht einsehen, trotz aller Schriften für und wider die eine oder die andre Linie.

Die Westlinie geht vom Tegeler See bei Berlin durch die Havel bis unterhalb Oranienburg, verläuft dann erst südlich, dann nördlich vom Finowkanal, annähernd parallel zu demselben, und vereinigt sich oberhalb Oderberg-Mark wieder mit der alten Wasserstraße des Finowkanals, welche bis zur Mündung bei Hohensaathen entsprechend ausgebaut werden soll. So weit lag seinerzeit der Entwurf der Staatsbehörde dem vereinigten Ausschusse vor. Die Ostlinie zweigt nach der privaten Bearbeitung für die Ostgruppe als Fortsetzung des die Havelseen mit den Spreegewässern unweit Köpenik verbindenden Teltower Kanals vom Seddinsee ab, geht durch das sogenannte rote Luch zwischen Rüdersdorf und Müncheberg bei Alt-Friedland, woselbst sie in das Oderbruch tritt, und verfolgt bei Wrietzen und nahe bei Freienwalde den Lauf der alten Oder bis Oderberg und Hohensaathen.

Von hier aus soll die Seekanallinie wieder benutzt werden, das heißt der sogenannte Hohensaathener Entwässerungskanal wird bis unterhalb Schwedt verlängert

Digitized by Google

beziehungsweise ausgebaut. Bei Alt-Friedland zweigt der Warthekanal zur Oder nach Küstrin hin ab.

Der wesentliche Vorteil für das Oderbruch besteht darin, daß der Kanal einen tiefen, breiten Entwässerungszug bildet, und daß ferner durch die Verlängerung des gegen die Oder eingedeichten Hohensaathener Entwässerungskanals das Gefälle der Oder so weit für die Bruchentwässerung nutzbar gemacht wird, daß der Wasserspiegel um 80 Centimeter, nach andern Ansichten um nahezu 1 Meter, gesenkt werden kann.

Auf die baulichen Einzelheiten und die Kosten einzugehen, dürfte sich erübrigen, da — im Gegensatz zu den Befürchtungen der Stettiner Gruppe — bis jetzt nur ein vollständig durchgearbeiteter Entwurf von der Ostlinie weiteren Kreisen zugängig geworden ist.

Aus der Linienführung ist ersichtlich, daß beide Linien sich bei Oderberg wieder vereinigen; es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die Verlängerung des Hohensaathener Kanals auch vom Staate für die Westlinie vorgeschlagen, der Wasserspiegel im Bruch also gesenkt wird: dann fehlt dem Oderbruch aber der Hauptentwässerungszug! Zugegeben, daß die Binnenentwässerung durch Grabenausbauten geschaffen werden kann, dann fehlt — abgesehen davon, daß die Kosten immerhin recht erheblich ausfallen — die wertvolle Kanalverbindung von der Warthe (Küstrin) nach Berlin, wodurch dem ganzen Osten des Königreichs der direkte Verkehr mit der Reichshauptstadt und weiter zur Elbe hin erschlossen wird. Der Weg, den die Schiffe jetzt von Küstrin bis Berlin zurückzulegen haben, beträgt rund 150 Kilometer und wird durch die Ostlinie auf rund 85 Kilometer verkürzt.

In dem weiteren Aufschluß unsrer Ostprovinzen liegt aber der Hauptvorzug der Ostlinie, die übrigen Vorteile lassen sich nötigenfalls auch auf andre Weise erreichen, wenn nur Gelder dafür zur Verfügung stehen.

Es ist deshalb höchst bedauerlich, daß die Stadt Stettin ohne zwingende Veranlassung und ohne die Vorlage des Entwurfes für den Ostkanal abzuwarten, die Uebernahme von Vorausleistungen an die Bedingung geknüpft hat, daß die Westlinie gebaut werde. Dieser Beschluß hat der vorurteilslosen Prüfung beider Entwürfe seitens der Staatsregierung vorgegriffen und ihr unnötige Schwierigkeiten bereitet, die zum Teil wohl auf eigensinniges Festhalten ausschlaggebender Personen an der einmal gefaßten Meinung zurückzuführen sind. Was will die Stadt Stettin denn beschließen, wenn die Staatsregierung bei der Prüfung beider Entwürfe der Ostlinie den Vorzug giebt? Soll die Vorlage daran scheitern, weil für einzelne ein „Zurück“ recht unangenehm ist, oder wird verlangt, daß die größeren Interessen ganzer Provinzen diesem Beschlusse geopfert werden?

Ich richte zum Schluß die Bitte an alle Freunde des Berliner Seekanals, von der weiteren Verfolgung ihrer Wünsche zunächst Abstand zu nehmen und der Kanalvorlage der Staatsregierung ihre volle Unterstützung angedeihen zu lassen, in letzterem Sinne zu wirken, soweit es nur möglich ist, und den Beweis zu liefern, daß ihnen das allgemeine Interesse über Sonderwünsche geht, selbst wenn damit ein Verzicht auf letztere verbunden sein sollte.

Ihr ergebenster

R. Scheck,
Königlicher Baurat.

Frankfurt a. O., im Dezember 1898.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften.

Statistik.

Statistische Skizze aus dem amerikanischen Eheleben. [1])

Wir wollen im Nachfolgenden nicht unsre eignen Gedanken und Beobachtungen aus dem amerikanischen Eheleben niederschreiben, sondern uns lediglich an die Zahlen, welche das Ergebnis sorgfältiger Untersuchungen sind, halten, und aus denselben unsre Schlüsse ziehen.

Nachstehende Tafel zeigt die speziellen Verhältnisse im Juni 1890, wir fügen hier bei, daß die damalige Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten 62 622 250 betrug, von dieser Anzahl waren 32 067 880 männlichen und 30 554 370 weiblichen Geschlechtes.

Tafel I.

	Beide Geschlechter		Männlich		Weiblich	
	Anzahl	Proz.	Anzahl	Proz.	Anzahl	Proz.
Unverheiratet	37 129 564	59,29	19 945 576	62,20	17 183 988	56,24
Verheiratet	22 331 424	35,66	11 205 228	34,94	11 126 196	36,41
Witwen und Witwer . . .	2 970 052	4,74	815 437	2,54	2 154 615	7,05
Geschieden	120 996	0,20	49 101	0,15	71 895	0,24
Unbekannt	70 214	0,11	52 538	0,17	17 676	0,06

Zur Erklärung muß hier beigefügt werden, daß in der ersten Rubrik — beide Geschlechter — Kinder mit eingeschlossen sind, wodurch die verhältnismäßig große Proportion der Unverheirateten zu Verheirateten näher erläutert wird.

Um unsern Ansprüchen gerechter zu werden, geben wir hier eine Zusammenstellung, in welcher 100 Personen, die das zwanzigste Lebensjahr überschritten haben, als Grundlage dienten.

Tafel II.

	Anzahl in je 100 Personen			Anzahl in je 100 Männlichen			Anzahl in je 100 Weiblichen		
	Unverheiratet	Verheiratet	Ehehälfte gestorben	Unverheiratet	Verheiratet	Ehehälfte gestorben	Unverheiratet	Verheiratet	Ehehälfte gestorben
Vereinigte Staaten	26	65	9	31	64	5	20	67	13

Kleiden wir unsre Gedanken in Worte, so finden wir, daß auf je 100 Personen 51 männliche und 49 weibliche kommen, auf je 100 ledige 54 männliche und 46 weibliche, auf je 100 verwitwete 27 männliche und 73 weibliche und auf je 100 geschiedene 41 männliche und 59 weibliche.

[1]) Als Quellen dienten der 9., 10. und 11. Censusbericht, sowie auch C. D. Wrights Rapport.

Digitized by Google

Wir ersehen hieraus, daß in beiden letzteren Fällen das männliche Geschlecht sich in bedeutenderer Anzahl wieder verheiratet hat als das weibliche. Auffallend ist auch der Umstand, daß von je 100 Personen, deren Verhältnis als unbekannt angegeben ist, 75 dem stärkeren Geschlecht angehören.

Betrachtet man die Gesamtanzahl des männlichen und weiblichen Geschlechtes, so findet man, daß ersteres dem letzteren mit 1513510 Personen überlegen ist; ferner haben wir 2761588 mehr ledige Angehörige des männlichen Geschlechtes als des weiblichen; zählen wir nun zu den ersteren noch 79032 verheiratete Männer — der Ueberschuß über die verheirateten Frauen — und die 34862 Männer, deren Verhältnis unbekannt ist, so tritt die größere Anzahl der letzteren bedeutend hervor; um jedoch gerecht zu werden, müssen wir die in Reserve stehenden 1333000 verwitweten und geschiedenen Frauen von dem „Ueberschuß" der Männer abziehen, hieraus ergiebt sich nun ein Ueberschuß von 1500000 Männer.

Die Anzahl der geschiedenen Personen im Jahre 1890 betrug 120996, oder ein Fünftel von einem Prozent der Totalbevölkerung, oder mit andern Worten ausgedrückt: auf je 185 verheiratete Personen kommt eine geschiedene. Es ist bemerkenswert, daß das prozentische Verhältnis der geschiedenen eingeborenen Amerikaner (natives) größer ist, als das der Eingewanderten oder der Naturalisierten. Dagegen ist das prozentische Verhältnis der geschiedenen Weißen kleiner als das der Farbigen.

In Tafel III ersieht der Leser das Verhältnis der weißen zu der farbigen und der einheimischen zu der eingewanderten Bevölkerung.

Tafel III.

	Anzahl in je 100 Personen			Anzahl in je 100 Männer			Anzahl in je 100 Frauen		
	Ledig	Verheiratet	Verwitwet	Ledig	Verheiratet	Verwitwet	Ledig	Verheiratet	Verwitwet
Allgemeiner Durchschnitt	26	65	9	31	64	5	20	67	13
Amerikaner (natives)	24	67	9	29	66	5	19	68	13
Amerikaner (von eingewanderten Eltern) .	42	54	4	49	49	2	35	59	6
Weiße Einwanderer	23	67	10	28	66	6	16	68	16
Farbige	21	67	12	25	69	6	16	65	19

Ehe wir hier weiter fortfahren, wird es vielleicht interessant sein, die natives und foreigners in Zahlen festzustellen. In Tafel IV wird der Leser eine Zusammenstellung aus dem Jahre 1890 finden.

Tafel IV.

	Anzahl	Prozent
Gesamtbevölkerung	62622250	100,—
Farbige Bevölkerung	7638360	12,21
Natives, Amerikaner, geboren von Amerikanern	34358348	54,87
Amerikaner, geboren von Eingewanderten	11503675	18,37
Fremdgeborene (foreigners)	9121867	14,56
Beide letzten Klassen zusammen	20625542	32,93

Digitized by Google

Wir können hier nicht näher auf Tafel IV eingehen, denn dies würde uns auf andre Bahnen — nämlich die Nationalitätenverschmelzung — lenken. Wir haben diese Zusammenstellung deshalb hier eingeschaltet, damit der Leser einen besseren Ueberblick erhält.

Damit man aber die Eheverhältnisse der Vereinigten Staaten besser beurteilen kann, lassen wir zwei Tafeln folgen, welche die Verhältnisse der letzteren mit europäischen Staaten vergleichen.

Tafel V.

Staaten	Jahr	Anzahl in je 100 Personen			Anzahl in je 100 Männer			Anzahl in je 100 Frauen		
		Ledig	Verheiratet	Verwitwet	Ledig	Verheiratet	Verwitwet	Ledig	Verheiratet	Verwitwet
Vereinigte Staaten	1890	59	36	5	62	35	3	56	37	7
England	1891	61	34	5	62	35	3	60	33	7
Schottland	1891	65	29	6	67	30	3	63	29	8
Irland	1891	67	26	7	70	26	4	64	26	10
Kanada	1891	63	33	4	65	32	3	61	33	6
Deutschland	1890	60	34	6	62	35	3	58	33	9
Oesterreich-Ungarn	1890	61	34	5	63	34	3	59	33	8
Norwegen	1891	62	32	6	62	34	4	61	31	8
Schweden	1890	61	33	6	62	34	4	59	33	8
Niederlande	1889	62	33	5	63	33	4	60	33	7
Belgien	1890	62	32	6	64	32	4	61	32	7

Tafel VI giebt uns eine bessere Einsicht, indem hier Personen, die das zwanzigste Lebensjahr schon überschritten haben, als Grundlage dienen.

Tafel VI.

Staaten	Anzahl in je 100 Personen			Anzahl in je 100 Männer			Anzahl in je 100 Frauen		
	Ledig	Verheiratet	Verwitwet	Ledig	Verheiratet	Verwitwet	Ledig	Verheiratet	Verwitwet
Vereinigte Staaten	26	65	9	31	64	5	20	67	13
England	29	61	10	29	65	6	28	58	14
Schottland	34	55	11	35	59	6	35	51	14
Irland	41	47	12	44	49	7	37	46	17
Oesterreich-Ungarn	31	59	10	33	62	5	28	58	14
Belgien	35	55	10	37	56	7	32	55	13

Es wäre nun interessant, die sozialen Eheverhältnisse der Vereinigten Staaten, den allgemeinen Charakter der Ehemänner und -frauen, sowie die Kinderziehung kennen zu lernen. Wie wir sehen, haben die Vereinigten Staaten die höchste Anzahl verheirateter Männer und Frauen, und es möchte dadurch eine sehr falsche Schlußfolgerung gezogen

Digitized by Google

werden. Vielleicht in keinem Lande wird so leichtfertig geheiratet als hier, und die hiesigen Eheverhältnisse sind von denen Deutschlands sehr verschieden.

Zum Schlusse sei noch ein Versuch gemacht, die amerikanischen Eheverhältnisse zu charakterisieren. Es ist dies jedoch kein leichtes Unternehmen, wenn wir gerecht und objektiv sein wollen. Bedenke man doch die große geographische Ausbreitung der Vereinigten Staaten, die oft diametral gegenüberstehenden Verhältnisse der einzelnen Staaten und deren besondere Wirtschaftsverhältnisse, so wird man leicht einsehen, daß es sehr schwer hält, ein allgemeines Urteil über die Eheverhältnisse der Neu-England-, der Mittel-, der Süd- und der Weststaaten zu fällen. Eines ist jedoch sicher, die Frauenemanzipation schreitet vom Westen nach dem Osten stetig fort.

Die amerikanische Ehe kann nicht mit der deutschen verglichen werden, die erstere ist in den meisten Fällen ein Geschäftskontrakt. Eine aufopfernde, hingebende Liebe können wir hier nicht finden. Die amerikanischen Mädchen heiraten oft nur, damit sie noch mehr Freiheiten genießen können; sie sind dann allerdings Ehefrauen, aber keine Lebensgefährtinnen. Kommt der Mann ins Unglück, so verläßt ihn seine Frau oft; damit sei aber nicht gesagt, daß wir keine Fälle haben, in welchen die Frau die ganze Familie ernährt und es oft noch recht weit brachte. Sie ist eben auch Mitinhaber der den Amerikanern eignen Thatkraft, Energie und Ausdauer.

Wenn wir auch Amerikanerinnen finden, die zärtliche Mütter sind, so ist doch das Gros derselben gegen einen Kindersegen, und sie wenden alle Mittel an, denselben zu verhüten.

Während in der deutschen Familie Gründlichkeit, Arbeitsamkeit, Gemütlichkeit und ein gewisses patriarchalisches Verhältnis vorherrscht, so finden wir dagegen in der amerikanischen Familie mehr Oberflächlichkeit, Bequemlichkeit und gegenseitige Unabhängigkeit — oft an Rücksichtslosigkeit streifend.

Um aber gerecht zu sein, so müssen wir erwähnen, daß die Ehefrauen und Männer auf dem Lande und in den kleinern Städten besser zusammenhausen, als in den größern Städten.

Ludwig Engelmann.

Litterarische Berichte.

Meyers Kleines Konversationslexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 10.—27. Heft. Leipzig und Wien 1898, Bibliographisches Institut.

Mit den vorliegenden Heften ist nunmehr der erste Band zum Abschluß gebracht und die Möglichkeit gegeben, im Rahmen des Gebotenen — der erste Band umfaßt die Stichworte „A" bis „Golther" — die Brauchbarkeit der neuen Auflage praktisch zu erproben. Das günstige Prognostikon, das wir ihr vor einiger Zeit gestellt haben, wird durch unsre bisherigen, mit dem ersten Bande gemachten Erfahrungen durchaus bestätigt, und wir glauben, das Werk in seiner neuen Ausgabe als einen wertvollen, zuverlässigen Ratgeber aufs wärmste empfehlen zu können. Besonders hervorzuheben und zu rühmen sind die zahlreichen, trefflichen bildlichen Darstellungen und die ebenso gediegene wie geschmackvolle äußere Ausstattung. B.

Briefe an Bunsen von römischen Kardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und andern Katholiken aus den Jahren 1818 bis 1837. Mit Erläuterungen herausgegeben von Fr. Heinrich Rensch. Leipzig, Friedrich Jansa, 1897. 252 Seiten.

Die von Nippold veröffentlichte Biographie Bunsens, des im Jahre 1860 verstorbenen bekannten Diplomaten, wird durch die vorliegende Sammlung in dankenswerter Weise ergänzt. Den geschichtlich wichtigsten Abschnitt in seiner staatsmännischen Laufbahn wird man in den Jahren 1824 bis 1838 zu erblicken haben, in denen er die preußische

Digitized by Google

Regierung in Rom vertrat. Welches Vertrauen er bei den höchsten Würdenträgern der katholischen Kirche genoß, zeigen die mitgeteilten Briefe in anschaulichster Weise. Mit Recht betont der Herausgeber, der die Schriftstücke durch eine ausführliche Einleitung dem Verständnis näher bringt, daß sie lehrreiche Beiträge zur Kirchengeschichte der damaligen Zeit liefern. Besonders dürften die Briefe des Erzbischofs Spiegel von Köln allgemeinere Bedeutung besitzen. Inhalt und Preis des Buches lassen es als ein im wesentlichen für Fachkreise und gelehrte Zwecke bestimmtes erscheinen. Br.

Nitokris. Roman aus dem alten Aegypten. Von Alfred Hennig, Weinheim (Baden). Fr. Ackermanns Verlag, 1898. 179 Seiten.

Die Sage von Nitokris, Aegyptens hochgemuter Königin, ist hier phantasievoll zu einem packenden Romane ausgesponnen. Der Leser verfolgt mit Interesse den wechselvollen Gang der gut durchgeführten Erzählung. Zeit- und Lokalkolorit ist trefflich gegeben; auch vermeidet Hennig geschickt den Fehler, durch schwerfälligen archäologischen Apparat zu stören. Doch zeigt der Stil da und dort Härten, die Sprache ist stellenweise matt und läßt die dem Stoffe angemessene Wucht vermissen. Der Druck dürfte sorgfältiger sein. Im ganzen aber ist es ein ansprechendes Büchlein! —ck.

Gewissen, Ehre und Verantwortung. Litterar-psychologische Studien (Ibsen, Gleb Uspenski, Leo Tolstoj) von Dr. G. Polonsky, München. H. Lukaschik, G. Franzsche Hofbuchhandlung, 1898.

Eine anregende Studie ist es, die uns hier vorliegt. Der Verfasser bietet selbständige Untersuchungen über die drei Dichter, die scheinbar in keiner Beziehung etwas Gemeinsames haben, aber in dem zusammentreffen, was in den tiefsten Tiefen jeder Menschenseele verborgen liegt. Einer der drei, Uspenski, ist bis jetzt nur in seinem russischen Vaterland bekannt. Polonsky hat ihn mit Recht auch uns näher gebracht, nur wünschten wir mehr biographische Angaben über ihn. E. M.

Tampete. Novellen von Franz Ferdinand Heitmüller. Berlin, S. Fischer Verlag.

Der Verfasser nimmt unter den modernen Novellisten eine Sonderstellung ein, denn neben der scharf gezeichneten realistischen Schilderung der kleinsten Details, die aber selbst bei der Erzählung eines brutalen Vorganges nicht brutal wird, liegt über allem ein Hauch zartester Poesie und warmen Naturempfindens. Wenn auch ein Zug der Schwermut durch alle Novellen geht, so ist der Stoff in jeder überraschend eigenartig behandelt, und selbst die alte Geschichte, die „Der Glückspilz" erzählt, wird unter der Feder von Heitmüllers warmfühlender Künstlernatur eine völlig neue. Die psychologische Entwicklung der Charaktere ist außerordentlich fein beobachtet, ein Meisterstück darin ist der pflichttreue Knecht Gerd, der zartfühlend die knarrende Kirchhofspforte schließt, damit sie die tote Mutter nicht störe, der keinem Tiere weh thun möchte, und der später, getrieben von Eifersucht, in rasender, brünstiger Liebe die Geliebte zu Tode quält. Heitmüller trifft mit prägnanter Sicherheit das richtige Wort, um den Leser in Stimmung zu versetzen: wir fühlen die schwüle Atmosphäre des Sommerabends, die düfteschwangere Luft des gelben Salons, der das richtige Milieu ist für magnetischen Rapport und somnambules Empfinden, — und gleich bei den ersten Zeilen von „Eine Himmelfahrt" sind wir von Mitleid erfüllt für den Mann mit dem keuschen Herzen, der sechsundfünfzig Jahre dafür büßt, daß er die Lüge haßt, an dem das Leben zeitlos dahingleitet, dem nur die alte, vom Sonnenlicht spät und spärlich beschienene Akazie Frühlingsduft und Frühlingssehnsucht durch das vergitterte Fenster in Zelle und Herz sendet, und der, als ihn der späte Sonnenstrahl der Begnadigung trifft, den Glanz des Erdenfrühlings nicht mehr ertragen kann, — kurz, wir werden in stets wechselnder Weise erwärmt, gefesselt und interessiert. „Tampete" wird Heitmüller rasch einen Freundeskreis erwerben, der mit Spannung seinem nächsten Werke entgegensieht.

M. H. von Helldorff.

Die Tscherkessen. Roman von A. G. v. Suttner. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 448 Seiten.

Ein Stück Völkergeschichte im Rahmen eines fließend geschriebenen Romans, reich an Belehrung und, wie der langjährige Aufenthalt des Autors im Kaukasus verbürgt, auf zuverlässigen Studien beruhend. Die Gegensätze von menschlicher Großmut und Niedertracht, Heldentum und Feigheit, Friedenssegen und Kriegsfluch bekommen ihre scharfe Ausprägung durch den Hintergrund eines unter schweren Kämpfen vom Barbarentum zur Kultur sich durchringenden Volkes. Die Personen sind scharf gezeichnet, der Gang der Handlung ist spannend, besonders in der Schlußpartie des Buches, das man mit ebenso viel Vergnügen als Nutzen liest. —ck.

Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Von Graf Paul v. Hoensbroech. Berlin 1897. Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly). 313 Seiten.

Unter Hinweis auf zahlreiche Belege aus katholischen Werken kennzeichnet der Verfasser

Digitized by Google

den Ultramontanismus als eine unreligiöse Verzerrung des Christentums und als die größte Gefahr für unsre nationale Entwicklung. Als wirksamstes und auf die Dauer allein zum Ziele führendes Kampfmittel empfiehlt er die Durchführung dieses Grundsatzes: „Die äußerlich-weltlichen Ansprüche des Ultramontanismus, seine weltlich-politischen Anmaßungen, sein Auftreten als weltliche Macht und sein Verlangen, in höfisch-fürstlichen Formen behandelt zu werden, müssen überall und in jeder Richtung gänzlich unberücksichtigt bleiben und gegebenen Falles fest und beharrlich zurückgewiesen werden." Nachdrücklichster Ernst ist der Charakter, den die Sprache des Buches zeigt; stellenweise wird sie von hoher Leidenschaftlichkeit beherrscht. Das Werk ist bereits in zweiter Auflage erschienen. Br.

Reisebriefe aus Palästina. Von H. v. Soden. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1898.

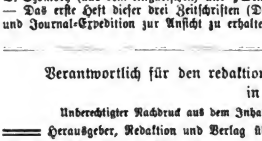
Der Verfasser ist evangelischer Geistlicher, der sich mit einigen Begleitern zur Durchforschung alter Handschriften des Neuen Testaments in der Bibliothek des griechischen Patriarchen in Jerusalem aufgehalten und im Anschlusse daran die wichtigsten Stätten des Heiligen Landes besucht hat. Das vorliegende Buch ist aus Briefen an die Angehörigen erwachsen und hält die Aufzeichnungen in dieser Unmittelbarkeit nach Kräften fest.

Gegenüber der katholischen Reisebeschreibung von Karrillon (siehe S. 124 d. vor. Heftes) haben wir hier eine streng evangelische; zugleich gegenüber der heiteren eine streng ernste. Beide Richtungen des Glaubens und der Stimmung haben ihr Recht. Den Vorzug verdient die Arbeit, die es am besten versteht, dem Leser das Wahrgenommene vor die Augen zu führen und in ihm die empfundene Stimmung zu erwecken.

Wenn nun in dieser Beziehung Soden durch die weit über das gewöhnliche Maß hinausgehende Beobachtungs- und Darstellungsgabe Karrillons in den Schatten gestellt wird, so darf doch auf der andern Seite nicht verkannt werden, daß auch Soden eine nicht geringe Reihe von richtigen und wichtigen Gesichtspunkten festlegt. K. F.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Redaktionelles.



In „Ueber Land und Meer" erscheint gegenwärtig „Das Gänsemännlein", eine anmutige Erzählung aus dem heutigen Nürnberg von Otto v. Leitgeb, illustriert von Wilhelm Hoffmann, sowie die Novelle „Polnisches Edelmann" von Georg Freiherr v. Ompteda, in welcher der Autor in anziehender Weise ein Erlebnis aus dem Kadettencorps behandelt. — Unter dem Titel „Aus tiefem Schacht" hat in der „Deutschen Romanbibliothek" ein neuer Roman von Fedor von Zobeltitz zu erscheinen begonnen, worin der Verfasser scharfe Schlaglichter auf die Auswüchse des industriellen Unternehmertums wirft. Daneben läuft noch die Romandichtung „Phroso" von Anthony Hope, die den Leser in fortgesetzter Spannung erhält. — Der neue Jahrgang der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" wurde mit zwei hochinteressanten Werken ausländischer Schriftsteller eröffnet. Vor allem ist die neueste Schöpfung Pierre Lotis zu nennen, „Ramuntcho", eine überaus stimmungsvolle, ergreifende Erzählung voll echter Poesie und tiefer Tragik, sodann „Mater Figge" von Georg Nordensvan (aus dem Schwedischen), ein köstliches, meisterhaft gezeichnetes Charakterbild voll Geist und sprudelndem Humor. Daneben finden wir an kleineren Beiträgen: „Lazar" von D. Szomory (aus dem Ungarischen) und „Wenn die Graugans zieht" von Hans Aanrud (aus dem Norwegischen). — Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Verlag von Hermann Walther in Berlin.

Der Ultramontanismus.

Sein Wesen und seine Bekämpfung.

Ein kirchenpolitisches Handbuch

von

Graf Paul von Hoensbroech.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

XXVIII und 471 Seiten 8°.

Preis: brosch. M. 6,—, geb. M. 7,—.

„Leipziger Neueste Nachrichten". Das Buch verdient die weiteste Verbreitung.

„Darmstädter Täglicher Anzeiger". Allen, welche das innere Wesen des Ultramontanismus kennen lernen wollen, sei das bedeutungsvolle Buch wiederholt bestens empfohlen.

H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M.

Den neuen (III.) Jahrgang
beginnt am 1. Januar 1899
in bedeutend vermehrtem Umfang

Die illustrierte Wochenschrift
DIE UMSCHAU
unterrichtet in gemeinverständlich. Form über alle Wissensgebiete.
Probenummern gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

2 gr. Schränke,
m. öffent. Mark. bestehd (selbst den ältesten), zu verkauf. Anfragen unter **M. M. 5883** beförd. **Rudolf Mosse, München.**

Dr. P. Albert Kuhn.

Allgemeine Kunst-Geschichte.

Die Werke der bildenden Künste
vom Standpunkte der
Geschichte, Technik, Aesthetik.

Ca. 25 Lieferungen à 2 Mk.
Jetzt sind 16 Lieferungen erschienen.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.
Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Giuseppe Verdi und seine Werke.

Von **Gino Monaldi.**

Aus dem Italienischen übersetzt von L. Holthof.

Elegant gebunden Preis M. 7. —

Das Buch dürfte alle bisherigen Biographien Verdis überflüssig machen, nicht nur etwa weil es bis in die letzten Tage fortgeführt ist, sondern weil es, obwohl es von einem Landsmann des Komponisten Verdi verfaßt, von so objektivem Geist diktiert ist wie kein andres Lebensbild des Meisters und zugleich bedeutendsten der noch lebenden Tonkünstler

Allgemeine Zeitung, München.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dr. Emmerich's Heilanstalt
für Nerven- und Morphium- und dergl. Kranke

Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

Nähe im Prosp.

Baden-Baden

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.

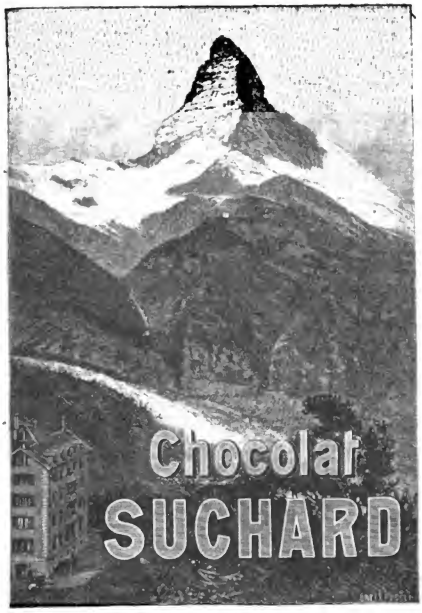
Dirig. Arzt: **Dr. Emmerich.** 2 Aerzte.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. **Mit natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen rschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Digitized by Google



Ph. Suchard Neuchâtel

gegründet 1826.

Loerrach (Baden) Bludenz (Vorarlberg).

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Diesem Heft ist ein Prospekt über Dr. med. Otto Emmerich's Heilanstalt für Nerven- und Morphium- u. dergl. Kranke in Baden-Baden beigegeben, der gef. Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

Sonntags Kinder

Eine Monatsschrift

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAR 8 1899
CAMBRIDGE, MASS.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Geheimerat Klemm (Dresden)	Gespräche mit Windthorst. Ueber das Bürgerliche Gesetzbuch, über den Code civil und über die Zivilehe. Eine Erinnerung aus meiner Reichstagszeit	257
Hermine Villinger	Komödianten	262
Peter Rosegger	Die Sozialdemokraten in den Ostalpen	276
Wilhelm Schur, Direktor der	Königl. Sternwarte in Göttingen: Welche Planeten können von lebenden Wesen bewohnt sein?	280
Rudolf Meyer-Krämer	Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel. Ungedruckte Briefe (Fortsetzung)	286
Arnaldo Cervesato	Ein Italiener auf der Teufelsinsel	302
Prof. Dr. Victor Urbantschitsch	Ueber Hörübungen	311
Klaus Groth	Wie mein „Quickborn" entstand (Schluß)	318
Alfred Ruhemann (Brüssel)	Ein Besuch und Unterhaltungen im Atelier eines belgischen Meisters	329
Louise v. Robell	Farben und Feste im Altertum. Kulturhistorische Studie (Schluß).	334
M. v. Brandt	Ex oriente lis	359
Lady Margaret Vane	Ländliche Krankenpflege in England	363
M. zur Megede	Litterarische Revue	368
Berichte aus allen Wissenschaften		371
	L. Fürst: Fieber.	
Litterarische Berichte		379
	Die Untrüglichkeit unsrer Sinne. Von L. Glahn. — Speculum perfectionis seu S. Francisci Assisiensis legenda antiquissima auctore fratre Leone. Nunc primum edidit Paul Sabatier. — Mann und Weib. Bergvolk. Novellen von G. von Berlepsch. — Von zwei Geschwistern. Von Otto Sachs.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		380

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

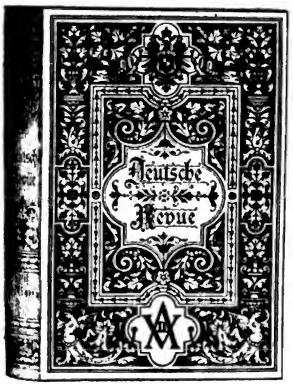
1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

—» Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig. «—

Original-Einband-Decken zu Deutsche Revue.



Den geehrten Abonnenten auf unsre

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in unsrer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum ersten Band des Jahrgangs 1899 (Januar- bis März-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894 bis 1898 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst, mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Post**abonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch **direkt** von der unterzeichneten Verlagshandlung geliefert.

Stuttgart, Neckarstraße 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAR 8 1899
CAMBRIDGE, MASS.

Gespräche mit Windthorst.

Ueber das Bürgerliche Gesetzbuch, über den Code civil und über die Zivilehe.

Eine Erinnnerung aus meiner Reichstagszeit.

Von

Geheimerat **Klemm** (Dresden).

Es war gegen Ausgang der achtziger Jahre, als ich bei einem Sonntagsausfluge von Berlin nach Dresden mit Windthorst im Coupé (heutzutage „Abteil") eines frühzeitig verkehrenden Eisenbahnzuges zusammentraf. Er begrüßte mich freundlich als Reisegesellschafter. — Natürlich wurden wir bei Anknüpfung des Gesprächs sofort von einem Ereignisse erfaßt, welches in jenen Tagen nicht nur die Fachmänner, sondern die Bevölkerung überhaupt mit lebhaftester Teilnahme erfüllte. Die Kommission, welche der Bundesrat mit Ausarbeitung eines Bürgerlichen Gesetzbuchs (samt Einführungsgesetz) für das Deutsche Reich betraut hatte und welche schon seit September 1874 in Thätigkeit gewesen war, stand am Abschluß ihrer langjährigen, mühevollen Durchberatung des gesamten Stoffes und der von ihr daraus hergeleiteten Vorschläge. Man hatte während des ganzen Zeitraumes Sorge getragen, daß ununterbrochen zuverlässige Mitteilungen über Inhalt und Gang der Verhandlungen in der Kommission und über die dort gefaßten Beschlüsse in die Oeffentlichkeit gelangten, um nicht nur den Vertretern der Rechtswissenschaft und den zur Rechtspflege Berufenen, sondern auch den Vertretern öffentlicher Interessen, insonderheit auch wirtschaftlicher Interessen, Gelegenheit zu geben, mit Beurteilung der Entwürfe behufs weiterer gesetzgeberischer Behandlung derselben hervorzutreten. Dies hatte, wie bekannt, aus den weiten, die verschiedensten, zum Teil sich kreuzenden, sich widersprechenden Interessen einschließenden Gebieten des Reichs so massenhafte Kundgebungen von Wünschen, Vorschlägen, Forderungen auf Abänderungen, Ergänzungen, Einschaltungen, Streichungen betreffs der Entwürfe hervorgerufen, wie man weitaus nicht geahnt hatte. Die betreffende kritische Thätigkeit war zu dem Zeitpunkte, von welchem ich hier berichte, noch im Wachsen. Zufolge der endlichen, im Reichsjustizamte gefertigten Zusammenstellung der sämtlichen einschlagenden Leistungen füllen dieselben sechs Druckbände!

Digitized by Google

Windthorst teilte keineswegs die pessimistische Anschauung derer, welche sich durch die aus der hier gedachten Sachlage in Hinsicht auf die einheitliche Ordnung der bürgerlichen Rechtsverhältnisse im gesamten Reiche allerdings für jedermann offenkundig gewordenen außerordentlichen Schwierigkeiten bis zur Entmutigung imponieren ließen und das Scheitern des Werkes fürchteten. Er gab vielmehr der Zuversicht Ausdruck, die Schwierigkeiten würden, wenn auch mit großen Anstrengungen und unter allseitiger Bethätigung von Selbstverleugnung, zu überwinden sein; er schränkte jedoch auch hier, wie er dies nicht selten pflegte, den ausgesprochenen allgemeinen Satz unter einem folgenden gedehnten „Aber" ein, indem er hinzufügte: aber eine zweite Lesung der Vorschläge der (ersten) Buchkommission, und zwar unter Verstärkung derselben namentlich durch Mitglieder aus den Kreisen sogenannter gewerblicher Praktiker, werde unentbehrlich sein. Zugleich erkannte er die grundlegende Bedeutung dessen, was die Kommission durch ihre bisherige Arbeit erreicht habe, rückhaltlos an. —

Die Abgeschlossenheit im Coupé weckte unverkennbar in uns beiderseits ein Gefühl, als befänden wir uns auf neutralem Grund und Boden; so glich unsre Unterhaltung nicht sowohl einem Austausche von Meinungen als vielmehr einem lauten Gedankenaustausche.

Mit dem Gedanken der zweiten Lesung, als des besten Mittels zur Beseitigung der auftauchenden Schwierigkeiten, stand Windthorst auf der Seite der zahlreichen Bevölkerungsschichten, die für die Verabschiedung des Bürgerlichen Gesetzbuches eifrigst eintraten. Hier war er mit seinem „Aber" populär. Die Opferwilligkeit der Bevölkerung, als unterstützendes Element schlug er nicht gering an. — Im großen Publikum hatte sich sogar der Gedanke der zweiten Lesung schon bis zu einer festen Voraussetzung verdichtet.

Ein Versuch, der mich jener Zeit sehr lebhaft beschäftigte: eine Parallele zu ziehen zwischen dem Code civil (Napoléon) und unserm Entwurfe, veranlaßte mich zu der Frage: ob nicht Napoleon I. bei Schaffung seines Bürgerlichen Gesetzbuchs mit ebenso großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, wie wir solchen auf unserm Felde begegneten? — Windthorst verneinte dies schlechthin. Er meinte: Napoleon habe, als Erbe der Revolution (cum beneficio inventarii) bezüglich vielfältiger der Vergangenheit entstammender Rechtseinrichtungen reinen Tisch vorgefunden, da die revolutionären Machthaber, unter schonungslosester Nichtachtung erworbener Rechte und schwerwiegender Interessen, alle Einrichtungen, die ihnen die Gunst der selbstsüchtigen, blind wütenden Massen zu schmälern gedroht, gewaltsam vernichtet gehabt hätten. Napoleon habe, als er sein Gesetzgebungswerk ins Leben gerufen, noch als erster Konsul, in seinem Staatsrate, dem er in wichtigen Fragen selbst präsidiert habe und gegen dessen Entscheidungen ein Widerspruch nicht gestattet gewesen, sich einen Apparat geschaffen, welcher der von ihm bereits ergriffenen uneingeschränkten obersten Gewalt auch im Bereiche der Gesetzgebung vollen Spielraum gelassen habe. Da sei unsre Lage denn doch eine völlig andre. Zufolge unsrer aus völkerrechtlichen Verträgen selbständiger Staaten hervorgegangenen, auf konstitutionell-monarchische Grundsätze gebauten

Digitized by Google

Reichsverfassung habe die so hochwichtige einheitliche Regelung der Bestimmungen des bürgerlichen Rechts für das gesamte Bundesgebiet auf dem Wege bundesfreundlicher Verständigung und bundesfreundlichen Nachgebens bis zu der Grenze vor sich zu gehen, wo die Rechtsordnung in besondere örtliche, beziehungsweise wirtschaftliche, ihrer Natur nach eine Verallgemeinerung nicht zulassende Verhältnisse einzelner Gebiete einzugreifen habe. Es sei dieser Weg unter Beteiligung der in der nämlichen Reichsverfassung für das Ganze des Bundesgebiets vorgesehenen Volksvertretung, also des Reichstags, zurückzulegen. Niemals könne solches Verfahren durch imperialistische — napoleonische — Machtworte ersetzt werden. Soweit es sich mithin um Ueberwindung von Schwierigkeiten betreffs Schaffung der Rechtseinheit handle, sei, bei der noch bestehenden außerordentlichen Mannigfaltigkeit der einschlagenden Verhältnisse in Deutschland, die Aufgabe für uns in der Gegenwart eine weit schwerere, als sie seinerzeit für den großen Napoleon gewesen. An diesen Gedankengang knüpfte Windthorst die Zurückweisung eines Vorschlags, der schon damals hie und da auftauchte: es möge der hoffentlich in einer zweiten Lesung von einer zweiten Buchkommission zu stande gebrachte Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches (samt Einführungsgesetz), vom Reichstage — ohne Verhandlung im einzelnen — en bloc angenommen werden. Es könne zwar bei sehr umfänglichen und tief in bestehende Verhältnisse eingreifenden Gesetzesvorlagen, nach Umständen, eine Annahme en bloc wohl durchführbar und wohl angebracht sein, allein für die maßgebenden deutschen Zustände im gegebenen Falle werde dieselbe nimmermehr ausreichen. Er verlangte, wenn der Reichstag seine Stimme abzugeben berufen werde, vorherige vollständige, geschäftsordnungsmäßige Durchberatung der Vorlage durch den Reichstag auf Grund des Berichtes einer vom letztern zur Bearbeitung der Angelegenheit eingesetzten Reichstagskommission. So nur werde es gelingen, in einer die Bevölkerung in der Gesamtheit befriedigenden Weise das Ziel zu erreichen. Immerhin werde bis dahin noch eine „stattliche“ Reihe von Jahren vergehen. Prophezeiend schloß er: „Ich werde diesen Abschnitt nicht erleben.“

Ich gedachte des bekannten Verzeichnisses der Bücher, welche Napoleon auf seiner Expedition nach Aegypten bei sich geführt, wie dieses Verzeichnis in den Memoiren von Bourrienne mitgeteilt wird; ich bemerkte, daß darin das Alte Testament, das Neue Testament und der Koran eingetragen sei, aber unter der Rubrik „Politique“; man pflege zu sagen: Hieraus könne man abnehmen, wie schon der damalige General Buonaparte der Kirche und den religiösen Dingen gegenübergestanden habe. Windthorst sagte kurz: „Ja, das kann man“, (das Wörtlein „das“ besonders scharf betonend).

Ich hatte mich zu Erzählung dieser Anekdote bestimmen lassen — wohl wissend, daß sie nicht neu sei —, um, weniger sprunghaft, noch der Anschauung Ausdruck geben zu können, es liege die größte Schwierigkeit bezüglich des Zustandekommens des Gesetzgebungswerkes doch in der Frage: ob die (damals) bereits seit länger als zwölf Jahren im Reiche in Geltung befindliche obligatorische

Digitized by Google

Zivilehe (das will sagen: die bürgerliche — standesamtliche — Eheschließung als für alle Fälle und für alle Staatsangehörige in gleicher Weise zu fordern) in das Bürgerliche Gesetzbuch herübergenommen werden und den Verlobten nur freigestellt werden solle, ob sie neben der bürgerlichen Eheschließung noch um die kirchliche Weihe ihres Ehebundes nachsuchen wollten oder nicht.

Windthorst schwieg einige Augenblicke; dann äußerte er sich also: „Sie wissen, wir haben (er meinte offenbar sich und seine Partei) bei Erlassung des unter anderm auch die Eheschließung betreffenden Reichsgesetzes vom Jahre 1875 uns dagegen gesichert, daß durch dieses die obligatorische Zivilehe einführende Gesetz die kirchlichen Verpflichtungen in Beziehung auf Taufe und Trauung irgendwie berührt würden. Man hat einen diese Sicherung gewährleistenden Paragraphen in das Gesetz aufgenommen. Als hierauf, kaum nach Jahresfrist, der Entwurf der Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich im Reichstage beraten wurde — und schon der Entwurf ließ in seinem die Ehesachen behandelnden Abschnitte als zu diesem Teile der Reichsgesetzgebung gehörig, auch was die Frage der rechtlich wirksamen Eheschließung betrifft, als Grundlage nur die durch das Gesetz vom Jahre 1875 eingeführte obligatorische Zivilehe erkennen —, habe ich zugleich im Namen meiner katholischen Parteigenossen erklärt: Daß wir, um in die Förderung des Gesamtwerkes nicht störend einzugreifen, der Erhebung des Entwurfs zum Reichsgesetze nicht entgegentreten würden, daß wir aber von den Bedenken, die wir in Ehesachen immer gehegt hätten und noch hegten, nicht das geringste fallen ließen; daß wir bei dem durch das Gesetz von 1875 festgelegten Vorbehalte beharrten; daß wir nur unter diesem Vorbehalte, wonach ein Prozeß, der sich nur auf die bürgerliche Eheschließung gründe, als auf kirchlichem Gebiete wirksam nicht gelten könne, für den Entwurf stimmen würden. Der Verlauf der Verhandlungen, welche damit endigten, daß der Entwurf mit überwiegender Mehrheit — der Präsident konstatierte: ‚fast einstimmig' — angenommen wurde, ließ daran keinen Zweifel aufkommen, wie man allseitig dem Vorbehalte die Wirkung eines allgemeinen, leitenden Grundsatzes, eines Prinzips beilege, wodurch die Bedeutung der obligatorischen Zivilehe klargestellt werde. Mag man nun die Auffassung der Einrichtung der Ehe, wie diese Auffassung zur obligatorischen Zivilehe führt, in das Bürgerliche Gesetzbuch herübernehmen, so wird man es eben für angezeigt erachten, reichsgesetzlich nur die bürgerliche Seite der Ehe zu regeln, — die sittliche und religiöse Seite wird der Kirche verbleiben und verbleiben müssen. Wir werden von diesem Standpunkte nie weichen. — Es ist nicht zu fürchten, daß man versuchen werde, zu unsrer Beeinträchtigung von jenem Grundsatze abzugehen; schon die historischen Vorgänge würden wir zu dessen Aufrechterhaltung verwerten können."

Ich war gerade darüber, zu erwägen, wie ich in der nicht ganz einfachen Situation, die ich mir selber geschaffen hatte, den Faden etwa weiter spinnen möchte, als unser Zug im böhmischen Bahnhofe zu Dresden einrollte. Da

Digitized by Google

erledigte sich nun freilich jedes Weiterspinnen; leider hat sich dazu auch später, solange Windthorst noch lebte, für mich keine Füglichkeit geboten.

Windthorst nahm, damals sehr augenleidend, meine Führung nach dem nur wenige Schritte entfernten „Unionhotel" — der Weg führte durch sehr lebhaften Straßenverkehr — an. Beim Gehen warf ich die Frage auf, ob, wenn uns von den Passanten jemand erkennen sollte, man hier oder dort von unserm „Arm in Arm" Notiz nehmen werde? Windthorst lachte herzlich und sagte zu mir: ‚Nehmen Sie sich in acht, daß man Sie nicht als Mitglied einer klerikal-partikularistischen Verschwörung bezeichnet!"

Als ich, nach Berlin zurückgekehrt, am andern Mittage den Sitzungssaal des Reichstags betrat, war Windthorst wohlbehalten und heiter bereits wieder anwesend. Ich bemühte mich sofort, in den Stenographischen Berichten über die neunte Legislaturperiode des Reichstags, sechste Session (Jahrgang 1876), nachzuschlagen, wie es sich mit dem am Tage zuvor von Windthorst gedachten Vorgange bei Beratung der Zivilprozeßordnung, nach der Darstellung dieser Berichte verhalte. — Ich hatte das Gedächtnis des „geehrten Herrn" zu bewundern. In der Hauptsache ist dort der Vorgang in Uebereinstimmung mit Windthorsts Darstellung, wie derselben im vorstehenden gedacht, wiedergegeben. Ich lasse die bedeutsame Stelle (Seite 169) hier wörtlich folgen: „Für das kirchliche Gebiet ist ein solcher Prozeß eben nicht vorhanden."

Je näher der Zeitpunkt rückt, zu welchem das Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft treten wird, um so lebendiger ist die Erinnerung an den hier erzählten Vorgang in mir wieder aufgewacht. Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, diese Erinnerung gegenwärtig auch für weitere Kreise zu verlautbaren. Ich kann *nicht* sagen, daß ich die gefallenen Aeußerungen, insbesondere die kräftigen und lebendigen Aeußerungen, die ich vernommen, allenthalben *wort-getreu* wiederzugeben im stande gewesen wäre; aber ich kann sagen, daß ich dieselben *sinn-* und *inhaltsgetreu* wiedergegeben habe.

Manche interessante Eisenbahnfahrt zwischen Berlin und Dresden ist mir beschieden gewesen; aber die interessanteste war die mit *Ludwig Windthorst*. — Schließlich ist ja doch, mehrere Jahre nach seinem Tode erst abschließend, beim Zustandekommen des großen Gesetzgebungswerkes es so gekommen, wie er damals voraus — *kombinierte*!

Digitized by Google

Komödianten.

Von

Hermine Villinger.

Es war Gagetag, da gab's immer ein Gelage bei König Lear. So nannten ihn die Kollegen wegen der eigentümlichen Großartigkeit seiner Erscheinung. Er brauchte sich nicht erst auf den Zehenspitzen zu erheben, um — „jeder Zoll ein König" — dazustehen.

Wenn er durch die Gassen schritt, das noch immer schöne Antlitz ein wenig gesenkt, die Hände auf dem Rücken, wurde ihm mancher Blick der Bewunderung zu teil, und der Künstler fühlte das, ohne aufzusehen, er brauchte ihn, diesen Blick, und wenn die Bewunderung, nach der sein Herz lechzte, einmal ausblieb, dann waren es elende Kreaturen, die ihm verweigerten, was ihm gebührte. Denn ging nicht jeder noch einmal so gern ins Theater, wenn sein Name auf dem Zettel stand? Wer sonst vermochte mit gleicher Meisterschaft das Publikum zu rühren, zu erschüttern und zu belustigen? Nur freilich, sein Privatleben — Schulden ins unabsehbare, irgendwo eine Familie, mit der er nicht lebte — die gerechten Seelen der Stadt bemühten sich umsonst, die große Gewissenlosigkeit, die Reichert im Leben zeigte, mit seiner edeln Künstlerwürde in Einklang zu bringen. Denn sobald er die Bretter betrat, in jeder Rolle, sie mochte groß oder klein sein, er war mit Leib und Seele bei seiner Aufgabe, und nichts empörte ihn mehr als die Nachlässigkeit seiner Kollegen. Es kam vor, daß er in seinem Zorn das nächste beste Stuhlbein ergriff und nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, den Mann, der seine Sache schlecht machte, zu züchtigen.

Im Leben ließ er fünf gerade sein, da brachte ihn nichts aus seinem Gleichmut. Jeder seiner Kollegen wußte, wenn Reichert genug in der Kasse hatte, war er verschwenderisch wie ein unbesonnenes Kind; davon profitierten sie alle; war nichts da, half jeder, wie er konnte, denn keiner am ganzen Theater hätte die Freundschaft des Kollegen missen mögen; er war ihr König, darin waren sie einig.

Der Künstler trat in sein hell erleuchtetes Speisezimmer:

„Genug Wein da, Schleifl, genug Champagner? Du bist manchmal etwas gemein in dieser Hinsicht, Alter."

„Ach Gott, lasse Sie mich doch mache," brummte der Theaterdiener, der hier die Hausfrauendienste versah.

„Der Stolze," meinte er gelassen, als es draußen läutete, und legte noch zwei Servietten zusammen, bevor er öffnete.

Reichert, der vor dem Spiegel stand und sich — wozu er alle Ursache hatte — über sich selber freute, streckte dem Eintretenden mit einem „Gegrüßest seist

Digitized by Google

du, Gerechtsamer" zwei Finger seiner Rechten entgegen; in demselben Augenblick bemerkte er, daß er vergessen hatte, das Bildnis des Kollegen, das mit dem Gesicht gegen die Wand hing, weil er es nicht leiden konnte, umzukehren.

Auch Stolze, ein untersetzter, beinahe spießbürgerlich aussehender Herr mit glatt anliegendem Haar — nur der Mund verriet den Schauspieler —, auch Stolze sah, was mit seinem Bild geschehen war, aber er lächelte bloß, er sagte nichts. ‚Nun ja,' lag in diesem Lächeln, ‚kehre du mich nur gegen die Wand, es ist ja doch weiter nichts als Neid, weil dir mein Lebenswandel ein Vorwurf ist — werden ja sehen, wo du hinkommst mit deinem großen Gethue —'

Reichert las ihm die Gedanken aus dem Gesicht wie aus einem Buch; die beiden konnten einander nichts vormachen und versuchten es auch nicht.

Sie hatten vor ungefähr dreißig Jahren ihre Künstlerlaufbahn an der Bühne begonnen, der sie jetzt noch angehörten. Stolze, damals der erste Liebhaber, hatte im Anfang noch mehr Glück als Reichert, der der schwierigeren Aufgabe seiner Charakterrollen nicht immer ganz gerecht werden konnte. Aber wie schnell wuchs er in seine Aufgaben hinein, wie weit ließ er in kurzer Zeit den Kollegen hinter sich zurück! Stolzes jugendliches Feuer hatte nicht lange standgehalten; noch bei jungen Jahren mußte er sich in die Rollen der braven, gediegenen Herren schicken und wurde mit der Zeit einer jener Schauspieler, die nie etwas verderben und von denen man nie spricht. Sein Privatleben war musterhaft; er hatte eine Beamtentochter geheiratet, und sie sparten und plagten sich ab, um ihren Kindern eine tüchtige Erziehung geben zu können. Kein Mensch paßte weniger in Reicherts flottes Künstlerheim als die nüchterne Erscheinung des in so gediegenen Verhältnissen lebenden Kollegen. Aber er fehlte nie, denn er war mit seiner Frau übereingekommen:

„So ganz darf ich mich von meinen Kollegen nicht zurückziehen, und außerdem — dann und wann ein gutes Glas Wein, das frischt den Menschen auf, und da ich mir diesen Genuß nicht gut verschaffen kann, gehe ich zu Reichert. Er soll Gott danken, daß eine so allgemein geachtete Persönlichkeit an seinem Tische sitzt."

Die beiden so ungleichen Kollegen waren ans offene Fenster getreten; es war ein wunderschöner Juniabend; in den kleinen Gärten ringsumher zeigte sich überall Leben; die Kinder sangen und schrieen, die Amseln schmetterten ihr Lied; der Frühling duftete aus allen Sträuchern.

„Hm, ja," meinte Stolze, „es ist sehr schön hier außerhalb der Stadt; von allen Dingen, die ich mir versagen muß, kommt mich nichts so hart an, als nicht im Grünen wohnen zu können. Ich habe schon manchmal meinen Schneider beneidet; Sie können ihn da oben im Dachzimmer des großen Hinterhauses arbeiten sehen; es ist sehr hoch hinaufzusteigen, aber er ist sehr billig."

„So, das ist Ihr Schneider," sagte Reichert; „na ja," setzte er mit einem Blick auf Stolzes schlecht sitzenden Rock hinzu.

„Mein Lieber, wenn Sie Ihrem Schneider für das Anfertigen eines Anzugs hundert Mark zahlen, zahle ich noch nicht zwanzig." —

Digitized by Google

„Wie lang er wohl an so einem Anzug sticheln mag, der arme Teufel!“ meinte Reichert.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Stolze.

Der Kollege lächelte: „Wenn nur Sie gewinnen, einerlei, ob ein andrer dabei verliert —“

„Jedenfalls ist es der einzig richtige Standpunkt eines Familienvaters,“ unterbrach ihn Stolze, „Ordnung im Hause zu halten, die Kinder gut zu erziehen. Um dies zu können, versage ich mir mehr, als Sie ahnen, und wenn ich mich bemühe, billige Bezugsquellen ausfindig zu machen — bin ich mir nicht selbst der Nächste? Oder halten Sie es für verdienstlicher, offene Hand zu haben für alle und die Eignen zu kurz kommen zu lassen?“

Es ging ein Schatten über Reicherts Antlitz: „Meine Frau ist vermögend,“ sagte er kurz.

„Aber —“

Sie wurden unterbrochen; der Bassist kam, mit einer jungen Balletttänzerin am Arm; ihnen folgten rasch nacheinander alle möglichen Pärchen, verheiratet oder ledig.

Plötzlich flog die Thüre mit lautem Krach gegen die Wand — Lola, Reicherts Auserkorene, stürmte herein, ein schönes Weib, in mattweiße Seide gekleidet; eine lange Boa flatterte ihr um die bloßen Schultern; ungebändigte Lebenskraft, unverwüstliche Frische sprach aus jeder ihrer Bewegungen. Sie warf sich, nachdem sie Reichert umarmt hatte, ohne Auswahl jedem Anwesenden an den Hals. Vor Stolze verneigte sie sich bis auf die Erde:

„Wie geht's, Hochachtbarster, was machen Ihre Herren Ladenschwengel?“

„Junge Leute in einem Bankgeschäft sind keine Ladenschwengel,“ gab ihr der Kollege zur Antwort.

„Lausbuben sind's, die mich nicht einmal grüßen!“ fuhr Lola auf, drehte sich auf dem Absatz herum, streckte die Zunge heraus und fiel über das Dessert her.

Ihre Manieren waren für niemand etwas Neues; sie war schön und die Auserkorene Reicherts, des Regisseurs, mit dem es niemand verderben wollte, und Lola verstand es, diese ihre doppelte Machtstellung in jeder Hinsicht auszunützen.

„Zu Tisch, zu Tisch!“ befahl sie; „wozu warten! Ich bin hungrig; einerlei, wer fehlt, wenn ich hungrig bin.“

Man hatte eben Platz genommen, als der erste Tenor mit seiner jungen Gattin erschien; sie waren nicht fertig geworden, sie wurden nie fertig, sie hatten wieder einmal keinen Dienstboten.

„Ich begreife gar nicht,“ sagte der junge Ehemann, der einen großen Karton an zwei Bändern am Arme trug, „ich begreife nicht, warum gerade uns diese elenden Dienstboten immer davonlaufen, wo doch Leni eine so tüchtige Hausfrau ist.“

„Die! Flausen!“ kreischte Lola auf.

Die junge Frau warf ihr einen halb flehenden, halb zornigen Blick zu.

Digitized by Google

„Ich bitte," wandte sie sich an die Anwesenden, „ist Rudi auch nur halb so beschäftigt wie ich? Wann giebt's denn mal 'ne neue Oper? Aber die neuen Schauspiele schießen nur so aus der Erde — dabei Hausfrau sein — hast du vielleicht je Hunger gelitten, Rudi?" wendete sie sich an ihren Mann; „seht ihn an, er hat in der kurzen Zeit unsrer Ehe eine Taille bekommen wie ein Heldenvater. Am meisten aber bilde ich mir auf mein Baby ein — kann ein Kind von einem halben Jahr rosiger, kräftiger, gesunder aussehen als mein Kind? Schaut her!"

Damit hatte sie ihrem Mann den Karton abgenommen, auf den Tisch gestellt und den mit vielen Löchern versehenen Deckel geöffnet.

In einem schneeweißen Bettchen lag in der That das reizendste Kind so wohlig in seine pappene Schachtel geschmiegt, als je eines in einer Wiege lag.

Sie waren alle herbeigekommen und beugten sich über das Kleine, ihrem Entzücken lauten Ausdruck gebend.

„Aber still doch," meinte eine der jungen Künstlerinnen; „seht ihr denn nicht, es schläft so gut, ihr weckt's ja auf."

„Damit hat's keine Gefahr," erklärte die junge Mutter, „mein Baby ist nicht verwöhnt; im größten Lärm schläft's wie ein Engel; ich memoriere in demselben Zimmer, in dem 's liegt, der Mann singt nebenan, die Thüren fliegen bei uns ununterbrochen auf und zu, 's macht ihm alles nichts."

Man kehrte zu Tisch zurück.

„Hm," meinte Stolze, indem er sehr bedächtig das Haupt schüttelte, „wir werden ja sehen mit der Zeit, wie dem Kind dieser Lärm, dies Herumschleppen bei Nacht und Nebel bekömmt. Meine Frau wäre entsetzt."

„Nun ja," ereiferte sich die junge Künstlerin, indem sie einen kurzen Blick nach ihrem Mann warf, „Ihre Frau und ich — mein Kind ist halt von meiner Art, und die Ihren sind von Ihrer Art; soll ich's, wenn ich keinen Dienstboten habe, allein zu Haus lassen? Man muß nicht so abhängig vom Herkömmlichen sein; geht's nicht im hergebrachten Geleise, so geht's anders und vielleicht gerade so gut. Schleifl," wandte sie sich an den Diener, „wenn das Kleine schreit, im Karton liegt die Milchflasche, sie muß gewärmt werden."

„Weiß schon," meinte der Alte.

„Jetzt hört aber auf von dem Baby," sagte Lola, indem sie laut gähnte, „so eine Mutter ist was Grausliches; kannst dich begraben lassen, Leni. — Ihr," wandte sie sich an die andern, „denkt euch diese Werner — sagt mir heute die Gans auf der Probe: ‚Bitte, ich verstehe Ihre Ausdrucksweise nicht!' — so eine Canaille —"

„Die Werner ist ein braves, anständiges Mädchen," fiel ihr Stolze mit Nachdruck ins Wort.

„Na ja, warum," lachte Lola auf, „warum ist eine anständig? Weil sie keiner mag, das ist der ganze Witz; mir ist so eine zum Lachen, einfach zum Lachen —"

Sie begann ihre Kolleginnen durchzunehmen, und keine von ihnen wurde geschont, die Besten mit besonderer Schadenfreude in den Staub gezogen. Es

Digitized by Google

währte nicht lang, lästerte alles; ein jeder suchte den andern durch seinen Witz zu überbieten, und wer das Schlimmste brachte, dem warf Lola eine Kußhand zu.

„Und Sie, Sie trinken und schweigen?“ wandte sie sich an Stolze: „ist das alles, was Sie können?“

„Ich konkurriere nicht mit Leuten, denen nichts heilig ist,“ gab er trocken zur Antwort.

„Als ob überhaupt was heilig wär' auf der Welt!“ platzte sie los.

„Wissen Sie, daß Sie hiermit Ihr Urteil sprechen?“ fragte er.

Sie machte ein höchst verwundertes Gesicht: „Wieso?“

Reichert gab ihr einen Stoß unter dem Tisch.

Es war immer das Gleiche; er saß wie auf Kohlen neben diesem Weib, und doch konnte er nicht von ihr lassen. Sie war sein Geschöpf; aus der denkbar schlechtesten Schauspielerin hatte er eine geradezu gute gemacht, durch seine Liebe hatte er sie einem Leben der Unwürdigkeit entrissen. Sie wußte, was sie ihm zu danken hatte, und betete ihn an, und ihre Leidenschaft, ihre Schönheit und Jugend machten sie dem so viel älteren Mann unentbehrlich.

Er hatte ihr die Ehe versprochen, aber er war noch immer nicht von seiner ersten Frau geschieden; das Betreiben dieser Angelegenheit scheiterte an seinem Phlegma. Wie sie dagegen anstrebte, ihn aufzurütteln suchte! Sie war ja viel zu kurzsichtig, um einzusehen, daß sie diesem selben Phlegma auch die Duldung ihres Wesens verdankte.

Sie hatte sich an ihn gepreßt, ihre Hände streichelten ihn, ihre leidenschaftlichen Augen suchten die seinen. Reichert brauchte gar nicht erst in Stolzes Gesicht ihm gegenüber zu sehen, er wußte es auswendig, was der Kollege dachte. — Nun — und wenn's das Schlimmste war — hatte er nicht recht? War dieses Weib nicht entsetzlich? Kein gutes Wort, keine anständige Unterhaltung konnte in ihrer Gegenwart aufkommen; sie zwang alle zu sein, wie sie selber war, und hundertmal schon hatte er Dinge gethan, die seinem innersten Wesen entgegen waren, aus Furcht vor ihren Weinkrämpfen, ihrem lauten, leidenschaftlichen Gebaren. —

„Geh, schau mich freundlich an,“ bat sie, und wie verstand sie zu bitten! Wie unschuldig sah sie in solchen Augenblicken aus, wie unwiderstehlich. — „Mach kein so brummiges Gesicht,“ drang sie in ihn, „ich hab' ja gar nichts Böses gethan — bring mich lieber gleich auf der Stell' um, aber mach vorher ein freundliches Gesicht —“

Diese rosigen Wangen, die ihm so nahe waren, dieser frische Mund! — Sein Groll schwand dahin, er konnte nicht anders, er lächelte sie voller Entzücken an, sie, die er noch eben in seinem Innern geschmäht hatte.

Zwischen dem Bassisten und der Tänzerin war es zu einem Streit gekommen: er, schon weinselig, lamentierte wie ein altes Weib: „Sie ruiniert mich, sie giebt keine Ruhe, bis sie mich völlig zu Grunde gerichtet hat —“

„Aber so seien Sie doch kein solcher Waschlappen,“ schalt ihn Stolze, „Sie sind doch ein Mann.“

Digitized by Google

„Was hilft mir das?“ meinte der Bassist; „darum kann einer seinem Schicksal doch nicht entgehen.“

„Ihr Schicksal heißt: sich nichts versagen können, und das ist das Schicksal von euch allen,“ predigte Stolze.

„Sie, jetzt hören S' auf,“ herrschte ihn die kleine Tänzerin an, „den Ton, den S' da an sich haben, den mag i net. A Brillantringerl will i haben, an mein Finger soll's blitzen. I bin a treue Person, aber i möcht' wissen, warum i sonst dem sein Schatz wär', wann i net haben soll, was i mag; gleich nehm' i an andern —“

„Aber ich bitte Sie,“ entrüstete sich Stolze, „Sie sind so jung; wissen Sie denn nicht, daß jeder auf der Welt auf seine Reputation zu achten hat?“

„I net,“ gab die kleine, dralle Person achselzuckend zur Antwort, „a Ringerl will i haben, oder i lass' ihn sitzen —“

„Ihr hört, ihr hört, was sie mir anthun will, nachdem sie mich total ruiniert hat,“ greinte der Bassist.

„Thust mir leid,“ sagte die Kleine, „aber ohne a Ringerl mag i nimmer leben.“

Da flog so ein blitzendes Etwas über den Tisch zu ihr hin; Lola hatte von ihren überreich geschmückten Fingern einen Ring abgestreift und der Tänzerin zugeworfen. Diese schrie laut auf und warf sich Lola an den Hals:

„Du, jetzt kannst wieder lang auf mich bauen!“

Immer lauter, immer ungezwungener ging es her. Lola hatte sich unten an den Tisch zwischen zwei blutjunge Schauspieler gesetzt; sie war Reichert in ihrer Art treu, mußte aber alle Männer für sich gewinnen; dies waren zwei Neulinge, die durften ihr nicht entgehen. Sie hängte sich in beider Arme zugleich ein, ihnen abwechselnd den Kopf warm machend.

Die junge Tenorsgattin hatte oben am Tisch das Wort ergriffen. Aber während sie sprach, suchten ihre Augen immer wieder das blonde Haupt ihres Gatten, und sie lächelten einander zu, ganz heimlich, als fürchteten sie sich, ihr herzliches Einvernehmen preiszugeben. Die junge Frau war eine pikante Erscheinung, sie hatte nichts Gewöhnliches in ihrem Betragen; ihr Witz verletzte nicht, immer wieder hatte sie einen Einfall bereit, wenn man sich kaum von ihrer letzten Aeußerung erholt hatte. Während die andern lachten, spielte sie mit ihrem Fächer, hinter dem sie Reichert in abgebrochenen Lauten ihr Herz ausschüttete:

„Morgen früh giebt mir die Milchfrau keine Milch fürs Kind, wenn ich die Rechnung wieder nicht bezahle — und so ist's mit dem Fleischer, so ist's mit dem Bäcker — es wächst mir über den Kopf — ich weiß mir nicht mehr zu helfen. — Es ist ja nicht mein Ernst, wenn ich mich so rühme, als verstünde ich alles, ich möcht's ja nur meinen Mann glauben machen, er habe eine tüchtige Frau. — Mein Gott, ich bin ein Theaterkind, in den miserabelsten Verhältnissen aufgewachsen; ich dachte, wir müßten wie die Götter leben können mit unsrer Gage — aber die prachtvolle Einrichtung und — kurz, es ist nie etwas da, und

Digitized by Google

mein armer Mann, der von Haus aus an Ordnung gewöhnt ist, wenn er nun dahinter kommt — er müßte es ja längst heraus haben, wenn er nicht die fixe Idee hätte mit dem Fahrrad, das er erfinden will; das ist noch mein Glück. — Ich denke wirklich manchmal: wenn doch ein großes Wasser irgendwo in der Nähe wäre —"

„Das thäte mir gerade fehlen," raunte ihr Reichert zu; „die einzige von allen, die echtes Künstlerblut in sich hat — die Ware liegt nicht am Weg — mache schnell ein freundliches Gesicht, Kindchen, da drüben der Philister soll nicht merken, daß hier was nicht in Ordnung ist, da hätte er wieder seine Freude: ‚Gottlob, daß ich nicht bin wie diese.' — Komm", setzte er laut hinzu, „ich habe den Kleinen noch gar nicht gesehen und bin doch sein Pate — ja, wenn ich wüßte, wie viele Patchen ich habe, ich wäre froh —"

Da hinten war auch die Kasse. Der Künstler öffnete die oberste Schieblade der Kommode, die unverschlossen war, that zwei Griffe ins Dunkle und reichte der jungen Schauspielerin eine Anzahl Goldstücke hin, die sie lautlos in ihre Rocktasche versenkte. Einen raschen Kuß auf die Hand des Gebers drückend eilte sie zu ihrem Kind, mit dem sie sich eine Weile beschäftigte.

Schleifl, der seinen Herrn beobachtet hatte, war rasch an die Kasse getreten, deren Inhalt er prüfte.

„Ha ja," brummte er vor sich hin, „wenn das wieder so weiter geht," und räumte rasch die Hälfte des Geldes in eine Nebenschieblade, deren Schlüssel er an sich nahm.

Das machte er so seit Jahr und Tag, denn wenn Reichert die halbleere Kasse sah, wurde er stutzig und nahm sich etwas zusammen.

Die junge Schauspielerin kam so aufgeräumt auf ihren Platz zurück, als habe sie das große Los gewonnen.

„Habt ihr Stolze zugesehen, wenn er trinkt; es geht wie bei einer Maschine: einschenken, austrinken, hinsetzen: Gottlob, 's kostet nichts —" Sie machte ihm mit unbeschreiblicher Komik nach, nickte ihm aber im nächsten Augenblick auf das freundlichste zu:

„Sie arme, vereinsamte Seele — ich glaube, die Weiß hat sie schon bei der Vorspeise verlassen, sie will Skandälchen erzählt haben, da kam sie bei Ihnen an die falsche Adresse; was haben Sie ihr denn gesagt? Sie machte ein Gesicht, als säße sie im Beichtstuhl, die Arme! Jetzt sitzt sie neben meinem Mann, der ihr begreiflich zu machen sucht, daß die heutigen Fahrräder nichts taugen und seine Idee, die Balance betreffend, die einzig richtige sei. Wollen wir die Gute nicht erlösen, bevor sie vor Langweile mit ihrer Nase in den Teller sinkt? Weißchen!" rief sie aufspringend: „nehmen Sie Ihr Glas, Teuerste, da unten am Tisch bei Lola ist noch ein Platz frei, da wird nicht von Fahrrädern geredet, das kann ich Sie versichern —" Ihren Mann zog sie auf den leeren Stuhl neben Stolze:

„Merkst du denn nicht, daß du deine Perlen vor die Säue wirfst? Mein Gott, die Weiß ist ja so benebelt, daß sie ein Fahrrad von einem Ochsen nicht mehr zu unterscheiden vermag. Hingegen Stolze lechzt ja förmlich nach einer

Digitized by Google

vernünftigen Unterhaltung und rechnet dir's außerdem hoch an, daß du der Sohn eines gediegenen Mechanikers bist; Gott sei Dank!" rief sie, indem sie ihre munteren Augen über den Tisch schweifen ließ, „jetzt sitzen die richtigen Leuchen beisammen!"

Heimlich lachte sie sich ins Fäustchen, denn es war ihr beständiges Bestreben, den Mann, dessen Unverdorbenheit sie mit der Aengstlichkeit einer Mutter bewachte, von ihren Kolleginnen fernzuhalten.

Im Speisezimmer hatte sich, da alles rauchte, allmählich ein starker Qualm verbreitet, der die Gasflammen am Lüster trüber erscheinen ließ. Die Liebespärchen rückten näher zusammen, ein junger Mensch hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte einen Straußchen Walzer. Der Tenor gab sich alle Mühe, die Musik, das Gelächter und Gläsergeklirre zu überschreien, um den Kollegen von der Unfehlbarkeit seiner Erfindung zu überzeugen.

Es lag etwas Hastiges in dem Wesen des jungen Mannes. Er war ein hübscher Mensch mit kindlichen Augen; der Beruf, dem er noch nicht lange angehörte, regte ihn über die Gebühr auf, weil die Liebe zu seiner früheren Beschäftigung ihn noch immer nicht freigeben wollte. Ueber sein Fahrrad vergaß er alles.

‚Armer Narr,' dachte Stolze, ‚wärst du Mechaniker geblieben! Jetzt bist du reif fürs Narrenhaus. — Und sind sie es nicht alle, die da sitzen? — Bis in die Trunkenheit hinein Komödianten, an denen nichts echt, alles gemacht, alles unwahr und verlogen ist.'

Seine wandernden Augen fielen plötzlich in den ihm gegenüberhängenden Spiegel. Hatte er vielleicht sein Biedermannsgesicht von der Natur mitbekommen? War es nicht auch ein gemachtes, so geworden durch sein Bestreben, vor der Welt für einen tadellosen Charakter zu gelten? Reichert allein, der war immer nur er selber im guten wie im schlimmen, der hatte sich nie herabgelassen, eine Rolle außerhalb der Bühne zu spielen.

Stolze seufzte: daß ihm dieser Reichert immer wieder und trotz allem ein Gefühl der Anerkennung abgewann! —

Dahinten im Halbdunkel, von dichten Rauchwolken umgeben, stand Schleifl neben der Pappschachtel und gab dem Kleinen aus der Milchflasche zu trinken. Der Mann hatte die junge Mutter, die auf das Geschrei des Kindes gekommen war, mit den Worten weggeschickt:

„Sorge Sie lieber, daß sich Ihr Mann nicht heiser redet, er hat ja morgen den Lohngrin; ich hab' ihm schon dreimal gesagt, er soll still sein, 's hilft alles nix; mit dem Kind werd' ich schon fertig. Jawohl, mein Schatzele," meinte er, dem Kleinen unverwandt in die vertrauensvoll auf ihn gerichteten Augen blickend, „wir lasse dich nicht verdurste, Gott bewahr', du sollst dein Sächle habe, ruft ihr nur, gelt du, und schreit ihr andern, solang ihr wollt, mein Bubele darf in aller Ruh' seinen Schoppe trinke — in aller Ruh', wir lasse uns nix anfechte."

Das Kind hatte genug, seufzte ein paarmal auf und machte schon im nächsten Augenblick Anstalten, von neuem einzuschlafen.

Digitized by Google

„Schlaf du nur," nickte ihm Schleifl zu, „bist halt 's Vernünftigst' von der ganze Gesellschaft."

Ein leises Husten des Kindes machte ihn auf den Rauch im Zimmer aufmerksam, und er ging hin und öffnete ein Fenster.

Lola hatte wieder die Unterhaltung an sich gerissen; sie hielt es nicht lange aus, wenn eine andre das Wort ergriff. Die beiden jungen Leute, die sie eben verlassen hatten, sollten sehen, was sie in diesem Kreise galt, was sie sich erlauben durfte. Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück, sah bildschön aus und erklärte:

„Jetzt will ich einmal jedem die Wahrheit sagen."

Es war aber kein Geist in den groben Unarten, die sie vorbrachte, und der Lacherfolg, den sie errang, ein sehr gezwungener. Schließlich warf sie mit Apfelsinenschalen um sich, und wenn sie jemand ins Gesicht traf, kreischte sie laut auf. Die andern kreischten auch, und das Treiben wurde immer toller, immer wüster.

„Warum machst du denn nicht mit," herrschte Lola die junge Tenorsgattin an; „willst du vielleicht feiner sein als wir? Ich rat' dir, spiel dich nicht auf!"

Die junge Frau lachte gezwungen und trieb's im nächsten Augenblick noch toller als alle andern. Sie wußte wohl, warum; sie durfte die Gnade der Kollegin nicht verscherzen, denn wenn ihr auch Reichert wohlwollte, sie, Lola, war die Stärkere; wie sie es verstand, den schwachen Mann für ihre Zwecke zu mißbrauchen, davon wußten ihre Kolleginnen ein Lied zu singen; es ging keiner gut, auf die Lola ihren Haß geworfen.

Reichert hatte sich von dem Treiben abgewandt, seine Rauchwölkchen zum Fenster hinaus blasend; er wollte nichts sehen, nichts hören; er hüllte sich in solchen Augenblicken in sein Phlegma. Aber zuweilen kam seine Stunde doch — sie kam, wenn er sich einmal versah und mehr trank, als er vertragen konnte. Der Wein benebelte ihm die Sinne nicht, er löste sie, wie die Kunst sie ihm zu lösen und aus dem faulen, schweigsamen Menschen einen beseelten, beredten zu machen verstand.

Die Nacht war tief schwarz; am Himmel blinkten einzelne Sterne, und nirgends in den Häusern brannte mehr ein Licht; nur hoch droben, am Dachfenster jenes nun unsichtbaren Hinterhauses, glänzte ein rotleuchtender Punkt, in dessen Schein man eine emsige Hand die Nadel führen sah.

„Da sitzt er noch, bei Gott, er sitzt noch bei der Arbeit!" schrie Reichert plötzlich mit lauter Stimme zum Fenster hinaus. „Kinder, wie viele Tage so ein Schneider an einem Anzug nähen mag?"

„Du bist wohl besoffen, mein Lieber?" fragte Lola, ihn an der Schulter rüttelnd.

Reichert hörte nicht auf sie; sein Blick hing wie verloren an dem roten Punkt in der Nacht.

„Zu denken, daß es Menschen giebt, die so einem armen Teufel ein paar Mark für einen Anzug bezahlen und ganz ruhig dabei schlafen!"

Digitized by Google

„Es giebt sogar Leute, die ihre eigne Familie verlassen und auch gut dabei schlafen," sagte Stolze, jedem seiner Worte Nachdruck verleihend.

„Hab ich's nicht gesagt," triumphierte Lola, „alle Menschen sind Lumpen, so oder so!"

„Aber so nicht," sagte Reichert, zum Dachfenster hinaufzeigend; „der kleine, blasse Schneider fängt mit dem ersten Tageslicht zu sticheln an, und jetzt ist's Mitternacht. — Er hat Weib und Kind — ich habe es schon mit angesehen, wie ihm ein paar wunderkleine Händchen in den Haarschopf fuhren — heilige Genügsamkeit, was wäre die Welt ohne dich!"

„Das ist mir ja ganz neu," verwunderte sich Stolze. „Sie — preisen die Genügsamkeit?"

„Ohne selbst genügsam zu sein," fiel ihm Reichert ins Wort; „ja, mein Lieber, wenn die Natur mich nicht zum Künstler, sondern zum Schneider gemacht hätte, wie den da oben, wäre ich vielleicht auch genügsam. Gleichheit!" lachte er auf; „da habt ihr's ja, wie wollt ihr denn je in der Welt Gleichheit schaffen, solange ihr die Natur nicht zu knechten vermögt? Giebt es eine größere Feindin der Gleichheit als sie, die Große und Kleine schafft, herrschende und dienende Geister — dem einen einen Klumpfuß, dem andern ein Talent giebt — das Genie in die Welt wirft, das Berge versetzt, und den armen Teufel schafft, der zu nichts taugt als zum Sticheln oder Lastentragen!"

Er war ein ganz andrer; die Beine lang ausgestreckt, saß er auf dem Fenstergesimse, das Champagnerglas neben sich, die Zigarre in der Hand.

„Warum ich nicht der brave Biedermann bin wie unser Stolze? Kinder, ich will euch eine Geschichte erzählen, da kann dann ein jeder seinen Reim darauf machen. — Manche von euch erinnern sich wohl der Herder; sie war ein köstliches Talent; es gab Augenblicke, in denen sie mich an die Goßmann erinnerte. Sie heiratete sehr früh, und ich dachte: ‚Nun wird's aus sein mit dem sprühenden Teufelchen.' Nein, sie blieb sich gleich. Sie hatte Kinder, auch das schadete ihr nichts. Die Mutter ihres Mannes besorgte den Haushalt; unsre Herder blieb die flotte, sorglose Künstlerin, die sie war. Ihre beiden Söhne, kaum flügge, folgten dem Beispiel der Eltern und gingen zur Bühne. Auch darüber ließ sich die Herder keine grauen Haare wachsen. Da plötzlich verlor meine Kollegin rasch hintereinander erst ihren Mann und dann dessen Mutter. Es war aber noch ein kleiner Nachkömmling da, ein schwaches, kränkliches Geschöpf, das der Pflege bedurfte. Die Frau war damals noch nicht vierzig, eine schlanke, reizende Erscheinung, trotz der jüngeren Elemente an der Bühne noch immer der auserkorene Liebling des Publikums. Mit einem Male zeigte sich dann und wann eine leise Unruhe in ihrem Wesen, ihre Gedanken schweiften ab, wenn man mit ihr sprach, und ganz gegen ihre frühere Gewohnheit hastete sie nach Hause. Das Kind war nicht wohl; sie mußte jetzt an alles denken, es dachte niemand mehr für sie, und das, was sie so sehr ausgezeichnet hatte, das Gegenwärtige, das völlige Aufgehen in ihrer Rolle, mit einem Male war es dahin. Sie wurde plötzlich verfolgt von ängstlichen, sich fortwährend um ein kleines

Digitized by Google

Wesen sorgenden Vorstellungen — sie schien eine Weile zu kämpfen, sie wollte nicht nachlassen, sie gab sich alle Mühe, ihr altes Vorrecht, die Beste zu sein, aufrecht zu erhalten — zuletzt aber trug die brave Mutter den Sieg davon, und die Künstlerin ging zu Grunde."

„So ist's recht, so ist's recht," triumphierte Lola, „sollen alle zu Grunde gehen, diese faden — dummen — braven —"

Sie war so betrunken, daß ihr das Glas, das sie erheben wollte, aus der Hand fiel; ihre Haare waren zerzaust, die dunkle Röte in ihrem Gesicht ließ ihre Züge fast gemein erscheinen.

Reichert erfaßte ein plötzlicher Ekel; oft schon waren in ihm ähnliche Anwandlungen ihr gegenüber aufgestiegen, aber so heftig wie in diesem Augenblick hatte es ihn noch nie ergriffen. Sie kam ihm mit ihrem Haß gegen alles, was gut und rein war, mit einem Male wie ein giftiges Reptil vor, das man am besten wegtilgte von der Erde. Und als sie, erschreckt über seinen Blick, sich ihm in die Arme drängen wollte, schob er sie mit einer Gebärde des Abscheus von sich weg. Was er in seinem Innern schon mehr als einmal gethan, in Wirklichkeit aber nie zu vollbringen im stande gewesen — niedergehalten durch sein Phlegma, durch die Macht der Gewohnheit —, jetzt war's geschehen, er hatte sich frei gemacht, sein besseres Selbst hatte in diesem Augenblick nichts mit diesem Weib gemein.

Die andern lächelten, sie alle wußten, morgen waren die beiden wieder versöhnt.

Lola war zum nächsten Diwan gerutscht, wo sie sofort ihre Krämpfe und Ohnmachten in Scene zu setzen begann. Als niemand Notiz davon nahm, wurde sie still, und ein dumpfes Angstgefühl erfaßte ihre Seele. Was hatte sie denn gethan, warum wendete er sich von ihr ab? Sie nahm sich vor: ‚Ich will ihn auf den Knieen um Verzeihung bitten.' — Als sie sich jedoch erheben wollte, vermochte sie kein Glied zu rühren; sie wollte schreien, rufen, die Zunge versagte ihr den Dienst; in bleierner Schwere lag sie da, die Augen weit offen, und lechzte nach einem Glas Wasser, und kein Mensch kam. Man ließ sie liegen, sie, die Gefeierte, um die sich sonst jeder bemühte — alle ließen sie fallen, wenn Reichert sie von sich stieß.

Sie hörte reden und verstand nichts; es schoß ihr durch den Kopf: ‚Wenn sie mich für tot hielten und in den Sarg legten!' — Es nahm ihr den Atem, kalter Schweiß sammelte sich auf ihrer Stirn; sie sah sich im Grabe liegen und konnte nicht schreien, und der Gedanke: ‚die lachen und trinken und freuen sich, daß ich nicht mehr unter ihnen bin' — brachte sie zur Raserei — zu einer lautlosen, ihr ganzes Innere zerwühlenden Raserei.

Und während sie, gelähmt durch ihre Trunkenheit, wie ein Klotz dalag, blitzte aus Reicherts sonst so gelassener Miene ein immer reicheres Leben, eine Ironie und Kampfeslust, die von seiner Schwerfälligkeit nichts mehr ahnen ließ. Lächelnd hörte er Stolze an, der eben mit allem Eifer eine Masse Kollegen aufzuzählen bemüht war, die alle in geordneten Verhältnissen lebten und dennoch große Künstler waren.

Digitized by Google

Reichert nickte: „Hut ab vor ihnen, Hut ab vor denen, die der Kunst und dem Leben gleich gerecht zu werden vermögen — ich sage euch, Kinder, das ist nicht leicht. Wir führen nun einmal ein Doppelleben, wir sollten zwei Herren dienen — ich vermag es nicht — ich bin im Leben ein Pfuscher.“ Sein Blick streifte Stolze: „Wenn ich aber einen auf den Brettern sehe ohne rechtes, echtes Komödiantenblut, dann weiß ich nicht, was er da thut, mag er meinetwegen im Leben ein Musterknabe sein, da oben mag ich ihn nicht leiden.“

„Ich bin nicht der Meinung, daß der Schauspieler einen Freibrief für ein unordentliches Leben hat,“ ereiferte sich Stolze; „ich bin der Meinung, daß er sich in seine Verhältnisse zu schicken hat wie jeder andre anständige Mensch auch. Oder rächt es sich vielleicht nicht, wenn er das Gegenteil thut?“

„Sie haben recht, Sie haben ja ganz recht,“ gab Reichert zu, „aber — habe ich mich hergegeben bis zu meinem letzten Blutstropfen, habe ich mein Publikum mit fortgerissen durch alle Tiefen, auf alle Höhen der Menschheit — dann mich zu einem sauern Wein hinsetzen wie der Schneider da oben, wenn er seinen Rock fertig genäht hat — nein, Kinder, dann muß ich Champagner haben, Licht, Glanz und eine Seele, die mich anbetet.“

„Und das Alter, wenn das Alter kommt, mein Lieber, wie steht's dann mit denen, die den sauern Wein verschmäht haben?“ fragte Stolze.

Reichert nickte: „Ja, dann seid ihr andern besser dran, ihr Mäßigen, ihr Vernünftigen. Da kommt der alte Stolze, heißt es, wenn er seinen Gesundheitsspaziergang schlürft; und ihn grüßt der Beamte, der Bürger schüttelt ihm die Hand, denn der brave Stolze ist nie eine Rechnung schuldig geblieben. Dafür hat er jetzt auch alle Tage sein gutes Stück Rindfleisch auf dem Tisch, und wenn der Mann nicht meterlang als Don Carlos an der Wand seines Wohnzimmers hinge, er würde seine ganze Künstlerlaufbahn für eine Sage halten. — Ja, Kinder, wo wir andern einmal speisen werden, das kann ich euch nicht genau sagen, denn zurückgelegt haben wir nichts, und wie weit einer mit seiner lumpigen Pension reicht, wenn er's überhaupt zu einer gebracht hat, davon habe ich auch keine Ahnung. Wohl fragt man sich zuweilen in gewissen unangenehmen Stunden: Wo kommen sie nur hin, alle diese vielen, die von sich reden machten und auch nicht von sich reden gemacht? Wo verkriechen sie sich, wenn sie ihre Rolle da oben auf den Brettern ausgespielt haben? In welchem Winkel verbringen sie ihr Alter, enden sie ihr Leben? Ist nicht jedem von uns schon da und dort eine jener herabgekommenen fragwürdigen Erscheinungen aufgefallen mit dem ausgeprägten Schauspielerkopf? Ich habe einmal einen auf dem Markte gelbe Rüben einkaufen sehen — er handelte, der arme Kerl, und hat vielleicht auch einmal Champagner getrunken. — Nun, wenn er nur ein echter Komödiant gewesen ist, wenn er nur die Wonnen der ganzen Hingabe gekannt hat, die Kränze ihm zu Füßen flogen und er sein Publikum hat lachen und schluchzen hören — Kinder, dann hat er wenigstens seine Träume.“ Er erhob sein Glas: „Auf unsre Träume!“

„O Gott,“ murmelte Stolze, „die machen nicht satt.“

Digitized by Google

„Da habt Ihr wieder recht," gab Reichert zu, und seine Stimme vibrierte, als er an den Kollegen die Worte richtete:

„O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben!"

Es war stille geworden im Zimmer; die vom Wein erhitzten Gesichter sahen mit einem Male seltsam blaß und ernsthaft drein. Wer faßte sie auch gern ins Auge, diese unheimlichen Gespenster, diese schwarzen Schatten von Not und Alter?

Auf das schlafende Kinderköpfchen im Arme der Tenorsgattin fielen ein paar dicke Thränen. Jawohl, auch sie war eine von denen, die mit Leib und Seele der Kunst angehörten, aber im Leben — Wenn es so weiter ging, wenn sie Mann und Kind mit sich fortriß, jenem schrecklichen, unglückseligen Ende entgegen! —

Graute ihm auch davor, dem mit einem Male so ängstlich dreinschauenden Gatten an ihrer Seite? — Seine schöne Stimme, nicht der Drang des Herzens hatte ihn der Kunst in die Arme getrieben — was galten ihm Träume, wenn sein Alter ein verarmtes war.

„Mein kleiner Junge darf mir gewiß nicht zur Bühne gehen," nahm er sich ernstlich vor.

Auch Stolze hatte etwas von der ruhigen Sicherheit seines Wesens eingebüßt; denn war nicht alles wahr, verblüffend wahr, was dieser Reichert in seiner Trunkenheit vorgebracht hatte? Wie oft war es nicht schon vorgekommen, daß er, Stolze, sich angesichts seines Jugendbildes gefragt hatte: Bin ich das wirklich gewesen? Und kam ihm das Bild nicht alle Tage verrückter vor und der Gedanke unerträglicher, daß er einmal ein solcher Komödiant gewesen sein sollte wie der da oben an der Wand? — ‚Aber auch diese gute, runde, ewig über die teuern Fleischpreise jammernde Frau, diese herangewachsenen jungen Leute, deren Gespräche sich hauptsächlich um steigende oder fallende Papiere drehten — er war ja zum Lachen da oben, der glutäugige Don Carlos. — Aber war er für den ehemaligen Darsteller dieser Rolle nicht auch ein Vorwurf — lieferte er nicht den sprechendsten Beweis: ‚Auch du hast nicht zwei Herren dienen können — auch du hast eine Einbuße erlitten, nicht der Kollege allein? Ein braver Hausvater, ein gediegener Mensch bist du geworden, aber jene Träume, die den andern durch Not und Entbehrung geleiten werden, deinem Lager bleiben sie fern.' —

Es war Reichert, der ihn aus seinen Gedanken riß.

„Kinder," rief er, auf den Tisch schlagend, „die Uhr schlägt zwei, und der Mensch da oben stichelt noch immer! Trage ihm eine Flasche Champagner hinauf, Schleifl, er soll sich betrinken und aufs Ohr legen."

Digitized by Google

„Herr Reichert," sagte der Theaterdiener, „aus dem Aermel schüttle kann ich nix; die Herrschafte habe alles getrunke, was da war."

„Dann machen wir's so —" Reichert warf ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch. „Eine Beisteuer, Kinder, für einen braven Mitmenschen."

Da kam Leben in die still gewordene Gesellschaft, da nahm er wieder Besitz von ihnen, der alte, frohe Leichtsinn, der ihnen für eine Weile abhanden gekommen war! Was flog nicht alles auf den Tisch! Die junge Tenorsgattin warf beinahe die Hälfte von dem hin, was ihr Reichert gegeben hatte. Und alle lärmten und freuten sich wie die Kinder, und jeder wollte den andern an Großmut übertreffen.

„Nimm's zusammen, Schleifl," befahl Reichert, „und morgen früh trägst du's dem Mann hinauf!"

„Jetzt was fallt Ihne auch wieder ein," entrüstete sich der Alte, „wolle Sie denn den Schneider da drobe absolut verrückt mache? Das ist ein stiller Arbeiter, den muß man nicht aus seinem Geleis bringe; bei so Leut' heißt's dann gleich: Heidi, jetzt wird nimmer geschafft! Das wolle wir doch lieber nicht auch noch auf unser Gewisse lade."

Er beugte sich über den Tisch, schob jedem der Herumsitzenden seine Gabe an Geld, oder was es sonst war, wieder hin und meinte dann:

„So, jetzt wolle wir auf den Kopf zwei Mark rechne, macht dreißig. — Ich schau' morge im Adreßbuch nach, wie der Schneider heißt, geh' auf die städtisch' Sparkass' und leg' die dreißig Mark auf seinen Name in ein Sparbüchle; dann hat's doch einen Nutze."

„Warum hast du nicht genug Champagner angeschafft, Mensch?" fuhr Reichert den alten Diener an; „eine ganze Flasche möchte ich auf dein Wohl leeren, du Vater der Unmündigen!"

„Ich nehm's für genosse," meinte Schleifl.

Aber die jungen Leute fielen über ihn her:

„Er muß aufs Postament: herunter mit dem Mars, wir wollen unsern alten Schleifl da oben haben!"

Er wehrte sich, was er konnte: „Narren!" schalt er, aber seine Augen sagten: ‚Kinder.' —

Draußen die Uhr der alten katholischen Kirche schlug drei.

„Um Gottes willen," alterierte sich der Alte, „und morge um neune Generalprob' für das neu' Schauspiel und abends der Lohngriu!"

„Man kann doch den armen Teufel da oben nicht so allein wachen lassen," unterbrach ihn Reichert; „solang sein Licht brennt, soll's auch bei mir hell sein. Brumme nicht, Schleifl, sondern koche uns einen Kaffee."

„Jawohl, jawohl, der Mitmensch muß Gesellschaft haben!" schrieen sie alle durcheinander.

„Wir singen ihm ein Lied, ein Lied, ein Lied," schlug der Tenor in den höchsten Tönen vor.

„Und Ihr hoh's B morge?" erinnerte ihn Schleifl.

Digitized by Google

Er wurde nicht gehört; dicht aneinander gedrängt standen sie am Fenster, die Augen auf die Leuchtkugel hoch oben im Dunkeln gerichtet.

Der arme Mitmensch in seinem vierten Stock hatte das Fenster geöffnet, und indem er eifrig weiterstichelte, lauschte er voll Andacht dem schönen Gesang, aus dem es bald in mächtigen Tönen, bald leise verhallend zu ihm heraufklang:

„Ja, ein ruhiges Gewissen
Mög' uns stets den Schlaf versüßen —"

Die Sozialdemokraten in den Ostalpen.

Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue"

von

Peter Rosegger.[1])

Hochgeehrter Herr!

Ihrer Aufforderung, über die Frage: „Dringt die Sozialdemokratie in die Berge?" meine Erfahrung und Ansicht zu schreiben, komme ich nicht ohne Bedenken nach. Diese ernste Sache müßte gründlich, auch mit statistischen Belegen behandelt werden, und dazu mangelt mir Zeit und Gelegenheit. In meinen Bauernidyllen befangen, habe ich mir die Sozialdemokratie vom Halse gehalten, solang es möglich war. Endlich ist sie aber doch mit jener elementaren Gewalt, in der geschichtliche Wandlungen vor sich zu gehen pflegen, auch in meine stillen Berge gedrungen und zwingt mich, wie jeden, zu ihr Stellung zu nehmen.

Kurz und einfach sei es Ihnen mitgeteilt, was ich in dieser Sache bei uns sehe — eine flüchtige Charakteristik unsrer Arbeiterschaft.

Ob die Sozialdemokratie in unsre Berge dringt? — Längst ist sie schon hereingedrungen. Steiermark, das alte Land des Eisens, mit großen Kohlenbezirken und Holzbereitungsgebieten, hat seit Jahrzehnten auch eine bedeutende Industrie. In diesen Bereichen sind Hunderttausende von Arbeitern thätig, zu denen die Agitatoren hereinkommen und die sozialistischen Schriften, wie überallhin. Am wenigsten empfänglich für den Sozialismus sind die Holzhauer, die sich noch ans Bauerntum lehnen; schon mehr dafür und sogar sehr dafür gestimmt sind die Schmiede der Eisenhämmer, deren die meisten zu großen Gewerkschaften umgewandelt wurden. Am allerleichtesten zu haben für die neue Lehre

[1]) Anmerkung der Redaktion. Die „Deutsche Revue" vertritt einen von den Ansichten des Herrn Peter Rosegger oft abweichenden Standpunkt, aber es erscheint ihr von Interesse, die Meinungen eines hervorragenden Schriftstellers über die Sozialdemokratie in Oesterreich und besonders in den Ostalpen kennen zu lernen.

Digitized by Google

dürften wohl die Bergknappen sein. Diese Arbeitermassen des Landes haben bereits ihre musterhafte Organisation, ihre Presse, ihre Vereine, ihre Agenten. Es vergeht kein Sonn-, kein Feiertag, wo in der Stadt und auf dem Lande nicht Versammlungen stattfinden. Es ist ein strammes, einheitliches Regiment, unter dem allerdings die persönliche Freiheit so ganz und gar geknebelt ist wie bei den Soldaten. Die Sozialdemokratie macht mir nicht den Eindruck einer Partei, sondern vielmehr einer Armee. Bei den politischen Grazer Ereignissen der letzten Jahre hat es sich auch gezeigt, welch ein bedeutender, gefürchteter, beziehungsweise erwünschter Faktor unsre Sozialdemokraten geworden sind; sie haben schließlich für das Verhalten einzelner Parteien und selbst der Regierung den Ausschlag gegeben, dadurch, ob sie mitthaten oder nicht mitthaten.

Um mich von der neuen Macht und ihren Grundsätzen zu unterrichten, habe ich häufig sozialdemokratische Versammlungen besucht und ihren Reden gehorcht. Und habe bemerkt, daß diese Leute nahe besehen nicht ganz so schlimm sind, als sie aus der Ferne, durch Parteiränke entstellt, aussehen. Einmal steht fest, daß sie keine Hunnen sind, die gelegentlich plündern, sengen und brennen wollen, und vor denen „das Kind im Mutterleibe nicht sicher geht". Bei uns agitieren sie vorwiegend für das allgemeine Wahlrecht, für den Achtstundentag, für die Altersversorgung, kurz für Verbesserung ihrer Existenz und ihrer Bildungsverhältnisse. Ihr Verhalten ist zwar derb, aber anständig; Ausartungen einzelner werden nach strengster Disciplin bestraft. Die Arbeiterdisciplin ist musterhaft, und darin liegt ihre Stärke; andre Parteien sollten sich das merken. Man will wissen, daß die Sozialdemokratie heute in Oesterreich nicht bloß die zielbewußteste, sondern auch die klügste und taktvollste Partei sei. Die steirischen Arbeiter sind in zwei Lager geteilt, die „Schwarzen" und die „Roten". Die Schwarzen sind konservativ und unter klerikalem Patronate; die weitaus größte Mehrzahl aber sind die „Roten". Diese thun allerdings so radikal, daß sie manchmal mit Revolution drohen, wenn ihre Reformpläne anders nicht durchzusetzen sein sollten. Wenn man ihnen das wenige, was ihr gutes Recht sei, vorenthalte, so wollten sie sich gelegentlich mehr nehmen! — Uebrigens sind diese „Roten" sogar — national. Ein steirischer Arbeiterführer, von mir interpelliert, erklärte offen, daß die Parole vom „Internationalismus der Sozialdemokraten" nicht etwa so zu verstehen sei, als sagten sich die Arbeiter von ihrer Nation los. Wenn die agitatorischen Standesgrundsätze der Sozialdemokraten international seien, weil eben in der ganzen Welt das gleiche Uebel zu bekämpfen ist, so heiße das durchaus nicht, daß sie antinational seien. In den Zeiten der Not würde auch der Arbeiter es mit seinem Volke halten, weil das ihm doch naturgemäß in jeder Beziehung am nächsten stehe. — Wenigstens haben unsre steirischen Sozialdemokraten nie wesentlich gegen diesen Ausspruch gehandelt.

Gegen das Bürgertum halten die Sozialdemokraten natürlich auch bei uns scharfe Front. Die bürgerliche Wohlthätigkeit für arme Arbeiter lehnen sie im Prinzip ab. „Wir wollen keine Gnade, wir wollen unser Recht." Einen größeren Haß bekunden sie gegen jene reaktionäre Partei, die man, ob immer

Digitized by Google

zutreffend oder nicht, die klerikale nennt. Von dieser werden die Sozialdemokraten auch am ungerechtesten beurteilt und bekämpft. Denen ist der Sozialdemokrat nicht etwa der verlorene Sohn, dem man beide Arme entgegenhält, um ihm sittlich und gesellschaftlich aufzuhelfen, nein, sondern der wilde Umstürzler, der Jakobiner, der Anarchist. Als vor ein paar Jahren die Sozialdemokraten ein kümmerliches Wahlrecht erlangt hatten, boten die im Reichsrat so vielstimmig vertretenen Klerikalen ihren ganzen Heerbann auf, um die Wahl des einzigen aufgestellten Arbeiterkandidaten zu verhindern. Die zelotische Presse benahm sich in einer so verabscheuenswerten Art gegen eine Partei, die eben auch ihre Lage verbessern will, daß sich in Graz selbst das Bürgertum dagegen empörte und für den sozialdemokratischen Kandidaten eintrat, der denn auch gewählt worden ist. Seither hat zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft die Spannung etwas nachgelassen, und bei den schon erwähnten Grazer Krawallen machten sie gemeinsame Sache.

Den größten Widerstand aller Parteien finden auch bei uns jene sozialdemokratischen Grundsätze, keinen Eigenbesitz anzustreben und das täglich Erworbene eben wieder für den Tag aufzubrauchen. Aber gerade diese Grundsätze werden in unserm Lande weniger betont, da giebt es genug „Rote", die für sich sparen und eine eigne Wirtschaft haben. Nach meiner Auffassung ist das Hauptbestreben der gemäßigteren Sozialdemokraten dahin gerichtet, in den Rang des Bürgertums emporzurücken und dazu gehören außer den politischen Rechten und der Achtstundenzeit auch Fleiß und Sparsamkeit. Daß aus einer tüchtigen Arbeiterschaft ein junges, frisches Bürgertum hervorbrechen muß, scheint mir sicher.

Das Vorurteil gegen die „Sozis" ist demnach bei uns im Schwinden begriffen. Wir sehen in ihnen nicht fremde, feindliche, umstürzlerische Massen, sondern arbeitende Menschen, die eben auch ihr Geschick verbessern wollen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Das thut in seiner Art ja jeder frisch aufstrebende Stand, und je benachteiliter und bildungsloser er bisher gewesen, je weniger wählerisch wird er in seinen Mitteln sein können. Wir sehen in den Arbeitern unsrer Industriebezirke Blut von unserm Blut, es giebt bald keinen Bürger und keinen Bauer, der nicht in der Fabrik einen Verwandten hätte. Woher kommen denn die Arbeiter? Es sind Leute aus dem niedergehenden Gewerbe- und besonders aus dem Bauernstande.

Wir wissen wohl, daß der Bauer das konservativste Element des Landes ist oder war. Aber der Staat hat der Industrie und dem Handel zulieb alles unterlassen, um ihn auf seiner Scholle zu stützen, und vieles gethan, um ihn zu Grunde zu richten. So muß der Staat nun zur blühenden Industrie halt die Arbeiter und ihre soziale Gefahr mit in Kauf nehmen. Die Aufhebung des bäuerlichen Majorates, die Belastung des Hofbesitzers mit der Militärpflicht (früher war er davon frei), die Freiteilbarkeit der Bauerngüter, das eindringende Agentenwesen mit dem wucherischen Zwischenhandel, das Aufkaufen von Bauernhöfen durch „Kavaliere" zu Jagdzwecken und so weiter, das sind die Hauptschäden, die der Staat nicht verhindert, sondern gefördert und erzwungen hat. Der Bauer selbst hat auch seine Dummheiten gemacht, besonders ist er den modernen, ihm

Digitized by Google

auf der Silbertasse entgegengebrachten Bedürfnissen 'reingefallen. So wird er locker, so fällt er ab und geht — in die Fabrik. Mit der Fabrik droht jeder Knecht dem Hausvater, wenn dieser seinen Ansprüchen nicht nachkommen will oder kann. Denn die Dienstboten im Bauernhause steigern ihre Ansprüche und ihre Keckheit ebenso wie die Fabrikarbeiter. Man kann schon sagen, daß die Sozialdemokratie auch in die Berghütte gedrungen ist. Die Botschaft vom „Herrenderschlagen" ist auf dem Dorfe seit den Bauernkriegen her nie ganz verstummt, wenn auch selten ernst gemeint gewesen; jetzt im Fabrikarbeiter aber wird sie neuerdings lebendig und manchmal nicht so harmlos als auf dem gemütlichen Dorfe, auf dem einsamen Hof. Der Gebirgsbauer, der trotz allen Fleißes kaum mehr bestehen kann, hätte eigentlich ganz besonders Ursache, eine soziale Umwälzung anzustreben; er bringt dieser Idee zwar vielfach schon Empfänglichkeit entgegen, aber „Sozi" wird er doch erst, wenn er daheim abgewirtschaftet hat, in den Fabriken der Großstädte, wo das größte Elend und der üppigste Luxus sich wütend und höhnend gegenüberstehen.

So sehe ich's. Unter diesen Eindrücken habe ich keine besondere Furcht vor der Sozialdemokratie, nehme sie aber ernst! Sie ist eine natürliche Folge der Ursachen, die hier nicht weiter erörtert werden sollen, oder, um mich akademisch auszudrücken, sie ist ein notwendiges Glied in der sozialen Entwicklung. Lieber wäre es mir freilich, wenn dieses unter Umständen gefährliche Glied in der sozialen Entwicklung nicht notwendig geworden wäre, wenn wir, besonders noch auf dem Lande, jene ruhigeren, behaglicheren und zufriedeneren Verhältnisse hätten, die sich so gemütlich leben und von Dorfgeschichtenschreibern noch gemütlicher darstellen ließen. Vielleicht kommen sie wieder einmal in andrer Form, die Zustände, die das menschliche Dasein verlohnen. Die gegenwärtigen verlohnen es kaum. —

Die Gefahr der Sozialdemokratie für den edleren Teil unsrer Kultur ist nicht ganz zu leugnen, und drei Mittel wüßte ich zu ihrer Bekämpfung; da solche aber nicht aus Bajonetten und Kanonen bestehen, so dürften sie manchenorts kaum recht Anklang finden. Das erste Mittel: Einschränkung der Industrie, Ausdehnung der Landwirtschaft, Ablegung der gottverfluchten Großmannssucht und Rückkehr zu einer anspruchsloseren, natürlicheren Lebensweise. — Wird nicht angenommen ... Das zweite Mittel: Vollste Freizügigkeit der radikalsten Sozialdemokraten zur Verwirklichung ihrer Ideale. Nach wenigen Jahren würden sie bekehrt sein. — Wird abgelehnt ... Das dritte Mittel: Man komme den gerechten Ansprüchen der Arbeiter entgegen, gebe ihnen die politischen Rechte des Bürgers, Gelegenheit und Mittel, sich sittlich und geistig zu bilden, und erkenne sie an als im gesellschaftlichen Leben gleichwertig und gleichgeachtet wie alle übrigen Staatsbürger, die etwas leisten.

Dieses dritte Mittel zur Beseitigung der sozialdemokratischen Gefahr dürfte sich als ausführbar empfehlen.

Digitized by Google

Welche Planeten können von lebenden Wesen bewohnt sein?

Von

Wilhelm Schur,

Direktor der Königl. Sternwarte in Göttingen.

Die Frage der Bewohnbarkeit der Planeten hat begreiflicherweise schon seit langer Zeit die Astronomen und Liebhaber der Astronomie beschäftigt, und nirgendwo ist dieselbe wohl so eingehend behandelt worden wie in dem Buche „Entretiens sur la pluralité des mondes“ von Bernard de Fontenelle, der, im Jahre 1657 zu Rouen in Frankreich geboren, im Jahre 1757 im fast vollendeten hundertsten Lebensjahre in Paris verstarb. Dieses Buch ist unter dem Titel „Dialogen über die Mehrheit der Welten“ von dem Astronomen Bode in Berlin im Jahre 1789 in deutscher Sprache mit Anmerkungen neu herausgegeben worden. Fontenelle betrachtet sämtliche Bestandteile des Sonnensystems mit Ausnahme der Sonne selbst als bewohnt oder doch bewohnbar und läßt in der Beschreibung des Wesens der Bewohner der einzelnen Himmelskörper seiner Phantasie freien Lauf, sofern er nicht gezwungen ist, Unterschiede unter ihnen anzunehmen, die den verschiedenen Entfernungen von der Sonne und den dadurch bedingten Temperaturunterschieden entsprechen.

Nach Fontenelle ist der Planet Venus der Stern der Schäferstunden, die Mutter der Liebe. „Die Bewohner sind voll Geist und Feuer, immer verliebt, Verse machend, Freunde der Tonkunst und so weiter, und da der Merkur der Sonne noch näher steht, so treten diese Eigenschaften dort in noch stärkerem Maße hervor. Die Bewohner sehen die Sonne mehr als sechsmal größer als wir und erhalten von ihr ein so starkes Licht, daß, wenn sie zu uns kämen, unsre heitersten Tage ihnen als Dämmerung dünken würden. Die Hitze ist bei ihnen stets so unmäßig, daß sie bei der unsrigen mitten in Afrika erfrieren würden. Wahrscheinlich würde davon unser Eisen, Silber und Gold schmelzen, und man müßte die Metalle dort allezeit flüssig sehen wie bei uns das Wasser. Die Bewohner des Merkurs lassen es sich gar nicht einfallen, daß in einer andern Welt jene Flüssigkeiten, die vielleicht ihre Ströme ausmachen, die allerhärtesten Körper sind, die man kennt. Ihr Jahr ist nur drei Monate lang. Die Länge ihres Tages kennen wir nicht, weil Merkur so klein und der Sonne so nahe ist, in deren Strahlen er sich die meiste Zeit verliert, daß er der Aufmerksamkeit der Astronomen entgeht, und daß man seiner noch nicht hat habhaft genug werden können, um das Umwälzen seiner Kugel um sich selbst zu beobachten. Daß dies aber in kurzer Zeit geschähe, ist für seine Einwohner höchst nötig, die, gebraten, wie sie höchst wahrscheinlich sind, von einer über ihren

Digitized by Google

Häuptern schwebenden Esse, die Nacht herbeiseufzen. Alsdann werden sie von der Venus und Erde erleuchtet, die ihnen ziemlich groß erscheinen müssen."

Ueber die Bewohnbarkeit der Sonne sagt Fontenelle nach längeren Betrachtungen: „Kurz, was auch immer die Sonne sein mag, so scheint sie zum Bewohnen nicht bequem," und er drückt sein Bedauern mit den Worten aus: „Nur an einem Orte im ganzen Weltall würde das Studium der Sterne außerordentlich leicht sein, und gerade an diesem Orte ist niemand vorhanden."

Ferner sagt er dann vom Mars: „Dieser Planet hat, soviel ich weiß, nichts Merkwürdiges. Seine Tage sind etwas mehr als eine halbe Stunde länger als die unsrigen, und seine Jahre kommen bis auf anderthalb Monate mit zwei der unsrigen überein, und so weiter. Kurz, Mars verdient nicht, daß wir uns lange bei ihm aufhalten."

Der Planet Mars wird also von Fontenelle nur kurz abgefertigt, während wir heutigentags alle Ursache haben, uns gerade mit *seiner* Bewohnbarkeit ganz besonders zu beschäftigen.

Dann heißt es weiter: „Wie stattlich ist aber nicht Jupiter mit seinen vier Monden oder Trabanten! Letztere sind zu kleine Planeten, die, während Jupiter in zwölf Jahren um die Sonne läuft, beständig um ihn laufen, wie unser Mond um die Erde", und über den Saturn findet man unter anderm: „Da Saturn noch einmal so weit als Jupiter und daher zehnmal so weit als wir von der Sonne steht, würden ihm dann seine fünf Monde, die von der Sonne nur ein schwaches Licht erhalten, eine hinlängliche Erleuchtung seiner Nächte verschaffen können? Nein, er hat deshalb noch eine außerordentliche, im ganzen Sonnensystem einzige Art von Erleuchtung als Entschädigung erhalten. Diese wird durch einen großen Kreis oder Ring bewirkt, der ihn überall umgiebt und so hoch erhaben ist, daß er fast gänzlich außerhalb des Schattens dieses Planeten steht. Er wirft das Licht der Sonne auf die Orte zurück, die sie nicht sehen, und dieses aus einer größeren Nähe, folglich auch mit einer größeren Lebhaftigkeit als alle fünf Monde zusammen, weil er nicht so weit von der Oberfläche des Saturns steht als dessen nächster Mond."

Nachdem die große Entfernung des Saturns von der Sonne im Vergleich zu derjenigen der Erde besprochen ist, heißt es dann von den Saturnbewohnern: „Setzt man diese Leute in unsre kältesten Länder, nach Grönland oder Lappland hin, so würde man große Schweißtropfen von ihnen herabfallen, ja sie sogar vor Hitze umkommen sehen. Hätten sie Wasser auf ihrem Planeten, so wäre es für sie nicht Wasser, sondern ein polierter Stein, und der bei uns nie gefrierende Weingeist würde so hart sein wie unsre Diamanten." Dann heißt es ferner noch in sehr betrübender Weise: „Die Leute wissen dort nicht, was Lachen heißt. Ist man auf dem Saturn nicht sehr weise, so ist man aller Wahrscheinlichkeit nach dort sehr phlegmatisch."

Nachdem wir nun den von diesem Schriftsteller ausgesprochenen Ansichten über die Bewohnbarkeit der Planeten alle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen,

Digitized by Google

wollen wir diese Frage noch einmal etwas näher mit unsern eignen, der Gegenwart entsprechenden Anschauungen beleuchten.

Daß der Zentralkörper unsers Systems, die Sonne selbst, nicht bewohnt sein kann, bedarf wohl kaum einer näheren Auseinandersetzung, wenn man bedenkt, daß nach den Ergebnissen der Spektralanalyse die uns bekannten Metalle sich dort in glühendem Zustande befinden und die Temperatur dort auf viele Tausende, ja vielleicht auf Millionen von Graden geht, so daß das Vorhandensein von irgend welchen lebenden Wesen, wie unsre Tier- und Pflanzenwelt, ausgeschlossen ist.

Ueber die Oberflächenbeschaffenheit der beiden inneren Planeten, Merkur und Venus, wissen wir sehr wenig, und auch die Umlaufszeit ist uns nicht sicher bekannt. Es ist freilich aus den sehr sorgfältigen Untersuchungen, die Professor Schiaparelli in Mailand über das Fortrücken von Flecken, die er auf den Scheiben dieser Planeten hatte wahrnehmen können, veröffentlichte, wahrscheinlicher geworden, daß die Zeit der Umdrehung um die Achse und die Umlaufszeit um die Sonne miteinander übereinstimmen, das heißt, bei Merkur 88 und bei Venus 225 Tage betragen, so daß dort dieselben Erscheinungen stattfinden wie bei dem Erdenmond, bei welchem die Umdrehungszeit um die Achse und die Umlaufszeit um die Erde genau einander gleich sind. Jedoch treten neuerdings auch wieder Ansichten auf, wonach diese Planeten eine Tageslänge haben, die der der Erde und dem Mars entsprechenden nahe gleichkommt.

Sollte es sich bewahrheiten, daß auf dem Merkur 44 Erdentage lang und auf der Venus 113 Erdentage lang die Sonne über dem Horizonte eines Ortes steht, und dann wieder ebenso lange das Sonnenlicht verschwindet, so würde sich einerseits die Wärme in solcher Weise anhäufen und andrerseits wieder eine so gewaltige nächtliche Ausstrahlung stattfinden, daß der Aufenthalt lebender Wesen, deren Konstitution irgend welche Aehnlichkeit mit derjenigen der Erdbewohner hat, kaum denkbar ist.

Um so größere Veranlassung haben wir dagegen zu der Annahme, daß der Planet Mars eine Bevölkerung haben könne, die den Erdbewohnern, welche ja selbst schon sehr weite Unterschiede gegeneinander zeigen, nicht sehr fern stehen wird.

Mars hat eine Umlaufszeit von etwas mehr als $24^1/_2$ unsrer Stunden, dreht sich also mit fast derselben Winkelgeschwindigkeit um seine Achse wie die Erde, so daß der Wechsel von Tag und Nacht dort einen ähnlichen Verlauf nimmt wie bei uns. Sein Umlauf um die Sonne wird in 687 Tagen also in etwa $22^1/_2$ unsrer Monate, zurückgelegt, die Jahreszeiten haben dort also eine etwas weniger als doppelt so lange Dauer als auf der Erde. Wenn aus diesem Grunde die jährlichen Temperaturschwankungen etwa doppelt so groß wären als bei uns, so würden sie andrerseits wieder etwas abgeschwächt, da Mars von der Sonne etwa $1^1/_2$ mal so weit entfernt ist als die Erde und deshalb die Temperatur dort einmal im ganzen geringer und somit auch weniger veränderlich sein wird. Es herrschen dort also Witterungsverhältnisse, die mit den unsrigen einigermaßen vergleichbar sind.

Digitized by Google

Das Studium der Oberflächenbeschaffenheit des Mars hat nun schon seit längerer Zeit gezeigt, daß dort ein ähnlicher Wechsel in den Jahreszeiten vorhanden ist wie bei uns, da je nach der Jahreszeit bald vom nördlichen, bald vom südlichen Pole aus weiße Flächen, also offenbar Eis- und Schneemassen, mit Eintreten des Winters der betreffenden Halbkugel eine größere Ausdehnung annehmen und dann bei eintretendem Sommer sich wieder zurückziehen. Ferner giebt es jetzt ähnlich wie für unsre Erde Landkarten, hauptsächlich nach Zeichnungen von Professor Schiaparelli in Mailand, aus denen man ersieht, daß wenn wir uns über das, was Landmassen und was Wassermassen angehört, keinen Täuschungen hingeben, dort eine sehr starke Küstenentwicklung vorhanden ist, wie sich die Geographen ausdrücken, das heißt, die Verteilung von Land und Wasser geht dort sehr weit, so daß die Ländermassen durch zahlreiche Wasserläufe voneinander getrennt sind. Aber dabei bleibt es nicht, sondern die Flächen, welche wir für Inseln halten, sind häufig von ziemlich geradlinigen schwarzen Streifen durchzogen, welche entweder natürliche oder wie es fast scheinen könnte, von Menschenhand angelegte Wasserstraßen sind. Dadurch wird die Möglichkeit eines Schiffsverkehrs noch erheblich verstärkt, und was diese Sache noch rätselhafter macht, so haben sich nach den Beobachtungen von Schiaparelli, die neuerdings auch an andern Orten bestätigt sind, Verdoppelungen dieser Kanäle gezeigt, also vielleicht Konkurrenzunternehmungen gegen bereits bestehende ältere Kanalanlagen.

Es ist nun freilich gezeigt worden, daß diese Verdoppelungen auch auf optischen Täuschungen beruhen können, wenn man annimmt, daß eine Gegend von einer durchsichtigen Dunstmasse überlagert ist, durch welche hindurch die Kanäle sichtbar sind, und daß überdies das seitwärts einfallende Sonnenlicht von den hellen Teilen der Oberfläche reflektiert wird mit Ausnahme der dunkeln Stellen, wo sich die Kanäle befinden, so daß daher auf der Dunstmasse eine zweite schwarze Linie entsteht, die der dem Kanal entsprechenden parallel liegt. Man kann nämlich diese Erscheinung mit Anwendung einer blank polierten Metallplatte, auf der sich ein schwarzer Strich befindet, und die mit einem Mullschleier in einiger Entfernung überdeckt ist, täuschend nachahmen.

Gegen die Annahme, daß diese Kanäle von Menschenhand herrühren, läßt sich ein sehr triftiger Einwand erheben. Nach einer größeren Zahl von Abmessungen auf den zur Hand liegenden Abbildungen der Marsoberfläche von Schiaparelli in Mailand, Brenner in Lussinpiccolo (Istrien) und Cerulli in Collurania (Italien) nehmen die Marskanäle eine Breite zwischen etwa 53 Kilometer oder 7 deutsche geographische Meilen bis zu dem vierten oder fünften Teile davon, also etwa 12 Kilometer oder $1^1/_2$ Meilen, herab ein. Nun hat der Suezkanal eine Breite von 58 bis 100 Meter und der Kanal zwischen der Ostsee und der Elbmündung (Kaiser Wilhelms-Kanal) eine solche von 100 Meter. Die Marskanäle sind also durchschnittlich 33 Kilometer oder etwa 330mal so breit wie die bedeutendsten Kanäle auf unsrer Erde. Der Kanal zwischen England und Frankreich hat an seiner schmalsten Stelle zwischen Dover und

Digitized by Google

Calais eine Breite von etwa 35 Kilometern oder 4½ deutschen Meilen; die Marskanäle würden also durchschnittlich die Breite dieser letztgenannten, auf natürlichem Wege entstandenen Wasserstraße haben. Da tritt denn doch die Frage an uns heran, ob man ernstlich behaupten wird, daß die Marskanäle von Menschenhand herrühren, und daß dort, wo sie den Bedürfnissen der Schiffahrt nicht mehr genügen, noch Parallelkanäle angelegt worden sind.

Die Marskanäle sind offenbar ebenso wie der englische Kanal und die Meerenge von Gibraltar Erzeugnisse von Naturkräften. Diese Frage hat aber selbstverständlich nicht das geringste mit dem Vorhandensein einer Bevölkerung des Planeten zu thun, nur können die Kanäle und gar deren Verdoppelungen nicht als Beweis dafür gelten; daß aber dieser Planet, weil dort Wasser und wahrscheinlich auch Luft vorhanden ist, Subsistenzmittel für lebende Wesen enthalten wird, ist wohl nicht zu bezweifeln. Für das Vorhandensein von Luft läßt sich als Beweis wohl der Umstand anführen, daß manche Gegenden, von denen man zu Zeiten ein sehr deutliches, mit den Karten übereinstimmendes Bild erblickt, zu andern Zeiten verschleiert und undeutlich erscheinen. Diese Erscheinung ist wohl mit irdischen Vorgängen zu vergleichen, denn auch von der Erdoberfläche würde ein Bewohner eines andern Himmelskörpers zeitweise eine mit den Abbildungen nicht übereinstimmende Ansicht erhalten, wenn, wie es zum Beispiel im Winter häufig geschieht, große Strecken der Oberfläche durch Schnee- und Wolkenmassen bedeckt sind.

Ueber die Bewohnbarkeit der von der Sonne noch weiter entfernten Planeten Jupiter und Saturn können wir uns kurz fassen.

Die Meinung über die Oberflächenbeschaffenheit des Jupiters geht dahin, daß der Planet wahrscheinlich zum Teil noch mit eignem Lichte leuchtet, und daß das Innere des Planeten der Sitz einer lebhaften, durch hohe Wärme bedingten Thätigkeit sei. Es wird dies in hohem Grade durch die rapiden auf seiner Oberfläche vor sich gehenden Bewegungen wahrscheinlich, welche das Ansehen der Scheibe oft in wenigen Sekunden merkbar ändern, und es läßt sich bei der großen Entfernung der Erde von der Sonne kaum annehmen, daß die dabei vorhandenen Kräfte, die gewaltige Massen in einer Stunde Tausende von Meilen weit führen, in der Sonne ihren Sitz haben sollten. Es ist daher wahrscheinlich, daß Jupiter noch nicht wie unsre Erde von einer festen Kruste bedeckt, sondern daß ein noch heißer oder glühender und dabei nicht zu ausgedehnter Kern von einer mächtigen Hülle dichter Gase oder Dämpfe umgeben ist, die sich aus ihm, vielleicht selbst in Form energischer Eruptionen, entwickeln. (Siehe Newcomb-Engelmann, Populäre Astronomie.) Damit scheint die Bewohnbarkeit des Planeten selbst ausgeschlossen, aber wenn der Planet in seinem System eine ähnliche Rolle spielt wie die Sonne im Planetensystem, dann bliebe noch die Möglichkeit übrig, daß die fünf Monde bewohnbar sind.

Daß der Planet Saturn bewohnt sein kann, ist nicht ausgeschlossen, aber Gründe dafür und dagegen lassen sich bei der verhältnismäßig geringen Kenntnis, die wir bis jetzt über seine Oberflächenbeschaffenheit haben, nicht anführen, und

Digitized by Google

noch viel geringere Anhaltspunkte geben uns die noch weiter entfernten Planeten Uranus und Neptun.

Bisher ist nun von der Bewohnbarkeit der Planeten oder deren Satelliten die Rede gewesen. Unter letzteren interessiert uns aber besonders der Satellit unsers eignen Wohnortes, nämlich der Mond. Wenn wir die Erscheinungen, welche uns der Mond bietet, richtig deuten, so geht daraus hervor, daß auf seiner Oberfläche weder Wasser noch Luft vorhanden ist, und sofern diese beiden Stoffe als die notwendigen Erfordernisse für die Existenz eines Tier- und Pflanzenlebens betrachtet werden können, welches dem unsrer Erde einigermaßen verwandt ist, müssen wir aus deren Mangel den Schluß ziehen, daß der Mond unbewohnbar ist. Daß die großen dunkeln Flächen auf dem Monde, welche wir ihres Aussehens wegen als Meere bezeichnen, in Wirklichkeit keine Wasserflächen sind, geht daraus hervor, daß man innerhalb derselben noch kleine Krater und Furchen erblicken kann, während nach den Erfahrungen auf der Erde der Grund eines Sees oder eines Flusses nur ganz ausnahmsweise bis zu geringen Tiefen sichtbar ist. Daß ferner auf dem Monde keine die ganze Kugel umgebende Atmosphäre vorhanden ist, schließen wir aus folgendem. Es kommt häufiger vor, daß der Mond bei seiner in ungefähr vier Wochen am Himmel zurückgelegten Bewegung um die Erde vor Fixsternen vorüberzieht, so daß letztere von der Erde aus gesehen an einem Rande des Mondes verschwinden und nach einiger Zeit auf der entgegengesetzten Seite wieder sichtbar werden. Diese Erscheinungen werden von den Astronomen fleißig beobachtet und mit dem Namen Sternbedeckung bezeichnet. Wäre nun der Mond mit einer Atmosphäre umgeben, deren Dichtigkeit von der Oberfläche bis in die höheren Schichten wie bei unsrer Erdatmosphäre allmählich abnimmt, so müßte die Geschwindigkeit, mit welcher der Stern sich dem gegen ihn bewegenden Mond zu nähern oder zu entfernen scheint, bei dem Eintritt in die Atmosphäre nicht der Zeit proportional sein, weil das vom Stern kommende Licht bei dem Durchgange durch die Mondatmosphäre je nach der Dichtigkeit in verschiedener Weise abgelenkt werden müßte. Von derartigen Unregelmäßigkeiten sind aber bis jetzt noch nicht die geringsten Spuren bemerkt worden, und somit darf wohl angenommen werden, daß der Mond keine Atmosphäre besitzt. Es ist freilich noch auf eine Möglichkeit aufmerksam gemacht worden. Der verstorbene Astronom Hansen in Gotha hat angenommen, daß bei dem Monde der Schwerpunkt der Masse und der geometrische Mittelpunkt der Kugel nicht miteinander zusammenfallen, und es wäre dann möglich, daß sich die zum Lebensunterhalt erforderlichen Mengen von Luft und Wasser auf der von der Erde abgewandten, beständig unsichtbaren Halbkugel des Mondes befinden und dann dort Bewohner vorhanden sein könnten.

Die für uns sichtbare Seite des Mondes ist schon seit langer Zeit aufmerksam studiert worden, und durch Ausführung von Zeichnungen und Messungen nach unmittelbaren Beobachtungen durch das Auge einerseits und photographischen Aufnahmen andrerseits, natürlich in beiden Fällen mit Anwendung von Fernrohren, ist die Gestaltung der Oberfläche immer genauer bekannt geworden, aber

Digitized by Google

bis jetzt haben die Vergleichungen von Aufnahmen aus verschiedenen Jahrzehnten und Jahrhunderten noch keine Anzeichen von Veränderungen durch menschliche Thätigkeit geliefert.

Wenn wir noch eine kurze Betrachtung über die Himmelskörper anstellen, deren Besprechung eigentlich außerhalb der Grenze dieses Aufsatzes liegt, nämlich die Fixsterne, so braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß die uns mit stärkerem oder schwächerem Lichte leuchtenden Sterne wie Sirius und so weiter selbst keine Bewohner haben können, da sie eine ähnliche Beschaffenheit haben wie unsre Sonne und offenbar eine glühendflüssige Oberfläche besitzen. Dagegen ist nicht ausgeschlossen, daß sie von nichtleuchtenden Begleitern umkreist werden, welche ebenso wie die Erde und vielleicht der Mars bewohnt sein können.

Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel.

Ungedruckte Briefe.

Herausgegeben von

Rudolf Meyer-Krämer.

(Fortsetzung.)

Die drei Berliner Semester hatte B. gründlich ausgenutzt. So sehr ihm die Stadt und das Gebaren ihrer Gesellschaft „scheußlich" dünkte und rein negativ auf ihn wirkte, so emsig war er doch den vorhandenen, namentlich künstlerischen Anregungen nachgegangen, hatte u. a. Rezensionen über die Kunstausstellung von 1842 geschrieben und sich vor allem an Kugler, den nur zehn Jahre älteren Lehrer, immer herzlicher angeschlossen.[1]) Jetzt aber kam der Augenblick der Trennung; B. erlebte noch die Freude — grade als er selbst von der Universitätszeit für immer Abschied nahm —, daß der verehrte Mann mit seiner Berufung zum Geheimen Rat im Kultusministerium einer noch umfassenderen Bethätigung seiner reichen Kräfte entgegenzugehen schien.

Mit leichtem Gepäck schied der Exstudent von hinnen — eben brach der Frühling an,[2]) — und offenen Sinnes, in voller Wanderlust zog er der Elbe zu, das Saalethal aufwärts, über den Thüringer Wald, das heimischere südwestdeutsche Becken zu erreichen. In schönem Wechsel von Arbeit und Genuß, zwischen liebender Betrachtung alter Architekturen und fröhlicher Zecherstimmung

[1]) „Als ein Kind des Hauses", bezeugt 1855 die Widmung des Cicerone.

[2]) Am 22. März gaben ihm die Freunde den Komitat.

Digitized by Google

mitten hindurch, ging's „dichtend und trachtend" weiter, vom Main über den Neckar zum Rhein, mit dessen Thalfahrt seinen gesegnetsten Ufern vorbei „langsam und mit Ausdruck" dieser vierwöchentliche Lenzgang aufs würdigste beschlossen wurde. Dem Maikäfer zulieb und dem Versprechen gemäß hatten unterwegs einige lyrische Grillen gezirpt, und als der sehnlich Erwartete um den 20. April bei den Freunden eintraf, konnte er aus seinem poetischen Rucksack wenigstens drei Gedichte stürzen: am 24. März hatte er in „Weißenfels, vor Müllners Hause" für dessen Schicksalsdrama „Schuld" einen unschuldigen Trost gefunden; am 28. zu Gotha, auf der Terrasse des Schlosses, eine schmerzlich-süße, zwei Jahre alte Erinnerung „an H. S." in Leipzig aufgefrischt; am 3. April „vor dem Dom zu Worms" in einer Vision Kriemhilds und Brunhilds ein Sinnbild Gallias und Germanias gefunden, die beide schließlich dem Slaventum zu erliegen drohen. Und alsbald nach seiner frohen Ankunft schrieb er (25. April) eine Einleitung nieder „zu einem projektierten Maikäferdrama Simson, nebst Parabase".

In Bonn fand er die glücklichste Stimmung vor: Kinkel, von Plänen und Hoffnungen wie immer erhoben, begann soeben mutig sein neues Kolleg über Kunstgeschichte zu lesen und sah das ersehnte Ziel, Johanna nach so manchen Kämpfen und Anfeindungen endlich die Seine zu nennen, in wenig Wochen vor Augen. Und wie ihm Burckhardt seither immer teurer geworden, zeigte jetzt der Austausch des brüderlichen Du. Den Bund besiegelte ein gemeinsamer Pfingstausflug in das nahe Ahrthal: der Verfasser des „Konrad von Hochstaden" wandelte hier auf den Spuren seines Helden, dessen stolzes Haus in diesem Gau den Sitz seiner Macht gehabt; der Gefährte und Führer, der jeden Winkel dieses heimischen Bodens kannte, fand da den Stoff zu seiner spätern, vielgelesenen Dorfgeschichte „Margret". Der ganze Zauber holden Mutwillens und bester Laune umwob diese fünf oder sechs Wandertage; und ob nun die beiden zu Altenahr in Casparis Gasthause noch um Mitternacht eine lustige Gesellschaft zu romantischem Fackelzug nebst Quartettgesang und vaterländischem Vivat in die düstere Schlucht des „Durchbruchs" hinaus anführten, ob sie den altkeltischen Basaltring des „Heidengartens" am Hochtürner durchmaßen oder die Quarztrümmer der „Teufelslei", das alte Satansschloß, unsicher machten, — ob sie von den stattlichen Kuppen der Nürburg, der Hohen Acht, des Ahrembergs ins weite Land schauten oder im Städtchen Blankenheim, an der Quelle des Flusses, das Töchterlein der würdigen Gastwirtin Le Tixerand neckend in „Fränlein Dilexerat" umtauften — für Burckhardt blieb das alles auf Jahre hinaus „die unsterbliche Maireise", „einer der besten Bissen von meinem Leben", „einer der Kulminationspunkte meines armen Lebens".

Endlich nahte der Hochzeitstag, der 22. Mai; bei der Trauung des Paares (in der Wohnung des Pfarrers Wichelhaus) fungierte B. als Zeuge neben Geibel, Andreas Simons, Johannas Eltern und zwei Freundinnen der Familie: Auguste Heinrich und Linda Berndt.

Wenige Tage später trennte man sich: Kinkels fuhren nach St. Goar,

Digitized by Google

Freiligraths zu besuchen, B. zunächst nach Cleve, dann durch Holland (bis Rotterdam) und Belgien (mit gebührendem Aufenthalt in Brüssel) nach Paris. Auf vier Monate war er den Freunden nun entrückt und „eminus“ = nur aus der Ferne erreichbar.

10. Paris, 16. Juny 1843.

Vieltausendmalgeliebter Urmau!

Ich bin den 8. hujus hier angelangt und habe mir Paris 8 Tage lang schmecken lassen; jeden Morgen im Louvre und in den Kirchen; jeden Abend auf den Boulevards und im Theater. Damit Du aber siehest, wie zuverlässig ich bin, so wisse, daß ich den 1. hujus von Rotterdam aus eine Recension Deiner Gedichte [1]) an die Kölner Zeitung schickte, welche angekommen sein muß, da ich sie frankierte; aber die Schlingel haben sie noch nicht abgedruckt. —

Ferner folgt anmit das Gedicht von Altenahr, welches mir jetzt sehr mißfällt. Es ist halb in Gent, halb in (? is) gemacht, also in zwei berühmten Fabrikstädten. Sobald ich Briefe von Euch habe, schreibe ich Euch wieder, und dann mehr. Gestern bin ich zum erstenmal auf der biblioth. royale gewesen; mit dem was dort ist, kann ich schon fertig werden; für meinen Zweck brauche ich dort etwa 130—140 Stunden Arbeit, also 2 Monate. [2]) — Am 15. August wird d. Bibl. geschlossen', dann arbeite ich in den Bibl. vom Arsenal und von St. Geneviève bis gegen den Oktober hin. —

Ich habe Hugos Burggrafen gesehen. Die Intentionen sind hie und da höchst grandios, aber am Ende überwiegt doch der Unsinn. [3]) Beauvallet in seinen guten Momenten erinnerte an das, was ich von Ludwig Devrient habe erzählen hören. Der Alexandriner ist aber ein unleidlicher Vers, selbst auf dem Théâtre français. — Im Odéon hörte ich ein kleines Ding von Molière, welches köstlich war; darauf begann Racines Andromaque, wo ich denn freilich nach dem ersten Akt auf und davon lief. Den Racine halt' ich nicht mehr aus. — Was sagst Du zu der Idee eines kleinen Stückes: la fille de Figaro, welches im Théâtre du palais royal gegeben wird — es ist ein weiblicher Figaro, d. h. eine Gelegenheitsmacherin und Allerweltsmädchen, die zwei Liebende durch alle mögl. Intriguen protegiert. Ist der Gedanke nicht glücklich? — Der Figaro des Beaumarchais ist doch am Ende ein Halunke und was er thut, thut er um des Geldes willen, während diese fille de Figaro (die weiter mit Figaro nichts zu thun hat) aus Gutherzigkeit das Ihre thut. — Es ist übrigens merkwürdig mit dem französischen Theater; selten trifft man ein großes Talent, aber ein mittelmäßiger französ. Schauspieler ist immer mittelgut, ein mittelmäß. deutscher Schauspieler aber in der Regel mittelschlecht. Daher ist auch in den kleinen Winkeltheatern von Paris immer ein Ensemble und der Dichter kann seine

[1]) Siehe meine Vorbemerkung zu Brief 7.

[2]) Am 20. Juni fing er an, „regelmäßig zu copiren“.

[3]) Man vergleiche H. Heines gleichzeitige vernichtende Kritik (Hamburg 1872, Band 11, Seite 366).

Digitized by Google

Freude daran haben. Freilich kann sich's kein Mensch verhehlen, daß das französ. Drama, bes. das Trauerspiel, auf gottlosen Abwegen ist. —

Das nächstemal mehr. Dieser Brief ist nur der erste Notschuß, welcher sagt: schreibt mir! — Ich wohne Rue Marsollier Nr. 13. — Hier das Gedicht:[1])

Altenahr.

„Weil wir doch einmal so weit sind, — liebe Jungens, hört mich an! —
„Weil wir doch einmal so weit sind, wär' es besser nicht gethan,
Wenn Caspari[2]) selbst uns wählte auf den Weg 'nen guten Wein?
Schreit nur nicht so durcheinander! Wird's nicht so am besten sein?" —

„Ja!" „Ja!" „Ja!" — Caspari schreitet durch die Thür, der Flaschen sechs
Unterm Arm und in den Händen, eitel edles Ahrgewächs,
Und mit ew'gem Götterlächeln frägt er die verwirrte Schaar:
„Jetzt, um Mitternacht? Wahrhaftig, mir wird dieser Spaß nicht klar!" —

„Nichts für ungut, Herr Caspari, aber das verstehn Sie nicht!
Hören Sie, wie's draußen poltert, wie's in allen Lüften ficht,
Wie der Wind pfeift in den Felsen, wie's in allen Wipfeln braust,
Grade so wie wenn der Satan seiner Mutter Mutter zaust?

„'s ist heut Abend Polterabend, denn der große Altenar
Hat ein Bräutchen aufgestöbert — ach, das wird ein hübsches Paar!
Morgen heißt sie Altenärinn, heut noch Fräulein Teufelslei;
Jetzo bringen wir ein Ständchen für die treuverliebten Zwei!"

„Aber wo denn?" fragt Caspari; — „Wo's am besten wiederhallt,
Dort im düstern Felsendurchbruch, dran die Ahr vorüberwallt!
Fackeln her für unsre Füchse! nur den Wein trägt das Quartett!
Jetzo Marsch!" — Caspari lächelt: „Ich geh' auch noch nicht zu Bett!" —

Draußen — wie zu einer Hochzeit hat die klare Frühlingsnacht
Rings umkränzt die Felsen alle hell mit ew'ger Sterne Pracht.
Seligfroh im Festessturmschritt eilt die Schaar zum Felsengang;
Da bricht wie mit Donnertosen los der jubelnde Gesang.

Dann getrunken, dann gerufen: „Altenahr, hoch! dreimal hoch!
Teufelslei, sie möge leben hoch! und dreimal höher noch!" —
„Ja, die ganze Eiffel lebe!" schreit ein guter Trierer drein —
„Und der Westerwald!" ein Andrer, und ein Dritter: „Hoch der Rhein!" —

„Und der Harz!" und „Hoch die Alpen!" — „und Thüringens Waldesnacht!" —
„Nein, der großen Mutter Aller sei ein feurig Hoch gebracht!" —
Ha wie dröhnt es durch die Nacht von Felsenwand zu Felsenwand! —
„Auf! die Fackeln hoch! stimmt an: Was ist des Deutschen Vaterland?" —

Wie sie aus den Felsen traten, — schöner glänzt der Sterne Chor,
Süßer duften alle Wiesen — „Schwebt um uns ein Zauberflor?"

---

[1]) Abgedruckt auf Seite 309 von Kinkels „Die Ahr", (worüber unten Näheres).

[2]) Noch heute giebt's in A. „Hotel Caspari".

Digitized by Google

Nein, es ist die Macht des Liedes, das vom Vaterlande singt,
Und verborgne Lieb' im Busen still zu sel'gem Blühen bringt.

Werft die Fackeln hier zusammen, wo die duftigen Sträucher blüh'n!
So vergehn die Jugendtage, wie die Flammen hier verglühn —
Doch die Jugend, sie ist unser und sie bleibt uns frisch und neu.
Unser sind die heiligen Sterne: Vaterland und Lieb' und Treu'! [1])

Da hast Du's, es gehört Dein. Zerreiß' es, ändre es, druck's ab, — wie Du willst. Meinen Namen laß wo möglich weg. Ach was sollt ihr für schöne Briefe kriegen, wenn ihr mir bald schreibt! — Ich will auch wieder Gedichte machen. Wenn's nicht so spät geworden wär mit diesem Ahrgedicht, so hätte ich wohl noch mehr Ahrlieder machen können. Melde mir, ob's noch Zeit ist, aber richte Dich im Druck nicht danach, da ich gar nichts versprechen kann.

Nun Addio, herzlieber Urmau. Ich sehne mich bitterlich nach Euch und gehe alle 2 Tage auf die Post, um nach Briefen poste restante zu fragen, obschon ich zum Voraus weiß, daß ich nichts vorfinde. Addio, Dich küßt Dein getreuer

Eminus.

*

Das nun folgende Aktenstück — Brief ist es bei seiner Ueberlänge kaum mehr zu nennen — spiegelt in seinem Anfangsteil einen persönlichen Konflikt im Freundeskreise wieder. Die Stellung, die B. zwischen den Parteien (hier und im folgenden Briefe) einnimmt, ist so bezeichnend für seine Eigenart, daß man auch diesen Abschnitt nicht gern entbehren möchte. [2])

Ein gewisser Balder hatte seit Jahren bis Herbst 42, zusammen mit einem A. Wolters, in Bonn bei Kinkel theologische Kollegien gehört, sich dem Lehrer auch menschlich eng angeschlossen und schließlich dem Maikäferbunde zugehört. Dann hatte er, wie wir oben sahen, [3]) zugleich mit Burckhardt (und Torstrid) den Winter 42/43 in Berlin verbracht, und dorthin scheint Wolters, der seit 42 ebenfalls Beiträge zum M. K. lieferte, Ostern 43 nachgefolgt zu sein. Dieser Wechsel in seiner Umgebung blieb auf den leicht bestimmbaren Balder [4]) wohl nicht ohne Einfluß: er hörte jetzt allerlei Gerücht über K.'s wachsende Zweifelsucht — und ward besorgt. Während er noch zu Weihnachten (in dem Poststript eines Burckhardtschen Briefes) K. in alter Liebe „geküßt" hatte, trat jetzt

[1]) Die zwei letzten Zeilen sind später geändert.

[2]) Ihn nicht zu unterdrücken, schien mir erlaubt, trotzdem B. (im nächsten Briefe) ihn ausdrücklich widerruft: die grade hier Beteiligten — Balder, Wolters, Torstrick — sind für uns nur Namen; in breitere Oeffentlichkeit sind sie nicht gedrungen, ihre Träger dürften wohl schon zu den Toten zählen, und die Sache selbst ist längst begraben. — Auch der Widerruf trägt eine neue Linie in das Bild B.'s ein — und wieder eine neue die nach zwei Jahren eintretende Rückkehr zu seinem ersten Urteil über Balder.

[3]) Siehe Anmerkung zu Brief 5, 6; auch Brief 8 am Schluß.

[4]) Seine Handschrift zeigt etwas ausgesprochen Weibliches.

Digitized by Google

der asketisch-kritische Zug seines Wesens scharf hervor, der ihn nach einem andern Standpunkt in christlichen Dingen hinwies. So mußte denn K., während er — nicht ohne den Einfluß Johannas, der eben Convertierten — allmählich „auf gewaltiger Strömung, von Kant bis Feuerbach, hinaustrieb in den Pantheismus“ [1]) und während er seinen „Traum im Speßart“ schrieb, sich den Vorwurf machen, daß er nicht verstehe, sich dank den Geheimnissen der „neueren Philosophie“ von der Negation doch wieder zum Glauben hinüberzuretten. Auf die „unglückseligen Briefe voll Insolenz“, zu denen sich Balder mit Wolters und Torstrick zusammengethan, erfolgte eine energische Abwehr seitens des Angegriffenen, — und der Bruch war da.

Burckhardt konnte, wenn er erst beide Teile vernommen hatte, wohl unparteiisch urteilen; er hatte der Theologie, mit der 1837 in Basel freilich sein Studium begonnen hatte, bald für immer entsagt.

11. Paris, 20. August 1843.

Lieber, lieber Doctor!

Eure Briefe haben mich unendlich gefreut! Wie man solchen Trostes in Paris bedarf, glaubst Du gar nicht. Ach wie herzlos ist dieß Nest und dieß Volk! Lärmmachen und Lärm genießen wollen sie, weiter nichts.

Nun zu der Geschichte mit Balder. Der Teufel des philosophischen Hochmuths ist einer von den bösen, das weiß ich schon lange und zwar, ich kann es getrost sagen, nicht aus eigner Erfahrung. Da hat nun der verrückte Balder ein wenig Schellingianismus geathmet (nicht viel, das weiß ich) und denkt nun mit diesem Laudanum durch die Theologie ohne weitren Steuermann durchzuschiffen. Nun giebt es aber keinen Fanatismus wie den eines Systems, denn der ist gepaart mit Mitleid gegen alle die, so draußen stehen. Ich habe unter solchen Menschen gelitten und es mit erlebt, wie dieser Fanatismus in's tägliche Leben eingriff und ein persönliches Verhältniß nach dem andern zerstörte. Da heißt es dann ganz kurz: dieß und dieß habe ich auf diesem und diesem Wege gewonnen, thust Du nun nicht ebendasselbe, so bist Du mir nicht mehr geistig ebenbürtig und unsre Freundschaft hat ein Ende. Als ob der Mensch mit seiner Persönlichkeit und deren inneren Bedingungen nicht ebensoviel werth wäre als alle Erkenntniß! —

Dem Balder hätte ich es aber am wenigsten zugetraut! Ich glaubte, er liebe Dich nicht nur als seinen Lehrer, als den Ersten, der seine Erkenntniß von den Banden der Kindheit und des Vorurtheils befreite; ich dachte er hänge auch an Deiner Person. Ich hielt ihn für stärker, und dachte, er wäre fähig, in seinem Innern Dein Bild aufrecht zu halten gegen all den kalten Wind Berlins. Ich hielt es nach seinem letzten Briefe an mich für möglich, daß er Dir theologisch hart zusetzte wegen Ansichten u. dgl. Dingen, die ich nicht mehr verstehe; aber daß er Dich als Dichter, als Menschen hat herunterreißen wollen, das ist

[1]) Dies der Ausdruck seines eignen Tagebuches.

Digitized by Google

zu arg. Jetzt, da ihm die klugen und großen Berliner Theologen „die Augen geöffnet“ haben, wurmt es ihm wohl, daß Du ihm bisher imponiertest. Lieber, theurer Gottfried, ich danke dem Himmel, daß ich theologisch mit keiner Seele mehr (ausg. die Baseler Pietisten)[1] was zu thun habe, und daß unsere Freundschaft auf freier, unwandelbarer Grundlage, auf Persönlichkeit ruht.

Ich dachte anfangs: Du seiest zu rasch gegangen, und ich könne vielleicht vermitteln. Aber das wird wohl kaum möglich sein. Ich errathe deutlich genug, daß Balder damit auch mich excludirt. Jetzt endlich verstehe ich seinen letzten Brief, worin er soviel von möglicher künftiger Entwicklung und Entzweiung zwischen den jetzt befreundeten munkelt; — und wie harmlos hatte ich ihm darauf geantwortet! — Es thut mir in der Seele leid um ihn, obschon eigentlich immer eine Kluft zwischen uns bestanden hatte, die ich immer fühlte, er nicht immer. Auf Menschen wie Hermann Schauenburg[2] und Du sind, baue ich kühn, weil ich weiß, daß viel Persönlichkeit in Euch steckt und Ihr mir wohl wollt; Balders Persönlichkeit dagegen habe ich immer für dünn und durchsichtig gehalten. Er ist zuerst Gebildeter, dann Theolog und Philosoph, und dann kommt noch ein furchtsames Bischen Mensch. Darum habe ich nie recht auf ihn gebaut, obschon er Anfangs auf seine Manier für mich begeistert zu sein schien. Mich macht nichts so bange, als wenn jemand am Anfang einer Bekanntschaft sehr für mich enthusiasmiert ist, weil ich die Enttäuschung schon vor der Thür warten sehe. Das ist denn auch bei Balder schon früher erfolgt als er mir gern hat sagen wollen. Da lobe ich mir Torstrick, der meine Unphilosophie gleich in ihrer ganzen Entsetzlichkeit kennen lernte, sich aber aus Freundschaft für mich zu dem merkwürdigen Rothwelsch bequemte, welches halb aus Realismus, halb aus Philosophie bestand und uns beiden viel Spaß machte. Er sprach so unmittelbar als er konnte, ich so abstract als mir möglich war, und die uns zuhörten, sagten: Seht, die Kerls verstehen einander! — Ueberhaupt ist mit Torstrick nicht nur sehr gut auszukommen, wenn er einen gern hat, sondern man findet unter einer weit rauheren Hülle als die Balders ist, ein warmes, treues Herz, das keinen philosophischen — leider aber einen politisch-socialen Fanatismus leistet, der freilich nicht so schlimm ist wie der philosophische, weil er nicht egoistisch ist.

Sieh mal, Balder ist von Philosophie *berauscht* und hat dazu noch in diesen Dingen was man einen schlimmen Suff nennt. Könnte ich mich in Philosophie berauschen — setze den unmöglichen Fall — so würde ich kraft meines vortrefflichen Naturells einen guten Suff haben; und wenn Du mich Nachts durch die Poppelsdörfer Allee schleppte st, so würde ich Dir um den Hals fallen und Dich mit meiner Philosophie *vermitteln* wollen. Am Ende wärst Du aber doch geplagt mit mir und würdest bei Dir selbst sagen: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was schlimmer ist, ein guter oder ein böser Suff in Philosophie'

[1] Wohl vermöge der Stellung seines Vaters, des Antistes B.

[2] Siehe Vorbemerkung zu Brief 2.

Digitized by Google

Wären wir nur schon in Poppelsdorf, da will ich den Kerl oben in die Kammer legen, da kann er ausschlafen und Teufel malen!“ — Nicht wahr? —

Wie blöde ist das: „Wenn ein jüngrer Docent nach Bonn käme, der die neuere Philosophie durchgemacht hätte, der würde Dich in Jahresfrist todtlesen, und solche Leute wüßte Er — Balderchen — in Berlin schon zu finden.“ — Fürs erste existiert ja ein solcher Käfer schon in Bonn und zwar in Gestalt des Dr. Hasse (!);[1] zweitens gieb wohl acht auf das Wort „durchgemacht“; Balder will sagen: „durchgemacht und deßhalb doch noch seinen Glauben behalten hat“. Er spricht von den wissenschaftlichen Pektoraltheologen,[2] von den annoch frommen Leuten, welche durch alle Systeme Spießruthen gelossen haben; aber man weiß doch jetzt wirklich, was an diesen Leuten ist! Daß es Balder ignoriert, finde ich etwas stark. Wie pflegte er sich über Nitzsch[3] zu mocquieren, wenn von dessen Amalgam aus Speculation und Glauben die Rede war. Das ist nun Alles bei ihm Weisheit von heute! Der Junge ist sehr rasch zur Praxis übergegangen! weiß Gott! —

Ach das wäre schön gewesen, wenn Du ihm ganz kalt und sicher geantwortet hättest: theologische Vorwürfe zu machen komme ihm deßhalb nicht zu, weil das eins der schwierigsten und spätesten Probleme der Pastoraltheologie sei, deren Behandlung erst im letzten Semester an der Stelle zu sein pflege. Mit so etwas kann man Balder confus machen. Doch er ist wohl schon confus genug! — Er ist ein schöner Stern, laßt ihn im Dunkeln funkeln und munkeln ꝛc. ꝛc. — Aber ich begreife wohl, daß es Dir im ersten Moment nicht ums Spaßen war, so wenig wie mir. Ich habe seitdem — Gott verzeih mirs — in Gedanken ebenfalls mit Balder abgerechnet und gefunden, daß ich mit keiner Lebensader an ihm hänge. Ich muß jetzt auch auf einen Bruch mit ihm gefaßt sein. Den Wolters begreife ich nicht;[4] er hat Dich kaum gekannt, und macht Dir Vorwürfe? So was fasse ich nicht. Bei Balder ist es anders; der erschrickt, weil er eine Solidarität mit Dir fürchtet. Basta von dieser Geschichte. Doch noch eins: Was Dir Balder aus meinem Briefe an ihn mittheilt, ist heillos entstellt und ich werde ihn ersuchen, Dir diesen fraglichen Brief im Original zuzusenden. Bin ich denn ein solcher Esel, daß ich Deine Hinneigung zu dem was die Theologen Negation taufen, äußeren Gründen zuschreiben würde! Traue mir ums Himmels willen nicht so eine elendgutgemeinte Auffassung Deines Wesens zu! Nur das Eine nicht! —

Was soll ich Dir von Paris schreiben? Ich lebe nun seit dritthalb Monaten still in Gott vergnügt vor mich hin d. h. bin zuweilen geplagt und müde wie ein Hund, vor lauter Scrupel die Zeit gut zu benutzen. Auf der Bibliothek

---

[1] Leo H., der das erste Jahr zum M. K. beitrug, dann aber an Kinkel irre wurde und austrat; ihm sang K. das Gedicht nach: „Der Welt Trotz!“

[2] Neanders Schule.

[3] Karl Immanuel N., Hauptvorkämpfer der „Vermittlungstheologie“, bildete mit Sack und Bleek das Dreigestirn der Fakultät zu Bonn.

[4] B. lernte ihn später genauer kennen und beurteilen.

Digitized by Google

großen Respeckt gehabt vorm menschlichen Wissen — im Louvre rumgeloffen wie ein verlorner Mops — in Theatern wenig geklatscht um nicht mit den Claqueurs verwechselt zu werden — auf dem Boulevard mich zuweilen interessant gemacht — überall nobbel und leider nicht viel auf das Geld gesehen. Ach Himmel welch Heidengeld verthut man in Paris! Aber man amüsiert sich auch, wenigstens die ersten drei Wochen. —

Du fragst mich, ob ich über Bonn zurückkehre? — Es ist höchst unwahrscheinlich, weil mein Geld wohl kaum reichen würde, und noch mehr, weil ich nach einem Besuche bei Euch die Heimkehr doppelt scheue. Du verstehst mich wohl, ich kann nicht dafür, daß Gott Basel so und so geschaffen hat. Komme ich, so ists doch nur für 2—3 Tage, da ich in diesem Fall den Eduard Schauenburg besuchen muß, während die Meinigen Tage und Stunden zählen. Der Verstand sagt: geh nicht nach Bonn, aber im Geheimen reißt es mich doch zu Euch, das weiß der Himmel. Rheims und Metz besuche ich jedenfalls und wie nahe ist es von Metz nach Coblenz! Bloß drei Tage, wenn ich einen Tag auf Trier rechne. Richtet Euch um Gottes willen nicht nach mir, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ich komme.

Gott weiß, ich käme gern! Andreas hat sich aufgegeben, wie er mir schreibt! Laß mich um Gottes willen wissen, was hieran ist! Der Junge macht sich oft Grillen, das weiß ich; aber dießmal erschreckt er mich! — Ich möchte ihn so gerne sehen. — Ach wir alle zusammen haben uns noch lange nicht ausgesprochen; es wäre noch so viel zu erörtern, daß ich am besten mein Lebenlang in Bonn bleiben sollte oder mit Euch ziehen, wohin Ihr zöget. In Basel wartet meiner ein Leben voll Zurückhaltung und Höflichkeit; keinem Menschen darf ich völlig trauen; mit keinem ist geistiger Umgang ohne Rückhalt zu pflegen. Die paar Privatdozenten sind vornehme junge Herren aus der Stadt, denen ich im Leben nie die Avancen machen würde, denn wie lächerlich und ausgebreitet der Baseler Geldstolz ist, davon hast Du keinen Begriff, magst Du auch noch so viel erlebt und beobachtet haben. Einige Ordinarii sind mir wohlgesinnt, aber welche Kluft einen Ordinarius von einem Privatdozenten trennt, weißt Du am besten, und dann muß ich zum Beispiel Wackernagel[1]) schonen wie ein Kind, weil er ein eigensinniger Pietist geworden ist, wie mir Hoffmann von Fallersleben sagte. Am Ende bleibt mir nur mein alter Freund Picchioni, ehemaliger Carbonaro und Ingenieur in der Lombardie; eine edle, bedeutende Persönlichkeit, jung und mutwillig bei 60 Jahren, trotz der allerbittersten und furchtbarsten Schicksale. Der ist nun zwar kein Gelehrter, hat aber unser Jahrhundert mit vollen Zügen durchgelebt und weiß von der Eitelkeit menschlicher Dinge ein langes Lied zu singen. Er ist Professor extraord. und steht mit aller Welt gut.

Ein Germane, dessen Jugendtäuschungen zu Grunde gegangen sind, wird leicht mürrisch und unleidlich; der Romane wird in solchem Fall erst recht liebens-

[1]) Wilhelm Wackernagel, der Germanist, bei dem Burckhardt früher deutsche Litteratur gehört hatte.

Digitized by Google

würdig; Letzteres habe ich hier zur Genüge beobachten können; die jungen Franzosen, welche an der jämmerlichen politischen Zersetzung und dem socialen Wirrwarr Frankreichs so oder so Theil nehmen, sind stürmisch, grob, schlimm gelaunt, während es nichts angenehmeres giebt als einen alten Franzosen, der sich vom Convent, vom Directorium, vom Consulat, vom Kaiserreich, von der Restauration und von der Julirevolution hat satt täuschen und enttäuschen lassen. Da beginnt dann der schöne, liebreiche Allerweltshumor, der auch die jungen hinreißt.

Auf den Schnaase[1]) bin ich doch höchst begierig. Kugler ist froh wie ein Kind, daß das Werk ihm dedicirt ist. Ach welch schönen Brief habe ich von Kugler bekommen! Er trägt mir Smollis an! — Das ist nun auch ein Verhältniß, wie es selten einem hergelaufenen Studenten zu Theil wird. Er hat mich immer geschont und mir doch immer die Wahrheit gesagt (z. B. über meine Gedichte), und nun giebt er mir von freien Stücken ein Zeichen der Freundschaft, das bei seiner schweigsamen, scheinbar kalten Natur so unendlich viel sagen will! — Und was habe ich ihm bisher leisten können? —

Ach Gott, meine Poesie ist völlig eingetrocknet! — Die ewige Aufregung, die man in Paris fühlt, consumirt tagtäglich das bischen Sammlung, das man sich erübrigen könnte. Und Eure schönen Mawbriefe, wie soll ich die beantworten? So mutterseelallein hat man gar keinen Humor, das weiß der Himmel. Denn daß ich unterweilen mitten auf der Straße über die 100 000 000 000 Pariser Narrheiten laut auflachen muß, ist noch kein Humor und daß ich bisweilen den Boden unter meinen Füßen zittern fühle, z. B. in Notre Dame oder in den Tuilerien, ist noch keine Poesie. Wie es mit der Concurrenz wird, weiß ich nicht.

Ich wollte ich hätt Deine Kunstgeschichte[2]) mit anhören können! Du schreibst mir ganz naiv: Du dächtest wohl auch einiges Neue gefunden zu haben. Teufel auch! Daran zweifle ich a priori nicht, und glaube ich hätte was Merkliches lernen können, denn meine kunsthistorischen Studien sind doch gar zu principlos und bequem vor sich gegangen.

Die spanische Geschichte[3]) ist empörend und beweist, wie infernal die Politik des frommen Guizot ist und bleiben wird. Man muß freilich auch die berstende Fieberwuth der Franzosen über die Nichtigkeit ihrer auswärtigen Politik kennen! Das Ministerium mußte, sagt man, eine glänzende Demonstration zu Gunsten des französischen Einflusses wagen. Lieber Freund glaube nur in Deinem Leben nie an die Loyalität der auswärtigen Politik Frankreichs, denn gegen das Ausland hat dieselbe immer Recht, mag sie auch das Allerscheußlichste thun. Die Franzosen glauben nämlich noch immer ein Besitzrecht auf Europa und andere Länder zu haben und betrachten alle Infamien ihrer Ministerien gegen das Aus-

[1]) Seine „Geschichte der bildenden Künste" begann 1843 in Düsseldorf zu erscheinen.

[2]) Dies Kolleg war 1843 und 1844 das besuchteste in Bonn.

[3]) Am 30. Juli hatte sich der Regent von Spanien, General Espartero, nach England einschiffen müssen.

Digitized by Google

land als eine nothwendige „Reparation d'honneur" von wegen 1815. Die Idee, daß das Rheinland von Gottes und Rechts wegen Frankreich gehöre, ist hier noch immer **ganz allgemein**; ich antworte darauf nur noch mit höflichem Hohn, weil jeder Vernunftgrund, den ich vorbrachte, an der Bornirtheit dieses Volkes scheiterte. — Ueberhaupt geht der französische Hochmuth auch über die überspannteste Möglichkeit des Nationalstolzes hinaus und ich fange an, eine theilweise fieberhafte Verrücktheit dieser Nation zu statuieren, welche durch die furchtbare Aufregung der letzten 50 Jahre leicht zu erklären ist. Ich bin überzeugt, daß diese Zeit einen unheilbaren, zehrenden Schaden im Busen dieses edlen, großartig angelegten Volkes zurückgelassen hat. Man brandschatzt und verwüstet Europa nicht umsonst. Auch sollte ihr diese politische Abspannung sehen, die mit all dem Zorn verbunden ist! Man schäumt noch, aber man ist erschöpft und die Regierung kann reineweg machen was sie will. Die Kammersitzungen werden laut verhöhnt, auch in Betreff der linken Seite; alles Vertrauen zu den republicanischen Formen der Julydynastie und zu den Constitutionen ist verschwunden. Ich habe auf dem Theater Folgendes laut applaudieren sehen: 1) eine bittere, höchst lebhafte und gute Satyre auf die Republik um das Jahr 1799. 2) Einen unsäglichen Hohn ganz aristokratischer Art über die Epiciers und Epiciersweiber, die sich am jetzigen Hofe lintisch benehmen, 3) zahllose und fast in jedem Stück mit Haaren herbeigezogene Anspielungen auf die Nichtigkeit der constitutionellen Formen. — So geht's.

Hingegen kannst Du endlich mit Recht fragen: Was thut denn der Schlingel eigentlich in Paris? — Antwort, der Schlingel ist jeden Werktag drei Stunden auf der königl. Bibliothek und excerpiert alles mögliche; 6 Wochen lang hat der Schlingel italienische Handschriften über die Schweiz (des und andrer Schlingel Vaterland) vorgehabt; seit Ende July aber hat er begonnen, die Geschichte vom Zug der Armagnaken nach der Schweiz im J. 1444 zu erforschen. Nächstes Jahr nämlich giebt Basel ein großes Schützenfest;[1]) es sind dann grade 400 Jahre, seitdem die Armagnaken sich in der Nähe der Stadt bei S. Jacob geschlagen haben. Johann v. Müller hat das Ding zum letztenmal aus den Quellen erzählt, und zwar etwas bombastisch und mangelhaft. Der Schlingel aber nimmt jetzt in Paris die Urkunden und Handschriften durch und findet, daß die Sache ganz anders sich zugetragen hat als Müller meint; er bereitet sich nun vor zu einer Gelegenheitsschrift über diesen Gegenstand für das Fest. Das muß aber mit Handschuhen angefaßt werden, wenn der beleidigte Nationalstolz nicht sehr bösartig werden und dem Schlingel übel lohnen soll, besonders bei dessen Debüt in der Schweiz. —

Sodann hat der Schlingel täglich 1½—2 Stunden Louvre und eine Stunde Lesecabinet. Der Rest geht drauf mit Briefschreiben, Herumlaufen, Kirchen besehen, Kaffeehäuser sitzen, Theatergehen, Lesen und dergl. Kurz, er hat genug zu thun; — zumal da die Herrlichkeit ihrem Ende entgegeneilt. Den 10. Sept.

[1]) In einem spätern Brief spricht B. ausführlicher darüber.

Digitized by Google

will ich abreisen, und von Anfangs October an ist meine Adresse: Basel pr. adr: Antistes B.

*

Paris, 21. August 1843.

Liebe Direktrix!

Verzeihen Sie diesen mechanten Fetzen Papier, auf dem ich an Sie zu schreiben anfange; mein sonstiges Postpapier ist mir leider heute ausgegangen. Verzeihen Sie aber noch mehr den ungeweihten Augenblick! Nämlich soeben beginnt eine Chorprobe mir gegenüber in der italienischen Oper, von irgend einem Donizettischen Schauerfal, das auf nächsten 1. October eingeübt wird. Ich lege als Gegengift einige Gluckſche Arien, die ich jüngst ertrödelte, neben mich auf den Tisch.

Ueber den Balder habe ich mein Gutachten dem Urnau geschrieben, der Ihnen meinen langen Brief nach Tische vorlesen mag, nach Art eines guten Hausvaters. Gedichte leiste ich gar nicht mehr; auch erhalten Sie hiemit nur ein vielleicht sehr wenig interessantes Geschreibe über Murillo,[1]) das mir jetzt unleidlich vorkömmt, und das ich Ihnen nur sende, weil die von Ihnen bezeichneten Mawblätter heiliges, unantastbares Gut sind. Eins davon behalte ich noch, für spätere Zeiten. —

Ach wenn Sie Paris sehen könnten! Ich glaube, diese Stadt ist für eine Dame noch interessanter als für einen Mann, weil so alles mit Mode und Eleganz durchdrungen ist, wofür ich so wenig Sinn habe. Ich roher Scythe streife an den schönsten Modeladen kalt vorüber, der schönste Cachmirshawl, das koketste Häubchen, der zierlichste Schuh lassen mich ungerührt. Mein armer Kopf ist trotz aller Reflexion nicht im Stande, Nachmittags im Tuileriengarten die Toiletten mehr zu bewundern als in Deutschland, da ich nicht genug bedenke, daß von hier aus das Costüm der Welt beherrscht wird. Mich Bücherwurm beseelt dabei immer nur der Gedanke: in einem Monate sind diese Moden alle historisch, d. h. vorüber, passiert, und ich brauche nur 1000 Schritte weiter zu gehen, so bin ich im Louvre und sehe die unendlich schönren Moden der Damen Van Dyck's — (Lassen Sie mich in Gottes Namen fortplaudern, ich bin im Zug). Aber im Theater, d. h. auf der Szene sieht man wirklich reizende Toiletten. Sie sollten sehen, mit welcher Coquetterie ein Hirtenmädchen im Genre des vorigen Jahrhunderts ausstaffiert ist! — Unsre deutschen Theaterprincessen sind meist furchtbar aufgetakelt im Vergleich. Man muß freilich auch wissen, daß Leute wie Dumas und Victor Hugo sich hier dazu verstehen, ihren Darstellern und Darstellerinnen auch die Farbe eines Schuhbandes oder die Zahl der Falten einer Schürze anzugeben. Und wie berechnen diese Französinnen! Ich glaube dieß Volk lebt von Leidenschaft und Intriguen. Ich habe unlängst bei einem

[1]) Dieser umfangreiche, schöne Aufsatz, Anfang August geschrieben, bildet die Schlußnummer des M. K. 43, als „Kunststudien im Louvre"; darüber eine eigenhändige Vignette B's „le grand escalier du Louvre".

Digitized by Google

ziemlich zweideutigen Ball in den Champs élysées einer Dame nachgezählt; sie ermutigte sechs Anbeter zugleich, sage sechs. NB. Es war eine scheinbar sehr anständige Dame. Auch ist hier Jedermann unter dem Pantoffel; die Frau führt in wirklichem wie in figürlichem Sinne das Hauptbuch. Summa: Deutsche Frauen begeistern, Französinnen fangen die Männer. Doch genug davon; dieß Kapitel ist zu lang und zu interessant.

23. August.

Bei reiferm Nachdenken finde ich den Aufsatz über Murillo nicht eines speziellen Porto's werth und werde Ihnen selbigen wohl erst dereinst von Basel aus senden. — Gestern sah ich im Théatre des Variétés u. a. eine Zauberposse, worin der Regierung Folgendes aufgetischt wurde: Der Teufel sitzt im Kreise vieler „kleiner Teufelein", deren Einer sich erkühnt hat, ihm zu widersprechen.

Teufel: Bref, je n'aime pas les raisonneurs, taisez-vous!

Unterteufel: Mais alors vous êtes un despote, un tyran! —

Teufel: O que non! Je règne par les lois (laute Bravo's und Gelächter.) — Dergleichen hört man hier auf dem Theater sehr oft und das Gouvernement hat das Unglück und die Klugheit, sich möglichst viel gefallen zu lassen. Ich habe von neuem dran denken müssen, was man für eine herrliche, politische Comödie mit solchem Zauberspuk und Verwandlungen zurecht machen könnte! — O wenn die Theatercensur auch nur eine Woche fort wäre! Was ließe sich da nicht für Ulk aufstellen! Die Theater sollten eine bessere Einnahme machen als mit der Medea von Euripides und Taubert.[1]) A propos, das möchte ich doch auch gerne wissen, wie sich der elegante, moderne Taubert mit den Chören der Medea geholfen hat, denselben Chören, die sich Felix Mendelssohn[2]) als ganz uncomponirbar verbeten hatte! —

Ich habe hier ein Lustspielchen angefangen und wieder liegen lassen. Gedichte schreibe ich hier nicht mehr; es fehlt doch gar zu sehr die Ruhe und ich muß hier überhaupt mehr lernen als produzieren. Darin ist aber auch Paris einzig; man lernt hier mit jedem Athemzug wider Wissen und Willen. —

Ferner habe ich allerlei Pläne wie immer. So denke ich z. B. an ein Drama: Salomo, wozu mir das bei Ihnen im blauen Stübchen geübte Oratorium die Idee gegeben hat. Das Hauptmotiv wäre die Königinn von Saba, welche den Salomo wie ein glänzendes Irrlicht verlockt und dann plötzlich verläßt; mit wahnsinnigem Schmerz giebt sich dann der König den Göttern Syriens hin. — Doch es wird nichts daraus, ich weiß es wohl. In Basel habe ich entsetzlich zu arbeiten und doch habe ich jetzt die Erfahrung gemacht, daß man auch beim emsigsten Arbeiten nicht so vom poetischen Producieren abkömmt wie bei dieser heillosen Zerstreuung, deren Inbegriff man Paris nennt. Und doch kann ich nicht anders, wenn ich hier was lernen will. Man muß hier in einer und der-

[1]) Hofkapellmeister in Berlin.

[2]) Dieser zeichnete Johannas Können durch Hochschätzung und Empfehlungen aus.

Digitized by Google

selben Stunde einem Possenreißer und Wahrsager zusehen, die Asphaltpflasterung betrachten, 100 Laden aller Art angucken, 10 Journale durchfliegen, ein paar Gebäude betrachten und einen Gang im Louvre machen können, und zwar Alles mit Andacht. Besonders die Wahrsager, diseurs de bonne fortune, die immer zwischen Louvre und Tuilerien stationieren, machen mir vielen Spaß, obwohl es eigentlich betrübt ist, daß diese geistreiche Nation in diesen Dingen dem dichtesten Aberglauben huldigt. Die Hauptsache ist mir auch nicht die Wahrsagung, sondern die Possen, die dazwischen erzählt werden und die Gesichter der Umstehenden, wenn geweissagt wird.

Auf welchem Punkte die hiesige Musik angelangt ist, das sei Gott geklagt. Ich hörte unlängst die Dame blanche, was doch auch eigentlich nicht mehr dem strengen Style angehört — das klang ganz alterthümlich, wie aus einer andern Welt. In den neusten Pariser Opern ist das aus den Italienern Gestohlene noch das Beste! Alles übrige hat kaum mehr Sinn und Verstand; Harmonie und Satz sind meist zerhackt und verschränkt auf ganz unleidliche Manier — alles will **Neu** sein, aber auch weiter nichts. Bellini und Donizetti haben wenigstens den gesunden Sinn, nicht pikant sein zu wollen bei innerer Ohnmacht, aber Balfe,[1]) Isouard,[2]) Halevy und Consorten haben Meyerbeer seine kostspielige Instrumentation abgeguckt und bringen ihre nichtswürdigen Motive mit den anspruchsvollsten Künsteleien zu Tage. Sie sollten so eine Arie aus dem Puits d'amour[3]) hören mit Oboen und zwei Harfen begleitet! Tant de bruit (mehr ists auch nicht) pour une omelette! — Es ist auch hier eine ganz anerkannte Sache, daß das Schicksal der französ. Musik vor der Hand von der nächsten Oper Meyerbeers[4]) abhängt. Sie denken gewiß: das ist ein saubrer Trost? —

25. August.

Ich glaube auch im Allgemeinen sagen zu können, daß die Franzosen ein höchst unmusikalisches Volk sind. In Deutschland ist Klavierspiel bei den Damen wenigstens Regel, hier in Paris ist es Ausnahme.[5]) In Deutschland hat jedes passable Theater mindestens eine oder 2 gute Stimmen, hier in der großen Oper ist außer Duprez[6]) und Barroilhet, welche beide in Deutschland mehrfach ihren Mann finden würden, keine außergewöhnliche Stimme. Massol ist ein sehr starker Bariton, singt aber etwa wie Formes in Kölln. Ueberhaupt steht die große Oper an mittelmäßigen Abenden etwa auf der Stufe der Köllner Oper — und das ist nun das Institut, welches mit dem weltberühmten Conservatoire de Paris seit einem Jahrhundert in Verbindung steht und alles an sich zieht,

---

[1]) Engländer, 1808—1870.

[2]) Malteser, 1777—1818.

[3]) Oper Balfes, 20. April 1843 in der Opéra Comique zuerst und dann sehr oft aufgeführt (Text von Scribe und Leuven).

[4]) Dem lange erwarteten „Prophet".

[5]) H. Heine klagt verzweifelnd über das Gegenteil. (Bd. 11, S. 367.)

[6]) Er findet bei Heine (Bd. 11, S. 417/18) keine Gnade.

Digitized by Google

was in der Provinz irgend Glück macht! — Glauben Sie um Gottes willen an keine Pariser Renommeen, bevor Sie die Leute gehört und gesehen haben. Die berühmte Dorus-Gras singt etwa wie die Faßmann in 20 Jahren singen wird. Es giebt in Frankreich ganz gewiß lange nicht so viele schöne Stimmen wie in Deutschland. — Darum machen deutsche Sänger und deutsche Musiker hier ein solches Glück — wenn die Journalistik ihnen nicht ganz malitiös auffitzt.

Die Journalistik und der unsägliche, furchtbare Druck, den sie hier auf Politik und Gesellschaft ausübt, giebt mir täglich zu denken. Sie glauben nicht, wie leichtsinnig und frivol hier diese entsetzliche Waffe gehandhabt wird! — Wenn ich nicht im Punkte der Preßfreiheit seit langer Zeit mit mir eins geworden wäre,[1]) so hätte Paris mich irre machen können. Der Mißbrauch der Presse ist ein viel größeres Uebel als man glaubt, und keine Tyrannei ist ärger als die der Zeitungsschreiber. Gesellschaftlich wirken sie hier besonders zerstörend, weil ihnen die schiefe französische Auffassung des künstlerischen, literarischen, politischen und militärischen Ruhmes so in die Hände arbeitet. Dieß ewige Ausdenhandindenmundleben der französ. Kunst und Literatur ist zum Theil eine Folge der Journalistik; es wird gar nichts Dauerndes mehr geschaffen.

Nun leben Sie wohl, liebe Directrix! Ich denke Ihrer täglich und meine immer, ich würde mehr lernen, wenn ich jeden Abend nach Poppelsdorf kommen und Ihnen fleißig erzählen könnte! Inzwischen erzähle ich Ihnen und dem Urmau recht fleißig im Geiste und wünsche nur, Sie könnten die ferne Stimme hören

Ihres

in Treuen ergebenen

Burckhardt.

(Nachschrift des obigen Briefs an Gottfr. K. vom 20. August.)

26. August.

Na, in einer Stunde fahre ich nach Rouen! Zwei Tage Ferien darf ich mir nach dieser ewigen Hetzerei wohl gönnen. Grüße Schöler[2]) sehr schön von mir und Seibt auch; die Versbriefe haben mir ganz unendlichen Spaß gemacht, besonders eine Stelle von Directrix: Spitzbogen, Mopsbogen, Rundbogen ꝛc. Das ist einer der schönsten Unsinne, die mir im Leben vorgekommen sind. — Dein Eingang des romant. Briefes ist mir so angenehm wie eine milde Satyre auf mich selbsten die Gurgel hinabgegangen. Prächtig ist: „Geist der Kirche, der geschaffen ꝛc." Davon schick ich Dir das nächstemal eine Copie, das mußt Du besitzen.

---

[1]) B. hatte wohl auch die Petition um Preßfreiheit mitunterschrieben, die von K. — sechs Tage vor seiner Hochzeit — verfaßt, von den Bonner Bürgern an den Vereinigten Landtag abgesandt wurde.

[2]) Mitglieder des M. K.; s. oben meine Einleitung. Sichtlich war inzwischen noch eine Sendung des M. K. eingetroffen.

Digitized by Google

[Ich frankiere diesen Brief nicht, weil die große Post, wo man allein nach dem Ausland frankieren kann, gar zu weit nach der Cité hineinliegt. — Frankiert mir auch nicht, das ist das Einfachste.]

Diese Worte sind nachträglich gestrichen; der Poststempel ist: Rouen.[1])

12. * Mainz, 3. Sept. 1843 spät.

Lieber Doktor!

Ich bin in Frankfurt bei Fresen und Balder gewesen und heute haben Beide mich in Mainz besucht. Höre mich an! — Sei nicht unversöhnlich mit Balder! In meinem Briefe aus Paris habe ich ihm schweres Unrecht gethan, zerreiß denselben. Deine Aeußerung: B. sei zur kirchl. Partei übergegangen, hatte mich hauptsächlich irre gemacht. Du hast geirrt; ich habe Balder in kirchl. Dingen gerade so gefunden, wie er in Berlin war; es hat wirklich keine Apostasie Statt gefunden, und mit der Orthodoxie ist B. so unzufrieden wie jemals. Die unglückseligen Briefe, deren Insolenz ich nicht in Schutz nehme, sind der wohlmeinende aber fehlgegriffene Ausdruck von einem nicht bloß theolog. Entwickelungsstadium Balders; er hat mit einer früheren Autorität **als solcher** brechen müssen, um sich freie Bahn für neue Resultate zu machen. Von Schelling will er wenig wissen.

Empfange ihn als einen Dir neu geschenkten, vor Allem als einen selbständig gewordenen, in theolog. Grundansichten ebenbürtigen! Er ist nicht mehr Dein Schüler, er steht auf einem andern Boden, darum mußt Du mit ihm verhandeln wie Macht zu Macht, auch wenn er 1000 mal weniger wüßte und wäre als Du. Mach es mit ihm wie Du es mit mir gemacht hast — Du verstehst mich schon.

Ich weiß es, daß Ihr nicht nebeneinander in Bonn existieren könnt, ohne aus einem leidlich frostigen Verhältniß in Liebe oder in Haß überzugehen. Ich und noch Jemand in Deiner Nähe bitten Dich um das Erstere. Bis jetzt ist das Geheimniß dieses Streites in wenigen Händen. Balder wird Dir schreiben; wenn Du mir nach so vieler Liebe und Treue noch ein Uebriges zu Liebe thun willst, so antworte ihm versöhnlich und mache dadurch auch mein Unrecht gut.

Er liebt Dich noch wie immer, glaube mir! — Ich glaube, er würde so schmerzlich wie Du den Riß fühlen, der durch eine dauernde Entzweiung in die Bonner Erinnerungen käme.

Ich schreibe diesen Brief ohne Anregung von seiner Seite, hauptsächl. um meines eignen Unrechtes willen, als Abbitte, und verlange nur, daß er denjenigen mitgetheilt werde, welche meinen Brief aus Paris gelesen haben. —

Sprecht Euch einen einzigen Abend aus und ihr werdet von Neuem Freunde sein.

Torstrick ist von Deinem Brief heftig erschüttert worden und hat manchen

[1]) Hier entstanden ein, vielleicht zwei Gedichte, die sich im M. K. vorfinden.

Digitized by Google

trüben Tag darüber gehabt. Auch er hat es gewiß nicht so schlimm gemeint und wenn Deine Sache mit Balder erledigt ist, so hoffe ich auch hier Versöhnung, wenn auch weniger zuversichtlich.

Ich sehe jetzt klar in Alles hinein und könnte nun Alles wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen und erklären, die Angriffe wie die Antworten. Drum laß mir die schöne Hoffnung, daß recht bald Alles wieder gut sein werde! — Der Direktrix hoffe ich durch diese Zeilen ein kleines Arsenal von Hülfswaffen für ihre edlen Bemühungen zuzuführen. Ich gebe hier unverkümmert den Eindruck wieder, den ich von Balder empfangen habe, dieß und nicht mehr noch minder.

Grüße Direktrix herzlich von mir! Ach Gott, ich hab schon wieder Heimweh nach Bonn.

Grüße Andreas und Wurm.

Zernichte das erste Blatt meines Briefes aus Paris, d. h. Alles, wo von Balder die Rede ist; ich widerrufe das Alles. Andreas soll mit seinem Brief dasselbe thun.

In herzlicher Treue grüßt Euch

Euer

Saltimbanque.[1])

P. S. Ich habe das Alles mit einer längst zerschriebenen Stahlfeder kratzen müssen.

Ein Italiener auf der Teufelsinsel.

Von

Arnaldo Cervesato

In diesem Augenblick ernster Besorgnis um das Schicksal eines Mannes und einer Familie und mehr noch um jene ewigen Prinzipien der Wahrheit und Gerechtigkeit, für die seit Anbeginn der Zivilisation der beste Teil des mensch-

[1]) Dieser Scherzname wurde B. von Kinkels beigelegt und hartnäckig festgehalten. Zu seiner Erklärung diene die (von B. eingelieferte) Pariser Anekdote, die wir dem Jahrgang 1843 des M. K. entnehmen. „Ein Halunke tritt vor. Le juge: ‚Quel est votre métier?' — Halunke: ‚Je suis saltimbanque.' — Le juge: ‚Vous savez très-bien, que ce n'est pas un métier comme il faut; ce n'est qu'un prétexte pour la fainéantise.' — Halunke: ‚Oh que si! C'est un métier comme un autre, et puisque mon père ne savait pas faire autre chose de moi ...' — Le juge: ‚Je dis que ce n'est pas un métier!' — Halunke: ‚Sans doute c'est un métier! Et vous garantis, monsieur le juge, que vous ne l'apprendriez pas en 24 heures!' (Gelächter.)"

Digitized by Google

lichen Geschlechts kämpft, sind die Blicke der ganzen zivilisierten Welt von neuem auf das berühmte Felsenriff gerichtet, das jetzt und wer weiß noch auf wie lange Zeit von so traurigem Interesse ist.

Diese Insel, der die ersten Kolonisten dieser unwirtlichen Küste den Namen „Teufelsinsel“ gaben, taucht wie in einem bösen Traum oder Alpdruck vor uns auf. Wer hätte je daran gedacht, diese von den Reisenden verachtete Insel zu beschreiben, die beinahe immer den Unglücklichen, die sie bei sich aufnahm, zum Grabe wurde; oder wer hätte, wenn es ihm geglückt war, sie wieder zu verlassen, einen andern Gedanken gehegt als den, diesen traurigen Ort so rasch wie möglich und für immer zu vergessen?

Daher scheint mir in diesem Augenblick die Beschreibung sehr gelegen zu kommen, welche mir von ihr und seinen dort erlebten Schicksalen ein alter italienischer Patriot, Paolo Tibaldi, gab, der in dem kleinen Archipel der Heilsinseln, zu denen die sogenannte Teufelsinsel gehört, volle zwölf Jahre, von 1858 bis 1870, gelebt hat. Er war von den Richtern des zweiten napoleonischen Kaiserreichs zur Deportation verurteilt worden und verlebte einen nicht kleinen Teil dieser langen Zeit in der Gesellschaft andrer politischer Verurteilter gerade auf dem berühmten Felsenriff, auf dem sich heut der Unglückliche befindet, dessen Los die ganze gebildete Welt erregt und bewegt.

In Bezug auf das Strafverfahren, in das Tibaldi sich mit Mazzini, Ledru-Rollin, Campanella und andern Aufrührern verwickelt fand (aus Gründen, denen auch Crispi und Kossuth nicht fernstanden), und bei dem er trotz der glänzenden Verteidigungsrede Floquets zu lebenslänglicher Deportation verurteilt wurde, bin ich gezwungen, den Leser auf ein Buch von Tibaldi selbst zu verweisen, dem ich die ausführlichen Notizen entnommen habe,[1]) ein Buch, das nicht nur an sich äußerst interessant ist, sondern auch das Verdienst besitzt, uns eine der edelsten und am wenigsten bekannten Gestalten der italienischen Erhebung vor Augen zu führen.

Der ehemalige Deportierte — der trotz seiner vierundsiebzig Jahre noch rüstig und munter ist und in Rom lebt[2]) — ist wirklich das Bild eines schönen Greises; er hat einen ernsten, gütigen Ausdruck, die Züge seines Antlitzes sind weich und doch stolz, und seinem plastischen Kopf verleiht ein langer weißer Mosesbart eine gewisse würdevolle Heiterkeit. Auf meine Bitte willigte er ein, die Erinnerungen an die berühmte Insel, wo er so Unsagbares gelitten, wieder wachzurufen, und begann zu erzählen:

„Noch heute steht auf das lebhafteste vor meiner Erinnerung — und wird wohl bis an mein Lebensende so bleiben — der merkwürdige Eindruck, den die Gruppe der Heilsinseln auf mich hervorbrachte, als ich sie zum ersten Male erblickte.

---

[1]) Von Rom nach Cayenne. Kämpfe, Verbannung und Deportation Paolo Tibaldis. Dritte Auflage. Rom 1888.

[2]) Tibaldi wurde am 27. Januar 1825 in Piacenza geboren.

Digitized by Google

„Es war am Ende einer etwa zweimonatlichen Reise, während deren mir niemals gestattet wurde, den Ballastraum der französischen Fregatte zu verlassen, auf der ich eingeschifft war, als mir kurz vor der Ankunft an meinem Verbannungsort erlaubt wurde, die Schiffsbrücke zu betreten.

„Es war die Stunde des Sonnenuntergangs, eines jener tropischen Sonnenuntergänge, bei denen ein strahlendes Feuerwerk von Licht und Farben in wenigen Augenblicken in dunkelste Nacht versinkt, während, nachdem kaum die Sonne entschwand, der Mond in leuchtendstem Glanze am plötzlich verdüsterten Himmel aufgeht. Weniger hervortretend und in größerer Entfernung befand sich die Teufelsinsel, aber deutlicher erschien vor uns die Königsinsel, von der der Abendwind den Duft der Blumen und aromatischen Gräser herübertrug.

„Wälder von ganz in Blüte stehenden Sträuchern am Ufer, deren knorrige Wurzeln zum Teil sichtbar waren, erschienen mir wie Gruppen von Badenden, die schweigend die Füße in die Meereswellen tauchen. Bäume von ungeheurer Höhe für europäische Augen ragten darüber hinweg, während hier und da anmutige Hügel, von tropischem Grün üppig bewachsen, das Auge durch die Harmonie ihrer Linien erfreuten."

* * *

Aber nicht auf die Königsinsel (obgleich auch sie als Strafanstalt dient) war der Deportierte bestimmt, sondern auf die Teufelsinsel, die wenige Stunden Bootfahrt davon entfernt war.

Diese verwünschte Insel bietet geradezu die Kehrseite der Medaille dar, da sie in einer Ausdehnung von einem Kilometer Länge und einem halben Kilometer Breite beinahe ganz aus kahlem, unfruchtbarem Felsen besteht. Der traurige Boden, auf dem selbst das Gras aus Mangel an Lebenssaft verdorrt und nur spärlich verstreute Büsche wachsen, deren Blätter die unerbittliche Sonnenglut dörrt und zerkrümeln läßt, zeigte dem Manne, der hier leben sollte, an welchen Ort der Leiden er gelangt war.

Auf diesem kahlen Hügelrücken mit den Felsen, die von der Sonnenhitze zerbröckelt wurden, beim Anblick der trostlosen und furchtbaren Einsamkeit des brausenden Ozeans, in der Nachbarschaft einer andern Insel, die mit ihren Palmen, ihren Obstbäumen und blühenden Gebüschen wahre Tantalusqualen erregt, fand der Deportierte andre Unglücksgefährten, ebenfalls politische Verbrecher, mit denen er brüderlich die entsetzlichen Leiden jener neuen Existenz teilte. Was war, was ist das Leben dieser Unglückseligen, welche Gesetz oder Willkür den Freuden der Familie entreißen, häufig auch der geistigen Arbeit und jeglicher Bequemlichkeit des Lebens, um sie dahin zu bringen, nur noch eine Nummer zu sein, ohne eignen Willen, ohne Streben, ohne Hoffnung und an Orten und in einem Klima, wo die Kräfte des Körpers gleich der Energie des Geistes niedergeschlagen werden! Es giebt kein andres Mittel dagegen als fortgesetzte Zerstreuung durch eifrige, anstrengende Arbeit, durch unausgesetzte Beschäftigung. Sonst hat die „trockene Guillotine" bald ihr Opfer gefunden!

Digitized by Google

Wer sich, in Nachdenken versunken, dauernd in seiner öden Behausung aufhält, in einem Winkel sitzt oder auf seinem Lager ausgestreckt liegt, sich traurigen Reflexionen überläßt, die den Geist niederdrücken, und es versäumt, durch körperliche Uebungen jenes physische Wohlbefinden zu erlangen, das im Kampf gegen die furchtbaren Schicksalsschläge hilft, der giebt sich selbst einen starken Stoß dem Grabe zu, das fast alle erwartet, die an diese Küste verschlagen werden wo der Europäer stirbt und nicht alt wird.

Es ist dagegen nötig, auch um den Körper gegen die heftigen Fieberanfälle widerstandsfähiger zu machen, die das rauhe Klima und die pestilenzialischen Sümpfe Guayanas in diesen Gegenden heimisch machen, sich mit titanischer Kraft der lauernden Unthätigkeit zu entreißen, die niederwirft und tötet. Es ist notwendig, während der Sommerzeit, wie entsetzlich und mörderisch die Hitze auch sein mag, nicht nur die erforderliche Kraft zu finden, um gegen die Wärme anzukämpfen, die niederdrückt und zu fortdauernder Schläfrigkeit verlockt, sondern einen Schatz von unerschrockener Rüstigkeit zu sammeln, der die lange schlechte Jahreszeit weniger gefahrbringend macht.

Denn unter dem Breitengrade der Teufelsinsel giebt es eigentlich nur zwei Jahreszeiten: die des Sommers, die ungefähr vier Monate dauert, während welcher Zeit niemals ein Tropfen wohlthätigen Regens vom Himmel fällt, um den ausgetrockneten Erdboden zu tränken, und die Regenzeit, in der es volle acht Monate lang unausgesetzt in Strömen gießt, so daß es Wahnsinn wäre, seine Behausung zu verlassen, auch der Fieber wegen, die den übel Beratenen befallen, der sich hinauswagt, und die ihm selten Gelegenheit geben, seine Unklugheit zu bereuen ...

Während des Sommers, wenn die Wärme auf 60 bis 70 Grad steigt und so intensiv ist, daß die Steine, die man berührt, auf der Haut ein Zeichen zurücklassen wie von glühendem Eisen und die aus dem Schatten genommenen Eier nach wenigen Augenblicken der Berührung mit der Sonnenglut platzen, wegen der plötzlichen Zersetzung der stickstoffhaltigen Substanzen und der daraus folgenden Ausdehnung der entwickelten Gase, gerade dann ist es dringend notwendig, sich mit einer übermenschlichen Energie zu waffnen, sich der Unthätigkeit zu entreißen und, den glühenden Strahlen Trotz bietend, ein Stückchen Land zu bearbeiten, zu fischen oder Seeschildkröten zu sammeln, die herauskommen, um zwischen den Felsen der Insel zu ruhen.

Eine Spezialität, und vielleicht die einzige angenehme, giebt es oder gab es wenigstens, als die spärlich vorhandenen Bäume noch nicht gefällt waren, die dort ihr Leben fristeten — die Anwesenheit gewisser, sehr großer Eidechsen, die gerade auf diesen Bäumen hausten und von den Deportierten durch Steinwürfe getötet wurden, um — gegessen zu werden. Und sie boten eine wirkliche Delikatesse dar, wie uns Tibaldi versichert; sie wogen vier bis fünf Kilogramm und lieferten gekocht oder gebraten eine reichliche, wohlschmeckende Speise, die an Fasan erinnerte.

*

Digitized by Google

„Die Einsamkeit und das Heimweh, der Mangel, ja die Unmöglichkeit einer dauernden Arbeit verfehlten nicht, alle unsre Gedanken auf eine einzige Idee zu richten, die immer beherrschender und befestigter bei uns wurde, eine Idee, die ich wohl kaum näher zu bezeichnen brauche, — die der Flucht, der Befreiung. Das Unbekannte mit seinem Zauber, seinen Versprechungen, seinen Gefahren zieht uns unwiderstehlich an. Das Meer liegt oft so majestätisch ruhig vor uns da in seiner stillen Größe; es lockt uns mit seinen vielfarbigen Strömungen, die es durchfurchen, mit den Baumstämmen, die es während der Regenzeit auf dem Sande liegen läßt, bis der schreckliche Amazonenstrom, der seine Mündung verbreitert, sie wie Holzsplitter in seine Flut schleudert. Um diese Zeit ist es, wo die Gefangenen heimlich und mit der Schlauheit, in der nur diejenigen erfahren sind, die jede Falte bösartigen menschlichen Mißtrauens kennen, aufrecht erhalten durch die innere Freude und nicht viel weniger auch durch den niedrigen Grimm der Janitscharen, die sie bewachen, gestärkt und neu belebt durch die Hoffnung, wieder die Freiheit und die Freuden des Vaterlandes und der Familie zu genießen, nicht zögern, den Wellen ein lockeres Floß und sich selbst der Vorsehung anzuvertrauen."

Auch Tibaldi und seine Deportationsgefährten, unter denen sich der Publizist Delescluze befand, wollten einen Fluchtversuch machen, da sie bei ihrem Vorhaben durch einen wirklich bedeutsamen Wechsel der Vorschriften ihres Lebenslaufes begünstigt wurden. Es wurde die Erlaubnis gegeben, daß jeder Deportierte allein in seinem eignen Häuschen schlafen durfte.

„Es war damals," so fuhr mein Berichterstatter fort, „daß ich daran dachte, die Vorbereitungen zu einer Flucht zu treffen."

„Allein?"

„Nein. Es nahmen mehrere andre Deportierte daran teil. Wir kamen überein, daß jeder sich auf eigne Hand die Werkzeuge für die Herstellung eines Flosses verschaffen sollte, und machten uns rüstig ans Werk."

„Aber wo hatten Sie Ihren Arbeitsraum aufgeschlagen?"

„Unsre Werkstatt war in einer Schlucht, und wir hatten die Vorsicht gebraucht, Schildwachen auf den umliegenden Höhen aufzustellen, und mit der Hoffnung im Herzen uns an die Arbeit begeben. Der Gedanke, binnen kurzem die verlorene Freiheit wiederzugewinnen, hatte unsre Kräfte erhöht, und mit der Hilfe andrer Gefangener war alles für die Nacht des 4. August vorbereitet worden.

„Am Abend der Flucht empfanden wir eine geheime Furcht, die sich nicht schildern läßt. Es kam uns vor, als ob alle argwöhnten, daß wir fliehen wollten, und doch war es nur unsre Angst, die uns alle Dinge in falschem Lichte zeigte; die Sonne war untergegangen und der Schuß abgefeuert, der uns verkündete, daß wir uns in unsre Hütten zurückziehen sollten. Wenn die Wachen unsre Abwesenheit bemerkten! O, wie viel Energie verleiht die Hoffnung!

„Die Vorbereitungen waren getroffen, und es brauchte nur noch das Floß vom Stapel gelassen zu werden.

„Als Proviant nahmen wir vier Tonnen Wasser, acht Brote, vier Bananen-

Digitized by Google

trauben, zwei Kilo Käse und sechs Gurken mit, aber unglücklicherweise verloren wir die Hälfte davon beim Stapellauf des Flosses.

„In dem zur Flucht bestimmten Augenblick trafen wir auf einem etwa vierzig Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Felsen zusammen, und nachdem das Signal zur Einschiffung gegeben war, stürzten wir uns herunter, um das Floß zu besteigen, das durch unser Ungestüm und unser Gewicht beinahe umgeschlagen wäre.

„Damit unsre Flucht nicht gleich bemerkt wurde, hatten es die Zurückbleibenden übernommen, während eines Zeitraums von vierundzwanzig Stunden beim Appell für uns zu antworten, da wir nach Ablauf dieser Zeit in Sicherheit zu sein hofften.

„Vor den Heilsinseln befinden sich viele Strömungen, die nach verschiedenen Punkten des Festlandes führen. Wir wählten die, welche nach den holländischen Besitzungen führte. Wir hatten zehn Ruder auf unserm Floß, ein lateinisches Segel und einen sechs Fuß hohen Mast. So schlugen wir die Richtung nach Norden ein."

*

Der alte Patriot, dem ich mit wirklicher Spannung zuhörte, während er mit lebhaften Worten von seinen Abenteuern erzählte, fuhr fort:

„Alles schien unsre Flucht zu begünstigen. Das Meer war ruhig, und am Himmel leuchtete strahlend der Mond. Ein sanfter Wind schwellte das Segel und versprach uns sehr bald in die richtige Strömung zu bringen, die uns rasch an die Küste des holländischen Guayana tragen sollte. Während wir mit aller Kraft ruderten, ab und zu nach der Teufelsinsel zurückblickend, um zu sehen, ob uns jemand folgte, hatte sich der Himmel ganz bezogen, ohne daß wir es bemerkt hatten, und gerade über uns drohte sogleich ein furchtbares Ungewitter loszubrechen. Die Dunkelheit war so groß, daß wir nichts mehr um uns herum erkennen konnten. Die Blitze blendeten und verwirrten uns. Der Sturm entfesselte sich mit voller Wut, und das rasende Meer überschüttete uns jeden Augenblick mit seinen Riesenwellen.

„Da das Segel zerrissen war, trieben wir als Spiel der Wellen umher, und wenn wir uns nicht mit Stricken an das Floß angebunden hätten, dann würden wir in die Wirbel hineingerissen worden sein. Der Sturm hatte uns von der Strömung entfernt, und wir wurden auf gut Glück von einem Südostwind hin und her getrieben.

„Plötzlich ließ uns ein lautes Geräusch, wie von Wellen, die sich an Steinen brechen, erblassen. Ein Blitz leuchtete auf, dem ein Verzweiflungsschrei folgte ... ein Riff!

„Sieben meiner Gefährten waren so erschöpft von der Anstrengung und dem Schreck, daß sie sich nicht zu rühren vermochten; der Tod schien uns unvermeidlich zu drohen; eine letzte, höchste Anstrengung von uns vieren, die wir uns noch bewegen konnten, rettete uns jedoch vor dem Zusammenstoß. Aber wir waren kaum dieser Gefahr entgangen, als ein neues Getöse und ein neuer Blitz-

Digitized by Google

ſtrahl uns zeigten, daß wir auf eine zweite Klippe geraten waren, die wir nicht mehr vermeiden konnten.

„Der Stoß war ſo heftig, daß wir alle heruntergeſchleudert wurden und für einige Zeit unterſanken; aber zum Glück war das Floß nicht ganz zertrümmert und bot uns noch die Möglichkeit, uns daran wieder in die Höhe zu ziehen.

„Das ſtürmiſche Toben des Meeres und die hohe Flut verhinderten, daß wir uns dem Ufer nähern konnten, das man bei der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte, und ſo erwarteten wir, immer von den Wellen bald vorwärts, bald rückwärts getrieben, drei Stunden lang, daß die Flut nachlaſſen ſollte. In dieſen entſetzlich langen Stunden bedeckte uns jede große Welle, die ſich über das Floß ergoß, vollſtändig und ließ uns keine andre Möglichkeit, zu atmen, als in den kurzen Pauſen zwiſchen einer Welle und der andern.

„Endlich dämmerte der Morgen, und wir warfen uns in das Meer und zogen ſchwimmend unſer Floß an das Ufer. Wir bemerkten, daß wir an den Klippen geſtrandet waren, die ſich nach Sinamary zu in einer Ausdehnung von drei Kilometern hinziehen.

„Einer unſrer Gefährten, der dieſe Orte kannte und ſehr wohl wußte, daß die Eingeborenen die Gewohnheit haben, in den kleinen Flüſſen, die das Land durchfurchen, ihre kleinen Boote zwiſchen den Waſſerpflanzen zu verſtecken, erklärte ſich bereit, uns ein ſolches zu ſuchen.

„Wir konnten uns nicht mehr auf den Füßen halten; die ſchreckensvolle Fahrt und die Anſtrengungen, um dem Tode zu entgehen, hatten unſre Kräfte völlig erſchöpft, und da das Unwetter unſern Proviant fortgefegt hatte, ſo beſaßen wir nichts, um uns zu ſtärken. Zur Stillung unſers Durſtes, der ſchlimmer war als der Hunger, machten wir uns daran, die Gurken auszuſaugen, die wir glücklicherweiſe bei dem Schiffbruch hatten retten können.

„Als wir endlich das Ufer mit Mühe erreicht hatten, mochte es etwa ſechs Uhr morgens ſein, und trotz unſrer Müdigkeit ſuchten wir uns ſofort die Mittel zu verſchaffen, um unſer Floß wiederherzuſtellen, aber es war kein Holz vorhanden, und es fehlte uns auch an Sägen und Nägeln, um eine haltbare Arbeit ausführen zu können.

„Kaum glaubten wir einige Balken des Floßes wieder miteinander verbunden zu haben, ſo zerſtörte eine Welle unſre ganze Arbeit; wir begannen ſie von neuem, aber das Meer vernichtete alles, bis wir uns gezwungen ſahen, alles aufzugeben. Mit dieſen unnützen Anſtrengungen war der ganze Tag verſtrichen, und unſer Gefährte, der ſich auf die Suche nach einem Boot begeben hatte, war auch noch nicht wieder erſchienen. Wir mußten die Nacht auf den Felſen zubringen, am Rande eines rieſigen Waldes. Der Sonnenuntergang dieſes Abends ſtimmte uns ſehr melancholiſch. Wir waren mit genauer Not dem Schiffbruch entgangen, aber es war uns nicht gelungen, an einem ſicheren Orte zu landen; jeden Augenblick konnten wir von den Gendarmen umringt und an unſern Leidensort zurückgebracht werden. Aber warum war der ins Land hineingegangene Gefährte noch nicht zurückgekehrt? Hatten ihn vielleicht die Gendarmen ergriffen? War

Digitized by Google

er im Schlamm versunken oder von den Kaimans verschlungen worden? Was für ein Schicksal stand uns bevor? Dies waren die Gedanken, die uns aufstörten und beunruhigten. Als es dunkel wurde, zündeten wir ein großes Feuer an, um die Tiere des Waldes in Schrecken zu halten, und auch von der schwachen Hoffnung beseelt, daß uns ein englisches oder amerikanisches Schiff zu Hilfe kommen könnte. Trügerische Hoffnung! — Und wie würden wir die Nacht verbringen?

„Am Boden ausgestreckt, von der Müdigkeit überwältigt, fingen wir an einzuschlummern. Aber es war vielleicht kaum eine Stunde der Ruhe verstrichen, als wir ein lautes Geschrei vernahmen. Wir erhoben uns bei dem Lärm, da wir von den Gendarmen umringt zu sein glaubten, aber es war statt dessen eine große Schar Affen, die in unsre Mitte gekommen waren, um uns mit lautem Pfeifen und Springen aufzuwecken. Sobald sie aber sahen, daß wir aufgestanden waren, entfernten sie sich, indem sie sich mit bewunderungswürdiger Gewandtheit von einem Baume zum andern schwangen. Sobald wir einschliefen, waren die Affen wieder da, um uns aufzustören, und verschwanden und erschienen immer wieder von neuem. Es war eine der sonderbarsten Nächte, die ich je erlebt habe.

„Sobald es Tag geworden war, beschlossen wir uns aufzumachen. Es war weder Weg noch Steg zu entdecken, da die Ufer ganz niedrig waren und das Meerwasser durch die Flut in den Wald hineingespült worden war, wo sich ein tiefer Schlamm gebildet hatte, der es unmöglich machte, den Fuß hineinzusetzen. Unsre Absicht war aber, auf jeden Fall, koste es, was es wolle, den holländischen Grund und Boden zu erreichen. Er war etwa dreißig Meilen weit entfernt, aber die zu überwältigenden Hindernisse waren riesig. Wir hatten geplant, am Meere entlang den Fluß Sinamary zu erreichen, um nach Surinam in die holländische Kolonie zu gelangen. Nachdem wir uns die wenigen Gegenstände, die wir bei uns trugen, auf den Rücken gebunden hatten, machten wir uns auf den Weg.

„Aber welcher Art die Reise war, können Sie sich aus dem vorstellen, was ich Ihnen sagen werde. Ein Weg war nicht vorhanden, und der Sumpf verhinderte uns, den Fuß auf festen Boden zu setzen. Der einzige Weg, der uns übrig blieb, bestand in den Bäumen. Mit einer Hand bogen wir die Zweige herunter und setzten die Füße oder Kniee darauf. Von dort ergriffen wir die Zweige eines andern Baumes, die uns auch wieder dazu dienten, andre, weiter entfernte zu umklammern. Die Anstrengung war kolossal, und die tropische Hitze trieb uns den Schweiß aus allen Poren. Tausende und Abertausende von Insekten peinigten uns mit ihren Stichen; besonders der ‚Hamak', der unsrer Pferdebremse sehr ähnlich ist, durchbohrte die Haut so stark, daß das Blut hell hervorspritzte, und doch mußte man all diese Stiche erdulden, weil man die Hände nicht von den Zweigen entfernen konnte, aus Furcht, in den Sumpf zu fallen.

„Größerer Sicherheit wegen gingen wir zu zweien, um uns gegenseitig beim Erfassen der Zweige helfen zu können und uns für den Fall zu unterstützen, daß einer mit dem Fuße abrutschen sollte. Auch mußte man sich vor den

Digitized by Google

Kaimans in acht nehmen, um nicht von ihnen erfaßt und verschlungen zu werden. Zum Glück sahen wir nur einen einzigen beim Beginn unsrer Wanderung, der auf einem Zweige ausgestreckt lag und sich durch einen Schrei bemerkbar machte; später haben wir keinen mehr angetroffen.

„Drei Stunden waren wir in dieser Weise vorgedrungen und hatten kaum mehr als einen Kilometer zurückgelegt. Als wir uns einem Teiche näherten, der mit dem Flusse Maluourri zusammenhing, bemerkte ich, daß nach dem Meere zu der Boden fest genug war, um uns zu tragen, und schrie meinen Gefährten zu, auf meine Seite zu kommen. Ich hatte aber kaum die gute Nachricht mitgeteilt, als wir von der andern Seite des Teiches rufen hörten: ‚Steht still, oder wir geben Feuer!'

„Es waren die Gendarmen.

„Unser Gefährte hatte sich, wie ich sagte, am Tage vorher aufgemacht, um ein Boot zu suchen, und war nach langem Umherirren auf eine Wiese gelangt, wo ein Indianer Vieh hütete. Er rief ihn an und versprach ihm 1200 Lire, wenn er uns ein Boot verschaffen würde. Der Indianer ging scheinbar gutwillig darauf ein und forderte unsern Freund auf, seine Hütte zu betreten, um sich an Speise und Trank zu stärken. Der Indianer sagte, er wollte ein Boot suchen gehen, rief aber statt dessen die Gendarmen herbei, die schleunigst angelaufen kamen, um den Entflohenen zu verhaften.

„Da sie den Ort wußten, wo wir gelandet waren, so gingen zehn Gendarmen mit einem Trupp Neger unsern Spuren nach und ergriffen uns bei dem Teiche, bis zu dem wir gelangt waren. Um jedoch ganz nahe an uns heranzukommen, mußten sie den Teich von der Land- oder Meerseite aus umkreisen. Der Chef der Gendarmen rief uns zu, den Teich zu passieren, aber da ich sah, daß wir im Sumpfe stecken bleiben würden, antwortete ich ihm, wir würden uns nicht von der Stelle rühren, wo wir uns befanden.

„‚Dann werden wir Feuer geben,' sagten die Gendarmen.

„‚Feuert los,' antwortete ich entschlossen.

„Als die Gendarmen sahen, daß sie uns durch Drohungen nicht von der Stelle brachten, entschlossen sie sich, den Weg herumzumachen und zu uns zu kommen."

„Und Sie und Ihre Gefährten leisteten keinen Widerstand?"

„Was hätten wir thun sollen bei der Ueberzahl und so erschöpft und unbewaffnet, wie wir waren? Wir ergaben uns und wurden auf Eilmärschen bis an den nächsten Hafen gebracht, von wo aus wir von neuem nach der Teufelsinsel eingeschifft wurden, wo raffinierte Strafen uns erwarteten."

Das Interview war zu Ende und Tibaldi warm und bewegt geworden bei dem Wiederheraufbeschwören der schmerzlichen Leiden jener furchtbaren Augenblicke. „Was habe ich dort gelitten!" murmelte er noch einmal vor sich hin, während ich mich verabschiedete.

Digitized by Google

Ueber Hörübungen.

Von

Prof. Dr. Victor Urbantschitsch in Wien.

Unter den verschiedenen Ohrenleiden fällt der mangelhaften oder ganz fehlenden Hörfähigkeit, also der Schwerhörigkeit oder Taubheit, eine besonders bedeutungsvolle Rolle zu; schon die Häufigkeit, in der dieselbe auftritt, macht sie zu einem sehr beachtenswerten Leiden, zeigt doch, wie der verstorbene Altmeister der modernen Ohrenheilkunde, Professor v. Tröltsch, mit Recht bemerkte, unter drei Menschen mindestens einer, wenigstens auf einem Ohr, ein geschwächtes Hörvermögen. Wie viele leiden auf beiden Ohren an einer beträchtlichen Gehörsabnahme, die, anfangs wenig beachtet, erst bei ihrer allmählichen Zunahme störend in die Lebens- und Berufskreise des Ohrenkranken eingreift und diesen die Hilfe eines Ohrenarztes aufsuchen läßt. Gewiß vermag dieser häufig die Schwerhörigkeit wirksam zu bekämpfen, in vorgeschrittenen Fällen das Uebel wenigstens zu mildern, aber bei der gegenwärtig noch immer so häufig vorkommenden Gleichgültigkeit gegen eine Ohrenkrankheit wenden sich viele Schwerhörige leider verspätet an den Ohrenarzt, wenn bereits weit vorgeschrittene Veränderungen im Ohre eingetreten sind, die sich nicht mehr rückbilden lassen, — der für eine gedeihliche Behandlung so wichtige Zeitpunkt wurde versäumt, und unaufhaltsam nimmt die Schwerhörigkeit zu und verdüstert immer mehr die spätere Lebenszeit des Ohrenkranken, der sich ausgestoßen fühlt aus dem so schönen Reiche des Tones in die bedrückend öde, stetige Stille.

Außer diesen im späteren Lebensalter Ertaubten waren es die Taubstummen, also die entweder mit angeborener Taubheit Behafteten oder in den ersten Lebensjahren Ertaubten, denen man betreffs der Taubheit in den meisten Fällen machtlos gegenüberstand. Den Taubstummen wird allerdings ein besonderer (Taubstummen-) Unterricht zu teil, wobei die gewöhnlich normalen geistigen Fähigkeiten der Taubstummen weiter entwickelt werden und die Zöglinge einen sorgfältigen Unterricht erhalten, das Sprechen und das Ablesen des Gesprochenen von den Lippen erlernen, so daß sie befähigt werden, sich selbständig zu erhalten. Das Gehör blieb jedoch zumeist ganz unberücksichtigt, und die Diagnose „Taubstummheit" war genügend, um von jedem Versuche einer Hörbehandlung abzustehen.

Es drängt sich nun die Frage auf, ob es nicht für alle hier erwähnten Fälle von Schwerhörigkeit und Sprachtaubheit ein Mittel giebt, auf die Hörfähigkeit direkt einzuwirken, um dadurch eine Hörbesserung herbeizuführen. Bekanntermaßen nehmen methodische Körperübungen und die Massage häufig einen günstigen Einfluß auf gewisse Muskel- und Nervenerkrankungen, und es liegt daher auch der Gedanke nahe, daß in ähnlicher Weise eine mangelhafte Hör-

Digitized by Google

thätigkeit durch methodische Hörübungen, eine Art Hörgymnastik, gesteigert werden könne. Diese Anschauung äußerte bereits Archigenes im ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung, aber erst Ernaud (1761) und Itard (1802) wiesen näher nach, daß Hörübungen eine günstige Einwirkung auf das Hörvermögen von Taubstummen zu nehmen vermögen. Wolff (1845) beschrieb eine sehr wertvolle Methode, um taubstumme Kinder, bei vorhandenem teilweisem Hörvermögen, gleichzeitig im Sprechen und Hören der Vokale und Konsonanten zu unterrichten. In Amerika wurden an besser hörenden Taubstummen ebenfalls Hörübungen mit Erfolg vorgenommen. Jeder Taubstummenlehrer weiß, daß Taubstumme mit einem besseren Hörvermögen durch Hörübungen auffällige Erfolge aufweisen können.

Trotz alledem konnten sich die methodischen Hörübungen in den Taubstummenschulen nicht einbürgern, und die Vernachlässigung der Gehörorgane bei Taubstummen bildete bis in die jüngste Zeit Anlaß zu sehr berechtigten Klagen seitens der Ohrenärzte.

Ich hatte im Jahre 1888 an einem taubstummen Knaben, der einzelne ins Ohr laut gerufene Vokale nicht zu verstehen vermochte, durch konsequent fortgesetzte methodische Hörübungen binnen einigen Monaten eine sehr bedeutende Hörbesserung erzielt, so daß der Knabe allmählich laut ins Ohr gesprochene Wörter und kleine Sätze hörte und richtig nachsprach. Im weiteren Verlaufe der Hörübungen, die durch einen Verwandten des Taubstummen zwei Jahre hindurch vorgenommen wurden, besserte sich dessen Hörvermögen so weit, daß der Knabe auf ein bis zwei Schritte laut gesprochene Sätze hörte und einem gewöhnlichen Schulunterrichte zu folgen im stande war. Auf Grundlage dieser Beobachtung stellte ich an andern taubstummen Kindern weitere Versuche an und erzielte in mehreren Fällen ebenfalls mich sehr überraschende Hörerfolge. Ich trat deshalb mit Herrn Lehfeld, dem Direktor der niederösterreichischen Landes-Taubstummenschule in Döbling-Wien, in Verbindung und erreichte mit Hilfe dieses so verdienstvollen Fachmannes die Einführung der methodischen Hörübungen in der genannten Anstalt. Die an 60 Zöglingen angestellten Uebungen ergaben so bedeutende Resultate, daß die Hörübungen in mehreren Taubstummenschulen innerhalb und außerhalb Oesterreichs Aufnahme fanden. Die Hörübungen haben in den letzten Jahren immer mehr die Aufmerksamkeit der Fachkreise erregt, waren selbstverständlich heftigen Angriffen und irrtümlichen Anschauungen ausgesetzt, gewinnen aber eine erfreulich steigende Verbreitung und werden sich hoffentlich in kurzer Zeit in einer großen Anzahl von Taubstummenschulen eingebürgert haben.

Bei der Vornahme der methodischen Hörübungen erfordern die verschiedenen Grade der Schwerhörigkeit eine verschiedene Vorgangsweise. Ich will hier die Fälle von ganz daniederliegendem Hörvermögen und die Versuche, dieses zu erwecken, übergehen und zunächst jene Gruppe von Taubstummen in Betracht ziehen, die beim Hineinrufen der einzelnen Vokale ins Ohr eine Hörspur zeigen, die also durch ein laut ins Ohr gerufenes a, o, i, e oder u nur einen un-

Digitized by Google

bestimmten Höreindruck erhalten. Man hat sich zunächst zu bemühen, dem Taubstummen einen Begriff des ihm noch fehlenden unterschiedlichen Hörens beizubringen, daß er nämlich den Höreindruck beim Rufen das a von dem des o zu unterscheiden lernt; durch wiederholte derartige Uebungen, wobei also a und o mehreremal ins Ohr gesprochen werden, lernt der Taubstumme allmählich, das a als a und das o als o zu erkennen und voneinander zu unterscheiden. Weitere Uebungen haben sich mit den übrigen Vokalen und später mit den Konsonanten zu beschäftigen, wobei stete Kontrollversuche und Wiederholungen das akustische Erkennen und Unterscheiden des einzelnen Buchstaben mehr und mehr befestigen. Wegen der großen Anforderung an die Aufmerksamkeit tritt bei diesen Uebungen — besonders bei Kindern und nervösen Personen — sehr rasch eine Ermüdung ein. Man bemühe sich daher, die Hörübungen baldmöglichst anregender zu gestalten, indem man in Fällen, wo bereits einzelne Vokale und mehrere Konsonanten verstanden werden, diese zu einfachen Wörtern verbindet, denen eine begriffliche Bedeutung zukommt, wie zum Beispiel Papa, Mama, Nase, Auge ꝛc.; dabei teile ich der tauben Person das ins Ohr gerufene Wort vorher mit und übe so, gleichwie beim Lernen einer fremden Sprache, eine Anzahl Wörter ein. Wenngleich ich mir wohl bewußt bin, daß die taubstumme Person noch nicht in der Lage ist, jeden einzelnen Buchstaben der Uebungswörter zu verstehen, so lehrte mich doch die Erfahrung, daß durch wiederholtes Vorsagen eines bestimmten Wortes für dieses ein Hörbild entsteht, und so eine Art akustischen Memorierens ermöglicht wird. Später lassen sich auch kurze Sätze derart einüben. Man versäume aber nie, bei jeder Uebung besonders schwer unterscheidbare Buchstaben und Silben öfters zu wiederholen. Als sehr praktisch erwiesen sich mir ferner Silben, denen keine begriffliche Bedeutung zukommt, wodurch sich ein falsches Verstehen der einzelnen Buchstaben am ehesten zeigt, wie enster, olster und so weiter; zu gleichem Zwecke dienen auch Wörter, die miteinander leicht zu verwechseln sind, zum Beispiel Land, Sand, Tand, Wand, Band, Pfand, Strand, Hand. Beim Falschhören müssen die unrichtig gehörten und die wirklich vorgesagten Buchstaben, Silben oder Wörter nacheinander ausgesprochen werden, um dadurch den Hörfehler deutlich bemerkbar zu machen. Versteht also die zu übende Person das Wort Wand als Pfand, so sind die beiden Wörter Wand, Pfand wiederholt vorzusagen, bis sie deutlich voneinander unterschieden werden.

Bei allen diesen Uebungen vermeide man jede unangenehm starke Gehörserregung, da eine solche leicht von schädlichem Einflusse für das Ohr sein kann. Es ist daher bei den Hörübungen in jedem Falle die zum Verstehen der vorgesprochenen Buchstaben, Silben und Wörter unbedingt nötige Stimmstärke zu ermitteln und nur diese zu gebrauchen, so daß zum Verstehen immer ein gewisser Grad von Aufmerksamkeit erforderlich ist. Nur hochgradige Schwerhörige beanspruchen ein sehr lautes Hineinrufen ins Ohr, das für minder Schwerhörige geradezu schädigend sein kann. Womöglich vermeide man überhaupt das direkte Hineinsprechen ins Ohr, sondern versuche es vorher, sich in einiger Entfernung, sei es nur auf einige Centimeter, vom Ohre zu halten, und trachte, im Verlaufe

Digitized by Google

der Uebungen die Entfernung vom Ohre zu vergrößern. Wie schädigend eine allzu starke Schalleinwirkung für das Ohr zu sein pflegt, läßt sich aus dem gewöhnlich raschen Verfall des Gehörs bei jenen Personen ersehen, die sich zur Konversation mit Vorliebe eines Schalltrichters bedienen, in den die sprechende Person meistens allzu laut hineinspricht. Wo es nur angeht, vermeide man bei den Uebungen jedes Hörrohr und gebrauche nur für besonders schwere Fälle die beiden aus Ohr gelegten Hände als Schalltrichter. Bei zunehmender Hörfähigkeit muß die Entfernung des Sprechenden vom Ohre allmählich vergrößert werden; man kann derartige Uebungen mit vorher mitgeteilten Wörtern oder Sätzen beginnen, um das Ohr auf das Hören aus der Entfernung zu gewöhnen.

Selbstverständlich hat man sich bei den Hörübungen einer sehr deutlichen Aussprache jedes einzelnen Buchstaben zu befleißigen, wobei jeder Buchstab anfänglich gedehnt ausgesprochen werden muß, beispielsweise das Wort Wasser nicht in der üblichen Kürze, sondern als Wwwwaaaassssseeeerrrr. Erst wenn das einzelne Wort auf diese Weise vom Taubstummen verstanden wird, kann man anfänglich mit bereits eingeübten, später auch mit andern Wörtern eine raschere Sprechweise anwenden. Eine solche Dehnung im Sprechen ist vor allem bei Uebungen mit Taubstummen erforderlich, wogegen im späteren Lebensalter schwerhörig Gewordene ein sehr langsam gesprochenes Wort häufig schwerer verstehen als bei gewöhnlicher, rascherer Sprechweise.

Die Vornahme der methodischen Hörübungen erfordert von seiten der Person, die übt, eine aufopfernde Geduld und bei hochgradiger Schwerhörigkeit eine große Stimmstärke, also ein gewisses Maß physischer Kraft. Aus diesem letzten Grunde eignen sich für die Hörübungen schwieriger Fälle weibliche Personen weniger als männliche; zum mindesten dürfen weibliche Personen die Uebungen immer nur auf kurze Zeit — 5, höchstens 10 Minuten — vornehmen. Eine solche kurze Uebungszeit muß aber zumeist auch für die zu übende Person eingehalten werden, da diese den Uebungen eine große Aufmerksamkeit zuzuwenden hat und dies nicht lange Zeit hindurch zu leisten vermag. Ich lasse daher, wo es angeht, die Hörübungen zu verschiedenen Tageszeiten, jedesmal durch fünf bis zehn Minuten, anwenden, so daß im ganzen Tage $^1/_2$ bis 1 Stunde geübt wird. Bei schwächlichen oder nervösen Personen muß man sich, vor allem am Beginne der Hörübungen, mit einer kürzeren täglichen Uebungszeit begnügen, ja, diese an manchen Tagen ganz ausfallen lassen, da sich sonst Kopfschmerzen oder verschiedene nervöse Erscheinungen einstellen können, die eine zeitweilige vollständige Unterbrechung der Uebungen erfordern. Es kommt dabei ganz auf die Natur der zu übenden Person an; so kenne ich Fälle, wo die täglichen Uebungen nur durch 15 bis 20 Minuten ausgehalten werden, dagegen wieder andre Fälle, wo eine tägliche Uebungszeit von $1^1/_2$ Stunde ohne Beschwerde vertragen wird. Wenn die sonst so wünschenswerte Verteilung der Uebungsstunde auf jedesmal 5 bis 10 Minuten, öfter des Tages, nicht durchführbar ist, und die Uebungsstunde in einem abgehalten werden muß, lasse ich nach ungefähr 5 Minuten jedesmal eine kleine Unterbrechung durch 1 bis 2 Minuten als Erholungspause

Digitized by Google

einschalten. Eine solche ist besonders bei solchen Personen nötig, bei denen leicht eine akustische Ermüdung aufzutreten pflegt, die sich in einer während der Uebung rasch zunehmenden Schwerhörigkeit und vorübergehenden vollständigen Sprachtaubheit äußert. Bei vielen geht eine solche akustische Ermüdung rasch vorüber, häufig binnen einer Minute; zuweilen ist dazu eine längere Zeit erforderlich.

Außer diesen Schwankungen der Hörfähigkeit während der Einzelübung giebt sich, besonders bei hochgradig Schwerhörigen, häufig eine auffällige Gehörsverschlimmerung zu erkennen, die sich auf Stunden, selbst Tage erstrecken kann. Ich mache auf das voraussichtliche Eintreten derselben in jedem Falle aufmerksam, da sonst die davon Betroffenen leicht eine Mutlosigkeit befällt, wenn eine durch Wochen mühsamer Uebungen errungene Gehörbesserung anscheinend wieder vernichtet ist. Erfahrungsgemäß bleibt eine derartige Gehörsabnahme nicht bestehen, sondern macht wieder dem früheren Hörzustande Platz. Hörschwankungen sind ja eigentlich ganz gewöhnliche Erscheinungen, die bei einem guten Hörzustande unbeachtet bleiben, dagegen bei stark beeinträchtigtem Gehör, wo jede weitere Verschlimmerung deutlich hervortritt, sich besonders auffällig zu erkennen geben. Falls eine Gehörsabnahme nicht auf allgemeinen körperlichen Zuständen beruht, sind die Uebungen regelmäßig fortzusetzen und im Erfordernisfalle frühere Uebungen wieder aufzunehmen. Mit der zunehmenden Hörbesserung tritt eine derartige beträchtliche Gehörsschwäche immer seltener und weniger störend ein.

Die methodischen Hörübungen vermögen auf den Hörsinn in verschiedener Weise einzuwirken, und zwar einerseits durch Anbahnung einer leichter stattfindenden Gehörsanregung, andrerseits durch allmähliche Sonderung der verschiedenen Schalleindrücke, vor allem durch eine zunehmende Verfeinerung des unterschiedlichen Hörens, nämlich durch die ansteigende Fähigkeit, die einzelnen Wörter, Silben und Buchstaben voneinander immer deutlicher zu unterscheiden.

Was die eigentliche Gehörsbesserung betrifft, erscheint es leicht begreiflich, daß ein geschwächtes Hörvermögen durch Uebung gestärkt werden kann, daß also auf eine tief gesunkene Hörfähigkeit häufige methodische Hörübungen allmählich einen günstigen Einfluß auszuüben vermögen. Die Grundbedingung hierzu beruht nur darauf, ob in dem einzelnen Falle ein Hörvermögen überhaupt vorhanden ist, sei es auch nur als eine Hörspur. Glücklicherweise zeigt sich auch unter den Taubstummen eine vollständige, auf alle Töne sich erstreckende Gehörlosigkeit an beiden Ohren selten; ich habe sie unter hundert Fällen von Taubstummheit nur in drei Fällen nachgewiesen, so daß also die Mehrzahl der Taubstummen zu Hörübungen versuchsweise herangezogen werden kann, und auch anfänglich desperat erscheinende Fälle mitunter einen Hörerfolg ergeben. Ich habe daher auch den Grundsatz aufgestellt, daß mit Ausnahme weniger Fälle kein Taubstummer von vornherein als nicht geeignet für die Hörübungen angesehen werden solle, sondern erst nach vergeblich vorgenommenen Hörübungen. Bei mancher solcher versuchsweise begonnenen Hörübung lassen sich ganz überraschende Hörerfolge erzielen, die man nicht voraussehen konnte. In Taub-

Digitized by Google

stummenschulen ist aber die Vornahme von methodischen Hörübungen an einer größeren Anzahl von Zöglingen aus äußeren Gründen unmöglich, besonders da schwierige Fälle viel Zeit und Mühe erfordern, die die einzelnen, häufig ohnedies überlasteten Lehrer nicht aufbringen können. Es empfiehlt sich daher, vorläufig eine Auswahl unter den besser hörenden Schülern zu treffen, damit wenigstens diese in ihrem Gehör wesentlich gefördert werden können. Ist einmal die segensvolle Bedeutung der Hörübungen für Taubstumme in weitere Kreise gedrungen, so wird es gewiß als ein Akt der Humanität erkannt werden, die Hörübungen bei möglichst vielen Taubstummen anzuwenden. Dies kann nur für je eine kleine Gruppe in Separatstunden geschehen, die den einzelnen Lehrern zu vergüten wären, da es doch nicht billig erscheint, von den Lehrern eine imentgeltliche Vornahme dieser äußerst mühevollen und psychisch anstrengenden Uebungen zu verlangen.

Außer der Besserung der Hörfähigkeit erzielen die methodischen Hörübungen, wie früher bemerkt wurde, eine Sonderung der erhaltenen Höreindrücke. Das Hörvermögen ist für sich allein zum sprachlichen Verkehr ungenügend, sondern muß mit dem Hörverständnis gepaart sein — zum Musizieren genügt nicht ein Musikinstrument, man muß auch verstehen, darauf zu spielen. So trifft man taubstumme Personen an, die sogar schwache musikalische Töne überraschend gut hören, dagegen die ins Ohr gerufenen Buchstaben und Wörter nicht verstehen. Solche Taubstumme werden gewöhnlich für sprachtaub gehalten, da man aus dem Nichtverstehen auf ein Nichthören schließt. Mit demselben Rechte könnte man aber jemand als taub erklären, weil er eine ihm unbekannte Sprache nicht versteht. Wie oft verneinen taubstumme Kinder die ihnen ins Ohr gerufenen Vokale zu hören, während die weiteren Versuche zeigen, daß die Vokale wohl gehört, aber voneinander nicht unterschieden werden können. Wie rasch in solchen Fällen eine richtige Unterscheidung einzutreten pflegt, ist jedem, der sich mit Hörübungen befaßt, wohl bekannt. In gleicher Weise müssen derartige Personen die Unterscheidung der einzelnen Wörter durch Uebung erlernen, gleichwie beim Erlernen einer fremden Sprache, nur daß es sich hierbei um ein akustisches Memorieren handelt. Eine taubstumme Person, die beispielsweise das Wort Auge hört, ohne jemals aufmerksam gemacht worden zu sein, was dieser Höreindruck bedeutet, wird diesen spontan nicht auf das Wort Auge beziehen, sondern erst nach erhaltener Belehrung. Demzufolge hat man dem Taubstummen das Wort, das eingeübt werden soll, und dessen Bedeutung vorher mitzuteilen, damit die zu übende Person mit einem bestimmten Höreindruck gleichzeitig die damit zu verbindende Begriffsbildung erlernt; in dieser Weise ist Wort für Wort vorzugehen und auf den Hörunterschied bei den verschiedenen Wörtern aufmerksam zu machen. Die geradezu staunenswerten Erfolge, die man zuweilen mit den methodischen Hörübungen bei taubstummen Kindern erzielt, betreffen zum großen Teile solche fälschlicherweise für taub gehaltene Fälle, denen eigentlich vor allem nur das Verständnis für das Gehörte gefehlt hatte. So manches Kind, das in den verschiedenen Taubstummenschulen als taubstumm unterrichtet wird, wäre

Digitized by Google

nach seinem Hörvermögen befähigt, einem gewöhnlichen Schulunterricht zu folgen, wenn dieser Unterschied zwischen Nichthören und Nichtverstehen mehr beachtet werden möchte. Glücklicherweise ist man gegenwärtig auf diese Unterscheidung mehr aufmerksam, und mit der zunehmenden Anwendung der Hörübungen werden auch derartige Fälle eher erkannt.

Häufig finden sich Mischformen vor, also sowohl eine mangelhafte Hörfähigkeit als auch ein geringes oder ganz fehlendes Hörverständnis, demzufolge die Hörübungen in beiden Beziehungen gleichzeitig fördernd einwirken.

Das Endergebnis der methodischen Hörübungen ist in den Fällen von ursprünglicher Sprachtaubheit oder hochgradiger Schwerhörigkeit, wo sich die Uebungen überhaupt eignen, sehr ungleich. In den ungünstigsten Fällen muß man sich damit begnügen, daß die Taubstummen die verschiedenen Schallquellen des gewöhnlichen Verkehrs zu hören und zu unterscheiden vermögen; bei andern wieder läßt sich auch eine Unterscheidung der Vokale, also das sogenannte Vokalgehör erzielen. Häufig erreicht man glücklicherweise ein Wort- und Satzgehör, wobei von einigen nur das direkt ins Ohr Gesprochene verstanden wird, während andre nicht selten aus einer größeren Entfernung deutlich verstehen. Durch fortgesetzte Uebungen kann aus einem anfänglich nur spurweise vorhandenen Hörvermögen ein Satzgehör errungen werden. Man muß sich jedoch in jedem einzelnen Falle vor Augen halten, daß die Entwicklungsfähigkeit des Hörvermögens eine unberechenbare ist und von Fall zu Fall erst erprobt werden muß. Dabei kommt auch das intellektuelle Verhalten des Taubstummen und die zu den Uebungen angewendete Zeit in Betracht; außerdem spielen mannigfache individuelle Verhältnisse eine große Rolle, so daß also am Beginn der Uebungen das erreichbare Ziel nicht vorhergesehen werden kann.

Dem verschiedenen Ergebnisse der methodischen Hörübungen entsprechend ist auch deren praktischer Wert ein sehr verschiedener; übrigens kann jede, wenn auch geringe Besserung des Hörvermögens für den Taubstummen von hohem Wert sein. Wird ein Taubstummer durch die Uebungen in den Stand gesetzt, stärkere Geräusche und Töne seiner Umgebung zu hören, so verringert sich für ihn die Gefahr eines Unfalles im Straßenverkehr und in Maschinenhallen. Mit der Hörfähigkeit für die Vokale und einzelnen Wörter mildert sich die unangenehme Aussprache des Taubstummen, die damit ihren zuweilen geradezu widerwärtigen Charakter verliert. Mit einem teilweisen Sprachgehör erfolgt eine bedeutende Erleichterung im persönlichen Verkehr; „mit der Stärkung des Gehörs," sagt der vortreffliche Wiener Taubstummenlehrer Direktor Lehfeld, „wird der Taubstumme der übrigen Menschheit näher gebracht, und diese wird sich ihm auch lieber nähern, wenn der Umgang mit demselben in irgend einer Weise erleichtert wird." Ohne ein (wenn auch schwaches) Gehör bleibt er von der Gesellschaft isoliert; es bleibt eine Kluft, die nur durch teilweise Wiedererlangung des Gehörs überbrückt werden kann. Ich kenne mehrere Taubstumme, die nur dadurch eine Anstellung erlangen konnten, daß sie durch die methodischen

Digitized by Google

Hörübungen in den Stand gesetzt wurden, in einiger Entfernung vom Ohre laut gesprochene Sätze zu verstehen.

So breitet sich also vor uns ein weites, reiches Feld humanitären Wirkens aus, und wenn auch das Bebauen dieses Feldes außerordentliche Mühe und Geduld, ja Aufopferung erheischt, so bieten dafür die Früchte desselben die schönste Freude und Genugthuung.

In kurzem möchte ich noch auf die Bedeutung der Hörübungen bei später erworbener Schwerhörigkeit aufmerksam machen, also in den so häufig vorkommenden Fällen von Hörschwäche infolge verschiedener Ohrenerkrankungen. Auch da lasse ich häufige Höranregungen vornehmen, sei es durch methodische Hörübungen, sei es durch Aufsuchen des gesellschaftlichen Verkehrs, Besuch vom Theater, durch Musik und so weiter. Das von Schwerhörigen so beliebte Zurückziehen vom gesellschaftlichen Leben ist nur geeignet, durch Unthätigkeit des Hörsinns dessen Erregbarkeit weiter herabzusetzen. Bei ungleicher Schwerhörigkeit an beiden Ohren pflegt der Schwerhörige nur sein besseres Ohr zum Hören zu verwenden, anstatt das schlechte Ohr zu häufiger Thätigkeit zu zwingen. Nie lasse man in das Ohr hineinschreien und meide möglichst das Hörrohr, da mit diesem leicht eine schädigende Erregung des Hörnerven, eine Uebertäubung desselben erfolgt, die, besonders bei wiederholter Einwirkung, einen weiteren Verfall des Gehörs herbeiführen kann. Welch schöne Erfolge auch in diesen Fällen von Schwerhörigkeit durch entsprechende Hörübungen zu erreichen sind, habe ich an einer großen Anzahl von Schwerhörigen ersehen und bin überzeugt, daß die Hörübungen als ein wichtiges Mittel zur Bekämpfung der Schwerhörigkeit verschiedenen Grades allmählich zur allgemeinen Anwendung gelangen werden.

Wie mein „Quickborn" entstand.

Von

Klaus Groth.

(Schluß.)

Mit Müllenhoff begann nun bald eine lang anhaltende, eifrige Arbeit, deren Resultate in der Durchführung der Orthographie, dem Glossar und der Einleitung des Quickborn in den nächstfolgenden Auflagen vorliegen, die, ebenso wie meine eignen, wohl von den Nachfolgern unbesehens benutzt, aber nicht nach ihrem Werte anerkannt sind. Man spricht auch davon, als hätte es in der Luft gelegen. Und eben darum sei hier für die Nachwelt etwas davon erzählt, denn

Digitized by Google

seines Fleißes darf man sich rühmen, sagt Lessing. Müllenhoff und ich haben damals einen ganzen Winter durch, mehr als sechs Monate, täglich drei volle Stunden zusammen an jenen Aufgaben gearbeitet; außerdem hat Müllenhoff die sprachvergleichenden Nachweise zum Glossar und die Ausarbeitung der grammatischen Einleitung noch zu Hause vorgenommen. Er kam vom Oktober bis in den April regelmäßig mit dem Schlage fünf nachmittags zu mir und ging mit dem Schlage acht. Es war ein Opfer, das er und ich der Sache gebracht. Ein Rezensent mochte beim Erscheinen der dritten Auflage des Quickborn mit Recht sagen: Dies Buch sei mit einer Sorgfalt herausgegeben, wie es sonst nur mit alten Klassikern der Fall gewesen.

Für die plattdeutsche Orthographie hatte ich mir eine bestimmte Ansicht in meiner vieljährigen Arbeit herausgebildet, der auch Müllenhoff nach vergeblichen Versuchen, zu einer größeren Einfachheit oder Konsequenz zu gelangen, beistimmte. Man hat nachdem gut reden gehabt über plattdeutsche Schreibweise, entweder indem man behauptete, es gäbe keine geregelte und man schreibe, wie man wolle, oder indem man Ratschläge gab, wie dem Uebelstande abzuhelfen sei. Ich kann die Versicherung geben, daß auch kein einziger von allen Einfällen zur Aufbesserung der Mängel, wie sie entweder sich thatsächlich zeigten oder theoretisch vorgetragen wurden, nicht längst vorher von mir und später noch einmal von uns zusammen durchdacht worden ist, sie haben uns niemals etwas Neues gesagt. Die Herren haben alle ohne Ausnahme erst *nach* uns geschrieben, uns *nachgeschrieben*, soweit es ihnen paßte oder sie es verstanden, und dann kritisiert oder amendiert, ohne die umfassende Kenntnis eines Müllenhoff. Man vergesse doch nicht, daß es damals ein *Buch* in plattdeutscher Sprache, das einen weiten Leserkreis im Auge hatte, absolut nicht gab; wohl einzelne Gedichte, meinetwegen auch Sammlungen derselben, wie die von Bornemann oder Bärmann. Aber ich hatte plötzlich zu thun mit einem großen Publikum aus allen Ständen, wo gerade unter den Gebildeten niemand mehr plattdeutsch lesen konnte. Mit diesen hochdeutschen Lesern mußten wir rechnen; wir konnten nicht weiter kommen als zu einem erträglichen Kompromiß mit der hochdeutschen Orthographie. Ist es mir doch mehr als zehnmal bei meinem Erscheinen in Kiel von lebhaften Verehrern und Freunden meiner Muse gesagt worden: „Wir selbst können Sie nicht lesen'; hätten wir unsre Kinder nicht, die nach der neuen Lautiermethode unterrichtet sind, wir stünden vor Ihrem Quickborn wie vor einem verschlossenen Buche." Ich selbst hatte noch Gervinus einen Teil meiner Gedichte in konsequenterer Schreibweise zugeschickt, aber schon ihm damals geschrieben, ich würde sie umschreiben, wie ich auch that. Die viel einfachere, konsequentere Orthographie der Niederländer war mir längst wohl bekannt, aber damals hätte ich mir die Heimat verschlossen und Holland-Belgien nur halb geöffnet, wenn ich ihrer Schreibweise gefolgt wäre. Dies muß einmal gesagt werden, namentlich den Naturalisten gegenüber, die von einer wissenschaftlichen Arbeit gar keine Vorstellung haben. Wer von ihnen über plattdeutsche Orthographie mitsprechen will, sollte erst den Beweis liefern, daß er Müllenhoffs

Digitized by Google

„Einleitung“ zum Quickborn gelesen und verstanden hat, ein Meisterwerk, das in den wenigen Druckseiten nur dem Kenner zeigt, welche lange Arbeit zweier hingebender Männer darin steckt.

Doch dies nur meines edeln Freundes wegen. Ein Dichter ist es eher gewohnt, daß man ihn benutzt, ohne ihm zu danken. Als Johann Meyers plattdeutsche Ditmarscher Gedichte eben erschienen waren, zeigte mir sie sein Verleger, der alte Campe, auch als der Heines zweifelhaft bekannt, mit den Worten: „Was sagen Sie zu meinem Johann Meyer?“ Ich blätterte in dem Inhaltsverzeichnis und erwiderte: „Was würden Sie sagen zu einer hochdeutschen Gedichtsammlung, deren Index lautet: „An Laura, Laura am Klavier, an die Freude, Der Gang nach dem Eisenhammer?“ — „Ah,“ sagte der Alte, „das muß ein Dichter sich gefallen lassen.“ — Ich selbst habe mich allerdings darüber gewundert, daß die Kritik darauf niemals aufmerksam gemacht hat. Die Aehnlichkeit reicht nämlich noch weiter, als bis auf die Gegenstände, die ich doch auch nicht gerade gefunden wie ein blindes Huhn die Körner.

Lieber erzähle ich dem Leser noch eine und die andre Episode aus jenem täglichen Verkehr mit meinem gelehrten Freunde. Mitunter, wenn ihm besonders etwas im Kopf und Herzen lag, erschien er auch mittags nach seiner Vorlesung. Ich hörte und erkannte schon seinen Tritt auf der Treppe. Mit dem Blick des Kurzsichtigen trat er ins Zimmer und war sogleich bei seiner Sache. Oft betraf es Stoffe, deren Bearbeitung er mir vorschlug. Einmal war er voll von dem Gedanken, ich möchte ein oder andres „Bispill“ — eine Art Fabel — nach Art der mittelhochdeutschen Dichter machen. Er hatte auch einen Vorwurf im Kopf: wie ein Mann eine Katze hat, sie ertränkt, da sie ihn mit Miauen im Mittagsschlafe stört, und dafür nun durch Mäuse gestraft wird. Er hatte sogar den Anfang in Worte gefaßt: „De Mann de wul slapen“ oder dergleichen. Aber er könne mit der Form nicht fertig werden. Während er mir erzählte, entwarf ich in Umrissen das Gedicht, und als er langsam die Treppe herunterging, stand ich schon an meinem Pulte und schrieb mit eiliger Feder auf großem Bogen unter dem Titel: „Professor Müllenhoff sin Bispill“, das Gedicht, das im Quickborn vollständig gedruckt ist:

„De Mann de wull liggn,
De Kater wull singn.
Do neem he den Kater
Un smeet em int Water:
Jk will di doch wiesen
Wul Herr in min Hüsen“ u. s. w.

In einigen Minuten war das Gedicht geschrieben, konvertiert und adressiert an Herrn Professor Karl Müllenhoff in Kiel. Damit sandte ich sogleich einen Boten auf einem näheren Wege über Wasser nach Müllenhoffs Wohnung, der auch richtig ernsthaft, nichts ahnend meinen Brief schon an der Hausthür beim Heimkommen empfing. Natürlich freute ich mich wie ein Spitz auf sein Erscheinen;

Digitized by Google

abends fünf Uhr zur gewohnten Stunde, hörte ich ihn wie gewöhnlich die Treppe heraufkommen, anklopfen und auf mein Herein! eintreten. „Das muß ich gestehen," sagte er, als ich ihm lachend die Hand gab, „Sie verstehen Ihr Handwerk!" — „Ja," erwiderte ich, „man muß euch Gelehrten das mitunter einmal zeigen." Das Gedicht wurde buchstäblich abgedruckt. Es ist freilich gleichgültig, ob ein Gedicht schnell fertig geworden; wichtig ist allein, daß es gut sei. Ich habe an einzelnen kleinen Gedichten viele Jahre getragen, ehe ich den Griff dafür fand. Das bekannte „Min Jehann" zum Beispiel hing sozusagen wie eine reife Frucht wohl fünf bis sechs Jahre vor mir am Zweig, aber immer wenn ich zulangen wollte, griff ich fehl. Wer Dichter ist, wird mich verstehen, wenn ich sage: daraus entstehen leicht halbe Gebilde. Es ist schwer, vom Zulangen abzustehen, und doch muß man warten. Als ich es endlich packte, war ich vom langen inneren Formen ohne Resultat so aufgeregt, daß ich es wie im Fieber niederschrieb, freilich mit dem befriedigenden Bewußtsein: nun sei es gefunden, und als es fertig dastand, liefen mir die Schweißtropfen am ganzen Körper hinunter.

Mein Buch erschien gerade zur Zeit der erneuten Dänenwirtschaft. Ueber seine Wirkung sagt Professor Wieding, selbst ein vertriebener Schleswig-Holsteiner, das folgende: „Zündend schlugen die Dichtungen in alle Herzen, bei Bürger und Bauer, bei Gebildeten und Ungebildeten, bei Kindern und Erwachsenen, überall fanden sie Wiederhall, und begeistert jauchzte das Volk, für das er gerungen, seinem Dichter seinen Beifall zu, der über Land und Leute und die traurige Wirklichkeit die Zauber seiner Poesie ausgegossen." Man wird es in späteren Zeiten kaum glauben, wie dumm und wie quälend damals die Maßregeln der Dänen in den gemischten Sprachdistrikten Schleswigs, zum Beispiel in Angeln, waren und wie verbittert dadurch die Bewohner. Darum sei hier ein Vorfall erzählt, der mich selbst und meine Stellung mit zeichnet. Ich fuhr einmal zu Wagen mit meiner Frau durch Angeln, zum Teil in der Absicht, ihr die Lage der Leute den Dänen gegenüber zu zeigen, die sie als geborene Bremerin gar nicht begriff und kaum glaubte. Wir bogen in Sch . . ., einem Kirchdorfe, in der offenen „Durchfahrt" eines „Kruges" (Wirtshauses) ein. Dort empfing uns der Wirt, ein kleiner Mann mit dem klugen Gesicht des echten Angeliters, sagte uns freundlich guten Tag und führte uns in das Wirtszimmer. Schon beim Eintreten fragte ich ihn nach dem Namen des Pastors im Orte. „Ik weet nich, wa he heet," sagte der Wirt mit völlig gleichgültiger Miene. — „Dat plegg man doch to weten op Dörpen," sagte ich. — Er: „Dat mag wul wesen." — Ich (indem ich mich im Zimmer umsah): „Hier sind wul vel Blaue (dänische Gendarmen)?" — Er: „Kann man nich jüs seggn." — Ich: „So, ik dach, man neem sik hier mit sin Wör in acht." — Er: „Dat deit man jümmer." — Ich: „Bi mi is't ärwrigens nich nödig, ik heet Klaus Groth." — Er: „Sünd Se de . . . .! Hansen heet de Kerl (er brauchte einen unparlamentarischen Ausdruck). Och, Herr Groth!" — Und nun griff er in eine Anzahl Schul- und Schreibbücher hinein, indem er oberflächlich hin

Digitized by Google

zeigte, daß es dänisch sei: „Dat Dreck schüllt unse Kinner lehrn!“ warf sie an die Erde und trat darauf, indem ihm die Thränen die Backen herunterliefen.

*

Mit Müllenhoff hatte ich, wie schon erzählt, für die Feststellung der Orthographie, für Glossar und grammatische Einleitung fleißig und anstrengend gearbeitet, außerdem meinen ersten Band plattdeutscher Prosa geschrieben, die „Vertelln“. Man muß bedenken, daß es auch dafür galt den Ton zu finden, der nicht wie gegenwärtig in Mustern vorlag. Dazu eine Reihe Aufsätze in verschiedenste Blätter, durch die ich die Vorurteile gegen die plattdeutsche Sprache bei Laien und Gelehrten, namentlich auch bei den Lehrern zu bekämpfen suchte. Ich erreichte es, daß auf Lehrerkonferenzen und in Schulzeitungen lebhaft für und wider die Beibehaltung und Einführung der Mundart in dem Schul-, namentlich in dem Sprachunterricht gestritten wurde, daß Lesebücher Plattdeutsch aufnahmen, Anweisungen zur Benutzung der Mundart für den Sprachunterricht, zum Beispiel von Dücker und andern, erschienen und benutzt wurden, vor allen Dingen, daß die systematische Verfolgung des Plattdeutschen bei der Landjugend in den Schulen aufhörte und ein gewisser Respekt für die Volkssprache wieder eintrat. Sammlungen plattdeutscher Sprichwörter und Redensarten erschienen, Idiotiken und Wörterbücher. So sah ich mit Genuß mein Korn wachsen, das ich gesät. Aber es gab auch viel Arbeit, da man sich um Rat und Hilfe an mich wandte; ich hatte zu leiden vom Unverstande wie von Gegnern. Genug, ich sehnte mich hinaus.

Für die vierte Auflage hatte mein Verleger Herr Mauke den berühmten Illustrator der Heyschen Kinderlieder Otto Speckter engagiert, der mit wahrer Begeisterung ihm schon Proben von Bildern zum „Quickborn“ vorgelegt hatte. Speckter suchte mich im Sommer 1854 in Kiel auf und ging dann mit Empfehlungen von mir auf einige Monate nach Ditmarschen, um Studien zu machen und Skizzen aufzunehmen. Darüber muß ich der Nachwelt, die teil an mir nimmt, nach seinen lebhaften Erzählungen einige Anekdoten aufbewahren.

Speckter war ganz der Mann, mit den Leuten, die er in seinen Bildern so vortrefflich verewigt hat, als mit seinesgleichen zu verkehren. Er ging von Kiel zunächst über die Eider nach Tellingsted, meinem Jugendparadies, wo die meisten meiner Erzählungen spielen. Bei Lexführe betrat er Ditmarscher Boden. Ein zufällig anwesender Bauer nahm ihn auf seinem Wagen mit. Natürlich fragte der den Maler aus, und Speckter machte kein Hehl aus seinem Vorhaben. „Also Se sünd de Mann, de vör ‚dat Bok‘ tekent,“ sagte der Bauer. Dies war, wie Speckter berichtet — und ich habe keinen Grund, seine Angabe zu bezweifeln —, die allgemeine Bezeichnung für den „Quickborn“ und seinen Illustrator. „Ja, dann kam' Se man mit, Klaus Groth kennt wi all!“ In Tellingstedt wohnte Speckter bei meinem Vetter Paul Lindemann, in dem Hause meines verstorbenen Onkels, wo ich die fröhlichsten Tage meiner Jugend verlebt hatte, auf dem Schauplatze, wo „Hanne ut Frankriek“ spielt, wo ich den unglück-

Digitized by Google

lichen Peter Kunrad als Spielkameraden gekannt, wo damals noch mein edler Freund Pastor Petersen in dem alten Hause wohnte, das Speckter nebst Pastor und Familie gezeichnet hat. Es ist jetzt, wie so vieles aus damaliger Zeit, verschwunden. Von seinen Erlebnissen dort sei eines erzählt.

Eines Tages kam ein blühend schönes, stattliches junges Mädchen zu ihm in meines Vetters Haus mit der Frage: „Sünd Se de Mann, de vör dat Bok tekent?" Und auf seine bejahende Antwort sagte sie: „Denn much ik mi ok geern teken laten." Er bemerkte ihr darauf, daß er es gern thäte, aber dann müßte sie einen breiten Strohhut aufsetzen und eine Milchtrage (en Dragg) umhängen. Dies that sie, und er machte seine Skizze. Nach einigen Tagen kam sie wieder und ließ sich das Bild zeigen. „Kam ik nu ok würklich in dat Bok?" sagte sie dann lächelnd. „Denn künnt Se geern min Nam bischrieben, Herr Groth kennt mi ganz gut, ik heet Anna Peters." Ihr Bild schmückt „De Melkdiern", doch muß ich bemerken, daß ich keine Erinnerung habe von der offenbar schmucken Anna Peters.

In Heide wohnte Speckter bei meinem Vater. Er benutzte mehrmals ihn und andre Familienglieder für seine Skizzen. Doch suche man keine Porträtähnlichkeit in den Bildern. Ich selbst erkenne allerdings wohl an gewissen Zügen in „Min Annamedder", in „He sä mi so vel" dunkel meinen Bruder Johann in der Soldatenmütze, Vater und Brüder doch kaum in „Verlarn", wo das Mädchen, eine entfernte Cousine von mir, ein damals schönes junges Mädchen, etwas genauer dargestellt ist. Sie wird auch sonst benutzt sein, ebenso wie Johann. In „Vullmacht sin Tweschens" guckt Otto Speckter selbst, sehr kenntlich getroffen, durch das W der Initiale. Von Speckters Erzählungen aus Heide will ich nur kurz berichten. Er sprach gern über seinen Aufenthalt in meiner Familie; von meinem Vater pflegte er wiederholt und mit besonderem Respekt zu sagen: er sei ihm immer vorgekommen wie ein wahrer Patriarch. In Heide gab es einen Schuster, den man wegen seiner Dicke allgemein den Speckschuster nannte. Seinen wirklichen Namen habe ich längst vergessen; der Name Speckschuster paßte mir in meinem „Fieler Fischtog", und ich wandte ihn an, ohne eigentlich an seinen Inhaber zu denken. In der ersten Zeit nun des Bekanntwerdens meiner Gedichte suchte man, wie gewöhnlich, nach den Originalen der geschilderten Personen, besonders den komischen. Da hatte man es denn mit dem Speckschuster bequem. Anfänglich nun machten die Neckereien den biederen Mann zornig, sein Sohn hatte sogar gedroht, mich körperlich für meine Frechheit züchtigen zu wollen. Mit der Zeit aber fühlte der Schuster sich als eine Berühmtheit, und Speckter konnte ihn auf dem Sonnabendsmarkte ohne Gefahr sehen und zeichnen.

Eine Scene, die sich an die Zeichnung des damaligen Heider Armenhauses, meiner „Rumpelkamer", knüpfte, erzählte mir mein Bruder Johann. Zu ihm kam ein alter Insasse des Gebäudes, Detlef Ramm mit Namen, auf die Mühle und erzählte ihm entrüstet und betrübt, daß der Mann, der für Klaus sein Buch zeichnete und im Armenhause gewesen sei, ihn nicht getroffen und mitgezeichnet

Digitized by Google

habe, der er doch dazu gleichsam die Hauptperson sei. Der habe statt dessen den alten Sünder, den alten Külcke, genommen. Dieser Detlef Ramm spielt eine Figur schon in meiner Kindserinnerung. Ich habe ihn viel benutzt. Er ist eine der Hauptgestalten in der Erzählung „Op den Lüttenheid", hat auch zu dem Alten aus dem Arbeitshause im „Rothgeter" gesessen. Ich meine schon früher von ihm erzählt zu haben, sonst soll es noch einmal geschehen, da er es verdient.

In Nordhasted trat Speckter in den sauberen Gasthof des Dörfchens bei Herrn und Frau Kühl ein, indem er sich sogleich als Zeichner für den Quickborn kundgab. „So," sagte Gastwirt Kühl, „fünd Se de Mann! Dat Bok hebbt wi ok." — Nun, bemerkte Speckter, dann möchte er es einmal hergeben. Kühl suchte nun, fand es aber nicht und sagte dann bezeichnend: „Dann ist es in der Schmiede," bekanntlich der Sammelplatz im Dorfe außer dem „Kruge". Speckter bat nun, er möchte hinschicken und es holen lassen, wahrscheinlich um zu erfahren, ob der Mann nicht renommiere. Indem Kühl sich anschickte, jemand für den Zweck zu rufen, trat ihm ein zwölf- bis dreizehnjähriges Mädchen in der Thür entgegen. „Denn is't ni nödig," rief Kühl, „dat is min Dochder, wat wüllt Se weten (was wollen Sie wissen)? de weet't utwennig (auswendig)." Wenn in dieser letzten Aeußerung auch etwas Uebertreibung stecken mag, so beweist sie wenigstens, daß der Quickborn in dem Kreise wohl bekannt sein mußte. Als Speckter diesen Vorfall erzählte, war Professor Müllenhoff gegenwärtig und bemerkte: „Ich selbst bin allerdings im stande, wenn der ‚Quickborn' verloren gehen könnte, ihn Wort für Wort aus dem Gedächtnis wieder herzustellen."

*

In Kiel führte mir das Schicksal einen Mann zu, oder, wie es in diesem Falle wohl richtiger heißt: führte mich das Schicksal einem Manne zu, der, nebst seiner Frau, auf meine äußeren und inneren Erlebnisse von nun an und für immer den größten Einfluß üben sollte, teils durch Umstände, größtenteils durch seine persönlichen Eigenschaften. Obgleich er fast ein Sechziger und ich schon ein Dreißiger war, so wurde unser Verhältnis sehr bald ein so inniges, daß es sich nur mit einem verwandtschaftlichen vergleichen läßt, wie wir uns denn bald als Onkel und Neffe bezeichneten, er mich mit Vornamen Klaus, ich ihn Ohm benannte. Es lag etwas geradezu Zärtliches in unserm Verkehr, unsrer Zuneigung, wenigstens ich meinerseits habe für ihn eine Art von leidenschaftlicher Verehrung gehabt, wenngleich seine Schwächen augenfällig waren und ich unter seinen Launen oft schwer zu leiden hatte. Er war ein reicher Kaufmann, Chef eines großen Weinhauses in Cette in Frankreich, wohnte aber stetig in Hamburg und kam seiner leidenden Gesundheit wegen schon jahrelang im Sommer nach Kiel auf die Badeanstalt. Louis Koester ist sein Name.

Als ich im Sommer 1853 mit meinem lieben Bruder Johann nach Kiel kam, hatten meine Freunde, Müllenhoff wie immer an der Spitze, uns ein paar Stübchen auf der Seebadeanstalt verschafft, die etwas abseits vom Haupt-

Digitized by Google

gebäude in einem Schuppen eingerichtet waren. Dort zogen wir ein. Eine Holztreppe führte, fast unmittelbar vom Rasen aus, hinauf. Der große leere Raum zur Seite, vortrefflich im Regenwetter geeignet zum Wandern, diente im Winter zur Aufnahme der Badekarren. Mitunter versammelten sich hier die Ellerbeker Fischer bei solchem Wetter, um unter Dach und Fach ihre Mahlzeit zu verzehren und ihre Geschichten zu erzählen. Ihre Boote lagen angepfählt eben hin vor Augen, das Ufer kaum zwanzig Schritte entfernt. Sie wurden natürlich bald alle meine Freunde und sind es geblieben. Welche Ruhe sonst, welche himmlische Stille! Aus meinen Fenstern sah man an den Kieler Hafen hinaus, links den Düsternbrok (Wald) ganz nahe, wie eine grüne Wölbung ansteigend, rechts Ellerbek, das Fischerdorf, und die Mündung der Swentine, zu Füßen ein großes Oval grünen Rasens, rundum den wohlgepflegten Fußsteig, Gruppen von Gebüsch, Bänke darunter, wandelnde und sitzende Gäste, Badekarren und Stege, alles so lautlos, daß man die plätschernden Wellen Tag und Nacht vernehmen konnte.

Unter den nicht zahlreichen und wenig auffallenden Badegästen hatte ich gleich vom Anfang meines Einzuges an einen älteren Herrn mit einer jungen Dame am Arm bemerkt, die sich durch Haltung, Kleidung, Bewegung und Manieren sogleich als feingebildete Leute auszeichneten. Beide waren hoch gewachsen, schlank, eher mager, sie gingen immer Arm in Arm, selten weiter als ums Rasenrundell. Die Dame war blaß, blond, von entschiedenen, schönen Gesichtszügen, offenbar dem alten Herrn blutsverwandt, Tochter oder Nichte. Er hatte im Gang und Wesen, mit grauem Haar und feinem Bart etwas von einem alten General. Er war sichtlich etwas leidend oder schwächlich. Seine Kleidung, die er oft nach der Witterung oder vielleicht nach Laune wechselte, war von Stoff und Schnitt ausgesucht untadelig, ohne auffallend zu sein. Seine Verwandte ging raffiniert einfach unter ihrem breitrandigen Sommerhut, den sie im Winde meistens durch ein Gummibändchen zwischen den Zähnen festhielt. Ihre ausgesucht zweckmäßige und zierliche Beschuhung fiel mir besonders auf. Ich hätte ihn für einen französischen Marquis mit seiner Tochter halten können. Ihm bei den Dienern der Anstalt neugierig nachzufragen, kam mir nicht in den Sinn; ich hatte nur das Interesse an ihm, das man an einem Bilde, einer Erscheinung hat.

Es sollte anders kommen. Noch war ich nur einige Tage dort und mein Johann zum Vater zu Hause gereist, als ich eines Morgens, im Sonnenschein vor der Thür meines Treppenaufgangs sitzend, den alten Herrn, offenbar suchend und in rascherem Schritt wandelnd, an mir vorübergehen sah. Unsre Augen trafen sich, und ich sagte ihm: „Ihre Tochter, die Sie wohl suchen, ist dort dem Wald zugegangen." Das Wort fesselte ihn. Er sah mich nun aufmerksam und teilnehmend an — ich mochte wohl eine klägliche Figur abgeben. Meine Freunde hatten mir auf meinen Wunsch nach damaliger Mode einen Schlafrock besorgt, den mir ein Schneider, aus schönem grünen Wollenstoff, um meinen engen langen Leib so eng zugeschnitten, daß ich mir selbst wie eine

Digitized by Google

Wurst in Grünspan vorkam — aber er war warm und angenehm. Dazu ein Gesicht, das in Magerkeit und zartesten Mädchenfarben meine Freunde und Aerzte bei mir auf Schwindsucht schließen machte — eine Photographie und eine Lithographie zeigen mir noch jetzt den Ritter von der traurigen Gestalt.

„Sie sind wohl leidend," sagte Ohm Koester schon in dem Tone, den ich später so oft von ihm gehört. Und als ich es bejaht und ihm erzählt, daß ich dort die Treppe hinauf im Schuppen wohne, bat er mich, mein Zimmer sehen zu dürfen, er wolle einmal nachsehen, ob ich es mir auch behaglich eingerichtet, Tisch und Möbel richtig gestellt, darauf verstände er sich. Er sei selbst leidend und im Leiden erfahren. So wanderten wir denn zusammen hinauf, und dabei erzählte er mir, die junge Dame sei seine Nichte, Tochter seines Bruders. Seine Frau sei übrigens auch hier, nur wegen Unwohlseins noch nicht herausgekommen. Dann stellte er Chaiselongue, Schreibtisch und Stuhl mit geschickter Hand nach Licht und Thüröffnung an den besten Platz und sah sich behaglich um. „Sie rauchen Zigarren?" bemerkte er, indem er sich die meinigen ansah, die nebenbei gesagt nicht schlecht waren, denn ich war Feinschmecker. „Ich habe bessere, darf Ihnen wohl einige heraufschicken," was denn geschah — allerdings feine Ware. Und am andern Tage kam er mit seiner Nichte wieder, die er mir vorstellte, und so erfuhr ich seinen Namen, Louis Koester. Dann brachte er seine Frau, und von nun an waren wir täglich zusammen.

Mein neuer Freund Koester war geboren in Hannover, Sohn eines angesehenen Geistlichen (Superintendenten), der früh gestorben, seine Witwe mit mehreren Kindern in beschränkten Verhältnissen hinterließ. Jung noch ging er nach Bordeaux in ein Wein-Engrosgeschäft und etablierte sich sehr früh mit einem ebenso jungen Freunde, klug und weitschauend, für eine Spezialität der Branche in Cette. Er hatte das Französische vollkommen erlernt, wie auch den feinen Chic und Tick des Landes in Manieren und Benehmen. Dadurch gewann er bald Kredit und Freunde, und das junge Handlungshaus blühte rasch empor. Seine Frau war die Tochter des Diplomaten Reinhold, geboren in Bern, als ihr Vater dort als niederländischer Gesandter fungierte, dann sehr jung mit ihm nach Rom übergesiedelt, wo sie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre in den Kreisen von Bunsen, Thorwaldsen und andern verkehrte. Sie war eine kleine, zarte Gestalt, mit einem Gesicht, das in ihrer Jugend ideal schön gewesen sein muß. Noch waren ihre veilchenblauen Augen damals ohnegleichen. Sie war eine der höchstgebildeten Frauen, die mir in meinem Leben begegnet sind, sprach Italienisch und Französisch wie ihre Muttersprache, war ernst, pflichttreu, das Ideal einer Frau, musikalisch zudem und für alle echte Poesie empfänglich. Leider war die Ehe ohne Kinder und die Frau etwas schwach dem nervösen Wesen ihres Mannes gegenüber. Liebe Frau Maria, wie habe ich dich lieb gehabt!

An Frau und Schwiegereltern hatte es der graziöse, gewandte junge Louis Koester erst bemerkt, wo es ihm an wahrer Bildung fehle, und nun durch ernste und umfassende Lektüre nachgeholt, was zu erwerben war. Und in welchem Maße war es ihm gelungen! Als wir uns kennen lernten, war er durch seine

Digitized by Google

Kränklichkeit, mehr noch Hypochondrie vereinsamt. Ich führte ihm und seiner Frau sehr bald und mit bestimmter Absicht meine Freunde, die ersten Professoren der Kieler Universität, zu, und da zeigte sich immer, daß er an Bildung nicht nur ihresgleichen, sondern durch irgend etwas der Fürst unter den Pairs sei — mir zum Genuß, denn ich konnte seiner Liebe einen Kranz bieten, ihm zur Wohlthat, denn er kam wieder unter Menschen und zum Bewußtsein seines Wertes, das ihm in seiner Vereinsamung und Bescheidenheit fast abhanden gekommen. Bemerken will ich hier ein für allemal dabei, daß trotz seiner französischen Tournüre mein Ohm die Franzosen haßte, wie mir das von Leuten, die in Frankreich, gar in der Jugend, lange gewesen, dort Ausbildung für den Menschenverkehr, selbst Wohlstand erworben, nie vorgekommen. „Spitakelmacher!" rief er zornig, sobald von ihnen die Rede war, und ich wußte, daß dies Wort alles Schlimme bedeute, was man von einer Nation sagen kann. Ich bin allerdings von meinen Freunden in Kiel, vor allen von den Professoren Müllenhoff, Nitzsch und Harms und von ihren Frauen, wie auf Händen getragen worden. Es lag nicht an ihnen, wenn ich nicht wie auf sammetnen Kissen ruhte und meine Glieder in Wohlbehagen dehnte. Ich war damals so zerschlagen, wie wohl wenig Menschen je in ihrem Leben gewesen sind. Man spricht von Märtyrern für ihr Ideal. Meistens kann man es der staunenden Menschheit aufzeigen, wie sie im Gefängnis gesessen, geschlagen, gekreuzigt worden. Das war allerdings bei mir nicht der Fall. Aber ich war für mein Ideal so vernichtet, daß ich für jede Anerkennung, für Freundschaft und Liebe zu schwach war. Wie oft habe ich gedacht, wenn sie mir Freundlichkeiten sagten: ‚Ach, wenn sie schwiegen! Was hilft es dir! Wozu?' — Aber Ohm Koester hatte dafür den Ton und die weiche Hand. Meine Nerven waren so abgespannt, daß ich das Essen fürchtete. Er setzte sich zu mir und sagte: „So viel dürfen Sie ohne Gefahr zu sich nehmen." Und dann diktierte er mir ein halbes Glas Wein dazu: „Lieber Klaus, dies ist hundertjähriger Malaga! Zwei Löffel! Trinken Sie!" Und er saß, bis ich getrunken. Das hätte nicht Vater, Mutter, Bruder an mir thun können. Das verstand man nicht. Dazu gehörte freilich auch diese Unabhängigkeit und diese freie Zeit. Und das war für mich zuletzt die Hauptsache, daß ich sah und erlebte, wie die Familie ohne stündliche angestrengte Arbeit, wie ich sie nicht anders kannte, ein behagliches, beschauliches, innerlich reiches Dasein führte. Ich kannte es nicht anders, als morgens gewaltsam geweckt zu werden und, bis man abends die Augen schloß, in angestrengtester geistiger Thätigkeit lebendig zu sein. Durch den Ohm und seine Familie lernte ich stille sitzen und stille sein; die damalige Seebadeanstalt Düsternbrok war dazu der geeignete Aufenthalt. Jetzt ist alles verändert, größtenteils zerstört und vernichtet. Die Anstalt selbst mit ihren freien Plätzen, zerstreut liegenden Gebäuden, stillen Gängen, alten Bäumen ist seit 1865 Kaiserlich Königliche Werft geworden und dem Publikum verschlossen. Auf einem kleinen, angrenzenden sumpfigen Wiesenraum, wo damals „Badeheinrich" Kartoffeln baute, ist die jetzige neue Anstalt angelegt. Nachdem man den Grund

Digitized by Google

aufgefüllt, Bäume und Gebüsch gepflanzt, allerdings noch immer ein Schmuck in der Umgebung Kiels und ein vielbesuchter Erholungsort, aber nicht zu vergleichen mit der früheren. Der Düsternbroker Weg war zu der Zeit, von der ich spreche, eine fast einsame Allee, von der aus man auf jedem Schritt die Aussicht über den Hafen genoß. Jetzt verdeckt eine fast ununterbrochene Reihe von Häusern und Villen die freie Aussicht. Wenn man von der Stadt aus dem Schloßgarten kam, verkündeten nach den ersten tausend Schritten weidende Kühe durch ihr Glockengeläute, daß man in voller Einsamkeit und aus dem Bereich des geschäftlichen Treibens war. Nur am Morgen und am Abend kamen Leute zum Baden heraus, bei der geringen Anzahl alle bald bekannte Gestalten. Dann hörte man wohl Badeheinrichs mächtige Stimme oder das Plätschern, wenn er auf dem alten „Haus“ ins Wasser ritt, die Badekarren für die Nacht aufs Trockene zu ziehen, sonst war es lautlose Stille. Die wenigen ansässigen Gäste zerstreuten sich auf dem weiten Raum so sehr, daß man jedem ausweichen konnte; auch mittags aßen wir für uns allein, ich sehr bald täglich zusammen mit Koesters. Nur Sonntags bewegte sich eine größere Anzahl Kieler und Fremder hinaus, Musik zu hören und Kaffee zu trinken, auch diese, ohne unsern Kreis zu stören. Die Erinnerung an diese Zeit der Ruhe, des Friedens, an die landschaftliche Schönheit, die kaum ihresgleichen hat — wenigstens habe ich auf meinen späteren vielen Reisen nichts Anmutigeres gefunden —, eine Zeit, die sich lange Jahre jeden Sommer auf Monate wiederholte, entzückt mich noch jetzt und zaubert mir eine Zeit vor, in der jede Stunde poesievolle Gegenwart war. Mir fehlte nur eines: die Gesundheit. Oft bin ich, wenn der Mond auf dem stillen Hafen spielte und die Höhen jenseits silbern verschmolz, noch wieder aus dem Bette aufgestanden, wo ich mich, leicht ermüdet, frühzeitig gelegt, habe mein Fenster geöffnet und hinausgeschaut, halb traurig, halb glücklich, mit dem Gedanken: ‚Schau und genieß nur noch; wer weiß, wie lange dir es vergönnt ist.‘ Dann guckte mitunter wohl noch Ohms blasses Gesicht ängstlich herein: „Klaus, was machen Sie?“ — „Och, ich blicke hinaus!“ Und wir schieden mit einem Gutenacht! — Wir wohnten nämlich bald schon wegen der Bequemlichkeit für den täglichen Verkehr Zimmer an Zimmer.

Besonders reizvoll und erquicklich waren die Frühmorgenstunden an dem einsamen, sonnenbeschienenen Strande. Es wurde gebadet, mit dem Ohm und „Großmutter“, so war die junge Nichte betitelt, ein Spaziergang gemacht, der Kaffee zusammen genossen, und dann ging jeder seines Weges. Ich botanisierte wohl in der Nähe umher, die damals reich an Strandpflanzen war, und zog auch die Damen, besonders Frau Koester, mit in das Interesse. Oft wurde aus der Untersuchung von Blumen eine Stunde naturwissenschaftlichen oder philosophischen Vortrages. Der Mittag vereinigte uns wieder am gastlichen Tische, an dem auch oft Freunde, zumal Professoren, teilnahmen.

In dem Kreise meiner neuen Hamburger Freunde und auf diesem heimischen Fleck Erde, der Kieler Seebadeanstalt, lernte ich im Jahre 1857 auch meine spätere Frau kennen, Fräulein Doris Finke. Ihr Vater, Herr A. D. Finke,

Digitized by Google

Kaufmann in Bremen-Bordeaux, war ein Jugendfreund von Ohm Koester, der diese seine älteste Tochter auf den Knieen gewiegt. Die junge Dame kam nach dem Tode ihrer kürzlich verstorbenen Mutter, die sie in langer Krankheit mit Hingebung und bis zur Erschöpfung ihrer eignen Kraft gepflegt hatte, zu ihrer Erholung zu Koesters in Düsternbrok. Ich hatte das Amt, sie vom Bahnhofe zu holen, nicht ahnend, als ich die graziöse Gestalt zum ersten Male sah, wie nahe wir uns treten, wieviel Glück und noch mehr Leid wir in zwanzig Jahren engsten Zusammenseins gemeinsam erleben sollten. Wir wohnten von da an sieben Wochen unter einem Dach und waren fast jede Stunde des Tages, allein oder in der Familie, ungetrennt zusammen, eine Zeit, hinreichend, uns gegenseitig gründlich kennen, achten und lieben zu lernen. Sie war damals fünfundzwanzig Jahre alt, ich achtunddreißig. Sie war anmutig von Person, graziös in ihren Bewegungen, gleichmäßig von Temperament, eine Dame von höchster Bildung, sprach vollkommen Französisch, Englisch, verstand Spanisch, auch Plattdeutsch so gut wie ich, da sie mit ihrem Großvater nur plattdeutsch zu sprechen pflegte. Sie war von vornehmer gesellschaftlicher Tournüre, dabei einfach und anspruchslos. Im geselligen Kreise ihrer Eltern in Bremen verkehrten die Ersten aus den Kaufmannsfamilien, Gelehrte, Künstler und Musiker. Sie selbst war musikalisch im besten Sinne des Worts, Schülerin von Karl Reinicke und gelegentlich von Jenny Lind, mit der sie sich duzte. Im Jahre 1858 verheirateten wir uns. Schon 1864 erkrankte sie an einer Lungenaffektion. 1877 starb sie, nachdem ich noch versucht, sie durch einen Winteraufenthalt in Mentone und Cannes an der Riviera zu retten.

Ein Besuch und Unterhaltungen im Atelier eines belgischen Meisters.

Von

Alfred Ruhemann (Brüssel).

Meister Charles Vanderstappen, dessen Name in Deutschland und Oesterreich seit den letzten Jahren bewundernd genannt wird, vereinigt seit Beginn dieses Winterhalbjahres die Würde eines Leiters der Brüsseler Akademie mit der Bürde des schaffenden Künstlers. Seine Verehrer und Freunde befürchteten, daß die Uebernahme dieses schweren und verantwortungsreichen Postens die fernere Ausübung seiner Kunst beeinträchtigen könnte. Diese Furcht jedoch scheint grundlos zu sein. Die Stadt Brüssel, die das Patronatsrecht über die Akademie der Hauptstadt ausübt, hat dem Meister erlaubt, in den Räumen der Kunstlehr-

Digitized by Google

anstalt der Rue du Midi eine künstlerische Werkstatt aufzuschlagen, und so darf sich auch in örtlicher Beziehung der Lehrer und der ausübende Künstler ohne Zeitverlust und zum sichtbaren Wohle der sich dadurch immer schärfer ausprägenden künstlerischen Individualität Vanderstappens die Hand reichen. Das Ausland kennt den letzteren nur als Künstler, in Belgien aber schätzt man schon seit langem auch die Lehrtheorie dieses bedeutenden Mannes so sehr, daß man von seiner Amtierung ein neues Aufblühen der etwas verflachten Brüsseler Akademie erwartet. Diese ist heute noch unbedingt die erste des Landes, denn Antwerpen hält noch immer an der kalten, akademischen Auslegung aller Kunstformen fest. Aber auch in die Brüsseler Anstalt hat der Mangel an hervorragenden Lehrern und eine Ueberfülle von vielen mittelmäßigen Kunstschülern einen etwas lottrigen Geist hineingetragen, der das berühmte Institut, die Nährmutter der heutigen modernen Kunstrichtung in Belgien, seines bisherigen Ansehens zu berauben droht. Vanderstappens großes Programm ist es, hier nach und nach eine künstlerische Selektion zu erzielen, das künstlerische Proletariat zu beseitigen, indem er diejenigen Schüler, denen nicht der Genius der höchsten Kunstformen lächelt, jenen Zweigen der Kunst zuführen will, welche dem Künstler zugleich auch das Gewerbe und die Industrie eröffnen, ihm also unter allen Umständen das tägliche Brot zusichern. Diesem würdigen und humanen Gedanken stehen noch andre Auffassungen von dem Zwecke und den Zielen einer Kunstlehranstalt zur Seite. Sie werden dem Leser mehr oder weniger erkenntlich werden aus den Worten des Meisters selbst, die ich mir in zwanglosen Gesprächen mit demselben sammelte.

Charles Vanderstappen folgt in diesem Augenblick dem Zuge in das Große, der seine beiden ebenso berühmten Landsleute und bildhauernden Genossen Constantin Meunier und Jef Lambeaux leitete und leitet. Wie der letztere in dem jetzt seiner Vollendung nahen, riesenhaften Marmorrelief der „menschlichen Leidenschaften" den Inbegriff seiner künstlerischen und individuellen Lebensauffassung zum Ausdruck zu bringen suchte, so schafft Meunier als den Denkstein seines künstlerischen Daseins in diesen Monaten ein reckenhaftes „Denkmal der Arbeit". Vanderstappen nun, der mit dem einen das Suchen nach der erhabensten Schönheit, mit dem andern die künstlerische Verherrlichung des Gedankens zu teilen scheint, hat mit der Ausführung eines Themas den Anfang gemacht, welches seinem Genie besonders liegt, nämlich dem der Humanität, des Menschentums in seinen edeln, uns adelnden Aeußerungen. Die ersten plastischen Verkörperungen des gewaltigen Denkmals, mit welchem Vanderstappen unsre menschlichen Empfindungen zu ehren gedenkt, entrangen sich gerade den Händen des rührigen Schöpfers und Denkers, als meine Finger den Drücker der Thüre zu seinem Atelier in der Rue du Midi berührten. Und während der Meister an einer Frauengestalt glättete und schabte, welche an dem Denkmale der Humanität den göttlichen, ewigen Urquell der Nahrung für die kommenden Geschlechter versinnbildlichen soll, wurde in dem Künstler plötzlich auch der denkende Mann wach, der das Leben und die Kunst ohne jede Voreingenommenheit und ohne Rücksicht auf persönliche Vorurteile schlicht und ehrlich beurteilt.

Digitized by Google

„Die heutige Kunst verfügt über so unvergleichlich durchgebildete technische Mittel, daß alles, was sie seit Beginn dieses Jahrhunderts eingebüßt, wiedergewonnen ist. Die kalte Nachahmung klassischer Formen und Ideen, welche das Cäsarentum in Frankreich erzeugte, hatte auch alle die schönen praktischen Kenntnisse und Handgriffe getötet, welche der Renaissance zur unvergleichlichen Blüte verhelfen. Im Wiederbesitze dieser technischen Mittel, handelt es sich für den lebenden Künstler vor allem darum, dem Gedanken durch die Form Ausdruck zu geben. Gedanke und Form aber wiederum müssen sich durch die Schönheit decken. Vermag die Schönheit der Form nicht den Gedanken des Künstlers handgreiflich zu gestalten, so hat seine Kunst noch nicht die Stufe erreicht, zu der die moderne Kunst sich hinaufschwingen kann und muß. Was sucht schließlich unser Geist immer und immer wieder, mag er sich auch noch so oft ablenken lassen? Die Schönheit; ihr zu dienen, sie verkörpern zu können, das ist der große Gedanke unsers Lebens. Gewiß, ihr dienten auch die Alten, aber nur ihr, während wir nur schön finden, was mit uns selbst, mit der Menschlichkeit im engsten Zusammenhange steht. Der Gedanke der Schönheit in der Kunst ist also gewiß nichts Neues, sondern nur seine Auslegung ist neu, wie überhaupt es weder alte noch neue Ideen giebt, sondern nur alte und neue Ausführungen der ewig und ewig wiederkehrenden Ideen. Und da sich nun unsre heutigen Gedanken und Bestrebungen um den Menschen und die Menschlichkeit ranken, so muß das wahre Kunstwerk beides ausströmen. Das Publikum muß fühlen, daß dieses einen Teil, eine Seite von ihm selbst belebt. Sehen Sie die Kunst Meuniers! Da haben Sie, was ich in einem Werke wissen will: das Menschliche.

„Sie wollen als Deutscher selbstredend hören, wie weit die deutsche Bildhauerei sich diesem meinem Ideale der Schönheit in der Menschlichkeit nähert? Die Kunst der Begas und Genossen steht, was Technik anbetrifft, vielleicht unerreicht da. Diese Beherrschung des Metiers jedoch ist der größte Feind der deutschen Kunstgenossen. Sie ist es, welche den Künstler verführt, tausend kleine, nebensächliche Dinge herauszuarbeiten, welche der Phantasie des Beschauers zu erraten überlassen bleiben müssen. Der Bildhauer sagt ihm alles, was zu sagen ist, mit scharfen Strichen und Schlägen. Der erhabene Gedanke von der Größe des Vaterlandes steht plastisch verkörpert vor uns da, lichtumflossen und — ich möchte fast sagen — wie aus Stein gemeißelt. Aber die Ausführung dieses erhebenden Gedankens packt nicht, weil der seelischen Bewegung des Beschauers die Leistung des Künstlers nicht helfend beispringt. Sie ist mit einem Worte zu ausdrucksvoll, sie giebt nichts mehr zu denken. Das Publikum jedoch will von einem Kunstwerke ergriffen werden, es soll uns zu denken geben, unsre Seele, unser Empfinden soll sich in es versenken können. Ueber die Natur hinaus giebt es nichts, und auch die Natur verlangt, daß wir auch mit unsern Gedanken, nicht mit einem bloßen Beschauen in ihr leben. Dieser Auslegung von dem Begriffe eines heutigen Kunstwerkes ist, ich wiederhole es, Constantin Meunier neuerdings am nächsten gekommen, seine Kunst hält uns fest, rührt und beschäftigt unser Inneres."

Digitized by Google

„Wir steuern also immer mehr einem Individualismus in der Kunst zu, denn das Kunstwerk muß durchaus individuell sein, wenn es im Publikum ein eignes Nachdenken, eine eigne Rührung hervorbringen soll?“

„Zweifelsohne. Man spricht noch immer aus Gewohnheit von Schulen. Schulen aber im Sinne der alten Niederländer oder Italiener giebt es so gut wie gar nicht mehr. Die Künstler unterscheiden sich und ihre Werke lediglich durch die charakteristischen Kennzeichen ihrer Nationalität. Dieses Volk hat mehr Temperament, jenes eine entwickeltere Technik, das dritte einen besondern Blick für die Farbe, das vierte eine bestechende Gründlichkeit. Das einstige Schulsystem hat hinter der Entwicklung der Kunst notgedrungen zurückbleiben müssen. Um Rembrandt, Rubens, Raffael und so fort sammelte sich eine große Gemeinde von Schülern, und jeder der letzteren blieb so lange als möglich in der Umgebung seines großen Vorbildes, um dieses so innig als möglich begreifen und kopieren zu können. Heute ist es der umgekehrte Fall. Der Unterricht selbst ist von kurzer Dauer, um dem Schüler so viel als möglich Gelegenheit zur selbständigen Aeußerung seiner künstlerischen Individualität zu geben. Der Schüler träumt sich nicht mehr in den Lehrer hinein, sondern der Lehrer versetzt sich in einen Schüler und versucht, den künstlerischen Kern in ihm zu erkennen und loszulösen.“

„Und wenn dieser Kern erkannt ist?“

„Dann weiß der Lehrer, in welcher Richtung er die entdeckte Veranlagung zu entwickeln hat. Für mich bleibt jede Kunstrichtung eben eine organische, wohl zu studierende Kunst. Ich unterscheide nach der Befähigung, aber ich will nicht, daß der verpfuschte ausübende Künstler nun plötzlich für die Kunstindustrie oder das Kunsthandwerk ausreichend und reif sein soll. Die Ornamentik wird immer als Hilfskunst behandelt. Warum? Hat sie nicht ihren eignen künstlerischen Ausdruck, einen Ausdruck, der zum Beispiel einem architektonischen Werke plötzlich Leben und Schönheit verleihen kann? Nein, ich will Ihnen sagen, woran unsre akademische Schulung kränkelt; damit gebe ich Ihnen zugleich meine Auffassung vom Naturalismus. Man vergißt leider allzu oft, den Schüler auf seine Zeit, seine Umgebung aufmerksam zu machen. Man malt oder modelliert Leute mit zerlumpten Kleidern und schreit: das ist der echte Naturalismus. Man vergißt eben, daß wir die Sklaven unsrer Kleider sind. Der Schnitt, die Mode unsrer heutigen Gewänder und Kopfbedeckungen zwingen uns zu ganz andern Gesten und Bewegungen, als sie die Menschen unter Ludwig XIV. oder Friedrich dem Großen zu vollführen gezwungen waren.“ Und Charles Vanderstappen demonstrierte mir ad oculos, wie man in früherer Zeit und heutzutage grüßt und geht. „Wer also naturwahre Menschen zeigen, wer naturalistisch sein will, hat auf die Bewegungen seiner Mitmenschen zu achten, denn sie sind das äußerliche charakteristische Merkmal unsrer Zeit. Warum fehlen unsre meisten Porträtisten? Weil sie die Gesten des heutigen Menschen übersehen. Und warum schuf Holbein wirkliche Porträte? Weil er zweifelsohne die Gesten der Menschen seiner Zeit studiert hatte. Die Lehre von den Gesten und Bewegungen also wird auf den heutigen

Digitized by Google

Akademien durchaus vernachlässigt, und daher die vielen Kunstwerke, die unwahr sind. Warum schwebt der Symbolismus stets in der Luft, warum wird er uns stets ein Rätsel bleiben? Weil er nach Idealitäten und Gesten fahndet, die uns Lebenden nicht angehören. Der deutsche Naturalismus von Liebermann und andern scheint mir eine starke Kunst; aber ehe er sich Geltung zu verschaffen wußte, war schon der alte Menzel da und hatte mit seinen Bildern sowohl aus der Zeit Friedrichs des Großen wie aus den Eisenwerken den unerreichbarsten Naturalismus gezeigt, ohne daß jemand dagegen geeifert hätte. Menzel hatte eben die Gesten der Leute der von ihm geschilderten Zeit scharf beobachtet."

„Sehr richtig, Meister, man schreit allerorten nach Natur und Natürlichkeit und vergißt das Allernächste, die Selbstbeobachtung. Um aber ein wenig auf das einzelne, auf Belgien überzugehen, wie denken Sie sich die künstlerische Zukunft Ihres Landes? Wird die gegenwärtig aufstrebende Bewegung von Dauer sein?"

„Was die Skulptur anbetrifft, unbedingt!"

„Ja, gut, aber wo sind Ihre und der andern Schüler? Ich sehe immer nur die Meister, aber nicht den Nachwuchs."

„Er ist da; hat er sich auch bis jetzt noch nicht sonderlich geäußert, so will das nichts besagen. Für die belgische Bildhauerei ist mir, wie gesagt, nicht bange, aber in der Malerei sehe ich einen Stillstand voraus."

„Wie, trotz der blendenden Eigenschaften der belgischen Malerei, trotz der Tiefe und Schönheit ihrer Farben, der Lebendigkeit und Naturtreue der Auffassung?"

„Trotzdem. Die Landschaftsmalerei ist unbedingt eine schwierige Kunst, aber sie macht nicht die Größe einer nationalen Kunst aus. Wo die Figuren-, die Genremalerei im argen liegt, fehlt es an einer erstklassigen Kunst. Seitdem das Atelier Portaels' verschwunden ist, fehlt uns jeder Mittelpunkt für die Kunst der Figurendarstellung. Portaels, der in seinen eignen Werken nicht über den angenehmen Künstler hinauskam, war als Lehrer kühn und stark. Auf diese Weise sammelte er eine geschlossene in- und ausländische Schülerzahl um sich. Wauters, Lalaing, Frederic, um Ihnen nur einige zu nennen, sagen Ihnen, so glaube ich, zur Genüge, was Portaels als Lehrer war. Nein, uns fehlt die Genremalerei, dieses hehre Kleinod in der Krone unsrer großen Vorfahren in der Kunst. Die überquellende Freude am Leben, das Suchen nach dem Leben, das Schwelgen in der Farbe — und Sie finden selbst in unsern Skulpturen eine Farbe, einen Abglanz unsers nebligen, rauhen Klimas —, alles das kann erst in der Figurenmalerei zum sprechendsten und überraschendsten Ausdruck gelangen. Da haben Sie gleich eine starke Seite der deutschen Malkunst: das Genre. Leider sündigt diese auf der andern Seite durch die zu starke Hervorkehrung des Anekdotischen. Böcklin ist unbedingt einer der interessantesten Künstler der Gegenwart, aber leider sehr ungleich."

„Welche Nation also ist nach Ihrer Meinung in der heutigen, modernen Kunst am weitesten vorgeschritten?"

Digitized by Google

„Jedenfalls und noch immer die französische. Jedoch nur nach der Seite der Technik, von der wir alle gelernt haben und lernen müssen, nehmen Sie die Künstler irgend welcher Nation. Dazu kommt allerdings, daß die Pariser Ateliers einen großen Ruf genießen und sehr leicht für jedermann zugänglich sind. Trotzdem also viele Künstler aus einer und derselben Quelle schöpfen, findet man doch verhältnismäßig nur wenige Gruppierungen künstlerischer Gesinnungsgenossen. Ein jeder Künstler zieht nach seiner Seite, selbst wo es ein Zusammenarbeiten gilt. Jede Ueberlieferung ist aufgehoben, die Personalität lediglich wirft, wie gesagt, ihr individuelles Können in die Wagschale des Erfolges. Der Künstler lebt nicht mehr für sich allein, er schafft aber allein, manchmal bewußt oder unbewußt unter dem Einflusse eines epochalen Kunstwerkes."

„Und wie nimmt das Publikum diese Individualisierung der Kunst auf?"

„Das Publikum und sein Geschmack ist unberechenbar. Sehen Sie sich die Sammler und ihre Sammlungen an, und Sie werden sofort finden, wie himmelweit Geschmack und Launen auseinander führen. Jedenfalls ist das Interesse an der Kunst unbedingt gewachsen. Seien Sie aber überzeugt, daß der Künstler von Gottes Gnaden dem Publikum keinen Einfluß auf sein Schaffen erlaubt. Fühlt er die Stimme des wahren Berufes in sich, so erzieht er sich sein Publikum." —

Und Charles Vanderstappen überblickte prüfenden Auges die werdenden Gestalten seines Monumentes, welches der nervösen, abtrünnigen Menschheit den Glauben an die wahre Humanität zurückgeben soll.

Farben und Feste im Altertum.

Kulturhistorische Studie.

Von

Louise v. Kobell.

(Schluß.)

Unter Cäsar und den römischen Kaisern.

Das römische Götterwesen prägte seinen Stempel auf die heidnischen Kulte, wenn auch, wie erwähnt, manch exotischer Gott oder „Ortsgenius" bei den Römern Aufnahme gefunden. Das römische Heer eroberte und hielt die unterjochten Provinzen besetzt, die Kaiser spendeten dem Volk Brot und Spiele, Verschwendung, Grausamkeit und Schlechtigkeit nahm dasselbe mit in den Kauf; nur wenn Kriegs-

Digitized by Google

unglück, Geld- und Getreidemangel eintraten, rächte man sich dafür durch Ermordung des Machthabers. Die schon in der Republik üblichen Gladiatorenkämpfe, welche aus den Kampfspielen zu Ehren eines Verstorbenen entstanden waren, wurden von den Kaisern zu eigner Lust und zu der der Unterthanen in der raffiniertesten Weise ausgebildet. Bei Sonnenlicht und Fackelschein mußten in eignen Schulen abgerichtete Sklaven und Gefangene sich als Fechter vor dem blutdürstigen Publikum gegenseitig hinschlachten. Wie ein Lauffeuer entzündete dies Beispiel die Leidenschaften ringsum; in Italien, Macedonien, Hellas, Judäa ergötzte man sich an den Greuelscenen der Arena. Und da die römischen Kaiser auch ihren Stolz darein setzten, sich erfinderisch bei den Tierhetzen zu zeigen, so hetzte man wilde Bestien gegen die teils nackten, teils gerüsteten „Bestiarii", die sich aus den verurteilten Sklaven rekrutierten.

Beachtenswert ist die Analogie zwischen den Festen zu Ehren der Götter und denen zu Ehren weltlicher Größen, sowie zwischen den Farben, die zumeist dabei zur Verwendung kamen.

Auf dem Kapitol in Rom prangte die Statue Jupiters, ein von Myron hergestelltes, prächtiges Kunstwerk. Hier thronte der „Höchste und Beste" in der purpurnen, mit goldenen Palmen gestickten Toga über der gleich prächtigen Tunika auf dem goldenen, elfenbeineingelegten Stuhl. Eine Krone schmückte das Haupt des römischen „Staatsgottes", und über seinem in der rechten Hand gehaltenen Zepter schwebte der goldene Adler.

Seltsamerweise war die Kleidung des Prätors bei Eröffnung der Cirkusspiele (unter den Kaisern) der eben beschriebenen ähnlich, so daß Juvenal sagt: „Mitten im Cirkusstaub steht auf hohem Gespann in Jupiters Tunika der Prätor; ihm wallt die goldgestickte sarranische Toga von den Schultern."

Der Jupiterpriester (Flamen Dialis) hatte das purpurne Staatskleid (trabea), sowie eine durch Stäbe und Wollfäden erhöhte Filzmütze[1]) zu tragen. So kleidete sich auch Julius Cäsar als Flamen Dialis. — Er fand bekanntlich ein Vergnügen daran, sein Aeußeres auffällig zu gestalten. Wegen seiner Glatze, die den Hohn seiner Feinde herausforderte, kämmte er sein spärliches Haar über dem Scheitel nach vorn und trug stets den Lorbeerkranz auf dem Kopf. Sein purpurverbrämtes Senatorengewand war mit langen Fransen besetzt und lose gegürtet. Sulla mahnte die Optimaten, „sich vor dem nachlässig gegürteten Jüngling in acht zu nehmen".

Im Krieg bedeckte Cäsar, wie üblich, seinen Panzer mit dem roten Feldherrnmantel, damit er durch dessen Farbe als Anführer weithin kenntlich sei. Um diesen Mantel bei einem feindlichen Ueberfall zu Alexandria nicht in die Hände der Gegner geraten zu lassen, sprang Cäsar ins Meer und schwamm, den Mantel mit den Zähnen nachschleppend, bis zu einem seiner Schiffe, das ihn aufnahm.

---

[1]) Suetonius: „Buch der Kleider", von dem jedoch nur ein kleines Fragment erhalten ist.

Digitized by Google

Von seinen Siegen nach Rom zurückgekehrt, hielt er seinen fünffachen Triumph; der erste und glänzendste war der über Gallien, dessen Unterwerfung etwa eine Million Menschenleben gekostet hatte. Auf einem mit weißen Rossen bespannten Wagen, mit Lorbeer bekränzt, das Zepter in der Hand, fuhr der in Purpur gekleidete Cäsar zum Kapitol. Vierzig Elefanten rechts und vierzig links trugen Kandelaber, deren Fackelschein den prunkvollen Aufzug beleuchtete. Es wogte von singenden, jauchzenden und spottenden Heerhaufen, die Fahnen und Feldzeichen emporhielten, es blinkte von edelm Metall, denn selbst die gemeinen Soldaten hatte Cäsar mit gold- und silberverzierten Waffen ausgerüstet, teils des schmucken Aussehens halber, teils auch, damit sie im Kampfe dieselben aus Furcht vor dem Verluste fester hielten. „Zwei Dinge," sagte er, „bewahren und vergrößern die Macht, Soldaten und Geld, — das eine besteht durch das andre."

Dem gallischen Triumphe schloß sich der über Alexandria an, dann kam der pontische und afrikanische, zuletzt der spanische, jeder vom andern verschieden in Gepränge und Zurüstung.

An diese Triumphe reihten sich Festmahle für nahezu 200 000 Gäste und Festspiele aller Art. Denn die Tollheit, öffentlich aufzutreten, und die damit verknüpfte Gefallsucht hatte den Patrizier wie den Plebejer erfaßt. So fochten im Gladiatorenkampf auf dem Forum Furius Leptimus, ein Mann aus prätorischer Familie, und der vormalige Senator Calpenus. Der Waffentanz wurde von Fürstensöhnen aus Asien und Bithynien vollzogen.

Im Theater trat der berühmte Ritterschauspieler Decimus Laberius in dem von ihm ausgebildeten Mimenspiel auf, einer der rohesten und unsittlichsten Possen, wofür er 500 000 Sesterzien erhielt (gegen 100 000 Mark).

Diese und andre Schaustücke lockten eine so riesige Menschenmenge herbei, daß die meisten Fremden in Zelten auf Straßen und Gassen übernachteten, wenn sie nicht vorher im Gedränge zerdrückt wurden, welches Schicksal selbst zwei Senatoren widerfuhr. Sehnige Sklaven durchkreuzten und durchschlängelten das lebensgefährliche Gewühl mit den ihnen aufgebürdeten Sänften, in welchen vornehme Römer und Römerinnen sich bald zu dieser, bald zu jener Vorstellung tragen ließen. Berühmt wurden die von Cäsar in jenen Tagen veranstalteten Cirkusspiele, „für welche man die Arena auf beiden Seiten erweitert und rings mit einem Wassergraben umgeben hatte". Zeichnete der goldene Stuhl im Senat den Imperator aus, so prangte im Cirkus ein reichgestickter Baldachin über Cäsars Tribüne. Er zeigte sich in seiner „mit zahllosen Purpurschnecken gefärbten Toga", lorbeerbekränzt; aus dem blassen, glatt rasierten Gesichte leuchteten die schwarzen Augen voll lebendigen Ausdrucks. Bewundernd und neugierig betrachteten ihn viele, denn Cäsar war ein seltener Anblick. Sporadisch nur, zwischen seinen Feldzügen, weilte er in Rom — fünfzehn Monate in seiner fünfeinhalbjährigen Regierung. — Gefügig, wenn auch innerlich voll Haß gegen den „absoluten Herrscher", hatten sich bei dem herkömmlichen Rufe des Liktors: „Achtung!" die Senatoren erhoben. In ihrer vaterländischen Tracht waren die

Digitized by Google

auswärtigen Gesandten erschienen, da die Toga nur dem Römer zukam. Wollte man sich über Rang und Würden zurechtfinden, so brauchte man nur den Purpurstreif anzuschauen. Breit kennzeichnete er den Senator, schmal umsäumte er die Prätexta, welche die Söhne Wohlhabender bis zu ihrer Mündigkeit trugen, denn volljährig vertauschten sie jene mit der ganz weißen Toga (toga virilis). Der schmale Purpurstreif an der Tunika war den Rittern eigen. Mit Ostentation ließ da manch ehemaliger Sklave seinen goldenen Ritterring funkeln als Abzeichen seines neuen Standes. Der Hut auf dem Kopf war das Charakteristikum eines Freigelassenen. Die Quiriten (Bürger) erschienen in weißer Toga oder in der Lacerna (Ueberwurf). Wer die Bürgerkrone aus Eichenlaub trug, wurde vom Publikum durch Aufstehen begrüßt.

Zahlloses Volk füllte den Hintergrund des Cirkus. Da lugte der arme Teufel in bräunlicher Tunika hervor, „was immer er war, der den Purpur nur vom Sehen gekannt". Und im schäbigen Mantel verachtete der bärtige Cyniker, in seiner Apathie der Seele, die ganze Herrlichkeit, indes der auf einem bequemen Platze sitzende Epikuräer im lichten Gewande selbstzufrieden umherblickte, da Genuß für ihn das höchste Gut bedeutete.

Noch saßen die Frauen bei den Männern, denn erst unter Augustus wurden sie abgesondert; die vornehmsten hatten ihre Plätze auf dem Podium. Stolz entfalteten sie ihre Reize, zu deren Beschaffung „Kosmeten", sklavische Haarkünstlerinnen und Kleidermacherinnen im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet. „Das Antlitz geschminkt, die Augenlider durch schwarzes Pulver verdunkelt, die Stirne durch Binden geschmälert", prangte eine Erlauchte in der goldgestickten Chlamys oder in der purpurnen, auch amethystfarbigen Stola (obere Tunika), die, auf der Schulter durch eine Nadel befestigt, in weichen Falten herabfloß. Eine breite, aus Goldblech geschlagene Falbel verzierte den Saum, der juwelenbesetzte Gürtel war oftmals ein Meisterstück der Goldschmiedekunst. Edelgestein, blitzende Ketten und Spangen schmückten Hals und Arme. Die Ohrläppchen waren durchbohrt und derart mit Perlen überladen, „daß in jedem Ohrläppchen ein Heiratsgut hing".

Hat doch Cäsar selbst während seines ersten Konsulats der von ihm geliebten Servilia (Mutter des Marcus Brutus) einen Perlenschmuck von sechs Millionen Sesterzien (über eine Million Mark) gekauft. Und den Krieg mit Britannien soll er geführt haben, um im Meer Perlen fischen zu können. Zum Vergleich ihrer Größe wog er oft einige auf der Hand ab. —

Die Vestalinnen nahmen bevorzugte Balkonsitze bei allen Schaustellungen ein, „um auch ihre Augen an unzüchtigen Scherzen und am Menschenblute zu weiden". Von den vielen Salben, mit welchen sich Männer und Frauen einrieben, duftete es nach allen Wohlgerüchen Arabiens, und in dieser balsamischen Luft sprachen, lachten und lästerten die Anwesenden, bis der Herold den Beginn des Cirkusspieles mit lauter Stimme verkündete.

Alsbald traten Fürstensöhne aus Asien und Bithynien mit Zwei- und Vierspännern auf und zeigten ihre Behendigkeit beim Wettreiten, indem sie sich von

Digitized by Google

einem Pferd auf das andre schnellten, ohne die dahinjagenden Rosse aufzuhalten. Der Beifallssturm von nahezu 260 000 Menschen brach los, die Jüngeren unter den Zuschauern sprangen zum Zeichen der Bewunderung in die Höhe.

Am nächsten Morgen drängten Hohe und Niedere zu den Tierhetzen, die bei den Zuschauern den willkommenen Kitzel des Entsetzlichen erregten. Dieses Vergnügen dauerte fünf Tage; den Schluß bildete eine Schlacht, in welcher zwei Heerscharen, je zu 500 Mann Fußvolk, 300 Berittenen und 20 Elefanten, sich gegenseitig zerfleischten.

Und dann rangen noch drei volle Tage Athleten auf einem eigens errichteten Kampfplatze beim Marsfeld.

Zum Seegefecht war auf dem kleineren Codetafeld ein Bassin gegraben worden, in dem Schiffe mit zwei, drei und vier Ruderreihen der tyrischen und ägyptischen Flotte mit starker Bemannung ein kriegerisches Schauspiel zum besten gaben.

Der bei diesen Gelegenheiten getriebene Luxus in Tracht und Schmuck veranlaßte Cäsar bei seiner Neuordnung des Staates, das Tragen von Purpurgewändern und Perlen zu untersagen.

Keine Regel ohne Ausnahme: bestimmte Personen und Altersklassen behielten das Vorrecht des bisherigen Putzes an gewissen Festtagen.

Als Cäsar bei der Senatssitzung in der Kurie des Pompejus durch dreiundzwanzig Dolchstiche der Verschworenen gefallen war, bestand sein Paradebett aus Elfenbein mit goldverbrämter Purpurdecke. Und als das Paradegerüst entzündet war, warfen trauernde Frauen ihr Geschmeide in die Flammen, sowie die Goldkapseln und Kleider ihrer Kinder. Spielleute und Schauspieler zogen die Prunkgewänder, die sie zur Feier des Tages aus der Triumphalgarderobe angelegt, vom Leibe und schleuderten sie zerrissen ins Feuer, desgleichen die Veteranen ihre Waffen. Dann erhob der Senat Cäsar, den Abkömmling der Venus, unter die Götter.

Während der Leichenspiele erglänzte sieben Tage lang ein Komet zwischen fünf und sechs Uhr abends, nach der Volksmeinung „die Seele des in den Olymp aufgestiegenen Cäsar".

„Cäsars Bildsäule wurde mit denen der andern Götter im Cirkus herumgetragen und bei Lektisternien in der gleichen Gesellschaft aufs Polster gelegt." Dem Großneffen und Adoptivsohn des ermordeten Diktators galt es als günstiges Prognostikon, daß bei seiner Ankunft in Rom plötzlich am heiteren Himmel ein Regenbogen die Sonnenscheibe umgürtete. Gleichzeitig schlug der Blitz in das Grabmal der Julia, der Tochter Cäsars.

Erst neunzehn Jahre alt, war Augustus Octavianus Konsul geworden, dann bildete er ein Triumvirat mit M. Antonius und Lepidus. „Um die Ermordung seines Großoheims zu rächen, führte er fünf Bürgerkriege." Er erlitt zwei schwere Niederlagen in Germanien und feierte zu Rom drei große Triumphe, den dalmatischen, den aktischen, den alexandrinischen. Bei dem letzteren ließ er die goldene Statue der Kleopatra mittragen, der stolzen Aegypterin, die er so gern

Digitized by Google

in persona mitgeführt hätte. Sie kam ihrer Erniedrigung durch Selbstmord zuvor. Cäsar Octavianus erhielt den Beinamen Augustus (Hoheit), was das Ende der Republik und den Beginn der Monarchie bedeutete. Bei dem zehnjährigen Jubiläum seiner Alleinherrschaft dichtete Horaz den Festgesang.

Meist trug Kaiser Augustus nur ein einfaches Hauskleid, das seine Gattin, seine Schwester oder Enkelin gefertigt, und stets hohe Schuhe, um größer zu erscheinen. Eifrig bestrebt, die altehrwürdige Römertracht aufrecht zu erhalten, rief er bei einer Versammlung unwillig den Anwesenden in dunkelfarbigen Mänteln zu: „Sind das die Römer, die Herren der Welt, das Volk in der Toga!“ und gab den Aedilen den Auftrag, künftig niemand auf dem Forum oder in dessen Nähe zu dulden, der nicht den Mantel abgelegt und nicht in der Toga erschiene. Lustspiele, deren handelnde Personen Römer waren, hießen togatae (Togastücke), solche, in welchen vorwiegend Griechen auftraten, palliatae (Mantelstücke).

Originell muß Augustus im Winter ausgesehen haben, indem seine Kleidung aus einer dicken Toga, vier Tuniken und einem Wollhemde bestand. Warme Binden umhüllten seine Beine. Bei gymnastischen Uebungen steckte er sich in einen dichten Pelz. Im Sommer hatte er stets ein „Seekalbfell“ bei sich, ein Schutzmittel gegen den Blitzschlag, „da das Seekalb das einzige Tier ist, das der Blitz verschont“. — Bezüglich Zahl und Pracht der öffentlichen Spiele wurde Augustus von keinem der nachfolgenden Kaiser übertroffen.

Auch brachte er bei der Einweihung des Theaters des Marcellus das „Trojaspiel“, das von Aeneas stammen sollte, seinem vermeintlichen Ahnen zur Ehre wieder in Aufnahme. Es wurde von einer doppelten Schar kleiner und größerer Knaben ausgeführt. Bekränzt, in schimmernden Rüstungen sprengte die „Trojaschwadron“ auf reichgezäumten Pferden in dreifach gesonderten Rotten gegeneinander. Lanzen und Speere blitzten, Roß und Reiter, darunter Augustus' Enkel Caligula, stürmten vor und zurück, plänkelten scharf wie im richtigen Kampf, und jählings ritten sie friedlich Seite an Seite. —

Welch ein Thun und Treiben herrschte damals auf dem Marsfeld, von dessen Großartigkeit Strabo eine beredte Beschreibung entwirft.

„Dort können Wettrennen zu Wagen und zu Pferde ohne Störung von so vielen Menschen angestellt werden, die noch außerdem im Ballspiel, im Cirkus und im Fechten sich üben; zudem gewähren die umliegenden Gebäude, der immer grüne Grasboden, die Hügelreihe, die sich jenseits an dem Flusse zieht, einen theaterähnlichen Anblick, von dem sich das Auge kaum losreißen kann. An dieses Feld stößt ein andres, das ringsum viele bedeckte Gänge, Haine, drei Theater, ein Amphitheater und prächtige Tempel, einen an dem andern, enthält, so daß einem die Stadt selbst wie ein Nebenwerk vorkommt.“

Auch in verschiedenen Straßen, in den buntesten Aufzügen, in allen Sprachen ergötzten Schauspieler die Menge. So hatten Wettläufer, Wettfahrer, Wettreiter, Athleten und wilde Bestien vollauf zu thun.

Zu den seltsamsten Festen dieses Kaisers gehörte das „Göttermahl“, bei dem er stets den Apollo vorstellte und seine Tischgenossen, als Götter und

Digitized by Google

Göttinnen gekleidet, mit ihren Attributen erschienen. Lascive olympische Gespräche wurden bei sehr materiellem Nektar und Ambrosia geführt. Während einer Hungersnot entrüstete sich das Volk über diese Tischgesellschaften und gab seinen Unwillen durch die Aeußerung kund: „Die Götter haben alles Getreide verzehrt, und ist der Kaiser Apollo, so ist er Apollo der Schinder." Eine Anspielung auf den Mythus, daß Apollo dem Marsyas die Haut abgezogen.

Weilte Augustus zu seiner Erholung in dem Rom nahegelegenen Städtchen Tibur (Tivoli), so erteilte er mit Vorliebe unter dem Portale des dortigen Herkulestempels seine Audienzen. Viel des Anregenden boten die kaiserlichen Säle zu Capri, denn hier prangten die Waffen einstiger Helden und die Riesenskelette reißender Tiere. Zu Tische lud er nur Hoffähige, keinen Freigelassenen, außer Menas, der ihm die Flotte von Pompeji überlassen. Da Augustus meist zu spät kam, aßen seine Gäste ungestört vor seinem Erscheinen. Zur Würze des Mahles ertönte eine Tischmusik, Possen wurden aufgeführt, Vorträge von Cynikern gehalten. Bei den großen Gelagen verteilte er Gold- und Silbergeräte und kostbare Kleider, bisweilen nur Gewebe aus Ziegenwolle, Schwämme und andre Kleinigkeiten, die durch zweideutige Benennungen ergötzten. Auch versteigerte er bei seinen Privatfesten prächtige Möbel und Bilder, aber sie wurden nur von der Rückseite hergezeigt.

Bei Augustus' Begräbnisfeier entrollten die Römer eine wahrhaft fanatische Pracht, denn nicht nur drängten sich Menschen aller Grade und Berufe herbei, sondern es wogte von Bildern und Statuen im Zuge: voran des Kaisers Wachsbild im Triumphgewand, von Beamten getragen, dann das Konterfei Augustus' in Gold, auf den Schultern von Senatoren, und abermals aus Gold auf einem Prachtwagen. Diesen folgten in unabsehbarer Fülle weithin leuchtende Ahnen- und Verwandtenbilder, auch alle möglichen Römer in Abbildungen bis auf Romulus, und dann erblickte man alle von Augustus unterjochten Völkerschaften, in ihren Landestrachten gemalt, welchen sich zahllose Bilder der gemeinsam von Cäsar und Augustus Besiegten anreihten.

Die Ritter, die bei Augustus' Leichenverbrennung barfuß, ohne Toga und Gürtel erschienen waren, sammelten die Asche und verwahrten sie in dem aus weißem Marmor errichteten Mausoleum, das Augustus zu Lebzeiten für sich erbauen ließ. Das Denkmal stand am Ufer der Tiber, welches der Kaiser in öffentliche Gartenanlagen verwandelt hatte.[1])

Aus dem Farben- und Festgewirr, aus dem Glanz und Gefunkel rang sich die jugendliche Gestalt des Tiberius, welcher die julische Tribüne bestieg und auf Begehr des Senats eine Rede an das Volk hielt. Bescheiden klang sein Ausspruch: „Ihr werdet das Verdienst des nun unter die Götter getretenen Augustus nicht nach meinen Worten, sondern nach euerm Bewußtsein beurteilen und das Mangelhafte meiner Rede durch euer Gedächtnis ergänzen. So wird sein Lob

[1]) Suetonius: Augustus Octavianus.

Digitized by Google

ein gemeinsames sein; ich gebe nur wie der Chorführer den Ton an, und ihr fallt dann einstimmig ein."

Wie war das dem Augustus erteilte Lob zu Tiberius' Vorteil berechnet, und wie ging das Volk in die schlau gestellte Falle, wie gefiel ihm das oftmalige Erröten Tiberius' als Zeichen jugendlicher Schüchternheit! Und doch zeigte sich später, daß sein häufiges und eigentümliches Erröten stets der Vorbote irgend einer von ihm geplanten und dann ausgeführten Grausamkeit war. Denn er erwies sich als „ein Gipfelpunkt gemeiner Sinnlichkeit und bösartiger Verschlagenheit".

„Ein Tiger," sagt Suetonius, „der sein Opfer zwischen den Zähnen hält und es langsam sterben läßt."

Bald trug er den griechischen Mantel, bald die mit Goldstickerei verbrämte Purpurtoga; bei jedem Gewitter setzte er zu seinem Schutze einen Lorbeerkranz auf. Und jedenfalls war sein Glaube begründeter als der des Augustus bezüglich des Seekalbfells, wenn bei Tiberius auch mehr mythologische als Erfahrungsgründe zur Geltung kamen: weil der dem Apollo geweihte Lorbeer sicherlich weder dem Jupiter noch dem Sonnengott selbst als Zielscheibe dienen durfte und es möglicherweise den Römern bekannt war, daß der Blitzstrahl in gewisse Bäume schlägt, andre zumeist verschont.

Unter Tiberius wurde im Senat zur Steuerung der in der Stadt herrschenden Ueppigkeit beschlossen, „es sollten hinfort keine Geschirre von massivem Golde zur Aufwartung bei Tische verfertigt werden, auch daß kein Mann sich in das unanständige serische Gewebe kleiden solle". (Tacitus, Ann. II. 33.) Seneca hob es als einen Vorzug seiner Mutter hervor, daß sie diese schamlose Mode verschmähte. Diese Entrüstung hervorrufenden Kleider waren die Erfindung einer Pamphila auf der Insel Kos, indem sie aus dem Innern Asiens eingeführte Seidenstoffe auftrennte und aus den Fäden die feinsten schleierartigen Gewänder, die vestes Coa, wob. Plinius versichert, daß beide Geschlechter diese durchsichtigen Gewänder zu seiner Zeit getragen haben.

„Zahllose Opfer, ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters oder Ranges, bezeichneten Tiberius' Feste und Schreckensherrschaft. Viele wurden von der Gemonischen Treppe und vom Tarpejischen Felsen gestürzt. Thränen, Schmerzensäußerungen der Verwandten und Freunde wurden als Verbrechen gegen den Kaiser betrachtet und mit dem Tode bestraft. Sehr behaglich waren auch Tiberius' Unterhaltungen mit den Astrologen, denn er hielt viel auf die Kunst der „Chaldäer". Beim Spazierengehen auf einer schroffen Anhöhe hatte der Gelehrte die an ihn gestellten Fragen zu beantworten. Erwachte nun beim Kaiser der Verdacht, der Sterndeuter sei ein Schwätzer oder Betrüger, so packte Tiberius' herkulischer Diener auf ein Zeichen des Kaisers den Astrologen und warf ihn kurzweg ins Meer.[1])

[1]) Vergl. Tacitus, Ann. VI. Buch 21.

Digitized by Google

Tiberius' Wahlspruch lautete: „Nach meinem Tode gehe die Erde in Flammen auf."

*

Viel Leidenschaftlichkeit erweckten unter Caligulas Herrschaft die Farben weiß, rot, blau, grün, welche die Viergespanne beim Wettrennen im Cirkus auszeichneten. Caligula bevorzugte das Grün und duldete die andern Farben nur im Interesse des Spieles. Um seiner Farbe den Preis zu sichern, ließ er oft Fechter, Wagenlenker und Rennpferde vergiften, wenn sie nicht seiner Partei angehörten. Ein ohrenerschütternder Jubel von Tausenden und Tausenden brauste durch den mächtigen Raum, wenn Grün den Sieg davontrug, denn Rom war der Furcht und Schmeichelei verfallen und hätte bei der Niederlage der kaiserlichen Farbe getrauert „wie einst, da in Cannäs Staub die Konsuln besiegt waren" (Juvenal), das heißt nach der Schlacht bei Cannä, wo Hannibal das römische Heer vernichtete. Ein einziges Mal zollte das Volk auch einer antikaiserlichen Farbe Beifall, da that Caligula den bekannten Ausspruch: „Möchte doch das römische Volk nur einen Nacken haben." Aber nur beim Cirkusspiel war Grün Caligulas Farbe, sonst Gold, auch Purpur. Er ließ die kunstvollsten Statuen aus Griechenland nach Rom bringen, einer jeden den Kopf abschlagen und sein in Metall gegossenes Haupt aufsetzen. Die toga triumphalis trug er schon, ehe er seinen Feldzug gegen die Germanen unternommen. Den Jupiter „Latiaris" ließ er täglich genau wie sich selbst kleiden. Bisweilen legte er den für ihn ausgegrabenen Brustharnisch Alexanders des Großen an, dann und wann erschien er als Herkules mit der Keule, als Staatsgott mit dem Donnerkeil, als Neptun, als Bacchus, als Apollo, selbst als Juno, Diana, Venus. Dementsprechend mußten ihm Gelübde und Opfer dargebracht werden.

Fühlte er sich Mensch statt Gott, so hielt er im Goldschmuck und in goldenen, mit Perlen besetzten Tanzschuhen Gericht über seiner Unterthanen Leben und Tod, stets den letzteren vorziehend. „Nicht zu peinlicher Untersuchung, sondern zur Kurzweil ließ Caligula geißeln, foltern, töten; kunterbunt römische Ritter, Senatoren, Reiche und Arme, Verwandte und Freunde." Nachts tanzte er oft in den Säulengängen seines Palastes im goldgestickten Nachtkleid umher, da er nur drei Stunden schlief und selbst in diesen von schweren Träumen geplagt war. Suetonius erzählt: „Einst ließ Caligula zu später Stunde drei Konsuln zu sich bescheiden. Sie mußten sich auf einem erhöhten Sitz in einem der Palastsäle niederlassen und harrten voll Angst der kommenden Dinge. Da sprang plötzlich Caligula herein, unter einem betäubenden Lärm von Flöten und Fußklappern. Er war in eine lange Tunika und in einen Mantel gehüllt, sang und verschwand." Die Konsuln atmeten erst bei ihrem Rückzuge auf.

Es muß ein wahnwitziges Fest gewesen sein, als Caligula nach unsäglicher Arbeit der Sklaven und Soldaten auf der mit Erde überdeckten, mit Schenken und Ruheplätzen versehenen Schiffbrücke zwischen Puteoli und Bajä spazieren ritt. Er trug ein purpurnes, golddurchwirktes Feldherrngewand und den spanischen Lederschild (Cetra). An seiner Seite blinkte das Schwert, mit der

Digitized by Google

Rechten hielt er das Beil empor, die Eichenkrone schmückte sein Haupt. Sein gelbes Gesicht war unheimlich verzerrt, ein stechender Blick brach aus seinen wildrollenden, hohl liegenden Augen hervor.

Er opferte dem Neptun und unter andern auch der Neith, um, wie er sagte, nicht behext zu werden. Nachdem er eine Scheineroberung mit einem Heere von Reitern und Fußvolk in Puteoli unternommen, kehrte er mit vielem Prunk, der die Beute darstellte, zurück. Sein Leibroß Incitatus stolzierte unter seiner Purpurdecke, eine goldene, juwelenbesetzte Kette um den Hals, mit seinem wahnsinnigen Reiter einher.

Tags darauf fuhr der Kaiser in einem golddurchwirkten Unterkleid auf einem Wagen, den Pferde zogen, die stets beim Wettrennen Preise errangen. Auch die Wagen seiner Freunde und Begleiter zeugten von üppigem Luxus. Schiffe glitten hin und her, von allen Seiten flutete nachts eine grelle Beleuchtung über die Gegend, der Kaiser ergab sich mit den Anwesenden den Tafelfreuden. „Als er sich toll und voll gegessen und getrunken hatte," erzählt Cassius Dio in seinem 59. Buch der römischen Geschichte, „stieß Caligula viele seiner Zechgenossen in das Meer und versenkte mit seinem Schnabelschiff andre Fahrzeuge."

Weil überdies das Brückenfest Caligulas Kassen erschöpft hatte, verurteilte er viele Reiche zum Tode und eignete sich ihr Vermögen an, um seine Liebhabereien zu befriedigen.

Der Stall seines Leibrosses Incitatus war aus Marmor, die Krippe aus Elfenbein, ein Sklave bediente es, und die in des Gauls Namen geladenen Gäste wurden nebst dem Pferd selbst verschwenderisch bewirtet. Sollte es bei den Cirkusspielen auftreten, so hatten in der Nacht vorher Soldaten dafür zu sorgen, daß auf den Straßen ringsum Ruhe herrschte, damit sein Schlaf durch nichts gestört würde.

Es ist selbstverständlich, daß Caligulas Palast in Rom im richtigen Verhältnis zu dem seines Pferdes stand. Dieses „Wunderwerk" reichte vom Palatinischen bis zum Esquilinischen Berge. In dem Vorhof erhob sich des Kaisers Kolossalstandbild 120 Fuß hoch. Der Vorhof war so breit, daß er eine Halle mit dreifacher Säulenreihe in sich schloß, ferner einen kleinen See, der von Gebäuden umgeben war. Daran grenzten Saatfelder, Weingärten, Viehtriften mit zahmen und wilden Tieren. Im Palaste war alles mit Gold überzogen, mit Perlen und Edelsteinen verziert. Die Wände des Speisesaales waren mit Tafeln aus Elfenbein bedeckt, welche, um Blumen herabzustreuen, beweglich, um Wohlgerüche zu verbreiten, mit Röhren versehen waren. Das vorzüglichste der Speisezimmer war rund und drehte sich Tag und Nacht. In diesen herrlichen Räumen spielten sich die genußsüchtigsten, scheußlichsten Scenen ab. „An einem Tag hat Caligula um 10 Millionen Sesterzmünzen ($1\frac{1}{2}$ Millionen Mark) gespeist," sagt Seneca, und kostbare, in Essig aufgelöste Perlen schlürfte er; ehrbare wie ehrlose Frauen mußten ihm zu Willen sein.

Küßte er den Hals seiner Geliebten oder seiner Gattin, so pflegte er zu sagen: „Dieser schöne Hals wird fallen, sobald ich es befehle."

Digitized by Google

Da er die Schönheit der Großmutter Lollia Paulinas rühmen hörte, verlangte er die Enkelin zu seiner Gemahlin. Sie mußte spornstreichs mit ihrem Gatten, dem Kommandanten Memmius Regulus, aus dem Orient nach Rom reisen und sich mit dem Kaiser vermählen. Bei der Hochzeitsfeier hatte Regulus den Vater seiner Frau vorzustellen. Sie saß, wie der ältere Plinius erzählt, beim Hochzeitsmahle mit Smaragden und Perlen übersät, die in abwechselnden Schnüren an Locken, Haarschnecken, Brust, Hals, Ohren und Fingern funkelten, so daß sie einen Wert von 4 Millionen Sesterzmünzen an sich getragen, welchen Schmuck Lollias Großvater im Morgenlande zusammengeraubt hatte. Durch Caligulas Laune bald verstoßen, kam sie zwar mit dem Leben davon, aber mit dem Befehle, sich nie wieder einem Manne zu nähern.

Caligulas Genußsucht, Größenwahn, Grausamkeit und Geldeintreiben hatten den Gipfel erreicht. Er feierte gerade ein Fest auf dem Palatium, aß und trank, bewirtete auch die andern; als er sich anschickte, zu tanzen und ein Schauspiel aufzuführen, verließen Verschworene das Theater und erwarteten am Eingang desselben den Kaiser, der vorhatte, sich vornehme, aus Griechenland und Jonien verschriebene Knaben vorstellen zu lassen, die öffentlich einen Lobgesang auf ihn absingen sollten. Unter dem Schein, dem Kaiser Platz zu machen, warfen sich die Verschworenen auf ihn und erdolchten ihn. Seine entfernt stehende deutsche Leibwache bemerkte nicht, was vorging, die Sänftenträger kamen mit ihrer Hilfe zu spät.

So endete Caligula, bei dessen Thronbesteigung aus Freude 160000 Opfertiere im römischen Reiche getötet wurden.

Weniger schlecht als Caligula war dessen Nachfolger Claudius (Nero Germanicus), obgleich er schlecht in Hülle und Fülle war.

Zwischen seiner Erfindung von Buchstaben und zwischen seinen verfaßten Schriften gab er den Cirkusfreuden einen neuen Kitzel, indem er einmal Kamele und Pferde in zwölf Gängen um die Wette rennen ließ; ein andres Mal wurden 300 Bären und gleich viele afrikanische Bestien, Tiger, Leoparden, Löwen und so weiter in einer Hetze erlegt. Leidenschaftlich liebte er die Gladiatorenspiele, wobei viele Menschen nicht nur im gegenseitigen Kampfe umkamen, sondern von den wilden Tieren zerrissen wurden.

„Besonderes Vergnügen machte es ihm, wenn er in den Stunden zwischen den Schauspielen, um die Mittagszeit, Leute zerreißen sah. — Die Zahl der verurteilten Sterbenden auf öffentlichen Plätzen war so groß, daß die Bildsäule des Augustus, die auf einem der Plätze stand, weggebracht wurde, um ihr den Anblick des häufigen Blutvergießens zu ersparen," erzählt Cassius Dio, hinzufügend: „Dadurch machte sich Claudius allerdings lächerlich, daß er an dem, was er die gefühllose eherne Bildsäule nicht wollte mitansehen lassen, sich selbst nicht satt sehen konnte."[1])

[1]) Römische Geschichte, 60. Buch.

Digitized by Google

Das Triumphgewand, das ihm der Senat zuerkannte, trug er bei feierlichen Spielen nur zum Beginn, dann kleidete er sich einfach in die purpurverbrämte Toga.

Nach der Eroberung Britanniens hielt er seinen Triumph zu Rom, wobei er auch, von seinen beiden Schwiegersöhnen unterstützt, auf den Knieen die Stufen des Kapitoliums hinaufrutschte.

Zu Ehren des Sieges hielt er die üblichen Festspiele; zwischen dem Pferderennen fanden Bärenhetzen und Gladiatorenkämpfe statt. Wenn einer der Verfolgten niederfiel, ließ ihn Claudius töten, um den Todeskampf in dessen Gesichtszügen zu beobachten. Aus Asien verschriebene Jünglinge führten den pyrrhichischen Kriegstanz auf, in Theatern wurden die römischen Heldenthaten in Britannien verherrlicht.

Claudius' Gemahlin Messalina schwelgte im Laster. Die letzte Lust der Liederlichkeit war ihre Hochzeit mit Silius, dessen Frau verdrängt worden war. Unter Zuziehung von Zeugen zur Unterschrift, unter dem Ausspruche der Segensformel, und nachdem sie den Göttern geopfert, feierten die Vermählten bei üppigem Mahle und Umarmungen ihre Verbindung, während Claudius in Ostia weilte. — Tacitus erzählt:[1]) „In der Ausschweifung schwelgend führte Messalina in ihrem Palaste, da gerade völlige Herbstzeit war, das Schauspiel einer Weinlese auf. Die Keltern preßten, die Kufen troffen, und weibliche Gestalten, mit Tierhäuten umgürtet, tanzten umher, wie im Opfern begriffen oder wie tolle Bachantinnen. Messalina selbst in fliegendem Haar, einen Thyrsusstab schwingend, und ihr zur Seite Silius mit einem Epheukranze, trat auf mit Kothurnen, warf den Kopf hin und her, unter dem Lärm des ausgelassenen Chores. Man sagt, Vettius Valens sei in mutwilliger Laune auf einen sehr hohen Baum geklettert und habe auf die Frage, was er sehe, geantwortet: ‚Ein schreckliches Ungewitter'; sei es nun, daß eine solche Erscheinung angefangen hatte, oder daß das unabsichtliche Wort zur Weissagung wurde." Halb auf des Kaisers Willen, halb durch List eines Kämmerers wurde Messalina zum Tode verurteilt, worauf sie sich selbst in dem lukullischen Park, in dem sie weilte, den Stahl an Hals und Brust setzte, aber aus Angst vergeblich; da durchbohrte sie ein Tribun. Dem Claudius wurde bei der Tafel gemeldet, Messalina sei ums Leben gekommen, ohne nähere Bestimmung. Er fragte auch nicht danach, verlangte ein Glas Wein und setzte seine Mahlzeit wie gewöhnlich fort. Er vermählte sich alsbald mit seiner Nichte Agrippina, der Mutter Neros.

*

Die ganze Schlechtigkeit der damaligen Zeit, in der man ein Verbrechen zum Gegenstand des Witzes stempelte, zeigte sich beim Tode des Claudius. Die Giftmischerin Locusta hatte im Auftrage der Kaiserin Agrippina einen Pilz, des

[1]) Annalen XI. 30.

Digitized by Google

Kaisers Lieblingsgericht, so zubereitet, daß Claudius durch dessen Genuß und durch Nachhilfe des Arztes aus dem Leben schied. „Die Pilze sind ein Götteressen," spottete Nero, Claudius' Stiefsohn, „da mein Vater durch einen Pilz ein Gott geworden."

Nero bemächtigte sich der Herrschaft. Die circensischen Spiele wurden ihm zur Staatsaktion, das Theater das Feld seiner Thätigkeit. Dort reifte in ihm der Plan des Muttermordes, den er beschlossen hatte wegen Agrippinas Herrschsucht und wegen ihres Hasses gegen seine Geliebte Poppäa Sabina, die sich täglich in der Milch von 500 Eselinnen badete, um ihrer Hautfarbe den schönsten Glanz zu geben.

Indes wagte Nero nicht, seine Freveltat öffentlich zu begehen; Gift hätte an Agrippinas Behutsamkeit gescheitert, aber das Schiff, das er auf der Bühne sah, schien ihm das geeignete Werkzeug. Dasselbe war so gebaut, daß es sich teilte, wilde Tiere auswarf und sich dann wieder zusammenfügte. Hastig ließ Nero ein derartiges Schiff zimmern und lud seine Mutter nach Bajä ein, wo er das Fest der Quinquatren mitgefeiert.

„Als sie nun ankam," erzählt Tacitus,[1]) „ging er ihr ans Gestade entgegen, denn sie kam von Antium her, reichte ihr die Hand, umarmte sie und führte sie nach Bauli. So heißt ein Landsitz, der zwischen dem Misenischen Vorgebirge und dem Bajäner See an einer Meeresbucht liegt. Da stand unter andern ein schönes, verziertes Schiff, als wäre das auch seiner Mutter zu Ehren, denn sie war gewohnt, auf einem Dreiruderer und mit Mannschaft zu fahren. Und jetzt war sie zur Tafel geladen, die er in die Länge zog, um durch die Nacht die Unthat verschleiern zu lassen."

Als ihre Heimfahrt bestimmt war, küßte er sie auf Augen und Hände mit den Worten:[2]) „Leb wohl und gesund, liebe Mutter; in dir lebe ich, und durch dich herrsche ich." Hierauf empfahl er sie heuchlerisch seinem Vertrauten, dem Freigelassenen Anicetus, der sie auf dem bereitstehenden Schiffe heimbringen sollte. „Aber selbst das Meer schien eine solche Schandthat von sich weisen zu wollen"; das Schiff ging zwar auseinander, auch fiel Agrippina ins Wasser, aber sie ertrank nicht, sondern schwamm ans Land, obgleich die Nacht stockfinster, sie selbst ganz betrunken war und die Schiffer mit den Rudern auf sie losgeschlagen hatten. Es ertrank nur ihre Gefährtin Acerronia Polla. Nach Agrippinas Ankunft in ihrem Landhause entdeckte sie keiner Seele den wahren Sachverhalt, sondern schickte einen Eilboten an ihren Sohn mit der Nachricht von ihrem zufälligen Unfall und von ihrer glücklichen Rettung. Wutentbrannt ließ Nero den Boten töten, Anicetus erhielt den Befehl, sich zu Agrippina zu begeben. Die zu Bett Liegende erriet sogleich den Zweck seines Kommens, entblößte ihren Schoß und rief: „Durchbohre ihn, Anicet, da er einen Nero gebären konnte!"

---

[1]) Buch 14, 4.

[2]) Cassius Dio, Buch 61, 13. u.

Digitized by Google

Nun brachte Nero zu Ehren seiner dahingeschiedenen Mutter viele Opfer dar und gab glänzende Festspiele im Theater. „Damals war es auch, daß ein Elefant auf die oberste Galerie geführt ward und von dort mit einem Reiter auf dem Rücken auf Seilen herablief."

Wenn die Römer im geheimen auch die bittersten Schmähungen über den Muttermörder ergossen, so waren Senat und Volk doch niedrig genug, ihm Huldigungen aller Art darzubringen, und triumphierend stürzte sich Nero wieder in alle Laster.

Zu Ehren seines zum erstenmal rasierten Bartes, dessen Haare er in einer goldenen Kapsel dem kapitolinischen Jupiter weihte, feierte Nero ein Fest, das Juvenalia hieß. (Jugendspiele.) Männer wie Frauen aus vornehmen Geschlechtern, selbst Greise und Greisinnen, mußten dabei öffentlich tanzen und singen und sich dem Gespötte der Zuschauer preisgeben, so daß die gezwungenen Darsteller diejenigen glücklich priesen, die bereits gestorben waren. Aber die Schmach erreichte ihren Höhepunkt, als der Kaiser selbst, als Zitherspieler gekleidet, in öffentlichen Theatern auftrat und die übliche Redensart wiederholte: „Meine Herrschaften, schenkt mir geneigtes Gehör." Wenn er sang, durfte niemand das Theater verlassen, daher sollen auch einige Weiber während der Schauspiele niedergekommen sein, und viele Männer sprangen aus Ekel, länger zuhören und loben zu müssen, über die Mauer, oder sie ließen sich als Tote hinaustragen. Nero sang so dumpf und elend, daß das Publikum nicht wußte, ob es lachen oder weinen sollte. Zu Beifallsrufen wurde es durch die von dem Kaiser erfundene Claque angehalten, sie bestand aus 5000 Rittern, die Augustaner hießen. Für Siegerkränze sorgte die Gesellschaft, die hoch an Rang und niedrig an Gesinnung war.

„Nun ereignete sich ein Unglück," berichtet Tacitus, „ob zufällig oder durch des Kaisers Bosheit, ist ungewiß" — der Brand Roms. Nero, der in Antium weilte, kehrte erst bei der Meldung zurück, das Feuer bedrohe seinen Palast. Da soll er, wie die Sage verbreitete, auf seiner Privatbühne die „Zerstörung Trojas besungen haben", das heißt die Roms. Kaum war man zu unterst in den Esquilien des Feuers Herr geworden, so brach es abermals aus, diesmal in freierer Stadtlage, wodurch der Verlust an Menschenleben geringer wurde, aber Göttertempel und Hallen zum Lustwandeln vielfach einstürzten. Die schlimmen Gerüchte tauchten auf, Nero wolle der Erbauer einer neuen, nach ihm zu benennenden Hauptstadt werden, denn von den vierzehn Vierteln blieben nur vier erhalten, drei wurden bis auf den Grund zerstört, sieben wiesen noch einige halb verbrannte und halb eingefallene Häuserreste auf.

Das „goldene Haus", das sich Nero auf den Ruinen seines Palastes erbauen ließ, übertraf alle Wunderwerke der alten Welt.

Bei dem Neubau der Stadt wurden die Häuser von Stein aufgeführt, die Straßen verbreitert, Wasserleitungen und kunstreiche Fontänen, Vorplätze und Hallen hergestellt. Um den Volkshaß, der sich ihm trotzdem zuwandte, von sich auf andre zu lenken, schob der Kaiser die Schuld auf die Christen und ließ sie festnehmen.

Digitized by Google

Tacitus erzählt:[1]) „Man übte noch seinen Scherz an den Sterbenden, indem man sie mit Tierhäuten bekleidete und von Hunden zerreißen oder, ans Kreuz genagelt, zum Anzünden für die nächtliche Beleuchtung herrichten ließ. Seinen eignen Park hatte Nero zu dieser Schaustellung hergegeben und hielt jetzt ein Wagenrennen, in dem er, als Wagenlenker angezogen, sich unter den Pöbel mischte oder wirklich auf einem Wagen stand. So kam es, daß die strafbaren Leute, welche das Aeußerste zu leiden verdienten, Teilnahme erregten als Menschen, die nicht zum allgemeinen Besten, sondern für das mörderische Gelüste eines einzigen sterben mußten."

Und nach all den Greueln, nach Hinrichtungen und wollüstigen Freveltaten jeder Art saß Nero bald darauf im Triumphgewand auf einem Thron im Forum, vom Senate, von Leibwachen und von aufgestellten Bewaffneten umgeben, die dem Kaiser wie ehedem zujubelten. In weißem Festgewand, mit Lorbeer bekränzt, reihten sich Neros Unterthanen, nach Ständen geschieden, an die glänzend ausgerüsteten Soldaten. Die umliegenden Häuser waren so angefüllt von Schaulustigen, daß selbst auf den Dächern kein Ziegel mehr zu sehen war. Das Festgepränge galt dem Empfang des Prinzen Tiridates, der mit seinen Söhnen und Verwandten, mit seinen Hofherren und 3000 parthischen Reitern vom Euphrat gekommen war, „um seine Verehrung der Gottheit zu bezeugen, die über sein Schicksal gebietet", das heißt, sich zum König Armeniens ernennen zu lassen. Der geschmeichelte Nero setzte ihm unter gnädiger Ansprache das Diadem auf, „da es in des Kaisers Gewalt stehe, Kronen zu nehmen und Kronen zu geben". Jubelrufe von allen Seiten — dann folgten Festschauspiele; im Theater war nicht allein die Bühne, sondern das ganze Haus innen vergoldet, selbst alle auftretenden Personen strotzten von Gold, weshalb man jenen Tag den goldenen nannte. Die zum Abhalten der Sonnenstrahlen ausgespannten purpurnen Vorhänge zeigten Nero als Wagenlenker, in kunstvoller Stickerei, und rings um ihn goldene Sterne. Mit einem üppigen Mahle schloß diese Feier, an welche sich binnen kurzem Vorstellungen reihten, wobei Nero als leibhaftiger Wagenlenker und Wettfahrer auftrat im grünen Gewande, die Helmhaube auf dem Haupte. Auch ließ er sich als Zitherspieler bewundern; Tiridates hüllte sein Mißfallen in schlaue, wohlgefällige Redensarten, wofür er Geschenke im Werte von 50 Millionen Denaren (40 Millionen Mark) erhielt und mit dem Erlaubnisschein, seine Stadt Artaxata wieder aufbauen zu dürfen, sehr befriedigt nach Armenien zurückkehrte.

Nero gelüstete es, in Griechenland „als periodischer Sieger" Lorbeeren zu pflücken, und so begab er sich in die Städte, in welchen Wettkämpfe eingebürgert waren, ausgenommen Lacedämon, wo er Lykurgs Gesetze scheute, und Athen, wo er die Rachegöttin fürchtete.

Ein Heer von Augustanern folgte ihm und zahllose Ladungen von Zithern, Masken, Kothurnen, Kleidern, Kränzen und Stäben. Dem niedrigsten Schau-

[1]) 15. Buch 44.

Digitized by Google

spieler gleich stellte er dann im Theater bald einen entlaufenen Sklaven, bald einen Landstreicher, bald eine gebärende Frau dar, bald gab er den Orestes, den Oedipus und, unbewußt sich selbst, einen Wahnsinnigen. Da er beim Tanz nicht so flott umherspringen konnte wie sein Tanzlehrer Paris, ließ er diesen umbringen.

Das Volk strömte, außer Rand und Band, dahin, wo es den Kaiser als Wagenlenker erschaute, bald mit gelocktem Haar, glattem Kinn, halb nackt, denn das Kleid war zurückgeworfen, bald starrte er seine Gegner grimmig an und forderte sie mit Scheltworten heraus, aber den Sieg hatte er sich schon im voraus durch Bestechung der Kampfrichter und Polizei zugesichert. „Wäre es dabei geblieben," ruft Cassius Dio aus, „so hätte er Schande und Spott davon gehabt, ohne daß jemand weiter zu Schaden gekommen wäre; jetzt aber fiel er, als ginge es in den Krieg, über Griechenland her, obgleich er demselben die Freiheit wieder geschenkt hatte, plünderte es aus und ließ Männer, Weiber und Kinder ermorden."

Durch den Vorwand, in Rom sei eine Verschwörung im Gang, wurde er plötzlich veranlaßt, nach Italien zu segeln; „man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er auf der stürmischen See seinen Untergang finden würde"; statt dessen kam er wohlbehalten nach Rom und feierte das Siegesfest des Wettkämpfers, unter dem Duft der blumengeschmückten Stadt und unter den Zurufen: „Heil Nero dem Apoll! O, die göttliche Stimme! Heil Nero dem Herkules!"

Bei den circensischen Spielen ließ Nero seine 1800 gewonnenen Kränze am ägyptischen Obelisk aufhängen und schwelgte in den Lobeserhebungen, die er sich spenden ließ. Wagenrennen, Gelderpressungen, Mord und Totschlag waren seine Lebenselemente und auch die Ursache seines Todes.

Er wurde durch Galba gestürzt, entfloh, kroch in eine Höhle, und als seine Verfolger sich ihm nahten, keiner seiner Umgebung ihn töten wollte, er selbst den Mut nicht hatte, sich zu durchbohren, befahl er schließlich seinem Kämmerer Epaphroditus, ihm den Dolch in die Brust zu drücken, die bekannten Worte sprechend: „Zeus, welch ein Künstler geht der Welt in mir verloren!" Dieser letzte Satz beweist, daß sein Künstlerwahn nicht bloß auf Eitelkeit, sondern auf wirklicher Verrücktheit basierte.

„Mit ihm erlosch das Geschlecht des Aeneas und des Augustus", ein Ereignis, das durch das Absterben weißer Hühner vorbedeutet wurde, sagt Cassius Dio.

*

Tacitus berichtet: „Unter dem Konsulate des Paulus Fabius und L. Vitellius (34 n. Chr.) erschien nach einem Zeitraum von Jahrhunderten der Vogel Phönix in Aegypten und gab den gelehrtesten Landeseinwohnern und Griechen Anlaß, vielerlei über dieses Wunder abzuhandeln. Was sie einstimmig angeben und mehreres, das strittig, aber bemerkenswert ist, will ich hier beibringen. Daß dieser Vogel der Sonne heilig und am Kopfe wie in der Zeichnung seines Gefieders ganz andrer Art als die übrigen Vögel sei, sagen diejenigen einhellig.

Digitized by Google

welche sein Aussehen beschrieben haben. Ueber die Anzahl seiner Jahre sind die Angaben verschieden. Am durchgängigsten wird ein Leben von 500 Jahren angenommen. Einige behaupten, es sei ein Zeitraum von 1461 Jahren, und die älteren Erscheinungen des Vogels hätten zum erstenmal unter Sesostris, dann unter Amasis, später unter dem dritten macedonischen König Ptolemäus in der Stadt Heliopolis stattgefunden, unter zahlreicher Begleitung der andern Vögel, welche das Wunder angestaunt. Die alte Zeit nun ist dunkel; dagegen zwischen Ptolemäus und Tiberius waren es weniger als 250 Jahre. Deswegen haben etliche diesen Phönix für einen falschen, nicht aus Arabien gekommenen angesehen, der nichts von dem gehabt habe, was die alte Geschichte behauptete. Wenn er nämlich die Zahl seiner Jahre erfüllt habe und ihm der Tod nahe komme, baue er in seiner Heimat ein Nest, das er besame, und daraus werde ein Junges, welches, groß geworden, zuerst seinen Vater begrabe; doch nicht so ohne Umstände, sondern er nähme eine Masse Myrrhen und versuche sich damit auf einer weit gedehnten Strecke, und wenn er Kräfte genug für die Bürde, genug für die Reise habe, lade er sich seines Vaters Leichnam auf, bringe ihn auf den Altar der Sonne und lege Feuer an denselben. Das sind unverbürgte, märchenhaft erweiterte Nachrichten. Aber daß man bisweilen in Aegypten diesen Vogel sieht, ist gewiß." [1])

Die Feste des Kaisers Vitellius galten hauptsächlich seinem Magen; so berichten die Chronisten, daß er während der Regierung, die etwa ein Jahr dauerte, viele Millionen Denare auf Mahlzeiten verwendete.

Wie damals jeder freudige Anlaß im Völkerleben ein Fest hervorrief, so gab auch jedes Unglück den Anstoß hierzu. Unter Kaiser Titus ereignete sich der entsetzliche Ausbruch des Vesuvs. Die vorangehenden, sowie die gleichzeitigen Erscheinungen brachten die höchste Panik bei den Bewohnern der umliegenden Ortschaften hervor. Die Leute sahen viele Männer von übermenschlicher Größe bald auf dem Berg, bald in der Ebene, bald in den Städten hin und her wandeln, bald schwebten sie durch die Lüfte. Es herrschte eine drückende Schwüle, die Erde bebte und schwankte, die Bergspitzen hoben und senkten sich. Ein unterirdisches, donnerartiges Gedröhn war damit verbunden, das Meer brauste, der Himmel tobte. Ein furchtbarer Krach, und der Vesuv spie Feuer und Steinmassen aus. Der Rauch verdunkelte die Sonne wie bei einer Sonnenfinsternis. Die entsetzten Menschen glaubten, die Giganten erstünden wieder, denn ihre luftigen Gestalten ragten durch den braungelben Qualm, und Trompetenschall ertönte. Andre meinten, die ganze Welt falle in ihr altes Chaos oder ins Feuer zurück, oder die Sonne sei auf die Erde gestoßen oder die Erde auf den Himmel. Verzweifelt rannten die einen vom Land ans Meer, die andern vom Meer ans Land — da brach ein Sturm aus, der die Asche aufwirbelte und Luft, Wasser und Erde damit. Herkulanum und Stabiä wurden verschüttet, Pompeji unter dem Aschenregen begraben, während die Einwohner teils im Theater saßen,

[1]) Annalen VI, 28.

Digitized by Google

teils zu Haus ihrem Beruf nachgingen. Groß und klein, alt und jung, arm und reich, ein jeder, wie er lag, stand und ging, ward erstickt.

Selbst bis Rom drang der Aschenregen und verfinsterte die Sonne.

Das Jahr darauf vertilgte eine Feuersbrunst eine beträchtliche Anzahl Gebäude in der ewigen Stadt. Titus spendete nach Kräften Hilfe in Campanien und Rom und veranstaltete großartige Feste zur Einweihung des Amphitheaters und des Bades, die später seinen Namen erhielten. Kraniche mußten miteinander kämpfen, Elefanten gegen Elefanten, an 9000 zahme und wilde Tiere wurden zu Tode gehetzt. Künstliche Land- und Seeschlachten wechselten mit Gladiatorenkämpfen, und im Theater ließ der Kaiser hölzerne Kügelchen auf das Volk werfen, welche geschriebene Anweisungen auf Eßwaren, Kleidungsstücke und Gefäße von Gold und Silber, auf Pferde, Schafe, Rinder, selbst auf Sklaven enthielten. Hundert Tage dauerte dieses Fest.

Bald darauf erkrankte der edelgesinnte Kaiser und starb, „der Sage nach durch die Tücke seines Bruders Domitian, der Titus in einen mit Schnee gefüllten Behälter stecken ließ, um dessen Fieberhitze abzukühlen, in der That aber, um seinen Tod zu beschleunigen".

Das Verbrechen, mit dem Domitian zum Thron gelangte, leitete eine ganze Reihe von Freveltaten ein. Er haßte seine Verwandten, ließ viele der hervorragendsten Männer Roms unter mancherlei Vorwand ermorden und zog ihr Vermögen ein, verurteilte Vestalinnen zu den grausamsten Qualen. Domitian gab kostspielige Schauspiele und würzte sie mit seinen Einfällen; so mußten einmal Jungfrauen im Wettlauf auftreten, ein andres Mal Weiber mit Zwergen kämpfen. Die Parteien der Wettfahrer vermehrte er durch die „goldene" und durch die „purpurne". Die Zuschauer speiste er bisweilen auf den Theaterbänken, und bei Nacht ließ er öfters die öffentlichen Brunnen mit Wein füllen. „Das machte der Menge Vergnügen und brachte den Großen Verderben, die hingerichtet und vergiftet wurden, damit sich Domitian ihr Hab und Gut aneignen konnte." — Senatoren und Ritter wurden nachts zum Kaiser in den Palast geladen. Man führte sie in einen schwarz ausgeschlagenen Saal, in dem der Kaiser mit finsterer Miene saß. Dann ward jedem ein Sitz neben einer Säule angewiesen; auf dieser stand sein Name als der eines Verstorbenen, eine kleine Grablaterne warf ihr spärliches Licht darauf. Nun erschienen nackte, schwarzbemalte Knaben, die im Trauerschritt tanzend das Gemach umzogen, worauf sie sich zu Füßen der bebenden Zuschauer niederließen.

Schwarze Gestalten trugen ein Totenmahl in schwarzen Gefäßen auf; die Stille, die im Saal herrschte, wurde durch den Vortrag Domitians unterbrochen, der von Mord und Totschlag handelte. Zitternd harrten die Gepeinigten ihres Schicksals. Hatte sich Domitian satt gesehen an den geängstigten Mienen, so mußten die Gequälten den Saal verlassen, wurden von schwarzen Vermummten in den Vorhof geführt, in Wagen oder Sänften gesetzt, und dahin ging's ins Ungewisse. Nach langem Hin- und Herfahren wurde endlich jeder vor seinem eignen Hause entlassen.

Digitized by Google

Ein kurzes Aufatmen des sich auf seinem Ruhebett Hinstreckenden, dann eine abermalige Todesfurcht durch die Meldung: „Eine Botschaft vom Kaiser!“ Der Schrecken verwandelte sich jedoch in Erstaunen bei dem Anblicke der ins Zimmer tretenden Sklaven, die kaiserliche Geschenke überbrachten, Gefäße aus Gold, eine silberne Säule und andre Schätze, als letzte Gabe, rein gewaschen und geputzt, den Knaben, der als schwarzer Genius figuriert hatte. Diese schwarzen Feste waren domitianische Erfindungen, wenn der Kaiser gut gelaunt war.

In seiner Jugend spießte er leidenschaftlich Fliegen, dann tötete er mit der gleichen Lust Menschen.

„Er war rasch und jähzornig und auch verschmitzt und hinterlistig. Die ersten Eigenschaften ließen ihn oft vorschnell, die zweiten tückisch handeln.“

*

Ein orientalischer Farbenzauber war über Rom ausgegossen, als nach Trajans Eroberung von Dacien (106 n. Chr.) Gesandtschaften aller Herren Länder bei dem Kaiser eintrafen und ihm huldigten. Braune und weiße Menschen rauschten in Seide einher, irisartig schimmerten bunte, golddurchwirkte Gewänder, dazwischen geblümtes Linnen, schöne Gewebe, wie man sie in Neukarthago aus dem Bast eines Baumes verfertigte, dann aus Hanf und Byssus — goldene Schlangen züngelten an Dolchen und Ketten, Smaragde, Beryllе und indische Karfunkel blitzten da und dort, Turbane reihten sich an Helme, Mützen und Kränze. Unter verschiedenen Himmelszeichen geboren, glaubten doch fast alle Anwesenden, daß Sonne und Mond Gottheiten seien und daß Jupiter hervorragende Sterbliche unter die Gestirne versetze. So war der Wassermann Deukalion, der Schütz ein Sohn des Krotopus, der Erzieher der Musen, und da Mochos der erste Erfinder von Maß und Gewicht gewesen, ward er als Wage aufgenommen. Auch die Jungfrau, der Löwe, der Skorpion, die Zwillinge, die Fische, sie alle hatten eine löbliche, wohlbekannte Vergangenheit, an welche sie durch ihr Leuchten erinnerten.

Während vier Monate ließ Trajan den Gesandten zu Ehren täglich Spiele aufführen, wobei 10000 Gladiatoren kämpften und 110000 wilde Tiere ihr Blut verspritzten.

Unter großem Gepränge wurde die Trajanssäule auf dem „Forum Trajani“ errichtet, in welche des Kaisers Feldzüge, Bauten und verdienstvolle Thaten teils durch Schrift, teils durch herrliche Reliefs aufgezeichnet sind.

Als Hadrian, der Gelehrte, Krieger, Staatsmann, Maler, Bildhauer, der bis zum Verbrechen Neidische und Ehrgeizige, der Edle und der Unzuverlässige, herrschte, standen die Tierhetzen bei den Festen obenan und gehörten zu den kaiserlichen Geburtstagsfreuden. Auf seine Kosten tobten und stürzten einmal 100 Löwen und 100 Löwinnen gegeneinander, und der Cirkus dröhnte von ihrem Gebrüll. An heiligen Tagen oder Volksfesten nahm Hadrian keine Aufwartung an, „um die Leute nicht zu belästigen“. Die Gladiatoren zeichneten sich unter ihm im Kampfspiel aus, seine Soldaten übte er selbst für das Gefecht

Digitized by Google

ein, und zwar so gut, daß seine Reiterei in voller Rüstung über die Donau schwamm.

Eingedenk seines schönen, frühverstorbenen Lieblings Antinous ließ er eine Stadt bauen, die dessen Namen trug; Fest um Fest riefen im ganzen römischen Reiche die Aufstellungen der Bildsäulen und Brustbilder dieses Jünglings hervor. Bei einer derartigen Feier wollte Hadrian sogar einen besonderen Stern Antinous am Himmel sehen. Höfische Freunde bezeugten ihm, daß dieser Stern aus der Seele des Antinous entstand und nun zum erstenmal glänze.

*

Marcus Aurelius, „der Weise auf dem Thron", erschien nur aus Rücksicht für das Volk bei Tierkämpfen, Wettrennen und Theaterspielen. Er las während der Vorstellungen, unterzeichnete Dekrete, nahm Vorträge seiner Beamten entgegen und führte stumpfe Waffen für die Gladiatoren ein, damit sie sich keine tödlichen Wunden schlagen könnten.

Seine geliebte Gemahlin Faustina saß bei den Vorstellungen auf einem Prachtstuhle der Ehrentribüne. Als sie gestorben war, wurde ihr goldenes Brustbild im Theater neben dem Kaiser aufgestellt, und die vornehmsten Frauen setzten sich um dasselbe herum.

Marcus' Mitregent, Lucius Verus, bildete das gerade Gegenteil; war jener ein Muster an Tugenden, so war dieser ein Muster an Schlemmerei, dabei war er gutmütig, erkannte die Vorzüge seines älteren Mitkaisers, überließ ihm die Regierungsgeschäfte und -pflichten und genoß aufs materiellste weltliche Freuden. Der Palast des Verus war Schenke, Theater, Cirkus. Capitolinus schildert den Verus als eine schöne, majestätische Erscheinung; sein rotblondes Haar bestreute er mit Goldstaub, seine dichten Augenbrauen verliehen seinem wohlgeformten Gesichte einen energischen Ausdruck. Nach Art der Barbaren trug er einen langen Bart. Bei einem Gastmahle, zu dem er zwölf Gäste geladen, erhielt jeder derselben von den aufgetragenen Vögeln und sonstigen Tieren ein lebendiges Exemplar in das Haus geschickt. Jeder Trank wurde in einem eignen Becher aus alexandrinischem Krystall gereicht oder aus goldenen und silbernen, mit Edelsteinen verzierten Pokalen. Die Kränze der Gäste waren aus seltenen, der Jahreszeit fremden Blumen gewunden, goldene Gefäße enthielten die kostbarsten Salben zum Einreiben. War die von jeglichem Luxus strotzende Tafel aufgehoben, so würfelten die Tischgenossen bis zum lichten Tag. Dann schenkte ihnen der üppige Kaiser die prächtigen Schüsseln, auf welchen sie gespeist, die Geschirre, aus welchen sie getrunken, die schönen Sklaven, die sie bedient, und die silbergeschirrten Wagen, in welchen sie nach Hause gefahren wurden; Kutscher und Maultiere gehörten dazu.

Kaiser Commodus trug vor seinem Erscheinen im Theater ein seidenes, golddurchwirktes weißes Oberkleid mit Aermeln. Sein Theateranzug bestand aus einem purpurnen, goldgestickten Ober- und Unterkleid nach griechischem Muster, auf dem Haupte trug er eine goldene Krone mit indischen Edelsteinen, in der

Digitized by Google

rechten Hand einen Schlangenstab wie Merkur. Die Löwenhaut und die Keule wurden ihm auf der Straße vorgetragen; im Theater wurden sie, mochte er zugegen sein oder nicht, auf einem goldenen Stuhl niedergelegt. Zu den vierzehn Tage dauernden Festspielen hatte er Wüstentiere aus Arabien und Aethiopien kommen, sie in die Zwinger der Arena zu Rom pferchen und am bestimmten Tage auf ein gegebenes Zeichen herausrasen lassen. Publikum, Bären, Tiger, Löwen und Panther, Elefanten und Nashorn zeigten sich von ihrer bestialischsten Seite. „Commodus-Herkules" schoß, durch eine Galerie vor jeder Gefahr geschützt, seine Pfeile auf die verschiedenen Tiergattungen ab, und stets trafen sie. Die Bestien brüllten im Todeskampf, die Menschen im Enthusiasmus für den „Amazonius und Exsuperatorius", für den scheußlichen Verrückten, sagt Dio.

Wer sich von dem Theaterbesuch losschrauben konnte, that es, selbst das Volk; denn es ging das Gerücht, Commodus wolle eine Anzahl seiner Unterthanen niederschießen wie Herkules die Stymphaliden. „Die Fußleidenden beschied er zu sich, ließ ihnen Schlangengestalten anbinden, gab ihnen Schwämme statt der Steine zum Werfen und schlug dann die ‚Giganten' mit seiner Keule tot." Dio erzählt aus seinen Erlebnissen: „Etwas Aehnliches erlaubte er sich gegen uns Senatoren, wobei wir unsers Todes gewärtig waren. Er hatte einen Strauß erlegt und brachte dessen Kopf nach dem Platze, wo wir saßen, indem er mit der linken Hand den blutigen Vogelkopf, mit der Rechten das blutige Schwert emporhielt. Commodus sprach zwar kein Wort, bewegte aber sein Haupt mit solchem Grinsen im Gesicht, als wollte er uns zeigen, daß er willens sei, auch uns den Garaus zu machen. Und gewiß wären viele, die lachen wollten (denn das Lachen stand ihnen näher als das Weinen), durch sein Schwert umgekommen, wenn ich nicht Lorbeerblätter, die ich aus meinem Kranz genommen, gekaut und auch meine Nachbarn dazu aufgefordert hätte, um durch die beständige Bewegung des Mundes das Lachen verbergen zu können. Er machte uns hierauf selbst wieder Mut und hieß uns, da er noch einmal als Gladiator auftreten wollte, im Ritterkleid und Ueberröcken in das Theater zu kommen, was wir sonst nur zu thun pflegen, wenn ein Kaiser gestorben ist."

Commodus ließ dem ehernen Colossus das Haupt abschlagen und sein in Erz gegossenes dafür aufsetzen; die Keule hielt diese Pseudoherkulesstatue in der Hand, der Löwe lag zu ihren Füßen. Zu seiner Mord- und Geldgier gesellte sich die empörendste Sinnlichkeit. Gift und Totschlag rafften auch diesen Wahnsinnigen hinweg.

Sein Nachfolger Pertinax war ein Ehrenmann, aber Volk und Soldaten waren zu schlecht geworden, um einen solchen ertragen zu können. Sie ermordeten ihn.

Didius Julianus, der den Thron durch sein Gold erkaufte, ward gleichfalls ermordet.

Nun mußten sie sich den strengen Feldherrn Septimius Severus als Kaiser gefallen lassen, der windschnell über die Julischen Alpen mit seinen Soldaten dahergesaust kam und die Herrschaft an sich riß. Bei seinem Einzug in Rom

Digitized by Google

jubelten ihm die Unterthanen in weißen Kleidern zu, die Stadt prangte in Blumen- und Teppichschmuck, überall brannten Lampen, das Räucherwerk duftete.

Nachdem er den Thron eingenommen, ließ er zum Andenken an Pertinax eine Kapelle erbauen, dessen Brustbild von Gold auf einem mit Elefanten bespannten Wagen in den Cirkus führen und in den Theatern vergoldete Prachtstühle ihm zu Ehren aufstellen. Pertinax' nachträgliches Leichenbegängnis war höchst eigenartig. Severus ließ auf dem Forum Romanum einen steinernen Unterbau errichten, auf dem sich eine offene, mit Gold und Elfenbein ausgeschlagene Säulenhalle erhob. Darin lag in einem Paradebett die Wachsfigur des Pertinax im Triumphgewand; ein Knabe verscheuchte mit einem Pfauenfächer die Fliegen, als ob hier der Kaiser schliefe. „Wie er so dalag," erzählt Dio, „traten Severus, wir Senatoren und unsre Gemahlinnen in Trauerkleidern hinzu. Die Frauen nahmen in den Säulengängen wir im Freien Platz. Nun wurden die Brustbilder aller ausgezeichneten Römer der Vorzeit vorbeigetragen, dann erschienen Knaben- und Männerchöre, die einen Trauergesang anstimmten." Und ausführlich schildert Dio den großartigen Zug mit den Liktoren, Schreibern, Ausrufern, mit den Trägern der zahllosen Erzbilder, mit den Kriegern zu Pferd und zu Fuß, mit den kostbaren Epitaphien, mit dem vergoldeten, von Elfenbein und indischem Gestein geschmückten Altar, dann des Severus Lobrede auf Pertinax, die Klagen, Thränen, Beifallsbezeugungen der Zuhörer, das Herabheben der Bahre durch die Pontifices, das Tragen derselben durch die Ritter, die feierliche Zeremonie auf dem Marsfeld. Er schildert den turmähnlichen Holzstoß, dessen drei Absätze mit Gold, Elfenbein und Bildern geschmückt waren. Zu oberst erhob sich der vergoldete Wagen, den Pertinax zu lenken pflegte. Auf den Holzstoß warf man die Epitaphien, Kaiser Severus und die Verwandten küßten die Wachsfigur, die Bahre ward emporgehoben, die Hohen und Höchsten nahmen auf Gerüsten Platz, „um sicher und bequem das Ganze mitansehen zu können; die Konsuln zündeten den Scheiterhaufen an, ein Adler flog aus demselben, und so ward Pertinax zum Gotte erklärt".[1])

Severus führte Krieg um Krieg gegen die Osröner, Adiabener, Araber, Meder, Parther, so daß weder er noch das römische Volk mehr zu Atem kam. Dio erzählt: „Es war gerade der letzte Tag der Cirkusspiele vor den Saturnalien, da strömte eine große Menschenmenge in das Theater und sah, wie sechs Wagen um die Wette fuhren, doch ertönte kein Beifallsruf. — Als sich jedoch die Wagenlenker zu dem zweiten Gang anschickten, verwiesen sich die Zuschauer allseitig zur Ruhe, schlugen dann mit einem Male in die Hände, riefen: ‚Wie lange noch sollen wir im Krieg leben, wie lange noch solcherlei dulden, nun ist's genug!' Das letztere bezog sich auf die Grausamkeiten, die Severus' ruchloser Günstling, der Leibwachenobrist Plautianus, verübte. Nach diesem Zornerguß wandten sie sich wieder dem Wettkampf zu. Nur Eingebung der Götter vermochte zu solchem

[1]) Cassius Dio, B. 74.

Digitized by Google

Rufe zu begeistern, sonst hätten ihn unmöglich Tausende von Stimmen wie in einem einstudierten Chor durchführen können. Wenn uns dieser Vorfall schon für die Zukunft besorgt machte, so geschah dies noch mehr, als sich ein Silberregen auf das Forum des Augustus ergoß." [1])

Drei Tage war die Silberfarbe auf den ehernen Münzen zu sehen, die Dio mit dem Silber überzog, dann verschwand jene. Das Hochzeitsfest, das Severus zur Vermählung seines Sohnes Caracalla gab, gewährt gleichfalls einen seltsamen Einblick in die damalige Kultur, und wahrheitsgetreu, wenn auch etwas trocken, berichtet Dio: „Plautianus hatte seiner Tochter, der Braut Caracallas, eine so große Mitgift gegeben, daß fünfzig Königinnen daran genug gehabt hätten. Wir sahen eben jenen Brautschatz über den Markt nach dem Palaste tragen. Bei dem Mahle wurde eine königliche und barbarische Pracht zugleich entwickelt, da man uns nicht nur mit gekochten Speisen aller Art bewirtete, sondern auch mit rohen, selbst lebendigen Tieren."

Unter Severus wurden auch von Frauen Kämpfe aufgeführt, wobei eine solche Menge weiblicher Kämpen zum Auftreten gezwungen ward, daß die Rennbahn sie kaum zu fassen vermochte. Die Leidenschaft, die sich bei diesen Spielen entwickelte, nahm einen solchen Grad von Wildheit an, daß der Gladiatorenkampf in Zukunft den Weibern verboten wurde.

Severus' Sohn Caracalla, wie sein einem gallischen Gewande entlehnter Spottname hieß, begann seine Regierung mit einem Brudermord. Dehnten die bisher erwähnten Tyrannen ihre Verbrechen zumeist auf Italien und Griechenland aus, so erstreckte sie Caracalla auch auf das Morgenland — und verfolgte die gesamte Menschheit.

Sein Heros war Alexander der Große, aber er ahmte nur die Aeußerlichkeiten und Fehler desselben nach. Der macedonische Held bevorzugte eine fremdartige, die persische Tracht, Caracalla die gallische und germanische; deshalb trug er auch des öftern eine blondgelockte Perücke. Außerdem zeigte er sich „als Sonnengott". Er gebrauchte von Alexander stammende Waffen und Geräte und ließ Alexanders Standbilder in den Lagern und in Rom aufstellen, errichtete nach hohem Muster eine alexandrinische Phalanx aus 16000 Macedoniern und umringte sich auf seinen Plünderungszügen mit Elefanten, Zauberern und Gauklern. Zur Kräftigung seiner elend verbrauchten Gesundheit opferte er stetig dem Apollo Akesios und dem Aeskulap. Vier Vestalinnen verurteilte er zum Tode; drei wurden lebendig begraben, eine stürzte sich aus ihrer Wohnung in die Tiefe. — In Alexandria bewohnte Caracalla zur Zeit der bevorstehenden Feste den Serapistempel, während sein Heer (216) das berüchtigte Blutbad anrichtete, „den Göttern zur Sühne für Caracallas Brudermord". Die unter diesem Kaiser stattfindenden kulenischen Schauspiele waren derart, daß sie Darsteller und Zuschauer in schlechten Ruf brachten. — Einen Lichtstreif warf in das Dunkel seiner Thaten die Erbauung der nach ihm benannten Thermen.

*

[1]) Wahrscheinlich ein künstlich inscenierter Quecksilberregen.

Digitized by Google

Eine Palmenstadt mit griechischer Kultur war der stolze Herrschersitz Zenobias, der Witwe Odenaths, der schönen, männlich-mutigen, philosophisch gebildeten „Königin des Morgenlandes." Zenobias Reich erstreckte sich von der Südgrenze Palästinas bis nach Mesopotamien — am Hofe herrschte vorwiegend das persische Zeremoniell, knieend huldigten die dunkel- und hellfarbigen Unterthanen. In öffentlichen Versammlungen erschien Zenobia im juwelenbesetzten Purpurmantel, den Helm auf dem Haupte. Sie ritt und fuhr in kriegerischer Tracht, des öftern schritt sie drei, vier Meilen neben dem Heere. Sie sprach ägyptisch, syrisch, griechisch, etwas lateinisch. Manches Wüstentier hatte sie auf der Jagd erlegt; an ihrer Tafel herrschte der römische Luxus, Platten und Trinkgeschirre waren aus Gold und Silber, Edelsteine blitzten daran. —

Nachdem der römische Kaiser Aurelianus mit dem Beinamen „Die Hand am Schwert" „durch die Gunst der römischen Schutzgötter" die Alamannen und die Gallier besiegt, unterwarf er die Palmyrener (273). Zenobia ward ihres Thrones entsetzt. Als „Wiederhersteller des Weltreichs" kehrte Aurelianus nach Rom zurück, um seine Heldenthaten durch einen Triumph zu feiern. Zwanzig Elefanten, ein Troß Giraffen, Löwen, Panther, Leoparden eröffneten den Zug, dann kamen paarweise 1600 Gladiatoren, die dem nächstige Lust des Publikums bei den Kampfspielen, — jenen folgten die Träger der Tafeln mit den Namen der Gefangenen und deren Heimatsorte. Grimmig schritten die Unterworfenen einher im Waffenschmuck und volkstümlich-phantastischer Tracht, die Hände auf den Rücken gebunden. Ein Recken und Strecken im Volk, denn zehn Amazonen erregten dessen Aufmerksamkeit. Beim Herannahen eines gefesselten Königs und seines Sohnes, die nach gallischer Sitte mit scharlachroten Kriegsmänteln und safrangelben Unterkleidern angethan waren, steigerte sich die Neugierde der Zuschauer, noch mehr als Zenobia erschien, welche ein persischer Sklave an einer ihr um den Hals hängenden Goldkette führte; auch fesselten goldene Ketten ihre Hände und Füße. Sie war derart mit Schmuck beschwert, daß sie kaum zu gehen vermochte. Ihre majestätische Haltung, ihre ernste, fremdartige Schönheit flößten selbst den herzverhärteten Römern Ehrerbietung ein.

Da hob ein neues Wundern und Staunen an bei den erbeuteten asiatischen Staats- und Prunkwagen. Der Triumphwagen, auf welchem Aurelianus saß, wurde von vier Hirschen gezogen; ein unbändiger Volksjubel umtoste den Kaiser, und im Wiederschein sein Glanzes bewegten sich noch zahllose Gesandte in eigentümlichen Trachten, auserlesene Mitglieder des Senates, des Volkes und Heeres; dazwischen erblickte man eroberte Kleinodien und kostbare Schaustücke, deren Besitz die Römer mit Stolz und Genugthuung erfüllte. —

Hierauf wechselte Fest mit Fest, und pomphaft wurden die Tempel verschiedener Götter ausgeschmückt; aber mehr als alle ward der „unüberwindliche Sonnengott" verehrt, dessen Führung Aurelianus die Erfolge seines Lebens zu verdanken glaubte. —

Der Anblick Diocletians ward den dem Kaiser zu ehrfurchtslosen Römern selten zu teil. Die Senatoren und Prätorianer sahen ihre Macht dahinschwinden,

Digitized by Google

ihr Vermögen in die Kassen des gewaltthätigen Herrschers wandern, und wer seinen Kopf dagegen aufsetzte, verlor ihn. Diocletian ließ sich gleich seinen drei Mitregenten „göttliche Majestät" nennen und gestaltete seinen Hofstaat nach orientalischem Muster. Sein Palast in Nikomedien, wo er mit Vorliebe weilte, war ein Komplex von Prachtgemächern, in welchen es von Höflingen, Hausbeamten, Dienern und Wachen wimmelte. „Jeder der vier Herrscher hielt für sich allein mehr Soldaten, als frühere Kaiser überhaupt gehabt hatten." Die Steuern türmten sich auf wie die Wellen beim Sturm. Auch der bisherige Purpurmantel genügte Diocletian nicht mehr; er trug ein langes Gewand aus weißer Seide und Goldstoff, mit Perlen und Juwelen besetzte Schuhe, das Diadem, die weiße, mit Perlen geschmückte Stirnbinde. Beim olympischen Feste im heiligen Haine von Antiochien erschien er als Zeus und kleidete sich in Purpur als „Gott-Kaiser". Auf seinem Haupte strahlte ein Kranz von Edelsteinen, in der Hand hielt er einen Stab aus Ebenholz. Hager war seine Gestalt, kalt und stolz der Ausdruck seiner blauen Augen, das Antlitz bleich, Haar und Bart waren weiß. Nach einem herablassenden Gruß gegen das „ihn schweigsam anbetende Volk" setzte er sich auf den Thron und gab das Zeichen zum Beginn der Spiele. —

Seine Losung war, die Menge durch Glanz zu blenden, durch Unnahbarkeit an Unterwürfigkeit zu gewöhnen. Seine kluge Politik und sein Waffenglück rissen Schmeichler zu dem Ausrufe hin, „das goldene Zeitalter sei unter dem himmlischen Viergespann zurückgekehrt".

Am Feste der Terminalien am 23. Februar 303 ließ er in Nikomedien durch seine Soldaten die Kirche der Christen erbrechen, plündern, zerstören, mehrere Christen foltern und töten. Bei zwei sich folgenden Feuersbrünsten im Palaste dortselbst stieg in dem kaiserlichen Gehirn der Argwohn auf, die Christen seien die Urheber — da erließ Diocletian das „Verfolgungsedikt" gegen sie, und dasselbe ward in der grausamsten Weise vollzogen.

Zur Feier seiner zwanzigjährigen Regierung (Vicennalien) hielt er gemeinschaftlich mit Maximian einen großartigen Triumph in Rom. Alle Mittel zur Verblüffung und Bewunderung durch Dinge, Menschen und Tiere wurden bei diesem Schauspiele zum besten gegeben; hierauf erklärte Diocletian unter vielfachen Zeremonien seine Thronentsagung am Altare des kapitolinischen Jupiters, seinem Mitkaiser Maximian den Eid abnehmend, sich gleichfalls in den Privatstand zurückzuziehen, den Purpur aber den beiden Cäsaren Galerius und Constantius zu überlassen. — Diocletian verbrachte seine letzten Lebensjahre zu Salonae im alten Heimatlande Dalmatien, Maximian bezog eine Villa in Lucanien; der leidenschaftliche, finstere Galerius dehnte seine Herrschaft über Syrien aus, der im Westen regierende, kränkliche Constantius hob die Edikte gegen die Christen auf und berief seinen Sohn Constantin zu seiner Stütze.

Nach Constantius' Tod erhoben die Truppen Constantin zu dessen Nachfolger. Dieser bekriegte die sich aufwerfenden Mitkaiser und erlangte 325 die Alleinherrschaft. Er erwählte den Namen Christi zum Abzeichen seines Heeres

Digitized by Google

und huldigte trotzdem dem Sonnengott gleich seinen Vorgängern. Der „Sol invictus“ prangte auf den Münzen Constantins, ein Nagel vom heiligen Kreuz war im kaiserlichen Helm befestigt. In den letzten Stunden seines Lebens ließ sich Constantin taufen.

Durch die Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz (Konstantinopolis) trat das orientalische Gepräge in Tracht und Feierlichkeiten mehr und mehr hervor.

Rom sank zur Stadt zweiten Ranges herab. — Die alten Götter und ihr Prunk wichen vor der erhabenen christlichen Lehre; das Mittelalter mit seinen Völkerwanderungen warf bereits seine dunkeln Schatten vor sich hin, und so ward den Farben und Festen im Altertum ein natürlicher Grenzwall gesetzt.

Ex oriente lis.

Von

M. v. Brandt.

Die Frage der Stellung der Vereinigten Staaten in den Philippinen und den Bewohnern derselben gegenüber ist infolge der Annahme des spanisch-amerikanischen Friedensvertrages durch das Votum des Senats am 6. Februar insofern in ein neues Stadium getreten, als, falls dieser Vertrag auch durch die spanischen Cortes angenommen wird, woran wohl kaum ein Zweifel bestehen dürfte, der amerikanischen Regierung damit für ihr Vorgehen auf den Inseln die völkerrechtliche Unterlage gegeben ist, welche ihr bisher gefehlt hat. Daß die Frage der Entscheidung über das Schicksal der Inseln damit aber nicht aus der Welt geschafft worden ist, geht schon daraus hervor, daß einerseits der Friedensvertrag selbst die Bestimmung enthält, daß der politische Status der eingeborenen Bevölkerung der Philippinen endgültig nur durch einen Beschluß des Kongresses festgesetzt werden könne, und andrerseits im Senat selbst diese Auffassung ausdrückliche Bestätigung gefunden hat; der Streit um das, was aus den Philippinen werden soll, ob eine amerikanische Kolonie oder ein ganz oder halb unabhängiger Staat mit oder ohne amerikanisches Protektorat, wird daher als eine Frage der inneren Politik die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten noch längere Zeit beschäftigen, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß dieselbe bei der im Jahre 1900 bevorstehenden Präsidentenwahl den wesentlichsten Punkt des Programms der großen Parteien, vielleicht sogar die Grundlage neuer Parteibildungen abgeben wird. Schon jetzt machen sich in den alten Parteien, namentlich in der republikanischen, solche Meinungsverschiedenheiten über das, was als die imperia-

Digitized by Google

listische Tendenz der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten bezeichnet wird, geltend, daß die Eventualität einer endgültigen Spaltung in derselben durchaus nicht ausgeschlossen erscheint, besonders wenn durch die Entfernung der Forderung der Silber- respektive Papierwährung aus dem demokratischen oder populistischen Programm auch in diesen Parteien die Möglichkeit einer Verständigung mit, wenn man sagen darf, dem konservativen Flügel der Republikaner gegeben werden sollte. Deutschland hat in sehr richtiger Auffassung der Verhältnisse und in Uebereinstimmung mit seiner bisherigen Haltung erklärt, daß es an der Frage der Annexion der Philippinen durch die Vereinigten Staaten nur das Interesse der Erhaltung seiner Handelsbeziehungen habe, und es hat damit den während der Dauer des spanisch-amerikanischen Konflikts stattgehabten und auch nach Beendigung desselben fortgesetzten Versuchen zu einer Verfeindung mit den Vereinigten Staaten die Spitze abgebrochen; die Frage der neuen politischen Bahnen, in welche die äußere Politik der Vereinigten Staaten einlenken zu wollen scheint, ist aber trotzdem eine so bedeutungsvolle, daß es auch einem uninteressierten Zuschauer obliegt, zu versuchen, sich über die Gründe für einen solchen Systemwechsel und die wahrscheinlichen respektive möglichen Folgen desselben klar zu werden.

Daß bei dem Wunsche nach der Erwerbung kolonialer Besitzungen Machenschaften kapitalistischer Ringe und politischer Kreise — beide sind in den Vereinigten Staaten enger miteinander verwachsen als in irgend einem andern Gemeinwesen — eine große, in den vorbereitenden Stadien wohl auch ausschlaggebende Rolle gespielt haben, ganz besonders soweit Hawaii in Frage kam, kann von vornherein zugegeben werden, aber auch das emotionelle Element, das namentlich durch die Zerstörung der „Maine" hervorgerufen wurde, darf in seinen Wirkungen nicht unterschätzt werden. Selbst die großen Revuen, Scribner's Magazine, die Century und Harper's Monthly Magazine, die der Frage von vornherein ruhiger als die Tagespresse gegenübergestanden haben und auch heute mehr die Organe vorhandener Anschauungen sind als neue einzuführen und zu verbreiten suchen, stehen nicht an, die für die Vereinigten Staaten vorhandene Notwendigkeit anzuerkennen, der ihnen durch den Ausgang des Krieges mit Spanien zugefallenen Verpflichtung, für das Wohl der abgetretenen Besitzungen zu sorgen, gerecht zu werden. „Unser Imperialismus," heißt es in Scribners Novembernummer, „ist nach der Anschauung ruhiger und verständiger Amerikaner weder eine hübsche noch eine sich gut anlassende Erscheinung, aber so sehr wir sie auch beklagen mögen, und soweit wir sie einzuschränken im stande sein werden, so müssen wir doch alle darüber einig sein, daß der Krieg uns nicht so lassen kann, wie er uns gefunden hat; daß er uns etwas auferlegt hat, was im Vergleich mit unsrer vergangenen Politik als imperialistisch bezeichnet werden kann, und daß wir wenigstens für einige Zeit die Angelegenheiten fremder Rassen in entfernten Ländern verwalten müssen." Einen Trost für diese Notwendigkeit finden Scribner und Harper in der Thatsache, daß der imperialistische Geist ein Gegengewicht gegen den merkantilen resp. industriellen bilden werde, vor dem philosophierende Essayisten und Universitätsredner seit einem halben Jahrhundert gewarnt hätten, und der

Digitized by Google

trotzdem immer gewachsen sei, bis die Erwerbung von Reichtümern für den gewöhnlichen Amerikaner die einzige Art von Auszeichnung geworden sei, die ihn interessiere. Noch vor einem halben Jahrhundert sei das „öffentliche Leben", das heißt die Laufbahn als Staatsmann im Sinne republikanischer Selbstverwaltung, ein Gegengewicht gegen die Tyrannei des Geschäftsmannes gewesen; jetzt seien die beiden Bestrebungen vermischt; der einfachste und vielleicht reinlichste Weg zum Senat sei durch Reichtum. Unter diesen Umständen müsse es für den Millionär, dessen Fallen und Steigen die treue Presse seit Jahren sorgfältig registriert habe, eine Ueberraschung und ein Jammer gewesen sein, zu finden, daß er plötzlich auf den zweiten Platz oder noch weiter zurückgerückt worden sei, und daß ein Commodore mit 5000 Dollars Gehalt ihn und seine Millionen aus dem Mittelpunkt der Bühne verdrängt habe. Diese Uebertragung der öffentlichen Bewunderung sei unzweifelhaft gesund, da die Tendenz, den Millionär anzustaunen, übertrieben worden sei. In England sei der Imperialismus ein gesundes Gegengewicht gegen den Merkantilismus gewesen, wenn auch das Fortbestehen der britischen Aristokratie in derselben Richtung gewirkt habe; aber wenn der Imperialismus im Grunde genommen auch nur eine kommerzielle Ausdehnung, ein Suchen nach neuen Märkten gewesen sei, so wären es doch nicht kaufmännische Eigenschaften gewesen, welche die kaufmännische Expansion hervorgebracht hätten; Admiräle, Generäle und Prokonsuln seien keine Geschäftsleute, und Millionäranbetung sei der Krebsschaden einer stillen Welt und eines langen Friedens.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß derartige Ansichten gemäßigter Geister in der großen Republik jenseits des Wassers gerade in dem Augenblick zu Tage treten, in dem der mächtigste Autokrat der Alten Welt sich in der Rolle eines Propheten der Abrüstung gefällt, und die Versuchung, sie als Gemeinplätze abzufertigen, wird für viele Freunde und Anhänger des Friedens nahe liegen. Trotzdem haben sie eine tiefe symptomatische Bedeutung; sie zeigen, daß die Abneigung gegen den Kapitalismus, wenigstens gegen die Auswüchse und Schäden desselben; nicht bloß in der Lehre der Sozialdemokraten einen Platz gefunden hat, sund daß, wenn der Widerwille und der Ekel über die Advokaten das Frankreich des Anfangs der fünfziger Jahre in die Arme des dritten Kaiserreichs trieb und ähnliche Ursachen heute dort im Begriffe sind, ähnliche Erscheinungen hervorzurufen, die Abneigung gegen den Millionär, vielleicht richtiger gegen das Gebaren desselben, wenigstens theoretisch, auch in den Vereinigten Staaten zum Verständnis des Cäsarismus führt. Ob die Ableitung nach außen in den Zuständen, die diesen Gefühlen zu Grunde liegen, eine Aenderung herbeiführen wird, oder ob, wie Carl Schurz befürchtet, die Erwerbung neuer Gebiete durch die Vereinigten Staaten nur von einer Auswanderung von Machern und Parteibildungen (bosses and caucuses) dorthin gefolgt sein wird, kann nur die Zukunft zeigen. Der sehr ehrenwerte Joseph Chamberlain sagt in einem „Neueste politische Entwicklungen in den Vereinigten Staaten" betitelten, in der Dezembernummer von Scribner's Magazine veröffentlichten Aufsatz, daß, wenn dies ein-

Digitized by Google

treten sollte, die Vereinigten Staaten wohlthun würden, die in Frage kommenden Gebiete allein zu lassen, denn der neue Zustand würde für dieselben schlimmer sein wie der frühere; aber er hoffe als ein wahrer Freund Amerikas, daß diese Voraussetzungen zu pessimistisch gefärbt seien und es nicht ganz unmöglich sein werde, einen Kolonialdienst zu schaffen, ebenso ehrlich, treu und frei von politischer Parteilichkeit wie der englische und wie die Armee und Marine der Vereinigten Staaten. Auch die Antwort auf diese Frage liegt im Schoße der Zukunft; was aber jetzt schon mit Gewißheit vorausgesagt werden kann, ist, daß die Amerikaner in den Philippinen eine Aufgabe finden werden, die ihre ganze Energie in Anspruch nehmen dürfte. Seitdem Spanien 1569 die Inseln annektierte, hat es ein Dutzend Aufstände der Eingeborenen zu bekämpfen gehabt, von denen einer, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, vierunddreißig Jahre dauerte und fünf auf dieses Jahrhundert fallen; es ist daher anzunehmen, daß auch die Vereinigten Staaten ähnlichen Erfahrungen nicht entgehen werden; die Niederwerfung von Erhebungen der Eingeborenen wird aber, je weiter dieselben von der Küste zurück in die ungangbaren Gebirge gedrängt werden, desto schwieriger und opferreicher werden und die Verwendung von Freiwilligentruppen selbstverständlich ganz ausschließen. Auf der andern Seite werden die Philippiner bald finden, daß sie bei den Amerikanern einer ganz andern Energie und Rücksichtslosigkeit begegnen, als sie bei den Spaniern gewohnt waren; eingebornen Rassen gegenüber haben die Amerikaner auch im eignen Lande nie viele Umstände gemacht — man braucht nur an die Art und Weise zu denken, in der der Indianerstamm der Cherokesen 1838 aus seinem Gebiet vertrieben wurde, obgleich sie zivilisiert worden waren, Kirchen und Schulen gebaut hatten und sogar eine Druckerei besaßen. Die Zeiten werden voraussichtlich nicht fern sein, in denen die Eingeborenen auf den Philippinen die spanische Herrschaft zurücksehnen werden, zu deren Vertreibung sie so wesentlich beigetragen haben.

Eine andre Frage, der die Amerikaner auf den Philippinen begegnen werden, ist die der Chinesen. Zu den Zeiten der spanischen Herrschaft wurde der überhandnehmenden Zahl derselben von Zeit zu Zeit durch große Massenmorde, so 1662 und 1819, gesteuert, aber weder diese noch die vielfachen Besteuerungen und Bedrückungen, denen sie seitens der spanischen Behörden ausgesetzt waren, sind im stande gewesen, die Einwanderung der Chinesen zu verhindern. Dem Befehl der Regierung des Mutterlandes, die Einwanderung ganz zu verbieten, wollten oder konnten die kolonialen Behörden aus nationalökonomischen Gründen niemals Folge leisten; es wird jetzt abzuwarten sein, wie die Amerikaner sich zu der Frage stellen. Eine Ausschließung der Chinesen, wie sie in Amerika für chinesische Arbeiter durch ein Gesetz stattgefunden hat, dürfte auf den Philippinen schon wegen der großen Nähe Chinas außer Frage sein.

Den 8. Februar 1899.

Digitized by Google

Ländliche Krankenpflege in England.

Von

Lady Margaret Vane.

Einer der bemerkenswertesten Züge der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist der Fortschritt, der in der Ausübung der Krankenpflege durch geschulte und zuverlässige Pflegerinnen erzielt worden ist; das gute Werk, mit dem der Anfang zur Kriegszeit in Feldlagern und in Militärlazaretten gemacht wurde, hat jetzt bereits in einer ganzen Reihe von englischen Städten und Dörfern Eingang gefunden.

Einen mächtigen Anstoß erhielt die Bewegung im Jahre 1887 gelegentlich des Jubiläums der Königin Viktoria, da die hohe Jubilarin einen Teil der ihr von den Frauen Englands zur Erinnerung an dieses Ereignis gewidmeten Spende dem „Queen Victoria Jubilee-Institute for Nurses“ überwies, damit den unbemittelten Kranken häusliche Pflege zu teil werde.

In den letzten zehn Jahren ist dieser Gedanke in vielen Teilen Großbritanniens verwirklicht worden, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen anfangs naturgemäß in den Weg stellten, keine unüberwindlichen waren. Es erwies sich, daß eine ganze Anzahl armer Kranker, und gerade solche, bei denen die Hilfe am meisten not that, geradezu auf die Privatwohlthätigkeit angewiesen war, denn in den ländlichen Gegenden, in denen die Häuser zerstreut umherliegen, und in denen ihre Lage oft eine so vereinsamte ist, daß sie von den Pflegerinnen in den Städten und Dörfern gar nicht erreicht werden können, bildet der Mangel an geeigneter Pflege geradezu einen schreienden Notstand. Sehr häufig kommt es vor, daß ein Leidender nicht einmal nach einem ländlichen Krankenhause geschafft zu werden vermag, und doch kann in vielen dieser Fälle durch eine geordnete Pflege ein Menschenleben gerettet, dem Sterbelager ein Teil seines Schreckens benommen oder eine verheerende Seuche abgewendet werden, während es allerorts Leiden giebt, die mit Geburts- und Sterbefall untrennbar verbunden sind.

Um die Not dieser armen ländlichen Kranken zu lindern, benutzte man die von dem diamantenen Jubiläum der Königin im Jahre 1897 dargebotene Gelegenheit und erweiterte das Operationsfeld, so daß wenigstens in jedem County speziell zu diesem Zwecke Fonds gesammelt und Schenkungen und Jahresbeiträge gesichert wurden.

Die „County Nursing Association“ ging dann dazu über, das Land nach Maßgabe der vorhandenen Straßen — ohne Rücksicht auf die bestehende Kirchspiel- oder sonstige Einteilung — in Flächen einzuteilen, die auf fünf bis sechs

Digitized by Google

Meilen Entfernung einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und durchschnittlich etwa 1500 Einwohner haben, so daß kein ländlicher Bezirk, wie weit er auch von einem Dorfe oder einer Stadt entfernt liege, auf die Dienste einer geschulten Krankenpflegerin zu verzichten habe. Die allgemeine Verbreitung des Fahrrads hat es möglich gemacht, daß eine im Mittelpunkte eines derartigen Distrikts wohnende Pflegerin Tag für Tag nach allen bei ihr zur Meldung gebrachten Krankheits- oder Unglücksfällen sehen kann. Früher waren die Schwierigkeiten für das, was ich in Ermanglung eines besseren Ausdrucks die „ambulante" oder „Wanderpflegerin" nennen will, so groß, daß sie häufig gar nicht zu überwinden waren. Sie konnte keine größeren Strecken zu Fuß zurücklegen, und die Ausgaben für die Beschaffung eines Wagens oder einer andern Fahrgelegenheit für sie waren derart, daß sie aus den Mitteln der ländlichen Verbände nicht zu bestreiten waren.

Es stellte sich heraus, daß in manchen Bezirken regelrecht ausgebildete Pflegerinnen mit der entsprechenden langen Krankenhauspraxis nicht das waren, wonach die Landbevölkerung verlangte, und was ihren Bedürfnissen entsprach, sondern daß unter diesen ärmlichen Dächern schlichte Frauen vom Lande von der eignen Art und der eignen Lebensgewohnheit willkommen sein würden. Man beschloß daher, einige Frauen vom Lande, die als rechtschaffen und als tüchtige Arbeitskräfte bekannt und mit Krankheit und Lebenselend vertraut waren — so daß man bei ihnen ein Herz für ihre Pfleglinge voraussetzen konnte —, in dem Queen Victoria Jubilee-Institute sechs Monate lang in der systematischen Krankenpflege und der Geburtshilfe ausbilden zu lassen. Man hält diese Ausbildungszeit für ausreichend, da ihre Patienten gewöhnlich nicht an Krankheiten leiden, die eine Wartung nach wissenschaftlichen Regeln erforderlich machen; dagegen müssen Pflegerinnen, die Arme auf dem Lande zu behandeln haben, häufig das Kochen, Scheuern und Waschen besorgen, nach den Kindern sehen und manches thun, was nicht unter den strengen Begriff der Krankenpflege fällt, denn für eine arme Bauernfrau ist, wenn sie das Bett zu hüten hat, die Gewißheit, daß die Pflegerin in ihrem Hause nach dem Rechten sieht und sich auch der Kinder annimmt, das beste Beruhigungsmittel und oft ein wahrer Trost und die sicherste Gewähr baldiger Wiedergenesung.

Da die County Nursing Association nach bestimmten Grundsätzen verwaltet wird und sie sich nur ausbedingt, daß nichts denselben Zuwiderlaufendes geschehen darf, gewährt sie in richtiger Erkenntnis der Sachlage dem Lokalausschuß in jedem einzelnen Bezirk einen ziemlich weiten Spielraum, da auf dem Lande die Ansicht über die Zuweisung von Geschenken und die Zeichnung regelmäßiger Beiträge sehr wechselt.

Eines ist besonders hervorzuheben: wir besitzen kein Mutterhaus für Pflegerinnen, keine komplizierte Maschinerie, sondern haben uns nur die Dienste einer „Queens Nurse" ausbedungen, die als Oberwärterin oder als Aufseherin über die ländlichen Bezirkspflegerinnen wirkt und häufig ihre Distrikte aufsucht, um sich von ihrer Thätigkeit zu überzeugen und ihnen dabei mit Rat und That an die Hand zu gehen, wobei sie stets in Uebereinstimmung mit dem Arzte und

Digitized by Google

bedingungslos nach dessen Anweisung vorzugehen hat, sobald sein Eingreifen erforderlich wird.

Zu Beginn dieser Bewegung wirkte die Oberwärterin als Pionierin; sie fuhr auf ihrem Rade über die Straßen einher, um die Entfernungen abzuschätzen und dafür zu sorgen, daß ein Distrikt nicht größer ausfalle als der andre; dabei veranstaltete sie Frauenversammlungen, hielt Vorträge über Gesundheitspflege ab und gab den Hausfrauen die nötigsten Weisungen über das, was sie in dieser Hinsicht für sich und ihre Kinder zu thun hätten. Die Sache erregte großes Interesse, und bei allen diesen kleinen Versammlungen wurde der Wunsch ausgesprochen, daß man eine Bezirkspflegerin erhalten werde.

Die Armen sind unter sich so artig, so selbstlos und von einer so edeln Gesinnung beseelt, daß sie damit oft ihre reicheren Nachbarn beschämen könnten. Manche Frau legt nach ihrer harten Tagesarbeit oft eine Meile und mehr zurück, um die Nacht an dem Bette einer schwer kranken oder im Sterben liegenden Nachbarin zu durchwachen; und diese schönen Züge haben etwas so Liebenswürdiges an sich, daß wir, als einmal ein alter Mann, der von unsrer Krankenpflegebewegung gehört hatte, kopfschüttelnd meinte: „Sie werden die Armen noch so selbstsüchtig wie die Reichen machen," gestehen mußten, daß in seinen Worten wohl ein gutes Stück Wahrheit enthalten sei und wir uns sorgfältig hüten müßten, irgend etwas zu unternehmen, was sich gegen die christliche Bruderliebe richten könnte, die bei uns, Gott sei Dank, noch vorhanden ist, die aber aus Unkenntnis dessen, was zu einer richtigen Krankenpflege gehört, den Zwecken nicht zu entsprechen vermag, die wir durch unsre ländlichen Pflegerinnen zu erreichen hoffen: das Leiden zu lindern und dem armen kranken Landbewohner sein Krankenbett erträglicher zu machen. Die gute Nachbarin kann immer noch etwas thun, indem sie der Kranken Gesellschaft leistet, sie durch ihre Gegenwart erheitert, und von der Pflegerin kann sie ihrerseits noch lernen, wie sie sich durch manche kleine Hilfeleistungen nützlich machen kann.

Die Bewohner eines jeden der gegeneinander abgegrenzten Bezirke wurden von der Oberpflegerin zu einer Lokalversammlung eingeladen, und nachdem sie von ihr Näheres über die Ziele des zu gründenden Verbandes vernommen, wurden sie aufgefordert, Vertreter aus den verschiedenen Orten des Bezirks zu wählen, um einen leitenden Lokalausschuß zu bilden. Diese Vertreter übernehmen es, die Pflegerin von den Fällen zu benachrichtigen, bei denen ihre Anwesenheit erforderlich ist, und die armen Kranken oder deren Freunde lernen dann von selbst, sich an sie zu wenden, wenn sie krank sind oder den Besuch der Pflegerin für erforderlich halten; die Besuche werden, solange es sein muß, täglich abgestattet.

Es wurde bei diesen Lokalversammlungen fast einstimmig beschlossen, daß für die Dienste der Pflegerin in irgend einer Weise eine Entschädigung in Geld entrichtet werden müsse. Der Unabhängigkeitssinn des Volkes lehnt sich dagegen auf, daß etwas Derartiges als Almosen empfangen werden solle, und es ist ganz richtig, daß die Leute das mehr schätzen, wofür sie Geld ausgeben. Doch hat

Digitized by Google

der Lokalausschuß das Recht, in Fällen wirklicher Armut und wirklichen Bedürfnisses die Pflegerin unentgeltlich zu schicken. Die Sätze, über die man sich im allgemeinen geeinigt hat, die aber je nach den verschiedenen Bezirken schwanken, sind folgende: für Arbeiter und ländliche Dienstboten mit geringem Lohne ein Schilling jährlich und ein halber Penny für jeden Besuch der Pflegerin, für herrschaftliche Dienstboten und solche, die einen besseren Lohn empfangen, zwei Schillinge jährlich und ein Penny für jeden Besuch der Pflegerin, während die in besseren Umständen Befindlichen, wie Pächter und gut bezahlte Angestellte, jährlich fünf Schillinge und zwei Pence für jeden Besuch zahlen sollen.

Der kleine Jahresbeitrag wird als als eine Art Honorierung für die Pflegerin angesehen und erhält die Leute in der Ueberzeugung, daß die Pflegerin für sie da ist und sie einen Anspruch auf ihre Dienste haben.

Selbstverständlich spielt dieser kleine Beitrag bei den Kosten zur Unterhaltung der Pflegerin kaum irgend eine Rolle, und es muß der Fehlbetrag von den wohlhabenderen Einwohnern des Bezirks aufgebracht werden, die oft froh darüber sind, daß sie da mit Geld aushelfen können, wo ihnen eine andre Hilfeleistung versagt ist. Alle, die einen Beitrag zeichnen, werden Mitglieder der Vereinigung und haben das Recht, der jährlichen Hauptversammlung beizuwohnen, den Bericht über die entfaltete Thätigkeit entgegenzunehmen, Fragen zu stellen und Vorschläge zu machen.

Man hat es für nötig gehalten, sich durch Zeichnungen einen Jahresbetrag von 45 Pfund Sterling zu sichern, da, zumal anfangs, verschiedene Ausgaben zu bestreiten sind, ganz abgesehen von dem Gehalt der Pflegerin, der auf die Summe von 12 Schilling wöchentlich festgesetzt ist, einschließlich der Entschädigung für Kost, Wohnung und Wäsche. Von den ländlichen Pflegerinnen, die ihre Ausbildung auf Vereinskosten erhalten, das heißt einen sechsmonatlichen praktischen Kurs in den Anfangsgründen der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe durchgemacht haben — es wird keine angenommen, die nicht ihre Approbation als Hebamme bekommen hat —, wird verlangt, daß sie drei Jahre lang im Allgemeininteresse dem Verein ihre Dienste zu diesem geringen Lohnsatze zur Verfügung stellen.

Einige der Kosten, die über die Besoldung der Pflegerinnen hinaus erwachsen, werden durch ein Fahrrad — das zunächst angeschafft werden und dann in gutem Zustand erhalten werden muß —, durch ihre Uniform und gewisse zur Krankenbehandlung unentbehrliche Gegenstände erforderlich gemacht. In sehr armen Bezirken wird regelmäßig ein Beitrag für diese Kosten von dem County-Verbande aus seiner Zentralkasse geleistet.

Der Pflegerin wird ein Rock und ein Mantel aus starkem Wollenstoff geliefert, Kleidungsstücke, die sie über ihrer Uniform trägt, wenn sie auf ihrem Rade aus ist. Diese muß sie stets ablegen, bevor sie ein Krankenzimmer betritt, damit sie in dasselbe nichts von der gefährlichen Feuchtigkeit bringt und sie den Schauplatz ihrer Thätigkeit stets reinlich und frisch betritt. Meist handelt es sich um langwierige Leiden alter, bettlägeriger Personen, um Unfälle

Digitized by Google

und Kinderkrankheiten. Handelt es sich um eine Geburt, so darf sie trotz ihrer Approbation nichts ohne den Arzt unternehmen, sie kann denselben jedoch in Verhinderungsfällen vertreten und tritt nach ihm mit ihrer äußerst schätzenswerten Hilfeleistung ein, die, wenn sie Tag für Tag dargeboten wird, sich zu einer Quelle unendlicher Tröstung und Linderung gestalten kann.

Die armen Leute sind so geduldig, so an das Leiden gewöhnt und kennen so wenig von andern Verhältnissen als denen, in denen sie sich zeitlebens bewegt haben, daß sie ohne Murren eine Lage hinnehmen, die Besserstituierten einen Schauder einflößt, und überzeugt davon sind, daß sie es nur ihrem armen Nachbarn zu verdanken haben, wenn der Versuch gemacht wird, ihr Los etwas besser zu gestalten.

Man denke sich einen alten Mann oder eine alte Frau, die seit Monaten oder Jahren nicht mehr umgekleidet oder gewaschen worden sind, oder andre, die an das Bett gefesselt sind und dasselbe niemals ordentlich gemacht oder auch nur etwas aufgeschüttelt bekommen haben, oder eine arme Frau mit einem Säugling, die niemand anders hat, der nach ihr oder ihrem Hauswesen sieht, als vielleicht ein älteres Kind, das zu diesem Zweck aus der Schule gehalten werden muß.

Der tägliche Besuch der Pflegerin schafft für alles Rat und bringt einen freundlichen Lichtstrahl in das Krankenzimmer. Bei Unglücksfällen leistet sie, wenn man sie herbeiruft, die erste Hilfe. Eine verstauchte Hand oder ein verstauchter Fuß oder ein Splitter, Dinge, die armen Leuten zu unbedeutend vorkommen, als daß sie dafür um teures Geld den Arzt kommen lassen sollten, die aber oft für lange Zeit, wenn nicht für immer, Schmerzen und Ungemach im Gefolge haben, können von der Pflegerin bei ihren täglichen Besuchen bald wieder ins gleiche gebracht werden.

Ich glaube, bei dem Vortrage über das, was nur in einem Jahre geschehen und zur Linderung menschlicher Not gethan worden ist, muß auch der verstockteste Zuhörer sich die Frage vorlegen, warum einzelne so viel und andre nichts oder fast gar nichts für die gemeinsame Sache gethan haben; und doch ist bis auf wenige Ausnahmen Geduld, Selbstverleugnung und Dankbarkeit nur auf seiten der armen Dulder zu finden, die am wenigsten erwarten und denen am wenigsten zu teil wird.

Der eine murrt, wenn nebelgrau
Sich nur ein Wölkchen zeigt,
Das trüb an seines Himmels Blau
Empor zum Aether steigt.

Der andre wird von Dank entfacht,
Wenn nur ein matter Schein,
Ein einz'ger Strahl der Gottespracht
Fällt in sein Kämmerlein.

Gewiß sollten diejenigen, die ohne ihr Zuthun dem Mangel und der Entbehrung entrückt sind, mit teilnahmevollem Herzen und liebreichem Entgegenkommen

Digitized by Google

dem Aufrufe sich anschließen, der an sie ergeht, damit sie die Last der Not und des Elends erleichtern helfen, unter der ihre weniger beglückten Mitmenschen zu leiden haben; wie sie von diesen viel zu lernen vermögen, so können sie von ihnen auch manches Segensspruchs teilhaftig werden.

Litterarische Revue.

Von

M. zur Megede.

Alphonse Daudet: „Die Stütze der Familie". — Carl Spitteler: „Conrad der Lieutenant". — Kurt Laßwitz: „Auf zwei Planeten". — Ernst Zahn: „Erni Behaim". — G. v. Ompteda: „Weibliche Menschen". — Fedor v. Zobeltitz: „Der gemordete Wald". — Ferdinand v. Saar: „Novellen aus Oesterreich". — Meyer-Förster: „Derby".

Vom Lorbeerkranz Alphonse Daudets weht der Trauerflor! Zum letzten Male tritt ein „neuestes" Werk dieses genialen Franzosen, der deutscher Eigenart so nahe steht, vor Publikum und Kritik. Den höchsten Gipfel seines Könnens bezeichnet es nicht. Wir haben von ihm, was lebendiger, packender, künstlerischer wirkt: den „Nabob", „Sappho", „Könige im Exil", den „Unsterblichen"! Aber es sind auch in „Die Stütze der Familie" Daudet-Augen, die klar und scharf in Zeit und Leben schauen. Es ist seine Feder, die feine, unerbittliche, und es ist vor allem sein Herz voll Zorn und Mitleid und Mitfreude! Dabei liegt es wie ein milder Hauch über dem Buche, ein Schimmer wie das Lächeln eines Weisen und Greisen, der urteilt, ohne zu verurteilen, eines Lebenskenners und Zeichners, der von der Skepsis zur Hoffnung zurückgekehrt ist.

„Die Stütze der Familie" (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) spielt, wie alle Romane Daudets, in Paris — in Paris, das er kennt wie seine Tasche und in dem er doch immer wieder neue Gestalten auffindet, neue Verhältnisse und Verkettungen, die er auf das Papier zu bannen weiß, keine Ideen, für die er Träger gesucht und ausstaffiert hat, sondern Menschen, echte Menschen, deren Streben und Fühlen, deren Triumphe, Klippen und Schiffbrüche zugleich die Stärke und die Krankheit der Zeit widerspiegeln. In der „Stütze der Familie" heißt diese Krankheit: Eitelkeit! Sie ist zuerst in der Seele des wackeren Fabrikanten Eudeline aufgesproßt, eine leidenschaftliche, zärtliche Vatereitelkeit, die den Kindern jene Pforten des Glückes öffnen möchte, an deren geschlossenen Flügeln sie selbst nur mit Gefühlen des Neides und der Sehnsucht heumschleichen durfte: Bildung, Gelehrsamkeit, Auszeichnung, Stellung, Ruhm! Als der unglückliche Bankrotteur seine Luftschlösser zusammensinken sieht, giebt er sich den Tod, doch nicht ohne seinen ältesten Sohn zum Erben seiner stolzen Wünsche einzusetzen, den Knaben zur „Stütze der Familie" zu bestimmen. Der weiche, schwache, hübsche Raimund wird dadurch mit dem Fluche Hamlets beladen. Die Schule, die Bildung, die ihn für seine Pflichten erziehen, stählen soll, nimmt ihm Fähigkeit, Kraft und Mut. Die Gesellschaftssphäre aber, in die er durch die erzwungene Großmut des Ministers Javel eingeführt wird, lehrt ihn verlangen, genießen, nehmen ohne Skrupel. Die Seinen erblicken in ihm einen Helden, ein Opfer. Die Mutter trauert und beklagt ihn, der jüngere Bruder, die wahre Stütze der Familie, räumt jeden Stein aus seinem Wege und läßt allen Glanz auf das schöne, blonde Haupt dieses jungen Christus fallen, während er

Digitized by Google

selbst sich in glückseliger Bescheidenheit im Dunkel verbirgt. Raimund wird ein Weltling, ein Genußmensch, ein Renommist. Seiner Eitelkeit opfert er den Ruf Louis, den er als einen Trunkenbold, einen Verkommenen schildert, um das sentimentale Wohlgefallen Madame Valsons, der schönen Ministersfrau, zu erregen, deren Interesse für ihn sich bald bis zu einer rasenden Liebesleidenschaft steigert. Und dem Bruder wieder zeigt er den Hut, den Schirm, die Handschuhe, die diese Dame in seinem Vorzimmer abgelegt hat, um mit dieser Feinsten der Feinen vor dem armen, stotternden, selbstlosen Jungen zu prahlen.

Raimund nimmt Geld und Liebe auch von der guten, klugen, reinen Geneviève, der von seinem schwachen Herzen noch das meiste gehört, und die er doch verläßt wie alle andern, nachdem er sich noch einmal mit dem Heiligenschein des Märtyrers umgeben hat: an Stelle des Bruders zieht er als Marinesoldat in die Ferne! Raimund ist ein echter fin de siècle-Mensch, und als solcher sündigt er nicht aus dem Vollen, sondern schwankt, zweifelt, hebt sich empor, um immer wieder zurückzusinken, übermannt von einer Schwäche, deren er sich durchaus bewußt ist.

Seine Beichte füllt das letzte Kapitel des an glänzenden, rührenden, aufregenden Bildern aus dem vielgestaltigen Pariser Leben überreichen Romans. Raimund ist vor der Pflicht geflohen. Vor der einen, die ihm die väterliche Erbschaft auferlegte und vor der andern, neuen, die das Verhältnis zu Geneviève von ihm forderte: „Ein Heim, einen eignen Herd bauen, Kinder erziehen, ihnen ein Beispiel geben, eine Laufbahn wählen — vor all dem habe ich Furcht, vor all dem weiche ich zurück. Wenn du wüßtest, wie viele junge Leute es giebt, die so sind wie ich!“ Und am Ende fügt er hinzu: „Laßt mein Kind nicht Latein lernen, laßt es keine klassische Studien machen. Indem mein Vater das Gegenteil für seinen Sohn erbat, brachte er mich ins Unglück ...“ Armes Latein! Arme klassische Studien! Was können eure Feinde euch auf Grund einer Zeugenschaft aus so illustrem Munde nicht von neuem in die Schuhe schieben?! Und doch hat Daudet schwerlich in diesem Sinne wirken wollen. Er hat nur ein Bild gebraucht, um die Moral seiner Geschichte noch einmal zusammenzufassen. Er trifft aber die Wahrheit, wenn er meint, daß die heutige sogenannte Bildung meist nur an der Oberfläche haftet, daß sie nichts ist als Mittel zum Zwecke, und daß die tausend winzigen Saugwurzeln der Eitelkeit, die von dieser schimmernden Wucherpflanze ausgehen, den Geist ausdorren und das Herz umgarnen, statt ihm neue, edlere Säfte des Lebens und der Gesundheit zuzuführen!

„Denkbar innigstes Miterleben der Handlung“ ist Carl Spitteler Ziel in „Conrad der Lieutenant!“ (Verlag der Romanwelt, Berlin), den er nicht Roman, nicht Novelle, sondern „Darstellung“ benennt. Er erreicht es auch vollkommen, denn der Leser wandelt thatsächlich Schritt für Schritt mit dem bedauernswerten Hausfohn des „Pfauen“, dem ein selbstherrlicher, gichtischer alter Vater und eine schwermütige, willenlose Mutter das Leben zur Hölle machen. Zum Greifen deutlich liegt das ländliche Gasthaus in Sonntagsglanz, Maisonne und rosig-weißem Apfelblütenschnee. Die Neckereien der Kellnerinnen fliegen hin und wieder, die Hexenbase zankt, der Wirt wechselt bittere Worte mit dem gebildeten, sozial so viel höher stehenden Sohne, dem er keins seiner Rechte abtreten will, und Kathi, die schöne, herrische Bernerin, verblüfft den einen und entflammt den andern, um den Frieden des Augenblicks herzustellen. Dann füllen sich Saal und Garten mit Gästen, fröhliche Tanzmusik klingt auf, die Lustigkeit steigt und steigt, bis sie in einer Schlägerei der feindlichen Ober- und Unterwegginger ihr Ende und Conrad seinen tragischen Tod findet.

Das alles wird, wie gesagt, mit größter Ausführlichkeit und Natürlichkeit dem Leser vor Auge und Ohr gebracht, in einer knappen Sprache, deren origineller Klang zuweilen etwas befremdlich klingt. Es mag vorzügliches Schweizerdeutsch sein, aber da die „Darstellung“ nicht im Dialekt geschrieben ist, so geht man auch ohne Wörterbuch an sie heran und muß sich nun manchmal erst besinnen, was Redensarten und Worte wie: „er juckte auf“, „höckerige Stimmung“, „glittlings“, „auslneifender Blick“, „rotgoldener Lichtjubel“, „förscheln“, „wuselte“ und so weiter recht eigentlich zu bedeuten haben. Da und dort läuft

Digitized by Google

auch eine Wortmalerei mit unter, über die Zweifel obwalten könnten, und die ich nicht geneigt bin unter die Rubrik der Originalitäten, sondern unter die der Geschmacklosigkeiten zu setzen. So wirft sich Kathi über Conrads Leichnam: „unaufhörlich seinen Namen rufend, in den süßesten Schmelzlauten, flötend, lallend, gurrend, auf und ab, durch alle Tonlagen der Kehle und aus allen Kammern des Herzens. Andächtig verstummte das Volk vor dem schauerlichen Wohlgesang.“ Und der Vater, der sich ebenfalls niederwerfen will, dessen Willen aber die geschwollenen Gelenke versagen — „er tanzt auf seinen dicken Klumpenbeinen wie ein angeschossener Elefant vor dem Leichnam auf und ab“. Dann wieder von Kathi: „Also von doppeltem Leid gleichzeitig überfallen, zersprang ihre starke Fassung, so daß ihr das übermäßige Elend in heulendem Tonschwall aus dem Herzen stürzte. Und also heulend schritt sie durch die Menge.“

Anspruch auf Originalität, nicht was die Darstellung oder Behandlung der Sprache, sondern was den Stoff anbelangt, erhebt mit Fug und Recht der Roman: „Auf zwei Planeten“ von Kurt Laßwitz (Emil Felber, Weimar). Seine Zeit liegt in der Zukunft, der Schauplatz seiner Handlung ist bald zwischen Himmel und Erde, bald auf einem andern Sterne, nämlich dem Mars. Nordpolforscher kommen auf ihrer Fahrt in das Bereich und die Hände der „Martier“, die hier eine Station für den Verkehr mit der Erde, zu der sie aber nicht weiter vordringen können, errichtet haben. Sie steigen mit einem Raumschiff zum „Nu“ empor und lernen hier eine seltsame Welt, ein hoch entwickeltes Volk kennen, dessen Kultur die unsrige um Jahrtausende überragt. Kurt Laßwitz ist Gelehrter und Dichter zugleich. Dem ersteren wird es uns nicht immer leicht zu folgen, der andre macht uns das Märchen vom Verkehr, ja von der Verschmelzung der Marsbewohner mit den Erdenmenschen zur spannendsten, fesselndsten Wirklichkeit. Er steht mit seinem Romane als ein einziger in seiner Art da. Man wird ihn überall lesen, den Kopf schütteln, lächeln und doch weiter lesen bis zum Ende!

Ein großer Wurf ist Ernst Zahn mit „Erni Behaim“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) gelungen. Etwas von Scheffelschem Geiste lebt und webt in diesem Schweizer-Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert: Klarheit, Wahrheit, Kraft, Wärme und Duft. Die alte Frage, ob es Pflicht ist oder Schuld, einem unmenschlich und unheilbar leidenden geliebten Wesen vom Leben zum Tode zu helfen, wird hier in ergreifendster Weise gestellt und gelöst. Bunte Bilder eines fremden Volkes und Landes umgeben als glänzender Rahmen die Hauptgestalten, deren Idealität ihrer Natürlichkeit auch nicht den geringsten Abbruch thut. Das Kolorit der Zeit ist wohlgetroffen, die Naturschilderungen trotz ihrer Kürze in die reichsten und feinsten Farben getaucht. — Kurz, ein Werk, das den litterarischen Feinschmecker befriedigen und darum dem großen Publikum nicht weniger gefallen wird.

Georg v. Omptedas neueste Gabe ist eine Novellensammlung unter dem Titel „Weibliche Menschen“ (F. Fontane, Berlin). Der Verfasser des „Sylvester von Geyer“, dieses „Menschenlebens“, das mit den denkbar einfachsten Mitteln den denkbar größten Eindruck hervorbringt, das kaum jemand aus der Hand legen wird, ohne seine Blätter mit einer Thräne der Rührung getränkt zu haben, enttäuscht seine Verehrer auch diesmal nicht. Wenn seine Geschichten auch an Wert nicht ganz gleich sind, so bleibt Georg v. Ompteda doch stets der feine Geist und das warme Herz, der vornehme Künstler, mag er mit gefalteter Braue oder mit leisem Spottlächeln zu uns reden. In den „Weiblichen Menschen“ spielen Frauen die Hauptrolle. Doch nicht die bekannten abgegriffenen Typen, sondern Individualitäten: rassig, kraftvoll, rührend, komisch und stets interessant. Manchmal überwuchert die Milieuschilderung ein wenig, wie in „Die Principessa“, wo man über dem Reiz des herzoglichen Jagdschlosses und den Aufregungen der Hatzen beinahe den Reiz der Personen vergißt. Dafür entschädigen aber Stücke von wundervoller Knappheit, Kraft und Empfindung. „Vor dem Urteil“ und „Weibliche Menschen“ sind Dramen, die sich hinter dünnem Vorhang tausendmal im Leben abgespielt haben und noch abspielen werden, bloß daß die wenigsten sie zu sehen vermögen, da ihnen die Augen des Herzens fehlen. „Selma“ ist eine Dienst-

Digitized by Google

mädchengeschichte von köstlichem Humor, eine soziale Studie, die nicht nur zu lachen, sondern auch zu denken giebt.

Ein Bauernroman von ungewöhnlicher Frische und Natürlichkeit ist „Der gemordete Wald“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart). Fedor v. Zobeltitz kennt die Mark und die Märker. Mit sicheren, bald kräftigen, bald zarten Strichen zeichnet er seine Gestalten, und ihre Umgebung: den Starrsinn der Beschränkten, den kleinlichen Eigennutz, gegen die bessere Einsicht und vornehmere Gesinnung vergeblich ankämpfen. Natürlich schürzt und löst sich der Knoten; die Schreibweise ist eigenartig, und zwischen den dunkeln Wolken tragischer Vorkommnisse leuchtet nicht selten ein Strahl freundlicher Ironie.

Einfachheit der Mittel, ruhige Klarheit der Darstellung, Reinheit und Gemütstiefe geben Ferdinand v. Saar eine gewisse Verwandtschaft mit Turgenjeff. Die Novelle „Ginevra“, aus seinem zweiten Band „Oesterreichische Novellen“, (Heidelberg, Georg Weiß), steht ihm auch im Stoffe nahe. Sie behandelt denselben Vorwurf wie „Frühlingswogen“ und kann sich neben dieser Meistererzählung des großen Russen wohl sehen lassen, wenn es sie auch nirgends ganz erreicht. Turgenjeff ist nicht für jedermann, wenn auch seine Position in der Weltlitteratur so fest ist, daß der sogenannte Gebildete seinen Namen kennen und in pflichtschuldiger Bewunderung ersterben muß. Ferdinand v. Saar ist auch nicht für jedermann. Es wird sogar viele geben, die sich nicht die Mühe nehmen, unter der dünnen Sandschicht einer gewissen Trockenheit, die über seinen Sachen liegt, nach dem echten Golde zu suchen. Die kleine Gemeinde aber, die sich in ihn hineingelesen hat, kann an der Schärfe und Feinheit seiner Beobachtung, an der Schlichtheit und Wärme, die ihn auszeichnet, nur immer wieder neue Freude finden. Ihr sollen die „Novellen aus Oesterreich“ auch im zweiten Bande bestens empfohlen sein.

Da hat „Derby“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) schon mehr Anwartschaft auf den Beifall der Allgemeinheit. Meyer-Förster, der sonst nur ansteckend zu lachen versteht, legt hier sein lustiges Gesicht oft in ernsthafte Falten. Sie stehen ihm nicht übel, aber der Uebermut steht ihm doch noch besser, hier besonders, wo er sich zu einer Art Dickensschen Humors abgeklärt hat. Der alte Schauspieler zum Beispiel, der von der Bühne in den Souffleurkasten hinabsteigt und als unheilbarer Sanguiniker das Schicksal immer wieder zu korrigieren bestrebt ist, hebt sich aus dem Milieu des Berliner Lebens viel wirkungsvoller ab als die Großen und Helden des high-life des Turf, bei denen der Autor sonst sehr wohl zu Hause ist, und deren Leben und Leiden er mit geschicktem Pinsel zu malen versteht.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Fieber.

Die Wärme des menschlichen Körpers erhält sich, gleichviel, ob er unter dem Einflusse der Tropensonne oder eines Dampfbades steht, ob er sich in Polarkälte aufhält oder bei 10 bis 12 Grad Réaumur in der See badet, doch immer annähernd auf gleicher Höhe, nämlich zwischen 36,5 und 37,5 Grad Celsius. Allerdings kann man sie durch künstliche Mittel etwas steigern oder herabsetzen, aber nur vorübergehend. Im normalen Zustande besitzt der Organismus die Fähigkeit, solche künstliche Veränderungen seines Wärmestandes auszugleichen, ganz wie ein aus seiner Lage gebrachtes Pendel so lange schwingt, bis es wieder in seine Ruhelage gelangt ist. Mit einem Schlage ändert sich aber dieser normale Zustand, sobald der Mensch erkrankt ist.

Digitized by Google

Eines der ersten und auch für den Laien am deutlichsten wahrnehmbaren Zeichen von Erkrankung ist meist eine stärkere Wärmeentwicklung, und zwar nicht bloß eine Erhöhung der Temperatur an sich, sondern auch eine ausgesprochene Neigung derselben zum Ansteigen selbst dann, wenn es gelingt, sie künstlich herabzusetzen. Zu dieser „Hyperthermie", wie man die betreffende Wärmeerhöhung bezeichnet, gesellt sich noch ein zweites eigenartiges Symptom: der Körper büßt zeitweise die Fähigkeit ein, die Störung seiner Wärmeökonomie durch Selbstregulierung wieder auszugleichen. Diesen Zustand nennen wir „Fieber".

So gut der vom Zentralnervensystem aus geleitete Regulationsapparat in gesunden Tagen funktioniert und zum Beispiel eine Wärmesteigerung nach einem Schnellauf oder einem sehr warmen Bade schon nach 1 bis 2 Stunden wieder ausgleicht, indem der Körper durch die Hautgefäße, die Schweißdrüsen, die Lungen das Zuviel an Wärme rasch nach außen abgiebt, so unvollkommen ist dieser Ausgleich beim fiebernden Menschen. Seine Haut „brennt", solange das Fieber seine Macht nicht verloren hat, „wie Feuer". Der Mensch bleibt heiß, obwohl er mehr als das Doppelte von Wärme (im Vergleich zu der normalen Wärmeausstrahlung) nach außen abgiebt. Diese „Hitze" bemerkten schon in grauer Vorzeit die ersten Beobachter des Fiebers; die Griechen nannten es von Pyr (Feuer) Pyretos und die Bezeichnung „Febris" selbst soll von fervere (heiß sein) herrühren. Diese „brennende Hitze" erkannte man als das Wesentlichste eines mit Recht gefürchteten Zustandes, welcher deutlich darauf hinwies, daß ein unbekannter, schädlicher Einfluß den Menschen befalle. Die Entstehung und das Wesen des Fiebers hatten für den Römer etwas Mysteriöses; sie fühlten sich deshalb veranlaßt, die „Febris" als eine Gottheit zu personifizieren, zu der man um Heilung flehte. Mehrere Tempel waren ihr errichtet worden, unter denen der auf dem Palatinischen Hügel, wo Fiebermittel angefertigt und Fieberamulette verkauft wurden, der bevorzugteste war.

Solange der Stoffwechsel des menschlichen Körpers durch Atmung und Ernährung in Thätigkeit bleibt, also eine Oxydation, eine Art Verbrennung durch Sauerstoffzutritt zu den Geweben erfolgen kann, solange diese sich unausgesetzt als Schlacken abstoßen, unaufhörlich neu ergänzen und bilden, so lange besitzt der Mensch seine Körperwärme. Sobald aber Atmung und Ernährung nachlassen oder ganz unterbleiben, so ist auch keine Oxydation, keine Verbrennung mehr möglich; der Körper erkaltet wie ein Ofen, in dem das Holz und die Kohlen verglimmt sind. Mehr und mehr sinkt die Temperatur, bis das Leben erloschen ist. Andrerseits wird aber auch eine übermäßige Wärmeentwicklung, welche sich einige Zeit über 43,0 Grad Celsius hält, dem Organismus gefährlich. Er erliegt der „Ueberheizung", welche Benommenheit, Schwindel, Ohnmacht, Bewußtlosigkeit, Herzschwäche, Krämpfe und eine schwere Schädigung der Gewebe, nämlich Verfettung, mit sich bringt, so daß deren Zerfall beschleunigt wird.

Ganz sichtlich vollzieht sich also beim Fieber ein Vorgang, der sich als „vermehrter und krankhaft gesteigerter Stoffumsatz" kennzeichnet. Unter erhöhtem Gaswechsel, das heißt starker Steigerung der Sauerstoffaufnahme und geringerer Steigerung der Kohlensäureausscheidung, wird der Zerfall von Zellen begünstigt. Epithelien, Fett, Muskeln, Blutkörperchen, kurz alle Gebilde, aus denen sich die Organe aufbauen, werden zerstört, jedoch nicht wieder in dem Maße und der Schnelligkeit wie beim Gesunden neu ersetzt. Das Eiweiß dieser Zellen wandelt sich bei deren Untergang um, und das Endprodukt des Stoffwechsels wird infolgedessen bei Fieber in wesentlich erhöhter Menge und in Gestalt von Stickstoff ausgeschieden. Ebenso wandeln sich die Kohlehydrate der Kohlensäure um. Der Körper muß durch diese Zerstörungen und Umsetzungen sichtlich „abnehmen". Und so sehen wir denn auch bei länger dauerndem Fieber den Menschen durch Verringerung der Blutkörperchenzahl und ihres Hämoglobingehalts blässer werden; wir sehen sein Fett schwinden; wir sehen die Muskelzellen degenerieren, die Muskelsubstanz dünner und demzufolge ihre Kraft schwächer werden. Wir bemerken, wie das beim Fiebernden weniger sauerstoffhaltige Blut die verschiedensten Organe, zumal das Zentrum des Nervensystems, nicht mehr in gutem

Digitized by Google

Bestande und bei tadelloser Funktion erhalten kann. Kurz, der Körper „verzehrt sich“. Diese glücklicherweise meist vorübergehende und später wieder ersetzende „Abzehrung“ des Fiebernden, die nichts mit der sogenannten „Schwindsucht“ zu thun hat, beruht nur auf einem durch zu starke Oxydation gesteigerten Verbrauch von Körpersubstanz, für die bei dem gleichzeitigen Appetitmangel nicht schnell genug Ersatz geschaffen werden kann.

Unser ganzes Bemühen geht deshalb bei der Behandlung des Fiebernden instinktiv dahin, diese Konsumtion zu bekämpfen. Wir suchen dies zu erreichen, indem wir einerseits die Wärmesteigerung durch Kältewirkung herabsetzen, andrerseits die Verluste an Körpermasse durch entsprechende Ernährung wieder ausgleichen. Dennoch dauert es immer, nachdem das Fieber geschwunden und der Patient in die Rekonvalescenz gelangt ist, noch eine geraume Zeit, bis man ihn wieder bis zu seinem vormaligen Gewichte herangefüttert hat.

Von Hippokrates und Galen bis in die neueste Aera der modernen klinischen Wissenschaft haben sich die größten Aerzte aller Jahrhunderte bemüht, das Wesen des Fiebers zu ergründen, vor allem die Ursache seines hervorstechendsten Symptoms, der Wärmesteigerung, zu erklären. Noch Boerhave glaubte, in den Pulsveränderungen das wichtigste Fiebersymptom erblicken zu müssen, und die Aerzte der alten Schule hatten denn auch, wenn sie ans Bett eines Fiebernden traten, nichts Eiligeres zu thun, als den „Puls zu fühlen“, was ebenso wie das „Zeigen der Zunge“ als ganz selbstverständlich galt und vom einfachsten Bader mit ebenso wichtiger Miene — halb mechanisch — vorgenommen wurde wie vom Leibarzte des Fürsten. Erst de Haën (1760) und später Gavarret (1839) erkannten die viel größere Bedeutung der Temperatur, deren Studium und Messung durch Zimmermann, Traube und Wunderlich erst den Grund zu unsrer heutigen Kenntnis des Fiebers legte. Das physiologische Experiment und die Chemie haben dann im Verein mit klinischen Untersuchungen in den letzten Jahrzehnten die Quellen der Wärmeproduktion, die Ursachen der Hyperthermie genauer festgestellt. Wir sind jetzt viel näher dem Ziele, kennen den Einfluß des Rückenmarks und der Muskulatur auf die Wärmeökonomie, kennen auch die Art, wie das Wärmezentrum durch Toxine gereizt wird, und wissen, warum die Temperatur bis zum Ablauf dieser Reize übernormal bleibt, die Tendenz zum Anstieg beibehält. Die eigentümliche Erscheinung, daß sich die Körperwärme des Fiebernden gewissermaßen in einer höheren Oktave abspielt, daß die steileren Berge und tieferen Thäler seiner Temperaturkurve, der karikierte Verlauf der normalen Abend- und Morgenschwankung in der Temperatur des Gesunden, daß sie höher eingestellt sind, größere Differenzen zeigen, immer über der Norm bleiben, bis die in den Körper gedrungene Schädlichkeit überwunden ist, — alles dies ist für uns jetzt nicht mehr rätselhaft. Können wir es doch zum Teil durch das Tierexperiment künstlich wiederholen. Können wir doch die automatische Regulation willkürlich unterdrücken, die regulatorischen Vorrichtungen beeinflussen, den Gasaustausch, den Stoffwechsel genau verfolgen und zum Teil sogar das Wesen des Reizes, den ein Zersetzungsstoff ausübt, begreifen.

Soll man nach den heutigen Anschauungen der Wissenschaft den Begriff „Fieber“ erklären, so muß man sagen: Es ist eine durch Infektion verursachte Wärmesteigerung, die mit Stoffwechselveränderungen und Oxydationsprozessen verbunden ist. Diese Temperaturerhöhung schwächt die in den Körper eingedrungenen Bakterien ab, ändert den ihnen notwendigen Nährboden und entzieht ihnen die Lebensbedingungen, so daß der Körper gerade durch das Fieber gegen die betreffende Bakterienart geschützt wird. Im Fieber werden die schädlichen Stoffe teils aus dem Körper ausgeschieden: er wird entgiftet; teils werden sie abgeschwächt oder selbst unschädlich gemacht, während sie gegenüber einem andern Körper noch ihre volle Kraft behalten würden. Die Fieberhitze ist also gerade, obwohl Folge des Bakteriengiftes, doch wieder eine heilende Reaktion gegen dasselbe, so daß die Mikroben sozusagen an sich selbst zu Grunde gehen, wenn der Körper die von ihnen verursachte schwere Störung übersteht.

Nur so ist die „Selbstheilung“ und der spätere Schutz bei Masern, Scharlach, Pocken,

Digitized by Google

Gelbfieber ꝛc. zu erklären, nur so die spätere Immunität, wenn man solche Krankheiten überstanden hat, und der Erfolg der Schutzimpfung mit den aus solchen Körpern gewonnenen Antitoxinen. Die Vorgänge vollziehen sich also in einem Kreise und in folgender Reihe: Infektion — Reizung des Wärmezentrums — Stoffwechselveränderungen — Fieber — weitere Stoffwechselveränderungen — Zerstörung der Infektionsträger resp. ihrer Produkte — Heilung oder Tod. — Man sieht aus diesem Schema, daß das Fieber sowohl Folge als Ursache von Stoffwechselstörungen sein kann.

Freilich kann es nicht geleugnet werden, daß ein einfaches, bis jetzt nicht als infektiös nachgewiesenes Fieber vorkommen kann und thatsächlich sehr oft vorkommt. Jemand, der eine örtliche Entzündung irgend eines Organs hat, der sich überhaupt vielleicht nur „erkältet" hat, kann schon dadurch Fieber bekommen. Hier eine „Ansteckung", Bakterieneinwanderung anzunehmen, wäre gesucht und zurzeit wenigstens nicht gerechtfertigt, zumal auch weder örtlich noch im Blute Kokken nachzuweisen sind. Solche Fälle — und sie sind alltäglich — können wir bis jetzt nur als Kreislaufs- oder Stoffwechselstörungen auffassen. Noch häufiger aber sind die wirklich auf Infektionskeimen beruhenden Fieber, auf Keimen, die durch irgend welche Pforte in den Körper gedrungen sind. Bald sind die Atmungswege die Eingangsthür, wie bei Masern, Scharlach und Diphtherie, bald die Verdauungswege, wie bei Typhus und Cholera. Einmal gelangen die Kokken in die Lymphbahnen, wie bei Wundinfektionen, ein andres Mal die Plasmodien in die Blutkörperchen, wie bei Malaria, deren Krankheitserreger, wie Robert Kochs jüngste Untersuchungen ergaben, durch Moskitos in die menschliche Haut übergeimpft worden. Gleichviel, wie sie sich in den Körper Eingang verschaffen, ob der Mensch sie einatmet, schluckt oder von einer Wunde aus aufnimmt, ob sie ihre Verheerungen im Blute, in der Milz, im Gehirn oder sonstwo anrichten, ob sie Blutkörperchen zerstören oder Fermente bilden — die kleinen, aber sich stark vermehrenden Eindringlinge sind doch in den allermeisten Fällen die Fiebererreger.

Betrachten wir einen Fieberkranken, der im Bett liegt, und der vielleicht unsrer Pflege und Fürsorge bedarf, so fällt uns an demselben als erstes Symptom die gesteigerte Temperatur auf. Schon das Auflegen unsrer Hand auf die Stirn oder an den Rumpf zeigt uns, daß Fieber vorhanden ist. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die Hand nur tarieren kann, nicht messen; hierzu bedienen wir uns eines nach Celsius eingeteilten kleinen Maximumthermometers, das uns binnen 5 bis 10 Minuten genaueste Auskunft über die Körpertemperatur in Zahlen giebt. Wie leicht die Hand irrt, ist bekannt. Wenn sie selbst warm ist, so erscheint uns der Kranke weniger heiß, als der Wirklichkeit entspricht; haben wir eine kalte Hand, so halten wir das Fieber für stärker, als es ist. Zuweilen ist die Haut des Kranken trotz bestehenden Fiebers kühl, Hände, Nase sind sogar kalt, ja es besteht Frösteln und Frost, die Hautgefäße sind kontrahiert, und doch zeigt uns das Thermometer einen ziemlich hohen Grad. Die „Gänsehaut", welche bekanntlich selbst den Gesunden „überläuft", wenn seine Haut sich plötzlich stark abkühlt, — ein buckelförmiges Vortreten der Talgdrüsen durch Zusammenziehung feiner Muskelfasern — finden wir auch beim Fieberfrost. Meist aber besteht nicht Kältegefühl, sondern Hitze, die Hautgefäße sind erweitert — daher die Fieberröte —, und die Haut schwitzt leicht. Dabei aber ist der Kranke gegen äußere Temperaturunterschiede empfindlicher geworden. Während ihm eben noch, solange er zugedeckt blieb, heiß war, empfindet er sehr bald Kälte, sowie man seine Decke lüftet. Während uns die Temperatur stets zuverlässig über Grad und Verlauf des Fiebers orientiert und ihre graphische Aufzeichnung in sogenannten „Kurven" uns auch ein übersichtliches Bild seines Ganges, des Ansteigens, der Höhe, des Abfalles, etwaiger Rückfälle und der endgültigen Rekonvaleszenz bietet, ist der Puls des Fiebernden nicht immer so charakteristisch. Zwar ist die Pulswelle seit den grundlegenden Untersuchungen eines Marey und Landois vorzüglich studiert. Dank der Aufzeichnung eines sinnreich konstruierten kleinen Apparats, den man oberhalb des Handgelenks befestigt, und der die Pulsbewegung mittels eines Stiftes direkt auf eine berußte kleine Platte zeichnet, wissen wir, wie die Pulswelle im gesunden

Digitized by Google

und kranken Zustande aussieht. Wir sehen, daß sie bei gewissen Krankheiten, wie Typhus, nicht eine, sondern zwei Erhebungen besitzt, und daß diese Doppelschlägigkeit ganz charakteristisch ist. Wir fühlen aber auch mit den Fingern, daß der Puls bei Fieber gespannt, voll, beschleunigt, von kurzem Anschlag ist. Spiegelt er doch nur die stürmischere Herzthätigkeit wider, die ihrerseits durch die Wärmesteigerung vom Zentrum des Nervensystems aus erregt ist. Dennoch ergiebt das „Pulsfühlen" manchmal scheinbare Widersprüche gegenüber der „Temperaturmessung". Es kann jemand, der zum Beispiel an schwerem septischem Fieber leidet, dabei eine niedere Temperatur zeigt, doch einen kleinen, frequenten, ja kaum zählbaren Puls haben. Dieser Umstand zeigt, daß der Puls ziemlich unabhängig von der Körperwärme seinen eignen Weg geht, daß er aber durch seine Beschaffenheit dem Kenner immerhin wertvolle Fingerzeige giebt. Eine kleine Welle, ein unrhythmischer Puls wird ihn zum Beispiel beizeiten auf drohende Herzschwäche aufmerksam machen.

Da die Sauerstoffaufnahme und die Kohlensäureabgabe im Fieber gesteigert sind, so kann uns, auch wenn die Lungen frei sind, die Steigerung in der Zahl der Atemzüge nicht wundern. Je heftiger das Fieber ist, desto schneller, erregter atmet der Mensch. Ebenso sind die Erscheinungen seitens der Verdauungswege sehr bekannt. Die Zunge ist meist trocken, aber nicht immer belegt. Nur wenn auch der Magen beteiligt ist, Appetitlosigkeit durch Abnahme und geringeren Säuregehalt des Magensaftes, Störungen in der Magenverdauung und so weiter sich einstellen, wird auch die Zunge in Mitleidenschaft gezogen. Der weiße oder graue Belag, auf den übrigens der Laie von jeher ein viel zu großes Gewicht legt, so daß er oft dem Arzt als erste Begrüßung die Zunge herausstreckt, fehlt in solchen Fällen nicht; in andern Fällen ist die Zunge rissig oder dunkelrot, von himbeerartiger Oberfläche; oft auch stoßen sich die Epithelzellen massiger ab, und dies verursacht dem Kranken, wenn er sie nicht abschabt, einen faden, „pappigen" Geschmack. Daß der Durst im Fieber gesteigert ist, weiß jeder. Kaltes Wasser ist deshalb dasjenige, wonach der Kranke am meisten verlangt, und darum thun ihm auch durstlöschende Mittel, wie Zitronensaft, kalter Thee, Eisstückchen, so wohl.

Manche werden sofort darauf aufmerksam, daß, sobald sie Fieber haben, auch ihre Sinne empfindlicher sind. Licht blendet, Schall stört, Musik und lautes Sprechen erregt sie. Erst im weiteren Verlauf des Fiebers tritt eine gewisse Abstumpfung gegen Sinneseindrücke ein; der Geist wird etwas umnebelt, das Gehirn benommen, zum klaren Denken oder zu geistiger Arbeit gewinnt es nicht mehr die Kraft. Schlafsucht, Schwindel, Delirien, Muskelschwäche, Niedergeschlagenheit, die mit Erregung wechseln kann, und sonstige schwere Nervensymptome stellen sich ein. Man sieht förmlich die Folgen der abnormen Ernährung und der Schädigung des Zentralnervensystems. Dieser äußerst schwere Zustand, wie man ihn zum Beispiel bei typhösem Fieber antrifft, kann unter tiefster Bewußtlosigkeit, unter Herzschwäche und Verfall zum Tode führen. Andrerseits aber kann sich an ihn auch, mit Nachlaß des Fiebers, die Genesung schließen. Meist geht diese langsam vor sich; es bleibt noch eine Zeitlang eine verringerte Widerstandsfähigkeit und gesunkene Ernährung zurück, bis die wiedererwachende Kraft und Reaktion des Körpers ihren neubelebenden, stärkenden Einfluß äußert und ein um so regerer Appetit, eine neue Frische und Freude der Stimmung die völlige Wiederherstellung bewirkt.

Geradezu sinnverwirrend ist die Legion von Namen, die man — oft recht gedankenlos, unwissenschaftlich und geschmacklos — den verschiedenen Arten des Fiebers gegeben hat. Hier ist es wirklich besser, eine möglichst einfache Einteilung festzuhalten, die auf Naturbeobachtung begründet ist. Da lassen sich denn leicht zwei Hauptarten unterscheiden, je nachdem ein septisches Gift eingewirkt hat oder keine Infektion. Im letzteren Falle hat man also ein einfaches, aseptisches Fieber vor sich, wie man es nach Erkältungen, Entzündungen, bei Katarrhen und so weiter täglich sehen kann. Selbst Hautverletzungen können, wenn die Wunde nicht verunreinigt wurde, eine meist nicht sehr hohe Temperatursteigerung bewirken, bei der aber die sonstigen Fiebersymptome, zumal nervöse Erscheinungen,

Digitized by Google

fehlen. Auch die Temperaturerhöhung kann kurz verlaufen, so daß man eigentlich nur von einem „Fieberchen" (Febricula) zu sprechen pflegt; ja, subjektiv befindet sich der Betreffende manchmal sogar so gut, daß er umhergeht, weil er gar nicht weiß, daß er fiebert.

Ganz anders die *infektiösen Fieber*, zu denen Bakterien, septische Stoffe, Eiterkokken und dergleichen böse Feinde den Anlaß gegeben haben, Formen, die oft die höchste Lebensgefahr mit sich bringen. Wie ganz anders ist in solchen Fällen das Bild des offenbar viel schwerer Leidenden! Häufig leitet, nach einem Stadium der Mattigkeit, des Unbehagens, ein Schüttelfrost — das Signal der toxischen Reizung der Zentralorgane — das Fieber ein, welches meist einen heftigen, stürmischen Verlauf nimmt. Hohe Temperaturen, neben denen oft ein sehr frequenter Puls besteht, gehen mit zeitweiligem Kühlwerden, mit Blaß- und Bläulichfärbung der Haut einher. Die Hände können kühl sein, während der Rumpf starke Hitze zeigt; Trockenheit der Haut wechselt mit Feuchtigkeit derselben ab. Fast stets ist das Nervensystem mit ergriffen, häufig das eine oder andre Organ — kurz, der ganze Zustand ist wesentlich ernster und zeigt, zumal auch durch die subjektiven Erscheinungen und das ausgesprochene Uebelbefinden, daß es sich um eine Art von Giftwirkung handelt. Die ganzen Erscheinungen können, so stürmisch sie erscheinen, wieder nachlassen und eine Genesung ermöglichen; aber sie können auch unter Zunahme der Pulsfrequenz, trockener, harter Zunge, Schlafsucht und Verfall zum Tode führen. Septische Infektion und sogenannte Eitervergiftung (Resorptionsfieber) des Bluts bieten oft solch traurigen Ausgang.

Nach dem *Typus des Verlaufs* hat man eintägige, kurze Fieber als ephemer, länger dauernde als kontinuierend, schwankende als remittierend und versatil bezeichnet. Bleiben zwischen einzelnen Fieberanfällen freie Tage, so spricht man von intermittierendem oder Wechselfieber. Kommt es nicht zum richtigen Ausbruch, so nennt man es larviert: tritt zu einer fieberhaften Krankheit eine zweite, so hat auch diese Form ihren klinischen Namen. Verläuft es kräftig, akut, mit einer Krisis, so wird es als „sthenisch" bezeichnet, während ein mehr langsamer, träger Verlauf als „asthenisch" gilt, und ist es lebensbedrohend, so nennt man es perniziöses Fieber.

Aber damit hat sich die Vorliebe, den Fiebern Namen zu geben, noch keineswegs erschöpft. Rheumatisches und katarrhalisches, nervöses und galliges Fieber findet man erwähnt. Nach allen Organen hat man, falls diese eine mit Fieber verlaufende Störung darbieten, dieses Fieber benannt und ebenso auch Krankheiten wie Hysterie, Epilepsie, Apoplexie, Nesselfriesel, Magenkrampf, Rose, Hundswut und so weiter, die an und für sich gar kein spezifisches Fieber haben. Wie man sieht, hat die Sucht, zahlreiche besondere Fieberarten aufzustellen, sehr sonderbare Blüten getrieben. Alle diese Bezeichnungen sind unwissenschaftlich, denn sie widersprechen der heutigen Kenntnis vom Wesen des Fiebers. Sie haben zum Teil nur noch geschichtliches Interesse. In früheren Jahrhunderten, in denen man das Fieber als einen Reinigungsprozeß des Blutes und der Körpersäfte auffaßte, spielten das Gallenfieber, das Schleimfieber, das gastrische Fieber, der „englische Schweiß", das Faulfieber eine große Rolle, und noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sprach man von Lazarett-, Hunger-, Kerker- oder Schiffstyphus, von dem ungarischen oder Flecktyphus — kurz, von einer Anzahl Varietäten des Typhus, die man jetzt als zusammengehörig, als eine bestimmte Form kennt. Noch jetzt bilden Schnupfenfieber, Heufieber und dergleichen die letzten Ausläufer der alten Fieberbezeichnungen, ebenso wie das Sumpffieber, das Kongofieber, das Schwarzwasserfieber, das Campagnafieber nur Formen der Malaria sind.

Wenn das Fieber eine Reaktion des Körpers gegen die giftigen Stoffwechselprodukte eingedrungener Mikroben ist und in sich selbst die Bedingung zur Heilung trägt, indem die hohe Temperatur die Bakterien direkt vernichtet, wenn also die meisten Fieber eine Selbstheilung ohne wirkliche Behandlung ermöglichen, so könnte man fragen: Soll denn überhaupt das Fieber behandelt werden? Wäre es nicht besser, diesen Sturm sich austoben, diese natürliche Reaktion des Organismus ungestört ablaufen zu lassen? Unterbricht man nicht gerade durch ein Bekämpfen des Fiebers, das heißt also der Temperatursteigerung, den

Digitized by Google

„Selbstheilungsprozeß", der im Fieber liegt? Theoretisch wären solche Fragen nicht nur berechtigt, sondern sogar teilweise zu bejahen. Praktisch ist jedoch das „Nichtsthun" bei Fieber, das passive oder, wie der technische Ausdruck lautet, „exspektative" Verhalten doch nicht gut durchführbar, und zwar aus zwei Gründen: einmal hat die Heilkunde doch die Aufgabe, dem Kranken sein Leiden zu erleichtern und da, wo sie dies nicht direkt beseitigen kann, die Symptome zu behandeln; und sodann würde doch die anhaltende Temperaturerhöhung einen zu großen Zerfall an Körpersubstanz veranlassen, und diesem durch Herabsetzung der Körpertemperatur vorzubeugen, ist vollständig gerechtfertigt. Von jeher ist es deshalb das Bestreben der Kranken gewesen, sich selbst die durch das Fieber verursachten Beschwerden, zumal die Hitze, den Durst, den eingenommenen Kopf und so weiter, durch Kühlen zu bessern. Instinktiv greift der Fieberndе zu kaltem Wasser oder zu Eis, beides äußerlich und innerlich anwendend. Selbst die kühlende Luft und die frische Bettwäsche erquicken ihn, und durststöschende Fruchtsäfte oder säuerliche Getränke genießt er mit Vorliebe.

Leider hatte die Wissenschaft noch vor 40—50 Jahren Ansichten, welche mit dem gesunden Menschenverstand in Widerspruch standen. Der arme Fieberkranke wurde noch tüchtig mit Federbetten bedeckt und bekam schweißtreibenden Thee, damit die Krankheit „herauskäme"; ängstlich wurde alles Lüften des Zimmers gemieden, und die Kost war erbärmlich dünn, kraftlos, nicht im stande, den Eiweißzerfall zu ersetzen. In heißer Zimmerluft mußte der vom Fieber Ergriffene qualvolle Wochen verbringen. Jetzt lächeln wir über diese Art der Fieberbehandlung; denn heutzutage steht die Behandlung mit kaltem Wasser obenan. Abkühlende Bäder, kalte Einwicklungen, Umschläge, Eisbeutel, Kompressen, frische Luft, leichte Bedeckung, kühlendes Getränk — das ist jetzt die Losung. Diese hydropathische Behandlung, die in wissenschaftlicher Form zuerst bei Typhus eingeführt wurde, feiert heutzutage Triumphe und ist vielfach den inneren Fiebermitteln überlegen.

So unersetzlich das älteste Fiebermittel, das Alkaloid der Chinarinde, ist, und so sehr das Chinin zum eisernen Bestande der Ausrüstung des Forschungsreisenden gehört, welcher sich nach Malariagegenden begiebt, so haben doch zahlreiche neuen Antipyretika versucht, es zu verdrängen. Obwohl sie große Kraftanstrengungen hierzu gemacht haben, und Mittel wie Antipyrin, Antifebrin, Salophen, Salipyrin und so weiter sich trotz manchen unangenehmen Nebenwirkungen auch für gewisse Fieberformen bewährt haben, ist doch das Chinin, zumal es neuerdings durch das Euchinin und durch Kakaopastillenform gelungen ist, seinen bitteren Geschmack zu verdecken, immer noch in seiner alten herrschenden Stellung geblieben. Seine spezifische Wirkung hat ihm diese erhalten.

Es stehen sich in der heutigen Heilkunde drei Ansichten bezüglich der Behandlung des Fiebers gegenüber. Die einen meinen, man solle gar nicht in den Gang des Fiebers eingreifen, eben weil es „durch sich selbst" und auch ohne Behandlung wieder vernichtet und die natürliche Reaktion dadurch nur gestört wird. Man solle sich also auf die symptomatische Behandlung beschränken. Die andern sind für die inneren, antipyretischen Mittel und streben danach, teils durch eine spezifische Wirkung auf die Fiebererreger, teils durch Beeinflussung des Wärmezentrums die Temperatur herabzudrücken, obwohl sie sich nicht verhehlen können, daß Wärmeverminderung noch keine Heilung ist. Die dritten suchen die Temperatursteigerung durch Anwendung des kalten Wassers zu erzielen, dadurch die Reaktionskraft des Organismus zu erhöhen und ihn in den Stand zu setzen, daß er das Fieber besser übersteht. Welche von diesen Ansichten die meiste Berechtigung hat, kann hier nicht erörtert werden. Wahrscheinlich paßt keine Methode für sämtliche Arten von Fieber, und man wird, je nach dessen Ursachen und Wesen, die eine oder die andre wählen, ja selbst zwei kombinieren müssen.

Auch über die Ernährung des Fiebernden war lange Zeit ein Streit, speziell darüber, ob man ihm Alkohol in Gestalt starker Weine, alten Cognacs und dergleichen reichen dürfte. Zweifellos ist dies gestattet, ja geboten, wenn Herzschwäche und Neigung zu Kollaps besteht. Aber auch um solchen Zuständen vorzubeugen, ist der Alkohol empfohlen worden, ja

Digitized by Google

man hat ihn geradezu als ein Mittel gegen das Fieber hingestellt. Jedenfalls sind neben alkoholhaltigen Getränken, die weniger aufregen, als man gewöhnlich fürchtet, in der Fieberdiät reichliche kalte Getränke, Fruchtsäfte, Säuerlinge, Brot- und Reisaufgüsse, kühle Milch, Mandelmilch, schleimige Abkochungen, dünner Kaffee oder Thee mit Milch ganz unschädliche, dem Kranken angenehme Getränke. Leichte Suppen mit etwas Fleischbrühe oder Extrakt oder Peptonen, alle Formen von Gelatinen, weiche Eier, leichtes Gebäck, leichte Mehlspeisen, Spinat oder Tomaten, Kompotts sind ebenfalls nach den jetzigen Ansichten gestattet, während Fett, fette Saucen, Fleischsorten und Backwerke, Kartoffeln, Erbsen, harte Eier, Käse nicht ratsam sind. Doch wir sind hier, ohne es zu wollen, in die Küche geraten, deren Terrain wir den Damen überlassen müssen. Ziehen wir uns also aus diesem Raume wieder zurück. Haben doch in ganz meisterlicher Weise J. Bornträger, Bezirks- und Medizinalrat in Danzig, und Dr. Otto Dornblüth in Rostock solche Diätvorschriften für Fieberkranke zusammengestellt,[1]) auf die wir verweisen können, wenn jemand sich spezieller für die Fragen interessiert: Wie soll ein Fiebernder ernährt werden? Was ist ihm zuträglich? Was nur gestattet? Was verboten?

Aber auch die Fieberbekämpfung in der Natur ist nicht ohne Interesse. Wo jahraus jahrein Malaria herrschte und zahlreiche Menschen schwer krank machte, ja selbst dahinraffte, hat die Kultur die Sumpfmiasmen und die gefährlichen Protozoen nach und nach verdrängt. Die Anpflanzung des rasch wachsenden „Fieberheilbaums" (Eucalyptus Globulus), mit seinen hohen Stämmen und immergrünen Blättern, welche durch ihre reichliche Sauerstoffausscheidung das „Entsumpfen" berüchtigter Fiebergegenden bewirken, ist gegenwärtig sehr beliebt, zumal auch sein Holz hart und dauerhaft ist. Ueberhaupt verdrängt die Kultur die Malaria; wenige Jahrzehnte, nachdem sumpfige Niederungen entwässert, getrocknet, bepflanzt und bebaut wurden, ist das Wechselfieber aus ihnen völlig verschwunden.

Aber leider hat die Kultur dafür manche andre „Fieber" im Gefolge gehabt — freilich nicht solche im medizinischen Sinne. Wer erinnert sich nicht des Diamantenfiebers am Kap, des Silberfiebers in Kalifornien und des neuerdings wieder stark grassierenden Goldfiebers in Klondyke? Wer gedächte nicht aus seiner Jugendzeit des Schulfiebers, aus der Studentenzeit des Examensfiebers, aus den Kriegsjahren des Kanonenfiebers? Und wie manche Debütantin kann kaum das Lampenfieber überwinden, während ihr Verehrer vielleicht am Liebesfieber krankt! Alle diese und ähnliche Fieberbezeichnungen künden uns einen zunächst psychischen Erregungszustand an, der aber in Wirklichkeit stark genug ist, um bisweilen bei dem Betreffenden auch physische Krankheitserscheinungen zu bewirken. Herzklopfen, Wallungen nach dem Kopfe, Muskelzittern, Frösteln, Störung des Schlafs und der Verdauung sind solche Symptome der Mitbeteiligung des Körpers an ursprünglich nur seelischen Prozessen.

Auch für andre Vorgänge, wie Eile und Hast, Unruhe und Aufregung, Jagen nach Geldgewinn oder nach Neuigkeiten und so weiter, hat man den Ausdruck „fieberhaft" gewählt, um anzudeuten, daß der Betreffende sich nicht mehr vollständig im Zustande der Norm, der Selbstregulierung befindet, daß sein ganzes Gebaren ein unruhiges, ein in Stimmung und im Ausdruck wechselndes, ja fast ein unheimlich befremdendes ist. Mahnen doch selbst die „Fieberphantasien" manches Dichters oder Komponisten mehr an das Delirium eines Fiebernden als an einen geregelten, klaren Denkprozeß; ja man möchte auch von manchen Gemälden Moderner behaupten, daß sie in ihrer konfusen Symbolik und Mystik gemalte Fieberphantasien sind. Ohne Phantasie giebt es allerdings keine Kunst; aber wenn diese Phantasie ungezügelt, wild dahinstürmt, ohne Maß, ohne Grazie und Harmonie sich äußert, sich in kapriziösen Gedankensprüngen und unverständlichen Tollheiten gefällt, dann ist sie krankhaft wie das gereizte Gehirn eines Fiebernden.

Berlin. L. Fürst.

[1]) Leipzig. H. Hartung & Sohn.

Digitized by Google

Litterarische Berichte.

Die Untrüglichkeit unsrer Sinne. Von L. Glahn. Leipzig, Hermann Haacke, 1898.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der zweite, mit dem wir uns hier nicht näher beschäftigen wollen, behandelt einige Grundfragen der Optik. Der erste Teil erörtert die uralte Frage nach der Wahrheit. Der Verfasser meint, daß nur durch die Empfindungen und nicht durch den Verstand neue Wahrheiten gewonnen werden, und er glaubt, daß die Tastempfindung mit einem daran geknüpften Schluß auf ihre Ursache die Basis unsrer Erkenntnis der wirklichen Welt ist. „Wir besitzen ein untrügliches Mittel, um die Beschaffenheit und die Natur der Außendinge zu bestimmen: wir können die Gestalt und die Formen der Naturwesen, und zwar sowohl im Zustande ihrer Ruhe als auch ihrer Veränderung, feststellen. So wahr wir unsern eignen Leib als real existierend erkennen — und dieses ist uns von innen heraus kraft des Satzes ‚sentio ergo sum' unmittelbar gewiß —, so wahr existiert auch der vor uns stehende Stuhl, Ball, Stock oder jeder sonstige fremde Gegenstand, welchen wir mit der Hand betasten." — Einen stichhaltigen Beweis für diese erkenntnistheoretische Ansicht können wir in Glahns Darlegungen nicht finden. Selbst wenn wir ihm zugeben wollten, daß die formalen Wissenschaften (wie die Mathematik) nichts Neues zu Tage fördern und daß sich die Geometrie auf die anschaulich gegebenen Kongruenzsätze und den Scheitelwinkelsatz zurückführen läßt, so steckt doch eben in den Empfindungen und Anschauungen ein Problem, das der Verfasser nicht gesehen zu haben scheint. Der folgende Satz zeigt, mit welcher Naivität hier die Schwierigkeiten umgangen werden: „Da das Tastgefühl über unsern ganzen Körper verbreitet ist, so sind wir uns aus unserm eignen Innern heraus ohne weiteres als ein Wesen, nämlich als ein ausgedehntes, empfindendes Subjekt bekannt und bewußt." Mit ähnlicher Unbekümmertheit wird gegen Kant zu Felde gezogen; namentlich das vierte und fünfte Argument leisten im Mißverstehen des Kritizismus das Menschenmögliche. Dazu kommen andre Sonderbarkeiten. Der Verfasser giebt zum Beispiel eine neue Einteilung der Wahrnehmung und behauptet zu ihrem Erweis kühnlich: „Im Grunde genommen sind Geruch und Geschmack doch bloß Nuancen des Tastsinnes." Was kann die Wissenschaft wohl aus solchen Redewendungen gewinnen! Das Beste an dem ganzen Buch sind die häufigen und ausführlichen (übrigens nicht immer zuverlässigen) Citate. Des Verfassers eigne philosophische Neigungen, deren Existenz wir gern anerkennen, müssen — unserm Verständnis nach — erst ordentlich in Zucht genommen werden, ehe sie zum Guten führen können. M. D.

Speculum perfectionis seu S. Francisci Assisiensis legenda antiquissima auctore fratre Leone. Nunc primum edidit Paul Sabatier. 376 Seiten. Paris 1898. Librairie Fischbacher.

Das wissenschaftliche Interesse hat sich seit einiger Zeit mit erneutem Eifer der Gestalt des Franz von Assisi zugewendet. Unter der umfangreichen Litteratur, die dadurch hervorgerufen ist, nimmt das vorliegende Werk wegen seiner gewissenhaften Gründlichkeit einen hervorragenden Platz ein. Es enthält die älteste Darstellung, die wir von dem Leben und der Geistesentwicklung des großen Ordensstifters besitzen. Sie ist von einem seiner vertrautesten Freunde, dem Bruder Leo, mit außerordentlicher Gefühlswärme geschrieben (beendet 1227), doch wird durch die scharfe Polemik, die der Biograph an mancherlei Widersachern übt, der Gesamteindruck beeinträchtigt; die Erbitterung, mit der der Parteistandpunkt verfochten wird, wirkt zuweilen verletzend. Das Werk Leos ist von Sabatier mit einer sehr ausführlichen Einleitung und einem genauen Kommentar versehen worden. Es erscheint als erster Band einer „Collection de documents pour l'histoire religieuse et littéraire du Moyen âge", deren zweiter und dritter Band ebenfalls Franz von Assisi gewidmet sein werden. Br.

Mann und Weib. Bergvolk. Novellen von G. von Berlepsch. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Goswina von Berlepsch hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer angesehenen Stelle unter den deutschen Erzählern aufgeschwungen. Sie erregte zuerst Aufsehen mit den Werken „Thalia in der Sommerfrische" und „Ledige Leute", denen sich als ein wahres Kabinettstückchen moderner Novellistik die Erzählung „Mutter" anschloß. Die beiden vorliegenden Sammlungen „Mann und Weib" und „Bergvolk" enthalten Skizzen und kleine Erzählungen, in welchen die Kunst der Darstellung sich die gleiche Höhe wahrt. Die in dem ersten Bande zusammengestellten Lebensbilder, die sich auf dem Boden Wiens und in dessen nächster Umgebung abspielen, behandeln in feinsinniger Weise das gegensätzliche Verhalten der beiden Geschlechter, bald mit launigem Anfluge, bald in tiefernster Stimmung. Auch die Stücke der

Digitized by Google

zweiten Sammlung sind bald ernst, bald heiter gestimmt; sie führen uns in das deutsche Hochland und schildern uns die Bewohner desselben in ihrem Mühen um das Dasein, ihre Umgebung dabei in der wechselnden Beleuchtung von Sonnenlicht und Wolkenschatten erscheinen lassend. Ueberall ist das, was uns fesselt, ein Einzelschicksal, wie die Kunstform der Novelle es erfordert. In der ersten Sammlung dürfte der Erzählung „Ein Maitag", in der letzteren der ländlichen Tragödie „Der Nachtwächter von Schlurn" der Preis gebühren. h.

Von zwei Geschwistern. Von Otto Sachs. 203 Seiten. Berlin 1898. Schuster & Löffler.

Eines Toten Vermächtnis, durch einen Freund besorgt, lassen uns die zwei Novellen, die das Bändchen enthält, tief hineinsehen in die gewaltige Sprachbegabung und künstlerische Originalität des Verfassers. Aber die Probleme, die er gewählt, scheinen uns zu gefahrvoll für den Schreiber sowohl als für das Durchschnittspublikum. Für jenen, weil nur vollendete Kunst sich an solchen Vorwurf wagen durfte, für dieses, weil der Hauch falsch verstandenen Nietzschetums, der die Novellen durchweht, vergiftend wirken muß. In der ersten („Von zwei Geschwistern") gewinnt der sinnenfröhliche Zauber der Renaissance, die Formvollendung und feste Geschlossenheit der Novelle des Lesers Sympathie, dagegen kann uns der „Held" der zweiten („Ein Mord") in seiner krankhaften Ueberreiztheit weder Recht noch Motive seines früheren brutalen Handelns begreiflich machen, sein jetziger gebrochener Zustand erweckt daher mehr Ekel als Bedauern! —ck.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Arndt, Ernst Moritz. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin, Georg Reimer. M. 7.—

Coubertin, Pierre de, L'évolution française sous la troisième république. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. Herausgegeben von H. Bruckmann, München, und J. Meier-Graefe, Paris. II. Jahrgang Nr. 2 und 3, November und Dezember 1898. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Vierteljährlich M. 3.75.

Fulda, Ludwig. Herostrat. Tragödie in 5 Aufzügen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 2.—

Groos, Karl, Die Spiele des Menschen. Jena, Gustav Fischer. M. 10.—

Hart, Julius, Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Leipzig, Eugen Diederichs. M. 5.—

Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift. Siebenter Band: Die Berliner Märztage von 1848. Die Ereignisse und ihre Ueberlieferung. Von Prof. Dr. Wilh. Busch. München, R. Oldenbourg. Gebunden M. 2.—

Hoffmanns Haushaltungsbuch für das Jahr 1899. (17. Jahrgang.) Stuttgart, Julius Hoffmann. Kartoniert M. 2.—

Lipps, Theodor, Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge, teilweise gehalten im Volkshochschulverein in München. Hamburg, Leop. Voß. M. 5.—

Matthes, Valerie, Italienische Dichter der Gegenwart. Studien und Uebertragungen. Berlin, Carl Duncker. M. 4.—

Meysenbug, Malwida v., Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin". Mit einem Porträt. Berlin, Schuster & Loeffler.

Prevost, Marcel, Camilla (Mademoiselle Jaufre). Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. M. 4.—

Rauchenegger, B., Rudelmaier jr. in Afrika und sonstige Reiseberichte des Redaktionspersonales der Weltschrift „G'schaftlhuber". Mit Zeichnungen von E. v. Baumgarten. München, Cäsar Fritsch.

Revue de Paris, La. 5e Année. N. 24: 15 Décembre 1898; 6e Année. N. 1—2: 1r et 15 Janvier, N. 3: 1r Février 1899. Paris, Calmann Lévy. à Frs. 2.50.

Weddingen, Dr. Otto, Geschichte der Berliner Theater in ihren Grundzügen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Berlin, Oswald Seehagen. Gebunden M. 1.50.

Zabel, Eugen, Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das ausländische Theater. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile über deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Rotebühlstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Nur das denkbar Beste in Schusswaffen aller Art liefert zu konkurrenzlos billigen Preisen die Waffenfabrik von H. Burgsmüller, Kreiensen (Harz). Ill. Katal. mit hoch. Referenzen grat. u. frk.

Dr. P. Albert Kuhn.

Allgemeine Kunst-Geschichte.

Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der

Geschichte, Technik, Aesthetik.

Ca. 25 Lieferungen à 2 Mk.

Jetzt sind 16 Lieferungen erschienen.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.

Psyche, Character,

die feinst. u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund einzusend. Handschriften: der Entdecker u. Meister d. wissenschaftl. Psychographologie P. P. Liebe, P. F., Augsburg 1. Bitte, Bedingungen auch Brosch. (968.) kostenfr. zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. i. viel. j. vorn. Anstöß. m. Praxis deplac. Nobl. obligo.

H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M.

Den neuen (III.) Jahrgang

beginnt am 1. Januar 1899

in bedeutend vermehrtem Umfang

Die illustrierte Wochenschrift

DIE UMSCHAU

unterrichtet in gemeinverständlicher Form über alle Wissensgebiete.

Probenummern gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

Eine | Verlag von Fr. Ackermann—Weinheim.

Moderne Kreuzfahrt

b. **Dr. Barrillon.** Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Brosch. ℳ 4,60, eleg. geb. ℳ 5,80, mit Goldschn. ℳ 6,20.

Nitokris Roman aus dem alten Aegypten

von **Alfred Heunig.**

Preis brosch. ℳ 2,40, eleg. geb. m. Goldschn. ℳ 3,—

„Die Waffen nieder!“

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von **Bertha von Suttner.** 8. Jahrgang. **M. 1,50 pro Quart.,** durch die Post, jede Buchhandl. u. **E. Pierson's Verlag in Dresden.** Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart! Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für **Nerven-** und **Morphium-** und dergl. **Kranke**

Nähe Inn. Prom.

Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

Baden-Baden

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.

Dirig. Arzt: **Dr. Emmerich.** 2 Aerzte.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. **Mit natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung.

à ¾ L. 75 Pfg. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Garbach & Cie.

Digitized by Google

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Reck

Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von C. L. Hirschfeld in beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierundzwanzigster Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1899.)

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1899.

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXIV

(April bis Juni 1899).

Seite

Friedrich v. Esmarch: Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges I. II. 1. 156

Lisa Weise (E. Liß-Blanc): Salonmüde. Novelle I. II. 21. 134

Wilhelm Oncken: Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar bis März 1813. Urkundliche Mitteilungen I. II. III. 44. 196. 337

Dr. J. Palisa: Ein Jahrhundert Asteroidenforschung 57

Dr. J. Sadger (Wien): War Goethe eine pathologische Erscheinung? 72

Dr. v. Schulte in Bonn: Meine erste Besprechung mit Fürst Bismarck am 2. Januar 1873. Aus meinen Tagebüchern 96

Ilias (Ilka Horovitz-Barnay): Von Anton Rubinstein 104

Ludwig Aegidi: Zur Friedenskonferenz 129

M. Philippson: Der Beginn des Kulturkampfes. Aus Forckenbecks Briefen an seine Gemahlin 164

Prof. Dr. L. Büchner: Erkenntnis und Entwicklung 174

Dr. P. D. Fischer: Aus deutschen Städten 185

Prof. Dr. L. Zehnder: Der Kampf unter den Weltkörpern 210

Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien): Der „Verismus" in der Kunst und in der Wissenschaft 221

Dr. v. Schulte in Bonn: Erinnerungen an Graf Caprivi 229

Dr. Max Nordau: Zeitfragen: Das Frauenstudium der Heilkunde. Volksvertreter und Künstler 235. 368

Bruno Walden: Litterarische Betrachtungen 240

St. Petersburg zur Zeit des Krimkrieges. Aus einem Tagebuche vom Jahre 1855 257

Franz Ferdinand Heitmüller: Der Schatz im Himmel. Eine kuriose Geschichte I. 269

Pierre de Coubertin: Die religiöse Frage in den Vereinigten Staaten und in Europa 287

Digitized by Google

Seite

Prof. Dr. Moriz Benedikt: Ueber Fernfühligkeit (Telepathie) . . . 297
Prof. Dr. Pelman: Geisteskrankheit und Verbrechen 307
Lord Farrer: Koloniale Ausdehnung und Erweiterung der Landesgrenzen 317
K. Bürkner: Die Schwerhörigkeit bei Eisenbahnbeamten 333
Freiherr v. Erhardt, Kapitän z. See a. D.: Selbsterlebtes auf den Samoa-Inseln 353

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstlehre.

Prof. Dr. Max Schmid, Aachen: Kunstlehre an kaufmännischen Hochschulen 122

Geschichte.

F. v. Salpius: Der Konflikt Blüchers mit dem General v. Borstell 1815 247

Kleine Revuen.

Naturwissenschaftliche Revue 111
Litterarische Revue 118
Litterarische Berichte 126. 251. 374
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 254. 379

Digitized by Google

Vierundzwanzigster Jahrgang — April 1899 — Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

HARVARD COLLEGE LIBRARY
APR 15 1899
CAMBRIDGE, MASS.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Friedrich v. Esmarch . .	Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges	1
Lisa Weise (E. Liß-Blanc) .	Salonmüde. Novelle	21
Wilhelm Oncken	Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1873. Urkundliche Mitteilungen	44
Dr. J. Palisa	Ein Jahrhundert Asteroidenforschung	57
Dr. J. Sadger (Wien) . .	War Goethe eine pathologische Erscheinung?	72
Dr. v. Schulte in Bonn .	Meine erste Besprechung mit Fürst Bismarck am 2. Januar 1873. Aus meinen Tagebüchern	96
Ilias (Ilka Horovitz-Barnay):	Von Anton Rubinstein	104
Naturwissenschaftliche Revue	. . . . .	111
M. zur Megede	Litterarische Revue	118
Berichte aus allen Wissenschaften	. . . . .	122
	Kunstlehre: Prof. Dr. Max Schmid, Aachen: Kunstlehre an kaufmännischen Hochschulen.	
Litterarische Berichte	. . . . .	126
	Palästina. Land und Leute. Reiseschilderungen von W. Bambus. — Ausgewählte Gedichte von Ludwig Pfau. Herausgegeben von Ernst Ziel. — Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Von Moritz Wilhelm Drobisch. — Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Von Hans Cornelius. — Ueber Land und Meer. Folio-Ausgabe. 41. Jahrgang 1899. — Deutsche Romanbibliothek. 27. Jahrgang 1899. — Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslandes. 9. Jahrgang 1899.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	. . . . .	127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die hohe, ganz einzig dastehende Auszeichnung, die durch

das Telegramm S. M. des Kaisers

an die Gattin des erkrankten Schriftstellers

Rudyard Kipling

diesem erwiesen wurde, lenkt die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf die Werke dieses anerkannt ersten englischen Schriftstellers der Jetztzeit.

In unserm Verlage ist in guter deutscher Uebersetzung erschienen:

Erloschenes Licht. Roman aus dem Englischen von **Rudyard Kipling.**

Preis geh. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—

Ueber diesen Roman Kiplings schrieb die **Schlesische Zeitung** in Breslau: Ein Künstlerroman, hat er dennoch mit den zahlreichen Produkten dieser Gattung nichts gemein: keine stilvollen Ateliers, kein üppiges Künstlerleben, keine pikanten Modellabenteuer bilden den Hintergrund: der Held ist ein echter, wahrer Kämpfer ums Dasein, der sich durch die widrigsten Verhältnisse hindurchringen muss, als ihn auf dem Höhepunkte seines Schaffens eine rasch sich entwickelnde Erblindung ins absolute Nichts zurückschleudert. Der Roman mit seinem hochdramatischen Inhalte, seiner lebensvollen Charakterschilderung, seiner ebenso naturwahren Sprache, die zeitweise eine Beigabe von Galgenhumor aufweist, ist als ungewöhnlich fesselnde Lektüre zu empfehlen.

Die **Allgemeine Moden-Zeitung** in Leipzig schreibt: Land und Leute treten in markig gezeichneten Bildern vor uns hin, und die gemütvolle Art und Weise der Darstellung erinnert an die Meisterschöpfungen eines Charles Dickens.

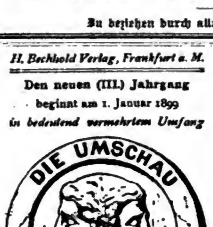
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M.

Den neuen (III.) Jahrgang

beginnt am 1. Januar 1899

in bedeutend vermehrtem Umfang



Die illustrierte Wochenschrift

DIE UMSCHAU

unterrichtet in gemeinverständlicher Form über alle Wissensgebiete.

Probenummern gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

Nur das denkbar Beste in Schusswaffen aller Art

liefert zu concurrenzlos billigen Preisen die Waffenfabrik von H. Burgsmüller, Kreiensen Nr. 116. (Harz). Ill. Katal. mit hoch. Referenzen grat. u. frko.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.

Empirische Psychologie

nach

naturwissenschaftlicher Methode

von Moritz Wilhelm Drobisch.

Zweite Auflage. 1898. Mk. 6.—.

»Diese Psychologie ist wegen der Fülle des Materials, ebenso wegen der Besonnenheit in dessen Anwendung und der klaren sehr lesbaren Darstellung mit Recht viel gebraucht worden ..... einen bloss geschichtlichen Wert hat sie auch heutigen Tages noch nicht.«

(Die erste Auflage erschien 1842.)

Psyche, Character, die feinst. u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund wissenschaftl. Handschriften; der Entdecker u. Meister d. wissenschaftl. Psychographologie P. P. Liebe, P. F., Augsburg t. Bitte, Beding., auch Brosch. (968.) kostenfr. zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. (viel) vorn. Autorität. m. Praxis deplac. Nobl. obligo.

Abonnements auf die „Deutsche Revue" nehmen Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen. Erstere liefern auf Wunsch das Januarheft gern zur Ansicht.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
APR 15 1899

Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges.

Von

Friedrich v. Esmarch.

Wenn die großen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts aufgezählt werden, so wird nur selten dessen gedacht, was in demselben geschehen ist, um die Leiden der Verwundeten und Kranken im Kriege zu lindern. Und doch wird es vielleicht einmal einen der schönsten Ruhmestitel unsers nun zu Ende eilenden Jahrhunderts bilden, auf diesem Gebiete zum erstenmal Wandel geschafft und trostlosen Zuständen ein Ende bereitet zu haben.

Wer wissen will, wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts um die Pflege der Verwundeten und Kranken bestellt war, der lese die Geschichte der Befreiungskriege.

Der preußische Staat mußte damals alle seine Kräfte einzig auf die Rüstungen zum Kampfe verwenden, wenn es gelingen sollte, den Feind aus dem Vaterlande zu vertreiben. Mehr als 180 000 Mann wurden in kurzer Zeit fürs Feld ausgerüstet, und wenn bei dem damaligen Zustande der Finanzen für die Sanitätseinrichtungen nichts übrig blieb, so ist das begreiflich genug.

Es kam dazu, daß auch die ganze russische Armee von mehr als 80 000 Mann ohne Ambulanzen ausmarschiert war und sich in dieser Beziehung auf die Hilfe der Deutschen verlassen hatte. So fehlte es für die Verwundeten und Kranken an allem, an Geld und an Aerzten, an Transportmitteln und Lazarettbedürfnissen.

Allerdings sahen diese Jahre schon die Anfänge einer freiwilligen Krankenpflege; doch waren deren Anstalten außer stande, jene Mängel zu ersetzen.

Und nun warf der ungeheure, drei Tage dauernde Völkerkampf 100 000 Tote und Verwundete auf das Schlachtfeld von Leipzig hin, und 34 000 der schwersten Verwundeten mußten allein in dieser Stadt untergebracht werden. Daß von diesen mehr als 11 000 an den Folgen ihrer Wunden und an den Hospitalkrankheiten zu Grunde gingen, darüber kann man sich nicht wundern, wenn man die Schilderungen liest, welche Reil und andre von den wahrhaft gräßlichen Zuständen in den Lazaretten Leipzigs geliefert haben.

Die Verwundeten lagen nach dem Berichte Reils in dumpfen Spelunken oder in scheibenlosen Schulen und hochgewölbten Kirchen, einige ganz im Freien.

Noch sieben Tage nach der Schlacht hatte von 20 000 Verwundeten kein einziger ein Hemd, ein Betttuch oder eine Decke erhalten, waren viele Verwundete über-

Digitized by Google

haupt noch nicht verbunden. Die Binden waren zum Teil aus Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnahmen, wo sie noch ganz war. Auf einem offenen Hof lagen die Leichen deutscher Krieger und wurden von Hunden und Raben angefressen. In einer Scheune bei Leipzig wurden 10 Tage nach der Schlacht 174 französische Verwundete verhungert aufgefunden.

Derselbe Jammer wiederholte sich im Jahre 1815 nach den Schlachten von Ligny und Waterloo, denn wenn man auch mittlerweile für die Errichtung von mobilen Lazaretten gesorgt hatte, so waren dieselben doch wegen ihrer Schwerbeweglichkeit weit hinter den Armeen zurückgeblieben, als diese in Eilmärschen über den Rhein rückten.

Man sollte meinen, solche Scenen, die die Herzen der Mitlebenden mit Schauder und Entsetzen erfüllten, hätten dazu führen müssen, die Sanitätseinrichtungen gründlich zu verbessern. Aber es zeigte sich nach einer längeren Friedenspause, in den Kriegen der neueren Zeit, daß die Zustände wahrlich nicht viel besser geworden waren.

Eines der schrecklichsten Beispiele lieferte der Krieg in der Krim, der im ganzen fast eine halbe Million Menschenleben gekostet hat. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß diese fürchterlichen Opfer zum großen Teil verursacht sind durch die mangelhaften Sanitätseinrichtungen der dort kämpfenden Armeen. Am schlechtesten war für die englischen Truppen gesorgt, denn es fehlte ihnen im ersten Jahre des Krieges an allen Lazaretteinrichtungen. Als jene nach der Krim hinübertransportiert wurden, hatte man in Varna auch die Ambulanzen eingeschifft; sie mußten aber wieder ausgeladen werden, weil man die Schiffe zur Nachsendung von Verstärkungstruppen gebrauchte. So kam es, daß von den englischen Regimentern, welche am 14. September 1854 bei Eupatoria den Boden der Krim betraten, keines mehr als 10 Tragbahren und einen Packpony für die Medizinkiste mit sich führte. Und 6 Tage später fand schon die blutige Schlacht an der Alma statt, in welcher die Engländer 1600 meist schwer durch Kartätschen Verwundete hatten. Es fehlte an allen Mitteln, sie zu transportieren, zu verbinden und unterzubringen, und sie wären hilflos auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und umgekommen, wenn nicht am folgenden Tage die Franzosen und die Marine ihnen zu Hilfe geeilt wären.

Nicht besser ging es nach den Schlachten von Balaclava und Inkerman, welche zusammen mehr als 4400 Verwundete lieferten. Es fehlte an jeglicher Einrichtung, um dieselben unterzubringen und ihnen eine geregelte Krankenpflege angedeihen zu lassen, und man mußte sie deshalb zu Schiffe nach dem Bosporus transportieren, wo sich Spitäler befanden, in denen freilich die Zustände kaum minder trostlos waren als in der Krim.

Aber ebensowenig wie für die Verwundeten und Kranken hatte man für die gesunden Soldaten gesorgt. Es fehlte an guter Verpflegung und ausreichender Bekleidung, um den entsetzlichen Stürmen des kalten Winters und den übrigen Entbehrungen Widerstand leisten zu können. Infolgedessen traten epidemische Krankheiten auf, wie Cholera, Ruhr, Typhus und Skorbut, Krankheiten, welche

Digitized by Google

sich nur durch eine zweckmäßige Gesundheitspflege im Zaum halten lassen; aber hier, wo es an allem fehlte, wüteten dieselben bald in einer grausenerregenden Weise. Schon im Dezember 1854 starben von je 1000 Mann 631, aber noch im Laufe des Winters nahm die Sterblichkeit in einer Weise zu, daß ganze Regimenter verschwanden, und die Armee würde vollständig zu Grunde gegangen sein, wenn nicht zum Glück sich das englische Volk der unglücklichen Krieger angenommen hätte. Zuerst begann die Presse sich zu regen, nachdem Sir R. Peel in einem Brief an die „Times", der von 200 Pfund Sterling begleitet war, die Schäden aufgedeckt und die Privathilfe aufgerufen hatte. — Bald regte sich die öffentliche Meinung, und diese ist bekanntlich in England im Verein mit der Presse eine so zwingende Macht, daß die Regierung sich entschließen mußte, ernsthafte und umfassende hygieinische Maßregeln zu ergreifen. Private und Regierungen wetteiferten dann miteinander in Sendungen von Hilfsmitteln aller Art; im November schon ging die so berühmt gewordene Miß Nightingale mit 37 englischen Damen nach der Krim, im nächsten Jahre folgten noch 50 andre, welche sich alle der freiwilligen Krankenpflege gewidmet hatten. Bald war man im stande, in der Krim selbst Lazarettbaracken zu errichten, so daß man die Verwundeten und Kranken nicht mehr übers Meer zu transportieren brauchte, und vorzugsweise durch die Bemühungen jener Damen wurden nach und nach die Zustände in den Lazaretten so viel besser, daß in den letzten 5 Monaten des Krieges nur noch einer von 100 Kranken gestorben ist.

Daß England diese traurigen Erfahrungen sich zu nutze gemacht hat, geht am klarsten hervor aus den Resultaten der vorjährigen abessinischen Expedition. Die Dimensionen derselben waren allerdings klein, aber wohl niemals sind die Schwierigkeiten, welche der Verpflegung und der Sorge für die Gesundheit einer Armee sich entgegenstellen können, größer gewesen als hier. Und doch haben sämtliche Truppen im ganzen durch Verwundungen und Krankheit nicht mehr als 1 Prozent verloren, ein Resultat, welches man wesentlich den umfassenden und zweckmäßigen Vorbereitungen und Maßregeln zuzuschreiben hat, die von seiten des ärztlichen Stabes im Verein mit dem Ingenieurcorps getroffen worden sind.

Von der französischen Armee waren in der Krim ähnliche, wenn auch nicht ganz so schlimme Erfahrungen gemacht worden; wie wenig man sich dieselben hatte zur Warnung dienen lassen, sollte der kurze aber blutige Krieg, welcher vier Jahre später in Italien geführt wurde, beweisen.

Als die französische Armee in Italien einrückte, waren die Sanitätseinrichtungen, welche sie mit sich führte, in hohem Grade mangelhaft. Die Ambulanzen hatten nicht mehr als den vierten Teil ihres Etats an Aerzten, die Hauptlazarette waren in Frankreich zurückgelassen. Man hatte sich auf den Patriotismus und die Hilfe der Sardinier verlassen, aber diese waren selbst nur ungenügend ausgerüstet. Es fehlte deshalb an allem, besonders an Aerzten, an Krankenwärtern, an chirurgischen Instrumenten und Lazarettutensilien.

Am 4. Juni war die Schlacht bei Magenta, am 24. Juni die bei

Digitized by Google

Solferino. Hier kämpften 300000 Mann 15 Stunden lang mit der größten Tapferkeit um den Sieg. Mehr als 40000 Verwundete blieben auf dem Schlachtfelde, und ebensoviele Kranke verlangten in den nächstfolgenden Tagen Aufnahme in die Lazarette.

Hier zeigte sich die Unzulänglichkeit der offiziellen Hilfsmittel in ihrer ganzen Furchtbarkeit.

Die grenzenloseste Verwirrung herrschte auf dem Schlachtfelde und in dessen nächster Umgebung. Mit der unsäglichsten Mühe wurden nach und nach 30000 Verwundete nach Brescia, 10000 nach Cremona geschafft. Aber noch am sechsten Tage waren nicht alle Verwundete untergebracht.

Unzählige verbluteten und verschmachteten auf dem Schlachtfelde, während des Transportes, in den Straßen der Dörfer und Städte. Es fehlte an Kräften, die hilflos Daliegenden aufzusuchen und sie in die nächsten Orte zu transportieren; es fehlte an Händen, den durstenden Lippen nur die erste und notwendigste Labung, das Wasser, zu bringen. Und als später die Hilfsmittel jeder Art von allen Seiten her gesendet wurden, fehlte es an Helfern, sie in geeigneter Weise zu verwenden.

Die Bevölkerung that alles und fast mehr, als in ihren Kräften stand. Viele Hunderte von Zivilärzten und Tausende von Männern und Frauen aus allen Klassen der Gesellschaft bemühten sich rastlos, der entsetzlichen Not zu steuern. Aber das Elend überstieg alle Grenzen!

Und nun erst die Toten! In solcher Not gehen die Lebenden vor. Aber unter dem heißen Himmel Italiens beginnt schon nach wenigen Stunden die Verwesung und schreitet rasch vorwärts. Und bald ist das ganze große Schlachtfeld ein einziger Herd der Zersetzung und der Pestileuz, von welchem alle in der Nähe liegenden Orte mit verheerenden Krankheiten bedroht sind. Und in diesen hat man die am schwersten Verwundeten unterbringen müssen.

Aber aus diesem Chaos von unsäglichem Jammer und Elend ist ein Werk entsprossen, welches in künftigen Kriegen die schönsten Früchte tragen sollte.

Ein Genfer Bürger, Henry Dunant, war unter den menschenfreundlichen Helfern, welche in den Tagen nach der Schlacht die Leiden der unglücklichen Opfer mit mehr als menschlichen Anstrengungen zu lindern versuchten. Er hat die grauenhaften Zustände, welche in den ersten Tagen in Castiglione und andern Orten in der nächsten Nähe des Schlachtfeldes geherrscht, in einfachen Worten, aber mit herzergreifender Wahrheit geschildert in seiner Schrift: „Un Souvenir de Solferino“, und diese Schrift ist es gewesen, welche den Anstoß gegeben hat zur Entstehung der Genfer Vereine und der Genfer Konvention.

Und nun die Schlacht von Königgrätz!

Ich unterlasse es, ein Bild zu entrollen von den entsetzlichen Zuständen nach der Schlacht. Es genüge, zu erwähnen, daß manche Verbandplätze voll Toter und Sterbender erst am dritten Tage nach der Schlacht aufgefunden wurden, daß die Dörfer in der Umgegend vollgepfropft waren von Verwundeten der schlimmsten Art, in denen am zweiten und dritten Tage einzelne Aerzte die frucht-

Digitized by Google

lose Arbeit unternehmen mußten, Hilfe zu bringen, ohne die geringsten Verband- und Erquickungsmittel zu haben. Mit Entsetzen hören wir von jenen Schwärmen schlechten Gesindels, welche nächtlich wie Hyänen das verlassene Schlachtfeld durchstreiften, die Toten plünderten, die Sterbenden beraubten, den Verwundeten die Finger abschnitten der Ringe wegen, die Augen ausstachen, wenn sie fürchteten, erkannt zu sein.

Auch das Schlachtfeld von Königgrätz hat seinen Dunant gefunden; wer sich die Schrecken desselben lebhaft ins Gedächtnis zurückzurufen wünscht, der lese die Schrift von Naundorff: „Unter dem roten Kreuz!"

So furchtbar gräßliche Zustände, wie sie diese Riesenschlachten mit sich bringen, haben wir in den vier Feldzügen, deren Schauplatz Schleswig-Holstein seit 1848 gewesen ist, gottlob nicht gesehen, da die Kämpfe hier niemals so ungeheure Ausdehnung angenommen haben.

Die Mangelhaftigkeit der offiziellen Sanitätseinrichtungen aber ist auch in jenen Jahren fühlbar genug geworden.

In allen diesen Kriegen auch der neueren Zeit hatte sich mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß die staatlichen Einrichtungen im Kriege niemals ausreichten, um den verwundeten und erkrankten Soldaten diejenige Hilfe angedeihen zu lassen, welche ihnen gebührt; und zwar um so weniger, je größere Dimensionen der Kampf annahm; nicht minder war es eine Thatsache geworden, daß die staatliche Hilfe zu Anfang der Kriege fast immer zu spät gekommen war.

Man braucht nicht Arzt zu sein, um zu wissen, daß die Hilfe, welche zu spät kommt, nur selten im stande ist, das wieder gut zu machen, was zu Anfang versäumt wurde. In jeder Schlacht fallen eine Menge der schwersten Verletzungen vor, welche in den ersten Stunden schon eines sorgfältigen Verbandes oder einer schwierigen Operation bedürfen, wenn das Leben erhalten werden soll.

Wenn also irgend etwas, so hatte sich die Unentbehrlichkeit der freiwilligen Hilfe herausgestellt.

Die freiwillige Hilfe hat nun auch, wie allgemein bekannt, in allen neueren Kriegen eine immer größere Rolle gespielt; ihre Leistungen sind mit der zunehmenden Not stetig gewachsen und haben am Schlusse jedes Krieges die großartigsten Dimensionen angenommen.

Die Barmherzigkeit ist ein Gefühl, welches sich in der Brust jedes unverdorbenen Menschen regt und ihn zur helfenden That treibt, sobald Not und Elend ihm entgegentreten, und es darf wohl behauptet werden, daß das Samaritertum so alt sei wie die Menschheit. Aber ebenso gewiß ist es, daß in neuerer Zeit sich die Opferwilligkeit und Mildthätigkeit viel allgemeiner und in einer unendlich viel großartigeren Weise geltend gemacht hat als noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, und wir dürfen das wohl mit Recht als einen Beweis betrachten, daß unsre Zeit in der Humanität mächtige Fortschritte gemacht hat und auch in dieser Beziehung höher steht als die sogenannte gute alte Zeit.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier auf die Geschichte der frei-

Digitized by Google

willigen Hilfe näher eingehen; es wird genügen, in raschen Zügen ein Bild der hauptsächlichsten Bestrebungen zu entwerfen.

Was zunächst in Schleswig-Holstein die freiwillige Hilfe geleistet hat, wie die zahlreichen Vereine, welche seit 1848 in allen Feldzügen rasch entstanden, gewirkt und wie vor allem die Frauen und Jungfrauen Schleswig-Holsteins mit der größten Aufopferung und den herrlichsten Erfolgen gearbeitet und geschafft haben, das wird nie vergessen werden.

Wenn die junge schleswig-holsteinische Armee ohne Sanitätsausrüstung dem Feinde entgegenzog, wenn Preußens helfende Truppen den blutigen Kampf bei Schleswig bestanden, ehe das Hilfsmaterial herangezogen war, wenn bei Selk und Oeversee Oesterreichs eiserne Brigade sich in Schnee und Eis mit zerschmetternder Wucht auf den Feind stürzte, ehe noch ihre Lazarette die Grenzen des Landes überschritten hatten, so haben die rasch ins Leben tretenden Vereine ihr möglichstes gethan, die erste und noch mehr die folgende Not zu lindern.

Und je mehr sich der Krieg in die Länge zog, je größer die Zahl der Hilfsbedürftigen wurde, um so eifriger wurde gegeben und gesammelt, um so unermüdlicher arbeiteten die Frauen und Jungfrauen, um so mehr bestrebte man sich, den Verwundeten und Kranken in den Lazaretten nichts abgehen zu lassen, die Rekonvalescenten zu pflegen und auch die gesunden, vor dem Feinde stehenden Krieger zu erquicken.

Und nicht minder thätig wie die im Lande selbst waren die in Hamburg, Berlin, Wien und andern Orten entstandenen Vereine, und mit ihnen wetteiferten die protestantischen und katholischen Pflegerinnen und die Ritter des Johanniterordens, welche hier zuerst wieder, sich ihrer alten Aufgabe erinnernd, auf dem Kampfplatz erschienen.

In ähnlicher Weise, wenn auch in noch größerem Maßstabe, wirkten in dem italienischen Kriege die Hilfsvereine der Italiener wie der Oesterreicher, und wenn auch ihre Hilfe nicht rechtzeitig genug eintraf, um die grauenvollen Scenen der Schlachtfelder von Magenta und Solferino zu verhüten, so haben sie doch unendlich viel geleistet, um die Not und den Jammer, der später folgte, so viel als möglich zu lindern.

Zur mächtigsten Entwicklung aber kam in Deutschland die freiwillige Hilfe während des kurzen aber blutigen Krieges des Jahres 1866.

Vor allen nenne ich hier den Zentralhilfsverein in Berlin, welcher sich schon im Jahre 1864 gebildet und seine ersten Erfahrungen in dem Kriege gegen die Dänen gesammelt hatte. Hervorgegangen aus den Genfer Bestrebungen, hatte sich derselbe nach Beendigung des Feldzuges in Schleswig wieder aufgelöst, organisierte sich aber, als die Aussichten kriegerischer wurden, schon im April 1866 aufs neue, erhielt Korporationsrechte und erließ am 3. Juni einen Aufruf an die Nation zur Bildung von Zweigvereinen, von denen sich auch im Laufe des Krieges mehr als 150 an ihn anschlossen.

Dieser Verein trat in enge Verbindung mit der staatlichen Hilfe durch den Kanzler des Johanniterordens, Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, welcher,

Digitized by Google

zum Königlichen Kommissar und Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege bei der Armee ernannt, zugleich die Funktion eines Generalbevollmächtigten des Berliner Zentralkomitees übernahm und es veranlaßte, daß die von ihm auf den Kriegsschauplatz delegierten Johanniterritter zugleich als Delegierte des Zentralvereins betrachtet wurden.

Im Vereine mit den Johannitern, welche selbst große Geldsummen zusammengebracht, ihre Ordenskrankenhäuser zur Disposition gestellt und eine Kolonne von Krankentransportwagen und Räderbahren ausgerüstet hatten, hat der Zentralverein während des Krieges unendlich segensreich gewirkt, an Geld und Material mehr als zwei Millionen Thaler zusammengebracht und von Berlin wie von den Lokalvereinen aus unaufhörlich die Lazarette mit Hilfsmitteln aller Art unterstützt. Täglich mehrmals gingen Extrazüge, beladen mit Tausenden von Zentnern an Lazarettbedürfnissen, Erfrischungen und Nahrungsmitteln auf die verschiedenen Kriegsschauplätze, an die Truppen und in die Lazarette oder in die Depots, von denen aus durch die Johanniter, Diakonen und andre Freiwillige die Verteilung besorgt wurde.

Aber neben dem Zentralhilfsverein und dessen Filialen bildeten sich noch zahlreiche andre Vereine, welche eine nicht minder große Thätigkeit entwickelten, so der Berliner Hilfsverein für die Armee im Felde, welcher mehr als 130 000 Thaler gesammelt und mit enormem Kostenaufwande eine der schönsten Kasernen Berlins in ein Lazarett verwandelt und in demselben die Verpflegung der Verwundeten übernommen hatte; ferner der Frauenverein für die Lazarette Berlins, aus 250 Damen bestehend, welcher unter der persönlichen Leitung Ihrer Majestät der Königin Augusta mit der größten Opferwilligkeit und Ausdauer nicht nur das Zentralkomitee in seiner Arbeit unterstützte, sondern auch überall in den Lazaretten Berlins die Sorge für Pflege und Reinlichkeit übernahm.

Und wie in Berlin, so arbeiteten auch in den übrigen preußischen Städten und Provinzen Männer und Frauen mit gleicher Opferwilligkeit für den gemeinsamen Zweck, und die Thätigkeit wurde um so größer und umfassender, je näher die Orte dem Kriegsschauplatze lagen.

Aber nicht allein Preußen, sondern das ganze deutsche Volk hat sich in diesem Kriege in einer früher nicht gekannten Weise an der Sorge für die Verwundeten und Kranken beteiligt. Nicht nur in den dem preußischen Staate mehr oder minder nahestehenden Ländern und Städten, wie Hamburg und Bremen, Altona und Kiel, entfalteten die Vereine dieselbe Thätigkeit wie in früheren Kriegen; ganz in derselben Weise wirkten sie auf feindlicher Seite, vor allen der Patriotische Hilfsverein in Wien, die Vereine in Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Frankfurt und so weiter.

Was von allen diesen Vereinen und von Privaten während des Krieges an Geld und Material zusammengebracht und zum Besten der verwundeten und kranken Soldaten verwendet worden ist, das beläuft sich auf einen Wert von vielen Millionen.

Digitized by Google

Aber trotz der Großartigkeit aller dieser Leistungen darf es nicht verschwiegen werden, daß die Erfolge der freiwilligen Hilfe bis dahin weit zurückgeblieben sind hinter den Erwartungen, welche man sich davon versprochen hatte, daß die Leistungen keineswegs gleichkamen der kolossalen Thätigkeit, welche das Volk überall entwickelte.

Von den enormen Summen Geldes, welche gesammelt, von dem unermeßlichen Material, welches geliefert worden, ist vieles in ungeeigneter Weise verteilt und verwendet, sehr vieles in unrichtige Hände gelangt, verloren gegangen oder ungenutzt liegen geblieben.

Wenn auch die Zustände nicht so schlimm waren wie in Rußland, wo während des Krimkrieges unglaubliche Massen von Charpie und Leinwand in die Hände von Papierfabrikanten geliefert sein sollen, so lagen doch auch im Jahre 1866 an den verschiedensten Orten, auf den Eisenbahnstationen und in den Depots große Massen von Lazarettbedürfnissen ungenutzt, während in nicht weit entfernten Lazaretten der bitterste Mangel herrschte. Die wertvollsten Sendungen von Instrumenten und Bandagen, von Erfrischungen und Pflegemitteln sind spurlos verschwunden oder wenigstens niemals in die Hände gelangt, für die sie bestimmt waren.

Und in welcher Weise nicht selten die Thätigkeit ganzer Vereine sich zersplitterte oder auf ganz verkehrte Ziele gelenkt wurde, wie an manchen Orten eine völlige Unkenntnis der Bedürfnisse, an andern die größte Unentschlossenheit in der Verwendung der Mittel herrschte, das wissen am besten diejenigen, welche während des Krieges in der Mitte der Begebenheiten standen.

Dazu kommt, daß bisher die freiwillige Hilfe noch immer dieselben Erfahrungen hat machen müssen, welche, wie wir gesehen, die staatliche Hilfe zu Anfang jedes Krieges zu machen pflegt. Sie kommt wie diese zuerst immer zu spät.

Es liegt das nur zum Teil in der freilich schwer zu begreifenden Thatsache, daß sich in fast allen Kriegen die Regierungen zuerst abweisend verhalten haben gegen die Hilfe des Volkes und erst allmählich sich dazu verstanden, dieselbe auch offiziell anzuerkennen und zu benutzen.

So mußte der Kieler Zentralhilfsverein zu Anfang des Krieges von 1864 eine mehr als entmutigende Zurückweisung erfahren.

Viel schroffer noch lehnte die österreichische Regierung zu Anfang des italienischen Krieges von 1859 die früher schon bewährte Hilfe ab, welche der Wiener Patriotische Verein anbot. Erst lange nach der Schlacht von Magenta, als in Verona schon 8000 Verwundete lagen und bei der großen Hitze Unsägliches litten, wurden die Anerbietungen des Vereins mit Dank angenommen.

Zum größten Teil liegen die genannten Mängel darin, daß es der freiwilligen Hilfe an einer zweckmäßigen Organisation gefehlt hat.

Erst durch eine solche können die Organe derselben in den Stand gesetzt werden, zur rechten Zeit und in der richtigen Weise dort einzugreifen, wo die staatliche Hilfe nicht ausreicht.

Digitized by Google

Es gehört dazu nicht nur das Verständnis der vorhandenen Bedürfnisse, sondern auch die richtige Ordnung und Unterordnung, ohne welche sich, vor allem in kriegerischen Zeiten, jede Thätigkeit notwendig zersplittern muß.

Es gehört dazu ein enger Anschluß an die staatlichen Behörden, wie es auch von der berühmtesten und selbständigsten freiwilligen Krankenpflegerin, der Miß Nightingale, anerkannt worden ist. Dieselbe schrieb in einem Brief an die Kronprinzessin Viktoria: „In jedem Kriege wird freiwillige Hilfe jeder Art immer sehr wünschenswert und selbst unentbehrlich sein; aber meine Erfahrung ist, daß sie sich ganz genau im Verhältnis, wie sie der Thätigkeit und Organisation des Staates inkorporiert und mit ihr verschmolzen ist, nützlich erweist; im andern Falle wird sie nachteilig und selbst bedenklich."

Je mehr man in neuerer Zeit zu dieser Erkenntnis gekommen ist, desto mehr ist das Streben erwacht, *der freiwilligen Hilfe eine möglichst zweckmäßige Organisation zu geben*, und zwar schon während des Friedens.

Als der *Ausgangspunkt* dieser Bestrebungen muß die *erste internationale Konferenz zu Genf* angesehen werden, welche im Jahre 1863 stattfand, und die Veranlassung zu derselben gab eben jener Genfer Bürger Henry Dunant und seine berühmte Schrift: *Un souvenir de Solferino.*

In dieser Konferenz wurden folgende zwei Vorschläge beraten und angenommen:

1. Es muß *schon im Frieden* für die Pflege und Heilung der im Kriege Verwundeten Sorge getragen werden. Für diesen Zweck müssen sich in jedem Lande *nationale Ausschüsse* bilden, welche die Aufgabe verfolgen, den kämpfenden Heeren auf jegliche Art zu Hilfe zu kommen, namentlich durch Stellung freiwilliger Krankenwärter, Anschaffung von Transportmitteln und Errichtung von Lazaretten. Dieselben müssen sich schon im Frieden mit der Verbesserung der Ambulanzen, Transportmittel und Spitäler beschäftigen und zu dem Ende sich mit den Regierungen in Verbindung setzen, im *ganzen Lande Vereine* zu bilden suchen, welche sie unterstützen, und endlich zu *internationalen Kongressen* zusammentreten, in welchen man sich über gemeinsame Maßregeln verständigen und die gemachten Erfahrungen mitteilen kann.
2. Der im Kriege verwundete Feind darf in Zukunft nicht mehr als Feind betrachtet, sondern muß für *neutral* erklärt werden. Diese *Neutralität* ist auszudehnen nicht nur auf das Personal, welches der Krankenpflege obliegt, sondern auch auf die Feldlazarette, Verbandplätze, sowie auf die Bewohner des Landes, welche Verwundete aufgenommen haben.

Der letztere Satz bildet den *Hauptinhalt der Genfer Konvention*, welche in dem *internationalen Kongreß* zu Genf am 22. August 1864 von den dort versammelten Vertretern von zwölf Staaten unterzeichnet und nach und nach von allen europäischen Regierungen anerkannt worden ist.

Digitized by Google

Die Annahme des ersten Satzes aber hat zur Folge gehabt, daß seitdem in fast allen Staaten Europas sich Vereine gebildet haben, welche die genannten Zwecke verfolgen und unter sich in internationalen Beziehungen stehen.

Ehe ich aber näher auf die Organisation dieser Vereine und deren Aufgaben für Krieg und Frieden eingehe, kann ich nicht umhin, die Aufmerksamkeit noch für einige Augenblicke auf die gleichen Bestrebungen hinzulenken, welche sich unabhängig von den eben genannten jenseits des Ozeans während des großen Bürgerkrieges in Amerika geltend gemacht haben.

Mit einem Gemisch von Grauen und Bewunderung hat die Welt auf die Zähigkeit und Energie geblickt, mit welcher zwei ungleiche Hälften eines Staates, dessen Gesamtbevölkerung die des Norddeutschen Bundes nur um wenige Millionen überstieg, vier Jahre lang einen furchtbar blutigen Kampf um die wichtigsten Prinzipien des Staatslebens geführt haben.

Um einen Begriff von den Dimensionen dieses Kampfes zu geben, bemerke ich, daß allein der Norden 2 600 000 Mann ins Feld gestellt hat, von denen mehr als 280 000 Mann an Wunden und Krankheiten gestorben sind, während über die nicht minder großen Verluste des Südens genauere Angaben fehlen.

Gerechte Bewunderung aber verdienen die großartigen Leistungen, welche auf dem Gebiete der freiwilligen Hilfe während dieses Krieges auf beiden Seiten, vor allem aber in den Staaten der Union, zu Tage getreten sind.

Fast alles, was hier in dieser Beziehung geschehen, ist ausgegangen von der in der ganzen Welt berühmt gewordenen Sanitätskommission der Vereinigten Staaten, und ich kann nicht umhin, ein flüchtiges Bild von der Thätigkeit dieser Kommission zu entwerfen, denn hier sind die Amerikaner uns mit einem so glänzenden Beispiel vorangegangen, daß es im nächsten Kriege den Europäern schwer werden dürfte, auch nur etwas Aehnliches zu erreichen.

Als am 13. April 1861 der Präsident Lincoln die ersten 75 000 Mann zu den Waffen rief und das Volk der Vereinigten Staaten dieser Aufforderung mit dem größten Enthusiasmus entsprach, war die Regierung in keiner Weise auf einen solchen Krieg gerüstet. Natürlich fehlte es auch dem Sanitätswesen an jeglicher Vorbereitung, an Instrumenten, Arzneien und Verbandmitteln. Es bildeten sich deshalb sofort überall Vereine zu dem Zweck, den Verwundeten und Kranken der Armee zu Hilfe zu kommen. Diese überschwemmten die Regierung und die Kommandos mit zahllosen Sendungen aller Art, welche aber die ohnehin große Verwirrung und Unordnung nur vergrößerten und daher ihre Bestimmung meist nicht erreichen konnten.

Sehr bald kam man daher zu der Ueberzeugung, daß zu einer zweckmäßigen Wirksamkeit vor allem eine feste Organisation der Privathilfe notwendig sei, und in diesem Sinne traten schon am 25. April hundert der angesehensten Damen New Yorks zu einer Zentral-Association zusammen, welche ein Komitee ernannten, an dessen Spitze ein berühmter Arzt (Valentin Mott), ein als Philanthrop bekannter Geistlicher (Dr. Bellows) und ein gleichfalls berühmter Publizist (Olmsted) gestellt wurden.

Digitized by Google

Dieses Komitee suchte sich zunächst über die bestehenden Mängel in der Sanitätspflege und die Bedürfnisse der Armee zu unterrichten, um danach der freiwilligen Hilfe ihre Ziele anweisen zu können, es richtete deshalb an den Chefarzt der Armee eine Reihe von wohldurchdachten Fragen, welche sich bezogen auf die Ausrüstung der Armee mit ärztlichen Kräften, mit Arznei und Verbandmitteln, auf die Gesundheitsverhältnisse, die Bekleidung und Verpflegung der Truppen, auf die zu erwartenden Krankheiten und auf die Möglichkeit, von seiten des Vereins hier helfend einzugreifen.

Aber es ging dem Komitee anfangs nicht besser wie so manchen Hilfsvereinen in Europa. Der Chefarzt lehnte mit einigen schönen Worten jede Einmischung der freiwilligen Hilfe ab, versicherte, daß das medical office für alle Fälle gerüstet sei und daß seine Einrichtungen sich in dem Kriege gegen Mexiko glänzend bewährt hätten. Man möge deshalb sich nicht in Sachen mischen, die Unbeteiligte nichts angingen, und das Publikum nicht unnötig aufregen. Wolle man durchaus etwas thun, so könne die Kommission durch Einsendung von Schlafröcken, Hemden, Socken und Pantoffeln sich immerhin nützlich machen.

Nun wurde eine Deputation an die Regierung in Washington geschickt, welche indes bei der allgemeinen Verwirrung zuerst gar keine, dann aber gleichfalls eine ablehnende Antwort erhielt.

Indessen ließ das Komitee sich dadurch nicht abschrecken; seine immer wiederholten Gesuche an die Regierung wurden kräftig von der Presse und der öffentlichen Meinung unterstützt, und so sah sich am 13. Mai der Präsident genötigt, eine, wenn auch beschränkte Einmischung der freiwilligen Hilfe zu erlauben.

Es konstituierte sich nun sofort die Sanitätskommission und begann ihre Arbeit nach einem so durchdachten Plan, von so großartigen Gesichtspunkten aus, mit einer so rücksichtslosen Energie und einem so eisernen Fleiß, daß ihre Leistungen nicht bloß im Volke wie in der Armee der Vereinigten Staaten, sondern in der ganzen Welt die allergrößte Anerkennung gefunden haben.

Die Kommission hatte sich gleich anfangs so organisiert, daß sie zwei Komitees erwählte, von denen das eine die vorhandenen Mängel und Uebelstände in der Sanitätspflege der Armee zu ermitteln, das zweite aber die Vorschläge zur Abhilfe derselben zu machen hatte.

Unter jedem dieser Komitees standen wieder drei Unterabteilungen, welchen die Sorge für die Ausführung der Beschlüsse und Maßregeln übertragen war und welche, jede in ihrer Branche, eine rastlose Thätigkeit entfalteten.

Da die Kommission von dem Gesichtspunkte ausging, daß man vor allen Dingen sich der Autorität der Regierung stets unterordnen müsse, so wurden zunächst in Washington Bureaux errichtet, welche mit den Bureaux der Regierung im engsten Verkehr standen. Von dort aus versendete man zwanzig erprobte Aerzte als Inspectors of sanity an alle Heeresabteilungen mit dem Auftrage, sich genau über die Gesundheitsverhältnisse derselben zu unterrichten. Die Berichte, welche diese (nach einem vorgeschriebenen Schema von zweihundert

Digitized by Google

Fragen) nach Washington einsendeten, wurden von einem statistischen Bureau zusammengestellt und gaben bald eine vollkommene Uebersicht über den Gesundheitszustand der Armee, so daß man danach die geeignetsten Maßregeln zur Abhilfe der vorhandenen Uebelstände ergreifen konnte.

Gleichzeitig wurden durch Aussendung von 80000 Zirkularen die einflußreichsten Bürger in allen Städten der Union aufgefordert, sich an der Arbeit der Kommission zu beteiligen, und bald hatten sich mehr als 32000 Frauenkomitees gebildet, welche alle in demselben Sinne wirkten.

Unermeßliche Sendungen von Geld, Erfrischungen, Nahrungsmitteln, Medikamenten, Verbandsachen und Lazarettbedürfnissen strömten von allen Seiten herbei, wurden in großen Zentraldepots in New York, Washington, Louisville gesammelt und von hier aus wieder in Magazine verteilt, welche überall in der Nähe der Kriegsschauplätze errichtet waren.

Fliegende Depots in Wagenkolonnen oder auf Eisenbahntrains, reichlich versehen mit Aerzten und Beamten der Kommission, folgten jeder Armee in möglichst geringer Entfernung nach, und bald entfalteten die letzteren einen solchen Eifer und eine solche Schnelligkeit, daß sie nicht selten viel eher auf dem Schlachtfelde erschienen als die ärztlichen Beamten der Armee.

So waren in der Schlacht bei Gettysburg, wo sich Armeen von 90000 bis 100000 Mann gegenüberstanden, die Kommissare schon auf dem Platze, ehe noch die Aerzte der Truppen ausgepackt hatten, und haben nach der Schlacht die Verpflegung und ärztliche Behandlung von mehr als 14000 Verwundeten übernommen.

Und in der Schlacht bei Sharpsburg versah das Personal der Kommission den ärztlichen Dienst ganz allein und verband 8000 Verwundete, während die Sanitätsbeamten der Regierung mit ihrem Material erst drei Tage später eintreffen konnten.

Um die Verwundeten vom Kriegsschauplatze in die Lazarette zu transportieren, hatte die Kommission die großartigsten Anstalten getroffen.

Berühmt geworden sind die vortrefflich eingerichteten Hospital-Eisenbahnwaggons, welche je 30 in Kautschukfedern hängende Betten enthielten, und in welchen viele Tausende von Kranken und Verwundeten, begleitet von Aerzten und Krankenwärtern, ohne Schaden Hunderte von Meilen von den Schlachtfeldern direkt in die Lazarette transportiert worden sind.

Nicht minder gute Dienste leisteten die Hospitalschiffe, zum Teil riesige atlantische Dampfer, welche, ganz zu Hospitälern eingerichtet, mit zahlreichem ärztlichem Personal versehen und unter dem Befehl eines Chefarztes, große Massen von Verwundeten und Kranken von einem Hafen der Union zum andern schafften.

Das größte Verdienst aber um die eigentliche Krankenpflege erwarb sich die Kommission durch die Erbauung der großen Barackenhospitäler, auf deren Einrichtung ich etwas näher eingehen muß, weil dieselben einen außerordentlichen Fortschritt in der Kriegsheilpflege bezeichnen.

Digitized by Google

Man hatte zu Anfang des Krieges in Amerika dasselbe System für die Einrichtung von Lazaretten befolgt, welches in allen neueren Kriegen in Europa das gebräuchliche gewesen war, das heißt, man nahm zur Unterbringung der Verwundeten diejenigen größeren Gebäude, welche sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes vorfanden, als Schulen, Kirchen, Fabriken, Magazine und Hotels, und richtete sie, so gut es gehen wollte, zu Lazaretten ein.

Aber solche Notlazarette eignen sich mit wenigen Ausnahmen sehr schlecht für diesen Zweck und bedrohen die Verwundeten mit all den schrecklichen Krankheiten, welche sich infolge ihrer Zusammenhäufung entwickeln, und die man unter dem Namen der Hospitalkrankheiten zusammenfassen kann. Zu diesen gehören unter andern die Pyämie, das Eiterfieber, der Hospitalbrand und der Lazaretttyphus, und es pflegen daran um so viel mehr Verwundete zu Grunde zu gehen, je ungünstiger die Lokalitäten und je mehr sie mit Verwundeten angefüllt sind.

Man hat in neuerer Zeit teils durch die Zerstreuung der Kranken, teils durch Behandlung derselben in Zelten oder luftigen Baracken die Gefahren abzuwenden gesucht und dadurch schon in der Krim und in Italien günstige Erfolge erzielt. Aber das alte System der Nothospitäler war doch nirgends als verwerflich verurteilt und ist noch 1866 in größter Ausdehnung zur Anwendung gekommen.

In Amerika ging man energischer zu Werke. Kaum waren nach den ersten Gefechten dieselben traurigen Erfahrungen mit den Notlazaretten gemacht worden wie in Europa, als die Sanitätskommission sich ernstlich mit der Frage beschäftigte, ob es nicht möglich sei, die schädlichen Einflüsse, von denen die Verwundeten noch nach der Schlacht dezimiert wurden, ganz fernzuhalten und auch im Kriege solche Lazarette zu schaffen, in denen alle Bedingungen für eine rasche Heilung gegeben seien.

Der praktische Sinn der Amerikaner fand rasch die Lösung dieser Frage. Indem man die Grundsätze der Hospitalshygieine an die Spitze stellte, in betreff des Baumaterials aber alle Vorurteile beiseite warf, errichtete man aus Brettern in größter Geschwindigkeit Lazarette im Pavillonsystem, die in betreff der Räumlichkeit, der Lüftung, der Reinlichkeit wenig zu wünschen übrig ließen und in betreff der Salubrität die besten Hospitaleinrichtungen in der ganzen Welt übertrafen.

Ueber die innere und äußere Einrichtung einer einzelnen Baracke sei folgendes bemerkt. Es ist ein einfacher, langer und schmaler Raum, mit 32 Fenstern und 4 Thüren versehen, welcher 60 Betten enthält, die an beiden Seitenwänden entlang zwischen den Fenstern so aufgestellt sind, daß in der Mitte ein breiter Zwischenraum frei bleibt. Das Dach ist seiner ganzen Länge nach oben offen gelassen, so daß die schlechte Luft, welche sich in der Baracke entwickelt, sofort nach oben entweichen kann (Dachfirst-Ventilation). Ueber dem mehrere Fuß breiten Dachspalt ist ein Schutzdach angebracht, welches das Eindringen von Regen und Schnee verhütet und bei großer Kälte ganz

Digitized by Google

oder teilweise geschlossen werden kann. In diesem Falle wird dann die Ventilation durch die vier Coaksöfen vermittelt, welche die Baracken heizen.

Die einzelnen Baracken (Pavillons) können zu einem größeren Hospital zusammengestellt werden, wie es zum Beispiel beim Hicks General-Hospital geschah, welches in der Nähe der Stadt Baltimore in Maryland erbaut war.

Für 1200 Betten eingerichtet, bestand es aus 20 Krankenpavillons zu je 60 Betten, welche um einen halbmondförmigen gedeckten Korridor wie die Radien eines Halbkreises und so aufgestellt waren, daß die Thür am zentralen Ende jeder Baracke in diesen Korridor mündete. Den mittelsten Radius bildete der große Speisesaal, in welchem alle Rekonvalescenten gemeinschaftlich aßen, und unmittelbar daran stieß die Küche, von wo aus auf einer Eisenbahn, welche in der Mitte des ganzen Korridors entlang lief, das Essen mittels geheizter Speisewagen in alle Krankensäle transportiert wurde. Dem Eßsaal gegenüber an der vorderen Front des Halbmondes befand sich ein großes hölzernes Gebäude für die Administration, und daneben lagen mehrere kleinere für die Apotheke, den Operationssaal, die Post und die Leinenvorräte. Auf dem freien Platz hinter den Krankenpavillons waren noch zahlreiche Baracken von verschiedener Form und Größe verteilt, welche für die verschiedenartigsten Zwecke bestimmt waren, als für Vorräte aller Art, für die Montierungskammer, für Wäscherei und Dampfmaschine, für das Wasserreservoir, für Eis und für die Feuerlöschanstalten. Andre dienten zur Aufnahme für einzelne gefährliche oder ansteckende Kranke, oder für die Leichen, oder zur Wohnung für die Aerzte, Wärter und Beamte jeder Art.

Die Zahl und Anordnung aller dieser Baracken war übrigens in den einzelnen Hospitälern eine sehr verschiedene.

Ein andres Beispiel bietet das Mower General-Hospital, welches, in der Nähe von Philadelphia errichtet, das größte und vollständigste Militärhospital in den Vereinigten Staaten und überhaupt eins der größten Krankenhäuser in der ganzen Welt gewesen ist.

Ursprünglich erbaut für eine Zahl von 2600 Kranken und circa 500 Angestellten, wurde es nach und nach so vergrößert, daß 5000 Menschen darin untergebracht werden konnten.

Auf einem hoch und schön gelegenen Platze, der einen Flächeninhalt von mehr als 340 000 Quadratfuß hatte, waren 50 Krankenpavillons radiär um einen 2400 Fuß langen und 16 Fuß breiten, bedeckten Korridor angeordnet, dessen Seitenwände im Sommer weggenommen werden konnten, während er im Winter durch 50 Oefen geheizt wurde und also bei jeder Witterung den Rekonvalescenten einen herrlichen Aufenthaltsort gewährte. Hier lagen die übrigen Baracken, welche als Küche, Speisesaal, Administrationsgebäude und so weiter dienten, fast alle innerhalb des großen Hofes, der von dem bedeckten Korridor umschlossen wurde. Die Eisenbahn, welche vor dem Hospital vorbeiging, setzte dasselbe in direkte Verbindung mit dem Kriegsschauplatze am Potomac, so daß

Digitized by Google

die Verwundeten in denselben Waggons, in welche sie zuerst gelagert worden waren, bis an den Eingang des Hospitals gebracht werden konnten.

Als ein kleines, aber schlagendes Beispiel von dem Leben, welches in einer Anstalt von so enormen Dimensionen herrschte, führe ich an, daß in dem Hospital eine eigne Druckerei bestand, welche außerordentlich beschäftigt war und unter anderm eine Zeitung druckte, welche von einem der Geistlichen redigiert, zum Teil von den Rekonvalescenten und Angestellten geschrieben und allen Kranken unentgeltlich mitgeteilt wurde. Die Kosten dieser Zeitung wurden aus einem Fonds bestritten, welcher, durch den Verkauf der Küchenabfälle und dergleichen gebildet (Slushfonds), monatlich bis zu 900 Dollars betrug.

Von der Sanitätskommission im Vereine mit den ärztlichen Behörden der Armee sind während des amerikanischen Krieges im ganzen 214 solcher Barackenlazarette mit 130 000 Betten erbaut und zur Pflege der Kranken und Verwundeten verwendet worden. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß nicht alle Hospitäler von einem so großen Umfange gewesen sind wie diejenigen, welche ich als Beispiel hier vorgeführt habe. Es gab deren manche, welche nur 100 oder einige 100 Betten umfaßten, und es liegt auf der Hand, daß die allzu große Ausdehnung solcher Anstalten wieder mancherlei Uebelstände mit sich bringen und namentlich die einheitliche Verwaltung in nicht geringem Grade erschweren müsse. Die Amerikaner gestehen auch selbst zu, daß nur der Mangel an einer genügenden Zahl geeigneter Hospitalchefs sie veranlaßt habe, solche Riesenhospitäler zu erbauen.

Dennoch soll nach dem einstimmigen Urteil aller Berichterstatter die Verwaltung und Pflege in den meisten dieser Hospitäler eine musterhafte gewesen sein, trotzdem daß die Disciplin der amerikanischen Soldaten begreiflicherweise viel zu wünschen übrig ließ. Es war dies teils dem Pavillonsystem zu verdanken, welches die Uebersicht und Ordnung außerordentlich erleichterte, teils den höchst einfachen und zweckmäßigen Regulativen, welche für diese Hospitäler eingeführt worden waren und welche in möglichst kurzen Worten jedem Angestellten die Pflichten, die ihm oblagen, ins Gedächtnis riefen, teils endlich der strengen Disciplin, welche von den Chefärzten, die mit unumschränkter Machtvollkommenheit über sämtliche Bewohner des Hospitals versehen und in jeder Beziehung den Offizieren der Armee gleichgestellt waren, aufrecht erhalten wurde.

Der große Fortschritt aber, der durch das amerikanische Lazarettsystem erreicht worden ist, liegt meiner Ansicht nach darin, daß man zum ersten Male bei der Errichtung solcher Anstalten die Rücksicht auf die Grundsätze der Hygieine über alle andern Rücksichten gestellt hat, in einer Weise, wie es selbst für die Erbauung von Hospitälern im Frieden bisher noch kaum versucht worden ist.

Den Amerikanern kam dabei ihre bekannte Vorurteilslosigkeit vortrefflich zu statten. Sobald es ihnen klar geworden war, daß die Nothospitäler zur Heilung der Verwundeten nicht geeignet seien, beruhigten sie sich nicht mehr mit dem Gedanken, daß man im Kriege zufrieden sein müsse,

Digitized by Google

wenn man die Verwundeten überhaupt nur unter Dach bringen könne, möge auch das Lokal noch so wenig für Lazarettzwecke geeignet sein. Indem sie verlangten, daß für ihre verwundeten und kranken Brüder und Söhne alle die Forderungen erfüllt würden, welche von seiten der Wissenschaft an ein zur Heilung von Verwundeten bestimmtes Lokal gestellt werden müssen, ließen sie sich weder durch Rücksicht auf die Kosten, noch auf Mühe und Arbeit, noch auf das äußere Ansehen der Baulichkeiten beirren, sondern gingen einzig von dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit aus und lösten auf diese Weise das Problem, nicht nur in kürzester Zeit für jede beliebige Zahl von Verwundeten den ausreichendsten Raum zu schaffen, sondern auch jedem derselben frische und reine Luft in genügendem Maße zuzuführen.

Man hat Aehnliches zu erreichen gesucht durch das sogenannte Zerstreuungssystem, welches besonders von den Oesterreichern im italienischen Kriege, aber auch im Kriege von 1866 auf beiden Seiten in großer Ausdehnung zur Anwendung gekommen ist. Dasselbe besteht darin, daß man alle Verwundeten und Kranken, welche nur irgend transportfähig sind, so weit als möglich vom Kriegsschauplatze weg in die entfernteren Provinzen des Landes schafft, sie dort in Privathäusern oder in Vereins- und Reservelazaretten unterbringt und für Pflege und Behandlung teils die dortigen Behörden, teils die patriotischen Bürger und Aerzte sorgen läßt.

Dies System vermindert zwar die übermäßige Anhäufung der Verwundeten in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes und erleichtert dadurch den Sanitätsdienst wesentlich, aber zu weit ausgedehnt hat dasselbe wiederum eine Menge von Nachteilen, welche sich schwer vermeiden lassen. Nicht nur werden dadurch viele der zerstreuten Kranken ganz der Kontrolle der Militärbehörden entzogen und kehren daher gar nicht oder nicht zur rechten Zeit zu ihren Truppenteilen zurück; auch die Pflege und namentlich die chirurgische Behandlung derselben ist oft in hohem Grade mangelhaft, weil die Zivilärzte, welche dieselbe freiwillig übernehmen, in der Kriegschirurgie nicht selten wenig bewandert sind.

Man hat zwar geltend gemacht, daß in der Regel doch nur die Leichtverwundeten weit transportiert werden, und daß bei diesen es auf die Pflege und Behandlung weit weniger ankomme. Daß dies entschieden nicht richtig sei, lehrt die Erfahrung. Unter den Verwundeten, welche nach der Schlacht von Königgrätz in Eisenbahngüterwagen nach Berlin ꝛc. transportiert worden waren, befand sich eine große Zahl von Schwerverwundeten, gegen deren Transport in Friedenszeiten jeder Arzt den energischesten Protest würde eingelegt haben. Wie aber sollte man im stande sein, eine passende Auswahl unter den Verwundeten zu treffen, in solchen Momenten, wo die Zahl der Aerzte in keiner Weise hinreicht, auch nur alle rechtzeitig zu verbinden!

Es hat ferner die Erfahrung gelehrt, daß die Verwundeten nicht selten auch fern vom Kriegsschauplatze in Lokalitäten untergebracht wurden, welche zur Aufnahme und Pflege derselben nichts weniger als geeignet waren.

In der Anwendung des Pavillonsystems ist übrigens der Zweck, den die

Digitized by Google

Krankenzerstreuung verfolgt, im wesentlichen erreicht, und somit ist durch die amerikanischen Barackenlazarette das System der Zerstreuung mit dem der Konzentration unter einer zweckmäßigen Oberleitung in der glücklichsten Weise vereinigt.

In Deutschland sind im Jahre 1866 nur vereinzelte Versuche gemacht worden, die Erfahrungen der Amerikaner zu verwerten, welche damals aber auch erst wenigen bekannt geworden waren.

Nur in Langensalza und Trautenau, in Dresden, Prag und Wien sind, soviel ich weiß, größere Mengen von Verwundeten in luftigen Baracken untergebracht worden, und überall ist man mit dem Resultat der Behandlung außerordentlich zufrieden gewesen.

In einem öffentlichen Garten zu Langensalza wurden wenige Tage nach der Schlacht mehrere Zeltbaracken nach Angabe des General-Stabsarztes der hannoverschen Armee, Dr. Stromeyer errichtet. Jede dieser Baracken enthielt 30 Betten und war mit der amerikanischen Dachfirstventilation versehen, hatte aber keine Fenster, deren Anfertigung zu viel Zeit und Geld in Anspruch genommen haben würde. Statt deren war die obere Hälfte der einen Seitenwand ganz offen gelassen und nur mit Vorhängen von Leinwand versehen, welche mittels eiserner Stangen wie Markisen in die Höhe gestellt werden konnten, herabgelassen aber die Verwundeten gegen Wind und Wetter schützten. Als Sommerlazarette ließen sie kaum etwas zu wünschen übrig.

In ähnlicher Weise hatte man dort bedeckte Kegelbahnen zur Aufstellung von einer Reihe von Betten verwendet, und diese haben als Vorbild gedient für die drei schmalen Baracken, welche in Trautenau unter der Leitung der Professoren Middeldorpf und Volkmann errichtet wurden. Auch hier waren die Verwundeten nur in einer Reihe an der Rückwand der Baracken entlang in sehr einfachen Bettstellen gelagert, während die ganze vordere Wand durch Leinwandvorhänge gebildet wurde, die nach Belieben in die Höhe gezogen werden konnten, so daß die Verwundeten bei gutem Wetter fast ganz in freier Luft lagen. Oberhalb der Vorhänge befanden sich noch breite Oeffnungen für den Austritt der verdorbenen Luft. In einem naheliegenden älteren steinernen Gebäude waren das ärztliche und Wärterpersonal, die Verwaltung und die Küche des Hospitals untergebracht.

Nicht minder gute Resultate als in diesen Baracken wurden von Wilms und Roje in den mehr als luftigen Scheunen erzielt, welche in Libun und andern Dörfern um Königgrätz zur Behandlung der Verwundeten verwendet und von ihnen als die besten von allen Lokalitäten gerühmt worden sind. Hier befanden sich fingerbreite Spalten zwischen jedem der Bretter, aus welchen die Wände der Scheunen zusammengesetzt waren.

Auch in Berlin wurde im Jahre 1866 von mir der Vorschlag gemacht, ein

Digitized by Google

großes Barackenlazarett nach amerikanischem Muster einzurichten und darin wenigstens einen Teil der zahlreichen Verwundeten, welche in Berlin lagen und täglich noch anlangten, unterzubringen.

Man hatte mir damals die chirurgische Oberleitung über die 41 Lazarette übertragen, deren 4500 Lagerstätten zum größten Teil schon mit Verwundeten und Kranken belegt waren. Unter diesen befanden sich nicht wenige Fälle der schwersten Art, aber die Lazarette gehörten zum größeren Teile zu der Kategorie derjenigen, welche ich früher als Notlazarette bezeichnet habe, und welche, vom Standpunkte der Amerikaner aus, als untauglich zur Heilung der Verwundeten erklärt werden mußten. Daß außerdem bei der ungeheuern Ausdehnung der Stadt und Zerstreuung der Lazarette bis an die verschiedensten Endpunkte derselben an eine auch nur einigermaßen genügende Erfüllung der mir gestellten Aufgabe nicht zu denken war, brauche ich nicht zu erörtern, und ich brachte deshalb am 9. August den Vorschlag ein, auf einem frei und gesund gelegenen Platze in der Nähe Berlins ein Barackenlazarett von 1000 Betten sofort zu errichten.

Ich hatte dabei den Plan des Hicks-Generalhospitals ins Auge gefaßt und von sachverständigen Männern in Erfahrung gebracht, daß der raschen Ausführung eines solchen Baues keine erheblichen technischen Schwierigkeiten entgegenstehen würden.

Aber ehe er zur Ausführung kam, erfolgte der Friedensschluß, und traten die drohenden Aussichten auf einen Krieg mit Frankreich mehr in den Hintergrund, und so hielt man es nicht mehr für nötig, einen so kostspieligen Bau ins Leben treten zu lassen. —

Aber die Thätigkeit der amerikanischen Sanitätskommission beschränkte sich keineswegs auf die Sorge für die Verwundeten und Kranken der Armee, sondern wendete sich überall hin, wo irgend nur die schrecklichen Konsequenzen des Krieges ihre Hilfe verlangten.

Wenn zu Anfang des Krieges die Schlachtfelder in Amerika vielleicht in noch höherem Grade wie die europäischen der Plünderung wilden Gesindels preisgegeben waren, so traf die Kommission alsbald die umfassendsten Maßregeln, diese Greuel zu verhindern. Sie organisierte eine Polizei der Schlachtfelder, welche sofort von denselben Besitz nahm, sobald die letzten Schüsse gefallen waren.

Ihre Agenten durchstreiften das Terrain, untersuchten jeden Gefallenen, ob noch Leben in ihm sei, suchten von jedem Toten zu erfahren, wer er gewesen, und welche Verwandte er habe, und sorgten schließlich für die Beerdigung aller Toten.

Auf dem Schlachtfelde selbst wurden Bureaux errichtet, in denen man möglichst vollständige Totenregister anfertigte, und zu denen die Eltern und Verwandten der Gefallenen und Verwundeten eilten, um Auskunft und Gewißheit über das Schicksal ihrer Angehörigen zu erhalten.

Aehnliche Auskunftsbureaux waren bei allen Hospitälern von der Kom-

Digitized by Google

mission errichtet, und die Listen und Register, welche von den Agenten der Kommission geführt und in dem Zentralbureau in Washington zusammengestellt worden, waren vom Staate als gültige Dokumente anerkannt.

Um zu zeigen, wie wohlthätig eine solche Einrichtung sein mußte, erinnere ich nur an die vielen herzzerreißenden Aufforderungen, welche im Jahre 1866 in den Blättern erlassen worden, von Eltern, welche ihre Söhne verloren und niemals Nachricht erhalten, ob sie gefallen oder nur verwundet und gefangen seien.

Zur Unterstützung dieser Bestrebungen diente eine vortreffliche Einrichtung, welche von einer andern Gesellschaft, der Christlichen Kommission des Heeres der V. St., getroffen worden war, die im religiösen Sinn wirkte und unendlich viel Gutes stiftete, auf den Schlachtfeldern wie in den Hospitälern die Verwundeten erquickte, tröstete und die Korrespondenz mit den Familien besorgte. Diese Kommission versah jeden ins Feld ziehenden Soldaten mit kleinen Zetteln von Pergamentpapier, auf welchen der Name des Trägers und die Adresse seiner Angehörigen geschrieben war, und welche von den Leuten auf dem Hemde getragen wurden. Dadurch ward den Kommissionären des Schlachtfeldes ihre Arbeit wesentlich erleichtert.

Für die aus den Hospitälern entlassenen Verwundeten und Kranken errichtete die Kommission Herbergen (Asyle, homes), wo für diese aufs beste gesorgt wurde und wo dieselben Unterkunft fanden, bis sie sie auf Eisenbahnen und Dampfschiffen in ihre Heimat befördern konnten. Für solche, die noch rückständigen Sold zu fordern hatten, besorgte sie die nötigen Reklamationen.

Aehnliche Herbergen waren für die Rekruten errichtet, welche zur Armee gingen, und in denen man sie gut verpflegte und für ihre Ausrüstung sorgte.

In gleicher Weise unterstützte die Kommission die Invaliden, die brotlos gewordenen Angehörigen der Verwundeten und Gefallenen, verschaffte den entlassenen Invaliden angemessene Beschäftigung, künstliche Glieder und ähnliche Apparate.

Von ganz besonderer Wichtigkeit erwies sich endlich die Thätigkeit der Kommission in betreff der Gesundheitspflege für die kämpfenden Truppen.

Nachdem sie durch ihre Agenten sich eine vollständige Uebersicht über den Gesundheitszustand der verschiedenen Armeen verschafft, wurden zunächst Tausende von Schriften an die Soldaten verteilt, durch welche man sie zu belehren suchte, in welcher Weise sie sich vor den schädlichen Einflüssen des Feldlebens möglichst schützen könnten. Vor allem aber versorgte man die Armeen, welche oft unter den ungünstigsten Verhältnissen ihre Operationen ausführen mußten, mit denjenigen Nahrungs- und Heilmitteln, welche den Aerzten der Kommission vorzugsweise zweckmäßig erschienen.

So konnte zum Beispiel die Kommission bei der Armee des General Grant

Digitized by Google

vor Vicksburg und bei der Mississippi-Armee im Jahre 1862 den Ausbruch des Skorbuts, der in dem Krimkriege so viele Opfer gefordert hatte, dadurch verhüten, daß sie dieselben mit kolossalen Sendungen von frischem Gemüse und getrockneten Früchten längere Zeit hindurch versorgte.

Ich will mich nicht länger bei Einzelheiten aufhalten und nur noch bemerken, daß man die Gesamtsumme alles dessen, was von den Hilfsvereinen gesammelt und von sämtlichen Staaten der Union zur Unterstützung der Truppen ausgegeben worden ist, auf 212 Millionen Dollars berechnet hat.

Wie segensreich und wie großartig die Wirksamkeit der Sanitätskommission im ganzen und im einzelnen gewesen ist, das ist in zahlreichen Schriften der Nachwelt aufbewahrt.

Die interessantesten Dokumente sind aber jedenfalls die drei dicken Bände, welche von allen den Schriftstücken, die von der Kommission während ihrer Thätigkeit veröffentlicht worden sind, ein Exemplar enthalten, unter dem Titel: Documents and Bulletins of the U. S. Sanitary Commission.

Von nicht geringerem Interesse war auch die auf der Pariser Weltausstellung 1867 von dem amerikanischen Zahnarzte Dr. Evans auf eigne Kosten veranstaltete Ausstellung von Proben aller derjenigen Gegenstände, welche von der Sanitätskommission bei der Ausübung ihrer Thätigkeit verwendet worden waren. Eine große Baracke war angefüllt mit Modellen von Krankenwagen und Tragbahren, von Hospitalwaggons und Barackenlazaretten, mit Instrumenten, Bandagen, Abbildungen und Schriftstücken und mit zahllosen Proben von Nahrungs- und Erquickungsmitteln, größtenteils auf die vortrefflichste Weise kondensiert und konserviert. Ich habe viele Stunden in dieser Baracke zugebracht und mir die Einzelheiten von dem anwesenden Arzte, der den Krieg mitgemacht, erklären lassen, ohne doch alles gesehen zu haben.

Daß in Europa niemals die freiwillige Hilfe in gleicher Ausdehnung in den ganzen Organismus der Armeen würde eingreifen können und dürfen wie in Amerika, wo zu Anfang des Krieges die Zustände ganz ungeordnet waren, das ließ sich mit Sicherheit voraussehen. Um so mehr aber konnte sie ihre Thätigkeit auf diejenigen Punkte konzentrieren, wo sie unentbehrlich ist.

Infolge der von Genf ausgegangenen Anregung entstanden Vereine in den meisten Ländern Europas und namentlich auch im Gebiete des Norddeutschen Bundes, die den Zweck verfolgten, schon im Frieden eine zweckmäßige Organisation zu schaffen.

Das schon im Jahre 1864 in Berlin gegründete Zentralkomitee des Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger blieb, seitdem es mit Korporationsrechten versehen, permanent und bildete den Mittelpunkt der Vereinsthätigkeit für den Norddeutschen Bund.

In fast allen Provinzen des preußischen Staates und in den meisten übrigen Staaten Norddeutschlands bildeten sich Provinzial- und Landesvereine, mit dem Zwecke, in allen Städten und Kreisen Lokalvereine ins Leben zu rufen und dieselben mit dem Zentralkomitee in eine solche organische Verbindung zu bringen,

Digitized by Google

daß für den Fall eines Krieges ein erfolgreiches und einheitliches Zuſammenwirken ermöglicht würde, wenn auch der Kriegsſchauplatz in noch ſo verſchiedenen Gegenden ſein möge.

Die Probe ſollte bald genug gemacht werden.

In dem ſo ſchlachtenreichen Feldzuge 1870/71 zeigte ſich nun in erfreulicher Weiſe, daß die traurigen Erfahrungen früherer Kriege nicht verloren geweſen waren. (Schluß folgt.)

Salonmüde.

Novelle

von

Liſa Weiſe (E. Liß-Blanc).

Unter einem vorſpringenden, ewig grauen, riſſigen Felſen ein rot und weiß geſtreiftes, elegantes Sommerzelt, wie ein aufgeſpannter Rieſenſonnenſchirm, der alle Jahre mit den Schmetterlingen kam und mit den Schwalben ging. Gerade wie ſeine Herrſchaft! Sie hielt es auch nicht länger aus, weil ſie, wie alle Glücklichen mit eignem Landſitz, dort an chroniſcher Langweile litt.

Ein luftiges Ding, das Sommerzelt auf halber Höhe — mit flatternden Gardinen und einem weiten, reichen Blick ins Elbthal der Sächſiſchen Schweiz. Unten der breite, braune Strom, am jenſeitigen Ufer behagliche Dörfer auf grünen Wieſen unter tragenden Obſtbäumen; reifende Felder, die ſich lang ausgeſtreckt mit faſt animaliſchem Wohlbehagen in der Nachmittagsſonne dehnten. Wo das Land ſtieg, fing der Wald an mit zweigſchweren, vollſäftigen Prachtbäumen, die feuchte, dunkle Schatten auf das mooſige, kurze Gras warfen. Tannenduft ſtrich herüber, wenn der Wind von dort kam, und dann flog vom alten Holunderbuſch neben dem Sommerzelt ein Sternſchnuppenfall von weißen Blüten auf den ſchmalen Fußweg in die Fichtenſchonung mit ihren Glockenblumen und Farnen.

Aber die junge Frau in dem Sommerzelt ſaß mit dem Rücken gegen die liebliche Ausſicht, hielt ſich die Ohren zu, weil ſie das Summen der Hummeln und Bienen auf dem blühenden Brombeergeſtrüpp ſtörte, und las. Neben ihr auf dem Tiſch lagen ein roter Papierfächer und ein Opernglas, wegen der vorbeifahrenden Perſonendampfer, von denen ihr häufig Bekannte mit Taſchentüchern zuwinkten. Sie pflegte viel Verkehr mit der nahen Großſtadt — zu viel für jemand, der eigne Gedanken hat und innere Stimmen ...

*

Digitized by Google

„Störe ich, Lonni?“ — vor dem Zelt stand, den Hut in der Hand, ein schmalschultriger, hochgewachsener, blonder Elegant in hellem Flanellanzug, ‚wie aus dem Ei geschält‘.

„Nein, Dodo ... schönen Tag!“ Sie zwang sich zu einem freundlichen Gesicht und reichte ihm die Hand; was konnte der gute Junge dafür, daß er ungelegen kam? Schade, so viel Stimmung in ihr, um sie, die ungenossen zerflatterte! Sie schob eine abgestempelte Ansichtspostkarte zwischen die Seiten und klappte das Buch mit einem Seufzer zu.

„Also auch du — Erdbeer mit Sahne!“ Spöttisch sieht sie ihrem Schwager ins Gesicht; sie kämpft noch mit ihrer übeln Laune.

Er hört nur halb hin, weil er einen bequemen Stuhl sucht. Zum Umsinken ... den Berg hinauf bei der Hitze ... seine Nerven sind ganz kaput.

Sie schiebt ihm mit dem Fuß einen Bambussessel zu.

„Aber Lonni, ohne Lehne! Das ist roh. Ich bin halbtot.“ Erschöpft knickt er in einen tiefen Sessel, rückt seinen weißen Matrosenhut mit dreifarbigem Band aus der feuchten Stirn in den Nacken und langt sich den roten Papierfächer.

„Was meintest du denn vorhin mit ‚Erdbeer und Sahne‘!“ — er fächelt sich — „du orakelst manchmal so!“ Bei der Wärme mag denken, wer Lust hat, er nicht. Er hält das Gesicht mal von rechts, mal von links in den kühlen Papierwind, während er abwartend zu dem stolzen, feinen Dianakopf hinüberblinzelt.

Gut sieht sie aus, die Lonni, aber ihrer berühmten Marmorbüste vom gefeierten Bildhauer S. war sie nur im Winter ähnlich. Zu ähnlich ... ‚wie nur ein verliebter Künstler schafft‘, tuschelte das on dit. Trotzdem blieb Lonnis anerkannte Zurückhaltung und Unnahbarkeit über jeden Zweifel erhaben. Kalt und weiß stand der verführerische Marmorkopf zwischen grünen Blattpflanzen in dem städtischen Empfangssalon — bestrickend lieblich, aber erschreckend teilnahmlos.

Voll gesunden Blutes und gesunder Kraft, von nichts angekränkelt, luftgebräunt, mit einem rosig durchleuchteten Bronzegesicht saß das Original ihm gegenüber. Kein Wunder bei ihrer Marotte, auf dem Land immer ohne Sonnen- und Regenschirm zu gehen!

Sie zögert mit der Antwort und poliert ihre gutgepflegten Nägel. „Was ich meinte? ... mein neuestes System. Ich teile hier draußen meine Besucher in zwei Hauptlager: in Juni- und September-Freunde. Erstere kommen um unsrer Erdbeeren, letztere um der Birnen und Weintrauben willen.“

„Eine gefeierte Schönheit und so wenig eingebildet?“ Wirklich, sie wurde manieriert, die andern hatten recht. Sie fing an, sich auf die Blasierte herauszuspielen. Wenn sie ihm lieber ein Glas Erdbeerbowle anböte ... „Seit wann diese plötzliche Bescheidenheit?“ fragt er spitz und legt den Fächer hin.

„Nichts liegt mir ferner!“ — sie ist ordentlich empört. „Du weißt ja, Goethe ... nur Lumpe sind bescheiden. Nein. Aber ich habe einen kleinen Privatbaum der Erkenntnis, daran schüttle ich zuweilen, und was reif ist, fällt her-

Digitized by Google

unter. Mit neunundzwanzig Jahren kann man ſchon ernten. Der Weg zum Herzen führt durch den Magen, aber — der Weg zu einem Landſitz führt durch den Obſtgarten."

„Stimmt bei mir natürlich nicht. Der Doktor hat mir rohes Obſt verboten, außerdem bin ich den Waldweg über die Wieſe heraufgeſtiegen."

„Wenn du mit deiner berüchtigten Herzensgüte mir widerſprichſt und maliziös wirſt, dann rede ich nicht mehr mit dir."

Trotz dieſer Drohung liegt in ihren großen, graugrünen Augen etwas Beſtrickendes, das ihn ſofort ganz weich macht.

„Du weißt ja, ich kann dir nicht böſe ſein, ich thu' alles, was du willſt." Er ſtreichelt ihren Arm zärtlich mit dem Fächer.

„Das ſagt jeder Mann zu jeder hübſchen Frau, du aber, Schwagerchen, ſagſt es noch öfter."

Pikiert legt er ſich im Stuhl zurück. „Ihr Frauen ſeid alle ſo herzlos."

Dieſer aufrichtige Stoßſeufzer gehört bei ihm zum täglichen Brot. Er ſchimpft bei jeder Gelegenheit über die Frauen, kann ſie aber bei keiner entbehren; in ſeiner Gefühls- und Gedankenwelt, mit ſeiner ganzen Zukunft hat er ſich von ihnen abhängig gemacht.

Lonni verſucht gar nicht, ihr Geſchlecht zu verteidigen — vielleicht hat er recht von ſeinem Standpunkt aus. Er, der ſeinen Körper pflegt, ſich elegant kleidet, ſein Knopfloch täglich mit friſchen Blumen ſchmückt, endloſe Schneider- und Toilettelieferanten-Rechnungen macht, nur um den Frauen zu gefallen. Mit zwanzig Jahren war er reich. Da kam er zu früh in Beſitz eines anſehnlichen Vermögens. Mit dreißig Jahren iſt er ein armer Mann, ein Genuß-, aber kein Arbeitsmenſch. Voller Lebensanſprüche und mit keinem andern Ehrgeiz, als das vergeudete Vermögen durch eine reiche Partie wieder einzubringen. Bemittelten alten Damen machte er den Hof in der Hoffnung, daß ſie ihm etwas vererbten, jungen in der Hoffnung, daß ſie ihn heirateten.

Er iſt eine ſehr diſtinguierte, feingliedrige Erſcheinung, ehrlich, weich im Weſen und gutherzig bis zur Schwäche. Er kann niemand etwas nachtragen und keine Bitte abſchlagen. Die Frauen laſſen ſich gern von ſeiner zarten, hingebenden Art huldigen, ſich von ihm Blumen ſpenden oder Geſchenke machen — aber heiraten? Einen einfachen doctor juris, nicht mal adlig, ohne Ehrgeiz oder ſonſtige Ausſichten auf Carriere! Reiche Erbinnen ſind heutzutage anſpruchsvoll. „Die Gegenſeitigkeit iſt das große Prinzip dieſes Jahrhunderts," ſagt Paul Lindau.

Und dann — wie Dodo jetzt die Rechte über den Tiſch nach ihrem Buch ausſtreckt, kann Lonni einen Schauder nicht unterdrücken. Der überfällt ſie jedesmal. Ein blaurotes Muttermal bedeckt die obere Handfläche bis zu den weißen Fingern. Gräßlich ... der Gedanke, wenn die entſtellte Hand einem liebkoſend über die Wange ſtriche! Wie eine offene, blutige Wunde. Ein unheilvoller Einfluß gegen Liebeszauber ging davon aus; faſt jede, die dieſe Hand ſah, vergaß darüber des Mannes trotz aller Schwäche liebenswerte Eigenſchaften.

Digitized by Google

Selbst die vorurteilslose Lonni kann bei der schwesterlichen Sympathie ihr Gefühl nicht dagegen abstumpfen. Sie schätzt ihn als gutgearteten Charakter, verkehrt gern mit ihm, weil er sich trotz seines gemischten Frauenverkehrs ein vornehmes Takt- und Feingefühl bewahrt hat. „Laß das Buch liegen, das ist nichts für kleine Kinder," und vorsichtig, ohne seine Hand zu berühren, zieht sie es an sich.

Aha ... er versteht! Pikante Lektüre. So eine Scheinheilige ... „Vor mir brauchst du dich nicht zu genieren. Gyp, Catulle Mendès oder noch toller?"

Als ob sie das verschweigen würde! Sie darf alles lesen, sie ist ja verheiratet. Sie hat keine andern Richter über sich als ihren anständigen Geschmack und ihren Abscheu gegen alles Gemeine. „In dem altmodischen, verschossenen Einband?" Ueberlegen zieht sie die Augenbrauen in die Höh' ... nicht, weil es schlechte, weil es zu gute Lektüre für ihn war, wollte sie dieselbe geheimhalten. Sie weiß selbst nicht, warum — so etwa, wie man seine tiefsten Gefühle und besten Gedanken für sich behält.

Sie, die stolze Lonni Tressin, wird etwas lesen, dessen sie sich vor einem Dodo zu schämen brauchte ... ein fast geringschätziger Ausdruck liegt auf dem herben, lieblichen Dianagesicht.

„Riehl, Kulturhistorische Novellen, die Lehrjahre eines Humanisten," erläutert sie kurz und schlägt das Buch an der Stelle mit der Postkarte auf.

Riehl? — ist ihm nicht vorgestellt, er macht ein enttäuschtes Gesicht.

„Hör zu, eine Leseprobe aus den Lehrjahren eines Humanisten: ‚Melancholie steigt auf aus dickem Geblüt.' Was kann ich dafür, daß mein Blut schwarz und dick fließt? Da hilft kein Purgieren und Aderlassen. Alle Kräfte des Himmels und der Erden wirken zusammen, um einen einzigen Menschen so zu machen, wie er ist: Wie soll ich selber mich anders machen können? So schrieb Johannes Pixator am 1. März 1561." ... Die Wucht dieses Satzes lastete noch auf ihr; hielt ihren Geist wie mit Klammern — beängstigend, beklemmend.

„Nun?" Spöttisch sieht sie ihren verdutzten Zuhörer an; hat er den Mühlstein aufgefangen, den sie ihm zugeworfen?

Nein, er nimmt alles leicht, der Glückliche — sogar schwere Wahrheiten.

„1561! Alle Wetter! das ist lange her. Wie kommst du denn auf den alten Schecken?" War's die Möglichkeit! Aeußerlich chic, ganz 1898 in ihrem schwarzen Tuchrock mit der hellblauen Oberhemdbluse und dem griechisch frisierten dunkeln Kopf — und nun diese geistige Antiquität! ...

Etwas Unbehagliches, Mittelalterliches weht ihn an; Modergeruch, wie wenn plötzlich eine uralte Truhe aufgemacht worden wäre.

„Hör auf, bitte, da wird man ja nervös. Da ist mir mein Bourget lieber."

Sie lacht überlegen. „Jawohl, da giebt's keine Helden, bei ihm weinen alle Männer."

„Das zeigt wenigstens, daß sie Gefühl haben. Hier ..." — er bückt sich — „deine Postkarte fiel untern Tisch. Von meinem Bruder? ... Gruß aus

Digitized by Google

Aussig mit dem Schreckenstein, nette Landschaft. Mein cher frère vergeht natürlich vor Sehnsucht nach seiner schönen Frau?"

„Selbstverständlich!" Ihr Ton klingt trocken. „Vielleicht liest du's selber, wenn es dir Freude macht."

Mit Bleistift geschrieben. Ein Drittel der Karte nahmen die Ansichten ein, darunter ein feines, zierliches Gekritzel, das mit ‚All Heil' anfing. Gut Wetter ... vorzügliche Radfahrchaussee ... Maschine gesund und wohlbehalten ... 110 km gemacht, Recordzeit innegehalten, an der böhmischen Grenze Scherereien gehabt. War auf dem Weg nach Prag, wo er zwei Freunde traf, die sich bis Wien anschlossen. Viel Vergnügen in Sicht ... oben schräg in der Ecke: ‚Brief folgt.'

Nein, von Sehnsucht stand nichts drin. Verlegen dreht Dodo die Karte in der Hand:

„Seine Maschine ist ‚Werners zweite Geliebte'."

„Seine erste, sag's ruhig, ich bin nicht eifersüchtig." Gesicht und Stimme zeugen von unerschütterlicher Gleichgültigkeit. „Einem solchen Sportsman geht die Maschine über alles. Nie ist er in weicherer Stimmung, als wenn er nach einer weiten Tour sein Rad streichelt."

Dodo mißfällt ihre Kälte. Solche Ehe wäre nicht nach seinem Geschmack, und noch dazu mit einer so berückenden Frau! Aber freilich, wie ein Weib, das um Liebe wirbt, weil es Liebe zu geben vermag, sieht Lonni nicht aus. Trotzdem schienen die beiden ganz glücklich. Jeder für sich, Gott für uns alle! Nach außen hin waren die beiden ein Musterehepaar, und als Schwägerin war Lonni süß.

Wie herzlich sie auflacht, als sie jetzt das ‚Brief folgt' in der Ecke entdeckt! Das hatte sie vorher ganz übersehen, sie las Karten so flüchtig. Der Brief kam nie, Werner konnte gar keine Briefe schreiben. Für Männer seines Schlages waren eigens die Postkarten erfunden worden, mit ihrer offenherzigen Oberflächlichkeit. Und nun gar die Ansichtspostkarten, wo so erquickend wenig 'rauf ging! ...

Aufstehend zerriß sie den Gruß aus Aussig, trat an das rohe, knorrige Kiefernholzgeländer, welches den freien Aussichtsplatz gegen den Abhang umlief, und krümelte die bunten Schnitzel langsam durch die Finger. Ihr Auge schweifte zu Thal. Grell brannte auf den seitlichen Sandsteinbrüchen die Sonne, und die Arbeiter drinnen sahen wie graue Ameisen aus. Barfüßige Dorfkinder spielten am Fluß in einem leeren Fischerkahn, der an dem Badehaus angebunden war. Jenseits jagte der kurze Wiener Expreßzug an dem kleinen Stationsgebäude vorbei, diesseits an der grauen, hölzernen Landungsbrücke legte ein eleganter, weißer Salondampfer an und setzte drei forsche Touristinnen ab, mit Spazierstöcken und Ränzeln auf den Rücken.

Ein Pfiff — der Laufsteg wurde polternd zurückgezogen, aufrauschend steuerte das Schiff der Mitte des Stromes wieder zu. Am Bug wehte die schwarz-weiß-rote, an der Spitze die österreichische schwarz-gelbe Fahne. Auf dem Ober- und Unterdeck saß an weißgedeckten Tischen auf bequemen Segeltuchstühlen ein elegantes, erstklassiges Publikum und ließ die liebliche Elbthalland-

Digitized by Google

schaft an sich vorbeigleiten. Schiffsjungen in dunkelblauen Matrosenanzügen mit hellblauen Kragen — mehr Salon- wie Arbeitsmatrosen — lungerten am Geländer, vervollständigten den Eindruck dieses Luxusschiffes mit erhöhten Preisen und erhöhtem Komfort, nur für Vergnügungsreisende.

Irgend jemand winkte Frau Lonni mit dem Taschentuch; sie ignoriert den Gruß. Sie hat heut ihren pessimistischen Tag mit den großen Ansprüchen an Welt und Menschen, wo sie alles unter die Lupe nahm und trotzdem alles und alle klein sah. Wer war ihr wirklich freund? Niemand! Die Welt war leer...

Einen Fuß ziemlich hoch aufgestemmt, den Oberkörper zurückgebogen, lehnt sie am Geländer. Haltung und Aeußeres stark individuell. Die Gestalt über Mittelgröße, weibliche Sportsfigur, voll kräftiger, muskulöser Schlankheit, mit kernigem, festem Fleisch, einem breiten, gewölbten, wenig fleischigen Brustkasten und weichen Hüften. Kein Alltagsweib. Eine interessante Frau, stark geistig, mit einem Stich ins Große, für den ihre glatte Salonexistenz weniger Verwendung hatte als für ihre ungesuchte Noblesse. Eine Frau, die weniger verführen als kühn erobert sein wollte, die über innere Widersprüche und starke Impulse durch vornehme Gelassenheit hinwegtäuschte und bei aller Ehrlichkeit den Kern ihres Wesens in einem inneren Geheimfach immer für sich behalten. Bei aller „Von-innen-heraus"-Herbigkeit von einem natürlichen Liebreiz, der selbst dort entzückte, wo ihr Wesen abstieß.

„Tiens, da könnten Bredows drauf sein, die wollten heut nach Bodenbach." Dodo tritt zu ihr und schraubt sich das Opernglas für seine kurzsichtigen Augen zurecht. „Hast du sie übrigens schon in roten Haaren gesehen? Sie ist seit vier Wochen erblondet."

„Auch das noch!" Lonni ist zu indigniert, um über den Witz zu lachen. „Was thut diese kleine Frau nicht alles ihrem abwechslungssüchtigen Mann zuliebe, der einen so schlechten Geschmack hat ..." Ein wahres Indianergeheul unterbricht sie — „was ist denn los?"

Von den Dorfkindern ist ein kleiner Bengel, der kaum auf ebener Erde auf seinen Beinen stehen konnte, kopfüber aus dem Kahn gestürzt, als die wuchtigen Dampfschiffwogen dagegen schlugen. Da treibt er hin im Strom wie ein Bündelchen Kleider. Sein grünes, aufgeblasenes Röckchen trägt ihn vorläufig. Der Bruder, der auf den Kleinen acht geben sollte, sieht ihm müßig nach und brüllt um Hilfe, aus Furcht vor den elterlichen Hieben.

Kein Retter in der Nähe, nur Kinder rennen ans Ufer. Lonni behält ihre gleichmäßige Ruhe; sie hält von den Menschen im allgemeinen nicht viel, auf einen mehr oder weniger kommt's nicht an, und sterben müssen wir alle. Auf dem Land hatte jede Familie zu viel Kinder, und Vater und Mutter stöhnten darüber. Sobald der erste Schmerz über den Verlust vorüber, würden sie höchstens froh sein, daß sie eines weniger satt zu füttern hatten.

Dodo hingegen ist ganz benommen. Der kleine Kerl im Wasser thut ihm leid, er liebt Kinder. „Ah!" — aufgeregt stößt er sie mit dem Ellbogen, ohne das Opernglas abzusetzen — „hast du's gesehen?"

Digitized by Google

Jawohl ... sie hat gute Augen. Der Steuermann vom Salonschiff ist in den wasserreichen Fluß gesprungen und schwimmt mit kräftigen Stößen dem abwärtstreibenden Kinde nach. Er ergreift es am Kleid, wendet sich zum Ufer und übergiebt es dort einigen herbeigelaufenen Frauen.

„Bravo!" ... und Lonni thut einen tiefen Atemzug; der Mann imponiert ihr.

Der Vorgang, der das ganze Schiffspublikum elektrisiert hat, dauerte nur wenige Minuten. Ein schnell herabgelassener Rettungskahn fährt dem Steuermann entgegen. Als er wieder an Bord steigt, umringen ihn begeisterte Passagiere. Man schüttelt ihm die Hände, redet auf ihn ein ... Frau Lonni genügen plötzlich ihre Augen nicht mehr.

„Bitte ums Glas," befiehlt sie herrisch, „schnell!" ... Wie breitschulterig und großgewachsen dieser Mann ist, eine prachtvolle Gestalt. Um den Kopf klatscht nasses Haar, es scheint blond. Das Gesicht ist unmutig, abweisend, als belästige ihn die allgemeine Lobhudelei. Rücksichtslos schiebt er seine aufgeregten Bewunderer beiseite und steigt geradeswegs vom Deck durch eine Bodenluke — als verschwände er in einer Versenkung — in seine Kajüte hinunter.

„Libussa!" liest die junge Frau den großbuchstabigen Namen des Schiffes vom Radkasten, ehe sie ihrem Schwager langsam das Glas zurückgiebt ... „Eine That rascher Entschlossenheit."

Selten kann ein Mann das Lob eines andern aus Frauenmund vertragen, ohne dessen Verdienste herabzusetzen. „Du lieber Himmel ... das Wasser ist warm, nicht gefährlich tief, der Mann kann schwimmen — jeder andre an seiner Stelle hätte dasselbe gethan."

„Du auch?"

Bei diesem spöttischen Mißtrauen erhitzt er sich. „Wenn ich nur unten gewesen wäre!"

Sie überfliegt seine neu eingekleidete Erscheinung — er ist immer tip top. „Und dein neuer, weißer Flanellanzug?" erinnert sie inhaltschwer.

Selbstgefällig sieht er an sich herunter. Richtig, der wäre total verdorben worden! Zusammengelaufen, Façon hin, auf immer — und war noch nicht einmal bezahlt! ... Er schweigt verdrossen. Nun hat sie ihm wieder die Laune verdorben, weil sie ihn an seinen Schneider erinnert hat. Der Kerl mahnte und drängelte und verbitterte ihm das ohnehin enttäuschungsreiche Leben. Ja ... wenn Bruder Werner nicht so schäbig geizig wäre — trotz seiner reichen Frau. Aber Gemütsmensch war der nie gewesen. Schon in der Kinderstube hatte er stets die größten Bissen für sich herausgegriffen und ihm sein liebstes Spielzeug abgeschwindelt unter Versprechungen, die er niemals hielt. Und Lonni, die generöse Schwägerin, direkt anborgen? Nein, dazu ist er zu anständig.

„Komm ins Haus, Dodo, wir wollen ein Glas Erdbeerbowle trinken!" Lonni pfeift: „Bob, Schnucki ... ich gehe" ... ein braungefleckter Foxterrier hetzt atemlos heran. Aus einem Nest durchsonnten Heidekrauts dehnt und streckt sich eine verschlafene weiße Katze und reibt sich mit krummem Buckel schmeichelnd an dem Kleid der Frau. „Faul und müde, Schnuck? Ich soll dich tragen?...

Digitized by Google

Hoppla!“ Sie legt das Tier wie eine Jagdbeute über ihre Schulter; die Katze schnurrt und blinzelt auf den Hund herunter, der eifersüchtig kläfft.

„Ich verstehe nicht, was du an dem Vieh hast,“ kritisiert Dodo ärgerlich; ihre Tierliebe ist auch übertrieben, mit Tieren verkehrt sie herzlicher als mit Menschen ... wo bleibt da ihr vielgerühmter Verstand?

Lonni läßt ihn reden, sie macht doch, was sie will. Katzen sind ihre Lieblinge, gerade weil sie empfindlich sind und sich bei schlechter Behandlung verteidigen und rächen. Da lag Stolz drin. Frauen und Katzen haben überhaupt viel Gemeinsames. Solange sie jung sind, hat sie jeder gern; die Alten aber haben überall Feinde.

Also „Libussa“ hieß das Schiff, der Name war leicht zu behalten. Wie die sagenhafte böhmische Königstochter, die mit ihrer Hand eine Königskrone zu vergeben hatte und zu Roß durchs Land zog, um den Würdigsten zu suchen, dem sie sich zu eigen geben wollte. Und dann war es kein Graf oder Prinz, sondern ein schlichter Landmann, mit dem sie eine lebenslange, glückliche Ehe führte — sich und ihren Unterthanen zum Heil ...

*

Drei Tage später fuhr Lonni Tressin mit der „Libussa“. Das Wetter war kalt und regnerisch, durchaus nicht einladend zur Wasserfahrt. Aber sie hatte es sich vorgenommen und setzte es durch. Eine von denen, die mit dem Kopf durch die Wand gehen.

In ihrem dunkelroten, bis an den Hals geschlossenen Tuchmantel mit dem gleichfarbigen Seidencapuchon und einem weißen, tief in die Stirn gesetzten Matrosenhut saß sie auf Deck unter der Plane. Der feuchte Wasserwind erhöhte die rosige Farbe ihres Gesichts, wohlig zog sie ihn durch die feine, leichtgebogene Nase. Diese Frische that gut ... ging auf die Nerven. Wie das anregte und belebte! Wenn sie doch am Meer oder auf dem Wasser leben könnte! Sie war die einzige Dame auf Deck. Neben ihr auf der Bank saß Bob, der Terrier, und drückte sich frierend an ihren warmen Mantel.

Den Steuermann sah sie nicht ... schade. Vielleicht fuhr er gerade heut mit einem andern Dampfer; sie verstand gar nichts von diesem Schiffsdienst. Wenn der Billeteur zufällig vorüberginge, wollte sie ihn nach dem Manne fragen.

Da kam vom Radkasten her, die Hände auf dem Rücken, eine Zigarre im Mund, in außerdienstlichem, gemütlichem Schlenderschritt ein Mann in einem schwarzen, bis zu den Füßen gehenden Gummimantel. Darüber ein blonder Kopf — germanischer Typus — mit einem braungebrannten, zufriedenen, kräftigen Gesicht unter einer dunkelblauen, goldumrandeten Schirmmütze.

Eine überraschend stattliche Erscheinung! Sie erkennt ihn sofort an der selbstbewußten Haltung und dem blonden Schnurrbart. Er hat überhaupt etwas Charakteristisches, das ihn von andern unterschied; etwas in Luft, Sonne und Freiheit Aufgewachsenes, das Gegenteil von Verkümmertsein. Eine siegreiche, natürliche Männlichkeit, die der Franzose mit „mâle“ bezeichnet, aber hinter welcher ein menschlich guter Charakter stand.

Digitized by Google

Neugierig sieht ihm die junge Frau entgegen, und als er an ihr vorübergeht, ist sie um die Anrede verlegen. Auf ihr hastiges: „Pardon, mein Herr!“ bleibt er sofort stehen, nimmt die Zigarre aus dem Mund und hebt grüßend, nicht ohne Ritterlichkeit, die Hand an die Mütze. Er ist auf seinem Schiff an elegantes Damenpublikum gewöhnt, hat Sinn und Taxe für weibliche Schönheit. Mit diskretem Kennerblick überfliegt er wohlgefällig die Fremde ...

„Sind Sie“ — beinah hätte sie wieder gesagt: „mein Herr“, daran war nur der doppelreihige, tadellose Mantel schuld, in dem er wie ein Marine-Offizier aussah und nicht wie ein proletarischer Flußschiffsteuermann — „sind Sie derjenige,“ fährt sie hochmütiger fort — unbewußt wehrt sie sich gegen seinen Eindruck —, „der vor einigen Tagen das Kind aus dem Wasser zog?“

Gleichgültig stäubt er die Asche von seiner Zigarre. „Das war doch weiter nichts, das hätte jeder große Hund gethan.“

Die brüske Art, wie er jedes etwaige Lob im Keime erstickt, sich von ihrer Aufmerksamkeit so gar nicht geschmeichelt fühlt, ärgert sie. „Trotzdem werden Sie ein gewisses befriedigendes Bewußtsein der guten That nicht ableugnen wollen!“ bemerkt sie von oben herab.

Momentan verständnislos sieht er sie an. Das war eine Frage für einen geschulten Kopf ihres Kreises, aber nicht für diesen Mann der praktischen Arbeit und mangelhaften Volksschulbildung. Er denkt langsam, schwer; an abstrakte Themen ist sein Schädel nicht gewöhnt.

„Bewußtsein der guten That?“ — er weiß gar nicht, wie sie das meint. Vielleicht war es gar keine gute That. Der Bengel wird vielleicht später ein Lump und wäre besser klein gestorben.“

Damit verblüfft er Lonni seinerseits. „Mein Gott, warum ließen Sie dann das Kind nicht untergehen?“ Sie ist wirklich gespannt auf seine Antwort.

Er lacht und zeigt zwei Reihen weißer, gesunder Zähne. „Ich weiß nicht. Es ist etwas in mir, das mich zwingt, zu helfen, wenn ich schwache Menschen oder Tiere in Gefahr sehe.“

Es ist etwas in mir ... Diese naive Umschreibung für eine innere, treibende Kraft, für welche die Philosophen aller Zeiten noch keine Erklärung gefunden. Für jenes Angeborene, das mit uns, in uns auf die Welt kommt — woher? Und jene dunkle, unbekannte Macht, welche die Menschheit in Edel- und in Tiermenschen teilt, zwang ihn, den Starken, Schwachen zu helfen. Ahnte der einfache Mann, daß er sich damit einen Adelsbrief ausstellte? Ein noblesse oblige der Kraft, zu dem das landläufige Recht des Stärkeren als Freibrief des Egoismus im schroffen Gegensatz stand?

Lonni Tressin, die in ihrer Anschauung danach strebte, den Menschen nicht als Produkt von Erziehung und Stand, sondern als gutes oder schlechtes Material zu betrachten, sah mit einem Ausdruck in sein Gesicht, als müßte sie ein Problem lösen.

Wie er verwundert den Blick zurückgab, da verschmolz ihr geistiges Interesse mit einem rein irdischen Wohlgefallen. Da sah sie, wie wunderbar dunkelblau

Digitized by Google

diese ehrlichen, jungen Augen aus dem araberbraungebrannten, wohlgeformten Gesicht leuchteten. Kein proletarischer Zug darin; weder die übliche plattgedrückte Skrofelnase noch abstehende Ohren. Aber auch nichts von moderner Kompliziertheit des Gebildeten, Skeptizismus, Verweichlichung oder Decadencelyrik — nichts von dem, was den modernen Kulturmann der Frau interessant und unzuverlässig macht. Nur eine gesunde, disciplinierte Kraft, Geradheit, Herzensgüte und der gewisse Stolz des „anständigen Kerls", der seine Pflicht erfüllt und sich nichts vorzuwerfen hat.

‚Schade . . .' dachte die junge Frau grübelnd; ‚unsern Herren fehlt etwas, das dieser Mann hat.' Sie kam nur mit Genuß- und Sportsmenschen zusammen. „Haben Sie jetzt Dienst?" — sie merkt seine Unentschlossenheit, ob er gehen oder bleiben soll. Zu fragen hat sie ihn eigentlich nichts mehr. Aber das Alleinsein auf dem großen, leeren Schiff, während ein schwerer Regen auf die Plane niederrauschte, in Wasserbächen abrieselte und die Ufer verschleierte, war unbehaglich.

„Nein, bis zur nächsten Station noch steuert mein Kollege. Aber wollen Sie sich nicht mehr ins Trockene setzen? Sie werden ja pudelnaß."

Sie hält ihr Gesicht gern in den Sprühregen. Aber seine Fürsorge zurückweisen? . . . Als sie freundlich dankend aufsteht, trägt er ihr einen Stuhl an den geschütztesten Deckplatz.

„So. Hier ist es besser. Warum fahren Sie denn bei dem Schweinewetter?" — sie sah nicht aus wie jemand, der „mußte". Ein sehr feines Fräulein! Kellner und Verkehrsbeamte klassifizieren treffsicher.

Sie hätte bald hell aufgelacht. Warum sie fuhr? Seinetwegen — um diesen Mann mit den Kraftausdrücken kennen zu lernen. Was thut man nicht aus ländlicher Langweile! . . . „Ich habe einen Besuch in Schandau zu machen. Im übrigen stört's mich nicht. Am liebsten hätte ich wie Sie einen Beruf, wo ich bei Wind und Wetter im Freien sein könnte."

Taxierend, als sollte sie zum Militär ausgehoben werden, sieht er auf sie nieder. Durch und durch gesund, Backen wie Aepfel und stramm gewachsen. „Sie halten's aus," entscheidet er wohlgefällig.

Bei seiner stummen Prüfung stieg ihr das Blut in die Wangen. Sie, die stolze, gefeierte Frau, und errötet vor diesem Proletarier! Eine Lächerlichkeit, eine Schande! Ihr sittlicher Stolz bäumt sich auf gegen das Unkontrollierbare, das von Mann zu Weib lief und alle Bildungs- und Klassenunterschiede negierte.

Hochmütig, als habe er den nötigen Respekt vergessen, lehnt sie sich in ihren Stuhl zurück. „Selbstverständlich. Wer wie ich tagelang zu Pferde durch die Wälder streift, im Herbst Jagden mit Kavallerie-Offizieren reitet, der ist nicht verweichlicht."

„Das muß schön sein! Davon hat unsereins freilich keine Ahnung, wie die großen Herrschaften leben."

Seine Bescheidenheit entwaffnet ihren ungerechten Groll. Sie kommt sich plötzlich gemein vor, als habe sie absichtlich seinen Neid erregen wollen. „Nun,

Digitized by Google

Sie haben es doch wahrhaftig auch gut im Leben, oder lieben Sie Ihren schönen, freien Beruf nicht?"

„Doch, ich möchte jetzt mit keinem tauschen. Immer in der Natur, alle Tage wo anders und sein gutes Auskommen, da kann unsereins zufrieden sein." Und doch ... eine gewisse Resignation, als hätte er früher mal andre Wünsche gehabt. Die Augen haben etwas In-sich-gekehrtes, statt ihres Uebermuts, wie sie so verloren über die verregneten Ufer irren. Er nimmt die Mütze ab und traut sich mit zwei Fingern sein dunkelblondes, schiefgescheiteltes Haar — dicht, voll, an den Schläfen leicht gelockt.

Keine frühzeitige, moderne Glatze wie Werner und Genossen, noch geigelt, wie es die meisten Herren im Sommer trugen, und das war beinah ebenso kahl.

Entschlossen setzte er die Mütze wieder auf. „Ist das Ihr Hund, Fräulein?" Damit fährt er Bob, der empfänglich mit dem Schwanz wedelt, über das gefleckte Fell.

„Jawohl." Sie freut sich, daß Fremde sie stets für ein Mädchen halten, weil sie einen so jungen, unverheirateten Eindruck macht. „Das ist Bob, und daheim hab' ich eine weiße Katze. Die zwei hab' ich zusammen aufgezogen, und sie sind die besten Freunde, essen und trinken aus einem Napf, und wenn der Hund mit seiner langen Zunge die Katze bespritzt hat, leckt er ihr hinterher fein säuberlich das Fell wieder rein ... sind Sie auch Tierfreund?"

„Und ob!" — er hat mit leuchtenden Augen zugehört — „und ob! Meinen schwarzen Spitz, den sollten Sie kennen lernen, das ist 'ne Nummer. Dem fehlt nur die Sprache."

Da waren zwei „Tiergokel" zusammengekommen. Wie Mütter die Heldenthaten ihrer Sprößlinge, so erzählen sie einander von der Klugheit ihrer vierbeinigen Hausgenossen, die sie im Kleinleben liebevoll beobachteten. Ein Gespräch, wo beide gleich fühlten, gleich dachten, wo weder Schule noch Milieu, sondern Gemüt und natürliche Beobachtungsgabe das Material zusammentrugen.

Beiden viel zu früh unterbrach die Schiffsglocke die interessante Unterhaltung.

„Schandau," sagte der Steuermann bedauernd. Wenn er nur die Hoffnung hätte, sie mal wiederzusehen ... und zögernd: „Sie sind wohl von sehr weit her, Fräulein?"

„Schon Schandau?" Richtig, da lagen die weißen, großen Hotels am Quai und weiter hinten der Kirchturm. Sie band Bob den Maulkorb um, — es ging schlecht mit Handschuhen.

„Ich werd' es machen." Er nahm ihr den Maulkorb aus den Fingern — eine gut gemeinte Höflichkeit sans phrase, die sie belustigte.

Was der Mann für edelgewachsene Hände hatte, mit Fingernägeln, die einem Garde-Offizier Ehre gemacht hätten, wenn sie gepflegt gewesen wären! Aber so ... abgestoßen, zerschabt, die Haut rissig, lederhart gearbeitet. Die Natur hatte ihn viel zu nobel ausgestattet für sein einfaches Leben.

„Im Gegenteil, ich bin gar nicht weit her. Haben Sie dicht hinter Wehlen auf halber Höhe schon das rot- und weißgestreifte Sommerzelt bemerkt?

Digitized by Google

Ja? ... Das steht in unserm Garten. Das Wohnhaus ist von unten nicht sichtbar."

„Schandau, am Steuer wird abgestiegen," kommandierte der Billeteur. Aus der Kajüte kamen Passagiere. Das Schiff ging langsamer.

„Komm, Bob!" — der Hund sprang vom Stuhl. Freundlich sah sie zu dem Mann auf ... er grüßte militärisch.

Beim Ausgang stand er neben dem Billeteur zur Billetabnahme. Während sie ihm ihr Kilometerheft zeigte, nickte sie ihm noch einmal zu.

Dann ging sie auf dem gepflasterten Quai dem Städtchen zu. Unterwegs vermißte sie Bob. Wie sie sich nach ihm umwandte, sah sie den stromauf fahrenden Salondampfer. Da stand der Steuermann in seinem langen Offiziersmantel, den Arm um einen der grünen Planpfähle gelegt, und sah ihr nach ...

In bester Laune schritt Frau Lonni nach der Konditorei am Markt, schrieb rasch eine Postkarte an ihren Mann, während sie auf ihren Kuchen wartete, und fuhr nach zwanzig Minuten mit dem nächsten thalwärts gehenden Schiff wieder zurück.

Ein einfacher Passagierdampfer, nicht ihr Steuermann ... zum Totlachen! O, selige Tante Natascha, wenn du's wüßtest, du mit deinem: „Der Iwan ist kein Mensch!" In ihrer hochherrschaftlichen Selbstherrlichkeit hatte sie's gesagt von ihrem treuen Kammerdiener, der ihre Toilette am Ufer und ihre Person im Wasser bewachte, wenn sie in dem zu ihrem russischen Gut gehörigen See schwamm. Da war sie allein, da war meilenweit kein Mensch zu sehen ...

„Aber der Iwan?" hatte jemand schüchtern eingeworfen.

Ein hochmütiger Blick und die niederschmetternde Zurechtweisung: „Der Iwan ist kein Mensch!"

Aber der treue, selbstlose Iwan war einer gewesen. Und der Steuermann, den ein „Etwas zwang, den Schwachen zu helfen", war auch einer. Tante Natascha freilich hätte auch ihn nicht gelten lassen — ihre Nichte Lonni unterschied anders, seit sie trotz aller Genüsse und gesellschaftlichen Triumphe sich einer zunehmenden inneren Vereinsamung bewußt wurde, wie sie nur den Gemütsmenschen überfällt, dem in oberflächlicher Umgebung sein warmes, reiches Herz immer leerer und kälter wird. Wenn vornehme Geburt und gute Schulbildung allein den wahren Menschenwert entwickelten — wäre sie dann so einsam gewesen? —

Frau Tressin, die sich fürs Volk im allgemeinen ebensowenig wie für Kinder interessierte, erkundigte sich eines Tages nach dem „Wurm", das beinah ertrunken wäre. Aus einer Art Pflichtgefühl, weil ihr wieder mal einfiel, wie wenig sozial sie im Grunde war. Roheit, Stumpfsinn und Dummheit flößten ihr mehr Verachtung als Mitleid ein; alles Proletarische stieß ihre verfeinerte Natur ab. Die meisten Armen wollten es gar nicht anders. Wenn man ihnen gute Kleidungsstücke schenkte, trugen sie dieselben ins Leihhaus; in den Volksgärten, welche opferwillige Bürger am Waldrand einrichteten mit billigster Bewirtung, schleppten so und so viel Frauen des Sonntags in ihren Kinderwagen Porzellan, Gläser

Digitized by Google

und Messer und Gabeln mit nach Haus, daß das Fortbestehen der segensreichen Etablissements in Frage kam. Tiere waren dankbarer — Lonni würde die Hälfte ihres Vermögens dem Tierschutzverein vermachen.

Die Mutter des Kindes war die ärmste im Dorf, wohnte am Fuß des Berges, auf dem das Treffinsche Landhaus lag, in einer verfallenen Hütte. Von Brennesseln umwuchert ... zum schadhaften Dach regnete es herein, besonders große Luken waren mit alten Lappen und Hadern notdürftig zugestopft. Vor der Thür saß eine magere, ausgehungerte Katze mit einer angebissenen toten Blindschleiche vor sich ... Lonni schauderte. Diesem vierbeinigen Jammerbild würde sie das nächste Mal Fleischabfälle mitbringen. An der Hütte ging sie vorläufig noch vorüber; vielleicht hatte sie ein andermal mehr Stimmung und Courage. Schmutz und Verfall waren ihr etwas Gräßliches, ebenso wie Krankheit.

Halbwegs zu ihrem Landsitz „Bergkrystall" hörte sie von weitem Militärmusik. Endlich mal etwas andres als die Feierabendsharmonika des Arbeiters und die Okarina des Sonntagausflüglers! Diese proletarische „Musik in Hemdärmeln", die ihrer künstlerisch veranlagten Natur so zuwider war.

Unbekümmert um stachlige Brombeerranken läuft sie durchs Gestrüpp den Klängen nach ins Aussichtszelt. Richtig ... auf der Elbe kam ein geschmücktes Gesellschaftsschiff voller Fahnen und Tannengrün. Offenbar eine erste Dresdener geschlossene Gesellschaft mit reichem Vergnügungsfonds, daß sie sich einen Oberdeckdampfer zu ihrer Sommerpartie mieten konnte.

Freudig sah es aus, das buntbewimpelte Schiff mit seinem cremeweißen Rumpf, selbst wie in Gesellschaftstoilette. Dreimal so viel Damen wie Herren, die sich in ihren dunkeln Anzügen wie Freudentöter zwischen den bunten Toiletten ausnahmen. Freudentötер! ... im Gegenteil.

Die schöne, einsame Frau auf halber Höhe sah auf das bunte Gewimmel — gottlob, daß sie nicht dabei war — und dehnte freiheitsfroh die Arme. Nur das Militärorchester hätte sie dabehalten mögen. Es saß am Bug des Schiffes und spielte den Tannhäusermarsch ... in machtvoller Akustik hallten die imposanten Klänge an den Felsen entlang durch das Flußthal, und die ländlichen Ufer veränderten ihr bürgerliches Alltagsgesicht und bekamen ein reicheres Leben — etwas Sonntägliches, Erhöhtes.

Lonni sah bei dieser Musik mit Poetenaugen, und wie sie das Schiff trafen, das gerade unter ihrem Aussichtsplatz vorbeirauschte, da hob der diensthuende Steuermann auf der Kommandobrücke plötzlich den Kopf. Erwartungsvoll sucht sein Blick das rotweiße Zelt. Da! ... Die hellgekleidete Dame. Ein strahlendes Lächeln, daß seine weißen Zähne blinken. Blitzschnell — nur mit der Linken steuernd — reißt er die Mütze vom Kopf, wirbelt sie, ohne den Arm zu heben, ein paarmal ums Handgelenk und setzt sie prompt wieder auf. Sofort hat er beide Hände wieder am Steuer und sieht mit ernster Pflichtmiene auf sein Fahrwasser, als hätten seine Augen niemals abgeirrt. Ganz unauffällig hat sich der Vorgang abgespielt, daß er sogar dem danebenstehenden Kapitän entgangen, der einem böhmischen Floß nachsah.

Digitized by Google

So ein Schwerenöter! Lonni belustigt seine Initiative. Und wie er sich freute! Und so gar kein Hehl daraus machte!... Lächelnd sieht sie der „Libussa" nach. Wie er dasteht! Tannengerade, kraftfroh, unbelastet von Zweifeln, Sorgen oder sonstigen Unsicherheiten. Etwas von der strahlenden, siegreichen Unbefangenheit Jung-Siegfrieds, das die Illusion anspricht. Mehr Herrscher als Arbeiter in seiner kleidsamen dunkelblauen Marine-Uniform auf dem isolierten Oberdeckplatz, den Himmel über, das freie Elbthal vor sich.

Da, an der Flußbiegung, sieht er nochmals zurück, und sie grüßt ihn nachträglich mit der Hand, was sie im ersten Erstaunen versäumt hat. Er soll sie weder für kurzsichtig noch für hochmütig halten. Sonderbar, daß er bei dem lebhaften Schiffsverkehr ihre flüchtige Begegnung in so treuem Andenken behalten... Die Musik verklingt; nur vereinzelte, volle Accorde schlagen zurück; mächtig selbst in ihrer Losgelöstheit, irren sie durch die feuchtwarme, stille Luft, verlieren sich in den Wäldern. Selbst als Fragmente genial! Viel zu groß für das naive Echo der kleinen Berge, welches Kinderstimmen so herzig wiedergiebt. So sind kleine Herzen aufnahmeunfähig für elementare Gefühle.

Langsam schlendert Frau Tressin ihrem Hause zu — sie kommt sich auch wie ein verlorener Accord vor. Keine herrschende Richtung, keine Partei, keine gesellschaftliche Kaste, der sie sich anzuschließen vermöchte. Die Isoliertheit der ungeraden Zahl. Jede starke Individualität ist eine.

Frau Lonni fühlt modern und doch auch wieder nicht. Sie möchte keine der Neuzeitserrungenschaften missen — weder das einige Deutsche Reich noch die Erfindung von Eisenbahn, elektrischem Licht und Korsettlosigkeit. Aber die nervöse Charakterschwäche, das Unzuverlässige im modernen Gefühlsleben, das aussterbende Vertrauen zwischen Mann und Weib, wie jeder fürchtet, von dem andern ausgenutzt zu werden... da kam ihre gerade Natur schwer mit. Nirgends mehr starke Gefühle, in denen man sich verankern kann, alles Nerven- und Stimmungsgeflimmer, changeant innen und Changeantstoffe außen. „Changeant" war Zeitparole.

Sie aber mochte Changeant nicht, darin war sie unmodern, sondern ein klares Entweder-Oder. Einheitliche Farbe. Im Innern ein gesunder Naturmensch, der in großen Dimensionen dachte und fühlte, dem Kraft imponierte, der alles Gekünstelte, Schwächliche und Halbe verachtete. —

„Dodo, kannst du mir einen Dampfschifffahrplan verschaffen?" fragte sie schmeichelnd ihren Schwager, der, seinen Spazierstock als Geradehalter zwischen den Schulterblättern und Sandalen an den bloßen Füßen, ihr in einem Seitenweg begegnete.

Er nickte gefällig — zum Sprechen war er nach dem Steigen noch zu atemlos. Er trieb hier oben als Logiergast Lungen- und sonstige Gymnastik, nahm Luft-, Licht- und Sonnenbäder und lebte hygieinisch ganz im Geiste eines Dr. Lahmannschen Naturheilkundeleitfadens.

„Du willst wohl verreisen?" — mit einer Grimasse zog er den unbequemen Schraubstock hinter dem Rücken vor.

Digitized by Google

Quelle idée! ... wo sie doch Besuch hatte, ihn und die halbtaube Tante Ursula. Nein, sie wollte sich nur orientieren, zu welchen Tagesstunden Salon- und Eilboote vorüberfahren ... der Bekannten wegen.

Il ne faut jamais rien négliger de son plaisir, parce que la vie est triste. Der Steuermann machte ihr Spaß. —

Die „Libussa" war mit einem schwungvollen Grenadiermarsch in Schandau gelandet und hatte ihre geputzten Gäste ausgeladen; nun hatte die Schiffsmannschaft bis zur Rückfahrt am hellen, lichten Tag „Feierabend". Der jüngste Matrose — „unser Stubenmädchen" nannten ihn die andern — scheuerte barfuß, in alten Sachen, bis zum Knie aufgekrempelten Beinkleidern, mit langstieligem Schrubber das Vorderdeck.

Am Radkasten, wie ein Türke auf ebener Erde, saß der Steuermann in blendend weißen Hembärmeln, die unvermeidliche Zigarre zwischen den Lippen, und angelte. Hinter ihm stand ein zierlicher, lebhafter, südlicher Dandy und erzählte ihm von der Generosität russischer Großfürsten und englischer Lords. Der österreichische Restaurateur des Schiffs und ehemalige Oberkellner eines Pariser Grand Hotels. Breitbeinig, die Hände in den Taschen, in schwarzem Smoking, eine Zigarette lose im Mundwinkel hängend, sah er dem blonden Riesen zu, der sich von ihm gar nicht imponieren ließ, stumm und langweilig war wie seine Fische.

„Gehen S' ... nix als Weißfischel!" — verächtlich stieß er mit dem Fuß gegen den braunen Beutetopf.

„Holen Sie was Beff'res aus der flachen Elbe. Immer probieren!" Ueberlegen reicht er dem Oesterreicher seine Angel.

Der reißt sie ihm fort, setzt sich auf die Bank am Radkasten gegenüber. „Köder dran? ... allright!" er warf die Schnur mit „avec" hinaus ins glitzernde Wasser und klopfte aufgeregt mit der Fußspitze. Nur rasch! ... bei ihm mußte alles schnell gehen.

„Xaverl?" — muß seine Frau auch gerade jetzt nach ihm rufen!

Er giebt dem Schiffsjungen die Angel zu halten und stürzt für einen Augenblick davon.

Da steht der Steuermann schmunzelnd auf, steigt in seine Kajüte und kommt gleich darauf mit einem Matjeshering wieder, den er, am Schwanz angefaßt, hin und her baumelt.

Xaverl noch immer Dienst bei seinem Ehe-Dreiviertel? Recht so! Fest steckt er den Hering an den Angelhaken. Vorsichtig läßt der Schiffsjunge, der mit im Komplott ist, die Schnur wieder ins Wasser.

Als der Oesterreicher atemlos kommt, findet er alles, wie er's verlassen hat. Er nimmt eilfertig die Angel ... wartet — hat's nicht gerucft? — er zieht: „Jesses, Maria und Joseph! 's hat einer angebissen, und was für ein großer!"

Als er die „Freid wie a junger Hund" sah, da that's dem Steuermann fast leid, daß es nur ein Hering war. Aber man nahm sich untereinander nichts übel ...

Digitized by Google

„Bei euch hier droben geht's ja recht fidel zu“ ... Im Vorbeigehen blieb der Kellner stehen, der seine weiße Mütze mit einem schwarzen Filzhut vertauscht hatte und aus den Kragenaufschlägen seines Tuchjacketts die Berufsabzeichen, drei Metallsterne, abnestelte. „Kommt einer mit? Ich gehe in die Stadt, ein bißchen Mädelveralbern.“

Dem Restaurateur war's nicht fein genug.

„Ich bin zu alt dazu mit meinen dreißig Jahren, aber du, halt 's Portemonnaie zu!“ rief ihm der Steuermann nach.

Dann setzte er sich voller Phlegma mit seiner Angel wieder auf den Erdboden. Die Weißfische wollte er sich zum Mittag kochen lassen und unterdes in der Elbe schwimmen. Nach dem Essen würde er sich aufs Bett in seine Kajüte legen, rauchen und die „Dresdener Nachrichten“ lesen. So war sein Tagesprogramm fertig. Die Zigarre war sein Hauptpläsier; er rauchte mehr, als er trank oder sprach.

Er qualmte, starrte aufs Wasser und zog ab und zu einen Weißfisch heraus. Der geschwätzige Oesterreicher war fort.

Nach einer Weile kam ein Maschinenheizer vorbei ... „Du, was hast du denn für 'ne neue Bekanntschaft, nach der du heute bei Wehlen deine Mütze drehtest?“

Der Angeredete wendete sich gar nicht um. „Das kann dir egal sein. Vielleicht 'nen Vogel in der Luft!“

„Is mir och egal. Ob ich's weiß oder nich — deshalb leb' ich weiter.“ Aergerlich ging der Heizer davon.

Der Steuermann murmelte einen Fluch und warf wütend den Rest seiner Zigarre ins Wasser. Die Bande — einer immer zuerst — merkte doch alles auf dem Schiff. —

Wie sollten sie auch nicht! Natürlich fiel es den Kollegen auf, wenn er so häufig an trüben Tagen — bei Sonnenschein hatte er die hindernde Plane über sich — bei Wehlen nach dem weißroten Sommerzelt hinaufgrüßte. Einmal, indem er die Mütze schwenkte, ein andermal mit dem Taschentuch. Und nicht mit seinem bunten — bewahre! ... mit einem weißen, ganz reingewaschenen. Und sein Gesicht: „selig wie 's Christkindl!“ spottete der Kellner zum Kontrolleur. „Wissen Sie nich, wen er dort oben sitzen hat?“

Nein, der „Mulksch“ erzählte ja nichts.

Beim nächsten Vorüberfahren standen die beiden auf der Lauer; der Kontrolleur mit dem Opernglas und der Kellner neben ihm, die Hände müßig auf dem Rücken, aus denen die Serviette wie ein langer, weißer Schwanz herabhing. Als er den Steuermann die Mütze abnehmen sah, wedelte er mit seiner Serviette wild durch die Luft. Er wollte auch mitthun ... er gehörte auch zur „Libussa“.

Diese Unverschämtheit! ... Lonni Treffin — denn sie stand am Geländer — zog sich sofort zurück. Empört! Was erdreisteten sich diese Burschen, der weißbemützte Kellner und der andre mit dem Opernglas? Glühend heiß überfiel sie zornige Beschämung, als wäre sie gröblich beschimpft worden.

Digitized by Google

War ſie, die geiſtvolle, gefeierte Frau, die in der Hauptſtadt eine tonangebende Rolle ſpielte, die Prinzen und Grafen zu ihren Intimen zählte — zum Gemeingut der „Libuſſa“ herabgeſunken? Hatte der Steuermann in ordinärer, geſchmeichelter Eitelkeit mit ſeiner „feinen“ Eroberung renommiert?

Natürlich. So war es. Der reine, unverdorbene Naturmenſch — deſſen ſpontanes Entzücken bei ihrem Anblick ſie für Kultus ihrer Perſon gehalten — er war ein einfacher Proletarier, der ſeinen Ulk mit ihr getrieben. — Eine unerträgliche Niederlage.

Jetzt war ſie auf dem „Der Iwan iſt kein Menſch“-Standpunkt ihrer Tante Natascha angelangt; den wollte ſie auch dem Steuermann klar machen — und ſo raſch als möglich.

Morgen vormittag um zehn Uhr fünf — ſie zuckt ſpöttiſch über ſich ſelbſt die Achſeln, auswendig weiß ſie die Stunden des Salonbootes — würde die „Libuſſa“ auf ihrer großen Tour nach Böhmen vorüberfahren ... ob er die Mannſchaft auch aufmerkſam gemacht, daß er kurz vor der Flußbiegung regelmäßig noch einmal zurückſah nach ihr, wie zum Abſchied?

Nun, morgen wollte ſie ſeiner geſchmeichelten Eitelkeit den Sieg verleiden. Da würde ſie bis Königſtein mitfahren und ihm — falls er dienſtfrei war — nicht nur ein für allemal ſeinen Gruß verbieten, ſondern ihm zugleich den gewaltigen Unterſchied klar machen zwiſchen einer grande dame wie ihr und dem Steuermann der „Libuſſa“.

*

Um auch äußerlich den Abſtand möglichſt zu markieren, wählte ſie für die Fahrt eins ihrer eleganteſten Koſtüme, vielleicht auch, weil ſie ahnte, daß dieſer Mann eine über ſeinen Stand hinausgehende Taxe und Empfänglichkeit für Aeußerlichkeiten hat. Jede Strafe, die eine Frau einem Manne auferlegt, wird wirkſamer, je reizvoller die betreffende Frau dabei ausſieht ...

Als ſie vom Berg herunterkam, war das Schiff noch nicht in Sicht. — Sie ſetzte ſich wartend auf das Holzgeländer der Landungsbrücke, zwiſchen den gefalteten Händen ihr Kilometerheft, den Spazierſtock aus grünem Pfefferrohr mit der ſilbernen Krücke über den Arm gehängt und ließ ſich die Sonne ins Geſicht ſcheinen. Ein Trupp Touriſten baute ſich lärmend vor ihr auf und ſtarrte aufgeregt die elegante Erſcheinung an.

Lonni trug über ſchwarzem Rock eine ſportsmäßig gearbeitete ſchwere Seidenbluſe von dunkelgeſättigtem Violett mit drei echten Perlknöpfen als einzigem Schmuck. Unter dem runden, von kruſchligem weißem Pliſſee überfüllten Strandhut leuchtete die blühende Farbe ihres ſtolzen, ſchmalen Geſichts von frappierendem Jugendreiz, zu dem die grauen, kühlen Augen in ſeltſamem Widerſpruch ſtanden.

Als das Salonboot mit Verſpätung anlief, ſchob ſich der Touriſtenklub wie eine lebendige Mauer vor ihr her; ſo kam es, daß ſie unerwartet, wie aus der Erde gewachſen, als letzte vor dem Steuermann ſtand, der mit Billets kontrollierte.

Digitized by Google

Wie von einem elektrischen Schlag durchzuckt fuhr er zusammen, seine Hand zitterte, die ihr das Kilometerheft abnahm.

„Königstein hin und zurück," sagte sie hochmütig über die Schulter, ohne ein Zeichen des Erkennens.

Er biß sich auf die Lippen, als habe sie ihm einen Schlag versetzt, und sah ihr finster nach.

Sie suchte sich einen bequemen Segeltuchfaulenzer; da sie weder Korsett noch sonstige Geradehalter trug, konnte sie mit Bequemlichkeit krumm sitzen, sich schmiegen und biegen, ohne Furcht, sich etliche Fischbeine zu brechen. Deshalb war jede ihrer Bewegungen voll ungezwungener Anmut — vielleicht einer ihrer Hauptreize.

Frau Tressin empfand ein feindseliges Mißtrauen gegen das gesamte Schiffspersonal der „Libussa". Gegen den Billeteur, der ihr voll höflicher Devotion ihr Kilometerheft mit der eingetragenen Tour überbrachte, gegen den weißbemützten Oberkellner, der den andern „stellte", als er von ihr fortging.

„Kommen Sie," hörte sie ihn sagen; „heut wollen wir dem Steuermann seiner Flamme winken, damit das arme Puttchen nicht umsonst wartet. Er ist in seine Kajüte gegangen."

„Narrenspossen!" Der Kontrolleur war nervös von dem vielen Verkehr. „Wer wird's weiter sein wie eine Kellnerin oder ein Stubenmädchen. Kommen Sie dem lieber nicht in die Quere!" Damit verschwand er in seiner Kabine.

Sie hatte ihm unrecht gethan!

Und nicht nur in Gedanken — auch durch die That. Ihr Gesicht bekam einen weichen, liebenswürdigen Ausdruck, als sie sich suchend nach dem Steuermann umsah ... sie wollte wieder gut machen. Und schnell. Sie war rasch im Kränken und im Bereuen. Aber er gab ihr keine Gelegenheit, sich gnädig zu zeigen.

Unruhig ging sie auf dem Schiff hin und her. Rathen war vorüber; schon kam die zierliche Miniaturfestung Königstein mit ihren grauen, grünumbuschten Felsen in Sicht. Lonni ließ sich ihre Tour bis Schandau verlängern. Sie wollte diesen Mann sprechen. Nun gerade!

Wie er ihr jede Möglichkeit dazu abschnitt, ihr jede Gelegenheit nahm, ihn abermals hochmütig zu übersehen, imponierte ihr, trotzdem es sie ärgerte. Und wieder wehte ihr aus diesem stolzen Trotz ein Elementar-Verwandtes entgegen.

Kurz vor Station Königstein sah sie ihn plötzlich zu Ende der grünen Geländerbank sitzen, allein, vorgeneigt, die Hände zwischen den Knieen. Er ignorierte sie völlig, bis sie mit leisem Rauschen ihres seidengefütterten Kleides zu ihm ging. Sein Gesicht behielt den störrischen Ausdruck.

„Nun, wie geht's?" fragte sie freundlich.

„Gut, wenn man 's Schlechte nicht rechnet." Entschlossen stand er auf und wollte fort; in dunkelm Drang diese Frau fliehen, seit er gefühlt, wie sie verletzen konnte. Wie ein empfindliches Rassetier dem mißtraut, der es einmal ungerecht verprügelte.

Digitized by Google

Und ſie fühlt den inneren Widerſtand dieſer ſchwerfälligen Natur, die ſich von ihr abwendet. Nichts Hündiſches, das die Hand liebkoſt, die kurz zuvor geſchlagen. Nein, das nachhaltige Gekränktſein einer tiefen Natur. Seine knorrige Geradheit macht ſie verlegen.

„Haben Sie einen Moment Zeit für mich?“

Er nickte.

Ihre beredt zu ihm aufgeſchlagenen Augen bitten ab, aber der Blick allein genügt nicht; ſie muß ſich ſchon zur Aufklärung herbeilaſſen.

„Wiſſen Sie, daß ich ernſtlich böſe auf Sie war?“

Verſtändnislos ſieht er ſie an — er iſt ſich keiner Schuld bewußt.

„Jawohl,“ fährt ſie überſtürzt fort; „ich glaubte ... glaubte ...“ Ehrlichkeit iſt recht unbequem, wenn einer einem ſo gar nicht entgegenkommt: wie ein Stock ſtand er da. Und den Kellner wollte ſie auch nicht verraten. „Ich dachte, Sie hätten ... Ihre Kollegen auf dem Schiff neckten Sie damit, wenn Sie ſo auffällig nach unſerm Sommerhäuschen hinaufgrüßen.“

Endlich verſtand er. Das feine Fräulein fürchtete, man machte ſchlechte Witze über ſie? Nein ... Die andern wußten ja gar nichts. Alſo das war's! In wiedergefundenem Selbſtgefühl richtet er ſeine kraftvolle Geſtalt höher auf: er hatte ja geglaubt, ſie ſchäme ſich ſeiner Bekanntſchaft, weil heute ſo viel feine Herrſchaften auf dem Schiff waren.

„Da ſoll ich wohl nie mehr grüßen?“. Und mit dem Vertrauen zu ihr kam ſeine glückliche Natürlichkeit wieder.

Ein Mann, der ſich nichts vormachen ließ, den man nur durch Wahrheit zwang.

„Nie mehr grüßen! Sie ſagen's ja, als ob Ihnen das eine große Entbehrung wäre!“

Sie hat gut lachen. Sie weiß nicht, daß der Gruß von ihr zu ihm das Ereignis ſeines Tages war, welche Bedeutung es einnahm in dem monotonen Einerlei ſeines angeſtrengten Dienſtlebens. Achtzehn Jahre fuhr er dieſelbe Strecke faſt täglich, kannte jeden Baum am Ufer, war von früh bis ſpät in die Nacht hinein auf dem Schiff. Ein ſtumpfes Leben, bis man ſich abends hundemüde in ſeiner Kajüte aufs Bett haute. Am andern Morgen dasſelbe Einerlei ...

„Alſo da ſoll ich nie mehr grüßen?“ beharrt er zäh; er will eine klare Antwort. In unbewußter Willensbeeinfluſſung läßt er ihren Blick nicht los, ſeine überredenden Augen ſind von eindringlicher Innigkeit.

„Doch, Sie dürfen noch!“ Sie kann's ihm nicht abſchlagen, ſie will auch gar nicht. „Aber vorſichtig ... nicht mit Taſchentuch und Mütze ſchwenken.“

Der reizende Schulmeiſter gefällt ihm zu gut!

„Mit einem Wort — ich ſoll mich nicht mehr freuen. Gerade ſo, als ob ich meinem Spitzel abdreſſieren wollte, mit dem Schwanz zu wedeln, wenn ich nach Hauſe komme.“

Mit beiden Armen über ſich langend hängt er ſich, wie ein Turner ans Reck, an das grüne Plangerüſt und lacht mit Mund und Augen zu ihr nieder.

Digitized by Google

Keine noch so wohl berechnete Pose könnte Ebenmaß und Kraft seiner männlichen Gestalt besser zur Geltung bringen. Und wie er sich trägt! Seine Person wie sein Aeußeres machen einen tadellos sauberen Eindruck. Nirgends Flecken, weder auf dem dunkeln Tuchanzug noch auf dem blau und weiß punktierten Schlips unter dem reinen Halskragen.

„Gerade so!“ — Auch sie ist übermütig. „Freuen Sie sich nach innen... control your feelings“ ... richtig, er verstand ja kein Englisch. Sie verdeutscht es ihm hastig und dann: „Ich muß Sie ein bißchen erziehen.“

Da ließ er das Turnen und wurde nachdenklich. „Erziehen? ... Ich glaube, Sie könnten's,“ sagt er leise. Seine Augen umfangen sie. Ein Blick, der allen Liebreiz dieser Frau voll erfaßt und in sich einsaugt.

Der Blick vom Manne zum Weibe, das er ehrt, wenn es ihn entzückt. Unbeirrt um alle künstlichen, von Menschen errichteten Schranken geht die Natur den Weg der freien Wahl und erzeugt dort Wohlgefallen, wo verwandte Urstoffe einander begegnen — das große, eherne Gesetz der Anziehungskraft, das Welten neu bildet und die geschaffenen zusammenhält. Es regelt den Lauf der Planeten, wiederholt sich im kleinen im Menschen und um so stärker, je natürlicher und weniger entartet sie sich erhalten haben.

Aber die Erdenbürger schweben nicht frei im Weltenraum wie die Gestirne. Aus dem Staub, in dem sie dahinkriechen, haben sie sich neue Gesetze geknetet, nach denen sie ihr Leben regeln ...

Und wie der Mann aus dem Volke in diesem Augenblick vergessen hatte, daß das blühende, verführerische, junge Weib vor ihm von Rechts wegen gar nicht für ihn existierte, so ließ es die hochgebildete, exklusive Frau geschehen, daß diese Blicke unwiderstehlich von ihr Besitz ergriffen, sie an sich zogen. Errötend wandte sie den Kopf zur Seite — ganz Weib, wie er ganz Mann war im Bann einer fremden Macht. Das eherne Naturgesetz ging über die beiden weg und warf mit einem Hauch die Gesellschaftsgesetze wie thönernes Spielzeug über den Haufen.

„Königstein! Am Steuer wird abgestiegen!“ Passagiere drängten hinter dem Kontrolleur zum Ausgang.

Aus Königstein schallt Glockengeläute hell und freudig ins Elbthal. ‚Wie Pfingstglocken‘ ... denkt Lonni Tressin entzückt, ‚wenn grüne Maien aus jedem Schallloch grüßen, als sei der Frühling in Person die alte, morsche Holztreppe zum Kirchturme hinaufgeklettert.‘ Daß sie durch einen der gewölbten Bogen des Bahnviadukts ein Begräbnis durch die Straße ziehen sieht, fällt ihr kaum auf. Nichts in ihr reagiert auf Todesgedanken. Ihr ist's wie Pfingsten — sie hört Freudenglocken. Sie ist eins mit der elementaren Lebensfülle und Freudigkeit des Junitages.

Das Dampfboot legt an, der Billeteur treibt die Aussteigenden zur Eile.

„Wollten Sie nicht auch in Königstein aussteigen, Fräulein?“ ruft der Steuermann als pflichttreuer Beamter, ehe er den Laufsteg zurückzieht.

Lonni schüttelt den Kopf. „Ich fahre bis Schandau weiter.“

Digitized by Google

„Ferr—tig!“

„Sie wollten mich wohl nicht weiter mitnehmen?“ Neckend tritt die junge Frau wieder zu dem Steuermann, nachdem er ſeine Pflicht gethan. Beſcheiden von fern ſtehend wartete er ihre Annäherung ab. Trotzdem ſie ihn auszeichnet, vergißt er nie, daß er der Untergebene iſt.

Meint ſie das im Ernſt? ... Ihr leichter Umgangston macht ihn verlegen.

„Wenn's nach mir ginge, Fräulein“ — unſicher ſucht er nach Worten — „ich führe am liebſten mit Ihnen bis nach Amerika.“

Bei dieſer bloßen Vorſtellung das ehrliche Entzücken in ſeinen Augen ... neun Tage mit ihr auf dem Schiff zuſammen!

Sie unterdrückt ein Lächeln ... Die kleine Plänkelei mit ſolchem Mann war ja durchaus sans conséquence.

„Bis nach Amerika? Haben Sie Luſt das Weltmeer zu durchkreuzen? Iſt Ihnen Sachſen zu klein und die Elbe zu waſſerarm geworden?“

Er nimmt ſeine Tuchmütze ab, die ihm immer zu warm iſt bei ernſthaften Gedanken. Lonni hat eine ſchwierige Frage geſtellt, die tief hineinbohrte in dieſe unbeholfene und wenig mitteilſame Natur, die nie gefragt worden, was ſie „möchte“, die immer nur mußte.

„Nein, jetzt iſt unſereiner dafür zu alt. Da müßte man im Dienſt nochmal ganz von vorn anfangen. Als ich mit vierzehn Jahren aus der Schule kam...“

Du lieber Himmel, vierzehn Jahre! Da war man ja kaum mit dem Einmaleins und dem Abc fertig! Der Wiſſensvorrat, kaum wie ein Dreierbrötchen groß, ſollte einen Menſchen fürs ganze Leben ſatt machen?

„Da wurde ich Schiffsjunge auf einer Zille und bin mit bis Hamburg geſegelt. Da ſah ich den Hafen, die großen Schiffe, die fremden Matroſen, die aus Aſien und Amerika kamen. Einer wollte mich mitnehmen. Der ſegelte nach ... nach ... Sie wiſſen ſchon, wo auch die Männer mit 'nen langen Haarzopf 'rumlaufen.“

„China! Und weshalb ſind Sie nicht mitgegangen?“ — Enttäuſcht; ſie hätte von ihm geglaubt, daß er ſolche Gelegenheit benutzen würde. „Keine Luſt? ...“

Luſt? Wie konnte jemand dazu keine Luſt haben? Mit dem Kopf gegen die Wände gerannt war er. Heimlich davonlaufen hatte er wollen ... Hungern, ſich prügeln laſſen, die ſchwerſte Arbeit thun, bis ihm die Hände bluteten — nur hinaus aufs Meer mit den haushohen Schiffen!

„An der fehlt's nich, aber der Mutter wegen ging's nich. Der war gerade damals der Mann geſtorben, krank war ſie auch, und ſie weinte ſich bald die Augen aus dem Kopfe, als ſie hörte, ich wollte übers Waſſer. Ich war ihr einziges Bißchen auf der Welt. Nun“ — ein ſchwerer Seufzer hob ſeine Bruſt —, „ſo bin ich halt geblieben.“

In dem braunen Geſicht arbeitete unterdrückte Erregung; wenn's auch längſt verſchmerzt war, Lonni ſah, was ihm damals ſein Opfer gekoſtet hatte. Wer weiß, an welchem Platz er jetzt ſtünde, wenn er hätte eigne Wege gehen dürfen!

Digitized by Google

Sie empfand eine instinktive Wertschätzung für das, was in diesem Mann unentwickelt geblieben. Ja, ja ... Menschenrechte, freies Ausleben. Schon die Mutterliebe legte die erste Fessel an.

Interessiert sieht sie zu ihm empor; sie sitzt, er steht.

„Sit down!"

Schmeichelnd legt sie die weißbehandschuhte schmale Rechte neben sich auf die grüne Bank. Sie sitzt am unteren Ende des Schiffes, wo er Dienst gethan hat. Und sie haßt doch sonst die harten Holzbänke ...

„Was sagten Sie?" Sich niederbeugend, beide Hände auf dem Rücken, hält er sein Ohr hin, als ob nur sein Gehör an dem Nichtverstehen schuld wäre.

Wie kann einer nur „sit down" nicht verstehen, die einfachste englische Phrase!

„Setzen sollen Sie sich!" Ungeduldig tritt sie mit dem Fuß auf. Sie beherrscht die Situation nicht: daß dieser Mann einen Zauber auf sie ausübt, dem sie willenlos nachgiebt, und daß sein Bildungsmangel sie beständig aus der Illusion reißt, in die seine Persönlichkeit sie versetzt.

Ein Schiffsjunge kneift im Vorübergehen den Steuermann in den Arm und grinst listig ... Die feine Dame läßt ihn ja gar nicht mehr los. Der wirft ihm einen drohenden Blick zu und bleibt ernst. Lomi hingegen, die es auch gemerkt hat, lacht. Sie ist heute in einer Stimmung, wo sie alles leicht nimmt.

Nicht nur das Personal, auch das Publikum beobachtet das auffallende Paar von allen Seiten. Sie, die aristokratische, weitaus eleganteste Erscheinung unter den weiblichen Passagieren und der große, blonde Steuermann mit seiner Marineoffiziershaltung!

„Weshalb setzen Sie sich nicht? Aus Furcht, daß Ihre Kameraden Sie wegen unsrer langen Unterhaltung necken?"

„Mich?" Sofort setzte er sich neben sie, stützt voller Phlegma den Ellbogen aufs Geländer und den Kopf in die Hand. „Mich? ... Gottlieb Schulze."

„Sooo heißen Sie?" Der Name war doch mächtig gewöhnlich!

Er lacht verlegen, als ob er etwas Dummes gesagt. Manchmal versteht er *sie* — jetzt versteht sie *ihn* nicht. Er braucht auch Fremdworte.

„Nein! Das heißt bei uns so viel wie ‚Wurst'. Mir ist's egal, wenn sie mich necken, werden's bald bleiben lassen. Aber von Ihnen, Fräulein" — straff richtet er sich auf —, „von Ihnen, die Sie mir so viel Ehre anthun, darf keiner ein schlechtes Wort sagen, sonst ..."

Seine scharfgezeichneten, dunkeln Brauen ziehen sich zu einem Strich zusammen. Die Augen liegen plötzlich viel tiefer und haben etwas Drohendes. Er schlüge jeden nieder. Die Bande dachte nur an Gemeines und hatte Kellnerinallotria im Kopf.

Die Frau neben ihm wandte keinen Blick von seinem Gesicht. Wieder machte seine Natur, das Angeborene, sie den Mangel seiner Erziehung vergessen. Er erschien ihr quasi als Urmann, wie die Schöpfung ihn bestimmt zum Schirmer

Digitized by Google

des Weibes. Von jener unmodernen, kampfbereiten Sieger-Männlichkeit, nach der das modernſte Weib mehr oder minder ſehnſüchtig zurückverlangt. Wenn er ſo entſchloſſen für den Ruf einer Fremden eintrat — wie erſt mochte er ein Weib ſelbſt ſchützen, das ihm nahe ſtand?

„Sind Sie verheiratet?“ Sie hatte ihn ſchon lange fragen wollen, trotzdem er keinen Trauring trug. Mit Trauringen war's eine eigne Sache; die einen zogen ſie in Geſellſchaft, die andern bei der Arbeit ab, und ſie — behielt ihren Handſchuh drüber.

Ihm kommt die Frage unvermittelt. Unwillig ſieht er ſich um. Matroſen und Kellner ſtreichen immerzu vorbei, um ein paar Brocken des Geſpräches aufzufangen.

„Nein“ — ohne ſich ihr zuzuwenden —, „ich wohne bei meiner Mutter.“

Wie wohl das Weib ausſah, das er eines Tags heiratete? Für ein Mädchen aus dem Volk war er eigentlich viel zu ſchade, die konnte gar nicht würdigen, was dieſer Mann bot.

„Dann ſind Sie doch wenigſtens verlobt?“ Sie will wiſſen, wie er über Liebe denkt.

Unſchlüſſig rückt er ſeine Mütze 'rauf und 'runter.

„Auch nich. Als ich jung war, hab' ich die Mädel veralbert. Da hab' ich oft an manchem Abend ein Paar Stiefelſohlen durchgetanzt, und der Rock hat den andern Tag über trocknen müſſen ... Da war ich forſch. Aber was man ſo lieben nennt, daß man um eine ſterben könnt', wenn man ſie nicht kriegt, das hab' ich nie.“

Aus der ganzen Rede im Volkston hört ſie nur das letzte ... daß man um eine ſterben könnte, wenn man ſie nicht kriegt. Wenn ihr's doch hörtet, ihr Dodos und Werners, und wie ihr alle heißt, die ihr uns im Salon von eurer Liebe ſprecht und beim Fortgehen im dunkeln Flur unſre Kammermädchen küßt! Ihr alle könntet hier von einem ſchlichten Naturmenſchen beſſer als aus Mantegazzas, Bourgets und Lombroſos Abhandlungen lernen, *wie* wir geliebt ſein wollen.

„O, an *die* Liebe glauben Sie noch?“ Sie kommt ſich um Jahrzehnte älter vor als er; „die giebt es ja gar nicht.“

Ablenkend fragt ſie nach ſeiner Mutter.

Erſt antwortet er widerwillig; dann mit plötzlichem Entſchluß: „Daß ich's Ihnen nur ſage, Fräulein. Es is gar nich meine rechte Mutter, die heißt Wenzel, ich heiße Arno Bornſtein.“

Das Geſtändnis iſt ihm peinlich. Stockend erzählt er ihr die Geſchichte ſeiner Herkunft, welche Lonni wie eine Epiſode aus der Aera Auguſts des Starken anmutete. Daß ſo etwas in unſrer Zeit vorkam! ...

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1813.

Urkundliche Mitteilungen

von

Wilhelm Oncken.

I.

Die That Yorks und die Absendung des Fürsten v. Hatzfeld nach Paris.

Seit den Oktobertagen des Jahres 1806 war der Fürst Franz Ludwig v. Hatzfeld-Trachenberg in der Oeffentlichkeit kaum mehr genannt worden, als er im Januar 1813 in Verbindung mit der That des Generals York plötzlich wieder auf der Bühne der politischen Welt erschien.

Durch Ankündigung von zwei Sendungen, deren die eine dem Fürsten Hatzfeld, die andre dem Major v. Natzmer zugefallen war, bewies der Staatskanzler v. Hardenberg dem Vertreter Frankreichs am preußischen Hofe, Grafen St. Marsan, daß der König Friedrich Wilhelm III. durchaus unschuldig sei an dem, was der General York gethan, und nichts unterlassen wolle, um den Kaiser der Franzosen darüber vollständig zu beruhigen. Diese beiden Sendungen waren vom Grafen St. Marsan bereits in mehreren Berichten ausführlich besprochen worden,[1]) als am 19. Januar die „Berlinische (Vossische) Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" amtlich bekannt machte, der Generallieutenant v. York, der unter Oberbefehl des Marschalls Macdonald, Herzogs von Tarent, die preußischen Hilfstruppen befehligte, habe am 30. Dezember des vergangenen Jahres auf dem Rückmarsch aus Kurland mit dem russischen General v. Diebitsch bei der Poscherunschen Mühle eine Abkunft geschlossen, die er mit dem schlechten Zustand der Wege, der starken Kälte, der Ermattung seiner Truppen, seinem Mangel an Reiterei, die nebst einem Teil des Fußvolks mit der Vorhut unter dem Befehl des Marschalls anderthalb Tagemärsche vorausgegangen sei, ganz besonders aber damit gerechtfertigt habe, daß er sich durch drei feindliche Corps von überlegener Stärke angegriffen gesehen und folglich kein andres Mittel als diese Abkunft mehr gehabt habe, um das Corps dem König zu erhalten. Diese „völlig unerwartete Nachricht" habe aber der König, „seinem Bündnis mit Frankreich getreu", mit dem „größten Unwillen" aufgenommen, er habe diesem Abkommen nicht bloß die Genehmigung versagt, sondern außerdem verfügt, daß dem Generallieutenant v. York der Oberbefehl des preußischen Hilfscorps sofort genommen und dem General v. Kleist übertragen, daß der Generallieutenant v. York sogleich verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, daß der General

[1]) Vom 4., 5., 7., 11., 12. Januar 1813. Fain, Manuscrit de 1813. I. (1825 S. 203 ff.

Digitized by Google

v. Massenbach, der sich der erwähnten Kapitulation angeschlossen, gleichfalls suspendiert und zur Untersuchung gezogen werde, endlich die Truppen selbst dem Wortlaut des mit Frankreich geschlossenen Vertrages gemäß zur alleinigen Verfügung Sr. Majestät des Kaisers Napoleon oder seines Stellvertreters des Königs von Neapel Majestät verbleiben sollten, und dann hieß es:

„Mit diesen Allerhöchsten Befehlen ist der Königl. Flügeladjutant v. Natzmer bereits zur Armee abgegangen.

„Es ist Sr. Königl. Majestät sehr schmerzhaft gewesen, daß ein corps d'Armée, welches während des ganzen Feldzuges so viele Beweise erprobter Treue und Tapferkeit gegeben hat, in einem so entscheidenden Momente unthätig gemacht worden ist.

„Se. Majestät haben den Fürsten v. Hatzfeld nach Paris geschickt, um Ihrem hohen Alliirten über diesen unerwarteten und höchst unangenehmen Vorfall die nötigen Aufklärungen zu geben."

Darauf folgte der wörtliche Abdruck der sieben Artikel der Konvention selbst.

Diese Bekanntmachung erschien in Berlin drei Tage vor der Abreise des Königs nach Schlesien; ihr Erscheinen gerade in diesem Augenblicke war unerläßlich für den glatten Verlauf dieser Reise, denn was bedeutete diese? Hardenberg, der sie angeraten, sagt es uns in dem Vortrag, den er am 25. Dezember 1812 niedergeschrieben und über den er sich am 26. Dezember mit dem König geeinigt hat. Da lesen wir:

„Sobald sich die Stimmung des Wiener Hofes als eine günstige betrachten läßt, muß der König und seine ganze Familie nach Schlesien reisen, einmal um dort die Unabhängigkeit und Sicherheit zu haben, die ihm in Potsdam versagt ist, und sodann den andern Souveränen eine Art Bürgschaft dafür zu geben, daß man zum Aeußersten entschlossen ist. Inzwischen muß mit Frankreich äußerlich das beste Einvernehmen festgehalten werden."

Als eine politische That also war diese Reise von Anfang an gedacht und geplant.

Der Entschluß, sie anzutreten, wurde gefaßt, nachdem durch Knesebeck die geheime Vorverständigung mit Oesterreich gelungen war, und konnte am 22. Januar ausgeführt werden, ohne Gefahr für das mit Frankreich äußerlich noch bestehende Einvernehmen, nachdem die Bekanntmachung vom 19. Januar die Franzosen vollständig in Sicherheit eingewiegt hatte.[1])

Wie notwendig diese Kriegslist war, zeigt ein Blick auf die hilflose, einer förmlichen Kriegsgefangenschaft vergleichbare Lage, in welcher sich der König zu Potsdam unter der Bewachung des Marschalls Angereau und seiner zwölftausend Franzosen befand.

Wie aber die in der Bekanntmachung vom 19. Januar berührten Maß-

[1]) Dies alles nach den Urkunden dargestellt in meinem Buche: „Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg. Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813." I. (1876) S. 45 ff.

Digitized by Google

regeln gemeint waren, das lehrt uns jetzt der Einklang, in dem die in unsern Tagen enthüllten Geheimakten mit dem Gang der Thatsachen stehen. Dieser Einklang ergiebt, daß die öffentliche Verleugnung Yorks, die öffentliche Verdammung seiner That nur Scheinmaßregeln gewesen sind, lediglich bestimmt, die Franzosen zu täuschen. Denn der General York ist nicht verhaftet und nicht abgesetzt worden, der General Kleist hat sein Kommando nicht erhalten, der General Massenbach hat seine Dienststelle nicht verloren, die Abkunft von Tauroggen ist zwar öffentlich verurteilt, insgeheim aber aufrecht erhalten worden; der Major v. Natzmer hat allerdings ein sehr entschieden lautendes Schreiben des Königs über die Missethat Yorks an den König von Neapel in Elbing abgegeben, dann aber ist er nicht nach Königsberg gereist, um den General York abzusetzen, sondern ins Hauptquartier des Kaisers Alexander, um diesem den wahren Auftrag des Königs auszurichten, der natürlich ganz anders lautete. Seine ganze Sendung war also nur ein Scheinmanöver, und denselben Sinn, keinen andern, hatte auch die Sendung des Fürsten Hatzfeld. Hardenberg sagt in seinem Tagebuch, das auf dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin handschriftlich aufbewahrt wird, unter dem 9. Januar 1813: „Saint Marsan und Hatzfeld aßen bei mir. Notwendigkeit, dem ersten[1]) das wahre System zu verbergen, so wie es gegen Goltz und alle geschehen", und bemerkt weiterhin von Hatzfeld: „Ueberhaupt ist seine Sendung eine Maske."[2])

Wie gründlich dem Fürsten Hatzfeld das „wahre System" der preußischen Politik „verborgen" worden ist, werden wir noch sehen. Mit gleicher Meisterschaft wie die Franzosen hat eben Hardenberg auch die eignen Landsleute getäuscht und täuschen müssen. Diese Geheimhaltung stand in seiner Macht, aber nicht, auch zu verhindern, daß Fürst Hatzfeld in Paris doch bald hinter das Geheimnis kam und dann allerdings mit sehr peinlichen Empfindungen gegen den erfüllt ward, der ihn hintergangen hatte, wenn auch zu einem Zweck und mit einem Erfolg, mit dem am Ende auch er von Herzen einverstanden war.

Aus den noch ungedruckten und unbenutzten Papieren, welche das Fürstlich Hatzfeldsche Archiv auf Schloß Trachenberg aufbewahrt, bin ich in der Lage, mit gütiger Ermächtigung Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Hatzfeld-Trachenberg, im folgenden urkundliche Mitteilungen zu machen, die das bereits sichergestellte Bild der Doppelpolitik des preußischen Hofes mit sehr willkommenen Beiträgen ergänzen und nun abschließend bestätigen werden.

Aus Charlottenburg ist vom 9. Januar 1813 das Schreiben datiert, durch welches der König dem Fürsten Hatzfeld seinen Auftrag für Paris erteilt hat. Es lautet in deutscher Uebertragung wie folgt:

„Sie sind, Herr Fürst v. Hatzfeld, unterrichtet von der Kapitulation, welche der General York sich erlaubt hat mit den Russen abzuschließen, und von allen Umständen, welche diesem beklagenswerten Ereignisse gefolgt sind. Sie sind nicht

[1]) Ist offenbar verschrieben statt „dem letzteren".

[2]) Oncken: Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. II. (1887) S. 555. Auch dies Buch ist hier überall zu vergleichen.

Digitized by Google

minder unterrichtet von den Maßregeln, welche ich ergriffen habe. Meine Willensmeinung (intention) ist, daß Sie sich mit dem beigeschlossenen Briefe an Se. Majestät den Kaiser alsbald nach Paris begeben, und daß Sie sich bemühen, ihm die Sache in ihrem wahren Lichte zu zeigen und zu verhindern, daß sie irgend einen ungünstigen Eindruck mache. Der Staatskanzler wird Sie mit all den Schriftstücken versehen, welche diese Angelegenheit betreffen. Sie werden sehen, daß hauptsächlich das Benehmen (conduite) des Generals York gegen den Herzog von Tarent[1]) und der Brief, den er ihm geschrieben hat, tadelnswert sind (répréhensibles), und daß im übrigen die Artikel der Kapitulation der gemeinsamen Sache zum Vorteil gereichen könnten. Doch war ich weit davon entfernt, mich in irgend eine Entscheidung in dieser Sache einzumischen, da der Bündnisvertrag die Verfügung über das Hilfscorps meiner Truppen dem Kaiser überläßt. Ich habe mich einfach auf seinen Stellvertreter, den König von Neapel verlassen, und auf die Befehle, die er angemessen finden wird. Es erscheint klar, daß der Herzog von Tarent, indem er zwei Marschtage verstreichen ließ zwischen dem Aufbruch der von ihm selbst geführten Truppen und dem Aufbruch derjenigen, die er unter Befehl des Generals York mit nur sechs Schwadronen Reiterei zurückließ, im Auge gehabt hat, dadurch seinen eignen Rückzug besser zu sichern, und daß die Schwierigkeiten, mit welchen der General York zu kämpfen hatte, ohne Zweifel beträchtlich gewesen sind, sowohl mit Bezug auf die starke Kälte und die schlechten Wege als mit Bezug auf die feindlichen Truppen.

„Sie werden den Kaiser meiner Anhänglichkeit an das Bündnis und der Anstrengungen versichern, die ich nicht unterlassen werde, um sie ihm zu beweisen,

---

[1]) Ueber dies „Benehmen" des Generals gegen den Marschall hatte der Flügeladjutant des Königs Major Graf Henckel v. Donnersmarck, der seit dem 28. Oktober 1812 im Hauptquartier Yorks sich befand, am 29. November aus Mitau an den König berichtet: „Es ist nicht zu leugnen, daß der General v. York bei seinem finsteren und in sich verschlossenen Charakter von Anfang an bis jetzt wenig gethan hat, um sich den Marschall, der ihm äußerlich mit Offenheit entgegengekommen ist, und die oberen hier anwesenden französischen Behörden zu Freunden zu machen. Er hat stets allen Umgang mit ihnen vermieden und ist selten anders zu einem oder dem andern von ihnen gekommen, als wenn Unannehmlichkeiten zu sagen waren. Nie ist er mit ihnen auf einem freundschaftlichen Fuß gewesen, was sie so sehr zu wünschen geschienen haben. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß der General immer konsequent in seinen Reden sowohl wie in seinen Handlungen gewesen ist, und daß alle Anschuldigungen, welche ihm der Marschall in seinem Briefe (vom 27. November 1812, vgl. Droysen, York I, 401—403) macht, auch platthin ohne allen Grund sind, so daß derselbe sich der strengsten Untersuchung jederzeit wird unterwerfen können, und dies ihm das ganze Corps bezeugen muß und kann." Erinnerungen aus meinem Leben von Graf Henckel von Donnersmarck (Zerbst 1846), S. 126, vgl. mit dem Urteil S. 106—107. „Franzosenhasser bis zum Exceß, gefiel ihm (York) daher seine jetzige Stellung gar nicht. Er verstand wenig Französisch und stellte sich, als ob er auch das wenige nicht verstehe. Mit Marschall Macdonald lebte er stets auf einem gespannten Fuß und that gewöhnlich nicht mehr, als er eben mußte, ja, war es nur irgend möglich, so widersetzte er sich seinen Befehlen geradezu."

Digitized by Google

wenn nur Se. Majestät mir, wie ich vertraue, die Mittel dazu gewähren wird, indem er mir, den Verträgen gemäß,[1]) die beträchtlichen Vorschüsse auszahlen läßt, die ich für Frankreich gemacht habe. Sie kennen die Lage und die Erschöpfung des Landes, und ich zähle darauf, daß Sie dem Kaiser davon ein treues Bild entwerfen werden. Ihr Eifer für meine Person und meine Interessen bürgt mir im übrigen dafür, daß Sie keine während Ihres Aufenthaltes in Paris sich darbietende Gelegenheit verabsäumen werden, um mir nützliche Dienste zu leisten, und wenn Sie nach Ausrichtung Ihres Auftrags zurückkehren, werde ich mit vielem Vergnügen den Bericht entgegennehmen, den Sie mir darüber erstatten, ebenso wie die Beobachtungen, die Sie gesammelt haben können; da aber die Verwicklung der Umstände mir nicht gestattet, Ihnen Anweisungen zu geben, ausreichend, um irgend eine neue Verpflichtung übernehmen zu können, so werden Sie sich, falls man Ihnen dergleichen Anträge stellen sollte, darauf beschränken, sie aufmerksam anzuhören und zu versichern, Sie würden sich beeilen, an mich darüber zu berichten.

„Daraufhin bitte ich Gott, daß er Sie, Herr Fürst Hatzfeld, in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

Friedrich Wilhelm."

Charlottenburg, 9. Januar 1813.

Das beiliegende Schreiben an Napoleon lautet auf deutsch:

„Mein Herr Bruder!

„Je dankbarer ich gewesen bin für die Genugthuung, welche Ew. Kaiserl. Majestät über die Haltung meiner Truppen während des letzten Feldzuges ausgesprochen hat, desto lebhafter bin ich ergriffen und entrüstet über die Schritte (plus vivement affecté et indigné des démarches), welche der General York gewagt hat sich zu gestatten. Ich hoffe, Ew. Majestät wird zufrieden sein mit den Maßregeln, welche ich mit Bezug hierauf ergriffen habe, und wird genehmigen, daß der Fürst Hatzfeld, den ich Ihr zu diesem Zweck zusende, Ihr die Einzelheiten darlege und von meiner Seite die Versicherung meiner standhaften Anhänglichkeit an Ihre Sache und Ihre Person sowie der größten Hochachtung erneuere, womit ich nicht aufhören werde zu sein,

Mein Herr Bruder,
Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät
guter Bruder und Verbündeter

Friedrich Wilhelm."

Charlottenburg, 9. Januar 1813.

Beigelegt ist ein vom 8. datiertes kurzes Schreiben für den Fürsten, welches auf deutsch lautet:

„Wenn während Ihres Aufenthaltes in Paris die Rede auf den Entschluß kommt, den ich für mich und meine Familie fassen würde, falls die Russen meiner

[1]) Vom 24. Februar 1812. Oncken, Das Zeitalter der Revolution u. s. w. II. 486 ff.

Digitized by Google

gegenwärtigen Residenz näher kommen sollten, so werden Sie antworten, daß ich mich alsdann nach Schlesien begeben würde, unter Einladung an die Minister der befreundeten Höfe und insbesondere an den Frankreichs, mir dahin zu folgen, und daß ich nach den vor Beginn des Krieges gepflogenen Erörterungen alle Ursache zu der Hoffnung hätte, es werde gelingen, von seiten Rußlands die Anerkennung der Neutralität des in dem Vertrag mit Frankreich verabredeten Teils von Schlesien zu erlangen. Ich kann nicht daran zweifeln, daß das ganz und gar den Willensmeinungen des Kaisers Napoleon entspricht, aber Sie wollen dies doch erforschen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet.

Friedrich Wilhelm."

Charlottenburg, 8. Januar 1813.

Fügen wir noch hinzu, daß Hardenberg in einem beiliegenden Billet den Fürsten ersucht, wenn er Geld brauche, auf die Direktion der Seehandlung zu ziehen und die Summen bei dem Bankhause Perregaux-Laffitte in Paris zu erheben, so haben wir den Inbegriff der amtlichen Schriftstücke erschöpft, mit denen der Fürst für seine Sendung ausgestattet worden ist. Außerdem aber ist ihm vertraulich eine ganze Reihe von Schriftstücken zur Kenntnisnahme übergeben worden, die ihm ein vollständiges Bild von derjenigen Seite der Yorkschen Angelegenheit geben sollten, die er kennen mußte, ohne von der andern eine Ahnung zu haben.

Bevor wir zu diesen übergehen, machen wir auf ein paar Punkte aufmerksam, die in den eben mitgeteilten Akten auffällig sind.

Auffällig ist da sogleich, daß in der Anweisung für den Fürsten Hatzfeld von der That des Generals York in ganz andrer Weise die Rede ist als in der Bekanntmachung vom 19. Januar, und in dem Briefe an den Kaiser wiederum anders als in dieser wie in jener. In der Bekanntmachung ist York mit allem, was er gethan, in Bausch und Bogen verleugnet, verworfen und verdammt, in der Anweisung vom 9. Januar aber wird scharf unterschieden zwischen der Konvention und dem, was er dem Marschall Macdonald persönlich angethan und geschrieben hat; nur letzteres ist „tadelnswert", die Konvention aber ist es durchaus nicht, im Gegenteil, sie erscheint sogar vorteilhaft für das gemeinsame Interesse der verbündeten Mächte, und von scharfem Einschreiten gegen York und Massenbach lesen wir darin kein Wort. In dem Briefe an den Kaiser aber ist von der Konvention selber gar nicht, sondern nur ganz allgemein von „Thathandlungen" (démarches) des Generals York und ebenso allgemein von „Maßregeln" des Königs die Rede, über welche der Fürst nähere Auskunft geben soll, während dieser in seiner Anweisung solche Aufschlüsse selber gar nicht erhalten hat. Bemerkenswert ist außerdem, daß in dem kurzen Schreiben des Königs vom 8. Januar bereits die Reise nach Schlesien und eine Verhandlung mit Rußland über die Neutralität dieser Provinz angekündigt wird.

Aus der langen Reihe der sonstigen Schriftstücke, welche dem Fürsten zur Unterweisung über die gesamte militärische und politische Lage übergeben worden sind, fällt uns nun sogleich ein Schreiben des Königs an den König von

Digitized by Google

Neapel auf, das uns in den Anfang der ganzen Krisis des Falles York mitten hinein führt.

Dies Schreiben[1]) ist aus Potsdam vom 2. Januar datiert und lautet in deutscher Uebertragung:

„Mein Herr Bruder!

„Ich bin sehr dankbar für die Aufmerksamkeit, welche mir Ew. Majestät erwiesen hat durch die Mitteilung der angenehmen Nachricht von der Ankunft der Vorhut des X. Corps in Tilsit und von den Erfolgen, welche dieselbe gegen die Russen davongetragen hat. Jetzt aber verlangt mich mit um so mehr Ungeduld, die Vereinigung meiner unter dem Befehl der Generale v. York und v. Kleist stehenden Truppen mit dem Rest des Corps zu erfahren, als die Nachrichten, welche mir mit Bezug auf sie zugegangen sind, mir Sorge machen müssen und diese Truppen auf Befehl des Herzogs von Tarent erst zwei Tage später als die andern in Marsch gesetzt worden sind.

Ich bin mit der ausgezeichnetsten Hochachtung
Ew. Majestät wohlgeneigter Bruder
Friedrich Wilhelm."

Potsdam, 2. Januar 1813.
An Se. Majestät den König von Neapel.

Das Datum dieses Schreibens ruft die Erinnerung an einen Vorgang wach, den König Wilhelm im Jahre 1869 aus eigner unauslöschlicher Jugenderinnerung erzählt hat, mit einer Anschaulichkeit, als hätte er ihn gestern erst erlebt, und den er der Oeffentlichkeit übergeben hat als ein Zeugnis für die Haltung seines so oft und so lange verkannten königlichen Vaters in der schwersten Bedrängnis seines Lebens.[2])

Am Nachmittag des 2. Januar 1813 gegen drei Uhr war der Major Graf Henckel v. Donnersmarck vor der Orangerie des Neuen Gartens zu Potsdam eingetroffen, um dem König ein Schreiben zu überbringen, mit dem ihn General York am 27. Dezember abgefertigt hatte. In diesem Schreiben teilte der General York dem König äußerst wichtige Nachrichten mit. Die erste war die, daß er auf dem Rückzug von Mitau nach Tilsit seit zwei Tagen vom Marschall Macdonald getrennt sei und nicht glaube, wieder zu ihm stoßen zu können. Auf etwas der Art war der König schon vorbereitet durch den Bericht, welchen York unter dem 30. November durch seinen Adjutanten Hauptmann v. Schack über sein schweres Zerwürfnis mit dem Marschall an ihn hatte gelangen lassen. Die zweite Nachricht war, der General werde, falls er auf ein russisches Corps treffe, bemüht sein, alles so zu leiten, daß er die Truppen erhalte, die Ehre der Waffen nicht gefährde und der König nach kurzer Frist über sein Corps frei verfügen könne. Wahrscheinlich werde er durch das

[1]) Bereits gedruckt bei Duncker: Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. (Berlin 1876.) S. 465—466.

[2]) Peitz, Gneisenau. III. 735—736.

Digitized by Google

Wittgensteinsche Corps von Tilsit abgedrängt werden; alsdann sei er willens, sich gegen Memel zu ziehen und einen augenblicklichen Waffenstillstand in der Art abzuschließen, wie der Marquis Paulucci vorgeschlagen. „Ich bin noch immer ohne Leitfaden. Weder der Kapitän v. Schack noch der Major v. Seydlitz sind zu mir gekommen; selbst von der Grenze habe ich seit acht Tagen keine Nachricht. Meine Lage ist wahrlich sehr peinlich, da ich beim besten Willen fehlgreifen kann. Handle ich unrecht, so werde ich meinen alten Kopf ohne Murren zu Eurer Majestät Füßen legen. Nur der Gedanke, mir vielleicht die Unzufriedenheit Eurer Majestät zuzuziehen, macht mich sehr unglücklich. Ueber alles übrige bin ich völlig einig mit mir selbst."

Die dritte Nachricht ergab sich aus einem beiliegenden Schreiben des Marquis Paulucci, worin York der Vorschlag gemacht war, gegen das Versprechen, binnen zwei Monaten nicht angreifend vorzugehen, bei Liebau Kantonnements zu beziehen. Komme währenddessen zwischen den Höfen von Preußen und Rußland eine Vereinigung nicht zu stande, so werde es alsdann dem General York freistehen, sich mit dem nächsten preußischen oder französischen Corps zu vereinigen. Diesem Schreiben des Marquis Paulucci lag beglaubigte Abschrift eines an ihn gerichteten Schreibens des Kaisers Alexander (Petersburg, 18. Dezember) bei, worin Paulucci ermächtigt wurde, dem General York mündlich oder schriftlich zu erklären, wenn der König mit Rußland gemeinsame Sache mache, werde der Kaiser die Verpflichtung übernehmen, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Preußen den Gebietsumfang wieder erreicht habe, den es vor dem Kriege von 1806 besaß.[1])

Das Bild, das aus diesen Schriftstücken sich ergab, ergänzte der Graf Henckel durch mündliche Mitteilungen, die wir uns aus seinen tagebuchähnlichen Aufzeichnungen vergegenwärtigen können, und aus denen sogleich ein Eintrag zum 20. Dezember wiedergegeben werden muß, weil er dem König und Hardenberg als Fingerzeig für ihr nächstes Handeln gedient hat:

„Es erscheint mir als ein großer Fehler des Marschalls Macdonald, daß er mit den fremden Truppen und einem sehr geringen Teile von uns vorausgeht und uns nachziehen läßt. Ohne es zu wollen, zwingt er uns mit diesen Anordnungen und bei der Schwierigkeit der Märsche, allmählich immer mehr von ihm abzukommen. Und wenn nun ohnehin schon unsre ganze Stellung zu der französischen Armee eine falsche war, so stößt er uns sozusagen mit Gewalt dazu, ganz von den Russen umgeben die erste Gelegenheit wahrzunehmen, diese falschen, unsern Neigungen zuwiderlaufenden Verhältnisse aufzugeben."[2])

[1]) Duncker: Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III (Berlin 1867.) S. 464—465. Vgl. Droysen, York II, 269.

[2]) „Erinnerungen aus meinem Leben." Von Generallieutenant a. D. Grafen Henckel v. Donnersmarck. Zerbst 1846 (Leipzig 1863.) S. 164. Auf die Bedeutung dieser von Droysen nicht hinlänglich gewürdigten Quelle für die Vorlage von Tauroggen hat Maximilian Schultze in seinem Aufsatze: Zur Geschichte der Konvention von Tauroggen (Berlin 1898), S. 26 ff., hingewiesen.

Digitized by Google

Diese Nachrichten waren in ihrer Gesamtheit, wie jede einzelne für sich, wohl geeignet, das Herz des Königs mit wahrem Jubel zu erfüllen, aber zeigen, verraten durfte er das nicht, vielmehr mußte er's verbergen, ja verleugnen vor dem eignen Fleisch und Blut, sich Gewalt anthun vor den eignen Söhnen, denen er dadurch zum vollkommenen Rätsel ward. König Wilhelm erzählt, er habe mit dem Kronprinzen und dem Vetter Prinzen Friedrich in äußerster Spannung auf die Rückkehr des Königs gewartet und als er nach ungefähr einer halben Stunde endlich kam, „einen Ausdruck der Befriedigung" bei ihm wahrgenommen, wie ihn die Prinzen in seinen vergrämten Zügen seit lange nicht beobachtet hatten. Aber ehe sie sich ihrerseits dem Gefühl der Freude hingeben konnten über die frohe Botschaft, die sie nun erwarten mußten, wurden sie „wie versteinert" durch die Worte des Königs: „Graf Henckel hat mir eine schlimme Nachricht gebracht, York hat mit seinem Corps kapituliert, und ist derselbe also in russischer Gefangenschaft; die Zeit von 1806 scheint sich wiederholen zu sollen." Und nun erzählte der König auf dem Spaziergang, den er sofort anzutreten befahl, mit welchem Geschick und welcher Schnelligkeit der General Diebitsch das Yorksche Corps durch starke Truppenmassen umgangen, ihm den Rückzug abgeschnitten und es so zur Kapitulation genötigt habe, dies alles aber in einer „gehobenen Stimmung", die sich die Prinzen mit dem angeblichen Schmerz über das Ereignis selbst gar nicht zu reimen wußten. Tief unglücklich über diese so „schmerzliche Nachricht", sagten die Prinzen den Ball ab, zu dem sie der Oberpräsident v. Bassewitz auf den Abend eingeladen hatte, und erstaunten nicht wenig, als ihnen der König am Abend, da sie zur Theestunde erschienen, sagte: „Ich denke, ihr gehet zum Ball?" und, da der Kronprinz den Grund angab, weshalb sie abgesagt, antwortete: „Das hätte euch nicht abhalten sollen."

Erst mehrere Tage danach erfuhren die Prinzen durch ihre Erzieher unter dem Siegel der Verschwiegenheit den wirklichen Sachverhalt und durchschauten nun auch, daß die ihnen anfangs unbegreifliche Haltung ihres königlichen Vaters ein Opfer gewesen war, das er der Sicherheit des Staates, seiner Person und seiner Familie hatte bringen müssen, weil sonst Frankreich „voreilig gereizt" und seitens des Marschalls Augereau, des Kommandanten von Berlin, „ein plötzlicher, Stadt, Land und Thron gefährdender Gewaltstreich hervorgerufen" worden wäre, ein Gewaltstreich, wie er zum Beispiel im Jahre 1808 die spanischen Bourbons in Bayonne getroffen hatte.

Mit Vorwissen seines Königs und wo möglich auch mit ausdrücklicher Weisung und Vollmacht desselben wollte General York handeln, aber nur das eine, das in seiner eignen Macht stand, hat er erreicht.[1]) Der König wurde

[1]) Mit der hier entwickelten Auffassung, die ich bereits in meinem „Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege" II, S. 528 ff. angedeutet habe, vergleiche man die Ausführung von Karl v. Clausewitz, der selbst bei dem Drama von Tauroggen mitgewirkt hat, und der über York (Hinterlassene Werke, VII, 2. Aufl. Berlin 1862, S. 187) sagt: „Obgleich der General York, als er die Anstellung bei diesem Corps bekam, eine besondere Instruktion erhielt, so ist doch ausgemacht, daß diese nichts enthielt, wodurch der

Digitized by Google

durch seine Abgesandten v. Schack, Graf Brandenburg, v. Seydlitz, Graf Henckel und Major v. Thiele von allem, was geschehen war und geschehen sollte, aufs genaueste unterrichtet, aber ausdrückliche Weisungen, förmliche Vollmachten hatte und erhielt York nicht, folglich mußte er entweder verzichten auf jede That oder handeln auf eigne Verantwortung mit Einsetzung seines Kopfes und seiner Ehre, und darin bestand eben sein Heldenentschluß und seine Heldenthat. Daß aber York wirklich keinerlei Art geheimer Weisungen gehabt hat und alle Behauptungen des Gegenteils hinfällig sein müssen, geht unwiderleglich aus den Urkunden hervor, die hier allein entscheiden können, nämlich aus den Vorstellungen, die York vor der That und nach der That an den König gerichtet hat. Wenn York geheime Weisungen schon besaß, dann brauchte er um solche überhaupt nicht, am allerwenigsten so zu bitten, wie er das in dem oben mitgeteilten Schreiben vom 27. Dezember gethan hat, und wenn er durch Befehle seines Königs gedeckt gewesen wäre, so hätte er nicht das berühmte Schreiben aus Tilsit am 3. Januar 1813 mit den Worten beginnen können: „Der Schritt, den ich gethan, ist *ohne Befehl Ew. Majestät* geschehen. Die Umstände und wichtige Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die *Politik* erheischt, daß meine Person verurteilt werden muß." Ja, „die Politik". Selbst wenn York für seinen rein militärischen Schritt nicht bloß eine Ermächtigung, sondern einen ausdrücklichen Befehl des Königs gehabt hätte, so hing sein wie seines Landes ganzes Schicksal doch von der Frage ab, ob die „Politik" Preußens nun die große Wendung wirklich nahm, für die er bloß die Bahn frei machen konnte. Die Wendung selbst aber, nämlich der

Schritt, welchen der General York zu thun im Begriffe war, im mindesten gerechtfertigt wurde. — *Wie der König und das Volk über die Franzosen gesinnt waren*, konnte dem General York nicht *ungewiß* sein; *aber ob man in Berlin die Katastrophe, welche die Franzosen soeben erlebt hatten, für ein völliges Umschlagen der Wage und den Augenblick für günstig genug halten würde, um plötzlich die Rolle zu wechseln — darüber konnte der General York nur die größten Zweifel haben.* Wenn er an die Verhältnisse in Berlin dachte, so mußte er den größten Widerwillen gegen einen plötzlichen Wechsel der Rolle voraussetzen. *Scharnhorst*, der entschiedenste Gegner der Franzosen und derjenige, welcher einen solchen Rat gegeben und aufs äußerste unterstützt haben würde, war aus dem Ministerium entfernt und lebte in Schlesien. Baron *Hardenberg* hatte gezeigt, daß er geschickt zwischen Klippen zu steuern wisse; ob er aber einen recht hochherzigen Entschluß fassen und ihn auch in andern hervorbringen könne, daran mußte man sehr zweifeln. Wenn aber jetzt der General York für sich, auf seine Gefahr einen Entschluß faßte, der die preußische Politik in eine entgegengesetzte Richtung mit fortreißen sollte, so war dies eine der kühnsten Handlungen, die in der Geschichte vorgekommen sind. Graf Haugwitz hatte sich im Grunde im Jahre 1805 etwas Aehnliches erlaubt, als er den Wiener Vertrag schloß, aber Graf Haugwitz handelte damals im Interesse der Uebermacht und wußte, daß Preußen sich ungern derselben entgegenstellte; außerdem wird eine diplomatische Kühnheit niemals so stark gerügt wie eine militärische; dort kostet es meistens nur die Stelle, hier nach den gewöhnlichen Regeln den Kopf. War der König ganz entschlossen, bei der Verbindung mit Frankreich zu bleiben, so blieb kaum etwas andres übrig, als dem General York den Prozeß zu machen."

Digitized by Google

offene Anschluß an Rußland und der offene Bruch mit Frankreich, war der Entscheidung des Königs vorbehalten, sie wurde nicht entschieden im Hauptquartier des Generals York und auch nicht durch einen Landtag in Königsberg, wie rühmlich seine Gesinnung, wie verdienstlich auch seine Beschlüsse sein mochten. Kurz, es ist und bleibt in jedem Sinne wahr, was neuerdings von militärischer Seite wiederholt worden ist: „Daß der General York im entscheidenden Augenblick die Verantwortung für einen Schritt übernahm, der dem Könige, der Armee und dem Staate die Vorteile eines schon geschlossenen Friedens und Bündnisses mit Rußland gewährte, ohne den König und alles, was noch im französischen Machtbereiche war, zu kompromittieren, ohne des Königs Befehlen vorzugreifen, indem der General, falls der Bruch mit Frankreich nicht stattfand, sich selbst zum Opfer brachte — das ist das Großartige seiner That, die allein genügen würde, ihm eine bleibende Stelle unter den um das Vaterland verdienten Helden zu sichern.“[1]) So würde heute wie zur Zeit Droysens geurteilt werden müssen, wenn nichts vorläge als ganz objektiv die That selbst, der Wortlaut der Konvention und die Schreiben Yorks vor wie nach derselben. Aber es kommt noch ein subjektives Moment in Betracht, auf das mit größtem Nachdruck hingewiesen werden muß, weil es zu oft verkannt worden ist und noch immer verkannt wird.

In einer der vielen mir unvergeßlichen Unterredungen, die mir Fürst Bismarck in den Jahren 1891 bis 1896 gewährt hat, sagte er mir am 17. Oktober 1891 auf einem Spaziergang durch den Park zu Varzin: „Stellen Sie einen herzhaften Leutnant auf einen gefährdeten Posten und sagen zu ihm: ‚dieser Posten ist wichtig, er muß behauptet werden um jeden Preis‘, so wird er auf dem Posten stehen bleiben, bis er entweder abgelöst oder getötet wird. Sagen Sie ihm aber: ‚zwei Fälle sind möglich, im einen bleiben Sie stehen, im andern ziehen Sie ab‘, so wird er ein Opfer des Zweifels, ob er das Richtige treffen wird, und die Furcht vor einem falschen Schritte, vor dem Tadel, dem er sich aussetzt, und dem Schaden, den er dann anrichtet, wird ihn verzagt und trotz seiner Tapferkeit feige machen.“[2]) Eine der Naturen, welche der bloße Gedanke an solchen Zweifel, wievielmehr der Eintritt solchen Zweifels selbst völlig aus dem Gleichgewicht bringt, war General York. Im Mai des Jahres 1811 war ihm ein Militärkommando über Westpreußen mit so ausgedehnter Vollmacht übertragen worden, daß ihm der Kopf schwindelte bei dem Gedanken an die ungeheure Verantwortung, die auf ihm lastete, und er den General Scharnhorst

[1]) „Die Teilnahme des preußischen Hilfscorps an dem Feldzuge gegen Rußland 1812“ in kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Großen Generalstabs. IV. Heft 24. (Berlin 1898.) S. 561.

[2]) Derselbe Gedanke kommt auch in den „Gedanken und Erinnerungen“ in etwas andern Worten vor. Es heißt daselbst II 288 von Kaiser Wilhelm I.: „Er war darin ganz preußischer Offizier, der, sobald er durch höheren Befehl gedeckt ist, ohne Schwanken dem sicheren Tode entgegengeht, aber durch die Furcht vor dem Tadel des Vorgesetzten und der öffentlichen Meinung in zweifelnde Unsicherheit gerät, die ihn das Falsche wählen läßt.“

Digitized by Google

flehentlich bat, ja bei allem, was ihnen beiden heilig sei, beschwor, noch einmal schonungslos zu prüfen, ob der König nicht „zu gut“ von ihm denke, ob man seine Begabung nicht weit überschätze, die er selbst richtiger zu beurteilen meine, wenn er „offen und frei gestehe“: „ich glaube, ich habe mehr Naturgaben, anzufassen und auszuführen, als selbst zu entwerfen und zu schaffen.“ Als York am 13. Mai 1811 so schrieb, war er noch in gar keinen jener Zweifelsfälle gekommen, an deren bloße Möglichkeit er mit so aufrichtigem Grauen dachte; welch einen Seelenkampf muß ihm nun die peinvolle Lage bereitet haben, in der er sich entschloß, unter die Abkunft vom 30. Dezember seinen Namen zu setzen. Die Genialität, die Naturen wie die Bismarcks solche Lagen nicht fliehen, sondern suchen läßt, besaß er nicht. Das überströmende Selbstvertrauen, das wächst in der Gefahr, war seiner düsteren, pessimistischen Weltauffassung gänzlich fremd. Was ihn an dieser Stelle und in diesem Augenblick zum Helden machte, das war wie mir scheint, sein Preußentum, sein Preußenzorn über die Fremdherrschaft, sein Preußenglaube an den Anbruch besserer Tage und sein Preußenpflichtgefühl als Haupt der einzigen Armee, die jetzt den Beruf hatte, den unfreien König frei zu machen. Denn unfrei war der König in Potsdam, mitten unter den Franzosen Augereaus und darauf, daß man diese Unfreiheit entweder ganz übersehen oder nicht hinlänglich gewürdigt hat, beruhen alle Irrtümer über sein Verhalten in jenen Tagen. Das gilt insbesondere von mehreren Angaben, welche Theodor v. Schön, über diese Dinge gemacht hat: Theodor v. Schön, der in ost- und westpreußischen Verhältnissen unterrichtet war wie kein zweiter, aber dem eigentlichen Geheimnis Friedrich Wilhelms und Hardenbergs nicht auf den Grund gesehen hat. Aus der Feder Schöns haben wir das Urteil:[1] „Im allgemeinen war mir bekannt, daß, wenn es militärisch zulässig war, York sein Corps von den Franzosen trennen konnte, ohne daß ihm ein Hochverratsprozeß gemacht würde. Ich glaube nicht, daß York deshalb bestimmte Instruktionen gehabt hat, aber die Andeutungen, welche er im Verlaufe des Krieges erhielt, waren von der Art, daß York, wenn das Vorhaben gelang, wenig zu besorgen hatte. York nahm an, daß er bei der Konvention höheren Intentionen nicht entgegen gehandelt habe.“ Ja, „wenn das Vorhaben gelang“; wer aber bürgte dafür am 30. Dezember? Wie sagte doch York am 29. Dezember in Tauroggen zu den Offizieren seines Corps, als er dem Oberstlieutenant v. Clausewitz sein Wort gegeben hatte, am nächsten Tag mit General Diebitsch auf der Poscherunschen Mühle zusammenzukommen? Er sagte: „Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir vielleicht meinen Schritt vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen.“[2] Wer konnte denn wissen, ob das Vorhaben „gut gehen“ werde oder nicht? Was halfen dem General York „Andeutungen“, was halfen ihm selbst ausdrückliche Weisungen,

[1] Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen Theodor v. Schön. I (Berlin 1876) S. 83.

[2] Droysen: York von Wartenberg I, (Berlin 1851) S. 488.

Digitized by Google

schriftliche Befehle sogar, wenn zum Beispiel bei der ersten Nachricht von dem, was York gethan, der Marschall Augereau den „plötzlichen, Stadt, Land und Thron gefährdenden Gewaltstreich“ that, den die königliche Familie jeden Tag fürchten mußte, indem er den König mit den Prinzen festnahm und als Geisel für die Vertragstreue Preußens nach Frankreich schleppte? Was wurde dann aus dem „Systemwechsel“, den der König gerade so entschieden gewollt hat wie irgend einer unter den besten Patrioten?

Ein weiteres Zeugnis Schöns, und zwar aus seinen letzten Lebensjahren, ist neuerdings bekannt geworden.[1]) Es lautet: „York wußte, wie er mir selbst gesagt hat, daß den König die französische Allianz sehr drückte, und daß, wenn die Trennung seiner Truppen von den französischen irgend militärisch zu entschuldigen wäre, der König dies gern sehen würde. York wußte dies nicht etwa indirekt, sondern es war ihm direkt eröffnet, und York, indem er mir dies in Tilsit mitteilte, sagte damals: Er habe die russischen Forderungen so lange zurückweisen müssen, solange die Trennung von den Franzosen nicht militärisch zu entschuldigen gewesen wäre. Das, was Droysen über die Versuche der Russen, York herüberzuziehen, anführt, wird erst erklärlich, wenn man weiß, daß von unsrer Seite politisch man keinen Bruch wagen wollte, daß aber, wenn dieses militärisch herbeigeführt werden könne, man dies gern sehen würde. Der König hatte in der letzten Sendung v. Seydlitz an York ausdrücklich York verpflichten lassen, daß seine (des Königs Person) bei dem, was York thäte, aus dem Spiel bleiben müsse. York sagte mir selbst in Tilsit: Er habe erst durch die Ordre; die Arrieregarde von Macdonald zu machen, bestimmte Aussicht erhalten, seinen Uebergang zu den Russen militärisch rechtfertigen zu können, und habe deshalb beim Empfang dieser Ordre frohlockend ausgerufen: ‚Bon voyage! Du, Macdonald, siehst mich nicht wieder!‘“

Das ist alles durchaus richtig und glaubwürdig, es fehlt nur die Angabe des sachlichen Grundes, weshalb der König persönlich aus dem Spiele bleiben, weshalb er politisch freie Hand behalten wollte, wenn sein General ihn militärisch frei machte. Er lag eben in der Unfreiheit, in der sich der König als Kriegsgefangener der Franzosen befand, die ihm unmöglich machte, irgend etwas schriftlich von sich zu geben, wodurch er sein Geheimnis verraten und die Franzosen zu einem Gewaltstreich gegen ihn und sein Haus berechtigt hätte.[2])

[1]) „Briefwechsel des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor v. Schön mit G. H. Seitz und J. G. Droysen.“ Herausgegeben von Franz Kahl. Leipzig 1896. S. 240.

[2]) Es bleibt mithin durchaus richtig, was ich im Jahr 1887 (Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege II. 533—534) habe drucken lassen: „Sicher ist, dem General York war nicht befohlen, bei den Franzosen auszuharren, es war ihm auch nicht verboten, zu den Russen überzugehen. Was er sich hienach aber für erlaubt halten mochte, im Vertrauen einerseits auf die Gesinnungen des Königs, andrerseits auf den Umschwung der Weltlage, das that er auf eigne Verantwortung und auf eigne Gefahr; ging es gut, dann konnte es der König annehmen, lief es schlecht ab, dann war er verloren, selbst wenn, was er gethan, mit etwaigen geheimen Weisungen stimmte, denn dann

Digitized by Google

Darin lag denn auch das, was ihm in den Mitteilungen des Grafen Henckel das erfreulichste war: General York verhieß ihm, durch einen rein militärischen, aus dem Mißgriff des Marschalls selbst zu rechtfertigenden Schritt die freie Verfügung über das Hilfscorps zu verschaffen. Daß dabei gegen die Franzosen jede Möglichkeit einer Mitwissenschaft oder gar Mitschuld des Königs unbedingt geleugnet werden mußte, verstand sich ganz von selbst, und daraus erklärt sich das Verhalten, das der König, wie wir wissen, am 2. Januar gegen seine eignen Söhne, nicht minder dasjenige, das er am 3. vor der Oeffentlichkeit beobachtete. Als er am Morgen dieses Tages erfuhr, daß auf dem Ball des Oberpräsidenten v. Bassewitz durch Briefe, welche Graf Henckel mit besorgt hatte, die große Neuigkeit ausgekommen war, York habe nicht kapituliert, sondern sei zu den Russen übergegangen oder habe auf eigne Hand Frieden mit ihnen gemacht, da nahm der König die Gelegenheit der Paroleausgabe wahr, die nach damaligem Dienst um 11 Uhr stattfand, um den Kommandanten Oberst v. Kessel in sehr ernstem Ton mit den Worten anzureden: „Ich höre, daß auf dem gestrigen Ball ganz falsche Nachrichten über das Yorksche Corps verbreitet worden sind; ich allein habe die richtige Nachricht: York hat kapituliert und wird vor ein Kriegsgericht gestellt; sorgen Sie dafür, daß diese allein richtige Nachricht verbreitet werde und jedes andre Gerücht verstummen müsse." Gleich darauf aber nahm der König seine heitre Stimmung wieder auf, und jedermann verstand, wie seine Worte eigentlich gemeint waren.[1]) (Fortsetzung folgt.)

Ein Jahrhundert Asteroidenforschung.

Von

Dr. J. Palisa.

Einer der denkwürdigsten Tage in der Geschichte der Astronomie ist der 1. Januar 1801, an welchem Piazzi in Palermo den Planeten Ceres, den ersten Asteroiden, entdeckte. Piazzi war damit beschäftigt, die Positionen des La Caille'schen Sternkataloges an seinem Meridiankreise zu verifizieren, als er in der Nähe eines dieser Sterne einen zweiten Stern achter Größe bemerkte, von dem er gleichfalls eine Beobachtung machte. Seiner Gewohnheit gemäß

entschieden eben nicht diese, sondern eine höhere Gewalt, der auch der König sich beugen mußte. Die Frage, ob und inwieweit solche geheime Weisungen bestanden, ist deshalb ganz unerheblich. Die Verantwortlichkeit blieb für York dieselbe, denn *den Erfolg*, der ihn entweder verurteilte oder lossprach, *hatte er nicht in der Hand*."

[1]) Pertz, Gneisenau, III. S. 736. Erzählung des Königs Wilhelm s. oben S. 52.

Digitized by Google

wiederholte er am nächsten Tage die Positionsbestimmungen, fand aber den neuen Stern an einer andern Stelle des Himmels. Anfangs vermutete er einen Fehler in seinen Notierungen, aber die Beobachtung vom 3. Januar ergab abermals eine Ortsveränderung. Von nun an beobachtete Piazzi das neue Gestirn so oft als möglich. Seine Beobachtungen reichten bis 11. Februar. Infolge der damaligen Posteinrichtungen gelangte die Nachricht von dem Funde erst im April zur Kenntnis andrer Astronomen, zu einer Zeit also, wo eine weitere Verfolgung nicht mehr möglich war. Der Astronom Bode in Berlin war der erste, welcher die Vermutung aussprach, daß man es hier mit dem längst geahnten Planeten zwischen Mars und Jupiter zu thun habe. Es galt nun, die Elemente der Bahn zu bestimmen, um das neue Mitglied des Sonnensystems bei seiner Wiederkehr zu finden.

Dieses Problem, aus so wenigen Beobachtungen die Bahn eines Planeten zu bestimmen, hatte bisher nicht vorgelegen, und die Astronomen waren daher auch noch nicht darauf vorbereitet. Die Lösung erforderte ein Genie ersten Ranges, und ein solches war der noch junge aber bereits berühmte Gauß in Braunschweig. Er hatte das Problem theoretisch schon gelöst, ohne jedoch die Arbeit zu veröffentlichen; nun aber bot sich ihm die schönste Gelegenheit, seine Lösung des Problems zu erproben. Die von ihm berechnete Bahn ergab eine solche Uebereinstimmung mit den Beobachtungen, daß die Rechnung nicht nur die höchste Bewunderung erregte, sondern auch die Beobachter mit größter Zuversicht an die Wiederaufsuchung schritten, die auch gleich in der ersten geeigneten Nacht der nächsten Sichtbarkeitsperiode des neuen Planeten von Erfolg gekrönt war.

Bei der Verfolgung der Ceres im Frühling 1802 bemerkte der berühmte Arzt und Astronom Olbers in der Nähe der Ceres einen Stern siebenter Größe, von dem er sicherlich wußte, daß er früher an dieser Stelle des Himmels nicht vorhanden war. Es war der später Pallas genannte Planet. Wiederum war es Gauß, der die Bahn dieses Planeten rechnete. Der Umstand, daß statt des vermuteten einzigen Planeten zwei existierten, legte den Gedanken nahe, daß noch mehrere vorhanden wären. Es zeigte sich weiter, daß die Bahnen der beiden Planeten in einer gewissen Gegend des Himmels sich einander sehr stark nähern. Dies sowohl als die Aehnlichkeit der Bahnen ließ den Gedanken reifen, daß beide Planeten nichts anders als Trümmer eines einzigen Planeten wären. Wollte man die andern Stücke auffinden, so war die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, dieselben in der Gegend der Bahnnähe der beiden zuerst entdeckten irgend einmal anzutreffen. Die diesbezüglichen Bemühungen waren von nun an dahin gerichtet, diese Gegend fleißig im Auge zu behalten, und in der That gelang es Harding, am 1. September 1804 den Planeten Juno und Olbers am 29. März 1807 den Planeten Vesta aufzufinden.

Harding und Olbers setzten jahrelang ihre Bemühungen, in der bezeichneten Gegend weitere Planeten zu entdecken, fort. Weil aber ihre Nachforschungen erfolglos blieben, so bürgerte sich langsam der Glaube ein, daß eben nur diese

Digitized by Google

vier Planeten zwischen Mars und Jupiter existieren. Gegenwärtig, wo bereits über 400 bekannt sind, läßt sich dieses Fehlschlagen dadurch erklären, daß die damaligen Fernrohre noch nicht so lichtstark waren und daß daher die beiden genannten Astronomen ihre Aufmerksamkeit nur auf hellere Sterne richten konnten. Erst die im Jahre 1825 von der Berliner Akademie unternommene Herausgabe von genauen Sternkarten, welche sich auf den Gürtel zwischen 15 Grad nördlicher und 15 Grad südlicher Deklination erstreckten und von einer größeren Anzahl Astronomen in Angriff genommen wurden, sowie der Fortschritt in der Erzeugung größerer Fernrohre trug dazu bei, daß wieder derartige Versuche angestellt wurden, die sich auch auf andre Himmelsgegenden erstreckten. Die erste Entdeckung dieser Art gelang Herrn Hencke in Driesen, einem eifrigen Liebhaber der Astronomie, im Jahre 1845, nach fünfzehnjährigen Bemühungen. Als damit der jahrelange Bann gebrochen war, verging seit 1847 kein Jahr mehr, ohne daß eine oder mehrere solche Entdeckungen gemacht wurden, ja das Merkwürdige trat ein, daß sich die Anzahl der Entdeckungen von Jahr zu Jahr steigerte. Es ist dies wohl teilweise dem Umstande zuzuschreiben, daß auch die Hilfsmittel sich stetig vermehrten.

Aus dem bisher Gesagten wird man wohl entnehmen können, welches der Vorgang bei einer Planetenentdeckung ist; aber nichtsdestoweniger will ich ein wenig dabei verweilen.

Ein Asteroid bietet im Fernrohr genau denselben Anblick wie ein Fixstern und ist also von vornherein von einem solchen nicht zu unterscheiden. Nur bei den allergrößten derselben, wie Vesta und Ceres, ist es in den letzten Jahren gelungen, mit einem der mächtigsten Fernrohre, dem Riesenrefraktor der Licksternwarte, ein kleines Scheibchen zu sehen, dessen Durchmesser zu messen und daraus die wahre Größe zu berechnen. Das einzige Erkennungszeichen der kleinen Planeten ist daher die Ortsveränderung zwischen den Fixsternen.

Will jemand, der natürlich im Besitze eines entsprechend mächtigen Fernrohres ist, Planeten entdecken, so wird er sich zunächst eine Gegend des Himmels wählen, innerhalb welcher er seine Nachforschungen anstellen will. Wenn von dieser Gegend eine Sternkarte vorhanden oder veröffentlicht ist, so wird er dieselbe vornehmen und mit dem Himmel vergleichen. Nicht selten wird er dabei eine größere Anzahl von Sternen mehr am Himmel erblicken, als die Karte aufweist. Alle diese Sternchen werden in die Karte eingetragen und je nach ihrer Helligkeit durch stärkere oder schwächere Punkte gekennzeichnet. Nun gilt es, die Karte wieder mit dem Himmel zu vergleichen. War unter den neu eingetragenen Sternen ein Planet, so wird an der betreffenden Stelle des Himmels ein Stern fehlen und an einer andern Stelle einer mehr vorhanden sein. Sind aber mehrere Tage verflossen, bis der Beobachter dazu kommt, die zweite Vergleichung vorzunehmen, so kann ihm passieren, daß er zwar einen Stern vermißt, aber dennoch den Planeten nicht findet, weil die Bewegungen, trotzdem sie im allgemeinen einen gemeinsamen Zug aufweisen, doch stark in Größe und Richtung verschieden sind. In dem Falle, daß der Beobachter die Fertigkeit sich angeeignet

Digitized by Google

hat, korrekt den Ort der Sterne in die Karte einzutragen, genügen bereits wenige Stunden, um eine Ortsveränderung zu erkennen. Ja, wenn der Astronom die Gegend wo ein Planet stehen soll, beiläufig weiß und er es sich zur Aufgabe gestellt hat, eine genaue Ortsbestimmung vorzunehmen, genügt im allgemeinen eine Stunde Zwischenzeit vollständig, um das betreffende Gestirn herauszufinden; der Beobachter hat dann, indem er sich nicht mehr ganz auf sein Zeichentalent verläßt, von jedem verdächtigen Sterne eine rohe, aber jedenfalls genauere Ortsbestimmung, als es die Zeichnung schon an und für sich ist, vorzunehmen und nach einer Stunde zu wiederholen.

In Bezug auf die Wahrscheinlichkeit, auf einen Planeten zu stoßen, sind nicht alle Gegenden des Himmels gleichwertig. Da sämtliche Bahnebenen der Planeten und auch die der Erde einen gemeinsamen Punkt, die Sonne, besitzen, so folgt daraus, daß eine jede dieser Bahnen die Erdbahn in einer Linie schneidet, welche durch die Sonne geht und an zwei gegenüberliegenden Punkten der Ekliptik den Himmel trifft. Jeder Planet muß während eines Umlaufes um die Sonne diese Schnittpunkte passieren, das heißt er ist zweimal während eines Umlaufes in jenem Kreise anzutreffen, welchen die Sonne am Himmel beschreibt und welcher den Namen Ekliptik führt. Weiteres sind die Neigungswinkel der einzelnen Planetenbahnen gegen die Erdbahn im allgemeinen klein. Von den ersten 400 Planeten besitzt nur Pallas einen Neigungswinkel von über 30 Grad, 25 haben einen solchen zwischen 20 und 30 Grad, 102 einen zwischen 10 und 20 Grad und der Rest von 272 einen solchen unter 10 Grad. Zwei Drittel müssen daher stets in der Nähe der Ekliptik anzutreffen sein. Wenn jemand daher weit von der Ekliptik weg nach Planeten suchen würde, so könnte er nur diejenigen antreffen, welche eine starke Neigung haben; hingegen wird er allen begegnen können, wenn er sein Augenmerk nur auf die Ekliptik und die benachbarten Gegenden wirft.

Wenn es demnach für den Erfolg nicht gleichgültig ist, wo man sucht, so ist es ebensowenig gleichgültig, *wann* man in einer sonst günstigen Gegend sucht. Um dies zu erläutern diene das folgende spezielle Beispiel. Der Planet Hestia benötigt zu einem Umlaufe um die Sonne sehr nahe 4 Jahre. Wenn wir uns zwei konzentrische Kreise, deren Halbmesser sich wie 1 : 2.5 verhalten, auf einem Blatt Papier zeichnen, so kann uns der kleine Kreis die Erdbahn, der größere die Bahn der Hestia vorstellen. Wir wollen ferner die Annahme machen, daß auf den von uns gezeichneten Bahnen beide Himmelskörper zu einer bestimmten Zeit am höchsten Punkte der gezeichneten Kreise stehen, und daß sie von da aus umgekehrt wie die Zeiger einer Uhr sich bewegen. Man wird sofort bemerken, daß die Distanz der beiden Gestirne größer zu werden beginnt, weil die Erde viermal rascher als Hestia einen Umlauf zurücklegt. Die Distanzen werden fortwährend größer und erreichen ihren größten Wert, wenn zwischen ihnen die Sonne, das ist das Zentrum der Kreise, steht; dann verringert sich wieder die Distanz. Nach einem Jahre ist die Erde am Ausgangspunkt ihrer Bahn angelangt; aber Hestia hat erst ein Viertel ihrer Bahn zurückgelegt und es dauert

Digitized by Google

noch ein Dritteljahr, bis die Erde abermals sich zwischen Sonne und Hestia stellt. Hestia befindet sich jetzt neuerlich der Sonne entgegengesetzt; man nennt diese Stellung Opposition. Da aber die Helligkeit eines Planeten außer von seiner wirklichen Größe auch von der Distanz zur Erde und zur Sonne abhängt und in jeder Opposition ein Planet der Erde näher kommt als vor- und nachher, so fällt die Zeit der Opposition auch mit der Zeit der größten Helligkeit zusammen, und es ist somit in einer Gegend der Ekliptik zu jener Zeit zu suchen, zu welcher dieselbe in Opposition zur Sonne ist. Wenn jedoch, wie dies in der Regel der Fall ist, die Bahn des Planeten kein Kreis, sondern eine Ellipse ist, so wird der Planet zur Zeit der Opposition, welche ja in verschiedene Gegenden des Himmels und in verschiedenen Stellen seiner Bahn fallen kann, nicht immer auch dieselbe Distanz von der Sonne haben und aus diesem Grunde bald schwächer, bald heller erscheinen. Das ändert aber nichts an dem vorher aufgestellten Satze.

Um also Planeten zu entdecken, ist außer einem guten Fernrohr auch eine Sternkarte notwendig. Als mit dem Jahre 1845 die zweite Periode der Asteroidenentdeckungen begann, fehlte es hauptsächlich an letzteren, da die früher genannten Berliner akademischen Karten nur hellere Sterne enthalten. Diesem Bedürfnisse zu genügen, anderseits aber auch weil das Vorhandensein genauer Karten schon an und für sich ein Bedürfnis der Astronomie vorstellt, wurde von mehreren Seiten die Ausarbeitung solcher Karten in Angriff genommen. Daß nach dem vorher Gesagten die Gegenden der Ekliptik diejenigen waren, welche zuerst der Bearbeitung unterzogen wurden, ist selbstverständlich.

Vor allem hat sich Chacornac hervorgethan, welcher 36 je 25 Quadratgrade umfassende Blätter anfertigte, die als Publikationen der Pariser Sternwarte erschienen sind. Nach seinem Tode ruhte lange Zeit diese auf 72 Blätter berechnete Herausgabe des Ekliptikgürtels, bis die Brüder Henry diese Arbeiten vom Jahre 1872 an fortsetzten. Nebst den Genannten bearbeitete Professor Peters in Amerika gleichfalls einen großen Teil dieser Himmelspartien. Auch der Verfasser dieser Zeilen hat sich an diese Aufgabe gemacht und dabei solche Gegenden ausgewählt, welche von den früher genannten noch nicht bearbeitet worden sind. Die Ausarbeitung einer solchen Sternkarte, wenn sie einigermaßen auf Genauigkeit Anspruch machen will, ist eine äußerst mühsame, und es ist daher nicht zu verwundern, daß in dem Momente, als die Photographie ihre ersten Triumphe auf dem Gebiete der Sternaufnahmen feierte, alle diese Arbeiten eingestellt wurden. Die Photographie arbeitet nicht nur rascher, sondern auch viel genauer und ist besonders in jenen Gegenden, welche sich, wie die Milchstraße, durch außerordentlichen Sternreichtum auszeichnen und bei deren Aufnahme selbst die Tüchtigsten und Gewandtesten den Mut sinken lassen mußten, von unschätzbarem Werte.

Mit dem Frühjahr 1892 begann die dritte Periode der Asteroidenentdeckungen, indem Professor Max Wolf in Heidelberg die Photographie zu dem Dienste der Planetenentdeckung und Planetenbeobachtung heranzog. Schon die ersten mit

Digitized by Google

ihrer Hilfe erzielten Erfolge waren so zahlreich, daß es aussichtslos erschien, sich noch der alten Methode zu bedienen, und in der That wurde dieselbe nicht mehr zur Entdeckung, sondern nur noch zur Verfolgung der Planeten angewendet. Das Wesen der neuen Methode ist in wenig Worten dargelegt. Mit einem photographischen Fernrohre kurzer Brennweite und einer Objektivöffnung von etwa 5 Zoll, welches eine große Himmelsfläche, etwa so groß wie die früher erwähnten Sternkarten bestreicht, wird eine $1^1/_2$ bis 2 Stunden dauernde Aufnahme gemacht. Das Fernrohr wird durch ein Uhrwerk den Gestirnen nachbewegt, und es obliegt dem Beobachter nur noch die allerdings sehr mühsame und anstrengende Aufgabe, mittels eines gewöhnlichen Fernrohrs, das mit dem photographierenden zu einem Ganzen starr vereinigt ist, zu kontrollieren, ob das Uhrwerk vollkommen genau arbeitet und die entstandenen Abweichungen von der eingestellten Richtung sofort mit Hilfe der vorhandenen Einrichtungen unschädlich zu machen. Auf den entwickelten Platten erscheinen alle Fixsterne als Punkte oder als größere und kleinere Scheibchen, je nach der Helligkeit der Sterne. Nur die Asteroiden, welche während der Expositionszeit ihren Ort am Himmel stetig geändert haben, erscheinen nicht als Punkte, sondern als Striche. Die photographische Platte ist somit nach solchen Strichen abzusuchen. Man genießt hiebei den großen Vorteil, daß man sicher ist, keinen Planeten, welcher in der photographierten Gegend sich aufgehalten hat, zu übersehen, während anderseits das aufgenommene Areal ein derartig großes ist, daß ein geübter Beobachter eine volle Woche mit täglich etwa vierstündiger Arbeitszeit zu thun hätte, um nach der Augmethode dieselbe Gegend durchzusuchen. Dieses letztere Moment erklärt auch vollständig, weshalb die Planetenentdecker die bisherige Methode aufgegeben haben.

Bei der Besprechung der Entdeckung des Planeten Ceres wurde gesagt, daß die Astronomen in großer Verlegenheit waren, die Bahn des neuen Himmelskörpers zu bestimmen und dadurch es zu ermöglichen, ihn bei der nächsten Opposition wiederzufinden, sowie daß es das hohe Verdienst von Gauß war, die Lösung dieses Problems schon gefunden zu haben. Nach der Entdeckung des Planeten Vesta publizierte Gauß in dem berühmten Werke „Theoria motus corporum coelestium" seine Methode, welche bald Gemeingut der Astronomen wurde. Die Gaußsche Methode wurde später vielfach modifiziert und erweitert. Zur ersten Rechnung benutzt man in der Regel drei in Zeit gleichmäßig verteilte soweit als möglich auseinander liegende Beobachtungen. Eine jede Beobachtung liefert zwei Bestimmungsstücke, nämlich Rektascension und Deklination, beziehungsweise Länge und Breite des Planeten. Da nun sechs Größen zu bestimmen sind, nämlich 1. Neigung der Planetenbahn gegen die Erdbahn, 2. die Orientierung der Schnittlinie der beiden Bahnen, auch Knoten genannt, 3. die Länge der großen Achse der Ellipse, 4. die Exzentricität dieser Ellipse, 5. die Lage des kürzesten Abstandes von der Sonne oder das Perihel und 6. die Zeit, zu welcher der Planet in dieser Stellung eintrifft, so ist die Aufgabe vollkommen bestimmt. Aus diesen sechs Größen, Bahnelemente genannt, läßt

Digitized by Google

sich für jeden beliebigen Zeitpunkt der Ort des Planeten berechnen. Da nun die Beobachtungen selbst mit Fehlern behaftet sind, so wird die Vorausberechnung mit dem wirklichen Ort nicht stimmen, und die Abweichungen werden desto stärker werden, je näher in Zeit die zur Rechnung verwendeten Positionen gegenseitig liegen, und je entfernter der Zeitpunkt ist, für welchen ein Ort vorausgerechnet wird. Es liegt die Sache ähnlich, als wenn die Aufgabe gestellt würde, aus einem Kreise ein Stück wegzunehmen und aus diesem Stücke den Durchmesser des Kreises zu ermitteln und damit den ganzen Kreis zu rekonstruieren. Je kleiner das zur Verfügung stehende Stück ist, desto unsicherer wird sich die Lösung gestalten, desto stärker wird der gefundene Durchmesser von dem wirklichen abweichen. Es ist aber noch ein andres Moment vorhanden, welches eine Abweichung des voraus berechneten Ortes von dem wirklichen hervorruft, und das sind die sogenannten Störungen, welche die Planeten von den großen Planeten erleiden. Denn so wie die Sonne die Planeten fortwährend anzieht und dadurch sie zwingt, in einer Ellipse um sie herum zu wandern, ebenso üben auch die andern Planeten anziehende Wirkungen aus, welche die von der Sonne erzeugte Bahn modifizieren. Die Größe der Anziehung ist unabhängig von der Masse des angezogenen, aber abhängig von der Masse des anziehenden Planeten; sie nimmt ferner bei abnehmender Entfernung beider Körper im quadratischen Verhältnis zu, das heißt die Anziehung beträgt das Vierfache, das Neunfache, wenn die Distanz auf die Hälfte, auf ein Drittel gesunken ist. Da nun die Asteroiden sich zwischen Mars und Jupiter bewegen, so bringt insbesondere Jupiter wegen seiner relativ großen Masse die größte Anziehung, beziehungsweise die größten Störungen hervor, während die von Mars[1]) hervorgerufenen Störungen wegen seiner geringen Masse gering sind; ja, der viel weitere Saturn macht sich in dieser Richtung noch viel bemerkbarer. Um also genaue Vorausberechnungen zu bieten, müssen auch die Störungen, welche ein Asteroid im Laufe der Zeit erleidet, gerechnet werden. Diese Störungen finden darin ihren Ausdruck, daß die Bahnelemente Aenderungen erfahren und man genötigt ist, von Opposition zu Opposition mit stets andern Elementen zu rechnen. Wird die Berechnung der Störungen unterlassen, so wird eine mehr oder minder große Abweichung von der Rechnung eintreten und der Planet schwieriger zu finden sein, und ist diese Rechnung gar durch längere Zeit unterblieben, so kann es sich ereignen, daß man den Planeten auf Grund der mangelhaften Vorausberechnung überhaupt nicht auffinden kann.

Man wird es jetzt verstehen, daß die Astronomie abermals in eine Art Notlage geriet, als in den fünfziger Jahren die Planetenentdeckungen sich häuften und die vorhandenen Kräfte nicht auszureichen schienen, denn mit jeder Entdeckung erwuchs eine neue Verpflichtung und eine neue Last, welche nicht mehr abzuwälzen war; man wird es ferner begreiflich finden, daß der Wunsch aus-

[1]) Die Masse des Jupiter beträgt den 1048., des Saturn den 3490., des Mars hingegen nur den 3093 500. Teil der Sonnenmasse.

Digitized by Google

gesprochen wurde, die Entdecker mögen eine Zeitlang einhalten, bis die bereits entdeckten Planeten durch längere Zeit beobachtet und eine gute Grundlage zur Bahnbestimmung vorhanden wäre. Aber die Entdecker ließen sich dadurch nicht abhalten. Es mußte daher mit Freuden begrüßt werden, daß die Direktion der Berliner Sternwarte in diese Angelegenheit eingriff, indem das mit der Sternwarte verbundene Recheninstitut die Berechnung der Bahnen der kleinen Planeten in die Hand nahm und diese Aufgabe teils durch die eigenen Kräfte, teils durch Regelung der freiwilligen Mithilfe löste. In der That wäre eine Art Wirrwarr, wenn auch nicht am Himmel, dadurch entstanden, daß die Entdecker nicht mehr sofort hätten entscheiden können, ob ein aufgefundener Planet ein bekannter oder ein neuer sei. Durch viele Jahre hindurch wurde diese Entscheidung an der Hand des Berliner astronomischen Jahrbuchs dadurch ermöglicht, daß in demselben die Position eines jeden Planeten für jeden zwanzigsten Tag angegeben war. Aber die Entdeckungen, zu denen der Verfasser dieser Zeilen auch eine erkleckliche Anzahl beisteuerte, wuchsen fortwährend an, und so sah sich das genannte Recheninstitut, da es offenbar nicht in der Lage war, noch mehr Hilfskräfte zu verwenden, im Jahr 1890 veranlaßt, eine Reduktion seiner Arbeit vorzunehmen, indem es nur noch den Tag und den Ort der Opposition, sowie die scheinbare tägliche Bewegung für jeden Planeten angab, wobei zu erwähnen ist, daß die Störungen vielfach nicht in Rechnung gezogen werden konnten. Wenn jetzt ein Planet außerhalb der Opposition entdeckt wurde, war es nicht mehr möglich, sofort die Entscheidung zu treffen, aber immerhin beschränkte sich die Frage, ob ein aufgefundener Planet mit einem bereits bekannten identisch sei, auf nur wenige Planeten, und eine kleine Rechnung, oft auch nur eine Ueberlegung, erledigte auftauchende Zweifel.

Das Interesse, welches ein jeder dieser Himmelskörper hervorruft, beruht einmal in der Kenntnis seiner Existenz, seiner Bahnelemente und seiner Helligkeit. Erst die Kenntnis einer großen Zahl gestattet es, andern Fragen, etwa wie der nach dem Ursprung, näherzutreten und gemeinsame Grundzüge aufzusuchen. Nichtsdestoweniger beanspruchen einige ein erhöhtes Interesse. So ändern jene Planeten, welche stark excentrische Bahnen besitzen, bedeutend ihre Helligkeit in den verschiedenen Oppositionen, und die Beobachtung und Messung ihrer Lichtstärke kann deshalb dazu benutzt werden, um Aufschluß über jene Gesetze zu erhalten, welche die Helligkeit bestimmen. Wir wissen zwar, daß die Helligkeit im quadratischen Verhältnisse der zunehmenden Distanz des beleuchteten Körpers sowohl von der Lichtquelle als auch vom Beobachter abnimmt, aber es können noch andre Faktoren mitspielen, wie es in ganz deutlicher Weise bei Kometen der Fall ist, bei denen die Helligkeit noch in andrer Art beeinflußt wird. Die Astronomie kann eben mit den Himmelskörpern nicht experimentieren, wie es der Physiker in seinem Laboratorium thut, sondern muß geduldig warten, bis ihre Beobachtungsobjekte ohne Zuthun des Beobachters sich von verschiedenen Seiten präsentieren. Ein ähnliches Interesse wie die Planeten mit stark excentrischen Bahnen erwecken auch jene mit starker Neigung. Diese bringt es mit sich, daß

Digitized by Google

diese Wandelsterne die verschiedensten Grade der Deklination bald nördlich bald südlich durchwandern und können gleichsam als Träger einer gewissen und bekannten Lichtmenge verwendet werden, mit Hilfe deren man die Helligkeit weit entlegener Fixsterne in Relation bringen kann, ohne von den Fehlern direkter Vergleiche, welche durch die ungleiche Lichtdurchlässigkeit unsrer Atmosphäre hervorgerufen werden, beeinflußt zu sein. Andre Planeten zeichnen sich dadurch aus, daß sie entweder eine sehr große Achse der Bahn, wie zum Beispiel der bisher einzig dastehende Planet Thule, aufweisen oder wieder eine sehr kleine besitzen. Die erstere Eigenschaft bringt es mit sich, daß sie zuweilen in große Nähe des Jupiter gelangen und recht lange Zeit in derselben verweilen. Die Störungen ihres Laufes durch diesen Planeten, welche, wie bereits erwähnt, unter andern auch von der Masse des Jupiter abhängig sind, können dann so bedeutend werden, daß man mit großer Schärfe aus den erlittenen Störungen die Masse des Jupiter selbst berechnen kann. In dieser Beziehung wird der genannte Planet Thule um das Jahr 1911 das größte Interesse darbieten; es ist deshalb bereits jetzt notwendig, daß derselbe gut beobachtet werde, um seinerzeit die Wirkung des Jupiter gut erkennen zu können. Auf der andern Seite können die Planeten mit kleiner Achse der Bahn der Erde so nahe kommen, daß die Orte, welche sie auf der Himmelskugel einzunehmen scheinen, wenn sie gleichzeitig von zwei sehr verschiedenen Standorten auf der Erde beobachtet werden, so bedeutend differieren, daß man aus der Differenz unabhängig von allen andern Hypothesen und Gesetzen ihre Distanz von der Erde ermitteln kann. Da nun die Keplerschen Gesetze die Verhältnisse der Distanzen innerhalb des Sonnensystems sozusagen haarscharf finden lassen, so sind, sobald man auf irgend eine Weise eine dieser Distanzen ermittelt hat, alle andern und zwar mit derselben perzentuellen Genauigkeit gegeben. Unter diesen Distanzen befindet sich auch die Fundamentaldistanz der Astronomie, die Distanz Sonne—Erde, jener Maßstab, mit dem alle Entfernungen in den Räumen des Himmels gemessen werden. Obwohl der Planet Mars der Erde noch näher kommt als einer der kleinen Planeten und sich daher zur Lösung dieses Problems noch besser zu eignen scheint, so tritt bei ihm ein Umstand auf, welcher die Genauigkeit der Messung wesentlich beeinflußt. Während nämlich die kleinen Planeten als Punkte erscheinen, bietet Mars dem Beobachter eine Scheibe dar, und es ist die Messung des Abstandes der Scheibe von benachbarten Fixsternen viel stärkeren Fehlern unterworfen und deshalb ungenauer als die Messung des Abstandes eines kleinen Planeten von einem Fixstern, denn hier sind zwei gleichaussehende Objekte miteinander zu verbinden. Man hat diese Bestimmungen sowohl mit Hilfe des Planeten Mars als auch mit Hilfe einiger kleiner Planeten, wie Sappho und Victoria, durchgeführt; letztere Resultate waren sehr zufriedenstellend und in Uebereinstimmung mit dem auf anderm Wege erhaltenen Werte.

Es mag hier am Platze sein, noch ein wenig bei diesem Gegenstande zu verweilen. Wie gesagt, erfahren die Planeten scheinbare Verschiebungen am Himmel, wenn sie gleichzeitig von zwei verschiedenen Standorten auf der Erde beobachtet werden.

Digitized by Google

Offenbar wird diese Verschiebung, welche das Substrat der Rechnung bildet, desto größer ausfallen, je weiter die Beobachtungsorte auseinander liegen. Die Verschiebung ist aber auch abhängig von der Distanz des Planeten von der Erde, und zwar derartig, daß von zwei Planeten, deren Distanzen sich etwa wie 1 : 2 verhalten mögen, der nähere eine doppelt so große Verschiebung erfährt als der andre. Nehmen wir an, die Verschiebung betrage in dem einen Falle 40, in dem andern 20 Bogensekunden. Würde die Beobachtung dieser Größen mit absoluter Schärfe möglich sein, so wäre es ganz gleichgültig, welchen Planeten wir zu der Bestimmung der Entfernung verwenden. Das ist aber nicht der Fall, sondern unsre Beobachtungen unterliegen einer gewissen Unsicherheit. Es sei zum Beispiel die Grenze dieser Unsicherheit ein Zehntel der Bogensekunde; es ist dann einleuchtend, daß in dem ersten Falle die Messung um ein Vierhundertstel, im zweiten Falle um ein Zweihundertstel des zu messenden Betrages unsicher ist. Die erste Messung liefert demnach die Distanz auf den vierhundertsten Teil, die zweite aber nur auf den zweihundertsten Teil genau, und wenn wir die Distanz Sonne—Erde zu 148,6 Millionen Kilometer annehmen, so ist diese Größe im ersten Falle auf 371 500, im zweiten auf 743 000 Kilometer unsicher.

Unter allen bisher bekannten Planeten kommt Venus der Erde am nächsten. Venus ist aber in dieser kürzesten Distanz nur beobachtbar, wenn sie sich zwischen Sonne und Erde stellt, also bei einem Venusdurchgang. Bei der großen Seltenheit dieser Konstellation und bei dem hohen Interesse, welches der Bestimmung der Entfernung Sonne—Erde innewohnt, ist es einleuchtend, daß man in den Jahren 1874 und 1882 die größten Anstrengungen machte, um diese so selten sich darbietende Gelegenheit voll auszunützen. Leider muß man gestehen, daß die Resultate hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, und das Fehlschlagen wird von allen Beteiligten den unerwarteten Schwierigkeiten zugeschrieben, welche sich bei diesen Beobachtungen einstellten.

Das Interesse, welches die kleinen Planeten zur Zeit der ersten Entdeckungen, ja selbst noch in den fünfziger Jahren erweckten, schwand, wenn wir von den früher erwähnten sogenannten interessanten Planeten absehen, immer mehr und mehr, und man wird es auch begreiflich finden, daß es so gekommen ist, wenn man bedenkt, daß durch die spektroskopischen und photographischen Methoden der Astronomie Hilfsmittel der Beobachtung zugeführt wurden, welche es erlaubten, der großen und ungezählten Fixsternwelt vielseitige Geheimnisse zu entlocken und auf diesem Gebiete die verschiedenartigsten und großartigsten Entdeckungen zu feiern.

Allein wie ungerechtfertigt es war, die Entdeckung und Beobachtung kleiner Planeten unterbinden zu wollen, hat im verflossenen Jahre die Entdeckung des kleinen Planeten Eros gezeigt, welche am 13. August Herrn Witt, dem Astronomen der Berliner Urania, gelang. Witt benutzt die ihm nach Absolvierung des Dienstes freibleibende Zeit, um sich an der Beobachtung kleiner Planeten zu beteiligen. Da er über ein zur Auffindung kleiner Planeten geeignetes photographisches Fernrohr verfügt, so macht er, wenn von der Gegend,

Digitized by Google

in welcher ein zur Beobachtung ausgewählter Planet stehen soll, keine Sternkarte vorhanden ist, oder sobald es sich herausgestellt hat, daß derselbe eine starke Abweichung von der Vorausberechnung besitzt, eine Aufnahme, sucht sodann auf der Platte den Planeten auf und konstatiert, wenn er denselben gefunden hat, dessen Abweichung von der Rechnung. Die weitere Beobachtung wird jedoch, da jetzt der jeweilige Ort schon sehr genau bekannt ist, viel rascher und weniger mühsam an dem großen Refraktor und mit Zuhilfenahme der durch die Aufnahme gewonnenen Himmelskarte vorgenommen. An dem erwähnten Abend hatte sich Witt vorgenommen, den Planeten Eunike aufzusuchen. Auf der photographischen Platte fand er aber außer dem gesuchten Planeten noch einen weitern, der sich durch eine besonders lange Linie auszeichnete. Am folgenden Abend wurde der neue Planet am Refraktor aufgesucht und die unglaubliche, weil noch nie beobachtete Thatsache konstatiert, daß die scheinbare Bewegung doppelt so groß war, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Das Interesse, welches diese Entdeckung unter den Astronomen erregte, war auf das höchste gespannt, und es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß er überall auf das eifrigste beobachtet wurde. Man wartete nur ab, bis der Planet einen solchen Bogen am Himmel beschrieben hatte, daß mit einiger Aussicht auf Genauigkeit eine Bahnbestimmung unternommen werden konnte. Dieselbe wurde zuerst von Berberich in Berlin, dem die Planetenastronomie dadurch zu so großem Danke verpflichtet ist, daß er fast die Hälfte der Bahnen der in den letzten Jahren neu entdeckten Planeten trotz mannigfacher Hindernisse und sonstiger Ueberbürdung berechnete, aus Beobachtungen durchgeführt, welche nur achtzehn Tage auseinanderliegen, und ergab das höchst merkwürdige Resultat, daß die große Achse der Bahn dieses Planeten kleiner ist als die der Marsbahn; weiter, daß die Bahn sehr stark excentrisch ist, und daß er infolgedessen sich der Erde im günstigsten Falle bis auf 0,15 der Fundamentaldistanz Sonne—Erde nähern kann. Wenn man berücksichtigt, daß die kürzeste Entfernung der Venus von der Erde 0,28, also fast das Doppelte der eben genannten beträgt, daß somit Eros, den Mond und vielleicht einen oder den andern Kometen ausgenommen, jener Himmelskörper ist, der uns am nächsten kommen kann, so wird man das hohe Interesse begreifen, welches diese Entdeckung hervorgerufen hat. Aus dem früher Gesagten folgt aber, daß der neue Planet das geeignetste Objekt ist, um die Bestimmung der Distanz Sonne—Erde, oder um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, die Bestimmung der Sonnenparallaxe, von neuem und mit gesteigerter Genauigkeit vorzunehmen, denn in ihm sind alle Erfordernisse im höchsten Maße vereinigt, welche wir an jenen Himmelskörper stellen, den wir zu dieser Bestimmung verwenden wollen. Er kommt uns doppelt so nahe wie Venus, erscheint als Punkt, wodurch die Genauigkeit der Messung wesentlich erhöht wird, und endlich erstreckt sich die Zeit der Beobachtung nicht auf wenige Stunden, wie bei den Venusdurchgängen, sondern auf mehrere Wochen, so daß ein Fehlschlagen infolge schlechter Witterung so gut wie gar nicht zu befürchten steht. Die Resultate, welche Berberich gefunden hat, wurden durch eine auf einen Bogen von zwei Monaten sich stützende

Digitized by Google

Rechnung von Millosevich in Rom bestätigt, und nur ganz geringfügig weichen des letzteren Elemente von den ersten ab.

Wenn Eros in der Sonnennähe steht und sich gleichzeitig in Opposition befindet, erscheint er als ein Stern der sechsten bis siebenten Größenklasse.

Bei solcher Helligkeit konnte es wundernehmen, daß er nicht schon früher entdeckt worden ist, aber die Berechnung seines scheinbaren Laufes am Himmel für diese Zeit hat die Sache aufgeklärt. Eine solche Opposition fällt dann auf einen 20. Januar. In dem vorangehenden Dezember hält sich der Planet bei 50 Grad nördlicher Deklination auf, also in Gegenden, welche bisher von den Entdeckern noch nicht betreten worden sind; seine Bewegung wird sodann stark südlich und erreicht den ungewöhnlich hohen Betrag von 80 Bogenminuten im Tag, und im März hat er bereits eine südliche Deklination von 15 Grad erreicht. Der Planet durcheilt demnach die Gegend der Ekliptik in kürzester Zeit. Betrachtet man diese Verhältnisse näher, so müßte man sich, wenn wir von der photographischen Methode absehen, eher wundern, daß ihn ein Entdecker aufgefunden hat. Denn wenn ein solcher auf ihn gestoßen, ihn aber nicht sofort als Planeten erkannt hätte, am nächsten Tage hätte er das Objekt wegen seines raschen Laufes sicher nicht mehr gefunden und dasselbe für einen sogenannten veränderlichen halten müssen, der seine Lichtstärke ändert. Dieser Umstand zeigt so recht einleuchtend, welchen kolossalen Vorteil die photographische Methode der Entdeckung kleiner Planeten voraus hat, da sie nicht nur entdecken läßt, sondern gleichzeitig auch die Richtung und Stärke der täglichen Bewegung angiebt, so daß eine Wiederauffindung an den folgenden Tagen eine leichte ist.

Wie erwähnt, kann die größtmögliche Annäherung des Planeten Eros an die Erde nur dann erfolgen, wenn das Eintreffen im Perihel und das Eintreten der Opposition zusammenfallen, was nur an einem 20. Januar möglich ist. Je weiter im Datum der Zeitpunkt des Eintreffens im Perihel von dem genannten absteht, desto stärker weicht in der diesem Zeitpunkt zunächst liegenden Opposition die erreichte größte Annäherung an die Erde von der früher genannten Zahl 0,15 ab.

Nun hat gerade am 20. Januar 1894 eine solche allergünstigste Opposition stattgefunden, und es wird sehr geraume Zeit verfließen, bis wieder ähnliche Verhältnisse eintreten.

Aus der von Millosevich gefundenen Umlaufszeit von 643,13 Tagen geht nämlich hervor, daß erst nach vier Umläufen, zu welchen der Planet 7 Jahre $15^3/_4$ Tage braucht, das Perihel annähernd auf denselben Zeitpunkt fällt. Da demnach Eros am 4. Februar 1901 sein Perihel passiert, so wird die in den November 1900 fallende Opposition eine solche sein, welche der von 1894 ähnlich ist; indes erreicht die größte Annäherung an die Erde nur den Betrag von 0,31. Dann fällt erst im Jahre 1931 ein Perihelburchgang auf den 10. und im Jahre 1938 auf den 25. Januar. Es kann jetzt schon als feststehend angenommen werden, daß Ende 1900 die Astronomen Anstrengungen machen werden, um diese, wenn auch nicht allergünstigste Gelegenheit auszunutzen und

Digitized by Google

neuerdings den Wert der Sonnenparallaxe zu bestimmen. Wahrscheinlich werden vielfach photographische Fernrohre bei diesen Beobachtungen verwendet werden, weil bei der großen Helligkeit des Planeten schon nach wenigen Sekunden Expositionszeit ein Bild auf der Platte hervorgerufen werden kann, welches sodann mit aller Genauigkeit den Ort des Planeten unter den benachbarten Fixsternen zu bestimmen gestattet, während andrerseits die Augbeobachtungen an den Fadenmikrometern der Refraktoren infolge der raschen Bewegung nicht so sicher ausfallen dürften.

Da wir somit in diesem Planeten ein viel geeigneteres Objekt als Venus besitzen, um die Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß aus Anlaß der im einundzwanzigsten Jahrhundert stattfindenden Venusdurchgänge zu dem Zwecke der Parallaxenbestimmung keinerlei Expeditionen zur Aussendung gelangen werden.

Der neue Planet bietet aber auch wegen seiner starken Helligkeitsänderungen großes Interesse. Diese werden einerseits durch die starken Distanzänderungen gegen Sonne und Erde hervorgerufen, andrerseits aber wird die Helligkeit auch durch den Umstand beeinflußt, daß er ähnlich wie der Mond, die Venus und auch der Mars uns einen Teil der von der Sonne nicht beleuchteten Seite zuwenden kann. Infolge seiner Kleinheit sind wir aber in der Lage, viel besser als bei den genannten Gestirnen die Gesamthelligkeit ermitteln und das Gesetz der durch die Phasenbildung verursachten Lichtabnahme studieren zu können.

Zu diesen zwei Punkten, welche zunächst das spezielle Interesse berühren, welches die Astronomie an ihm nimmt, gesellt sich aber noch das weitere hohe Interesse, welches darin besteht, daß wir in ihm vielleicht das erste Glied einer Asteroidengruppe erblicken können, welche zwischen Mars und Erde kreist, obwohl er eigentlich mehr ein Bindeglied zwischen beiden Gruppen vorstellen würde. Ob eine solche zweite Gruppe wirklich existiert, kann man vorläufig nicht sagen; aber es ist nach den Erfahrungen, welche die Astronomie bei der Entdeckung der bisherigen Asteroiden gemacht hat, die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß eine größere Anzahl solcher Himmelskörper existiert; ja, es drängt sich auch der Gedanke auf, ob nicht auch innerhalb der Erdbahn derlei Körper kreisen. Wenn aber wirklich noch andre Planeten zwischen Mars und Erde kreisen, so werden bei allen diesen ähnliche Verhältnisse bezüglich des Laufes stattfinden müssen. Wenn wir uns zwei Planeten denken, welche sich gleich hoch in Kilometern über die Ebene der Ekliptik erheben, so werden sie, von der Erde gesehen, verschiedene Winkel mit der Ekliptik einschließen, und zwar wird dieser Winkel desto größer sein, je näher das betreffende Gestirn der Erde ist. Daraus folgt, daß diese Körper sich zumeist weit weg von der Ekliptik am Himmel aufhalten werden und nur ganz kurze Zeit in der Nähe derselben verweilen können. Ihre Entdeckung wird sich daher immer schwierig gestalten, und nur der photographische Weg giebt einigermaßen die Möglichkeit, sie aufzufinden. Was aber jene Planeten betrifft, die vielleicht innerhalb der Erdbahn kreisen, so sei zunächst konstatiert, daß nach solchen überhaupt noch nicht gesucht

Digitized by Google

worden ist. Dieselben können nämlich nie in die Gegenden gelangen, welche um Mitternacht kulminieren, sondern sind, wie Venus, nur am Abend- oder Morgenhimmel zu finden. In diesen Gegenden sind zwar viele Kometen entdeckt worden, aber diese werden an ihrem Aeußern, an ihrer Nebelform erkannt, wenn das Fernrohr über diese Gegenden streicht, während sich ein Planet durch nichts von den andern Sternen unterscheidet. Auch in diesem Falle ist die Auffindung wohl nur mit Hilfe der Photographie möglich. Ja, es ist auch nicht ausgeschlossen, daß bei einer solchen Durchforschung Gestirne aufgefunden werden, welche ihrem Aeußern nach zu den Planeten zu rechnen wären, während sie in Parabeln einherlaufen und demnach zu den Kometen gezählt werden müßten.

Da alle solche Himmelskörper nur auf photographischem Wege entdeckt werden können, dürfte dies wohl die Veranlassung sein, daß mehrere Sternwarten sich beeilen, solche Hilfsmittel anzuschaffen und zu verwenden.

Wenn man aber dem Gedanken an die Existenzmöglichkeit von kleinen Planeten innerhalb der Erdbahn näher tritt, so wird man unwillkürlich an das Zodiakallicht erinnert. Unter diesem versteht man eine in den Monaten Februar bis April am Abendhimmel, in den Monaten August bis Oktober am Morgenhimmel auftretende Lichterscheinung. Dort, wo die Sonne untergegangen ist oder aufgehen wird, erhebt sich ein Lichtkegel, dessen Basis am Horizonte aufruht, und dessen Achse nahezu in der Ekliptik liegt. Unerfahrene werden diesen Lichtkegel leicht mit dem Lichte der Dämmerung verwechseln. Der am Abendhimmel auftretende Lichtkegel läßt sich leicht bis zu der Sterngruppe der Plejaden verfolgen. Einige Beobachter, welche unter besonders günstigen Umständen arbeiteten, haben aber auch auf der der Sonne entgegengesetzten Seite des Himmels eine, wenn auch nur ganz schwache Lichtkonzentration bemerkt. Allgemein ist man der Ansicht, daß die Träger dieser Lichterscheinungen kleinste Körper sind, von deren Oberfläche das Sonnenlicht reflektiert wird. Der Raum, in welchem dieselben sich befinden, hat die Form einer Scheibe, deren Hauptdimension nahezu mit der Ekliptik zusammenfällt. Diese kleinsten Körper, welche man als eine Art Weltenstaub bezeichnen könnte, sind gewiß von verschiedener Größe, und ebenso sicher ist es, daß sie sich nach denselben Gesetzen wie die Planeten um die Sonne bewegen, somit im Grunde nichts andres als allerkleinste Planeten sind. Es ist nichts natürlicher, als daß einige derselben an Größe hervorragen, und so sind wir bereits dabei angelangt, daß die Existenz des Zodiakallichtes, beziehungsweise die Hypothese über das Wesen desselben uns auf das Vorhandensein kleiner Planeten innerhalb der Erdbahn schließen läßt. Würden also umgekehrt solche Planeten entdeckt werden, so würde eine jede solche Entdeckung eine neue Bekräftigung obiger Annahme über das Wesen des Zodiakallichtes sein; sie selbst aber würden den Uebergang zwischen den Trägern des Zodiakallichtes und den übrigen Planeten herstellen. Es ist auffallend, daß die Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars so klein gegenüber den Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun sind. Wenn dies kein Zufall ist, sondern ein uns noch unbekanntes Gesetz als Ursache hat, so werden die innerhalb der Mars-

Digitized by Google

und Erdbahn kreisenden Planeten durchgehends sehr kleine Körper sein müssen, und nur einige darunter, bei deren Bildung eine Störung stattgefunden hat, werden an Größe hervorragen. Dann aber würden diese kleinsten Planeten zu den Planeten Merkur bis Mars sich etwa so stellen wie die bisher bekannten Asteroiden zu Jupiter und Saturn.

Das Auffinden solcher Planeten bietet demnach ein sehr hohes Interesse. Dasselbe wird aber selbst auf photographischem Wege sehr schwer fallen, und es müssen daher die günstigsten Bedingungen für diesen Zweck aufgesucht werden. Die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, daß, je höher über dem Meeresspiegel der Aufstellungsort des photographischen Fernrohrs gelegen ist, desto kräftiger die photographische Platte angeregt wird. Ein auffallendes Beispiel ist folgendes:

Im verflossenen Jahre wurde auf dem 740 Meter hohen Königsstuhl die neue Heidelberger Sternwarte eröffnet, und bald darauf wurden von Professor Wolf, dem Direktor der astrophysikalischen Abteilung dieser Sternwarte, die photographischen Himmelsaufnahmen, welche er bis dahin in der Stadt Heidelberg gepflegt hatte, fortgesetzt. Anfangs November wurden daselbst drei kleine Planeten entdeckt, deren Helligkeit mit 12 und 13 angegeben wurde. Der Schreiber dieser Zeilen unternahm es, zwei derselben, deren tägliche Bewegung mit großer Genauigkeit angegeben war, mit dem siebenundzwanzigzölligen Refraktor der Wiener Sternwarte zu verfolgen. Da stellte es sich heraus, daß dieselben viel zu hell geschätzt worden waren und um eine volle Größenklasse niedriger hätten eingeschätzt werden sollen. Als diese merkwürdige Thatsache dem Professor Wolf mitgeteilt wurde, erfolgte die Antwort, daß diese Mitteilung es jetzt vollständig sicherstelle, daß das photographische Fernrohr auf dem Königsstuhl um eine volle Größenklasse weiter reiche als im Thale. Wenn man daher der gestellten Aufgabe näher treten wird, so wird die Aufstellung photographischer Fernrohre auf Bergen die Aussichten auf Erfolg ganz wesentlich vergrößern; ja man kann direkt behaupten, daß ein solches Vorgehen viel wichtiger ist als eine Vergrößerung der Dimensionen der Fernrohre. Hierbei kann man nicht unerwähnt lassen, daß der Gewinn für das photographische Fernrohr viel rascher und stärker mit Zunahme der Seehöhe steigt als für das gewöhnliche Fernrohr. Bei letzterem sind es in erster Linie die Strahlen des Farbenspektrums von Rot bis Grün, welche auf das Auge die größte Wirkung ausüben, während die blauen nur wenig und die violetten fast gar nicht empfunden werden; beim photographischen Fernrohr ist es umgekehrt. Nun werden aber in erster Linie gerade die blauen und violetten Strahlen beim Durchgange durch die Atmosphäre ausgelöscht, und zwar desto stärker, je längere Wege und dichtere Schichten derselben sie durchlaufen müssen. Durch Aufstellen des photographischen Fernrohrs in hoher Lage erzielt man daher, daß diese so schädliche Absorption der blauen und violetten Strahlen stark herabgemindert wird. Und zu diesem großen Vorteile gesellt sich noch der andre, nicht minder bedeutende, daß in der Höhe der Himmel viel öfters klar ist als in den Thälern und in der Ebene.

Digitized by Google

Leider lassen sich die bestehenden Sternwarten nicht so ohne weiteres übertragen, und es können daher noch viele, sehr viele Jahre vergehen, bis die einzelnen Staaten, welche nicht nur für wissenschaftliche Bedürfnisse vorzusorgen haben, in die Lage kommen werden, diesem Postulate der Astronomie Rechnung zu tragen.

Was aber der Staat nicht thun kann, können einzelne vermögende Freunde der Astronomie durchführen, und es bietet sich diesen durch die Errichtung und Einrichtung solcher Beobachtungsstätten eine sehr schöne Gelegenheit, nicht nur ein großes Verdienst um die Wissenschaft zu erwerben, sondern sich auch ein ewig dauerndes Denkmal zu setzen.

War Goethe eine pathologische Erscheinung?

Von

Dr. J. Sadger (Wien).

Was mich an Goethe am meisten erstaunt, ist nicht sein gewaltiges Dichtenkönnen, nicht alle Vielheit des Wissens und Forschens, auch nicht der herrliche Kunstbau endlich, als den sein Leben sich präsentiert. Was mir an allen Bildern und Büsten, vom jungen bis zum sterbenden Goethe, vornehmlich ins Bewußtsein tritt, das ist sein großes, schauendes Auge. Ich kenne keinen zweiten Poeten von so verblüffender Augenhaftigkeit. Und wenn man vom „Wunder" Goethe spricht, für das Erklärung nicht auszufinden, so gilt dies einzig von seinem Schauen. Für alles andre, und sei es selbst Dichtkunst oder sprachlicher Bildschmuck, hat man die Elemente längst schon gefunden. Nur jenes großartige Sehenkönnen, die „panoramische Fähigkeit", wie ein Engländer sie zu Goethes höchstem Entzücken genannt, die Gabe, jegliche Seite eines Dings in einem Schauen auszutrinken, sie ist auch heute noch „Wunder" geblieben. „Wenn dein Wolfgang nach Mainz reist, so bringt er mehr Kenntnisse mit als andre, die von Paris oder London zurückkommen!" meint die Klettenberg zu des Dichters Mutter, und Herders kritisches Genie ergänzt: „Es ist alles so Blick bei Euch!" In Goethes Leben gab es Zeiten, da die Musen völlig entschlummert schienen, selbst in den schaffensfrohen Jahren von sechsundzwanzig bis sechsunddreißig. Doch niemals ruhte der Augenhunger seines Gehirns, der Drang und die Fähigkeit, sich Neues, Ungekanntes anzugliedern. Schon im siebenundzwanzigsten Lebensjahre schrieb er die Briefstelle: „Gott sei Dank, ein Tag, an dem ich gar nicht *gedacht*, an dem ich mich bloß den sinnlichen Eindrücken überlassen habe!" Aber selbst in den spätesten Lebensjahren, beim Versiegen jeglicher Dichtungskraft, erlosch das

Digitized by Google

Naturinteresse niemals. Es ist beinah wie tiefe Symbolik, daß Goethes letzte Worte noch „Mehr Licht!“ verlangten. Für diese besondere Eigenart ist in Goethes Familie kein einziges Grundelement zu finden, wenn man nicht des Vaters gelegentliche Sammellust zur Analogie heranziehen möchte. Wohl aber ist jene Ascendenz von entscheidendem Gewicht für die Frage, die den Gegenstand dieser Zeilen bildet: War Goethe eine pathologische Erscheinung?

Was zunächst den väterlichen Stammbaum betrifft, so sind die ersten verläßlichen Daten von den Großeltern unsers Dichters bekannt. Im Charakterbild des Großvaters Friedrich Georg tritt ein Zug besonders prägnant hervor, welcher auch dem Sohne und Enkel nicht fehlt: das mitunter zum Hochmut sich steigernde Selbstbewußtsein. Da sonstige Nachrichten sehr dürftig fließen, ist kaum mit Sicherheit zu entscheiden, ob ihn ein Pathologisches jemals bedrückt. Dies läßt sich jedoch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit von seiner zweiten Gattin verneinen, der Großmutter unsers herrlichen Wolfgang. Denn der Hausarzt schildert die Fünfzigerin als sanftes, gelassenes, stets arbeitsames, einfaches Weib von etwas langsamem Gehaben. Auch Goethe hatte sie als schöne und hagere, immer weiß und reinlich gekleidete Frau voll liebreichen Wohlwollens gegen ihre Enkel in freundlichem Gedenken, ein Bild, das jeglicher krankhaften Färbung völlig ermangelt. Es ist zu bedauern, daß von ihrer Vorgängerin, der früheren Gattin Friedrich Georgs, fast gar nichts berichtet wird. Denn die Kinder aus dieser ersten Ehe zeigen ganz deutliche Degeneration. Der älteste Sohn ist direkt schwachsinnig, der zweite als Jüngling noch außer stande, ein Handwerk oder Gewerbe zu lernen, und der dritte als roh und zänkisch verschrieen. Ob diese ganze Degeneration allein nur der Mutter zur Last zu legen, ist jetzt naturgemäß nicht mehr zu sagen. Doch regt sich notwendig unser Verdacht, daß Friedrich Georg wohl auch sein Teilchen beigetragen habe. Ist ja sein Sohn aus der zweiten Ehe von einer wahrscheinlich normalen Frau durchaus nicht frei von Belastung zu heißen.

Dieser letztere Sohn, der Vater des Dichters, weist deutliche Belastungssymptome auf. Johann Kaspar besaß nicht wenig Vorzüge, und zwar so große, daß sie in der glücklicheren Mischung des Sohnes demselben ein dauerndes Glück verschafften. Dem Vater jedoch ward solcher Segen nicht, dieweil er von Haus aus Hereditarier. Was ihm an bedeutsamen Tugenden eigen, gewann in diesem unseligen Bund ein böses Gepräge. Da wurde sein unermüdlicher Fleiß zur Pedanterie, der redliche Wille zur Rechthaberei, Ausdauer zu quälender Hartköpfigkeit. „Was einmal unternommen ward, das sollte und mußte ausgeführt werden, wenn auch inzwischen das Unbequeme, Langweilige, ja Ungenügende des Begonnenen sich deutlich offenbarte. Es schien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend deuchte.“ So zeichnet ihn Goethe aus seiner Jugend. Zu welch entsetzlichem Quälgeist endlich ist er nicht durch seine Pädagogik geworden! Und obendrein war er, wie die meisten Belasteten, eine „durchaus unfrohe Natur, der schon die Heiterkeit, das unschuldige Vergnügen ein Unrecht zu sein schien“. Es ist für den Belasteten durchaus

Digitized by Google

bezeichnend, daß er trotz vielfacher trefflicher Kenntnisse, trotz eines geradezu klassischen Pflichtgefühls all seine Kraft ganz brach und ungenützt hinkümmern ließ. Nicht minder bezeichnend ist sein Unvermögen, sich in die Gesellschaft der Menschen zu schicken oder gar in reale leidige Umstände. Am schärfsten tritt dieser letztere Zug im Verhältnis zum Königslieutenant hervor, den er durchaus und heftig nur wegbegehrt, obgleich ihm kein Zweifel blieb, wie sehr dies zu eignem Schaden wäre. In den letzten Jahren seines Daseins endlich waltet als typisches Entartungsphänomen der Greisenschwachsinn. Ganz mählich ward er da stiller und teilnahmlos, hinfällig und gedächtnisschwach, bis endlich ein wiederholter Schlaganfall seinem Leben ein trauriges Ende setzte.

Ganz anders steht der mütterliche Stammbaum da. Hier fließt ein breiter Strom fast völlig ungetrübter Gesundheit Wolfgang als wichtigstes Erbteil zu. Dies gilt besonders vom Großvater Textor und der Mutter des Dichters, Katharina Elisabeth. Vom Stadtschultheißen sagt Goethe ausdrücklich, er habe „keine Spur von Heftigkeit gezeigt", ja unser Dichter besinnt sich nicht, ihn jemals zornig gesehen zu haben. Auch von dem Leben in Großvaters Haus hat er den schönen Ausspruch geprägt: „Ich erinnere mich keines Zustands, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte." Fürwahr, ein seltener Mensch und seltene Verhältnisse! Noch bedeutsamer ist ein weiteres Lob den Kindern und Enkeln Textors gezollt. Sie seien, rühmt Goethe, allesamt „lebensfroh und nur auf das Wirkliche gestellt" gewesen. Lebensfroh und nur auf das Wirkliche gestellt: das ist der völlige Gegensatz zu schwerer Belastung. Man braucht selbst nur an Goethes eignen Vater zu denken, der noch kein Hereditarier schwerster Observanz und dennoch ein direktes Gegenteil darstellt. So unvergleichlich hat Goethe hiermit die Grenze markiert, daß blankweg zu behaupten steht: wer lebensfroh und voll Sinns für die Wirklichkeit, ist völlig gesund oder schlimmstenfalls doch nur gering belastet!

Am schönsten und bedeutsamsten zugleich tritt dies an Katharina Elisabeth hervor. Vielleicht kein zweites Mal in dieser Welt hat die Mutter eines Dichters sich rühmen dürfen: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir gegangen, wes Standes, Alters und Geschlechts sie auch war. Ich habe die Menschen sehr lieb, gehe ohne Prätensionen durch die Welt, demoralisiere niemand, suche immer die guten Seiten auszuspähen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." So war die Frau mit dem ewig jugendlichen Herzen und dem allzeit heiteren Kindersinn. Wer diese Gestalt nach vollem Wert zu schildern unternimmt, muß ein Midas der deutschen Sprache sein, wie es ihr großer Wolfgang gewesen, und ein unheilbar jugendlich Sonnengemüt. Da Goethe von seiner Mutter sprach, erschuf er das Neuwort „Frohnatur" für sie, aber all den Frühling und Sonnenschein ihrer Seele vermochte auch er nicht ganz auszuschöpfen. Vielleicht das Schönste und Zutreffendste noch hat sie selber in ihren Briefen gesagt. Da bekennt sie freimütig, von Wissen recht wenig gelernt zu haben und noch im dreißigsten Lebensjahr vor allem Neuen gestanden zu sein wie die Kuh vor dem Scheunenthor.

Digitized by Google

„Doch da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Aeste hat weit ausbreiten können, so fühle ich alles, was wahr, gut und brav, mehr als tausend andre meines Geschlechts." Von ihr hat Goethe das meiste, was ihn zum Dichter macht: lebendige Zeichnung und spielendes Schaffen, Lust zu fabulieren, sowie den Reichtum und Bildschmuck des Worts. Und eines gab sie ihm obendrein noch, das für sein Glück weit wichtiger wiegt als jenes andre insgesamt: sie gab ihm als Bestes hohe Gesundheit. Wenn Goethe der harmonische Gottmensch geworden, als der er nun in der Geschichte steht, so dankt er dies einzig nur dieser seiner Mutter. Doch darf ich einen Charakterzug nicht schweigend übergehen, der Schatten in jene Lichtfülle bringt und entschieden pathologisch, an Belastung anschmeckt. Katharina Elisabeth schauderte nämlich vor Traurigem und Leidigem derart zurück, daß sie dieses nicht einmal anhören mochte. Den Dienstboten war es streng untersagt, ihr Unangenehmes jemals zu melden, und selbst von der Krankheit des geliebten Sohnes erfuhr sie erst dann, als alle Gefahr bereits abgewendet war. Dies ist aber auch der einzige Zug, der pathologisch zu deuten wäre. In jedem andern Betrachte jedoch bleibt die Mutter ein wahrer Gesundheitsbrunnen.

Um alles Gesagte nun nochmals in eins zusammenzufassen, so floß unserm Dichter von väterlicher Seite her im direkten wie im seitlichen Stamm ein tüchtiges Erbteil Belastung zu; ein hohes Maß fast ungetrübter Gesundheit hingegen ist mütterlichen Ursprungs.

Für unsre Frage von hohem Belang ist ferner das Verhalten jener zu prüfen, die eines Bluts und Samens mit dem Dichter. Nur ist uns leider bloß Schwester Kornelie näher bekannt, was um so minder wundersam klingt, da alle vier nachgebornen Geschwister in kurzem vom Leben abberufen wurden.[1]) Doch wird vom ältesten Knaben erzählt, daß er, der das siebente Jahr erreicht, stets zart und träge war, still und eigensinnig, Dinge, die den Verdacht aufregen, daß er von Haus aus belastet gewesen. Ganz sicher jedoch kann dies von Kornelie behauptet werden, die ihrem Bruder solcherart glich, daß man die beiden „an Wachstum und Bildung für Zwillinge halten konnte". Nur daß ihr leider die glückliche Mischung Wolfgangs gebrach und sie alle Belastung vom Vater her ganz ungemildert durchs Leben trug. Ja, sie hat dieselbe in manchem Betracht noch erheblich gesteigert. Wenn Goethe über sie zu urteilen kam, so fehlte selbst ihm, diesem Kunstschmied des Worts, die entsprechende Formel. „Ein liebes, unbegreifliches Wesen", „eine merkwürdige Persönlichkeit", „ein eignes Wesen, von dem schwer zu sprechen", das sind die Sätze, auf denen er um die Klippe schifft. Noch am bezeichnendsten scheint: ihre Züge sprächen „von einem Wesen, das

[1]) Die Sterblichkeit der Kinder ist im mütterlichen Stamm ganz auffallend hoch. Auch Goethes Nachkommen weisen die gleiche Erscheinung auf, indem von fünfen bloß einer, der älteste, dauernd zu erhalten war. Ob dies nun etwas und was es bedeutet, vermag ich zur Stunde noch nicht zu sagen.

Digitized by Google

weder mit sich einig war noch werden konnte". Hier dünkt mich mit einem trefflichen Griff das Wichtigste gefaßt, was aller Belasteten Dasein vergällt: „Weder einig mit sich, noch es werden können!" Und so wird Kornelien nicht bloß des Vaters Unfreudigkeit zu teil, sondern mehr noch als dies: ein deutlicher Hang zu dauernder Schwermut. Mit diesem letzteren typischen Symptom ist aber schon schwere Belastung erreicht, also mehr, als der Vater ihr mitgegeben. Vortrefflich stimmt der Mangel jeglicher Sinnlichkeit hinzu — ein Stigma von hochbezeichnender Art —, sowie endlich die fehlende Hemmung des neurotrophischen Zentrums bei ihr, das auf jede Erregung mit Efflorescenzen mächtig reagierte.

Es wäre noch eins für die Titelfrage heranzuziehen: die Nachkommenschaft, die Goethe mit Christiane gezeugt. Die Vulpius war die Tochter eines einstigen Archivars, der schließlich in Säuferwahnsinn verkam, und einer nicht näher bekannten Mutter. Doch zeigt sie durchaus keine Degeneration, wie sie Säuferkindern sonst immer eigen, woraus wir mit Wahrscheinlichkeit folgern dürfen, der Vater habe erst nach seines Töchterleins Geburt zu trinken begonnen. Christiane Vulpius ist, wie bekannt, der bestgehaßten Frauen eine. Und doch vermochte die giftigste Verleumdung selbst an ihr nichts andres zu lästern als Neigung zu Tanz und zu reichlichem Weingenuß. Der erstere Hang ist ja durchaus harmlos und auch der letztere wohl schwerlich besonders hervorgetreten, zumindest nicht in den früheren Jahren. Wie hätte sie sonst Goethe nach achtzehnjährigem Zusammenleben zu seiner Gattin erhöhen mögen! Ein zweiter, für mich entscheidender Punkt ist ihr vielfach beglaubigter, niemals versiegender Lebensfrohsinn. Wer solchen besitzt, ward oben gesagt, ist notwendig gesund oder wenig belastet. [1]) Und gleichwohl ist ihr einziger Sohn vom Urbild geistiger Gesundheit, als welches ja Goethe allgemein gilt, ein unverkennbar schwer Belasteter! So schwer belastet, daß dies selbst Laien wie Heinemann schon zu behaupten riskieren. Beweisend hierfür sind hauptsächlich zwei pathognostische Momente: der Mangel so mancher psychischen Hemmung und der chronische Mißmut. Der erstere verrät sich in seiner Heftigkeit und Unstetheit, in dem frühen Trunk, dem Unvermögen, ihm zu entsagen, sowie in all den Ausschweifungen endlich, denen er sich mit Leidenschaft hingiebt. Viel weniger Gewicht kommt meines Bedünkens den weiteren Nachkommen Goethes zu. Denn wenn auch seine Enkelkinder ganz typisch und schwer belastet erscheinen, so beweist dies darum nicht das geringste, weil ihre Mutter, Ottilie v. Pogwisch, ein schwer pathologisches Weib gewesen.

Wir haben also in Goethes Stamm nachfolgende kranke Naturen gefunden: einen Großvater von zweifelhafter Belastung, degenerierte Stiefoheime, einen Vater an der Grenze zwischen leichter und schwerer Belastung, eine schwer be-

[1]) Es wird zwar in einem Briefe erwähnt, daß Christiane im epileptischen Anfall verstorben. Doch ist jener Brief — nebenbei die einzige Quelle hierfür — nichts weniger als authentisch. Und obendrein spricht jede Wahrscheinlichkeit gegen jene Hypothese. Wie sollte ein scharfer Beobachter wie Goethe in achtzehn Jahren des Beisammenseins dies niemals gesehen haben! Auch eine Alkoholepilepsie, an die Möbius denkt, ist nicht recht plausibel. Wenn jener Brief nicht einfach unterschoben, so haben wir es hier wohl mit Klatsch zu thun.

Digitized by Google

lastete Schwester, einen schwer belasteten Sohn von einer ziemlich gesunden Frau und endlich noch schwer belastete Enkel. Wenn unter sothanen Umständen nun der Dichter gar nichts abbekommen hätte, durchaus und völlig normal geblieben, so wäre dies dann ein Wunder zu heißen, wie solches in der Natur nicht vorkommt!

Eh ich alles, was an ihm pathologisch erscheint, des näheren auseinandersetze, muß ich mit einigen Worten noch ein Vorurteil angehen, das ebenso allgemein wie hinderlich ist und zumal bei Goethe die Wahrheit verschattet. Es ist psychologisch wohl zu erklären und aus der Alltagserfahrung bekannt, daß über jene, die unserm Herzen ganz nahe stehen, ein unbefangenes Urteil nicht möglich ist. Dies geht so weit, daß peinliche Empfindungen, die uns liebwerte Personen betreffen, oft direkt und entschieden abgewiesen werden. Wenn jemand zum Beispiel uns über die Mutter ein abfälliges Urteil aufdrängen will, so wird dies gemeinhin mit aller Heftigkeit, ja Schroffheit vom Eintritt ins Bewußtsein abgehalten werden. Ganz ähnlich verhält es sich bei Goethe nun auch. Dieser Dichter ist niemals populär geworden, aber just die Besten unsrer Nation hat er unwiderstehlich gefangen genommen. Ihm wenden sie sich zu in allen ihren Mußestunden, ihn hegen und hüten sie wie ein Juwel, ein Wort gegen ihn ist fast Gotteslästerung. Sie *wollen* von vornherein nichts wider ihren Abgott hören, und Thatsachen, die sie bei jedem andern stutzig machten, werden gar nicht percipiert oder harmlos gedeutet. Begünstigt wird dieses Verhalten dadurch, daß der Alte von Weimar so trefflich verstand, die Jupitermaske sich vorzunehmen. Darum steht er auch in der Tradition als ein höheres Wesen, das, fast unberührt von Krankheit und Not, nur in lichten Aetherhöhen wandelt. Nun hat es mit dem letzteren Punkt seine ziemliche Richtigkeit. Denn in Geldkalamitäten war der reiche Frankfurter Bürgerssohn nur höchstens zeitweilig. Ganz anders sieht sich die „Unberührtheit von Krankheiten" an, wenn man nicht Thatsachen direkt verleugnet. Ich bekenne freimütig, ich fasse es nicht, wie jene Fabel entstehen konnte. Wie kann man einen Mann das Urbild der Gesundheit nennen, der zwölfmal in Karlsbad, dreimal in Marienbad, je zweimal in Teplitz und Wiesbaden, außerdem noch in Pyrmont und Franzensbad Kur machen mußte? Einen Mann des weiteren, der mit neunzehn Jahren einen rätselhaften Blutsturz bekommt und im Anschluß daran gleich anderthalb Jahre mühsam dahinkümmert? Der in weiterer Folge von namhaften Uebeln Influenza durchgemacht, Rotlauf mit schweren Gehirnsymptomen, Nierenkoliken, Herzbeutel- und Rippenfellentzündung, einen zweiten, gleichfalls nicht deutbaren Blutsturz und außerdem noch sehr häufig an Störungen des Darmtraktes litt und an Halsentzündungen verschiedenster Art?[1]) Und obgleich diese Thatsachen längst schon bekannt, konnte doch die Legende sich unsterblich leben! Nun ist aber ferner mit dem Angeführten bei weitem noch nicht alles erschöpft. Das waren nur die großen, auffallenden Leiden. Vor kleineren

[1]) Ausführlich und genau beschrieben findet man dieselben in Möbius: „Das Pathologische bei Goethe".

Digitized by Google

jedoch hatte er kaum jemals dauernde Ruhe. Denn mehr als zwei Jahre ununterbrochen hat seine Gesundheit wohl schwerlich gewährt, selbst wenn wir die Briefe lückenlos und jegliche Affektion vermeldend meinen. Das hatte zwei wichtige, beiden Geschwistern gemeinsame Gründe. Vor allem die zarte, nach Goethe „dürre Konstitution", die demnach wahrscheinlich ein Erbteil darstellt. Dann ferner den Mangel einer stählenden Abhärtung, der bei der Schwester gar so weit ging, daß „jeder Wind und jeder Wassertropfen sie in die Stube sperrte", beim Bruder aber Veranlassung bot zu steten Katarrhen. So kommt es, daß Goethe in Weimars etwas rauherem Klima fast die Hälfte des Jahres Erkältungsgefahr fürchtet und derselben thatsächlich auch früher oder später fast immer erliegt.[1]) Erlösung von der steten Krankheitsdrohung bringt erst der Anbruch wärmerer Tage. Aber völlig gesund, ganz ununterbrochen, war Goethe eigentlich nur in Italien!

Aus dem Gesagten erhellt wohl ganz klar, wie wenig sich Goethe zum Muster der Gesundheit eignet. Doch vielleicht, daß dies Wort sich nur auf die geistige Gesundheit bezieht, präziser gesprochen: auf die Unbelastung. Nun habe ich schon oben des näheren auseinandergesetzt, wie wenig wahrscheinlich ein absolutes Freisein wäre. Da diese meine Behauptung jedoch einem mächtigen Vorurteil widerspricht, sei hier eine Anzahl von Thatsachen beigefügt, wo möglich nach des Dichters eigner Feder. Da wäre zunächst die Gretchenepisode, die ganz bezeichnend in Goethes erwachende Mannbarkeit fällt. Ist doch die Pubertät, schon normalerweise ein bedeutsamer Einschnitt, für jede Belastung eine kritische Zeit allererster Ordnung. Das erweist sich bei unserm Wolfgang sofort, als er von der stattgehabten Verhaftung Gretchens und ihrer Vettern vernimmt. Gleich nach der ersten Einvernahme wächst, wie wir in „Dichtung und Wahrheit" lesen, sein Schmerz so hoch, daß er sich „vor Jammer nicht mehr zu helfen weiß, sich der Länge nach auf die Erde wirft und den Fußboden mit seinen Thränen benetzt". Vergebens mühen sich Schwester und Mutter, ihm Balsam für seine Seele zu schaffen. Kein Trost und keine Vorstellung will da verfangen, keine Ablenkung durch öffentliches Schaugepränge den Weg zu seinem Herzen finden. „Ich empfand keine Zufriedenheit, als im Wiederkäuen meines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben. Meine ganze Erfindungsgabe,

[1]) Die beste Bestätigung des eben Gesagten sind Goethes Briefe aus dem sechsundzwanzigsten bis siebenunddreißigsten Lebensjahre, der rüstigsten Manneszeit des Dichters also. Ich wähle jene auch darum aus, weil die Jahre der Liebe zu Frau v. Stein uns das zahlreichste Briefmaterial gefördert, zum mindesten biographischer Art. Trotzdem nun in diesen der körperlichen Leiden nur im äußersten Falle Erwähnung geschieht, wenn sie beispielsweise ein Stelldichein stören, so ist dennoch die Zeit von November bis April eines jeden Jahres fast niemals frei von Krankheitsnotizen. Bei Einbruch schlechten Wetters im Sommer geschieht dies freilich auch dann nicht selten. Als einzige Ausnahme von jener Regel, also doppelt auffallend steht die Zeit vom 6. September 1777 bis 8. Juni 1779 da. Hier findet sich keinerlei Krankheitsnotiz. Ob damals nun wirklich fast zwei Jahre völlige Gesundheit bestand, oder ob, was leicht möglich, nur fehlende Briefe Gesundheit vortäuschen, ist wohl nicht mehr mit Sicherheit zu entscheiden.

Digitized by Google

meine Poesie und Rhetorik hatten sich auf diesen kranken Fleck geworfen und drohten gerade durch diese Lebensgewalt Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. Nichts kam mir mehr wünschenswert, nicht begehrenswert mehr vor." Wie arg der Zustand seines Gemüts, beweist das Geständnis, er habe „sich oft halbe Nächte durch mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß er kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank ihm schmerzlich ward, auch die so nah verwandte Brust zu leiden schien". Am Schlusse hilft sich die Natur, indem der Ausbruch einer körperlichen Krankheit dem Weinen und Rasen ein Ende setzte. Als er nach der Genesung aber von neuem seinen Kummer beginnt, vermag ihn ein Freund im Nu zu heilen, der einfach bloß Gretchens Geständnis verrät, sie habe ihn stets nur als Kind betrachtet.

Daß dieses vorgezeichnete Bild entschieden pathologisch, sieht auch der blutigste Laie bereits. Gekennzeichnet wird es durch zwei Momente: ein Uebermaß von Erregbarkeit bis zum Ueberschnappen und das gänzliche Fehlen jeder psychischen Hemmung.

Ganz ähnlich geht es drei Jahre später in Liebe und Eifersucht zu Käthchen Schönkopf. Eines Abends, nachdem er sich niedergelegt, kann er vor innerer Bewegung nicht schlafen, „wälzt sich im Bette, springt auf und — rast". Dann wird er müde und nickt endlich ein. Unter mancherlei Träumen ist schließlich auch der, sein Käthchen habe ihn in einen Sack gesteckt, worüber er aufwacht. „Aber der verfluchte Sack lag mir noch im Kopfe." Da fühlte er plötzlich einen Fieberparoxysmus, daß ihm der Kopf ganz taumelig ward. „Ich riß mein Bett durcheinander, verzehrte ein Stückchen Schnupftuch und schlief bis acht auf den Trümmern meines Bettpalastes." Noch greller spricht ein andres Beispiel. Sein Liebchen hatte ihm, wie er meint, mit Kälte begegnet, und dies Aergernis genügt, damit er am Abend in Fieber verfällt, die ganze Nacht von Frost und Hitze entsetzlich gepeinigt wird und den folgenden Tag noch zu Hause bleiben muß. „O sähest du mich," schreibt er an Behrisch, „sähest du den Elenden, wie er rast, der nicht weiß, gegen wen er rasen soll, du würdest jammern." Auf die Nachricht, daß Käthchen mit der Mutter in die Komödie ging, „wird sein Blut zu Feuer". Er „rennt wie ein Toller" auf die Galerie des Theaters, glaubt rasend zu werden, da er sein Glas vergessen. Als er durch ein entlehntes endlich sein Lieb in einer Loge erblickt und hinter dessen Sitz einen bekannten Herrn, „da dachte ich, mein Kopf spränge mir vor Wut", trotz aller Kälte des Mädchens gegen jenen. Eine Viertelstunde saß er so da. „Auf einmal faßt mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben." Dann stürzt er nach Haus und öffnet dem Freunde sein schweres Herz. Nach kurzer Ruhe taucht ein holder Balsamgedanke empor. „Vielleicht hat morgen ihre Kälte gegen mich nachgelassen. Hat sie's nicht, so bin ich gewiß, einen gedoppelten Anfall von Fieber morgen abend zu kriegen. Gute Nacht, mein Freund! Mein Gehirn ist in Unordnung!"

Jawohl, das ist es, und vielleicht noch mehr, als Goethe empfand. Denn

Digitized by Google

die Unordnung dauerte nicht einen oder mehrere Tage, nicht Wochen und Monde, sondern Jahre hindurch mit geringer Unterbrechung. Und noch von dem Fünfundzwanzigjährigen urteilt Jakobi, er sei „ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln". Was mir an dem früher Erzählten besonders auffällt, ist neben der maßlosen Reizbarkeit und der fehlenden Hemmung, die wir beide schon kennen, vornehmlich die cerebrale Fiebererzeugung. Nun wissen wir von der Körperfühlsphäre, dem Zentrum unsers Ichs, daß sie zugleich die wärmeregulierende Gehirnpartie ist, die bei besonderer Disposition und mächtiger Erregung ein geistiges Fieber zu erzeugen im stande ist. Ich weiß noch nicht sicher, ob diese besondere Disposition sich nur bei einer Belastung findet, aber alle mir bisher bekannten Fälle von plötzlich auftretendem cerebralem Fieber sind lediglich bloß bei einer solchen zu finden.[1]) Und endlich erinnere ich noch daran, daß angeborene Erkrankung der Körperfühlsphäre nach meinen Untersuchungen anatomisches Substrat der Belastung bildet, und daß diese letztere unter ihre Symptome die mächtige Uebererregbarkeit zählt und den Mangel so vieler psychischer Hemmungen, also das, was wir oben bei Goethe fanden.

Von höchstem Belange dünkt mich noch eins: des Dichters Seelenleben zu prüfen von der Gretchenepisode bis zum Weimarer Umschwung. Nach jenem Zwischenfall mit seinem ersten Mädchen war etwas Neues in Goethes Psyche eingezogen. „Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dünkel an, mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet." Etwas Unstetes, Ruheloses, Fahriges war in dasselbe gekommen, das ihn nun beständig in der Gegend umhertreibt, ja ihm später den Beinamen „Wanderer" verschaffte. Auch in Leipzig, wohin er sich bald darauf begiebt, wird dieses nicht besser. Er heißt sich einen Menschen, den „seine Natur aus einem Extrem in das andre wirft." Und um dieser Not vielleicht zu entgehen, beginnt er nunmehr Gedichte zu machen und flieht ein andermal in die Dresdener Galerie, sich mit neuen Eindrücken anzufüllen. Allein auch in dieser letzteren Stadt wird ihm keine Ruhe, und als sein Hausherr sich nicht bloß persönlich glücklich preist, sondern Gleiches auch von dem Mieter verlangt, wird er Goethe peinlich, weil dieser sich zwar unterhalten findet, beschäftigt und angeregt, aber „keineswegs glücklich". Selbst der Heißhunger nach Kenntnissen, „der sich bei seiner krankhaften Reizbarkeit fast fieberhaft äußert", bringt keine Befriedigung, und er merkt die Wahrheit des alten Spruchs, daß Zuwachs an Kenntnissen auch Zuwachs an innerer Unruhe bedeute. Unser Dichter war damals wie ein hysterisches Mädchen. Den Freunden sei er „durch widerliche Launen beschwerlich gefallen", erzählt er selber, kein einziger wäre, „den er nicht durch krankhaften Widersinn verletzt". Als sein Blutsturz vorüber und Goethe nach Frankfurt zurückgekehrt war, ist er

[1]) So bekam es zum Beispiel der so überaus schwer belastete Grillparzer, als er die Verlobung einer heimlich geliebten Sängerin erfuhr.

Digitized by Google

ein „Kränkling, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien". Auch in Straßburg zeigt er noch manches Symptom. Eine Hyperästhesie gegen Schalleindrücke, Höhenschwindel und Reizbarkeit, Abscheu und Ekel gegen krankhafte Gegenstände, sowie endlich auf Weingenuß ein gewisser Schlundkrampf wird uns aus jenen Tagen berichtet. Trotz recht vernünftiger Gegenmaßregeln ist er auch in Frankfurt und Wetzlar nicht als gesund zu bezeichnen. Zwar die angstneurotischen Symptome schwinden, was aber sich immer auffallender zeigt, das ist die typische Wertherstimmung. Der Dichter merkt aus Gründen, die er nicht zu nennen vermag — denn alles was er anführt, sind doch nur Worte[1]) — aus innern, ihm unverständlichen Motiven also einen Ekel am Dasein und den lebhaften Drang, seinem Leben ein rasches Ende zu setzen. In den Wochen, die nun folgen, spielt er in Gedanken mit der „Grille des Selbstmords," probiert wiederholt, wie tief ein Dolch in seine Brust eindringe, überstimmt die einzelnen Todesarten und dergleichen pathologischen Firlefanz mehr. Trotzdem nun in Goethes äußerem Leben jegliches Motiv zu solchen Sonderbarkeiten fehlt, so ist doch kein Zweifel, daß es Wolfgang mit seinem taedium vitae ganz bitter ernst war. Nebst manchem andern erhellt dies gewiß aus einem späteren Briefe Goethes, in dem er in ausdrücklichen Worten betont, wie sehr „alle Symptome jener wunderlichen Krankheit sein Innerstes durchgast", und was es ihn Entschluß und Anstrengung kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen.

Was ist nun diese Krankheit des Lebensüberdrusses in Wahrheit gewesen? Es ist wohl kein Zweifel, daß jenem Ekel am irdischen Dasein Gehirnvorgänge zu Grunde lagen, genauer gesprochen: Krankheitsprozesse an der Körperfühlsphäre. Denn nur in dieser, dem Zentrum der Lust- und Unlustgefühle, kann jene Wertherstimmung entstehen. Nun erinnere ich weiter daran, daß Sterbenssehnsucht, und zwar als chronisches Dauersymptom, geradezu das Paradestigma der schweren Belastung ist. Die verhältnismäßig kurzwährende aber in Goethes Jugend, die gewissermaßen nur den Gipfel nervöser Störungen bildet, ist meines Erachtens das stärkste Symptom einer Belastungsneurose, deren übrige Glieder die vorhin berichteten Aeußerungen sind.

Ich glaube demnach, um es kurz zu sagen, daß Goethe eine gewisse Be-

[1]) Zumal die Gründe in „Dichtung und Wahrheit" sind derart banal, daß ihre Haltlosigkeit auf der Hand liegt. Da soll die Lektüre englischer Autoren oder gar „die allgemeinen Einflüsse der Zeit" seine Selbstmordstimmung erklären helfen. Was Goethe von der steten Wiederkehr von Tag und Nacht, von Blüten und Früchten als Grund des Behagens am Leben vorbringt, ist sublimierter, reinster „Schwefel". Und wenn er viel später zu Eckermann sagt: „Ich hatte gelebt, geliebt und sehr viel gelitten. Das war es!" — so klingt auch diese Deutung nicht besser. Denn der Dichter hatte in jenen Tagen durchaus kein besonderes Leid erfahren, ja selbst die Liebe zu Charlotte Buff, die gerade vorausging, war kaum eine richtige Selbstmordliebe. Auch Goethes weiter erklärender Zusatz: gehindertes Glück, gehemmte Thätigkeit und unbefriedigte Wünsche endlich bedingten in jedermanns Lebensgang eine Wertherepoche, sagt wohl nichts anders, als daß die Sprache vortrefflich taugt, Gedanken zu hehlen. Wer hundert Gründe anführen muß, um uns aufzuklären, beweist nur, daß keiner derselben richtig!

Digitized by Google

lastung mitbekam, wenn auch infolge günstiger Umstände nur eine ziemlich geringe Belastung. Die einzelnen Symptome derselben sind uns aus der Gretchen- und Käthchenaffaire gar wohl vertraut und treten uns schließlich in den obgenannten Stimmungen entgegen bis hinauf zum Wertherschen taedium vitae. Was außerdem noch auf jenen Belastungszustand zurückgeht, wird seines Ortes ausgeführt werden.

Vortrefflich stimmt zu dieser meiner Supposition die hochgradige Emotivität des Dichters, die alles Normale weit übertrifft. Ich denke da zunächst an seine große Zornmütigkeit in der ersten Hälfte der siebziger Jahre. Er konnte da Bilder an der Tischecke zerschlagen, Bücher zerschießen und ähnliche Krafthorheiten begehen. Ja, noch von dem Sechziger wird uns berichtet, daß „ihm die Ermahnung Gewohnheit worden: ‚Ruhig, ruhig! nur Ruhe!', die er andern zurief, oft wenn sie noch oder schon ruhig waren. Sie schien zugleich eine lautgewordene innerliche Selbstaufforderung zu gelassnem und besonnenem Verfahren zu sein." Ich denke des weiteren an die Hallucination beim Abschied von Sesenheim, wo er sich selber entgegenreiten sah, und endlich auch seiner Weichheit noch, die oft bis zu Thränenseligkeit ging in Dingen, die kaum zum Weinen anreizten. Nicht minder pathologisch, Erkrankung der Körperfühlsphäre beweisend ist seine „ganz ungewöhnliche Empfindlichkeit" für arzneiliche Reize, sowie das abnorme Verhalten Goethes alltäglichen Genußmitteln gegenüber. Tabakrauch war das sicherste Mittel, ihn zu vertreiben, der Thee „wirkte stets wie Gift auf ihn", und selbst der sächsische Bliemchenkaffee versetzte ihn nicht bloß in „triste Stimmung", sondern lähmte noch obendrein seine Verdauung. Auch das schwere Merseburger Bier „verdüsterte sein Gehirn", während Wein bis in das späteste Alter hinauf und in häufig recht ansehnlichen Quantitäten dem Dichter behagte. Auch Licht und Wärme sind Goethe weitaus nötigere Reize wie andern Menschen. Die Wochen vor dem kürzesten Tage im Jahr war er stets deprimierter Stimmung, und unter Weimars „cimmerischem Himmel" ruft er wehklagend: „Wenn die Landschaft keine Farben hat, wie kann man da leben!" In Italien empfindet er den Sirokko, der allen andern Schaden bringt, nicht unangenehm, weil er nur warm ist, und der römische August entringt ihm die Worte: „Der Sommer war sehr und ungewöhnlich heiß, daß ich also einmal sagen kann: ich habe einen Sommer gelebt!" Auch all diese letzteren Dinge sind zusamt dem Bedürfnis nach hohem Luftdruck Beweise abnormer Empfindlichkeit seiner Körperfühlsphäre, mit andern Worten: Symptome einer gewissen Belastung. [1])

[1]) Hier schlösse sich als weiteres Symptom noch an das Ablehnen jeglichen peinlichen Eindrucks, wie solches schon Goethes Mutter zu eigen. Vom Tode geliebter Personen durfte man dem Geheimrat niemals erzählen und, als er selber einmal erkrankt, seines leidenden Zustandes ja nicht gedenken. Selbst Abschied zu nehmen, wenn er verreiste, war ihm so peinlich, daß er dies nach Möglichkeit unterließ. Zum Schlusse sei endlich noch eines auffälligen Symptomes gedacht, das vielfach erwähnt wird, zum ersten Mal 1775, aber auch noch 1827. Es geschah nämlich manchmal, daß Goethe ganz plötzlich aus einer großen Gesellschaft verschwand, ja selbst auch für länger dann unsichtbar blieb. Als Ausfluß spontaner Menschenscheu ist dies letztere Symptom bei schwer Belasteten nicht selten.

Digitized by Google

Die Objektivität des Forschens erheischt, auch jene Momente heranzuziehen, die meinem Urteil feindlich erscheinen. Da wäre vor allem die Selbstbeherrschung Goethes zu nennen, die schon in zartester Kindheit merkbar. Der Knabe ward bekanntlich von den echten schweren Blattern befallen, und zwar in derart heftigem Maße, daß sie ihn tagelang blind zu machen drohten. Aber trotz der qualvollsten Leiden und Schmerzen gewann es Goethe doch über sich, nicht zu reiben und zu kratzen, um die Genesung nicht aufzuhalten. Das gleiche Maß von Selbstbeherrschung bewies unser Wolfgang auch später noch, da er die Prügel seiner Kameraden bis zum selbstgesetzten Termin ertrug und erst mit dem völligen Ablauf desselben sich seiner Haut zu wehren begann. Bezeichnend ist ferner die Episode mit dem kleinen Derones. Dieser jedenfalls abnorme Knabe ist typisch für das, was Delbrück den „pathologischen Lügner" nannte. Nun bestanden auch bei Goethe alle nötigen Prämissen: eine üppige, quellende Phantasie, eine Zuhörerschaft, die auch das phantastischeste Märchen glaubte, der Umgang mit jenem Windbeutel endlich, und dennoch bleibt Wolfgang durchaus wahr, der Lüge und Verstellung zeitlebens abgeneigt. Denn eines gebrach ihm, um so zu werden wie jener Franzose, das einzige, das absolut unerläßlich: die schwere, nicht wegzuräumende Belastung. Jener glückliche Mangel erklärt uns denn auch, daß Goethe so trefflich haushalten konnte. Denn Schwerbelastete wie Kleist und Lenau sind ganz gewöhnlich auch schlechte Rechner, die ihr Vermögen zu Schanden verwalten. Ferner haben sie nie den Geselligkeitssinn, die stete Menschenfreudigkeit Goethes, die er sich bis ins späteste Alter bewahrte, und ebensowenig seinen dauernden Frohsinn, das köstliche Erbe einer köstlicheren Mutter. All diese angeführten Dinge sind ausgeschlossen bei schwerer Belastung, doch sehr gut möglich bei jener geringeren, milden Form, die Goethe zu eigen war.

Und obendrein gelang es diesem Sonnenkinde des Glücks, das geringe Pathologische, das ihm geworden, fast ganz zu zernichten. Ermöglicht ward solches durch drei Momente. Vorerst durch den glücklichen Einfluß der Mutter und das hohe Gesundheitskapital, welches sie dem Sohne auf den Lebensweg mitgab. Zum zweiten sodann durch seine Poesie.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide."

Selbst wenn wir nicht aus seinen eignen Geständnissen wüßten, daß alles, was er schrieb, nur Bruchstücke einer großen Konfession gewesen, daß er an Werther und Tasso und Faust den allerpersönlichsten Anteil gehabt, so merkten wir es an dem glühendheißen Erdtern der Sprache und dem unwiderstehlichen Gefühlston des Worts. Aber nicht bloß, daß er von seinen Poesien erklären durfte, sie seien stets nur „die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens", so gab es überhaupt nicht leicht ein Geschehnis, das er nicht dichterisch ausgetragen. Und zu Boisserée fiel einmal das Wort: „er habe seinen Aerger, Kummer und Verdruß über die Angelegenheiten des Tages, Politik und so weiter gewöhnlich in einem Gedicht ausgelassen. Es sei eine Art Bedürfnis und Herzenserleichterung, er schaffe sich so die Dinge vom Halse". Das dritte Moment

Digitized by Google

und vielleicht das bedeutsamste scheint unsers Dichters fabelhaftes Glück. Denn Goethe war allzeit Genie genug, auch Glück noch zu haben. „Wie ich das Schicksal anbete," rief er einmal aus, „daß es so mit mir verfahren! So alles zur rechten Zeit!" Es hat vielleicht nie ein Genie existiert, das Fortuna mit ihren Gaben derart verfolgte wie eben unsern Goethe. Im Jahre 1775 zum Beispiel bedurfte dieser eines großen Wirkens. Da berief ihn Karl August an seinen Hof, und der Enkel eines Schneiders, ein Bürgerlicher ohne Verwaltungskenntnisse, ein Dichter ohne besondere politische Begabung wird dreißigjährig Minister und Geheimer Rat. „Ich muß das Glück für meine Liebste erklären," gesteht er selber und ein andermal wieder: „Es kommt mir so wunderbar vor, daß ich so wie im Traum mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen kann, betrete!" Des Herzogs Gunst überträgt ihm mählich fast sämtliche Verwaltungszweige des Landes, so daß er — in viel kleineren Verhältnissen natürlich — eine Machtfülle besitzt wie Bismarck etwa auf der Höhe seines Ruhms. Unser Bismarck von Weimar aber eilt, ohne jemand zu verständigen, ohne Urlaub zu nehmen, ja selbst ohne Kenntnis und Wissen seines Herzogs urplötzlich nach dem Lande seiner Sehnsucht, daselbst zwei Jahre — Kunst zu genießen. Fürwahr, man begreift da Schillers Unmut: „Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thalern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen." Und diese italienische Reise selber, welch außerordentlicher Glücksfall war sie für unsern Dichter! Schon daß sie nicht bei zwei sich darbietenden früheren Gelegenheiten, sondern erst so spät unternommen ward, da sie wirklich einem Apfel glich, der reif vom Baume fällt, war unserm Goethe unendlicher Vorteil. Aber alles mußte zusammenkommen, um dieses Glück vollwertig zu machen. Nach einem kalten, unfreundlichen Sommer sehnte sich der Dichter, einen lieblichen Herbst und milden Winter in Italien zu finden, und das Wetter wird „unsäglich und unglaublich schön", „über allen Ausdruck" herrlich, wie es seit Menschengedenken nicht war. In heimlicher Seele hatte er geträumt, von einem wohlunterrichteten, kunstsinnigen Mann in Rom herumgeführt zu werden, und nun bot sich von selbst ein solcher in Tischbein, in dessen Gesellschaft er „dreifach lebte" und alles im kürzesten bewältigen konnte. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schien alle Poesie in Goethe erstorben. Da zwingt sich ihm Schiller förmlich auf, erobert den widerspenstigen Rivalen und weckt zu dessen höchstem Glück die verschollene Dichtkraft. Und endlich stand Goethe, was keineswegs klein und gering zu achten, hoch über jeder materiellen Sorge, und die bittre Lebensnot so vieler großer deutscher Poeten hat er nicht anders denn bloß vom Hörensagen gekannt. Wenn man bedenkt, wie aufreibend selbst ein Schiller noch um das tägliche Brot zu ringen hatte, so wird man des letztern Bitterkeit fassen: „Dieser Goethe erinnert mich oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen und ringen!"

Digitized by Google

Es hat mich allezeit wundergenommen, daß noch kein Biograph sich die Frage gestellt, was wohl aus Goethe geworden wäre, wenn er nicht in Weimar Wurzel geschlagen. Denn daß dies geschah, daß er mit dreißig Jahren bereits Minister und Geheimrat hieß, war ja doch ein ganz singulärer Glücksfall. So singulär und exceptionell, daß ich in einem hochkultivierten Lande des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts keinen ähnlichen Fall mehr anführen könnte. Es war also darauf keineswegs zu rechnen. Wie nun aber, wenn der Dichter just nicht Minister für alles geworden, nicht in jedem Quark seine Nase hätte begraben dürfen? Da muß ich gestehen: wäre Goethe nicht zufällig Minister gewesen, er hätte zu keinem bürgerlichen Berufe irgend getaugt. Vielleicht wird man einwenden: er war ja Dichter, und das ist bekanntlich oft lohnend und einträglich. Aber doch wohl kaum im achtzehnten Jahrhundert, da der Nachdruck noch durchaus nicht verpönt war und die Theater noch keine Tantiemen zahlten. Der „Götz", der Goethe zu Deutschlands bekanntestem Dichter gemacht, trug nicht so viel ein, auch nur die Kosten des Papiers zu decken, und der „Werther" kaum andres als Pumpversuche vertrauensvoller guter Freunde. „Ein deutscher Autor," klagt Goethe einmal, „soll alles um Gottes willen thun; das bodenloseste Handwerk von der Welt!" Mit dem litterarischen Erwerbe sah es demnach sehr lustig und kläglich aus. Aber Wolfgang war ja doch Advokat. Ja, als solcher galt er in Frankfurt freilich. Nur daß da leider nach eignem Bekenntnis die Jurisprudenz unter seinen Talenten der geringsten eines war und der junge Advokat Klientenbriefe oft halbe Jahre unerwidert ließ und Prozesse verschleppte, dafür aber Reisen und Besuche machte, tollte und schwärmte. Mit der Advokatur war es also auch nichts. Nun hätte er endlich ein Staats- oder Hofamt annehmen können. Doch auch ein solches würde kaum seinen Hochsinn befriedigt haben. Schreibt er doch geradezu von der letzten Zeit, die er in Frankfurt weilte: „Unter solch fortwährenden Umständen würde ich zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zur Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht." Aber diese Enge und langsame Bewegung ist wohl einem jeden kleinen Amt eigen. Und Neulinge macht man gemeinhin nicht sogleich zu Ministern, die ganze mächtige Zweige regieren. Man sieht, das große Genie unsers Wolfgang hatte doch eigentlich gar kein Thatfeld. Und wenn auch der reiche Frankfurter Bürgerssohn, der außerdem sehr gut zu rechnen verstand, wohl sicherlich nicht verkommen wäre, er hätte doch keinesfalls zu einem bürgerlichen Berufe getaugt.

Was dieses alles noch ärger kompliziert, ist die eigentümliche Geistesverfassung, die Goethe vor der Weimarer Lebensfahrt eigen. In einem Briefe an Gottfried Bürger nennt er die letzten Monate zuvor „die zerstreutesten, verworrensten, vollsten, leersten, kräftigsten und üppigsten dreiviertel Jahre, die er in seinem Leben jemals gehabt habe". Er lebt in beständigem Erregungstaumel, „fällt aus einer Verworrenheit in die andre", ihm ist „toll und wunderlich überall, wo er ist". Im März 1775 schreibt er der Fahlmer: „Ich bin ganz

Digitized by Google

unerträglich. Mit mir nimmt's kein gutes Ende!" Dann wieder an Auguste v. Stolberg: „Wenn ich jetzt nicht Dramen schriebe, ich ginge zu Grunde!" Nicht minder bezeichnend ist eine zweite Stelle an dieselbe Freundin: „Wie können wir einander etwas von unserm Zustande melden, da der von Stunde zu Stunde wechselt?" Müßte ich seine psychische Verfassung mit einem Worte charakterisieren, so würde ich sagen: er lebte in einem submaniakalischen Zustand, das heißt in einer gelinden Tollheit, und selbst nach Goethes Eintritt in Weimar nennt ihn noch Wieland einen „fast immer wütigen Menschen". Er selber meint, er habe „von Natur ein kleines Vulkanchen mitbekommen und dasselbe durch Leidenschaften fleißig geschürt". In den letzten Jahren vor seiner Uebersiedlung — wir dürfen sie wohl vom Straßburger Aufenthalt herdatieren — war Goethe von ungeheurer Produktivität. Dies Talent stand dem Dichter in jedem Augenblick zur Verfügung, zur Morgen-, zur Abend-, ja selbst zur Nachtzeit, wenn Wein oder Geselligkeit ihn „erhöhten". Man durfte verlangen, was man da wollte, er lieferte alsbald. Am freudigsten und reichsten trat jene Gabe „ganz unwillkürlich, ja häufig wider seinen Willen hervor", in Feld und Wald, ja selbst beim nächtlichen Erwachen. „Ich hatte von den Gedichten vorher durchaus keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustand geschah es dann oft, daß ich einen ganz schiefliegenden Papierbogen vor mir hatte, was ich aber erst merkte, wenn alles geschrieben, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz mehr fand." So wunderbar deucht diese Produktivität den Besitzer selber, daß sie ihm als Gabe höherer Mächte, als unverhofftes Geschenk von oben her gilt. „Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit dem Menschen thut, wie es beliebt, und dem sich dieser bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handle spontan, aus eigenem Antrieb." Heutzutage freilich sehen wir die Sache physiologisch an und denken uns als Grund des Goetheschen Dämons Blutüberfüllung seines Gehirns, zumal der Sprachzentren und ihrer Fasern. Man begreift jetzt leicht, warum ich vorhin von submaniakalischen Zuständen sprach. Denn Manie oder Tollheit hat ja als Grund eine Dauerüberfüllung des Gehirns mit Blut. Nur daß sie bei Goethe keineswegs dauernd und wohl auch nicht so reichlich bestand. Wenn sie die ganze Gehirnrinde traf, wie häufig 1775, dann schrieb er: „Ich bin in wunderbarer Spannung!" — ein Wort, das vielleicht ganz buchstäblich richtig. Da jene Hyperämie jedoch beständig wechselt, so wechselt auch Goethes psychischer Zustand „von Stunde zu Stunde", wie er oben Auguste v. Stolberg schrieb. Ja, es scheint nicht selten auch direkt zum Gegenteil, zur unternormalen Blutversorgung und damit zur Verstimmung gekommen zu sein. Denn ein andermal fleht er zur nämlichen Freundin: „Laß mich nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die da kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben. Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen und rette mich vor mir selbst!" Nur den Zustand des Gleichgewichts kennt er nie, und klagend ruft er einmal aus: „Unseliges

Digitized by Google

Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt fassend, festklammernd oder schweifend gegen alle vier Winde!"

Es wäre verfehlt, diese Seelenverfassung von der Lili-Episode herleiten zu wollen. Denn erstens besteht sie schon lange vor derselben und überdauert sie noch erklecklich. Sodann ist jenes Verliebtsein Goethes nicht Ursache seines seltsamen Zustands, vielmehr in Wahrheit Folge desselben, was später des weiteren noch auszuführen ist. Sehr merkwürdig aber dünkt mich da eins: daß bald nach dem Ende jener großen Liebe auch die Produktivität fast völlig erlischt. Hat Goethe in den ersten zehn Jahren in Weimar doch kaum ein Nennenswertes geleistet. Auch produziert, wer Großes zu schaffen sich fähig fühlt, wohl schwerlich Operettentexte in Menge. Den Schlüssel zu jenem raschen Versiegen hat Goethe uns selbst an die Hand gegeben. Er meint, daß eben die Natur, die Größeres und Kleineres unaufgefordert in ihm produziere, manchmal in großen Pausen ruhe, so daß er in langen Zeitstrecken dann auch mit Willen nichts hervorzubringen im stande sei. Das konnte nun damals für Goethe wahrhaft verhängnisvoll werden. Wie hatte er nur der Freundin geklagt: „Wenn ich jetzt nicht Dramen schriebe, ich ginge zu Grunde!" Und in dem kleinen Frankfurter Kreis gab es ja nirgends andre Ablenkung, gar nichts für seinen Thätigkeitsdrang, das unendliche Associationsbedürfnis seines Gehirns. „Mir ist's in allem wie einer Ratte, die Gift gefressen; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlichem, verderblichem Feuer." So schildert er sich selber in seiner wundersam bildstarken Art. Und nicht minder deutlich an andrer Stelle: „Ich bin sehr aufgespannt, um nicht zu sagen über!" Auch das Linderungsmittel einer großen Reise, schon einmal vergeblich unternommen, hätte ihm damals schwerlich Heilung gebracht. Nimmt man zu allem noch die stete Erfahrung, die August v. Goethe und der Hausarzt gemacht, daß auf jede große produktive Epoche im Leben des Dichters ganz regelmäßig Erkrankung folgte, so sieht man, es war die höchste Zeit zu einem großen, gewaltigen Glücksfall. Was damals zu befürchten stand, ist meines Bedünkens ein neuer mächtiger Belastungsausbruch, wie kurz vorher in der Wertherperiode, nur mit dem bedeutsamen Unterschied, daß Goethes Seele damals nicht fähig war, sich raschen Wurfes gesund zu dichten. Und gerade in diesem entscheidenden Moment, da alles zu einer Katastrophe drängte, bot sich der große Gesundungszug nach Weimar unserm Glückskind dar. Denn nur gerade in diesen Verhältnissen, die „für ihn etwas Unendliches hatten", wo er nach einer Weile des tollsten Schwärmens im großem und vollen wirken mußte, lernen und irren, lenken und schöpfern, und all dies an erster regierender Stelle, in einem solchen Milieu allein konnte seine Psyche Erlösung finden.

Nur ein eker literarischer Byzantinismus kann da behaupten, daß Goethe dem Herzogtum nötig gewesen sei. In Wahrheit that er seine Amtsgeschäfte nicht schlechter ab, aber auch nicht besser als jede Intelligenz an seinem Platze. Und als ihm nach der italienischen Reise die Amtsbürde unnütz, Ballast geworden,

Digitized by Google

bedenkt er sich keinen Augenblick mehr, sie von sich zu werfen. Also Goethe war für Weimar nicht nötig, wohl aber dieses für unsern Dichter. Und wer daran zweifelt, wer päpstlicher sein will als selbst der Papst, dem nenne ich Goethes eigne Worte: „Eigentlich bin ich hier nicht notwendig, doch ich bilde mir's ein, und das gehört zu meinem Leben." Wie wichtig dies neue Verhältnis ihm war, mag folgende Ueberlegung weisen. Von Belastungssymptomen unsers Dichters lernen wir im letzten Jahre vor Weimar die Unstetheit und den Reisedrang[1]) kennen. Ein drittes Symptom, das, ausgeprägt, stets als Stigma schwerer Belastung gilt, ist das Pendeln von einem Objekt zum andern. Allerdings erscheint dies letztere Symptom den Menschen nicht immer als pathologisch. Wenn ein Erbprinz zum Beispiel krankhafterweise von einem Gegenstand zum andern irrt, dieweil ihn die Belastung nicht ausharren läßt, ihn ruhelos Neues aufzusuchen zwingt, so heißt dies im amtlichen Zeitungsstil: „Seiner Hoheit lebhaftes Interesse für alle Künste und Wissenschaften." Bei einem gewöhnlichen Sterblichen aber würde man sagen: „Der Kerl ist einfach zu gar nichts zu brauchen!" Nun schlägt dies Stigma bei Goethe freilich nicht solcherart vor, zumal seine Belastung gering gewesen ist. Aber andeutungsweise oder besser gesagt: in milder Form tritt jenes Symptom bestimmt zu Tage. Auf Goethes Spaziergängen mit dem Herzog wurde ihm, wie er selber erzählt, ein Stück des Reichs nach dem andern anvertraut. „Ich bin wie der Komet im Spiele, den man zu allen Karten macht." Nun ward ihm die mächtige Arbeitslast ganz sicher nicht ohne sein eignes direktes Verlangen gegeben. Verlangen aber mußte er's, weil sein Gehirn unendlichen Associationshunger fühlte. „Wenn ich nicht immer neue Ideen zu bearbeiten habe, werde ich krank," schrieb er noch 1782 an Frau v. Stein und wenige Monate zuvor derselben: „Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit. Ich würde in dem geringsten Dorf und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben." Doch daß ihm der Herzog die Möglichkeit bot, diesen Associationshunger auszuleben, und zwar an der einzigen möglichen Stelle als allbeherrschender Minister von Weimar, ist Goethes besonderes Glück gewesen.

Ueberhaupt war das Schicksal unsers Dichters nicht günstiger zu denken, als es in Wirklichkeit dann stattfand. Da Goethe im November 1775 in Weimar einzog, war der schwerbelastete jugendliche Herzog just flügge geworden. Als Ausfluß jener schweren Belastung erscheint mir besonders die ewige Unrast seines Gemüts, die ihn einen großen Teil seines Lebens auf Jagden und Reisen zubringen ließ; erscheint mir des weiteren sein Tollen und Hetzen, sein Jagen auf Parforcepferden über Hecken und Gräben, sowie sein mutwilliges Aufsuchen endlich unnützer Gefahren. „Es ist eine ganz kuriose Empfindung," schreibt Goethe noch 1782, „seines nächsten Freundes und Schicksalsgenossen Hals,

[1]) Ende Juli 1775 kehrt er von einer dreimonatlichen Schweizerreise zurück. Aber schon am 17. August desselben Jahres schreibt er an die Karsch: „Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande."

Digitized by Google

Arme und Beine täglich als halbverloren anzusehen." Noch der alternde Herzog hieß seinem Volk „der Student von Jena", und die Stückchen, die er zu Anfang sogar im Bunde mit Goethe in Weimar aufführt, rechtfertigen diese Bezeichnung genügend. Nun haben selbst einsichtige Lebensbeschreiber, wie Albert Bielschowsky, dies Mitthun des Dichters aus seiner unbewußten Absicht erklärt, dem Herzog zu imponieren und ihn seinem Erziehungszweck dienstbar zu machen. Ich glaube, mit Unrecht. Ein Jüngling von sechsundzwanzig Jahren, der sich erst kürzlich aus eignem Antrieb so toll gehabte wie Goethe bei Jung und mit beiden Jakobis, der braucht sich zu Thorheiten nicht erst zu zwingen. That er doch selber später den Ausspruch: „Man muß oft etwas Tolles begehn, um nur wieder eine Zeitlang leben zu können." Auch hatte er bei seiner Ankunft in Weimar nur auf einen kurzen Besuch gerechnet. Den nützt man doch nicht zu unbewußten Erziehungszwecken. Und endlich glaube ich gar nicht daran, daß irgend ein Jüngling bloß einem andern zu Nutzen lebt. Es liegt nun einmal im Wesen des Menschen, genau so zu handeln, wie man seiner innersten Natur nach muß. Und der junge Goethe hat damals in Weimar nicht um des Herzogs willen getollt, sondern weil das Tollen ihm durchaus gemäß war, und er trotz seiner acht Jahre mehr dem andern an Jugend kaum innerlich nachstand. Es fand sich da eben der schwer Belastete mit einem gering Belasteten zusammen, und beiden wohnte das Bedürfnis inne, sich auf das massivste auszuleben. Dann freilich erwuchs unserm Dichter daraus ein nicht hoch genug zu schätzender Vorteil. Denn nur in jenen Entwicklungsjahren werden außer der Kindheit noch Bünde geschlossen, die ein ganzes Leben unlösbar dauern. Nur darum allein, aus jenen associierten Glücksgefühlen, die man sein Lebtag mit sich herumträgt, machte der Herzog Goethe zum Minister und hat ihm auch später seine Flucht nach Italien so bald verziehen, die ihn zu Anfang so sehr verstimmte. Es wird wohl kaum ein zweites Mal wieder geschehen sein, daß ein leitender Minister, ohne Urlaub zu nehmen, ja ohne auch nur seinen Herrn zu verständigen, einfach verschwindet, um erst nach Monaten Kunde zu geben. Auch hieraus ersieht man, wie wichtig es war und wie glückbedeutend, daß Goethe an den Hof des schwer belasteten Herzogs kam, der aus sich selber gar wohl begriff, wieso ein solcher Geniestreich möglich ist. Jeder andre Fürst hätte Goethe ganz sicher den Laufpaß gegeben, nur ein Hereditarier wie Karl August konnte verstehen, daß jener plötzlich abreisen *mußte*, und wenn er damit auch alle verletzte.

Was aber hat Goethe nach Italien getrieben? Eine Reihe von nur unterstützenden Motiven ist leicht zu durchschauen. So meint er einmal, die Reise sei eigentlich eine Flucht gewesen vor den Wetterunbilden des 51. Breitegrades. Im sonnigen Klima, dem er entgegenfuhr, durfte er hoffen, Befreiung von Körperbeschwerden zu finden, was ja bekanntlich auch völlig zutraf. Eine Neubelebung seiner Dichtungskraft scheint mir ein zweites seiner Motive. Allerdings betrieb er die Poesie nur in Morgenstunden, so daß sie gewiß nicht Hauptpunkt gewesen ist. Ganz sicher ist endlich das Verhältnis zur Stein mit im Spiele gewesen.

Digitized by Google

Nicht als ob er etwa von dieser sich hätte losreißen wollen — wie mochte er sonst ein Tagebuch grade für sie anlegen? —, aber Mannesnaturen wie die unsers Goethe sind bloß mit Verständnis nicht zu ersättigen. Das wußte die Vulpius weitaus besser mit ihrem untrüglichen Weibesinstinkt. Aber all diese Dinge, zu welchen noch die Ueberbürde des Amts zu rechnen ist, erschöpfen nicht mehr als die Oberfläche. Hier muß wohl ein Tieferes zu Grunde liegen, „Dämonisches", wie unser Dichter es heißt, ein Trieb und Verlangen, das hinter ihm sitzt und nicht eher Rast und Ruhe verstattet, als Goethe die Thore von Rom betreten. „Entsetzlich war zuletzt meine Begierde, hierherzukommen!" heißt eine Stelle, „ich bin hierher mehr verschlagen worden als gereist!" eine zweite Erklärung. Auch hier wie in Frankfurt 1775 tritt ein Zwangsbedürfnis nach Associationen in des Dichters Gehirn ganz plötzlich zu Tage. „Es war mir höchst nötig, daß ich wieder eine große Masse von Kenntnissen, von neuen Begriffen mir eigen mache, an denen ich wieder eine Weile verarbeiten kann," schrieb er der Freundin. Aber wie dies Bedürfnis Erscheinung wird, schmeckt ganz pathologisch, ganz nach Belastung. „Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wäre ich rein zu Grunde gegangen!" Das ist der nämliche gipfelnde Satz wie elf Jahre früher beim Weimarer Zuge. Auch die Stimmung vor der italienischen Reise ist jener älteren gut zu vergleichen. „Jetzt darf ich es sagen," schreibt er aus Rom, „darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durfte ich keinen lateinischen Autor ansehn, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute. Geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Noch zuletzt hat mich die Wielandsche Uebersetzung der Satiren höchst unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei gelesen, so war ich schon verrückt!" Daß solche Worte nicht bloß Uebertreibung, beweisen die Briefe aus jenen Tagen, die unmittelbarsten und unbestochensten Zeugen derselben. Da schreibt der Dichter an Frau v. Stein: „Ich kämpfe selber mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging!" Und ein andermal wieder: „Ich habe nur eine Existenz, die habe ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komme ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese letzte Krise, so ersetze ich Dir tausendfältig, was zu ersetzen ist. Komme ich um, so komme ich um; ich war ohnedies zu nichts mehr nütze!" Was Goethe hier eine Krise nennt, das dürfen wir besser wohl einen Belastungsausbruch heißen. Ein solcher drohte, wie kurz vor Weimar, auch diesmal sicher, und ich kann meine große Freude nicht hehlen, daß Goethe hier selber die nämlichen Momente nennt, die seine Belastung bewältigen halfen, als dies in früheren von mir geschehen ist. Erst nach dieser letzten mächtigen Krise, als Goethe aus Italien zurückgekehrt war, erscheint er als jenes Bild der Gesundheit, das uns die Schulbank schon aufsuggeriert.

Ein Unterschied aber ist zwischen den beiden Gesundungszügen nach Weimar und dem Land seiner Sehnsucht. Während Goethe 1775 sein ungeheures Associationsbedürfnis ganz allgemein zu befriedigen sucht, und die Körperfühl-

Digitized by Google

sphäre im Vordergrund seiner Gehirnarbeit steht, so 1786 das Sehzentrum samt den verknüpfenden Fasern. Das Besonderste an Goethes äußerer Erscheinung sind allen Besuchern die mächtigen Augen. Der eine bezeichnet dieselben als „feurig", der zweite als „funkelnd", der dritte geradezu als „furchterregend". „In einzelnen Momenten seines Gesprächs," erzählt uns Carus noch von dem Greise, „leuchtet das ganze Feuer des Sehers mit fast dämonischer Gewalt aus den schnell aufgeschlagenen Augen." Am größten jedoch malt A. W. Iffland: „Goethe hat einen Adlerblick, der nicht zu ertragen. Wenn er die Augenbrauen in die Höhe zieht, so ist's als ginge der Hirnknochen mit!" Diesem äußeren Organ entsprach auch völlig das zentrale Schauen, dessen Wurzel und Sitz der Hinterhauptlappen unsers Gehirns ist. Hier hat ganz sicher ein mächtiges Plus an Gehirnsubstanz dem Genie besonderes Können gegeben. In „Dichtung und Wahrheit" erzählt uns Goethe: „Das Auge war vor allen andern das Organ, womit ich die Welt faßte." Und im Gespräche setzte er hinzu: „Wenn ich meine Augen ordentlich austhue, dann sehe ich wohl auch, was irgend zu sehn ist." So wichtig dünkt ihn sein geistiges Schauen, daß er aus Rom geradezu schreibt: „Man kann sich nichts denken, als was man gesehen hat!"[1]) Auf diese besondere Wertschätzung Goethes, die ihrerseits wieder ein Ausfluß besondrer Gehirnentwicklung, ist mancherlei Eigenart zurückzuführen. Vor allem sein stetes Naturbetrachten, wie auch des Dichters Kleben am Sinnlichen. Seine Abneigung ferner gegen Brillen und Mikroskope, die ihm gleichsam eine schwere Kompetenzüberschreitung unsers Gesichtssinns war. Es entspringt des weiteren aus jenem Moment das starre Festhalten der Farbenlehre, auf die er so viel an Geld und Zeit und Mühe verwendet, und deren Gegner er grimmer verfolgt als alle Feinde des Vaterlandes. Und endlich geht auf jene besondere Gehirnentwicklung der Hang des Dichters zum Zeichnen zurück, sowie die ausnehmende Empfindlichkeit noch des zentralen Schauens. Dieser letztere Grund hielt ihn einmal ab, die eigne Schwiegertochter zu sehen, da sie just einen bösen Fall gethan, der ihr Antlitz entstellte. „Denn," sagte er, „ich werde solche häßliche

[1]) Ganz ähnlich lautet eine zweite Stelle: „Ohne unmittelbares Anschauen begreife ich gar nichts!" Als er in Gesellschaft die Kasseler Gemäldegalerie besucht, formt er den wunderbar zeichnenden Satz: „Wir sehn eine Menge in uns hinein!" — Ganz ausnehmend groß ist die Objektivität des Dichters, seine Gabe, rein rezeptiv zu schauen, wie ein Spiegel die Gegenstände zurückzuwerfen ohne eignen Anteil. „Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen, meine Treue, das Auge licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention machen mich hier im stillen höchst glücklich," schrieb er die zweite Woche aus Rom. — Sehr merkwürdig ist endlich ein Wort unsers Dichters an Fritz Jakobi: „Es geht nichts über ein frisches, liebendes Weiberauge!" Ich glaube sogar, daß in seinem Verhältnis zu Charlotte v. Stein ein Augenfetischismus mit im Spiele war. Stellen wie die folgenden: „Ich habe gestern bemerkt, daß ich nichts lieber sehe in der Welt als Ihre Augen", ferner: „Sage mir, was Deine Augen machen, sage mir, daß Du mich liebst!" oder endlich gar: „Meiner Geliebten kann ich sagen, ... daß ich mich freue, ihr Angesicht zu sehen, und daß ich an ihre Augen gebunden bin", sind zum mindesten verdächtig.

Digitized by Google

Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung. Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltungen und Mängel mich aufs lebhafteste affiziert finde. Der schönste Kupferstich, wenn er einen Flecken oder Bruch bekommt, ist mir sofort unleidlich."

Die Leichtigkeit und Präzision seiner Gehirnauffassung verführte ihn jahrelang zu dem Wahn, er sei zum Zeichner und Maler geboren. Zumal in der ersten Weimarer Zeit, da seine Muse fast nichts produziert, scheint gleichsam als Ersatz hiefür die Sehsphäre thätig. „Mir ist's, als wenn das Zeichnen mir ein Saugläppchen wäre, dem Kinde in den Mund gegeben, daß es schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe." Aber selbst nach der ersten Italienreise, da er der bildenden Kunst schon entsagt hatte, schwand jene automatische Thätigkeit niemals. Und in dem Hause der Schopenhauer stand ihm ein Zeichentisch stets bereit, damit er nach Belieben arbeiten könne, wenn er zum Reden nicht aufgelegt war. In jener früheren Zeit jedoch schwoll seine Lust oft triebartig an, und es gab da paroxysmelle Epochen, in denen er einfach zeichnen *mußte*. So schreibt er an Lavater 1780: „Ich kann's nicht lassen, ich muß immer bildeln," und zwei Jahre später: „Ich habe diese Zeit wieder einen Acceß von Zeichenfieber gehabt." Wir begegnen hier neuerdings einem Phänomen, das bei Goethe in seltener Reinheit sichtbar: der zwangsmäßigen Thätigkeit seines Gehirns. Aber während in allen obigen Fällen das Sehzentrum höchstens „Accesse von Zeichenfieber" erzeugt, so gab es zu andern Malen Epochen, von unwiderstehlichem Schauenmüssen. Eine solche Epoche überfiel unsern Dichter schon einmal in Leipzig, was charakteristisch just damals geschah, als ihn ästhetisch-philosophische Begriffe zu drücken begannen. „Ich konnte diese neuen Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bei mir entstanden wäre, doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken. Ich entschied mich daher, nach Dresden zu gehen, aber ohne jemand davon zu sagen, weil ich die dortigen Kunstschätze ganz nach eigner Art zu betrachten wünschte." Ganz ähnlich geschah es auch 1786, und der Hauptgrund seiner italienischen Reise, die ebenso geheimnisvoll eingeleitet wurde, ist nur ein Anfall von Sehhaftigkeit, von unwiderstehlichem Vielschauenmüssen. Er mußte da einmal die Kunstschätze Roms mit eignen, leiblichen Augen sehen, jene Schätze, von denen sogar der lakonische Vater geschwärmt, und die in der dürftigen Nachbildung selbst auf den Knaben so tiefen Eindruck gemacht. „Die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte," schrieb er dem Herzog und an Knebel ergänzend: „All die vorliegenden Gegenden rollte ich nur durch, und ich hatte keine Ruhe als hier, wo ich mich denn auch *satt weide*." Auch daß dieser Anfall von Sehhaftigkeit gerade zu jener Zeit kommen mußte, ist durchaus verständlich. Bis etwa zu Goethes dreißigstem Jahr steht die Körperfühlsphäre beherrschend voran. Denn damals schrieb er an Lavater: „Laß uns ja einander bleiben, einander mehr werden, denn neue Freunde und Lieben mache ich mir

Digitized by Google

nicht mehr.“ Dann folgt eine Weile die Zeichenperiode, die Saugläppchen, statt der wirklichen Nahrung. Aber endlich genügen auch diese nicht mehr, zumal auch sein Amt von Jahr zu Jahr ihm weniger neue Verknüpfungen bot. Jetzt erst, nach jener so „langen Stockung“, als weder die Körperfühlsphäre sich regt noch die Sprachzentren oder die Poesie, nun erst vermag die Sehsphäre so dominierend zu werden, daß sie die andern sämtlich übertönt. Aber da nun auch ihr keine neue Verknüpfungen zugeflossen waren, so griff sie zum eignen eisernen Vorrat und produzierte aus den ältesten Schichten die frühen Eindrücke der ersten Kindheit. Drum erwacht auf einmal die Sehnsucht nach den klassischen Stätten; die associiert mit den Lustgefühlen des wachsenden Knaben, und da diese Sehnsucht nicht zu erfüllen, entsteht jene gräßliche Verknüpfungsleere, die Goethe später den Ausruf erpreßt: „Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünscht haben!“ Als er sich zum Romzug von Karlsbad wegstiehlt, schreibt er dem Herzog: „Selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll.“ Er spürt nur den mächtigen Schauenshunger und das Verlangen nach Associationen. Erst nach jener großen Sättigungsfahrt, als er sich in Italien gesund gesehen, schreibt er dem Freundeskreise zu Hause: „Ich bin von einer ungeheuern Leidenschaft und Krankheit geheilt und habe Vorrat auf Jahre lang, auszubilden und zu komplettieren.“

Wie hier im Gebiet des zentralen Schauens, so giebt es auf einem andern noch Anfälle von zwangsweiser Hirnthätigkeit. Ich meine da Goethes Körperfühlsphäre, und zwar besonders jene Partie, die als cerebrales Geschlechtszentrum gilt. Wenn ich die Reihe der Mädchen und Frauen ganz überdenke, die Goethes Neigung sämtlich beglückt — allerdings recht häufig paarweise gleich —, so drängt sich von selbst die Frage mir auf: hat Goethe jemals wirklich geliebt? Nun hat zwar Heinrich Heine gespöttelt: „Was Prügel sind, das weiß man schon; was aber die Liebe ist, das hat noch keiner herausgebracht.“ Auch widerspricht, wie nicht zu leugnen, schon jene bloße Frage allein der allgemein angenommenen Meinung. Und doch sind gewisse Dinge vorhanden, die schwere Bedenken rechtfertigen können. Schon „Tante“ Fahlmer, eine genaue Kennerin des jungen Goethe, schildert ihn 1779: „Er kann gut und brav und auch groß sein, nur in der Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen.“ Auch sein Verhältnis zu Käthchen Schönkopf hat allerlei wunderliche Zuthat und Färbung. Das Mädchen hing mit ganzer Seele an dem prächtigen Jüngling, und also wäre dem Glück nichts im Wege gestanden. Aber da dessen stete Neigung ihm dann auf die Länge zu wenig Abwechslung bot, ward Goethe von der „bösen Sucht“ befallen, sich durch grundlose Eifersucht Emotionen zu schaffen. Erst als das Mädchen nach längerer Pein sich dem Quäler entfremdet, flammt seine Liebe neuerdings auf. Anatomisch dünkt mich der Vorgang so: Primär ist hier die zentrale Reizung der sexualen Gehirnpartie. Zu dieser Erregung sucht das Gehirn als Association ein beliebiges Mädchen, das man auf einmal zu „lieben“ vermeint. Nun hält

Digitized by Google

jene Reizung dauernder an, hiermit auch der Hunger auf Assoziationen, den jene ruhige Neigung allein nicht völlig ersättigt. Und um dann die ledigen, unbeschäftigten Assoziationen auch zu befriedigen, muß jetzt die Eifersucht mit in das Spiel, bis jene erste Liebe erkaltet und das Gehirn alle Fasern braucht zur Wiedereroberung. Daß jene cerebrale Erregung nun nicht bloß Hypothese ist, beweisen des Dichters Johannestriebe zu Minna Herzlieb, Marianne v. Willemer und Ulrike v. Levetzow. Es ist im höchsten Grade verblüffend, daß Goethe als Fünfziger, Sechziger, ja Siebziger Gefühle und Glutempfindungen nährt, für die unsre Sprache kein andres Wort als „Liebe" erfunden. Da dauert die Erregung der Körperfühlsphäre Tage und Wochen, es sprudeln die engassociierten Sprachzentren beide in reichen, herrlichen Versen, und nach etlicher Zeit, da sie ausgeklungen, ist alles wieder spurlos vorüber. Ist solches Verhalten nun wirklich Liebe? Ich glaube, mit nichten, und dies hat auch Goethe, der seine Zustände wunderbar kennt, ganz deutlich empfunden. Er gab die Erklärung, daß manche Genies „wiederholte Pubertät erlebten, während andre Leute nur einmal jung sind". Aber noch einen Punkt hat Goethe geklärt. In späteren Jahren sagte er einmal, daß Lili die erste und letzte gewesen, die er wahrhaft geliebt hat. „Auch die Hindernisse, die uns auseinanderhielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren." Halten wir daran nun Lilis Wort, daß „Goethe mit keinem andern, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber zu vergleichen gewesen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte und er mehr dem Genius, der ihn beherrscht, als sich selber gehöre", so wird uns auf einmal alles verständlich. Vorerst ist Goethes Bekenntnis wichtig, daß er nur ein einzigmal wirklich geliebt hat; es ist also jede andre Neigung bloß cerebrale Erregung gewesen. Aber auch dies eine, einzige Mal, da wirklich „Liebe" vorhanden war, ist diese durchaus nicht allmächtig geworden. Zur Liebe, die da Berge versetzt und, anatomisch gesprochen, alle andern Gehirnteile sich unterjocht, war Goethes „Liebe" nicht Liebe genug. Seine Körperfühlsphäre, „die Welt von Ideen und Gefühlen", die dort ihn bewegte, war immer stärker als selbst die Liebe. Drum hat er dem Genius, der ihn beherrscht, weit mehr gehört als dem eignen Selbst, und die Frage: Hat Goethe jemals geliebt? ist nunmehr mit einem „Nein!" zu entscheiden.

Wenn manches von dem, was ich früher gesagt, vielleicht Kopfschütteln weckt, so ist zumindest ein Mitgrund hierfür in dem durchaus falschen Bilde zu suchen, das unsre Zeit von Goethe sich macht. Wir denken da stets an die Jupitergestalt, die majestätisch und abgeklärt in Weimar residiert, von aller Erdenpein losgelöst. Doch das war der wirkliche Goethe nicht. Das war er höchstens nur für den oberflächlichen Blick und auch da nur die zweite Hälfte des Lebens, nach jener großen Anschauungsfahrt, die zugleich ein Reinigungsbad der Belastung war. Der weitaus interessantere Goethe, der Genius Goethe ist voritalienisch! Und dieser gottgeküßte Poet ist sicher belastet! Aber auch der spätitalienische Dichter ist keineswegs durchaus normal zu heißen. Nur daß dies etwas schwerer

Digitized by Google

erkennbar und für den Laien seltner hervortritt. Ja, ein bisher noch unbesprochenes Phänomen ist überhaupt erst später Erscheinung geworden: ich meine den Mangel an Patriotismus, den alle Biographen mehr oder weniger empfinden. Es ist eine nicht zu verkennende Thatsache, die man beklagen, aber hinnehmen muß, daß Goethe so gar nicht patriotisch fühlte. Zur Zeit der tiefsten Demütigung Deutschlands spinnt er sich in sein Museum ein, studiert mit Macht und Eifer drauf los, hält Vorlesungen ab, bereitet eine Ausgabe seiner Werke vor und ziseliert im Kreise von Damen Liebesgesänge. Es duldet da keinen Zweifel weiter, daß Goethe jene Not nicht sehen *wollte*, daß er sich mit Absicht vor ihr verschloß. Wieso aber kommt es, daß dieser größte unter den „menschlichen" Menschen, der jeder, auch der höchsten Empfindung fähig, bloß jene nicht teilt, die alle andern fühlen? Was man zur Erklärung da angeführt, schöpft durchaus nicht aus. Die Gründe sind weitaus tiefer zu suchen, sie liegen im Boden von Goethes Belastung. In Italien war es dem Dichter gelungen, sich von den Schlacken derselben zu läutern, dort hatte er jene Ruhe gewonnen und jenes harmonische Ebenmaß, das merkwürdig absticht von allen Thorheiten früherer Jahre. Nach seiner Rückkehr hält er mit Macht sich alles vom Leibe, was an jene abgestreifte Haut von fern nur erinnert. Drum will er vom Dichter der „Räuber" nichts wissen, lehnt Beethoven ab, sowie Heinrich von Kleist und spricht das übelbeleumdete Wort: „Ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen!" Und nun drohte das Rufen der Patrioten seine mühsam erkämpfte Ruhe zu stören. Die aber mochte sich Goethe nimmer entreißen lassen; denn ärger als das Unglück des Vaterlandes traf dieses Genie sein eignes Unglück. Wir werden demnach das Verhalten Goethes begreiflich finden, erklären können, warum er sich derart betragen *mußte*, doch auf der andern Seite beklagen, daß ihn sein Gehirn nicht glücklicher empfinden ließ.[1])

Ich kann diesen Zeilen kein Ende setzen ohne einen Zusatz persönlicher Natur. Es zwang mich hier, oft hart und scharf und für manches Empfinden

[1]) Für Freunde körperlicher Entartungszeichen sei hier erwähnt, daß die rechte Hälfte von Goethes Stirnbein eingedrückt war und das rechte Auge auch tiefer stand. „Die Natur habe ihm einen Nickfang gegeben", sagte Goethe scherzend, und Rauch verbarg diese Asymmetrie, indem er den Kopf der Büste wandte. Vielleicht, daß die stärkere Entwicklung der linken Stirn- und Schädelhälfte der Hypertrophie des motorischen Sprachzentrums zuzuschreiben ist. Bekanntlich ist letzteres nur an der linken Hemisphäre des Großhirns. — Hier mögen zum Schlusse noch einige Anmerkungen Unterkunft finden. Wie wenig es dem Dichter möglich gewesen wäre, in einem kleinen Amte auszuhalten, mag die nachfolgende Briefstelle erweisen: „Wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern." — Karoline Herder überliefert uns einen Ausspruch Goethes: er für seine Person habe viel Glück, ja es ströme ihm von allen Seiten zu, aber nur für andre habe er kein Glück. „Ich fühle diese Wahrheit sehr tief," setzte sie hinzu. — Wem endlich noch manche Briefstellen Goethes darum minder beweisend dünken, weil man zu jener Zeit in überschwenglicheren Worten schrieb wie heute etwa, den verweise ich darauf, daß schon die Masse der angezogenen Falten und Daten eine derart simple Erklärung erstickt. Auch fand ich nie wieder bei irgend einem andern Dichter eine solche Wahrheit der Selbstbeschreibung und eine so malende Art derselben.

Digitized by Google

verletzend zu sprechen. Doch ich mußte es thun, denn ich sprach als Arzt und sprach auch als Forscher. Und diesen beiden ist nicht verstattet, die Wahrheit um eines Ideales willen zurückzustellen oder gar zu leugnen. Wäre dieses Ideal nur minder hoch und minder geliebt, der Angriff wäre nicht so wuchtig geworden!

Meine erste Besprechung mit Fürst Bismarck am 2. Januar 1873.

Aus meinen Tagebüchern.

Von

Dr. v. Schulte in Bonn.

Im Buche „Der Altkatholizismus, Geschichte seiner Entwicklung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland“ (Gießen, 1887, Verlag von Emil Roth, Seite 360 ff.) habe ich berichtet, welche Schritte ich gethan, um die Anerkennung des zu wählenden altkatholischen Bischofs herbeizuführen, und daß Fürst Bismarck mich zu persönlicher Rücksprache erwarte. Sobald ich in Berlin angekommen war, benachrichtigte ich Geh. Rat L. Bucher und erhielt die Aufforderung, mich am 2. Januar, abends neun Uhr einzufinden. Ich gebe nun die sofort nach der Audienz gemachte Aufzeichnung wörtlich, wobei ich bemerke, daß ich zufolge eines sehr guten Gedächtnisses in meinem 46. Jahre durchaus befähigt war, eine stundenlange Unterhaltung wortwörtlich sofort nach deren Schlusse aufzuschreiben. Wie genau ich diese Unterredung niedergeschrieben habe, beweisen verschiedene Wendungen, welche sich in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ finden, auf die in Anmerkungen verwiesen werden soll. Meine Aufzeichnung lautet:

Ich wurde Schlag neun Uhr abends in des Fürsten Zimmer geführt. Er lag auf einem breiten, grün überzogenen Sofa, bekleidet mit einem alten dunkeln Schlafrock, mit einer roten Decke über sich. Neben dem Sofa stand ein Tisch, darauf eine hohe Moderateurlampe, deren Schein abzuwehren er immerfort die rechte Hand über den Oberteil des Gesichtes hielt; unter dem Tische lag ein großer Hund, den er, so oft er knurrte, streichelte; vor dem Tische war angelehnt ein langer Stock, auf der Erde lag ein Meer von Zeitungen. Er drückte mir fest die Hand und hieß mich auf einem Stuhle vor dem Sofa Platz nehmen, sagte, er bekomme bisweilen in das eine Bein heftige Schmerzen infolge einer Erkältung, die er sich auf der Jagd zugezogen; zu deren Heilung habe er einen von einer deutschen Fürstin [1]) in Petersburg als der beste „Quacksalber“ em-

[1]) In den „Gedanken und Erinnerungen“ I. 234 wird die Sache auch erzählt, die Fürstin (Sophie, Großherzogin von Baden) und der Arzt Dr. Walz aus Heidelberg genannt.

Digitized by Google

pfohlenen Arzt, der nichts als eine schöne Gestalt für sich hatte, zugezogen, dieser habe ihm ein Pflaster gegeben, das die Nerven und so weiter so affizierte, daß von Zeit zu Zeit sich das Uebel einstelle. Dann gab er mir nochmals die Hand und sagte:

„Ich begrüße Sie als einen Kampfgenossen, zu dem ich so offen reden werde, als verkehrten wir schon seit zehn Jahren miteinander. Ich habe als Politiker mich früher um kirchliche Fragen nur bekümmert, wenn ein unmittelbares Bedürfnis dazu vorlag. Als das Vatikanum in Aussicht stand, habe ich mir gesagt: Wenn wir als Regierung eines evangelischen Monarchen positiv eingreifen, kann das nur geschehen, da wir keine direkten Zwangsmittel haben, durch Erklärungen über das, was wir thun würden. Solche laufen auf Drohungen hinaus, und diese hätte man als Beeinträchtigung der kirchlichen Freiheit ausgegeben. Ich habe geglaubt, die Majorität der deutschen Bischöfe werde festhalten. Mir ist in der Geschichte nur ein Beispiel bekannt, die Uebertragung der absoluten Gewalt an den König in Dänemark, daß Personen ihre ganze Existenz einem andern selbst opfern. Die Bischöfe haben unsre Zusicherungen, daß wir in jeder Weise ihnen beistehen und sie halten würden, nicht beachtet, haben sich uns nicht angeschlossen." Auf meine Mitteilung des Benehmens einzelner Bischöfe hatte er nur das eine Wort „Hundsfötte". Er fuhr fort:

„Als diese Sachlage eintrat, mußte ich mir klar werden: jetzt haben wir nicht mehr die einzelnen Bischöfe, sondern den Papst in jedem Bischofe vor uns, ich kann also nicht mehr mit dem Erzbischof von Köln unterhandeln, sondern bin mir bewußt, daß dieser lediglich der Schatten des Papstes ist. Sollte der Staat nicht zu Grunde gehen, das Deutsche Reich gekräftigt werden, so mußte ich alles thun, um die Macht dieser feindlichen Elemente zu brechen. Nun kam ich zu der Einsicht, wie man den Boden unterwühlt hatte. Der Minister v. Mühler war ein persönlich unbedeutender, schwacher Mann, ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Frau. Das Medium der Einwirkung bildeten im Bunde mit ihr die Radziwillschen Damen. Sie werden wissen, daß der Kaiser als junger Mann eine schwärmerische Neigung für die Schwester des verstorbenen Wilhelm und meines heute morgen verstorbenen Nachbars Boguslaw hatte. Er mußte von einer Heirat aus staatsrechtlichen Gründen, und weil sie Polin war, abstehen, aber die jugendliche Neigung hat bis heute nachgehalten und den beiden Brüdern eine Bedeutung geliehen, die sie sonst nicht erlangt hätten. In dem Radziwillschen Hause wurde alles gemacht. Als Anlike gestorben war, brachte man es fertig, daß Krätzig Direktor der katholischen Abteilung wurde.[1]) Auf den Kaiser wirkte die Kaiserin, die seit Jahren ihre Aufgabe darin sieht, den Ultramontanismus zu pflegen, und bei der Lebhaftigkeit und Energie ihres Geistes erfolgreich wirkte. Ich kam nun zu der Entdeckung, daß in Posen und Polnisch-

[1]) In den „Gedanken und Erinnerungen" von Otto Fürst v. Bismarck, Stuttgart 1898, Bd. II. S. 128 f., finden sich dieselben Gedanken, zum Teile dieselben Worte. Auch in späteren Gesprächen kam er darauf zurück.

Digitized by Google

Schlesien das polnische Element seit einem Decennium die kolossalsten Fortschritte gemacht hatte. Zugleich wurde ich inne, daß die Macht des Klerus eine maßlose geworden. Mir haben verschiedene streng katholische und zugleich patriotische Männer versichert, daß sie gegen ihre Ueberzeugung mitgehen müßten: wollten sie Front machen, so würden sie mit ihren Frauen und Töchtern und in dem Kreise, in dem sie sich bewegten, nicht mehr existieren können. Als ich nun einsah, daß ich mit Mühler nichts machen könne, selbst aber in der unglückseligen Stellung eines preußischen Ministerpräsidenten wohl alle Verantwortlichkeit zu tragen, aber in den einzelnen Ressorts nichts zu sagen hatte, mußte ich entweder selbst gehen oder Mühler. Die Entlassung Mühlers und die Aufhebung der katholischen und evangelischen Abteilung, sowie die Zurückführung des natürlichen Zustandes, daß der Minister Minister ist, war die nächste Folge, während bis dahin es als Skandal galt, wenn der Minister andrer Ansicht als seine katholische Abteilung war. Nun verband sich alles, was reaktionär und ultramontan ist. Ein 75jähriger Mann läßt nicht gern ab von den Gewohnheiten und ist nicht leicht zu radikalen Aenderungen zu bewegen. Bei ihm ist das vulgäre Sprichwort: ‚Es thut dem Hunde weher, den Schwanz stückweise als auf einmal abzuschneiden' nicht am Platze; ihm thut's weniger weh, ihn stückweise abzuschneiden. Wäre der Kronprinz am Ruder, so würde es leicht sein, sofort große organische Neuerungen zu machen. In der letzten Zeit hatten sich die Verhältnisse so sehr schwierig gestaltet: Ich war nicht für die einseitige Vorlage der Kreisordnung und wünschte, daß der König sofort die Herrenhausreform in der Thronrede hervorhöbe. Diese ist nun in diesem Jahre nicht mehr möglich, muß und wird aber im nächsten erfolgen. Ich habe als Ministerpräsident seit zehn Jahren nichts zu thun gehabt, als den alten Herrn durch Deduktionen, Vorstellungen mürbe zu machen. Das wird man leid; wenn man nichts zu sagen hat in den einzelnen Ressorts [1]) und nur ewig seine Pläne durchkreuzen sieht, mußte ich mir sagen: es sei besser, daß andre, die dem Kaiser auch persönlich nahe stehen und weniger Anhänglichkeit als ich haben, das undankbare Geschäft des Mürbemachens übernehmen. So habe ich ihm erklärt: ich will nicht mehr Ministerpräsident sein, und bin ein Amt losgeworden, [2]) in dem Roon bald zur Einsicht kommen wird, daß er handeln muß, wie ich wollte, wenn's gut gehen soll. Doch ich erzähle Ihnen, anstatt von Ihnen mir erzählen zu lassen."

Ich schilderte meine Auffassung der Situation, die Unterwühlung der Gesellschaft durch den Klerus am Rhein und so weiter, fragte ihn alsdann direkt über seine Ansicht betreffs unsrer Stellung, und ob die Regierung einem Bischof, den wir wählen würden, die Anerkennung geben würde. Er erwiderte: [3])

---

[1]) In den „Gedanken und Erinnerungen" II. 206 ff. ist dieser Klage Ausdruck gegeben.

[2]) In den „Gedanken und Erinnerungen" II. Seite 151 f. ist lediglich Krankheit angegeben für die Niederlegung.

[3]) Die Worte „Mein ... behalten" und aus dem folgenden Passus: „Ist die ... geben" sind in meinem Buche: „Der Altkatholizismus" und so weiter, Gießen, 1887, Verlag von Emil Roth, Seite 367, abgedruckt. Das Buch wurde ausgegeben im Oktober 1886.

Digitized by Google

„Mein Standpunkt ist ganz der Ihrige. Ich halte die Altkatholiken für die einzigen Katholiken, denen eigentlich alles gebührt. Wenn nun die Regierung diesen Standpunkt praktisch, zum Teil aus den hervorgehobenen Gründen, nicht durchgeführt und nicht gesagt hat: ‚wir sehen die Millionen nicht mehr als Katholiken an,' so hat sie ihn darum nicht aufgegeben. Ich habe bisher verhindert, daß das Geringste geschehen ist, wodurch diesem Standpunkte präjudiziert würde; man kann daher in jedem Augenblicke sich auf ihn stellen. Was meine Ansicht betrifft, so habe ich sofort, als ich Ihr Memoire gelesen, prima facie mir gesagt und bleibe dabei: wählen Sie einen Bischof, kommen Sie dann ein um die Anerkennung. Wir können diese nicht versagen, da wir zugeben müssen, daß mit dem Vatikanum alles hinfällig geworden ist, und deshalb die Formen nicht mehr passen. Als Politiker muß ich Ihnen aber raten, nicht bloß nach meiner Ansicht zu handeln, sondern ich muß versuchen, meine Kollegen dahin zu bringen. Ich werde, wenn dazu Zeit sein sollte, morgen in der Sitzung des Staatsministeriums, die ich wohl bei mir werde abhalten lassen müssen, den Gegenstand zur Sprache bringen, jedenfalls aber unausgesetzt ihn im Auge behalten. Sagen Sie Geheimrat Bucher in meinem Auftrage, er möge mich wöchentlich einmal an den Gegenstand erinnern."

---

nach buchhändlerischer Sitte steht 1887 auf dem Titelblatte. In einem eingeschriebenen Pakete sandte ich es dem Fürsten mit folgendem Briefe vom 30. November 1886: „E. D. geruhen das beigefügte Exemplar der 4. Auflage meines ‚Lehrbuchs des katholischen und evangelischen Kirchenrechts' . . . gnädigster Annahme zu würdigen. Dieselbe ergebenste Bitte wage ich bezüglich des Buchs ‚Der Altkatholizismus', dessen Zweck in dem Vorwort dargelegt worden ist. E. D. haben der altkatholischen Gestaltung Hochihren mächtigen Schutz gewährt; E. D. ist zu danken, daß die altkatholische Kirche eine rechtliche Stellung erlangte. Ich habe dies offen und freudig dargelegt in der Ueberzeugung, daß E. D. auch fernerhin dasselbe Wohlwollen, wie ich S. 663 ff. ausgesprochen habe, dem Altkatholizismus bewahren werden. Dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben, durfte ich um so aufrichtiger thun, als ich keinen Anstand zu nehmen brauchte, die staatsmännischen Beweggründe der Vorgänge seit 1876 anzuerkennen, was ich ebenfalls am Schlusse gethan habe. Geruhen" und so weiter. Ich erhielt folgendes Schreiben am 10. Dezember 1886: „Spezialbureau des Reichskanzlers (unter Adler links gedruckt). Berlin, den 7. Dezember 1886. Eurer Hochwohlgeboren beehre ich mich im Auftrage des Herrn Reichskanzlers dessen verbindlichsten Dank für die freundliche Aufmerksamkeit auszusprechen, welche Sie ihm durch Uebersendung Ihres ‚Lehrbuchs des katholischen und evangelischen Kirchenrechts' erwiesen haben.

An und so weiter v. Rheinbaben,
Landrat."

Also einfach die Uebersendung des wichtigsten Buchs ignoriert. Weshalb? Seite 489 ist ein Brief Bismarcks an mich und Seite 541 ein solcher von Bucher in seinem Auftrage an mich geschrieben abgedruckt, welche den Beweis liefern, wie dargelegt ist, daß er sich hinterher anders gestellt hat. Was er 1873 gesagt und gethan hatte, war ihm 1886 unbequem geworden. Das Benehmen ist um so eigentümlicher — das darf ich wohl sagen —, als er entweder gar nicht zu danken brauchte oder für alles Erhaltene, da zwei Zeilen mehr für den Schreiber keine Arbeit war. Dieser Brief ist der erste und einzige an mich, der nicht seine Unterschrift trägt. Hätte er gegen meine Darstellung das Geringste einwenden können, so würde er es sicher gethan haben. Das ging nicht, daher —.

Digitized by Google

Ich setzte ihm auseinander, daß und weshalb die Bischofswahl für uns Lebensfrage sei, daß ich selbst nicht für Ueberstürzung sei, glaubte mit einigen Freunden die Bewegung in der Hand zu haben, daß es zur Wahl eines Bischofs nicht kommen werde, bevor dieselbe der Regierung opportun sei und darum der Anerkennung sicher. Dann hob ich die Notwendigkeit hervor, daß Bischof und Klerus eine sichere Existenz geboten werde müsse, daß leider die Regierung zu erklären versäumt habe: sie werde Geistliche, welche sich dem Vatikanum nicht unterwerfen, halten und nicht mitwirken, sie ums Brot zu bringen, im Gegenteile, wie der Fall Tangermann zeige, Henkersdienste geleistet habe. Ich entwickelte ihm den Plan, auch ohne direkte Position im Budget uns die Möglichkeit zu bieten, im Wege einer mit Korporationsrechten zu versehenden Stiftung die Mittel für die Unterhaltung des Bischofs und die Verwaltung zu beschaffen. Darauf exponierte er folgendes:

„Ich halte den offenen Weg für den besten. Die Regierung hat zunächst nicht die Mittel, um Ihren Plan zu realisieren. Die Fonds,[1]) welche ihr zu Gebote stehen, nämlich der Welfenfonds und der hessische, werden zum größten Teile zu militärischen Zwecken, dann zu Kanalbauten und dergleichen in jenen Ländern gebraucht. Es kann auf die Dauer nicht unbekannt bleiben, was mit ihnen geschehen ist, und dies kann stündlich bewiesen werden. Ich werde seinerzeit öffentlich Rechnung legen. Der Ueberschuß ist nicht so groß, um zu Ihren Zwecken zu genügen, aber wenn er auch groß genug wäre, würde ich den offenen Weg vorziehen. Denn man setzte sich der Behauptung aus, die Regierung habe im geheimen die Mittel geboten; dies würde man nicht desavouieren können. Ist die Anerkennung gesichert, so müssen wir auch die budgetmäßigen Mittel bewilligen. Ihnen gehört ja eigentlich alles. Will die Regierung diesen Standpunkt nicht durchführen, so muß sie Ihnen das Notwendige geben. Im Abgeordnetenhause werden wir damit keiner Schwierigkeit begegnen, und das Herrenhaus wird bis dahin hoffentlich reformiert sein, hat auch nicht zu entscheiden."

Ich bemerkte, mein Plan sei der: Wir wollten eine Stiftung als juristische Person haben, für deren Fonds wir sammeln würden, die Regierung möge dazu beitragen; wenn sie aber solche Mittel nicht habe, bleibe eben nur das Budget übrig; an jene Fonds hätte ich nicht gedacht. Er sagte:

„Um so besser. Morgen ist Sitzung des Staatsministeriums. Nach der Tagesordnung" — er nahm sie in die Hand — „kommt zuerst das Gesetz über die obligatorische Zivilehe.[2]) Ich gestehe, daß ich darauf kein Gewicht lege und

[1]) Was Bismarck hier sagt, ist jedenfalls nicht für alle Zeit richtig. Daß aus diesen Fonds auch andre Ausgaben gemacht wurden, ist — es braucht nur an den Fall v. Boetticher erinnert zu werden — bekannt und auch aus „W. Busch, Bismarck, Some secret pages of his history" zu ersehen. Fürst Bismarck hat jahrelang stets eine Kabinettsordre extrahiert, welche die Vernichtung der Belege für die Ausgaben jener Fonds autorisierte. Es ist gar nicht mehr möglich, diese genau nachzuweisen, es sei denn, daß die paar Wissenden privatim jede Ausgabe aufgezeichnet hätten, was wohl nicht stattgefunden hat.

[2]) Zu den „Gedanken und Erinnerungen" II. 140 wird darauf eingegangen, um Behauptungen richtigzustellen.

Digitized by Google

aus rein praktischen Gründen nicht dafür einstehe. Mir ist's ganz recht, wenn sie kommt, ebenso, wenn man die Zivilstandsführung trennen kann. Aber ich kann mir nicht verhehlen, daß sie beim Kaiser auf große Schwierigkeiten stößt. Nicht minder in der protestantischen Bevölkerung. Dann nützt sie nicht. Merkwürdigerweise ist gerade der Finanzminister Camphausen der größte Gegner, weil, so sagt er, am Rhein sich schon gezeigt habe, daß die Macht des Klerus nur größer geworden ist."

Ich setzte auseinander, daß ich jetzt dafür sei, vor allem, weil sie die letzte Möglichkeit biete, Brautleute zu sichern, welche ihre Ueberzeugung dem ultramontanen Klerus nicht opfern wollten. Für unsre Sache habe sie weder eine prinzipielle noch wesentliche Bedeutung; bloße Palliative helfen unsrer Sache überhaupt nichts; wir brauchen keine Gesetzesparagraphen, sondern nur die Gewißheit, daß die Regierung uns in keiner Art hindernd entgegentrete, sondern uns zu stützen suche. Das erstere geschehe durch die Anerkennung des Bischofs, das Nichteintreten mit dem weltlichen Arm gegen überzeugungstreue Geistliche, das letztere durch Anerkennung unsrer bereits gebildeten und noch sich bildenden Pfarreien und die staatliche materielle Unterstützung, wie sie den Römischen zu teil werde. Unser Kampf sei ein geistiger, ich mute der Regierung nicht zu, die Millionen zu unterdrücken, sondern hoffe nur, daß man uns als vollberechtigt anerkenne und uns insbesondre nicht zwinge, den Römischen Kirchensteuern zu zahlen und die Kinder in den römischen Religionsunterricht zu schicken. Soweit dazu ein Gesetz nötig sei, werde es von unsrer Seite angeregt werden.

Der Fürst fuhr fort:

„Ganz einverstanden. Der zweite, morgen zur Verhandlung kommende Entwurf betrifft die Erziehung und Anstellung der Geistlichen. Sollte sich dem im Ministerium oder im Abgeordnetenhause eine verbreitete Ansicht entgegenstellen, daß derselbe sich verfassungsmäßig nicht durchführen lasse, so bin ich nicht der Ansicht, denselben trotzdem einzubringen. Man muß dann dem Gesetze eine andre Tournüre geben, so daß man mit der Verfassung auskommt, und zugleich eine Vorlage machen, welche auf Deklaration, beziehungsweise Abänderung der Verfassung abzielt. Ebenso verhält es sich mit dem dritten Entwurf, betreffend die Disciplin über den Klerus und den Mißbrauch der Amtsgewalt. In jedem Falle müssen wir die Vorlagen auf den Tisch des Hauses bringen, wenn sie auch in dieser Session nicht durchgehen, damit die Welt unsre Entschiedenheit sieht."

Ich gab meiner Ansicht Ausdruck, daß man mit diesen Gesetzen nicht das Ziel erreichen werde, den Ultramontanismus zu vernichten, daß es mißlich sei, diese Gesetze auch auf die evangelische Kirche anzuwenden, die nichts verbrochen habe.

Er: „Falk meint, es sei nicht möglich, für die katholische Kirche allein Gesetze zu geben; dieser Ansicht sind auch die andern Minister, und so wird es dabei bleiben müssen."

Ich fragte nun, da es längst zehn Uhr geschlagen hatte: „Also darf ich mit der entschiedenen Ueberzeugung scheiden, daß wir an Ew. Durchlaucht eine Stütze finden und Ihres Wohlwollens versichert sein können?"

Digitized by Google

Er: „Seien Sie überzeugt, daß ich aufs wärmste zu Ihnen stehe, persönlich in Sie das größte Vertrauen setze, daß ich niemals zurückweichen werde und alles thun werde, eine Sache zu fördern, von der ich fest überzeugt bin, daß sie dem Staate und der Gesellschaft nützt."

Ich: „Darf ich, so oft mir dies gut scheint, mich an E. D. wenden? Ich begehre keine Antwort, sondern möchte nur die Möglichkeit haben, E. D. in Kenntnis zu erhalten oder zu setzen von wichtigen Vorgängen. An wen soll ich Briefe schicken und versiegelt oder offen?"

Er: „Sie thun mir einen Gefallen, so oft Sie wollen, mir zu schreiben. Senden Sie alles an Geheimrat Bucher, Sie können es versiegelt schicken. Ich habe zwar vor Bucher kein Geheimnis und lasse ihn alles lesen, nehme auch seinen Bericht entgegen, aber darum brauchen Sie es nicht offen zu schicken."

Ich dankte ihm mit warmen Worten, er schüttelte mir die Hand, wünschte mir alles Gute und hoffte, mich „bei nächster Gelegenheit wiederzusehen".

Aus der Unterhaltung registriere ich noch folgende Worte. In der Mitteilung, betreffend die Sitzung des Staatsministeriums, sagte er noch: „Ich habe seit vierzehn Tagen, wo ich hier bin, alles daran gesetzt, daß vorläufig das ganze Ministerium bleibt, und deshalb noch gar keine andern Sachen betrieben. Hätte Roon abtreten müssen, so würde es geheißen haben, die Militärpartei sei unterlegen, und es trete eine Schwenkung ein. Wäre Eulenburg gegangen, so würde man die Kreisordnung als Grund angegeben haben. Jetzt kommt es darauf an, die Homogenität entweder mit dem bestehenden Ministerium herzustellen oder zu schaffen."

Ich fuhr sofort zu meinem Gasthofe zurück, schrieb die Unterhaltung auf, was bis gegen ein Uhr dauerte. Am Schlusse habe ich wörtlich geschrieben: „Nie ist mir ein hoher Herr mit größerer Offenheit und Liebenswürdigkeit entgegengetreten. Er ist die geistig bedeutendste Person, welche ich gesehen. Er hat über drei Viertelstunden gesprochen, mit einer Natürlichkeit und doch zugleich, ohne gesuchte Form, mit einer spontanen Durchdachtheit in Wort, Gedankenverbindung und Folgerichtigkeit, die erstaunt. Mir ist übrigens deutlich geworden, daß er die Situation beherrscht."

Am 15. April 1873 hatte ich eine Aufzeichnung aus der Originalniederschrift zu Bonn Friedrich Maaßen, der als Mitglied der Kommission zur Vorbereitung der Wahl eines altkatholischen Bischofs zu den von mir angesetzten Sitzungen anwesend war, vorgelesen. Dieser hatte sofort, trotz der absoluten Vertraulichkeit, dem noch dazu kranken Franz v. Florencourt die Mitteilung wiederholt, ihm auch von den sonstigen Verhandlungen mit der Regierung erzählt. Florencourt hatte alles durcheinandergeworfen und in Nr. 120 und 126 der „Kreuzzeitung" Artikel geschmiedet, welche an Niederträchtigkeit gegen die Altkatholiken, zu denen er selbst gehörte und bis zum Tode gehört hat, und mich nichts zu wünschen übrig lassen; sie erklären sich nur aus dem verbissenen Welfengemüte des Mannes — Schwagers des Ministers von Westfalen und von Karl Marx —, dem alles recht war und in seine oppositionelle Feder paßte,

Digitized by Google

was gegen Preußen ging. Ich habe durch die folgende in der Beilage zu Nr. 135 der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung" vom 13. Juni 1873 abgedruckte Entgegnung die Sache abgethan. Diese muß ich hier abdrucken lassen, um für die Zukunft den verewigten Fürsten Bismarck und mich selber gegen jede Verdächtigung zu sichern.

Sie lautet:

Entgegnung.

Die zweite Erklärung des Herrn Franz v. Florencourt in Nr. 126 der N. Pr. Z. nötigt mich zu einer Entgegnung. Daß ich diese erst jetzt veröffentliche, findet seine Erklärung darin, daß ich in der letzten Zeit von andern Arbeiten in Anspruch genommen war und zuvor mit den andern Mitgliedern der von dem Kölner Kongreß gewählten sogenannten Bischofskommission mich ins Einvernehmen setzen mußte.

Ich habe in meiner ersten Entgegnung die Behauptung des Herrn v. Florencourt, daß „man sich von seiten des (preußischen) Staatsministeriums bereit erklärt habe, einen Gehalt des von den Altkatholiken zu wählenden Bischofs im Staatsetat auszuwerfen, und daß ich als Rekompens bereitwilligst zugestanden, daß der gewählte Bischof die Verfassung beschwören werde", — als unwahr bezeichnet. Diese Erklärung halte ich einfach aufrecht. In dem von allen Mitgliedern der „Bischofskommission" gutgeheißenen Entwurf einer Synodal- und Gemeindeordnung heißt es § 24 wörtlich: „Der Bischof legt den Eid ab, die Staatsgesetze zu beobachten." Diese Bestimmung ist von der Kommission angenommen worden, ganz unabhängig von der Frage, ob der Bischof eine Staatsdotation erhalten werde oder nicht. Mehr, als in dieser Bestimmung enthalten ist, habe ich weder dem Staatsministerium noch überhaupt irgend jemand gegenüber jemals „zugestanden", und was in dieser Bestimmung enthalten ist, bin ich weder als „Rekompens" für eine Staatsdotation noch für irgend etwas andres „zuzugestehen" in der Lage gewesen.

Ich habe es nicht „als Vorsitzender der Bischofskommission für angemessen gehalten, persönlich in Berlin mit mehreren Mitgliedern des Staatsministeriums behufs der künftigen Stellung des Bischofs zum Staate zu unterhandeln", sondern bin durch einstimmigen Beschluß der Kommission autorisiert worden, „in Berlin auf den von der Kommission angenommenen Grundlagen vertraulich zu unterhandeln", um die moralische Gewißheit zu gewinnen, daß der zu wählende Bischof von der Regierung werde anerkannt werden. Der Kommission habe ich von dieser Unterhandlung nur insoweit „Bericht erstattet", als ich ihr mitgeteilt habe, ich hätte die Ueberzeugung gewonnen, daß von seiten der Regierung kein Hindernis vorliege, die Wahl eines Bischofs vorzunehmen. Daß ich der Kommission von einer in Aussicht gestellten Staatsdotation nichts gesagt habe, geht schon daraus hervor, daß die Kommission auf meine Aufforderung für die Beschaffung eines Gehalts für den Bischof durch freiwillige Beiträge Sorge getragen hat. Von einem „zu stande gebrachten Uebereinkommen" und von „den wohlwollendsten Absichten und dem großen Entgegenkommen des Staatsministeriums" konnte ich schon darum nicht reden, weil ich überhaupt mit niemand ein „Uebereinkommen" getroffen und mit dem „Staatsministerium" gar nicht unterhandelt habe. Ueber meine Besprechungen mit einzelnen hervorragenden Staatsmännern habe ich allerdings einzelnen Mitgliedern der Kommission aus besonderen Gründen und im Vertrauen auf deren Diskretion einiges mitteilen zu können geglaubt. Ich halte mich aber — obschon der Inhalt dieser Besprechungen in keiner Weise das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen braucht — weder für verpflichtet noch für berechtigt, das, was Herr v. Florencourt auf Grund der Mitteilung eines ihm befreundeten Kommissionsmitgliedes in Nr. 126 der N. Pr. Ztg. sagt, durch eine vollständigere und genauere Darstellung zu berichtigen, beziehungsweise zu ergänzen; ich beschränke mich darauf, beispielsweise die Behauptung, ich hätte vorgeschlagen, die Dotation des Bischofs „aus dem sogenannten Reptilienfonds zu entnehmen", als unwahr zu bezeichnen, da ich weder vorgeschlagen habe, sie

Digitized by Google

aus dem hannoverschen oder kurhessischen noch aus irgend einem andern Fonds zu entnehmen.

Was bezüglich des Auftrages, welchen der Kölner Kongreß der von ihm bestellten Kommission gegeben, von dieser Kommission und von deren Vorsitzendem, und nicht minder das, was von Organen der Regierung hinsichtlich der Stellung des nunmehr von uns gewählten Bischofs ausgesprochen, geschrieben und gethan worden ist, das kann alles das Tageslicht vertragen. Indem ich dieses hiermit auf mein Ehrenwort erkläre, brauche ich mich meinen Gesinnungsgenossen gegenüber nicht weiter gegen die gegen mich vorgebrachten Insinuationen zu verteidigen, und kann ich das Urteil über das Verfahren des Herrn v. Florencourt jedem unbefangenen Leser überlassen.

Bonn, den 9. Juni 1873. Dr. v. Schulte.

In meinem Buche „Der Altkatholizismus" Seite 360 ff. sind alle Aktenstücke abgedruckt, womit der Beweis für die Angaben in der Entgegnung erbracht ist.

Von Anton Rubinstein.

Von

Ilias (Ilka Horovitz-Barnay).

Vor mir liegt ein Bild Anton Rubinsteins, wohl das beste, das von ihm vorhanden ist, und ich kann den Blick nicht abwenden von dem eigenartigen, hochinteressanten Gesichte, das mit seinem nach innen gerichteten Blick und seinen charakteristischen Zügen so unendlich viel ausdrückt.

Und vor allem schätze ich dieses Bild, weil Rubinsteins Hände darauf so lebenswahr zur Ansicht gelangen, diese Titanenhände, die Wunder vollbracht, Welten von Kraft und Schönheit hervorgezaubert haben.

Ebenso wie Dante, Goethe, Bismarck und Franz Liszt zeigt Rubinsteins Persönlichkeit jene harmonische und charakteristische Uebereinstimmung des Körperlichen und Intellektuellen, die den weiten Kreis seiner Begabungen und seiner Eigenart zum besonderen Bilde schließt. Kein Mensch kann an Rubinsteins Bilde gleichgültig vorübergehen — er muß empfinden, daß in dieser Persönlichkeit ein besonderer Ausdruck liegt.

Rubinsteins größte Glanzzeit fällt noch in jene Epoche der Begeisterung, die den Künstler hoch über die gewöhnlichen Erdenmenschen stellte, aber außer seiner beglückenden Kunst wußte man nicht viel über den Künstler selbst.

Heute ist es anders geworden.

Der Künstler — darum nicht minder geschätzt — findet doch nicht mehr jene naive, kindliche Bewunderung, die zwischen ihm und dem Publikum eine breite Kluft offen ließ. Man raubt ihm heute wohl viel von seiner in Wolken

Digitized by Google

thronenden Göttlichkeit, hat aber mit dem wachsenden Menschenstudium eine lebhaftere Teilnahme für die Persönlichkeit und forscht gern nach den charakteristischen Zügen, nach den Fehlern und Vorzügen, die seine Menschlichkeit ausmachen.

Rubinstein bietet auch darin Besonderes. Auch als Mensch war er eine Eigenart, eine Vollnatur, deren ruhelos sinnender Geist, deren herrliches und naives Gemüt und deren wahrhaftes, edles Wesen ihn zur anziehendsten Persönlichkeit machten. So großartig und unfaßbar er als Künstler gewesen, so einfach war er als Mensch. Seine Seele war klar und durchsichtig wie die eines Kindes und stand der Natur so nahe wie sein Genius der göttlichen Kunst.

Der Grundzug seines Charakters war Wahrhaftigkeit, die sich in einzelnen Fällen bis zur göttlichen Grobheit steigerte. Jede Kleinlichkeit war ihm verhaßt. Ueber Scheelsucht und ungerechte Spöttereien war er erhaben. Er war ein begeisterter Anhänger der Wahrheit, aber er gebrauchte sie nicht als verletzende Waffe. Dies beweist sein Ausspruch:

„Wenn man mich um meine Meinung *fragt*, sage ich sie ganz unumwunden heraus, sie mag den Betreffenden unangenehm berühren, — *unaufgefordert* spreche ich meine Meinung nicht aus." —

Selten oder nie äußerte er sich über andre Klavierspieler abfällig oder suchte ihre Verdienste durch boshafte Bonmots zu verkleinern. Er war sich seines ganzen Wertes bewußt, aber dieses starke Künstlerbewußtsein war durchleuchtet von dem goldnen Strahle echter Bescheidenheit.

Einst war die Rede von der kolossalen Anziehung, die er auf das Publikum ausübe.

„Sehen Sie," sagte er mir, „da ist der kleine Heymann, der spielt tausendmal besser als ich — aber er hat leere Säle."

„Warum also?" fragte ich.

„Ja! das ist kaum zu erklären," antwortete Rubinstein. „Das ist Magnetismus — ein gewisser Rapport mit dem Publikum —"

Die geistige Verbindung mit dem Publikum war Rubinstein ein dringendes Bedürfnis, ohne welches ihm seine ganzen Leistungen wertlos schienen.

Wenn er — nach seiner Empfindung — nicht vermochte, seine Zuhörer zu fesseln, so empfand er darob bittere Enttäuschung, die sich oft in ironischen Bemerkungen Luft machte.

„Größenwahn," meinte er, „muß ein beseligendes Gefühl sein, denn er kennt keine Enttäuschung."

Nach einem Hofkonzerte an einem nordischen Hofe brachte ihm am nächsten Morgen ein Hofbeamter einen hohen Orden.

„Bitte, nehmen Sie das nur wieder mit," sagte er einfach. „Das ist nichts für mich. Der König kann mir das nicht mit gutem Gewissen geben, denn er hat während meines Vortrags fortwährend Karten gespielt und kann also gar nicht wissen, ob ich den Orden wirklich verdiene."

Und dabei blieb es trotz aller Proteste des verlegenen Höflings.

Digitized by Google

Ich habe nicht die Absicht, Rubinsteins Klavierspiel hier eingehend zu kritisieren. Aber wer könnte seinen Namen aussprechen oder niederschreiben, ohne jenen Rausch der Begeisterung nachzuempfinden, den dieser Einzige, Unerreichte bei allen den Glücklichen, die ihn auch nur ein einziges Mal spielen gehört, hervorgerufen hat! Er war ein Titan, ein Zauberer — der Uebermensch am Klaviere, er war derjenige, dessen Namen man in einem modernen Konzertsaale bei den hervorragendsten Leistungen nicht nennen darf, soll nicht alles grau und farblos erscheinen. Denn zwischen seinem und andrer Spiel liegt eine Welt von Größe, Kraft und von überwältigender Freude, und jeder Vergleich ist eine falsche Prämisse. Er besaß, was die neidischen Götter nur den Auserwähltesten schenken — das Wunderbare! Franz Liszt und Rubinstein hielten in ihren Händen den Klavierzauberkreis.

Deshalb konnte Liszt schon von dem fünfzehnjährigen Rubinstein sagen: „Dieser wird der Erbe meines Spiels."

Bemerkenswert ist Rubinsteins leidenschaftliche Schwärmerei für sein Instrument, das Klavier. Er nannte es den photographischen Apparat des Musikers, das Wörterbuch und musikalische Konversationslexikon des Publikums, recht eigentlich das Instrument der Musik. Daher auch seine übergroße Vorliebe für Chopin — die „Klavierseele". Unvergleichlich war Rubinstein auch als Begleiter zum Gesang. Die poetische Liedersängerin Frau Helene Magnus, mit welcher Rubinstein einige Konzerttournees machte, sagte ihm bewundernd: „Wissen Sie, Rubinstein, Sie singen, und ich begleite!" Und als ich eines Tags mein Erstaunen darüber aussprach, daß er — der Riese — sich so unterzuordnen verstünde, im Vergleiche zu andern, geringeren, aber indiskreteren Klavierspielern, antwortete er:

„Wenn ich zum Gesange begleite, hört in mir der Klavierspieler auf — bei den andern fängt er wohl erst an, und da müssen sie sich natürlich bemerkbar machen."

Rubinstein war bei all seiner Genialität ein außerordentlich fleißiger Arbeiter.

„Der Mensch muß eine Pflichterfüllung, ein ‚Muß' haben, sonst verliert er den Maßstab für den Grund seiner Existenz." Diesen Ausspruch wiederholte er mit Vorliebe. Er verlebte einen Sommer zu seiner Erholung in Marienbad. Er hatte dort eine Villa gemietet, in welcher er sich ein kleines, schmales Arbeitszimmerchen nach der Waldseite hinaus reservierte. Seine „Sommererholung" bestand darin, daß er morgens um sieben Uhr in full dress mit Stehkragen und schwarzem Anzuge am Schreibtisch saß und „Noten schrieb". Und so saß er den ganzen Tag, mit Ausnahme der Mahlzeiten, an welche er auch die bescheidensten Ansprüche machte. Der ganze Luxus seiner „Erholung" bestand darin, täglich vierzig Zigaretten zu rauchen und einige Knöpfe seiner Weste offen stehen zu lassen.

„Aber Rubinstein! wollen Sie denn nicht spazieren gehen oder fahren?"

„Wozu?" Er zeigte durch das Fenster. „Frische Luft habe ich ja!"

„Aber Sie arbeiten sich ja kaputt ..."

„Es muß doch etwas von einem dableiben," sagte er seufzend.

Digitized by Google

Darauf bezieht sich wohl auch der charakteristische Satz in seinem „Gedankenkorb“:

„Der Tod stellt sich oft beim Menschen so plötzlich und unerwartet ein, daß ich immer mit dem Gedanken mich herumtrage: ‚Im nächsten Augenblick bist du nicht mehr!‘ Daher mein vielleicht übertriebener Fleiß. Ich möchte doch auch etwas der Menschheit gesagt haben.“

Ebenso stark wie seine Leidenschaft und Ausdauer für das Notenschreiben war seine Abneigung gegen das Briefschreiben. Er schrieb lieber und leichter eine Symphonie als einen Brief, und er selbst erzählte mir, er hätte einst in Rußland in einer äußerst wichtigen Angelegenheit jemand einen sechs Seiten langen Brief geschrieben.

Ich sah ihn ungläubig an.

„Aber wissen Sie, was dann geschah?“ fuhr er lachend fort. „Als der schreckliche Brief mit großer Mühe endlich fertig geschrieben war, las ich ihn durch und — zerriß ihn und warf ihn ins Feuer. Ich aber warf mich in einen Wagen und fuhr zwei Tagereisen weit, um an Ort und Stelle mit dem Betreffenden alles mündlich abzumachen.“

Nicht bloß das Notenschreiben, auch die technischen Studien absolvierte Rubinstein mit der größten Gewissenhaftigkeit.

„Das muß sein. Denn sehen Sie,“ sagte er lächelnd, „wenn ich eine Zeitlang nicht dazu komme, ordentlich zu spielen, so merke es am ersten Tage bloß ich selbst, am zweiten Tage merkt es die Kritik, am dritten Tage merkt es das Publikum, und am vierten Tage — werde ich ausgepfiffen!“ —

Wenn Rubinstein sich in Wien aufhielt, war sein Salon im Hotel „Erzherzog Karl“ in der Kärntnerstraße natürlich das Rendezvous von Verehrern und Verehrerinnen, und eine Hochflut — beinahe eine Sündflut von hoffnungsreichen Dilettanten und Dilettantinnen ergoß sich über den gequälten Meister. Eines Mittags, als ich ihn kurz nach seiner Ankunft besuchen wollte, konnte ich in der Dunkelheit des Korridors die Zimmernummer nicht deutlich sehen. Eine Nokturne von Chopin — elend gespielt — klang mir entgegen.

„Nein! hier kann Rubinstein nicht wohnen!“ sage ich mir schaudernd. Doch im selben Augenblick öffnet sich die Thür, und ich erblicke Rubinstein mitten in einem Schwarm von Damen und Herren.

Ein blutjunges Mädchen — die Nokturnespielerin — steht soeben vom Flügel auf. Sie hat hochrote Wangen und wunderhübsche blaue Augen. Sie macht vor Rubinstein einen kleinen, verlegenen Knicks. Er aber reicht ihr die Hand und sagt freundlich:

„Adieu, ma chère, adieu!“

Als sie fort ist, sehe ich Rubinstein fragend an.

„Na! was soll ich sagen? Soll ich das arme Kind mit den schönen, furchtsamen Augen noch mehr einschüchtern? Sie wäre mir hier in Ohnmacht gefallen, wenn ich ihr gesagt hätte, wie sie Klavier spielt. Darum war es das beste — — Adieu! Adieu!“ und tragikomisch winkte er mit der Hand zur Thür hinaus.

Digitized by Google

Am selben Abend sah ich Rubinstein im kleinen, gemütlichen Kreise, bei gemeinsamen Freunden. Die Hausfrau, welche wußte, daß Rubinstein ein großer Verehrer von schönen Damen war, bat ihn, ein hübsches, junges Mädchen zu Tisch zu führen.

„Mein Fräulein, spielen Sie Klavier?" fragte sie Rubinstein, als er ihr den Arm reichte.

„Leider nein!" sagte errötend die junge Dame.

„O dann danke ich Ihnen tausendmal!" erwiderte Rubinstein hocherfreut, küßte ihre beide Hände und führte sie lachend zu Tisch.

Rubinstein äußerte sich wiederholt, er sei froh, daß seine Kinder nicht musikalisch seien; es wäre ihm schrecklich gewesen, sie üben zu hören.

Wie naiv Rubinstein sein konnte, möge folgendes kleine Erlebnis schildern. Ein junger Cellist war eben bei ihm zu Besuch, als er eine neue Violinsonate zugesendet erhielt.

„Spielen Sie Klavier?" fragte er den jungen Mann.

„Sehr wenig! Beinahe gar nicht," antwortete der.

„Na! na! es wird nicht so schlimm sein. Ich bin neugierig, wie die Sache klingt. Setzen Sie sich her und spielen Sie mal die Geigenstimme mit — es wird schon gehen!" —

Trotzdem der junge Mensch sich wehrte, nötigte ihn Rubinstein an den Flügel, und als nach wiederholten Versuchen die Sache doch schief ging, sah er seinen Partner eine kleine Weile an und sagte endlich ganz verwundert:

„Wissen Sie, lieber Freund, Sie können wirklich merkwürdig wenig Klavier spielen."

Ein interessantes Gegenstück zu dem eben Erzählten liefert eine Episode aus der Zeit, als Rubinstein noch in Wien lebte und jeden Donnerstag eine auserlesene Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden in seinem Salon empfing. Eines Abends erschien auch Franz Liszt, und nach einer kleinen Weile bat Rubinstein den Meister, mit ihm etwas auf zwei Klavieren zu spielen.

„Ich habe soeben etwas ganz Neues aus Leipzig erhalten — ein Konzert von mir," sagte Rubinstein, nahm von seinem Schreibtisch ein noch ungeöffnetes Postpaket, riß den Umschlag ab und reichte die Musikalien Liszt hin.

Dieser wollte jedoch nichts davon hören, und besonders, nachdem er das Heft flüchtig durchgeblättert hatte, sagte er abwehrend:

„Nein, nein, das ist viel zu schwer!"

Erst nach vielem Bitten und Zureden setzte sich Liszt ans erste Klavier, und während er mit den um ihn Versammelten plauderte, spielte er das schwierige Konzert mit solcher Vollendung und hinreißendem Vortrag, daß alle — auch Rubinstein — vor Entzücken und Bewunderung außer sich waren. Dieser stand vom zweiten Klavier, an welchem er begleitet hatte, auf, kam zu Liszt herüber und sagte lächelnd:

„Wissen Sie, Meister, es hätte bloß noch gefehlt, daß Sie mein Konzert auswendig vom Blatte gespielt hätten!"

Digitized by Google

Rubinstein war der begeistertste Verehrer Liszts, er bewunderte ihn als Virtuosen, und mit neidlosem Enthusiasmus sagte er von ihm, er sei „unvergleichlich in jeder Beziehung, Kulmination alles dessen, was Klavierovortrag überhaupt zu bieten vermag", aber den Kompositionen Liszts stand er zweifelnd gegenüber, und er scheute sich nicht, auszusprechen, daß er die Zukunftsmusik Wagners als Verderberin und Untergang der Kunst ansehe. Aber ebenso ablehnend verhielt er sich Brahms, seiner Richtung und seinen Anhängern gegenüber.

„Ich mag die ‚Puritaner' nicht!" sagte er und hat diese tiefgewurzelte Abneigung bewiesen, indem er niemals eine Note von Brahms spielte.

Rubinstein war der einfachste, bescheidenste Mensch, aber in seiner Seele wohnte echter Künstlerstolz. In London wurde er durch eine hohe Persönlichkeit im Namen der Königin ersucht, nach Windsor zu kommen, um dort in einem Hofkonzert mitzuwirken.

„Für die Königin allein, soviel sie will," antwortete er dem verdutzten Hofmanne, „aber sonst für niemand. Wenn die Königin mich hören will — allein — mit Vergnügen!" — —

Die herrlichste, rein menschliche Eigenschaft Rubinsteins war sein goldenes Herz, seine stets offene Hand, seine nie versiegende Teilnahme und Hilfsbereitschaft für die notleidende Menschheit.

„Geben ist mir ein größerer Genuß als Haben," sagte er, „und wenn ich letzteres doch ersehne, so ist es bloß um des Genusses willen — geben zu können!"

Hierauf bezieht sich wohl auch die Stelle des hier folgenden Briefes, die sein Verlangen, viel Geld zu verdienen, erklärt.

Peterhof, den $\frac{25. \text{ August}}{6. \text{ September}}$ 1876.

Lieber Lewy!

Vor Monat Januar werde ich wohl nicht reisen können, für Konzerte eigentlich nicht vor Februar, da ich auf die Bitte Vizentinis, den ‚Nero' nicht zuerst in Berlin zu geben, mich für Hamburg entschlossen habe, und Pollini verspricht, die Oper dort im Januar aufs beste zu geben — also von der letzten Woche Januar an stehe ich sowohl Dir wie Rosa zur Verfügung, aber nur unter der Bedingung, daß ich viel Geld verdiene, denn sonst ist mir das Konzertgeben ein Greuel — in Paris ist der ‚Nero' definitiv im Winter 1877—78 laut Vertrag! — Hier werden die Makkabäer russisch diesen Winter gegeben, auch hat Bock mit München abgeschlossen — vielleicht kommt auch Wien?! —

Er will mir die Oper auch für Rußland abkaufen, ich thue es sehr gern, wenn er alle meine Opern für dieses Land übernimmt. —

Aber was wird aus alledem, wenn Krieg ist? Ueberlege es wohl und auch Rosa, denn die Sache ist nicht ohne Bedeutung. — —

Uns geht es allen wohl, hoffentlich auch bei Dir. —

Mit besten Grüßen Dir und allen Deinigen

Dein

Ant. Rubinstein.

Digitized by Google

Nie hat sich irgend jemand, namentlich Musiker oder Künstler, vergebens an ihn gewendet; er gab mit vollen Händen, ja es ist bekannt, daß er einer Bitte so wenig widerstehen konnte, daß er Bittstellern gab, was er eben bei sich hatte, ob es nun zwanzig oder tausend Mark waren.

Man hat ausgerechnet, daß Rubinstein seit der Begründung des Konservatoriums in Petersburg durch sein Spiel nicht weniger als 300 000 Rubel für wohlthätige Zwecke aufgebracht habe, eine Leistung und Opferfreudigkeit, die wohl kaum von irgend jemand erreicht werden dürfte.

Sein Wohlthätigkeitssinn hatte keine Grenzen. Sein Sekretär Hermann Wolff legte ihm einen Brief vor: der armen E . . . . . ginge es so schlecht, ob er nicht einmal für die Familie spielen wolle?

„Nein! nein!“ sagte er leichthin, während des Pikettspielens — „spielen nicht. Schicken Sie der armen Frau dreitausend Mark — das wird sie brauchen können!“

Es ist bekannt, daß Rubinsteins ganzes Streben und brennender Ehrgeiz dahin ging, als Komponist einen dauernden Platz unter den Unsterblichen einzunehmen. Es kam so weit, daß er sein einziges, unvergleichliches Klavierspiel unterschätzte, um mehr Gewicht auf seine Kompositionsfähigkeit — die leider nicht die ungeteilte Anerkennung fand — zu legen. Wie eine Ironie klingt demnach folgende kleine Anekdote, die sich in Wien zugetragen und den Satz „du sublime au ridicule“ drastisch illustriert.

Rubinstein spielt im großen Musikvereinssaale, der bis auf das letzte Plätzchen von einem glänzenden Publikum besetzt ist, die Schlußnummer.

Das Auditorium tobt und rast vor Entzücken und verlangt immer noch neue Zugaben. Es ist im Genusse dieser vollkommenen Meisterkunst unersättlich.

Rubinstein, schon sehr erschöpft, mit schweißtriefender Stirne, tiefe Anspannung in den Zügen, verbeugt sich, und mit unendlicher Liebenswürdigkeit setzt er sich doch wieder an sein Instrument.

Neuer Jubel, neues Toben. Nun aber ist er à bout de forces, sein Hemdkragen ist so weich wie Fließpapier, seine Halsbinde ist halb gelöst und sitzt bereits hinter seinem rechten Ohre — er muß vor dem Publikum förmlich durchgehen, wenn er endlich Ruhe haben soll. Noch wird wütend applaudiert und laut nach dem herrlichen Künstler gerufen, da schleicht dieser schon, dicht in seinen Pelz gehüllt, am Arm seines Konzertarrangeurs zur Thür hinaus, um so schnell als möglich in seinen Wagen zu steigen.

Da brüllt die Stimme des Wagenanrufers laut durch die stille Nacht:

„Den Wagen für den **Klavierspieler.**“

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Revue.

Krypton, Neon und Metargon. — Coronium. — Polonium. — Aetherion. — Flüssiger Wasserstoff. — Neue Planetoiden. — Umdrehungszeit von Venus und Merkur. — Spaziergänge durch das Himmelszelt. — Himmelskunde. — Jungfrau und Berner Oberland. — Gletscher der Alpen. — Südliche Frühlingstage. — Reiseerinnerungen aus dem alten Illyrien. — Norwegische Reisebilder. — Die Bulgaren. — Deutsches Volkstum und deutsche Schule in Südtirol. — Zweige des deutschen Volkes in Mitteleuropa. — Geologie der Algäuer Alpen. — Magnetische Untersuchungen im Harze. — Agricola. — Geschichte des Eisens. — Fernthermometer. — Müllers Lehrbuch der Physik und Meteorologie. — Wiedemanns Lehre von der Elektricität. — Aufgaben über die Wärme. — Mohns Meteorologie. Fosters Physiologie. — Deutsche Schwimmvögel.

Wie lange doch hat man der festen Ueberzeugung gelebt, daß die Luft, von der wir bei jedem Atemzuge eine gehörige Menge in unsre Lungen aufnehmen, ein uns wohlbekannter Körper sei. Man wußte, woraus sie bestand, wußte, daß sie in unverändert bleibendem Verhältnis Stickstoff und Sauerstoff enthielt, denen sich in der Nähe der Erdoberfläche in wechselnden, meist ganz geringen Mengen Kohlensäure und Wasserdampf, zu Zeiten auch etwas Ammoniak zugesellten; wer konnte erwarten, daß sich in ihr eine Anzahl andrer Elemente finden würde, von denen einige die Chemiker lange gesucht hatten, von denen eines in der Sonnenatmosphäre längst erkannt war. Nun fanden Lord Raleigh und Ramsay diesen Stoff, das Helium, und außerdem einen zweiten, das Argon, in der Atmosphäre der Erde und in einigen seltenen Gesteinen. Aber damit nicht genug, die Reihe der neuen gasförmigen Elemente hat sich seitdem noch um mehrere vermehrt; wir kennen jetzt auch das Krypton, Neon, Metargon, von denen die beiden letzten im Argon gefunden worden sind.[1]) Ein weiteres solches Element haben italienische Forscher in den Exhalationen des Vesuv und der phlegräischen Felder gefunden und es Coronium genannt, weil es auch in der als Corona bei totalen Sonnenfinsternissen sichtbaren Sonnenatmosphäre vorkommt.[2]) Sie fanden auch verhältnismäßig reichen Gehalt an Argon und Helium in verschiedenen Thermen Oberitaliens. Ob das vom Ehepaar Curie aus dem Uranpecherz isolierte, Polonium genannte Element seinen Rang als solches behaupten wird, muß abgewartet werden. Jenes Erz hat die Eigenschaft, Strahlen auszusenden, die die größte Aehnlichkeit mit den Röntgenstrahlen haben. Da in diesem Erz nun verschiedene Elemente vorhanden sind, so suchten Curies nach demjenigen, zu dessen Eigenschaften das Hervorbringen dieser Strahlen gehörte, und erhielten so einen Körper, welcher vielleicht ein neues Element ist.[3])

Ueber das von dem Amerikaner Brush gefundene Aetherion,[4]) ein Körper, der die Wärme tausendmal besser wie Wasserstoffgas leiten soll, während sein spezifisches Gewicht nur ein Tausendstel von dem des Wasserstoffes ist, und das sich mithin an der Oberfläche der Erde nicht halten kann, vielleicht gar der Lichtäther ist, müssen erst weitere Mitteilungen vorliegen, ehe man sich ein Urteil darüber wird bilden können.

Gewisse Untersuchungen über die Elemente hatten es Crookes nicht unwahrscheinlich gemacht, daß der Wasserstoff dem Lichtäther nahe stände, ja man hatte den Gedanken ausgesprochen, beide zu identifizieren. Zeigte doch der Wasserstoff vielfach von denen der andern Elemente abweichende Eigenschaften und erwies sich, wenn der Ausdruck gestattet ist, als das gasförmigste aller Gase. So war es denn auch noch nicht gelungen, ihn im flüssigen

[1]) Chemiker-Zeitung 1898, Bd. 22, S. 473 und 503.

[2]) Nature 1898, Bd. 58, S. 269. Vergl. Chemiker-Zeitung 1898, Bd. 22, S. 579.

[3]) Comptes rendus 1898, Bd. 127, S. 175.

[4] Electrician 1898, Bd. 41, S. 671. Nach der Electrical Review von New York.

Digitized by Google

und festem Zustand darzustellen, eine Aufgabe, die jetzt indessen von Dewar mit Erfolg gelöst worden ist. Der flüssige Wasserstoff hat nur den vierzehnten Teil des Gewichtes des gleichen Raumteiles Wasser, die Temperatur, bis zu welcher er abgekühlt werden muß, liegt nur 50 Grad über dem absoluten Nullpunkt, über der Temperatur, unter die nicht weiter abgekühlt werden kann; läßt man ihn aber verdampfen, so kann man noch größere Kältegrade hervorbringen, Kältegrade, die nur um 20 bis 25 Grad über jener völligen Kälte liegen.[1])

Hat uns nun die Entdeckung jener neuen Elemente gezeigt, daß es durchaus nicht nötig ist, weit hinaus zu schweifen, wenn man Neues finden will, so haben neue Planetoidenentdeckungen erwiesen, daß es sich auch in der Astronomie nicht anders verhält. Wer hätte es sich träumen lassen, daß zwischen der Mars- und Erdbahn sich noch kleine planetarische Körperchen bewegten, und doch ist neuerdings ein solcher von Witt entdeckt worden.[2]) Er hat eine ungemein rasche Bewegung, und seine Bahn ist gegen die der Erde sehr stark geneigt. Die Himmelsphotographie hat die Entdeckung des merkwürdigen Körpers ermöglicht, und ihr verdankt man bereits die Entdeckung eines zweiten, zu der nämlichen Gruppe gehörigen. Da die Erdennähe des einen dieser Körperchen kleiner ist wie der kleinste Abstand des Mars von der Erde, die Erdenferne aber größer, so ist recht wohl möglich, daß ein solcher kleiner Körper in große Nähe des Mars kommen kann. Es ist mehrfach auch bereits früher die Vermutung ausgesprochen worden, daß durch solche Vorfälle Mars seine sich der sonstigen Regel entgegen bewegenden Monde erhalten haben könne.

Hier bieten sich ganz neue Aufgaben, deren Lösungen von großer Wichtigkeit werden können. Einige andre, die längst der endgültigen Entscheidung harrten, die Umdrehungszeit der Venus und des Merkur, dürften nun durch eine Arbeit von Villiger[3]) sichergestellt sein. Der Leser erinnert sich, daß Schiaparelli aus der äußerst langsamen Bewegung gewisser dunkler Stellen auf der Venus, die er für besondere Gebilde auf ihr hielt, hatte geglaubt schließen zu müssen, daß wie bei unserm Monde auch bei der Venus und dem Merkur Umlaufs- und Umdrehungszeiten einander gleich seien, beide Planeten also der Sonne stets dieselbe Seite zuwendeten. Gegen diese Folgerung hatte bereits Brenner, auf seine Beobachtungen gestützt, Einspruch erhoben, und nun hat Villiger dargethan, daß die dunkeln Stellen auf der Venus gar nicht wirklich existieren, sondern infolge der voltigen Atmosphäre der Venus nur durch Lichtreflexionen entstehen. Versuche mit einer seitlich beleuchteten Gips- und einer Gummikugel ließen auf diesen dieselben dunkeln Streifen erblicken, und so ist es unstatthaft, aus der Beobachtung dieser Flecken auf die Umdrehungszeit des Planeten zu schließen.

Die Art, wie er mit Benutzung wirklicher Flecken auf Venus und Merkur deren Umdrehungszeiten zu fast 24 und etwa 36 Stunden bestimmte, führt Brenner in einem hübsch ausgestatteten Buche vor, welches den etwas verbrauchten Titel: „Spaziergänge durch das Himmelszelt“[4]) führt. Sehr schön sind die beigegebenen Abbildungen, die vom Verfasser, der Vorstand der 1893 von Frau Minora erbauten Sternwarte in Lussinpiccolo ist, hergestellt wurden. Der Vortrag aber ist vielfach im Feuilletonstil gehalten. Wird er dadurch auch einer gewissen Klasse von Lesern zusagend sein, so wird er einer andern und vielleicht derjenigen, an der dem Verfasser am meisten liegen mußte, platt und unnötig weitläufig erscheinen. So laufen denn auch manche Uebertreibungen unter, so die, daß die Astronomie die Wissenschaft par excellence sei, weil viele andre Wissenschaften ihrer bedürfen, als ob dann nicht dies um so mehr die Mathematik und Physik sein müßten, deren wiederum die Astronomie bedarf. Indessen, über diese Kleinigkeiten wird sich der Leser gern hinwegsetzen, da sie im Vergleich zu dem vielen Neuen, was das Buch bringt, bedeutungslos sind.

[1]) Chemiker-Zeitung 1898, Bd. 22, S. 373.
[2]) Naturwissenschaftliche Rundschau 1898, 13. Jahrgang, S. 452.
[3]) Naturwissenschaftliche Rundschau 1898, 13. Jahrgang, S. 482.
[4]) Leipzig, Ed. Heinr. Mayer. 4,50 Mark.

Digitized by Google

Ist doch Brenner, im Besitz eines nicht sehr großen, aber ungemein scharf zeigenden Instrumentes in einer Gegend, die durch die Reinheit ihrer Luft ausgezeichnet ist, in der Lage gewesen, vieles zu finden oder zu verbessern, was anderswo nicht möglich war, und auf der Mitteilung dieser Beobachtungsergebnisse beruht der Hauptwert seines Buches.

Mehr im schulmäßigen Stil ist die wohl noch schöner ausgestattete Himmelskunde von Plaßmann[1]) gehalten, die ihr Verfasser selbst als Versuch einer methodischen Einführung in die Haupttehren der Astronomie bezeichnet. Sie richtet sich an einen mathematisch gebildeten Leser, da sie Rechnungen und sphärisch-trigonometrische Betrachtungen durchaus nicht vermeidet, setzt aber ihren Stoff klar auseinander und befleißigt sich großer Vollständigkeit. Die Abbildungen sind vorzüglich, wenn es auch etwas befremdet, daß eine verhältnismäßig große Zahl von Pater Secchi aufgenommener, also älterer Photographien mitgeteilt und als etwas besonders Treffliches hingestellt wird. Nicht als ob wir an der Güte dieser Abbildungen zweifeln wollten, aber es dürften doch neuere Photographien vielleicht größeres Interesse gehabt haben. Auch möchte es fraglich sein, ob im Hinblick auf die Bearbeitung von Littrows „Wunder des Himmels“ durch Weiß ein Buch wie das Plaßmannsche Bedürfnis war. Wie dem nun auch sei, als brauchbar wird sich die Himmelskunde wohl erweisen.

Wollen nun die zuletzt erwähnten Bücher den Leser in ferne Welten spazieren führen, so liegen unsrer gegenwärtigen Betrachtung doch auch eine Anzahl andrer vor, die ihm die Schönheit des uns zum Besitz gegebenen Götterschoßes der Erde vor Augen zu bringen wünschen. Ob das freilich für Wundts herrliche, von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins herausgegebene Beschreibung der Jungfrau und des Bernerlandes[2]) gilt, darüber bin ich zweifelhaft. Denn sie führt uns an der Hand eingehender Beschreibung und einzig schöner Abbildungen in Lichtdruck und Autotypie von E. Schreiber in Stuttgart in eine Welt von so grausiger Schönheit, so voller Gefahren, daß wir uns eher im Hades wie in dem Himmel nahen Regionen zu befinden glauben. In ebenso anspruchsloser wie anschaulicher Weise werden die Bergbesteigungen geschildert, die Art zu reisen aus früherer Zeit mit aufgenommen, in erschütternder Weise die Unglücksfälle beschrieben, auch das Projekt der Jungfraubahn in gebührender Weise gewürdigt; man würde sich gern noch weiter haben erzählen lassen, wenn man am Ende angekommen ist. Jetzt bietet das Besteigen früher für unerreichbar gehaltener Gipfel unter Anleitung geübter Führer entfernt nicht mehr die Schwierigkeit wie früher, und wenn wir auch gern bereit sind, unsre Bewunderung denen zu zollen, welche in unsern Tagen die steil aufsteigenden, eisbedeckten Hörner und Gipfel besiegen, mehr noch gebührt sie denen, die als erste solche Fahrten unternahmen, und in um so höherem Grade, wenn sie wie eine Anzahl Schweizer Forscher, wenn sie wie Tyndall wissenschaftliche Fragen auf solche Weise zu lösen suchen.

Lange war es unbegreiflich, wie es möglich sei, daß die aus so sprödem Eis bestehenden Gletscher sich ins Thal bewegten, wie sie jeder Krümmung ihres Bettes folgten, als bestünden sie aus einer plastischen Masse. Die aufgestellten Theorien befriedigten den englischen Forscher nicht, und so zeigte er durch genaue Untersuchung und Messung der Gletscher zu allen Jahreszeiten, auch im Winter, daß diese rätselhafte Bewegung auf einem fortwährenden Brechen und Wiederzusammenfrieren des Eises beruhe. Seine Fahrten schildert Tyndall im ersten Teile, als ob es so gar nichts wäre, und doch geht dem Leser der Atem aus bei der Schilderung der Gefahren und Mühseligkeiten; theoretische Schlußfolgerungen bilden den Inhalt des zweiten Teiles, und wenn das Buch[3]) auch bereits 1860 in englischer Sprache erschienen ist, so ist es doch durchaus gerechtfertigt, auch jetzt noch, nach fast vierzig Jahren,

[1]) Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 13 Mark.

[2]) Berlin, R. Mitscher.

[3]) Tyndall, Die Gletscher der Alpen. Deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Braunschweig. Fr. Vieweg & Sohn.

Digitized by Google

das Buch dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Ich kann diesem nur vorschlagen, es einmal darauf hin zu prüfen.

Aber auch Schilderungen von andern Gegenden liegen vor, die der Alpen dunkler Geist nicht beschworen hat, so die von Spanien und von Tanger durch G. Lindenberg.[1] Erfreulich ist die Schilderung des Landes und seiner wundervollen Städte, wenig erbaulich die der Verkehrsmittel, von besonderem Interesse gerade jetzt, nach dem für beide beteiligten Nationen so wenig ruhmvollen Kriege, die Schilderung des Volkes, das, wenn auch noch stolz, doch ganz heruntergekommen ist. Nirgends ist die Bettelei so arg wie bei den früheren Beherrschern der Welt. Mit Ausnahme von Barcelona, das in Industrie und Handel in seinen sonstigen Einrichtungen auf der Höhe der Zeit steht, läßt sich das übrige Spanien nur noch durch die auch vom Verfasser gebührend gebrandmarkten Stiergefechte aus seiner gewöhnlichen Ruhe aufrütteln.

An die Küsten von Illyrien und in das Land der Schwarzen Berge führt uns C. v. Rodt,[2] nach Norwegen Th. Kracht.[3] Beide Damen schildern anschaulich die Erlebnisse ihrer Reisen, mehr freilich darf man in ihren Büchern nicht suchen, muß auch bei der Letztgenannten sich nicht an den trivialen und abgedroschenen Redensarten und Schlagwörtern stoßen, alles tadellos finden, sich meuchlings ins Hotel schleichen, diebisch freuen und dergleichen mehr, — dafür sind ihrem Buche erträgliche Ansichten in Lichtdruck beigegeben.

Weniger für den Reisenden, mehr für den Forscher ist Strauß'[4] Schilderung der Bulgaren bestimmt. Die ethnographischen Studien erstrecken sich auf die Mitteilung der kosmogonischen Sagen, des Dämonen- und sonstigen Glaubens, auf den Schicksalsglauben, die Festgebräuche und die Volksmedizin. Das Resultat der Mitteilung der Märchen, Sagen und so weiter, die zum Teil in poetischer Form gegeben werden, ist das, daß das bulgarische Volk in seiner Urheimat in enger historischer Verbindung mit ural-altaischen Stämmen (Magyaren) gestanden hat; dies wird am Nordufer des Schwarzen Meeres der Fall gewesen sein. Die Bulgaren sind aber Slaven. Bedeutungsvoller für uns Deutsche sind die Schriften von Rohmeder,[5] Das deutsche Volkstum und die deutsche Schule in Südtirol, und von Vernaleken,[6] Die Zweige des deutschen Volkes in Mitteleuropa.

Schildert Vernaleken die Art, wie sich die germanischen Volkszweige nach der Völkerwanderung festgesetzt und ihre Herrschaft ausgebreitet oder auch verloren haben, so geht Rohmeder besonders auf die Verhältnisse in Südtirol ein, welche durchaus nicht hoffnungslos für das Deutschtum liegen. Beide Schriften haben ihren hohen Wert gerade jetzt, indem sie beweisen, daß die Deutschen nur im Rechte mit ihren Forderungen in Oesterreich sind, und daß die Annahme der Sprachenverordnungen die erste Etappe zum Zerfall des österreichischen Staates sein werde. Derartige Schriften sind gerade jetzt geeignet, das Deutschtum in seinem Kampfe zu kräftigen, indem sie es auf die rechtliche Seite der Streitigkeiten zwischen den Nationalitäten hinweisen, die ganz zu seinen Gunsten liegt: sie sind es um so mehr, wenn sie, wie das Rohmeder als Resultat wissenschaftlicher Untersuchungen thut, nachweisen, welche Mittel die Deutschen Tirols in ihrem Widerstand gegen die vordringenden Italiener unterstützen können. Sind die Klerikalen auch die bittersten Feinde des Deutschtums, so sind es die katholischen Priester durchaus nicht immer; manche werden angeführt, die, selbst Deutsche, alles zur Erhaltung deutscher Sprache und Sitte thaten. Tabellen geben eine gute Uebersicht über die Bewegung der Bevölkerung. Wir Reichsdeutschen aber können das Deutschtum Südtirols in nicht geringem Maße fördern, wenn wir als Touristen namentlich jene Gegenden aufsuchen, deren wirtschaftliche Interessen eben

[1] Südliche Frühlingstage. Breslau, S. Schottlaender.
[2] Reiseerinnerungen aus dem alten Illyrien. Bern, Buchdruckerei Berner Tagblatt. 1 Mark.
[3] Norwegische Reisebilder. Erlebtes und Erlauschtes. Berlin, Ulr. Kracht. 2,50 Mark.
[4] Wien, Karl Gräser.
[5] Graz, Hans Wagner. 1,50 Mark.
[6] Graz, Hans Wagner. 1,50 Mark.

Digitized by Google

nach Deutschland, nicht nach Italien weisen. „Das Etschthal ist mit Deutschland ein Paradies, mit Italien eine Alm."

Einer solchen patriotischen Pflicht ist ja aber so leicht zu genügen; wer macht heutzutage nicht alljährlich eine größere Reise, die ihn leicht in die Alpen und nach Tirol führen könnte! Ueberall ist dort für den Reisenden aufs beste gesorgt, und an Schriften, welche gestatten, die Reise nicht nur genuß-, sondern auch lehrreich zu gestalten, ist, wie ja auch die vorliegende Revue wieder zeigt, kein Mangel. Denjenigen, der seinen Weg durch das Algäu zu nehmen gedenkt, wollen wir in dieser Hinsicht noch besonders auf Förderreuthers[1]) Darstellung der Geologie der dortigen Alpen aufmerksam machen, die, in Dialogenform abgefaßt (wobei der bayrische Dialekt des einen der drei sich Unterhaltenden erfrischend wirkt), für jeden verständlich auseinandersetzt und durch die Darstellung des geologischen Querschnittes erläutert, wie jene Gebirgsgruppe ihre jetzige Form erhalten hat. Und auch dem, der andre Teile der Alpen besucht, wird die Schrift von größtem Nutzen sein können. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß sie das Werden des ganzen Gebirges fortwährend im Auge behält, denn die wirksamen Kräfte bethätigten sich ja nicht nur in seinen einzelnen Teilen, und wer sich gewöhnt hat, ihrer Wirkung in einem bestimmten Orte nachzugehen, wird sie bald auch an andern zu finden im stande sein.

Die Alpen sind ein junges Gebirge, dessen scharfe Kanten abzuschleifen Wasser und Eis noch nicht Zeit genug gehabt haben. Darin liegt ihr besonderer Reiz, aber auch die weniger wilde Schönheit alter Gebirge, des Schwarzwaldes oder des Harzes, hat ihre Reize. Hier hat die Forschung leichteres Spiel, aber deshalb kann sie gerade von ihnen manche wichtige Aufklärung erwarten. Das können wir an den Ergebnissen zeigen, welche Eschenhagens magnetische Untersuchungen im Harze[2]) geliefert haben. Auf das Pendel und auf die Magnetnadel können die Gebirge ablenkend wirken, auf jenes durch die Massenanziehung, auf diese durch magnetische Massen, die vielleicht erst in größerer Tiefe lagern. Bestimmt man nun zwei Linien, auf deren einer das Pendel, auf deren andrer die Magnetnadel keine Abweichung zeigt, so läßt sich aus jener die Massenverteilung, aus dieser der Sitz der magnetischen Massen im Gebirge erkennen. Aus dem Umstand, daß im Harze beide Linien parallel verlaufen, ergiebt sich ein Zusammenhang beider Störungsursachen. Zieht man auch die Ablenkung der Inklinationsnadel zu Rate, so läßt sich auch die Tiefe, in der die magnetisch wirksamen Massen lagern, bestimmen. Für den Harz hat man sie in einer Tiefe von mindestens achtzehn Kilometer unter dem kleinen Ort Rothesütte gefunden. Man wird sie für das Zentrum der Granitmassen zu halten haben, welche, nach oben tretend, in drei Gänge sich teilen.

Derartige Dinge treten freilich nicht so zu Tage, daß der das Gebirge Durchwandernde etwas davon beobachten könnte, desto mehr fallen ihm die Mineralien ins Auge, er kann nicht widerstehen, einiges mitzunehmen; aber nun gilt es, zu bestimmen, was er hat. Daß das unter Umständen recht schwer sein kann, lehrt ihn ein Blick in Fuchs' Anleitung zum Bestimmen der Mineralien.[3]) Das nützliche Buch liegt bereits, seit es 1868 erschien, in vierter Auflage vor. Nach des Verfassers frühem Tode war die dritte von Streng, ist die vierte, da auch Streng nicht mehr unter den Lebenden weilt, von Brauns bearbeitet. Lötrohrreaktionen und Untersuchung der physikalischen Eigenschaften sind die wichtigsten Hilfsmittel, oft aber muß man auch das chemische Verhalten, ja dessen Beobachtung unter dem Mikroskop zu Hilfe nehmen. Zu alledem giebt das Buch dem, der über die notwendigen Vorkenntnisse verfügt, erwünschte Anleitung.

Die Mineralogie ist durchaus noch keine alte Wissenschaft. Der erste, der mineralogische

[1]) Geologische Plauderei über die Algäuer Alpen. Vortrag. Kempten, Verlag der Sektion Algäu-Kempten des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. J. Kösel. 60 Pfennig.

[2]) Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. XI, Heft 1. Stuttgart, Engelhorn.

[3]) Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung. 5 Mark.

Digitized by Google

Bücher schrieb, war Georg Agricola aus Glauchau, der 1555 starb und neben der Mineralogie auch in seinem berühmten Buche „De re metallica“ eine eingehende Schilderung des Bergbaues seiner Zeit lieferte. Das Leben und Wirken des „Vaters der Mineralogie“ hat Hofmann beschrieben[1]) und manche Irrtümer hinsichtlich des Schicksals des Mannes, der als Rektor in Zwickau seine Laufbahn begann und sie, nachdem er in Italien Medizin studiert hatte, in Joachimsthal als Arzt beschloß, berichtigen können. Auch über zwei andre Biographien, die unsrer Zeit freilich näher stehen, die Jakob Steiners[2]) und Ludwigs v. Seydel[3]) haben wir zu berichten. Beide Gelehrte, der eine Mitglied der Berliner, der andre der Münchner Akademie der Wissenschaften, haben sich auf mathematischem Gebiete bethätigt. Sind die Arbeiten des ersteren die bedeutenderen, die neue Gebiete der Geometrie erschlossen, und ist es demnach von höchstem Interesse, deren Entstehung nachzugehen, so fesselt die Lebensschilderung des zweiten nicht weniger; namentlich wird der Leser seinen Anteil den Briefen, in denen Seydel sein Universitätsleben schildert, nicht versagen; sie führen uns in eine jetzt versunkene Welt.

Von größter Bedeutung für die Geschichte der Berg- und Hüttenkunde ist Becks Geschichte des Eisens,[4]) von welchem großen Werke die vierte Lieferung der vierten Abteilung vorliegt. Die Eisengießerei von 1831 bis 1850, das Schweißen, Frischen, Puddeln, die Eisenbahn, Maschinen- und Stahlfabrikation, dann die Geschichte der Eisenindustrie in Großbritannien, Frankreich, Belgien, wo die Schicksale Cockerills besonders interessieren, Deutschland und Preußen bilden ihren Inhalt.

Bei derartigen und vielen andern technischen Betrieben sind Temperaturbeobachtungen von großer Bedeutung und namentlich dann von großem Nutzen, wenn sie auf einige Entfernung hin angegeben werden können. Wie diese Aufgabe mit Hilfe des elektrischen Stromes vielfach gelöst ist, hat Scheel in einer Fernthermometer betitelten Schrift[5]) zusammengestellt, die die Alarmthermometer, Thermometer, welche in Sprüngen und in kontinuierlicher Folge die Temperatur melden, und solche, die sie auf größere Entfernungen auch registrieren, beschreibt. Hohe Temperaturen lassen sich mit diesen Apparaten nicht messen; sie zu bestimmen muß man schon andre Errungenschaften der Wärmelehre zu Hilfe nehmen. Aber das zu thun steht nichts im Wege. An Lehr- und Handbüchern, die dazu anleiten, ist kein Mangel. Ist doch in neunter Auflage der die Wärme behandelnde zweite Band der zweiten Abteilung des Müllerschen Lehrbuchs der Physik und Meteorologie[6]) erschienen, welches, wie der Leser weiß, nunmehr Pfaundler unter Mitwirkung von Lummer herausgiebt. Ueber ein Buch, welches längst seinen Platz sich erobert hat, haben wir hier nichts zuzufügen. Wem wäre es mit seiner schönen Ausstattung und seinen vortrefflichen Holzschnitten nicht bekannt! Dasselbe läßt sich auch von Wiedemanns Lehre von der Elektricität[7]) sagen, deren vierter Band das Werk nun vollständig macht, indem er die Induktionserscheinungen, das absolute Maßsystem und die Hypothesen über das Wesen der Elektricität bespricht. Liegt das Werk auch erst in zweiter Auflage vor, so ist es doch eine Fortsetzung der Lehre vom Galvanismus desselben Verfassers, dessen vierte Auflage es sein würde.

Sieht sich der vielleicht vor dem Examen stehende Student diese dickleibigen Bände an, so ergreift ihn bleiches Entsetzen, wenn er denkt, alles das, was sie enthalten, müsse er

---

[1]) Glauchau, Arno Peschke. 1,20 Mark.

[2]) Der Mathematiker Jakob Steiner von Utzendorf. Lebensbild von J. H. Graf. Berlin, K. J. Wyß. 1,70 Mark.

[3]) Ph. L. v. Seydel, Gedächtnisrede von F. Lindemann, München. Königl. bayr. Akademie u. Komm. des G. Franzschen Verlags (J. Roth).

[4]) Braunschweig, F. Vieweg & Sohn.

[5]) Stuttgart, C. Machold. 1 Mark.

[6]) Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 10 Mark.

[7]) Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 32 Mark.

Digitized by Google

wissen. Daran ist natürlich nicht zu denken, und zum wirklichen Studieren wird er kompendiösere Werke finden. Heute können wir ihn, wie jeden, der sich für den Gegenstand interessiert, auf die Aufgaben über die Wärme,[1] welche Maiß zusammengestellt hat, aufmerksam machen. Beigefügte Tabellen und Auflösungen machen die Sammlung recht brauchbar, die nicht nur Schülern, für die sie bestimmt ist, sondern auch angehenden Technikern und Physikern Nutzen bringen wird.

Wenn das Müllersche Lehrbuch auch die Grundlagen der Meteorologie giebt, so reichen diese für viele Zwecke doch nicht aus, und auch der Laie, welcher sich in fruchtbringender Weise mit dem Wetter beschäftigen will, bedarf eingehenderer Werke. Am ratsamsten greift er zu diesem Zwecke zu Mohns Meteorologie,[2] die seit ihrem Erscheinen nun bereits die fünfte Auflage erlebt. In kurzer, klarer Darstellung trägt das Buch die meteorologischen Lehren vor, leitet zu deren Anwendungen an. Auffallend freilich ist, daß trotz der fünf Auflagen es der Verlagshandlung noch nicht eingefallen ist, die Brauchbarkeit des Buches durch Zufügung eines alphabetischen Registers zu erhöhen. Wenn übrigens Mohn von den irisierenden oder Perlmutterwolken sagt, daß sie zuerst 1871 in Christiania beobachtet seien, so muß dem entgegengehalten werden, daß sie in Holland in großer Schönheit auch früher nicht selten gesehen, aber nicht weiter beschrieben worden sind. Sie kommen also nicht nur in Norwegen und Großbritannien vor. Auch in Deutschland sind sie durchaus nicht selten, vielmehr zeigen alle Cirruswolken in einem gewissen Abstande von der Sonne rote und grüne Streifen. Wenn diese selten beobachtet werden, liegt das nur an ihrem blendenden Glanze.

Daß die Beschaffenheit der Luft von größter Bedeutung ist für den Durchgang aller Arten von Wellen, nicht nur der Licht- und Wärmewellen, sondern auch der elektrischen Wellen, dessen erinnert sich der Leser aus der Beschreibung der Versuche, die Slaby mit der Funkentelegraphie[3] angestellt hat. Er hat sie nunmehr nochmals in Buchform erscheinen lassen und dabei namentlich auch in einem Anhang die angewendeten Apparate genau beschrieben. Er selbst konnte auf 21 Kilometer Entfernung telegraphieren, indem er einen seitlichen Draht von 300 Meter Länge ausspannte, Marconi bei Spezia mit einem solchen von 34 Meter auf 16,3 Kilometer, ein Unterschied, für welchen der atmosphärische Staub als Ursache angesehen werden muß.

Wir sind vorhin auf den Ausspruch Brenners eingegangen, der die Astronomie zur Grundlage und Vorbedingung jeder andern Wissenschaft und der Kultur machen möchte. Helmholtz sah die Physik als theoretische Grundlage aller Zweige der Naturforschung an, an diese Stelle aber möchten die Vertreter des jüngsten dieser Zweige, der Elektrochemie, ihre Wissenschaft setzen. Dies spricht auch Küster in seiner Antrittsvorlesung über die Bedeutung der physikalischen Chemie[4] für andre Wissenschaften aus, und man muß nur fragen, wie die Naturwissenschaft dann ihren stolzen Bau ausführen konnte, wenn sie ihre Grundlage noch gar nicht kannte. Es ist ja wahr, daß die physikalische Chemie neue Gebiete erschlossen hat, daß sie den analytischen Chemiker, den Physiker, den Mediziner, den Physiologen sehr fördern wird. Aber es war ihr doch auch von den andern Wissenschaften sehr vorgearbeitet, und man bedenke doch nur, wie weit sie gekommen wäre, hätte sie nicht die Physik benutzen können. Es ist nun einmal nicht anders, die Wissenschaften, und insbesondere die Naturwissenschaften, bilden eine Republik, jede hilft der andern, und jede braucht die andre, keine aber steht über den andern. Was wollten wir zum Beispiel ohne die Physiologie machen, die unser Leben und seine Grundlagen untersucht, was aber macht wiederum die Physiologie ohne Hilfe der übrigen Naturwissenschaften? So wichtig aber die Kenntnis

---

[1] Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. 2,40 Mark.
[2] Berlin, D. Reimer (Ernst Vohsen). 6 Mark.
[3] Berlin, L. Simion. 2,75 Mark.
[4] Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 60 Pfennig.

Digitized by Google

phyſiologiſcher Lehren iſt, ſo wenig verbreitet iſt ſie, und ſo iſt die Ueberſetzung des kleinen Abriſſes dieſer Wiſſenſchaft von Foſter, die Ewald beſorgt hat, und die nun in dritter Auflage vorliegt,[1]) als ein erfreulicher Zuwachs unſers Bücherſchatzes zu begrüßen. Er geht etwa ſo weit, als in unſern Gymnaſien wohl auch Phyſiologie vorgetragen wird, aber er verlangt experimentelle Grundlage, daß der Leſer ſeines Buches „ſich mit einem toten Kaninchen oder einem Schafsherzen befaſſe“. Daran aber fehlt es gewöhnlich. Wer ſo verfährt, wird, unterſtützt durch die guten Abbildungen, einen ſicheren Ueberblick über die Lebenserſcheinungen erhalten.

Es erübrigt nur noch, der hübſchen Lebensſchilderungen der deutſchen Schwimmvögel zu erwähnen, welche Flöricke aus eignen Beobachtungen geſchöpft hat.[2]) Teils in Roſitten, teils auf Reiſen gemacht, erſtrecken ſie ſich über die Schwäne, Gänſe, Enten, Säger, Pelikane, Scharben, Seeſchwalben, Sturmvögel und Taucher, und es ſind zum Teil reizende Bilder, die vorgeführt werden. Von dieſen Vögeln ſind uns viele von ihrem Zug her wohl bekannt. Hoch in den Lüften ſehen wir ſie vorbeieilen, von ihrer Lebensweiſe wiſſen wir kaum etwas. Dabei ſind ſie meiſt ſo ſcheu, daß es ſchwer iſt, ſie zu beobachten. Andrerſeits hat ihr Gebaren bereits unſer Intereſſe gewonnen, da mehrere von ihnen gezähmt ſind. An der Hand ausreichender, leider nicht farbiger Abbildungen lernen wir dieſe mit einem Hauch von Poeſie umgebenen Geſchöpfe kennen, geben ſie uns doch das Zeichen des eintretenden Winters, aber auch des zurückkehrenden Lenzes.

Litterariſche Revue.

Von

M. zur Megede.

Thomas P. Krag: „Die eherne Schlange“. — G. af Geijerſtam: „Das Haupt der Meduſa“. — Ludwig Jacobowsky: „Loki“. — O. v. Leitgeb: „Pſyche“. — Georg Ebers: „Das Wanderbuch“. — Anton v. Perfall: „Die Sonne“. — A. v. Klinckowſtröm: „Verlorene Liebesmüh'“. — Felix Stillfried: „De unverhoffte Arwſchaft“. — A. v. Gersdorff: „Von Todes Gnaden“. — E. v. Egidy: „Marie-Eliſe“. — G. v. Berlepſch: „Bergvolk“. — Amalie Baiſch: „Junge Mädchen bei Spiel und Sport“.

Wieder ſendet uns der Norden ein paar ſeltſame Bücher, geheimnisvollen Wolkengebilden vergleichbar, an denen die denkende Phantaſie des Leſers ſich verſucht, von Nebel umwogt, von hellen Blitzen durchzuckt, abſtoßend, anziehend und jedenfalls nicht alltäglich!

„Die eherne Schlange“ von Thomas P. Krag (Albert Langen, München) habe ich von Anfang bis zum Ende aufmerkſam geleſen, trotzdem kann ich nicht behaupten, daß ich ſie ganz verſtehe. Auch die „Einleitung“ hat mir nicht geholfen. Und doch ſoll ſie eine Art Kommentar geben. In der Wüſte wandert das Volk, von giftigen Schlangen bedrängt, die töten oder wenigſtens qualvollem Siechtum überliefern. Da gebietet der Herr einem

---

[1]) Phyſiologie. Deutſche Ausgabe von Ewald. 3. Auflage. Naturwiſſenſchaftliche Elementarbücher Bd. 10. Straßburg. J. Trübner. 80 Pfennig.

[2]) Naturgeſchichte der deutſchen Schwimmvögel für Landwirte, Jäger, Liebhaber und Naturfreunde. Magdeburg. Creutzſche Verlagsbuchhandlung. 4,50 Mark.

Digitized by Google

Propheten, nicht eine goldene oder silberne, sondern eine eherne Schlange unter freiem Himmel aufzurichten. Diese Schlange soll das Volk anbeten; „es wird dann eher den Biß der giftigen Schlangen überwinden, ja das ganze Leben, mit seinen Kämpfen, Verirrungen, Freuden und Schmerzen erträglicher finden können!“ „Das Leben des Volkes gleicht mehr dem Erz als dem Golde. Das Erz ist die Wahrheit, und Wahrheit ist Schönheit! Erhebt eure Augen und bewundert die reiche Schönheit des Erzes!“ Der Roman, der dieser „Vorrede“ folgt, hebt mit der Familiengeschichte, „herer von Gröben“ an und legt einen Teil der feinen und verwunderlichen Fäden bloß, aus denen die Eigenart des Helden sich zusammensetzt. Dann tritt ein Weib an die Seite dieses Einsiedlers, der mit seinem Fühlen, Denken und Wollen der banalen Wirklichkeit ewig fremd bleibt. Dies Weib, nur Fleisch, Blut, Schönheit, Jugend und sorgenlose Genußsucht, vernichtet den alternden Gatten lange, ehe sie, im Verein mit ihrem Geliebten Niels Hall, die Hand wirklich gegen sein Leben aufhebt. Das traurige Familienbild vollendet der Sohn Jonas von Gröben, den die beiden, die ihr Verhältnis vor den Leuten endlich durch eine Eheschließung legitimieren, in die weite Welt verbannen, auf ein Schiff, zu harter Arbeit und steter Gefahr, dem Willen eines Menschen unterstellt, der sich Niels Hall zu bleibendem Gehorsam verpflichtet glaubt, da dieser ihm einmal das Leben gerettet hat. Niemals stört Jonas die Kreise der Seinigen mehr, und doch scheint es auf seine Initiative zurückzuführen, daß Hall plötzlich seine Frau verläßt, aus der die Jahre ein wunderliches, ekles, altes Weib machen, das in der Erinnerung an den Leichtsinn und die schwülen Scenen seiner Jugend schwelgt, das noch immer die Freuden des Lebens genießt, und sei's auch nur in Erzählungen einer ganz gemeinen Magd gegenüber. An ihrem kaum geschlossenen Grabe spielt sich ein schrecklicher Auftritt ab. Jonas ist heimgekehrt, von keinem erkannt, ein Wahnsinniger, der sich im Lande umhertreibt, bis ihn mitleidig endlich die Mauern des Irrenhauses umfangen. „Tagaus, tagein erblickt man seinen Kopf an einem Fenster der Anstalt. Er übt eine absonderliche Wirkung aus, auf alle, die in seine abgeklärten Züge schauen. Das eigne Leid scheint vor diesem Antlitz zu Boden zu sinken, jeder Schmerz, jede Freude zu schwinden und zu vergehen. Die mit Kummer und Sorgen Beladenen spüren Erleichterung, die Jugend, die nach Reichtum und Liebe begehrt, fühlt sich von Scham beschlichen. Hie und da scheint hinter der Stirn, in den Augen dieses Mannes eine glückliche Erinnerung aufzublitzen: sie hellen sich zu einem seligen Lächeln ... doch nur einen Augenblick, dann schwindet dieser lichte Ausdruck wieder und hinterläßt eine gewaltige Ruhe, einen Reichtum der Oede, der über die irdische Welt hinauszureichen scheint!“

Ich sprach vorhin von „Roman“ und „Helden“, — das waren Ausdrücke, die nicht zutreffen. „Die eherne Schlange“ ist kein Roman, und einen Helden hat sie ebensowenig. Der Gang der Handlung fesselt nicht, die Personen lösen einander ab und gruppieren sich um keinen Mittelpunkt. Aber die lose aneinandergereihten Kapitel sind mit tiefsinnigen und geistvollen Betrachtungen durchschossen, auch nicht selten in eine packende, mystisch-poetische Stimmung getaucht. Die etwas schwere, dumpfklingende Sprache erscheint als Absicht, und über dem Ganzen liegt es wie ein Bann von Schuld, Unheil, Vergeltung und Wahnsinn, der nur einen ganz einseitigen Genuß aufkommen läßt. „Die eherne Schlange“ frappiert und interessiert zweifellos. Fesseln wird sie manchen, Freude bereiten wohl kaum jemand!

„Das Haupt der Meduſa“ von Gustaf af Geijerstam (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) gehört auch zu den Büchern, die Zumutungen an die Nerven des Lesers stellen. Der es schrieb, hat mit dem Seziermesser gearbeitet, ehe er die Feder zur Hand nahm. Kein Menschengeschick, sondern ein Seelenschicksal wird dem Auge entrollt, das sich manchmal schaudernd schließt und doch den Blick, von der Gewalt der Wahrheit und der Kunst gezwungen, immer wieder zurücklenken muß. Ein Mann, ein großer und umfassender Geist, glühend von Einbildungskraft und hinreißend in seinem Enthusiasmus, der seine Zeit ebensowenig versteht wie sie ihn, wird durch den Einfluß einer Freundschaft und die Liebe zu einer Frau bewegt, sich in die Knechtschaft der Lohnarbeit zu begeben. Und diese Lohn-

Digitized by Google

arbeit — in einer Zeitungsredaktion — löscht seine Talente aus, unterbindet seine Thatkraft, vernichtet seinen Glauben und tötet sein Glück. Er sieht das Haupt der Medusa und erstarrt zu Stein, nicht plötzlich, sondern langsam, Zoll um Zoll, Glied um Glied! „Sein Verstand verwirrt sich, seine Gefühle erfrieren zu Eis, seine Sinne verlieren die Spannkraft, die Leben heißt." „Das Haupt der Medusa" ist das Böse, welches siegt, es ist alle Hoffnung, die zermalmt wird, aller Zweifel, der recht behält, alle Schurkenstreiche, die glücken, alle Liebe, die mit Treulosigkeit gelohnt wird, alle Sünde, alles Verbrechen, alle Schmach, die frohlockt seit ewigen Zeiten. Und jede Zeit hat ihr Medusenhaupt und harrt des Perseus, der es abschlagen soll. Bis er aber kommt und das entsetzliche Haupt vom Rumpfe trennt, „winden wir uns in Qualen vor seinen starrenden Augen, die von allen Schrecken sprechen, die das Leben jenen beschert, die verurteilt sind, zu leiden. Die besten unter uns werden zu Versteinerungen, wie sie den Palast der Gorgonen umgeben, und des Befreiers harren."

Tore Gam ist kein Perseus. Er wird vom Wahnsinn erfaßt und giebt sich den Tod, indem er sich unter die Räder eines Eisenbahnzuges wirft. Doch ehe er diesen Ausweg sucht, schreibt er die Geschichte seiner Qual, der Zerstörung seines geistigen Organismus. Seine Aufzeichnungen sind für den zum Feinde gewordenen Freund bestimmt, der im Anfang ihres Verhältnisses von der machtvollen Persönlichkeit des andern unterjocht zu werden scheint und der am Ende klug, kühl, verständig, unter Geist und Willen der Zeit sich beugend, den vollständigen und entsetzlichen Sieg davonträgt. Dieser Freund ist kein Moderner aus dem Volken. Auch er denkt und grübelt, erkennt seine Fehler und Schwächen, erschrickt vor ihnen oder beleuchtet sie mit spöttischem Lächeln. Aber die Strömung, der er sich nicht widersetzt, trägt ihn zum sicheren Gestade. Er verbirgt all seine ketzerischen Gedanken „im heimlichsten Winkel seines Innern und baut weiter an dem Scheinbilde wissenschaftlichen Ruhmes, den die Mitwelt schon anzuerkennen begonnen hat!"

„Loki", der Roman eines Gottes von Ludwig Jacobowsky (J. C. C. Bruns, Minden i. W.), stammt aus keiner nordischen Feder, aber sein Hauptschauplatz ist die Götterburg „Wallhall", und Asen und Schwanenjungfrauen, Götterliebe und Götterzorn spielen ihre Rolle darin. Loki ist eben geboren. Niemand kennt seinen Vater oder seine Mutter. Nur daß sie eine Asin ist, hat Urds der Schicksalsgöttin Mund verkündet und zugleich den Befehl gegeben, daß alle Göttinnen das Kind der Reihe nach nähren, pflegen und erziehen sollen. Gegen Urds Gebot aber darf niemand sich auflehnen, und so erscheint denn täglich eine andre Asin in der kleinen Hütte, hoch oben im Norden, in der der verstoßene, kleine Göttersohn seine ersten Lebenswochen verträumt. Aber in ihren Herzen erwachen keine Muttergefühle. Sie tränken das Kind mit heißer Ebermilch und eisigem Gletscherwasser, sie schelten und quälen es und verhärten sein Herz, bis er alle haßt, wie alle ihn hassen. Auch im Spiele mit andern Asenkindern erfährt der Knabe Loki jede erdenkliche Kränkung und Zurücksetzung. Nur einer begegnet ihm stets mild und freundlich, Balder, der junge Lichtgott. Aber die Nacht haßt den Tag, und darum haßt Loki Balder und sinnt auf sein Verderben. Loki ist mächtig, er ist das Böse, vor dem Götter und Menschen sich fürchten. Hohnlachend besiegt er alle, nur einen nicht: Balder. Lang und vielgestaltig ist der Kampf, den er mit ihm führt, und endlich fällt der Lichtgott, von der Hand Lokis bezwungen. Die Edeln in dem Lande der Sonne und der Schönheit, in dem er als Herrscher thronte, werden von einem hungrigen Bauernvolke bedrängt, dem Loki sie in die Hände gegeben hat. Schon scheint ihnen der Sieg zu gehören, auf Balders Herrschersitz schleppen sie einen heulenden Hund, dem alle huldigen sollen: Männer, Weiber, Kinder! Loki triumphiert. Da tritt ein Jüngling mit einer Frau und einem Säuglinge vor: der Hund verstummt, scheu weichen die Bauern zurück; aus den Händen sinkt ihnen die Keule und aus den Herzen der Haß. Loki aber schreit auf: „Weh euch und mir! Das ist Balders Sohn, der Herr und König. Balder ist nicht tot, Balder lebt ... ewig wie ich ... stärker als ich ... Balder der Sonnensohn! ... Weh mir! ..." Loki ist eine phantastische Märchenerzählung, voll tiefen Sinnes und in

Digitized by Google

jenem gewissen, hohen Tone geschrieben, den die wenigsten Schriftsteller unsrer Tage treffen, und der deshalb vielen Hörern um so sympathischer ist.

Seelengemälde von bewundernswerter Feinheit, Schärfe und Treue enthält die Novellensammlung „Psyche" von O. v. Leitgeb (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Sie erinnern mich an die Art des bei uns viel zu wenig gelesenen und bewunderten Skandinaviers Kielland, an jene entzückenden, kleinen Novelletten, die in der „Reclamschen Zwanzig-Pfennig-Ausgabe" jedermann zur Verfügung stehen. Auch hier eigentümliche Vorwürfe, ein apparter, buntschillernder Stil und vor allem jenes Parfüm, welches aus der Frische der Natur und dem Raffinement der Salons zusammengemischt scheint und den Leser abwechselnd packt und entnüchtert, reizt und rührt! Diese Aehnlichkeit, an der nur der scharf-spöttische Zug Kiellands fehlt, wird in den Augen litterarischer Gourmands die beste Empfehlung sein, die man der „Psyche" Leitgebs mit auf den Lebenspfad geben kann.

Trauernd erblicken seine vielen Verehrer zum letzten Male wohl den Namen Georg Ebers im Neuigkeitenregister des großen Büchermarktes! Es sind Werke aus dem Nachlasse des berühmten Schriftstellers, die ihn in einem fast neuen Licht erscheinen lassen: als Dramatiker und Humorist. „Das Wanderbuch" ist eine umfangreiche dramatische Erzählung, die sich in Rom ereignet und von den verschiedenen Menschensorten, die alljährlich zur ewigen Stadt pilgern, eine recht interessante Kollektion, unter denen die Hauptfiguren als Individualitäten aufragen, vor uns Revue passieren läßt. Von den kleineren Schriften spielt „Wie ich die Frau Liebste gewann!" im alten Nürnberg, während „Das Märchen von den zwei Brüdern" und „Das Märchen vom verwunschenen Prinzen" in jene fernvergangenen Tage Aegyptens zurückführt, durch deren Neubelebung Georg Ebers einst seine größten Triumphe feierte. In „Mein Grab in Theben" kommt der Forscher, in „Wüstengrün" der muntere Plauderer zu lebendigem, eindrucksicherem Worte!

Bereits in zweiter Auflage ist der umfangreiche Roman von Anton v. Perfall „Die Sonne" erschienen (Richard Taendler, Berlin). Aber nicht als große Lebensspenderin, sondern als eine auffaugende, ausdörrende, verkümmernde und vernichtende Kraft ist das Tagesgestirn hier gedacht. Die Sonne bedeutet die Großstadt. Wer sich ihren Strahlen leichtsinnig, freventlich aussetzt, ist an Glück und Leben gefährdet. Der Amtmann Ringelmann, ein harmloser Kleinstädter, der mit seiner eiteln Frau und seiner schönen, temperamentvollen Tochter Johanna ins Sonnenreich zieht, wird von solchem Schicksal scharf bedroht. Doch zur rechten Zeit noch ergreift ihn die rettende Hand und zieht ihn in frische Luft und kühlenden Schatten zurück. Bunte Bilder des Lebens treibt die Handlung des Romanes in rascher Folge am Auge des Lesers vorüber: der Glanz vornehmer Namen und Salons, die Aufregungen des Rennplatzes und der Theaterpremiere, die Verlockung durch Geld und Ruhm, Kapitalistenreichtum, Gründerschwindel und Arbeiterelend und Haß. Ganz neu ist keines von ihnen, auch Personen und Verhältnisse haben schon manchesmal ihre Rolle gespielt und werden sie, ein wenig anders kostümiert und anders verschlungen, noch öfter wiederholen. Aber das Ganze, mit Geschick aufgebaut und mit einer gewissen Verve geschrieben, verfehlt doch seinen Eindruck nicht. Unsre schreibselige Zeit bringt eine Unmenge geringerer und leider nur wenig bessere Romane hervor als Perfalls „Sonne"!

Ebenfalls der Rubrik der wertvolleren Unterhaltungslektüre ist „Verlorene Liebesmüh'" von A. v. Klinckowström (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) einzureihen. Auch hier die Großstadt mit ihrem vergiftenden Einfluß und die aus Hofluft, Stallduften und Theaterstaub gemischte Atmosphäre der vornehmen Gesellschaft. In engem Rahmen aber doch ein schärfer herausgearbeitetes Gesamtporträt und ein mehr gelungenes Lokalkolorit. In diesem Falle Berliner Lokalkolorit!

Luftig und gesund wie der Seewind „Dörch de Straten von dat olle Rostock" weht es in dem Romane „De unverhoffte Arwschaft" von Felix Stillfried (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Er sei Verehrern der plattdeutsch redenden Muse bestens empfohlen. Erreicht er auch Fritz Reuter nicht ganz, so bleibt er doch nicht allzuweit hinter ihm zurück.

Digitized by Google

In der „unverhofften Arwischaft“ treten viel wohlgelungene Gestalten und einige ganz famoie Figuren auf, vor allen die dichtende Tante mit ihrem rührenden Poem an die armen Vöglein im Winterschnee!

„Von Todes Gnaden“ von A. v. Gersdorff (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) ist glatt und geschickt geschrieben: eine Geschichte aus dem high life der Stadt und des Landes, wo unter sicherscheinender Decke böse Mächte ihr romantisches Wesen treiben. Die fascinierende Russin Madame Wengerska bringt durch ihre Giftkügelchen den Majoratsherrn langsam aber gewiß an Gradesrand, um sich nach seinem Tode seines Privatvermögens zu eignen Zwecken zu bedienen. Aber die Liebe wacht, das Gute siegt, und das Schlimme erhält seinen Lohn, wie ja gewöhnlich auf dieser Welt der Gerechtigkeit. Madame Wengerska wird entlarvt, es bleibt ihr nichts übrig, als dem Arzte ein Gegengift für den Majoratsherrn zu verabfolgen und sich dann selbst den Tod zu geben. Der gerettete Majoratsherr aber heiratet seine reizende Auserwählte und sieht mit ihr einer langen Reihe von glücklichen Erdentagen entgegen!

Warme Worte der Empfehlung aus der Feder des Schriftstellers Wilhelm v. Polenz sind dem Roman „Marie-Elise“ von Emmy v. Egidy (Piersons Verlag, Dresden) vorgedruckt. Leider vermag ich mich seinem Urteile nicht anzuschließen. Mag die ernste Liebe, mit der hier um einen spröden Stoff gerungen worden, in der deutschen Litteratur einzig dastehen, einen Sieg über diesen Stoff hat die Verfasserin nicht davongetragen. Die Marie-Elise, deren innerer Werdegang hier vor und in der Ehe gezeichnet wird, ist ein unendlich edles, unendlich gutes Geschöpf, aber sie ist zugleich auch ein bißchen langweilig. Und bekanntlich heißt das Sprüchwort: „Tout genre est bon, hors le genre ennuyeux!“ Wer aber schreibt, muß vor allen Dingen doch aber auch erst schreiben können, das will sagen, seine schöne, reiche, biegsame Muttersprache nicht bloß als Holzpferd zu tummeln verstehen.

Durch einen warmen Herzschlag, ein sicheres Auge und eine überaus vornehme Feder nimmt Goswina v. Berlepsch das Interesse für sich gefangen. Ihre neuesten Novellen „Bergvolk“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) fügen dem wohlverdienten Ruf früherer Arbeiten neue Anerkennung hinzu. Im Bergvolk ist kein Apparat und keine Mache, aber die kleinen Geschichten wirken mächtig durch ihre Frische, ihre Natürlichkeit und ihren Wechsel heller Sonne, leiser und schwerer Schatten.

In einem hübsch gebundenen Heftchen giebt Amalie Baisch für „Junge Mädchen bei Spiel und Sport“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) beherzigenswerte Verhaltungsregeln. Sie sagt auch nicht bloß, wie man's machen soll, daß es gelingt, sondern auch wie man's hübsch und graziös machen soll. Und wer ihre Ratschläge genau befolgt, wird am Ende auch dem Schicksale ihrer kleinen Heldin anheimfallen und seine Sportübungen mit dem beschließen, was natürlich keineswegs ihr Zweck war, das heißt mit einer Verlobung.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kunstlehre.

Kunstlehre an kaufmännischen Hochschulen.

Die lang erwogene Frage, ob kaufmännische Hochschulen in Deutschland notwendig oder wünschenswert seien, ist heute dadurch der Lösung nähergerückt, daß in Leipzig und Aachen versuchsweise mit der Errichtung solcher Hochschulen der Anfang gemacht wurde.

Junge Leute, die nach Erwerbung des Reifezeugnisses einer Vollanstalt mit neunjährigem Kursus (Gymnasium ꝛc.) dem Kaufmannsstande sich widmen wollten, pflegten bis-

Digitized by Google

her ohne jede Fachvorbildung in die Praxis überzugehen oder des Dekorums halber ein paar Semester noch auf Universitäten sich aufzuhalten, ohne dort viel für ihren Beruf geeignete Vorlesungen zu finden. Um diesen Jünglingen eine höhere wissenschaftliche Ausbildung zu gewähren, sind die kaufmännischen Hochschulen gegründet. Sie wurden an bestehende Hochschulen angegliedert: in Leipzig an die Universität, in Aachen an die Technische Hochschule. Man ersparte sich damit die Errichtung eines besonderen Gebäudes und eines umfangreichen Verwaltungsapparates. Ein wesentlicher Vorteil erwuchs aber den jungen Anstalten dadurch, daß sie zum Teil die schon vorhandenen Lehrkräfte und Lehrkurse auch für ihre Angehörigen mitbenutzen konnten.

Dabei dürfte sich aber bald herausstellen, daß nur ganz wenige Kollegia unsrer Universitäten derart angelegt sind, daß sie den kaufmännischen Studierenden wirklich ohne Zeitverlust das für sie speziell Brauchbare darbieten, und man wird auf fast allen Gebieten dazu übergehen müssen, Spezialkollegia für sie einzurichten.

Die Forschung wird aus der Fülle neuer Gesichtspunkte, die für sie damit gegeben sind, nur Vorteile ziehen, neue Lehrfächer werden gegründet, neue Lehrgebiete eröffnet werden. Und wenn schon heute nach dem Urteil des Auslandes die erfreuliche Entwicklung des deutschen Exporthandels auf die bessere wissenschaftliche Vorbildung der deutschen Kaufleute, auf ihr Zusammengehen mit der gelehrten Forschung und wissenschaftlichen Technik zurückzuführen ist, so dürften die neuen Handelshochschulen auch der Praxis höchst dienlich sein.

Im nachfolgenden soll kurz dargelegt werden, welcher Art diese Wechselwirkung auf einem einzelnen Gebiete, dem der Kunstlehre, sein könnte.

Ob Kunstgeschichte überhaupt zu den Lehrfächern einer kaufmännischen Hochschule gehört, mag manchem zweifelhaft erscheinen. Aber sie gehört dazu, vorausgesetzt, daß sie in zweckentsprechender Form geboten wird.

Man hat sich in Leipzig vorläufig damit begnügt, die jungen Kaufleute einfach an den bestehenden kunstgeschichtlichen Vorlesungen teilnehmen zu lassen. Gewiß wird es für sie wie für jeden Gebildeten nur von Vorteil sein, etwa durch Hören eines Kollegs über italienische Renaissance oder antike Plastik ihre allgemeine Bildung zu erweitern.

Allein für die Praxis ist damit nur wenig gewonnen. Das Bedürfnis nach künstlerischer Gestaltung tritt ja nicht nur in der Schaffung von Bauten, Bildern und Skulpturwerken, nicht nur im sogenannten Kunstgewerbe hervor. Es durchdringt unser gesamtes wirtschaftliches Leben viel tiefer, als man gemeinhin annimmt. Wir spüren sein Wirken zum Beispiel in allen Schöpfungen der Technik, im Brückenbau, Maschinenbau und so weiter. Am einfachsten Gerät wie an der kompliziertesten Maschine wird man künstlerische Formgesetze wirksam finden. Große Dampfmaschinen unterscheiden sich oft auffällig durch größere oder geringere Schönheit des Baues. Man vergleiche nur die Lokomotiven verschiedener Bahnen, verschiedener Länder, und man wird bemerken, daß sie in ihrer scheinbar plumpen Schwerfälligkeit doch vielfach eine ganz bestimmte künstlerische Eigenart zeigen, die freilich nicht nach den Gesetzen der antiken Kunst gemessen werden kann, aber selbst dem Laien ohne weiteres deutlich ist.

Oder man stelle einige Fahrräder von gleicher Güte der Konstruktion und des Materials zusammen. Man wird finden, daß vielleicht eines vor den andern durch gefälligere Form der Lenkstange, der Verbindungsstangen, der Radgrößen ꝛc. den Vorzug verdient.

Ein mir befreundeter Techniker machte die Bemerkung, daß hier noch manche ungelöste Frage der Aesthetik zu beantworten sei. Soll zum Beispiel an dem Schwungrad einer reich ausgeführten Maschine die Ornamentierung des Rades für die Betrachtung im Zustande der Ruhe oder der Bewegung berechnet werden?

Das alles geht ja in erster Linie den Techniker, den Fabrikanten an. Allein der Kaufmann, dem der Vertrieb dieser Dinge obliegt, wird, wie das Beispiel vom Velociped zeigt, doch ganz unmittelbar auch davon berührt, wird zum mindesten davon Kenntnis und darüber ein Urteil besitzen müssen.

Digitized by Google

Es wird eben bei der heute bestehenden erbitterten Konkurrenz auf dem Weltmarkte derjenige Lieferant den meisten Erfolg haben, der bei gleicher technischer Vollkommenheit und gleichem Preise seinen Waren den Vorzug einer besseren Ausstattung, eleganterer Form, kurz künstlerische Vorzüge zu verschaffen weiß.

Der betreffende Kaufmann wird also Vorteil daraus ziehen, wenn er seinen Geschmack, sein künstlerisches Urteil gebildet hat, etwa durch Betrachten und Vergleichen von Kunstwerken, natürlich unter Anleitung und entsprechendem Hinweis. Ein Kolleg über Geschichte der wichtigsten Kunststile, unter Vorführung zahlreicher Abbildungen von Bauten, Möbeln und dergleichen mittels Skioptikon, wird am besten ihm dazu verhelfen, Betrachtung und Beurteilung einzelner Hauptwerke der Malerei und Plastik läßt sich bei Gelegenheit einreihen.

Die Kenntnis der Hauptstilrichtungen wird ja ohnehin für viele Zweige der Kaufmannschaft immer mehr zum Bedürfnis. Wer Stoffe und Möbel, Luxuswaren oder kirchliche Geräte, Tapeten, Metallwaren oder Modeartikel liefert, wird häufig der Forderung begegnen, für einen romanischen Altar, ein Zimmer im Stile Louis XVI. oder eine Dekoration französischer Frührenaissance Passendes vorzulegen.

Neben der Stilgeschichte wird auch eine Kenntnis der Kunsttechnik, der Herstellungsverfahren zu erstreben sein. Schon die Hauptmethoden der Reproduktionstechnik, des Holzschnittes, der Lithographie, der photomechanischen Verfahren müßten heute jedem geläufig sein, der über ihre Verwendung bei Drucksachen, Annoncen, Reklamen beständig Verfügungen zu treffen hat.

Aber damit berühren wir ein Thema, das mit einigen andern wohl unter dem gemeinsamen Begriffe der „angewandten Kunst im kaufmännischen Betrieb" sich zusammenfassen ließe. Die Reklame beispielsweise, einst verpönt, gilt heute als unentbehrlich, vorausgesetzt, daß sie in vornehmer, wo möglich künstlerischer Form erfolgt. Aus der vornehmen Gestaltung der Annoncen, des Vordruckes auf Geschäftsbriefen, der Plakate ꝛc. wird man in der Regel auf Bedeutung und Charakter eines Handlungshauses Schlüsse ziehen. Künstlerisch vornehme Reklame hat sich ohnedies heute als die wirkungsvollste erwiesen, sofern sie mit Geschick inszeniert wird.

Eine Geschichte des Plakates, der Annonce ꝛc., eine Darlegung, wie Satz und Druck von Inseraten, Form, Farbe und Schrift von Plakaten zu wählen sei, unter Vorführung reichlicher Belege mittels Skioptikon, darf nicht fehlen. Sponsels Plakatwerk, die Abbildungen der Zeitschrift „Propaganda" liefern ja dafür Unterlagen genug.

Ein zweites, nicht minder umfangreiches Thema wäre die künstlerische Ausgestaltung der Waren, wobei durch Heranziehung von Beispielen, wie etwa die oben angeführten Maschinen, Fahrräder und so weiter, wichtige Fragen erörtert werden könnten. Dazu käme ein Hinweis auf die Vorteile der Packung und Aufmachung, soweit sie von Geschmacksregeln bestimmt wird. Ist es doch für den Fabrikanten äußerlich unansehnlicher Dinge oft das einzige Mittel, auf dem Markte mit seinen Produkten die Aufmerksamkeit zu erregen, wenn er denselben eine künstlerisch gefällige Ausstattung geben kann. Weiterhin würde etwa die Ausstellung der Waren zu behandeln sein, zunächst das Schaufenster und seine Ausgestaltung. Auch hier haben wir, in größeren Städten wenigstens, bereits Spezialisten, die berufsmäßig Schaufensterarrangements übernehmen, und es würde sich also nicht darum handeln, die Studierenden diese Fertigkeit zu lehren, sondern ihre Augen für die Methode einer künstlerischen Verwertung dieses Lockmittels zu schärfen. Auch die Einrichtung der Verkaufsräume, des Warenlagers wäre damit in Zusammenhang zu setzen und vielleicht ein kurzer Ueberblick über die Geschichte des Kaufhauses zu geben, das vom kleinen, im Wohnhause einquartierten Kramladen der Provinzialstadt bis zu den Riesenmagazinen der modernen Großstädte eine lange und lehrreiche Geschichte durchgemacht hat. Allein die Frage der Anordnung, der Größe, der Form, Lage, Verglasung der Schaufenster würde ein wichtiges Kapitel der Besprechung ergeben.

Digitized by Google

Weiterhin käme etwa das Ausstellungswesen in Betracht: wie und wo bei Weltausstellungen, lokalen Ausstellungen und so weiter wirkungsvoll ausgestellt werden kann, wie kleinere Schauräume, Pavillons, größere Bauten zu behandeln sind. Wer hätte nicht, besonders auf den letzten deutschen Ausstellungen, die Beobachtung gemacht, daß den oft mit bedeutenden Kosten ausstellenden Großkaufleuten leider alles Verständnis dafür abging, wie überflüssig und wirkungslos sie ihr Geld ausgeben, wenn sie die Ausstattung ihrer Vitrinen und Pavillons einem beliebigen, hierfür gar nicht geschulten Zeichner ohne Rücksicht auf das, was etwaige Konkurrenten schafften, überließen. Wie häufig sah man in ein und derselben Halle etwa ein Dutzend ganz ähnlicher Pavillons, mit denselben Giebeln und Eckſäulen, fast gleichen Eckfiguren einträchtig beisammenstehen und so gegenseitig sich töten!

Dazu kämen spezielle Gebiete, die vielleicht nur einzelnen Kategorien der Studierenden unmittelbar von Vorteil sind, die aber doch auch den übrigen, wenigstens gelegentlich, von Nutzen sein könnten. Hierzu rechne ich vor allem das große Gebiet des Kunsthandels, den Export und Import alter und neuer Kunstobjekte. Wenn wir bedenken, daß seit 1868, seit welchem Jahre die japanischen Kunstwerke in Massen auf den europäischen Markt geworfen wurden, fast alles Wertvolle an französische, englische, amerikanische Sammler überging, daß Deutschland erst, als fast alles in festen Händen war, anfing zu sammeln und nun zum Teil um ganz unverhältnismäßig große Summen wieder auftauft, so sehen wir, daß, wäre früher schon ein Verständnis für die Bewegung auf dem Weltmarkt gewesen, jedenfalls Deutschland ungeheure Summen hätte sparen können. Hier hat mangelndes künstlerisches Verständnis beim Import uns geschädigt. Aehnliches finden wir auch beim Export. Deutschland liefert seit Jahrzehnten ältere kunstgewerbliche Produkte an das Ausland. Man kann nicht leicht bei einem Antiquar in Deutschland ein besseres Stück sehen, von dem man nicht zugleich hörte, daß es bereits um ansehnliche Summen in die Hände ausländischer Sammler oder Händler übergegangen sei. Sogar unter falscher Etikette gehen diese Erzeugnisse deutschen Kunstgewerbes, die das „Made in Germany“ von Rechts wegen tragen sollten. Aus der Rheinprovinz werden alljährlich Schnitzereien, Metallarbeiten und so weiter des 18. Jahrhunderts exportiert, um dann als Lütticher oder vielleicht auch als französische Arbeiten zum Teil wieder zurückzukehren. Nürnberger Metallarbeiten begegnen uns als holländische im Ausland; überall dieselbe Erscheinung, daß das Ausland mit diesen deutschen Arbeiten die zum Teil weit unter dem Werte abgegeben werden, Geschäfte macht. Vielleicht wäre es kein Schaden, bei dieser Gelegenheit auch das große Gebiet der Fälscherkünste wenigstens erläuternd zu streifen, nachzuweisen, wie Möbel, Waffen, ja wie alle künstlerischen und kunstgewerblichen Arbeiten in großem Maßstabe gefälscht werden.

Es mangelt somit nicht an Stoff für eine „Kunstgeschichte für Kaufleute“. Freilich liegt er heute noch weit zerstreut oder kaum entdeckt im Verborgenen, und in Lübkes „Leitfaden der Kunstgeschichte“ ist wenig davon zu finden. Gewiß ist das Programm auch noch lückenhaft genug, und es wird langer Erfahrung bedürfen, um es auszugestalten.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß es nicht in der Absicht des Hochschullehrers liegen kann, die oben berührten Themata erschöpfend zu behandeln. Es soll auch nicht etwa „Anleitung“ gegeben werden, ein Schaufenster zu dekorieren oder eine Ausstellungsvitrine zu entwerfen. Nur zum Nachdenken über alle diese Fragen, zur Selbständigkeit des Urteils soll Anregung gegeben werden und all diese Einzelheiten wieder unter einem gemeinsamen, höheren Gesichtspunkte zusammengefaßt werden als Beiträge zur Kulturgeschichte, zur Geschichte der Kunst im Dienste der Menschheit.

Prof. Dr. Max Schmid, Aachen.

Digitized by Google

Litterarische Berichte.

Palästina. Land und Leute. Reiseschilderungen von W. Bambus. Berlin 1898. Verlag: Sigfried Cronbach.

Zu der spezifisch katholischen Reisebeschreibung von Harrillon und der spezifisch evangelischen von Soden tritt hier eine spezifisch jüdische. Der Verfasser hat die Reise 1895 gemacht, um im Interesse der Zionsbestrebungen die bestehenden jüdischen Gemeinden im Gelobten Lande zu besuchen. Die Erzählung der Reiseerlebnisse ist flott und recht interessant; dasselbe gilt von der Beschreibung der besuchten Kolonien, doch ist der Gegenstand ohne allgemeines Interesse und die Sprache wegen der vielen gebrauchten hebräischen Ausdrücke nicht allgemein verständlich.

Die Angaben des Verfassers über die schwäbischen Templergemeinden (die einzigen, welche sich auf nichtjüdische Verhältnisse beziehen) sind im „Echo“ (7. Juli 1898 S. 1153) angegriffen worden. Auffallend ist jedenfalls auch die Behauptung, daß deutsche und russische Juden sich noch jetzt leichter in Palästina eingewöhnen und lebensfähiger sein sollen als die schwäbischen Templer.

K. F.

Ausgewählte Gedichte von Ludwig Pfau. Herausgegeben von Ernst Ziel. Mit einem Bildnis des Dichters. Stuttgart 1898. Cotta. XII und 176 Seiten. 2 Mark 50 Pf.

L. Pfaus Bedeutung liegt zwar hauptsächlich auf dem Gebiet der Kunst, doch verraten auch seine Gedichte seinen Geschmack und warme Empfindung. Darum ist diese Auswahl mit Freuden zu begrüßen, wenn auch eine biographische Einleitung dazu, die E. Ziel „aus inneren wie äußeren Gründen“ weggelassen hat, vermißt wird. Für seine Ausgabe konnte der Herausgeber das Handexemplar des Dichters mit zahlreichen Korrekturen und Emendationen benutzen. Die vorliegende Sammlung umfaßt Lieder der Liebe, des Lebens, Burschenlieder, Mädchenlieder, Volksweisen, Balladen, Zeitgedichte, Satirisches.

E. M.

Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Von Moritz Wilhelm Drobisch. Zweite Auflage. Hamburg, Leopold Voß, 1898.

Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Von Hans Cornelius. Leipzig, B. G. Teubner, 1897.

Das erste der beiden Bücher stammt aus dem Jahre 1842 und ist lange Zeit vergriffen gewesen. Der nach dem Tode des Verfassers erfolgte Neudruck muß mit Freuden begrüßt werden, denn das Werk besitzt außer seiner geschichtlichen Bedeutung auch heute noch sachlichen Wert. Dieser liegt einmal in den historisch-kritischen Rückblicken, die durch Schärfe und Weite der Auffassung gleichmäßig hervorragen, und alsdann in dem Versuch einer sauberen Trennung der beschreibenden von einer erklärenden Psychologie: die vier ersten Abschnitte enthalten eine Beschreibung der Seelenthatsachen, und erst der fünfte Abschnitt handelt über die erklärende Grundansicht vom geistigen Leben. — Ebenso wie Drobisch der Ansicht war, eine voraussetzungslose Beschreibung des Innenlebens liefern zu können, so glaubt Cornelius, er vermöge eine rein empirische Theorie der psychischen Thatsachen unter Ausschluß aller metaphysischen Voraussetzungen zu geben. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit das überhaupt möglich und in diesem Fall dem Verfasser gelungen ist. Sicher ist nur, daß für ein solches Unternehmen ein andrer Titel hätte gewählt werden müssen, um die Absicht des Ganzen sofort zu verdeutlichen. Da Cornelius eine erkenntnistheoretische Grundlegung der Psychologie anstrebt, anderseits jedoch die Psychologie als das Fundament aller Erkenntnistheorie auffaßt, so entstehen ihm Schwierigkeiten, die unsers Erachtens nicht völlig überwunden sind. Bedenklich ist ferner die Annahme, daß die ursprünglichen, schon den ersten Anfängen psychischen Lebens zu Grunde liegenden Thatsachen zugleich diejenigen seien, die den Zusammenhang unsrer Erlebnisse bedingen. Und so ließen sich noch viele unbewiesene Voraussetzungen namhaft machen. Aber alle diese Ausstellungen hindern nicht, daß das Buch als eine vortreffliche philosophische Leistung bezeichnet werden kann; namentlich die Psychologie des Erkennens ist ausgezeichnet darin abgehandelt. Wenn wir recht sehen, verfügt Cornelius nicht nur über gediegene Kenntnisse, sondern auch über eine große logische Kraft, die aus den Thatsachen das für die Logik Wesentliche herausfindet und zu einem systematischen Zusammenhang bringt. In diesen 450 Seiten steckt mehr spezifische Denkarbeit als in den meisten übrigen Lehrbüchern der Psychologie.

M. D.

Ueber Land und Meer, Folio-Ausgabe. 41. Jahrgang 1899. Preis vierteljährlich M. 3.50.

In der soeben ausgegebenen ersten Nummer des neuen Quartals finden wir den

Digitized by Google

Anfang zweier hervorragender Werke der Erzählungslitteratur: den auf der Insel Sylt sich abspielenden Roman „Sand“ von Friedrich Jacobsen und die ernstgestimmte Dorf- und Forstgeschichte „Wald“ von Wilhelm v. Polenz. Einer Ankündigung der Redaktion entnehmen wir ferner, daß die begonnene Serie illustrierter Novellen, deren erste, „Das Gänsemännlein“ von Otto v. Leitgeb, im abgelaufenen Quartal erschien, nun Fortsetzung finden wird in „Demoiselle Engel“, einer gemütvollen Alt-Bremer Geschichte von Bernhardine Schulze-Smidt, und in „Herzfeuer und Herzschnee“, einer Tiroler Humoreske von Margarete v. Oertzen, beide ausgestattet mit feingestimmten Bildern von Wilhelm Hoffmann. Romane und Novellen von Emil Behrend, Paul Heyse, Adele Hindermann, Georg Freiherrn v. Ompteda, Emil Roland und andern mehr sollen sich anschließen, und eine Reihe von Aufsätzen: „Marinebilder aus dem Bordleben S. M. Kadetten- und Schiffsjungenschulschiffe“, photographiert und erläutert von Marinepfarrer Rudolf Schneider, wird in Aussicht gestellt.

Deutsche Romanbibliothek. 27. Jahrgang 1899. Preis vierteljährlich M. 2.—

In dieser trefflichen Unterhaltungszeitschrift erscheint gegenwärtig der Roman „Aus tiefem Schacht“ von Fedor v. Zobeltitz, in dem der Verfasser scharfe Schlaglichter auf die Auswüchse industriellen Unternehmertums wirft. Daneben laufen noch „Im Wüstensand“, Bilder aus der Sahara von Heinrich Kaufung, sowie der Roman „Am Ziele“ von Alexander Römer.

Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslandes. 9. Jahrgang 1899. Preis vierteljährlich (6 Hefte) M. 3.—

Der laufende Jahrgang brachte schon eine ganze Reihe von sehr beachtenswerten Werken ausländischer Schriftsteller, großes und berechtigtes Aufsehen aber werden die demnächst zur Veröffentlichung gelangenden neuen Romane „Auferstehung“ von Leo Tolstoj und „Fruchtbarkeit“ von Emile Zola erregen, wie nicht minder eine Serie von Novellen und Erzählungen von Rudyard Kipling.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 2. Bändchen: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung von Gustav Maier. 3. Bändchen: Bau und Leben des Tieres von Dr. W. Haacke. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden à M. 1.15.

Beckmann, Josef, Was ist uns Geld? Eine Studie über die kapitalistische Wirtschaft der Gegenwart. Wien, J. Beckmann. M. 1.—

Berlepsch, G. v., Heimat. Schweizer Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Bormann, Edwin, Vivat Postkarte! 300 poetisch-humoristische Postkartengrüße. 2. Auflage. Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag.

Bühnenaussprache, Deutsche. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache vom 14.—16. April 1898. Herausgegeben von Theodor Siebs. Köln, Albert Ahn.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha v. Suttner. VII. Jahrgang, Nr. 12. Dezember 1898, und VIII. Jahrgang, Nr. 1. Januar 1899. Dresden, E. Pierson. Jährlich M. 6.—

Dove, Alfred, Ausgewählte Schriftchen, vornehmlich historischen Inhalts. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 7.—

Eckardt, Rudolf, Brauch und Sitte. Gesammelte kulturhistorische Skizzen und Miscellen. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 1.20.

Eisler, Dr. Rud., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Quellenmässig bearbeitet. Lieferung 1. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. (Vollständig in 8 Lieferungen à M. 2.—).

Ernst, Wilhelm Eberhard. Gedichte. Berlin, Gropiussche Buchhandlung.

Geisteshelden-Biographien. Band 30—31: Peter der Große. Nach neuen Urkunden von K. Waliszewski. Deutsche Ausgabe von Wilhelm Bolin. Mit Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Comp. M. 6.—

Gleichen-Aufwurm, Alexander Freiherr v., Vom Einfluß der Frauen. Erinnerungen und Hoffnungen. Vortrag. Wien, Carl Konegen. M. 1.—

Golm, Rudolf, Bäume, die in den Himmel wachsen. Dresden, E. Pierson. M. 3.—

Griechische Tragödien. Uebersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. I. Sophokles, Oedipus. II. Euripides, Hippolytos. III. Euripides, Der Mütter Bittgang. IV. Euripides, Herakles. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Halter, Eduard, Die Straßburger litterarische „Beseard“. Eine Satire. Illstadt, Selbstverlag.

Hassert, Dr. Kurt, Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Geographie und wirtschaftliche Bedeutung unsrer Schutzgebiete. Mit 8 Tafeln, 31 Abbildungen im Text und 6 Karten. Leipzig, Dr. Seele & Co. M. 4.50.

Höcker, Paul Oskar, Die Frau Rat. Roman. Leipzig, Paul List.

Digitized by Google

Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. IV. Jahrgang. 1899. Nr. 1 bis 8. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Juristen-Zeitung, Deutsche. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. III. Jahrgang, 1898. Nr. 24 u. IV. Jahrgang Nr. 1—3. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Kretzer, Max, Der Sohn der Frau. Schauspiel in 3 Aufzügen. Dresden, E. Pierson. M. 2.—

Kupelwieser, L., Die Kämpfe Oesterreichs mit den Osmanen vom Jahre 1526 bis 1537. Mit fünf Kartenskizzen und einer Beilage. Wien, Wilh. Braumüller. M. 2.50.

McCabe, Joseph, und **Georges Darien,** Can we disarm? London, William Heinemann.

Mareuse, Dr. Julian, Diätetik im Altertum. Eine historische Studie. Leipzig, Georg Thieme.

Maupassant, Guy de, Zur See. Aus dem Französischen von Else Otten. München, Albert Langen. M. 3.50.

Memoiren der Königlich preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth. Von ihr selbst geschrieben. Mit Porträt. 10. Auflage. Leipzig, H. Barsdorf.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. II. Band. Heft 1—9. Leipzig, Bibliographisches Institut. (Vollständig in 80 Lieferungen à 30 Pf.)

Mikalowitch, Nikolai, Die Gottwerdung des Menschen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Chicago, Kölling & Klappenbach. 50 Cts.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Teil II. (Deutsch-Englisch). Lieferung. 9. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Nagl, Dr. J. W., und **Jakob Zeidler,** Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Lfg. 15. 16. Wien, Carl Fromme. à M. 1.—

Offermann, Alfred Freiherr v., Die verfassungsrechtliche Vervollkommnung Oesterreichs. Wien, Wilh. Braumüller. M. 4.—

Open Court, The. A monthly magazine. Nr. 511, 512. (Vol. XII, 12 u. XIII. Nr. 1.) Dezember 1898 und Januar 1899. Chicago, The Open Court Publishing Company.

Piper, Otto, Ut 'ne lütt Stadt. 'ne plattdütsch Geschicht. Mit Biller von Georg Braumüller. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. Gebunden M. 3.—

Polenz, Wilhelm v., Andreas Bockbold. Tragödie in 4 Akten. Dresden, E. Pierson. M. 2.—

Popper, Sal., Sonderlinge. Novelletten. Dresden, E. Pierson. M. 3.—

Puttkamer, Alberta v., Aus Vergangenheiten. Ein elsässisches Balladenbuch. Mit reichem Bilderschmuck von C. Spindler. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt.

Raberti, Aubert, Immaculata. Roman aus dem römischen Leben der Gegenwart. 2 Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 8.—

Rickert, Dr. Heinrich, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr. M. 1.40.

Rommel, C. Dr. jur., Das Recht zu leben oder Der Völkerfrühling. Soziale Betrachtungen über Krieg, menschliches Elend, Duelle, Todesstrafe und Tötungen in Notwehr und Notstand. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. München, August Schupp.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 305: Aus einem Tagebuche des 16. Jahrhunderts. Von Dr. Christian Meyer. 80 Pf. Heft 306: Julius Sturm. Von Dr. Ferd. Hoffmann. 80 Pf. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Schell, Dr. Herman, Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts. 7. Auflage. Würzburg, Andreas Göbel. M. 1.20.

Schenk, Josef, Dr. phil., Schönheit und Liebe. Ein philosophischer Versuch. Meran, F. W. Ellmenreich. 80 Pf.

Schulze-Smidt, Bernhardine, Ringende Seele. Auch eine Liebesgeschichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Tews, J., Die Entwicklung des preussischen Volksschulwesens in dem Jahrzehnt 1886/96. (Sammlung pädagogischer Vorträge. XI. Band, Heft 10). Bonn, F. Soennecken. 60 Pf.

Theimer, Camilla, Die Frau der Zukunft. Wien, Verlag der „Wage". M. 2.—

Tolkmitt, G., Der Wasserweg von der Oder zur Havel. Betrachtungen über die östliche und westliche Linie. Berlin, Leonh. Simion.

Tschudi, Hugo v., Prof. Dr., Kunst und Publikum. Festrede. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 60 Pf.

Ueberall. Zeitschrift des deutschen Flottenvereins. I. Jahrgang. 1. Heft: Januar 1899. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Jährlich 12 Hefte. M. 10.—

Ughetti, J. B., Zwischen Aerzten und Klienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Deutsch von Dr. Giovanni Galli. Mit einem offenen Brief von Professor Mantegazza. Wien, Wilh. Braumüller. M. 3.—

Weyßer, K., Der Darwinismus und die moderne Malerei im Spiegel einer möglichst richtigen Betrachtung. Heidelberg, J. Hörning. M. 1.50.

Wolff, Emil, Gymn.-Dir., Grundriß der preußisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirthschaftsgeschichte vom Ende des 30jährigen Krieges bis zur Gegenwart (1640—1898). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Wolff, Eugen, Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Ein Grundriß. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 4.—

Ziegler, Dr. Theobald, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Berlin, Georg Bondi.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Neuigkeiten.

Liebe.

Novellen von **Marie zur Megede.**

Preis geh. *M.* 4.50; eleg. gebunden *M.* 5.50.

Die in diesem Bande vereinigten Novellen und kleinen Erzählungen führen uns interessante Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben unserer Zeit vor. Sie behandeln fast alle Probleme von fesselnder Eigenart, deren Lösung sich folgerichtig vollzieht. Mit geschickter Hand weiß die Verfasserin in ihren Darstellungen Licht und Schatten zu verteilen und die ernsten Züge mit heiteren abwechseln zu lassen.

Heimat.

Schweizer Novellen von **G. v. Berlepsch.**

Preis geh. *M.* 3.—; eleg. gebunden *M.* 4.—

Indem Gosbina von Berlepsch, die feinsinnige Erzählerin, uns auf den Boden ihres Heimatlandes führt, zeigt sie uns ihre eigenartige Begabung von einer zwar nicht neuen, aber immer besonders willkommenen Seite, von der eines so leichten und anmutigen Humors, wie er uns nur selten begegnet. Von den fünf Schweizer Novellen der vorliegenden Sammlung bildet jede einzelne ein kleines Meisterwerk launiger Erzählungskunst.

Ringende Seele.

Nach einer Liebesgeschichte.

Von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Preis geh. *M.* 3.—; eleg. gebunden *M.* 4.—

Im Mittelpunkt der Geschehnisse steht eine Mädchennatur, die, hoch beanlagt, aber in ihrer geistigen Erziehung vernachlässigt, im Lebenskampfe zu erliegen droht, bis der bessere Trieb in ihr erwacht und sie sich siegreich zum innern Frieden durchringt. Die Schilderung der seelischen Zustände, um die es sich dabei handelt, ist der Erzählerin mit besonderer Meisterschaft gelungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Endstation der Linie Pforzheim-Wildbad.

Wildbad Württemberg. Schwarzwald.

Warmquellen (31—37° C.) mit natürlicher, der Blutwärme des menschlichen Körpers angemessener Temperatur.

Seit Jahrhunderten bewährte Heilerfolge bei: Rheumatismus und Gicht, Nerven- u. Rückenmarksleiden, Neurasthenie, Ischias, Lähmungen aller Art, Folgen von Verletzungen, Leiden der Knochen u. Gelenke, Verdauungsstörungen, Katarrhen der Luftwege, Harnbeschwerden, Frauenkrankheiten, Erschöpfung der Kräfte etc.

Einzel- und Gesellschafts-Thermal-Bäder in comfortablen Räumen. Weitere Kurmittel sind Dampf- und Heissluftbäder, Heilgymnastik, Elektrotherapie. Massage.

Luftkurort. 430 m ü. d. M. Herrliche Tannenwälder, Waldwege u. Anlagen a. d. Enz, hervorragendes Kurorchester, Theater, Lesesäle, Jagd, Fischerei, sonst. Vergnügungen, Spiele etc.

Kurgebrauch während des ganzen Jahres.

Gute Hotels u. Privatwohnungen für alle Verhältnisse. Prospekte u. jede gewünschte Auskunft durch die K. Badverwaltung oder das Stadtschultheissenamt.

Hauptsaison vom Mai bis October.

„Die Waffen nieder!“

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Bertha von Suttner. 8. Jahrgang. M. 1,50 pro Quart., durch die Post, jede Buchhandlung u. E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart! Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: **Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!**

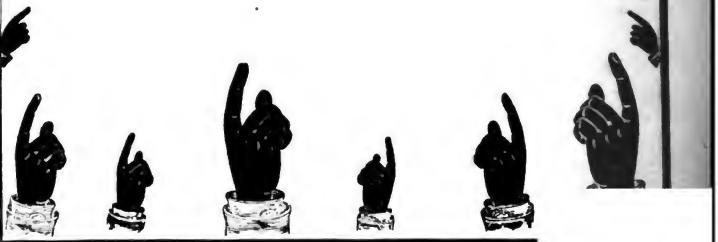
Dr. Emmerich's Heilanstalt
für **Nerven-** und **Morphium-** und dergl. **Kranke**
Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang
Baden-Baden
Nih. Im Prosp.
Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.
Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. 2 Aerzte.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“
ohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit — erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen — unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung.
sche von ¾ L. 75 Pfg in Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Garbach & Cie.

Digitized by Google

Eine Thatsache!

Die Thatsache, dass die Frucht des Cacaobaumes eine der nahrkräftigsten Früchte der Tropen und der gesammten Pflanzenwelt bedeutet, ist selbst einem grossen Teile der gebildeten Menschen zu ihrem eigenen Nachteile noch nicht genügend bekannt, denn sonst würde Cacao und Chocolat noch in weit grösserm Masse, als dies jetzt der Fall ist, als vortrefflichstes und gesundestes Nahrungsmittel allgemein benutzt. Besonders Kindern ist Cacao und Chocolat zuträglich; mit Wonne verzehren die im strengen Wachstum begriffenen Schulkinder den köstlichen Trank, der so nachhaltig sättigt, dass sie bis Mittags ohne Zwischenbrot auskommen. Eine der beliebtesten Marken ist unbestritten Suchard; Cacao und Chocolat Suchard sind weltbekannt; man findet sie in jedem bessern Detailgeschäfte.



Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in

Diesem Heft ist ein Prospekt des Buch- und Kunstverlags von Philipp beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

Vierundzwanzigster Jahrgang | Mai 1899 | Preis vierteljährlich 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAY 4 1899
CAMBRIDGE, MASS.

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
Ludwig Aegidi	Zur Friedenskonferenz	129
Lisa Weise (E. Liß-Blanc)	Salonmüde. Novelle (Schluß)	134
Friedrich v. Esmarch	Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges (Schluß)	156
M. Philippson	Der Beginn des Kulturkampfes. Aus Forckenbecks Briefen an seine Gemahlin	164
Prof. Dr. L. Büchner	Erkenntnis und Entwicklung	174
Dr. P. D. Fischer	Aus deutschen Städten	185
Wilhelm Oncken	Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1813. Urkundliche Mitteilungen (Fortsetzung)	196
Prof. Dr. L. Zehnder	Der Kampf unter den Weltkörpern	210
Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien)	Der „Verismus" in der Kunst und in der Wissenschaft	221
Dr. v. Schulte in Bonn	Erinnerungen an Graf Caprivi	229
Dr. Max Nordau	Zeitfragen. Das Frauenstudium der Heilkunde	235
Bruno Walden	Litterarische Betrachtungen	240
Berichte aus allen Wissenschaften		247
	Geschichte: F. v. Kalpius: Der Konflikt Blüchers mit dem General v. Borstell 1815.	
Litterarische Berichte		251
	Lebenserinnerungen eines Bildhauers. Von Professor Josef v. Kopf. — Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laienpredigten für das Volk der Denker. Von C. E. Rasius. — Der Uebermensch in der modernen Litteratur. Ein Kapitel zur Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Leo Berg. — Prinzipien der Litteraturwissenschaft. Von Ernst Elster. — Buddha. Legende in drei Akten von Ferdinand v. Hornstein. — Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Bibliographisches Verzeichnis und Inhaltsangabe der Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft nebst Mitteilungen über Lehrmittel. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. — The Ambassador of Christ. By James Cardinal Gibbons, archbishop of Baltimore.	
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		254

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Rotebühlstr. 121-23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde.

Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger.

Sammel-Organ für alle litterarischen Interessen.

Essais, Biographien, Kritiken aus angesehensten Federn. ◦ Litteraturbriefe aus allen Kulturländern. ◦ Gedrängte Revue der in- und ausländischen Zeitschriften. ◦ Vollständige Bibliographie. ◦ Porträts. ◦ Proben aus neu erscheinenden Werken. ◦ Nachrichten.

Unentbehrlich für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will.

Preis vierteljährlich Mark 2.—

Probenummern kostenfrei.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

„Die Waffen nieder!"

Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Bertha von Suttner. 8. Jahrgang. M. 1,50 pro Quart., durch die Post, jede Buchhandlung u. E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste Zeitschrift der Gegenwart! Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für Nerven- und Morphium- und dergl. Kranke

Nih. im Prosp.

Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

Baden-Baden

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.

Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. 2 Aerzte.

Dr. Ritscher's Heilanstalt

für Nerven-, Frauen- und chronische innere Kranke

Lauterberg (Harz).

Das ganze Jahr besucht. Prospekte.

Dr. Otto Dettmar.

Nur das denkbar Beste in Schusswaffen aller Art liefert zu concurrenzlos billigen Preisen die Waffenfabrik von H. Burgsmüller, Kreiensen i. Hr. 116. (Harz.) Ill. Catal. mit hochf. Referenzen grat. u. frc.

Psyche, Character,

die feinst. u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund einzusend. Handschriften: der Entdecker u. Meister d. wissenschaftl. Psychographologie P. P. Liebe, P. F., Augsburg f. Bitte. Beding., auch Brosch. (96 S.) kostenfr. zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. i. vielf. vorn. Ausüb. m. Praxis deplac. Nobl. obligo.

Abonnements auf die „Deutsche Revue" nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Erstere liefern auf Wunsch das Januarheft gerne zur Ansicht ins Haus.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche von ¾ L. 75 Pfg. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAY 4 1899

Zur Friedenskonferenz.

Von

Ludwig Aegidi.

I.

Ewiger Friede bleibt das Sternbild über Schlachtfeldern. — Darum haben die Kulturmächte immerfort heilige Pflichten der Völkermoral zu erfüllen, Sorge zu tragen für zwei Lebensaufgaben fortschreitenden Völkerrechts.

Die eine besteht darin, den Kreis der friedlichen Mittel mehr und mehr zu erweitern, vermöge deren einem Kriege vorzubeugen versucht wird. Versucht werden soll: Gewaltanwendung ist erst dann gerechtfertigt, wenn friedliche Mittel erschöpft sind, wenn sie sich insgesamt als unzureichend erweisen. Ausgenommen, daß Gefahr im Verzuge ist, und im Fall der Notwehr. Als am 19. Juli 1870 Bismarck dem Norddeutschen Reichstag die Kriegserklärung Frankreichs mitteilte und mit starker Betonung hervorhob, daß ihr kein Schritt der französischen Diplomatie zur Schlichtung von Differenzen mit uns voraufgegangen, daß sie das erste und einzige amtliche Aktenstück zur Sache sei, da war somit der Politik Frankreichs das Urteil gesprochen, dessen Vollstreckung das Weltgericht von Sedan und Versailles-Frankfurt verkündigte.

Der Bereich der friedlichen Mittel ist groß und in zeitgemäßer Ausdehnung begriffen. Ihren Höhepunkt bilden Austräge: sie haben die Zukunft. Die Bezeichnung ist uns fremd geworden. Dissertationen in lateinischer Sprache benannten das altdeutsche Rechtsinstitut, dessen Name keine Uebersetzung duldet, „austraegae", schufen das Eigenschaftswort „austraegalis" und bedienten sich des Ausdrucks „instantia austraegalis". Es fand Eingang in die deutsche Litteratur; der offizielle Sprachgebrauch weiß nichts von Austrägen, kennt nur die „Austrägalinstanz": so die Bundesausträgalinstanz der Staaten des vormaligen Deutschen Bundes. Darob ist der schlichte Sinn der friedlichen Beilegung von Streitigkeiten ohne Eingreifen obrigkeitlicher Autorität, gleichsam in organischem, naturgemäßem Hergang, „wie die Kuh das Kalb austrägt", in Vergessenheit geraten! Immer wieder, noch in unsern Tagen, ist über Errichtung von Austrägen verhandelt worden, doch unter fremdem Namen. In Frage stand die Errichtung „stehender Schiedsgerichte", denen für alle oder gewisse

Digitized by Google

Differenzen die vertragschließenden Staaten sich von vornherein unterwerfen sollten. Der Ausdruck ist sinnwidrig. Denn streng genommen besteht der Begriff „Schiedsgericht" im Fakultativen der Einsetzung. Aber möge von „Schiedsgerichten", die keine sind, weil zu ihrer Einsetzung vertragsmäßige Verpflichtung besteht, immerhin die Rede sein: solche „obligatorische" Schiedsgerichte sind Austräge; nur verdient der begriffswidrige Name den Vorzug vor dem unverständlich gewordenen.

So schließen denn Staaten miteinander den Vertrag oder nehmen in anderweite Vereinbarung die Bestimmung auf, gewisse Differenzen im friedlichen Wege zu begleichen, indem eintretendenfalls eine richterliche Instanz, deren Zusammensetzung und Verfahren kontraktlich zuvor bestimmt ist, nach offizieller Verhandlung mit den streitenden Regierungen die Entscheidung trifft, welcher beide Staaten sich zu unterwerfen verbunden sind. Am nächsten läge wohl die Vereinbarung über ein solches Verbindungsgericht kriegführenden Mächten, welche Frieden schließen, für den Fall von Differenzen in betreff dessen, was der Friedensvertrag festgesetzt hat. Aber auch sonst könnten Alliierte miteinander übereinkommen, etwaige Zwistigkeiten — wo nicht jede künftige Differenz — durch eine zuvor nach Form und Verfahren bestimmte Instanz schlichten zu lassen. Warum nicht, was übrigens vielleicht schon der Fall ist, die Mächte des Dreibunds? Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts haben die Hansestädte Lübeck und Hamburg sich vertragsmäßig gebunden, ihre Streitigkeiten nicht auszufechten, sondern jedesmal zwölf angesehene Männer von Hamburg, zwölf von Lübeck einsetzen zu lassen, welche gemeinsam einen Obmann wählen, diesen fünfundzwanzig Richtern ad hoc die definitive Entscheidung der Differenzen zu übertragen und derselben sich zu fügen. Warum nicht in analoger Vereinbarung einzelne Staaten der Gegenwart wenigstens für gewisse Fälle, zum Beispiel für den Inhalt beziehungsweise bei dem Abschluß von Handelsverträgen? Nur, wessen Phantasie wäre so kühn, sich auszudenken, daß unsre heutigen Kulturmächte insgesamt sich so die Hände binden wollten wie jene beiden erlauchten Hansestädte anno Domini 1210?!

Das würde freilich die Morgenröte ewigen Friedens sein: nur immer nicht sein Sonnenaufgang. —

Wovon hier bisher die Rede war, die Vorsorge der Staaten für Ausdehnung des Bereichs der „friedlichen Mittel" zur Verhütung von Kriegen als die erste der Lebensaufgaben fortschreitenden Völkerrechts, wird die bevorstehende Friedenskonferenz nicht übersehen; ob ihre Beratungen und gar ihre Beschlüsse sich auf die Höhe der „friedlichen Mittel", bis zur Frage dessen, was wir im Deutschen einst „Austräge" nannten, emporzuschwingen vermögen, das weiß Gott.

II.

Die zweite Hauptaufgabe fortschreitenden Völkerrechts, deren Lösung für die Kulturstaaten eine heilige Pflicht der Völkermoral ist, betrifft die stetige Revision und, erforderlichenfalls, die Reform des Kriegsrechts.

Digitized by Google

Nicht darf vergessen werden, daß der Krieg die berechtigte Eigenmacht von Staaten, da sie keinen Richter über sich haben, mit allgemeiner Gewaltanwendung zur Durchsetzung ihrer vermeintlichen oder vorgeblichen Rechtsansprüche ist. Zwei große Gelehrte sind es gewesen, welche die letzten grausamen Konsequenzen gezogen und behauptet haben, daß für die Kriegführung alles erlaubt sei, was den verfolgten Zwecken diene — auch Meuchelmord, Meineid und Treubruch, Giftstoffe und Kontagionen —: ein Niederländer und ein Deutscher, der klassische Jurist Cornelius van Bynkershoek und der Hallenser Wolf. Aber kein dritter: der Schweizer Emmerich v. Vatel, der sonst in verba magistri Wolf schwört, wendet sich hierin von seinem Meister mit Entschlossenheit ab und unterscheidet, wie alle übrigen, zwischen erlaubten und unerlaubten Mitteln der Kriegführung. Dem entsprach schon die Praxis des vorchristlichen Altertums, ja der Kriege des Islam. Der Gebrauch unerlaubter Mittel rechtfertigt Wiedervergeltung, aber bei einer feststehenden Reihe sogenannter absolut unerlaubter Mittel ist Repressalie ausgeschlossen und völkerrechtswidrig. Heerführer, obere und untere, welche gegen Kriegsbrauch gefrevelt, werden von dem Feinde, wenn sie in dessen Gewalt geraten, als Verbrecher vor Gericht gestellt und nach den Gesetzen des ihnen fremden Staates bestraft. So bilden, allseitig anerkannt, Kriegsmanier und Kriegsraison bestimmte Schranken. An ihrer Stärkung und Erweiterung arbeitet die Uebung von Jahrhunderten. Zur Humanisierung des Krieges gereichten nacheinander: die Bildung stehender Heere statt zusammengelaufener Heerhaufen, ihre Disciplinierung zu Schulen des Gehorsams, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wobei die Kameradschaft der gebildeten Klassen veredelnd und das Ehrgefühl weckend die roheren Elemente machtvoll beeinflußt, die Organisation sorgsamer Verpflegung der Krieger in feindlichem Lande, neuerdings die Genfer Konvention mit ihren Wohlthaten, endlich die moderne Strategie, die nicht auf Massentötung, sondern auf Wehrlosmachung hinzielt, und die eine rasche Entscheidung des Feldzugs herbeizuführen bestrebt ist. Die stete Revision des Kriegsrechts hat zum Gesichtspunkt seine Vermenschlichung. Hier dürfte die Friedenskonferenz bei aller Bescheidung ihr eigentliches Gebietsfeld finden. Dahin gehörte die Petersburger Verabredung gegen Sprenggeschosse 1868, die unserm Moltke als zu weitgehend erschien. Dahin gehören nun auch die bemerkenswerten Esmarchschen Ratschläge. — Wenn gemeinhin Klagen über „Greuel des Krieges" abgelehnt werden mit der Versicherung, daß das eben notwendige Uebel seien, so lehrt doch die Kriegsgeschichte sattsam, wieviel früherhin als unvermeidlich gegolten, dagegen heute vermieden werden muß. Und die ständige Revision des Kriegsrechts soll dahin führen, von dem, was heute noch als notwendiges Uebel betrachtet wird, eines nach dem andern aus der Welt zu schaffen. Darin könnte die Friedenskonferenz Erhebliches leisten. Immerhin würde sie dann nur mit Einzelheiten aufräumen. Aber unser Völkerrecht hat eine offene Wunde, die mehrfach berührt, doch nicht geheilt ist. Unheilbar ist sie nicht. Da ergeht aus der Nationen Mitte der Ruf an die Friedenskonferenz: „Hic Rhodus, hic salta!"

Digitized by Google

III.

Reform des Seekriegsrechts sei die Losung für die Friedenskonferenz. Alle andern humanitären Bestrebungen, zu denen die Welt durch den menschenfreundlichen Impuls des russischen Kaisers angeregt worden, treten dagegen in den Hintergrund.

Mitten in reichhaltiger Zivilisation, bei machtvollem Aufschwung des Kulturlebens der Gegenwart besteht ein Stück grauenvoller Barbarei zu Recht: der heute noch allgemein anerkannte Inbegriff der Normen über den Seekrieg. Wieviel Lamentationen in betreff des Krieges überhaupt begründet seien und Abhilfe heischen mögen — außer allem Vergleich mit dem Weh von Kriegen zu Lande stehen das Leidwesen und die Gemeinheit der Gebote für Kriege zur See. Statuiert das Völkerrecht den Krieg als Streitverhältnis von Staaten, so hat es, im Widerspruch mit diesem festen Rechtsbegriff, sich selbst überboten in seinem noch gültigen Seekriegsrecht, das eine Kriegführung bedingt mit „notwendigen Uebeln", welche für Kriege zu Lande nicht vorhanden oder längst getilgt sind.

Im Landkriege kämpft Heer und Heer auf Tod und Leben bis zu völliger Vernichtung des Gegners, wo möglich des feindlichen Staats. Im Seekriege streitet Flotte mit Flotte zu gleichem Zweck: aber außerdem führen die Flotten Krieg mit dem friedlichen Kaufmann, sind berufen zur Jagd auf Kauffahrteischiffe, zur Erbeutung von deren Ladung: Handelsgüter der Unterthanen des Feindes sind „Feindesgut". Das Endziel der Seekriege ist nicht nur Schwächung oder Vernichtung der gegnerischen Seemacht, auch nicht nur Unterwerfung oder Eroberung des feindlichen Staats, sondern vor allem die Tötung des Lebensnervs seines Wohlstands, eben der Zerstörung des Handels seiner Kaufleute, seines Handels.

Bei solcher staatlich autorisierten Jagd auf Privateigentum des „Feindes" (außer acht bleibe hier die Erteilung sogenannter Kaperbriefe, das heißt schmählicher Jagdscheine für Privatleute neben dem allgemeinen für die Marine) können Handel und Wandel von Staaten, die an dem betreffenden Kriege ganz unbeteiligt sind, sowie die Verkehrsverhältnisse ihrer ebenmäßig neutralen Angehörigen nicht unberührt bleiben. Abgesehen von der Pflicht solcher Neutralität, die Streitkraft keines der Kriegführenden zu verstärken (Konterbande), sowie nicht in deren Kampfoperationen störend einzugreifen (Blockadebruch), besteht zwar im Prinzip die Freiheit des Neutralen, mit beiden Kriegführenden Handel zu treiben, — aber lähmende Wirkungen übt auf diesen „freien Handel" der Krieg. Fragt es sich doch, welche Güter neutral und welche Feindesgut sind oder waren. Ist es doch jahrhundertelang für den Frachtverkehr des Neutralen mit einer der Kriegsparteien bestritten gewesen, ob neutrales Gut unter „feindlicher" Kauffahrteiflagge mitsamt dem „feindlichen" Handelsschiff beschlagnahmt werde und „bonne prise" sei, oder ob die neutrale Flagge auch „Feindesgut" decke und so weiter. Die Pariser Deklaration von 1856 ist hierin — und nicht

Digitized by Google

bloß zur Schonung der Neutralen — so weit mildernd eingetreten, als dies denkbar ist, wenn der nichtswürdige Begriff von Privatgut als „Feindesgut“ in Kraft bleibt. —

Der weltgeschichtliche Skandal, daß nach unserm Völkerrecht eine Seemacht mit Kaufleuten Krieg führt, daß die Marine Seiner Majestät oder der Königin Viktoria ꝛc. die Dienstpflicht von Piraten zu erfüllen hat, sollte das neunzehnte Jahrhundert nicht überleben: das nahe zwanzigste hat der Menschheit als Willkomm die Anerkennung der Kulturmächte zu bringen von der „Freiheit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten“! Der Glaube daran ist alten Datums;[1]) zuerst verkündigt ward er vor anderthalb Jahrhunderten. Hervorleuchtet das Bekenntnis, das Friedrich der Große dafür abgelegt hat in dem Freundschaftsvertrage, den mit ihm 1785 im Namen der von ihm zuerst für souverän erklärten Vereinigten Staaten Franklin abschloß. Dem glorreichen Beispiel folgten andre Fürsten und Reiche (doch fehlte die Kontinuität): so Rußland. Selbst Engländer, darunter ein Palmerston, haben der Freiheit des Privateigentums zur See das Wort geredet. Am Ende der fünfziger Jahre, von Bremen ausgehend, erwuchs eine Bewegung für die Reform, der sich Regierungen, wie die der Niederlande, anschlossen. Mit Bismarcks Billigung faßte am 18. April 1868 der Reichstag des Norddeutschen Bundes fast einstimmig (nur gegen die eine Stimme des Generals Vogel v. Falckenstein, welcher den Antrag mißverstanden zu haben erklärte) den feierlichen Beschluß zu Gunsten des großen Reformgedankens der Freiheit des Privateigentums in Seekriegen.[2])

Wenn die Friedenskonferenz sich auf den einen Gegenstand, auf die Reform des Seekriegsrechts, beschränkt und dem Grundsatz der Unverletzlichkeit von Privateigentum zur See die menschenwürdige Anerkennung der Staatenwelt erwirkt, dann hat der edle Idealismus des jungen Zaren eine Realität von historischer Großartigkeit ins Leben gerufen. Und zwar im Sinn und Geist seiner Vorfahren!

---

[1]) Als Beilage zu dem 1861 in Hamburg begründeten „Staatsarchiv“ (Sammlung von Aktenstücken zur Geschichte der Gegenwart — zurzeit im Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig) erschien das Buch „Frei Schiff unter Feindesflagge, urkundliche Darstellung der Bestrebungen zur Fortbildung des Seerechts seit 1856, auf Veranlassung der Bremer Handelskammer herausgegeben von Ludwig K. Aegidi und Alfred Klauhold“, Hamburg 1866. Die Einleitung (S. I—XXXVIII) enthält die aktenmäßige Geschichte der Bewegung seit Bonnot de Mably (1748: vor nunmehr 150 Jahren), Galiani (1782), Friedrich II. von Preußen und Franklin (1785) bis zum Juli 1866; sie ist ins Englische übersetzt und unter dem Titel: „Free ships under Enemy's flag, by L. K. Aegidi and A. Klauhold published under the direction of the Bremen Chamber of Commerce (Translation from the Staats-Archiv)“, Hamburg, Otto Meißner 1866, erschienen. Dann folgen auf S. 1—147 die Aktenstücke, deren letztes, das dreiundfünfzigste, die Kontrasignatur Bismarcks trägt. Endlich bringt ein Anhang (S. 148—166): „Aeltere Kundgebungen für den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekrieg: Dreizehn Urkunden“.

[2]) Der amtliche stenographische Bericht der Reichstagsverhandlungen erschien als besondere Schrift. Berlin, Kortkampf 1868: „Zur Reform des Seekriegsrechts, mit Vorwort von L. K. Aegidi“.

Digitized by Google

Alexander I. war es, der gegen Ende seiner Regierung den Vereinigten Staaten die volle Geneigtheit zu erkennen geben ließ, auf Verhandlungen mit andern Staaten einzugehen über einen Gegenstand, „qui serait un titre de gloire pour la diplomatie moderne“. In der Note des Grafen Nesselrode vom 1. Februar 1824 an den Amerikaner Middleton (auf dessen Note vom 5. Dezember 1823) stehen — in englischer Sprache — goldne Worte, die ohne Autorisation des Monarchen nicht gewählt sein konnten: „He (der Kaiser) will not be wanting in authorizing his minister to discuss the different articles of an act, which would be a crown of glory to the modern diplomacy“.[1])

Ein tiefer einschneidender, großartigerer Fortschritt des Völkerrechts als diese Reform des Seekriegsrechts ist heute undenkbar. Wie mit Zauberschlag verwandelt wäre die Kulturwelt in dem neuen Völkerrecht durch die Gleichstellung der Kriegführung zur See mit der im Landkrieg! Aufatmen würde für alle Zeiten der Welthandel.

Schloß Weyerburg, den 21. März 1899.

Salonmüde.

Novelle

von

Lisa Weise (E. Liß-Blanc).

(Schluß.)

Der Feldwebel Wenzel und seine Frau wohnten als kinderloses, zufriedenes Ehepaar in einem altertümlichen, großen Häuserviereck, in dessen Mitte ein Röhrbrunnen plätscherte. Alle Morgen pflegte die Frau ihren Mann über den Hof bis zum Hausthor zu bringen und auf dem Rückweg ihre zwei Eimer am Brunnen zu füllen und mitzunehmen. Da hörte sie an einem Wintermorgen — noch war es stockfinster — ein leises Wimmern. Neben ihren Eimern lag ein Kind im Stechkissen. Verlassen, offenbar soeben erst hingelegt; kein Mensch, der dazu gehörte, zu entdecken. Sie wartete, niemand kam. Es fing an zu schneien, das Würmchen that ihr leid. Kurz entschlossen nahm sie es mit hinauf in ihre Wohnung. Das Stechkissen war aus feinstem Leinen, ebenso die Leibwäsche, mit A gezeichnet. In dem Bettchen fand sie einen Brief, an sie gerichtet, daß man wüßte, wie gut sie mit ihrem Manne zusammenlebe, und sie bäte, den Knaben

[1]) Vergl. „Frei Schiff unter Feindesflagge“, Einleitung S. 12, und den Wortlaut von Nesselrodes Note an Middleton vom 1. Februar 1824 daselbst im Anhang der Aktenstücke S. 159—161.

Digitized by Google

an Kindes Statt anzunehmen. Er ſollte Arno getauft werden, wäre drei Wochen alt, und wenn ſie ihn nicht ins Waiſenhaus gäben, würden ſie jährlich — bis zum Tode des Schreibers — vierhundert Mark zugeſchickt erhalten. Nachforſchungen ſeien abſolut vergeblich, ſie würden niemals Vater oder Mutter des Kindes erfahren. Es hatte ſich bewahrheitet. Wohl hatte der Feldwebel bei der Polizei von ſeinem Fund Anzeige gemacht. Sämtliche Sachen des Kindes wurden beſchlagnahmt und in Verwahrung genommen — von den Eltern fand ſich trotz aller Recherchen keine Spur. Da Wenzels das Kind behalten wollten, ließ man es ihnen. Es wurde Bornſtein benannt, weil man den Knaben am Brunnen gefunden hatte.

Bis zu ſeinem vierzehnten Lebensjahr — von da ab blieb das Geld aus — waren jährlich die verſprochenen vierhundert Mark eingetroffen; zu den verſchiedenſten Terminen aus allen Gegenden der Welt. Aus Frankreich, Italien, Amerika, und jedesmal von einer andern Hand adreſſiert. Nie eine Zeile, eine Anfrage nach dem Ergehen des Kindes dabei! Die Couverts lagen mit der alten Kinderwäſche noch immer auf der Polizei. Von den Eltern hatte man nicht mal eine Vermutung.

„Das alles weiß aber 's Schiff nich! Nich wahr, Sie ſagen's zu keinem?“ ſchloß der Steuermann bittend, mit ſcheuem Seitenblick, wie ſie ſein Geſtändnis aufgenommen.

„Nein, nein,“ verſicherte ſie haſtig. Die romantiſche Erzählung hatte für ihre Phantaſie etwas Verwirrendes. Alſo guter Herkunft! Erklärte ſich damit das ihm Angeborene, jenes gewiſſe „aus guter Raſſe“, das ſie ſo elementar anzog? . . .

„Von Vater und Mutter verleugnet zu werden, hat Sie das ſehr traurig gemacht?“ Ihre Teilnahme an ſeinem Schickſal wird immer ſtärker.

Und er? Er lacht. „Mich traurig? Nee —“ er hat für ſein romantiſches Schickſal gar nichts übrig, nicht mal Intereſſe. „Was is mir denn abgegangen? Wenzels haben mich wie ihr eignes Kind gehalten, und meine rechten Eltern?“ — geringſchätzend zuckt er die Achſeln — „die hätten mir gar nicht gefallen, weil ſie keinen Mut hatten.“

Prompt ſagt er ſich von ihnen los. Unkompliziert, wie er iſt, ſieht er die Sache nur von einer Seite; rührſelig fühlt er nicht.

Wenn er es ſo leicht nimmt, braucht ihr's nicht zu Herzen zu gehen . . . Lonni ſteht auf, Schandau kommt in Sicht. Brrr, war die Bank hart! Jetzt fühlt ſie erſt, was ſie dem Steuermann für ein Opfer gebracht hat.

„Da wir leider nicht auf meiner Privatjacht ſind, haben Sie gleich wieder Dienſt.“ Lachend dehnt ſie ihren elaſtiſchen Körper: „Dächten Sie ſich's nicht hübſch, mit mir ſtatt nach Amerika auf einem Privatdampfer im Mittelmeer zu kreuzen? Da iſt das Waſſer ſo blau wie der Himmel heut — muß das nicht ſchön ſein?“ . . . Mit ihm auf einer eleganten, bequemen Jacht in einer herrlichen, unbegrenzten Einſamkeit . . . über ſich Himmel und Wolken, um ſich das blaue Meer mit Schaumkrönchen . . . Sonnenfunken und weißen Möwen . . .

Digitized by Google

Und er, der stattliche, ehrliche Naturbursche, ein Gentleman — bei seinen angeborenen Vorzügen gebildet. Wohin verirrt sich ihre Phantasie? . . .

Er sieht in ihr angeregtes Gesicht voll Beweglichkeit und Verfeinerung; wie ein höheres Wesen aus einer andern Welt kommt sie ihm vor.

„Ich glaube, Fräulein, wenn ich mit Ihnen reiste, sähe ich gar nichts von der Natur . . ."

Nein, nur sie möchte er ansehen, immerfort. Was waren blaue Wasser, neue Länder und sonstige Wunder gegen dieses wunderschöne Mädchen? Nicht begehrlich, nein, innig, schwärmerisch war der Ausdruck seiner Augen.

Begehrlichkeit hätte sie abgestoßen, aber diese Innigkeit umfing sie wie eine Liebkosung, die in ihr vibrierte.

„Pst!" — Erschrocken droht sie mit dem Finger, als könne sie nicht nur seinen Worten, sondern auch seinen Gefühlen Halt gebieten. „Keine Schmeicheleien, die können die Herren meines Kreises auch. Von Ihnen will ich nur den ehrlichen Freimut, den Sie den andern voraus haben.

Er wurde feuerrot wie ein Schulknabe. „Fräulein, ich glaube . . ." stottert er tödlich verlegen, „Sie halten zu viel von mir. Verlassen Sie sich drauf, ich bin auch nicht besser wie alle andern."

Bescheidenheit. Sie ließ sich in ihrer guten Meinung nicht irre machen. Beim Aussteigen gab sie ihm die Hand zum Abschied, die er ungeschickt in seiner schwieligen, harten Rechten hielt, wie ein zerbrechliches Spielzeug.

Bei der Glasbude am Ufer lehnte Dodo, der frühmorgens nach Schandau zum Friseur gefahren war, und bändelte ein bißchen mit der Prager Verkäuferin an. Als er seine Schwägerin erkennt, kommt er ihr überrascht entgegen.

„Du, Lonni? Du wolltest doch nach Königstein?"

„Femme varie, fou qui s'y fie!" Sie war aufgeregt lebhaft. „Unterwegs bekam ich Appetit auf ein ff. Frühstück in der Sendigschen Königsvilla. Willst du mein Gast sein?"

Er rieb sich den Magen vor Vergnügen und verbeugte sich zustimmend.

„Unterwegs? . . . Das heißt auf dem Salonboot, das eben vorbeifährt." Er drückt den schwarzgefaßten Kneifer auf die schmalrückige Nase . . . „Sitzt auf dem Oberdeck nicht der lange Berkwitz?"

„Der immer drei Monocles bei sich trägt, eins ohne Rand und Band im Auge und zwei zur Reserve in der Westentasche? . . . Nein, den hätt' ich erkannt."

„Libussa" fuhr ziemlich nah am Ufer vorüber. Auf der Kommandobrücke am Steuerrad stand dienstthuend Arno Bornstein. Pflichtgemäß, wie ein Automat zog er die Mütze. Der Wind wehte ihm das Haar aus der Stirn — sah er deshalb so verändert aus? Starr, finster. Er lächelte auch nicht, als die schöne Frau mit der Hand winkte — seine Augen sahen nur den eleganten Mann neben ihr.

„Nanu, wen grüßest du denn?" Dodo sah keinen Menschen.

„Den Steuermann" — Lonni verleugnete ihre Fremde nie —, „mit dem ich mich auf der Fahrt gut unterhalten habe. Er gefiel mir."

Digitized by Google

Der Schwager maß ſie kopfſchüttelnd von oben bis unten. Sprach ſie's im Ernſt, die pikante Mondaine, die an jedem ſeiner Freunde etwas auszuſetzen fand? . . .

„Pervers!“ entſchied er endlich. Beinah ſo verrückt wie Margot v. S., die eines Pferdebahnkondukteurs wegen jeden Tag viermal dieſelbe Strecke abfuhr, oder wie Loo Eberſtein, die mit dem Racer, der ihr 's Radeln lehrte, ein Verhältnis anknüpfte.

„Pervers,“ wiederholte ſie ſpöttiſch — nie im Leben hat ſie natürlicher empfunden — „Krafft-Ebing, nicht wahr?“

In den Büchern ſtand nichts von der großen Wahrheit, daß das echte Weib mit Illuſion geliebt ſein will, weil es ſelbſt mit Illuſion liebt. Wer aber von den Herren in ihrem Kreis hatte noch Illuſion über Frauen und Liebe? Keiner.

Der einfache Steuermann aber hatte ſie. Ihm war das vornehme, ſchöne Mädchen, das trotz aller Bildung leutſelig, rotwangig und natürlich geblieben war und ſich zu ihm herabließ, Königin und Madonna zugleich, zu der er aufſah. — Und in ihr, wie in jedem Weib, das ſich ſelbſt hochhält, ſteckt etwas Königinnatur, das verehrt ſein möchte. Zu oft im Leben wird es demütigend hintenan geſetzt, weil dem Mann ſein Berufsehrgeiz, ſeine Arbeit, ſein Klub oder — wie Werner Treſſin — ſein Sport, ſein Rad vorangeht.

„Dein Steuermann ſoll leben!“ neckt ſie der Schwager beim Frühſtück in der Sendigſchen Königsvilla unter dem grün umrankten Säulengang; den Blick auf den Park mit ſeinen bunten Teppichbeeten und alten Baumgruppen, zwiſchen denen eine ſchaumige Fontäne rauſcht. „Dein Steuermann ſoll leben!“ — er ſchiebt ſein Sektglas über den Tiſch, um an Lonnis zu ſtoßen.

Unwillig zieht ſie das ihre zurück. „Unſinn!“ Aergerlich verbittet ſie ſich ſeinen frivolen Ton und bleibt von dieſem Augenblick an verſtimmt.

Natürlich hielt er ihr Intereſſe für einen thörichten Witz oder eine leichtfertige Aufwallung; das geiſtige Moment entging ihm. Sein Geſicht, wenn ſie ihm ſagen würde: „Dieſer Mann aus dem Volk iſt mir gefährlicher als alle deine Freunde, Vettern und Bekannten, eure ganze Clique; denn er hat Charakter.“ Deshalb hat er ihr vom erſten Tag an imponiert, und ſeit ſie die Geſchichte ſeiner Herkunft weiß, iſt der Abſtand zwiſchen ihm und ihr ganz klein geworden . . .

Im Salon ſpielt irgend jemand auf dem Flügel Mascagnis Intermezzo aus der „Bauernehre“. Das waren auch ſtarke Gefühle . . . „aber ſo eine Liebe, um die man ſterben könnte, wenn man die eine nicht kriegt, die kenn' ich nicht“ — es ging ihr immer wieder durch den Kopf wie eine Melodie, die man nicht loswerden kann. Sie dachte an ſeine innigen Augen, ſagte ſich, daß ſie ihm mehr geworden war als nur ein Paſſagier der „Libuſſa“, und machte ſich Vorwürfe, daß ſie mit ihm kokettiert hatte. Mit einem Mann wie dieſem — langſam im Erfaſſen, treu im Feſthalten — plänkelt man nicht.

Hatte ſie denn nur geſpielt? . . .

Digitized by Google

Sie lag in einem weißlackierten Bambussessel, den Kopf an ein irisblumiges Seidenkissen gelehnt und starrte in den Springbrunnen. Wie ein Schlittgenbild aus den „Fliegenden Blättern“ charakterisierte sie ihr Schwager und wollte ihr wieder einschenken.

Sie hielt ihr Glas mit der Hand zu. Nein, keinen Sekt mehr. Sie konnte sonst viel vertragen, heut zum erstenmal bekam sie le vin triste. Das ganze Leben erschien ihr zwecklos, voller Kontraste und Widersprüche. Die Natur schuf die Menschen nach außen hin uneinig, die Kultur aber machte sie uneinig mit sich selbst.

Frau Tressin schob Dodo heimlich unter der Serviette ihr Portemonnaie zu. Zahlen! Sie wußte sein Ehrgefühl vor dem Kellner zu schonen — offiziell galt sie natürlich als sein Gast.

Als sie aufstand, war sie fest entschlossen, nie mehr mit der „Libussa“ zu fahren.

*

Und sie wartete nicht mehr auf die „Libussa“! Umsonst schweiften, wenn das Schiff vorüberfuhr, ein Paar blaue Männeraugen sehnsüchtig hinauf nach dem rotweißen Sommerzelt. Leer! ... Und diese Leere senkte sich bleiern auf ihn nieder. Anderntags dieselbe Enttäuschung, die ihn unlustig machte und seinen monotonen Arbeitstag schwer. Wochenlang. Nichts machte ihm mehr Freude.

Er fing an zu grübeln ... Vielleicht hat er etwas Dummes gesagt, das ihr nachträglich mißfallen? — Sein körperliches Kraftbewußtsein litt unter der hilflosen Ohnmacht des Untergebenen einer Respektsperson gegenüber, deren höherer Wille über ihn zu beschließen hatte. Das unsichere Mißtrauen, in Ungnade gefallen zu sein ... und über allem, wie ein Raubvogel mit ausgebreiteten Schwingen still über seiner Beute steht, der gierige Wunsch: sie wiederzusehen.

Aber sie blieb verschwunden. —

Der Juli kam ins Land — der moderne Regenmonat. Graue Tage mit nächtlichem Wetterleuchten und feuchter, schwüler Treibhausluft, welche die Vegetation zu kraftstrotzender Ueppigkeit antrieb und dem Menschen schwer auf die Nerven fiel. Lonni Tressin, eine „barometrische“ Natur, schob die innere Unruhe, welche sie quälte, auf die anhaltenden Gewitter und ging täglich in den Fluß schwimmen, meist gegen Abend. Im Wasser war ihr am wohlsten. Aber gegen die gefängnisartigen Badezellen hatte sie eine Aversion. Sie wollte Kraftanstrengung, ihr starker Organismus verlangte von allem im Leben große Portionen.

Ein paarmal hatte sie sich von dem siebzigjährigen Bademeister eine Viertelstunde stromaufwärts rudern lassen, ehe sie abwärts schwamm. Der alte Mann wurde immer todmüde, erzählte ihr thränenden Auges, wie allein er stünde, und wie er sich auf den Tod freute, und stocherte nebenbei mit der spitzen Ruderstange in dem steinigen Grund herum, in der Hoffnung, einen Ertrunkenen aufzufischen, weil man dafür „vier Mark kriegte“.

Da beschloß Lonni, lieber mit ihrer Jungfer eine halbe Stunde am Ufer

Digitized by Google

den Waldrand entlang ſtromaufwärts zu gehen; gleich in ihrem dunkelroten Badeanzug, aber ein ſchwerfaltiges weißes Kaſchmirüberkleid darüber geworfen. Da unten am Strome begegnete einem ſelten jemand. Zwiſchen den Weiden warf ſie das helle Ueberkleid ab, gab es mit Schuhen und Strümpfen der Jungfer, nur den Matroſenhut behielt ſie auf. Dann ſchritt ſie, eine im Vorübergehen gepflückte Glockenblume im Mund, barfuß mit ihren feſten, kleinen, weißen Füßen durch ſchilfiges Gras ins Waſſer und warf ſich in den Fluß.

„Ei Herrjeeſes, Freilein, ſoll'n mer nachhuppen und Sie wieder 'rausfiſchen?“ riefen ein paar gutmütig lachende Steinarbeiter, die zum Feierabend heimgingen.

„Dank' ſchön! Dafür gäb's keine Belohnung, ich kann ſchwimmen.“ Mit ihren weißen, kräftigen Armen teilte ſie das Waſſer — die Männer ſahen ihr ſtaunend nach — ja, die konnte's.

Der Strom trug ſie faſt, ein herrliches Vergnügen! O, wie ſie das weiche, mollige Waſſer mit Heimatsgefühl liebte! Und dieſe Luft nach dem Regen! Voller Nährſtoffe ... Ihre feinen Naſenflügel weiteten ſich tiefatmend. Himbeerduft zog von den naſſen Sträuchern herüber, drüben vom Waldrand, wo ſich ſteife, goldene Königskerzen in hochmütiger Grandezza über ein urwaldähnliches Rankengewirr von Brombeeren, Winden und Wicken reckten.

Lonni ſetzt ſich auf einen grauen Felsſtein, der in dem flachen Waſſer faſt bloßliegt, und ſieht ſich naturfreudig um, während ihre Füße im Naß plätſchern. Das ſind doch noch Exiſtenzmomente! Ihr iſt wohlig, Böcklin'ſch! wie einer ſeiner Meerfrauen in ihrer beneidenswert urwüchſigen, naſſen Daſeinswonne. Das iſt doch Schwimmgenuß hier draußen, eins ſein mit der Natur voll Freiheit zwiſchen den grauen Sandſteinfelſen und dunkeln Wäldern. Und darüber ein immer mehr ſich rötender Sonnenuntergangshimmel, ſilberumſäumte Wolkenhimalaja mit eingeſtreuten, tiefblauen Inſeln ...

Wie das Waſſer bunt wird! Das braune, eilige Waſſer — das heute und geſtern und alle Tage die „Libuſſa“ getragen.

Unſinn — nein — kein Rückfall! — Mit heftigem Ruck wirft ſie ſich ins Waſſer. — Was geht ſie der Steuermann der „Libuſſa“ an? Ueber zwei Wochen hat ſie ſich trainiert, ihn ihrer Phantaſie zu entwinden. Aber nun war der Uebergang zur völligen Gleichgültigkeit gefunden und der unfaßliche Seitenſprung ihrer exkluſiven Natur überwunden. Heut zum erſtenmal iſt ſie über elf Uhr vormittags fortgekommen, ohne in heimlicher Beklemmung zu denken: ‚Jetzt ... jetzt fährt er unten vorüber. Wenn du ihn ſehen könnteſt! ... Ob er dich ſehr vermiſſen wird?‘ ...

Kinderchorgeſang „Deutſchland, Deutſchland über alles, über alles in der Welt“ ... noch ganz von weitem hallt's über das Waſſer. Vermutlich wieder eine Schulklaſſe, die mit ihrem Lehrer von der Baſtei kommt.

„Gnädige Frau, ein Schiff hinter Ihnen!“ ruft warnend die Jungfer, die am Ufer mit der Schwimmerin Schritt zu halten verſucht.

Lonni ſieht ſich um — ein Salonboot. Nun, die „Libuſſa“ kann's um

Digitized by Google

diese Zeit nicht sein. Sie freut sich schon auf die großen Wellen und steuert vorsichtig aus der Mitte des Stroms.

Das Schiff kommt rauschend heran; voller Kinder — offenbar ein Schulausflug. Der Gesang verstummt. Einer hat die Schwimmerin mit dem Hut entdeckt; allgemeine Aufregung. Lonni muß lachen, wie sie sich alle ans Geländer drängen, ohne Unterschied des Geschlechts mit schwarzen Blaubeermündern; die Mädchen mit weißen, verregneten Kleidern und schiefen Hüten, blumenstraußbeladen; die Jungen mit Botanisiertrommeln und langen, nickenden Farnblättern an den Schülermützen.

Man weist mit Fingern auf sie, einer schreit bewundernd „Hurra!", und der ganze Chor stimmt begeistert ein. Lonni hebt bei dieser Kundgebung grüßend die Hand — weshalb sollte sie ob des Publikums verlegen sein? Sie ist lange nicht so tief dekolletiert wie die Damen auf Hofbällen; die rote Falbel um den Nacken schloß hoch und fest ab. Ueberall außer in Deutschland schwammen Herren und Damen zusammen, auch in der Elbe, dicht hinter Bodenbach.

Die erste Hälfte des Schiffes ist vorüber. Höher hebt sie den feinen Kopf über das Wasser, um den sich von allen Seiten feuchte Naturlöckchen ringeln, doch als ihr Blick den Radkasten streift, überzieht sich plötzlich ihr Gesicht mit glühendem Rot ... „Libussa!" Eine Extrafahrt. Ist Bornstein dabei?

Ihre Augen suchen fieberhaft. Dort — die Gestalt fände sie unter Tausenden heraus. Am Backbord des Schiffes steht er müßig, mit dem Gesicht nach ihr: er sieht abwesend, gleichgültig und gedrückt aus.

Jetzt wird er auf sie aufmerksam, ganz nah an der Schwimmerin fährt das Schiff vorüber ... Die Blicke beider treffen sich. Dieser Wandel von stumpfer Gleichgültigkeit zu leidenschaftlicher, aufstrahlender Freude! Unterm Eindruck des Wiedersehens ist er plötzlich ein andrer Mensch — angeregt, straff, Jung-Siegfried.

Ah, wie er sich freut! Wie er sie vermißt haben muß!

Mit seinen heißen, bewundernden Blicken liebkoste er sie, die am Rumpf seines Schiffes wie eine Seejungfrau mit weißen, kräftigen Frauenarmen das Wasser teilt.

Und sie erwidert seinen Blick ... lächelnd ... und merkt nicht, daß die blaue Glockenblume ihren halbgeöffneten Lippen entfällt und auf dem Wasser treibt.

Ihrer beider Augen umfassen sich, als wollten sie sich für die lange Trennung entschädigen ... ihre Blicke begehren einander, unbekümmert um die Schranken, welche das Leben zwischen ihm und ihr aufgerichtet, unbekümmert um die Menschen, welche um sie herumstehen.

Das Schiff ist vorüber, seine breiten Begleitwogen nehmen die Schwimmerin auf. Sie hebt und senkt sich und hebt sich wieder mit ihnen. Graziös, kräftig. Wellenspiel.

Und noch immer können die beiden Menschen sich mit den Augen nicht lassen, als wollten sie sich gewaltsam aneinander klammern, während die Entfernung zwischen ihnen beständig größer wird. Zwischen ihm, der isoliert an

Digitized by Google

der äußersten Endspitze des Schiffes steht, und ihr, die mit leicht gehobenem Kopf und weißen Gliedern in dem vom Sonnenuntergang geröteten Wasser schwimmt wie in einem Feuerstrom.

Ein Wink des Kapitäns, der um diese Zeit sein Abendbrot ißt, ruft Bornstein zur Vertretung auf die Kommandobrücke. Er muß an einer Gruppe junger Herren mit Schmarren im Gesicht und Bierzipfeln aus der Westentasche vorüber.

„Kapitales Weib," näselt der eine, indem er sein Fernrohr absetzt; „schade, daß man nicht mehr von ihr sieht. Zum Donnerwetter . . ." Wütend vor Schmerz zieht er seinen vorgestreckten Fuß in rissigem, überlackiertem Knöpfstiefel zurück. „Passen Sie doch auf!" schnauzt er hinter dem Steuermann her.

Der bleibt wie auf Kommando herausfordernd stehen.

„Sie wünschen?"

Der cynische Frechling sieht in ein haßerfülltes, drohendes Gesicht, vor dem er plötzlich ganz klein wird . . . um Himmels willen mit solchem Kraftmauke nicht anbändeln als gebildeter Mensch!

„Ich? . . . Gar nichts. Sie hatten mich ein wenig auf den Fuß getreten." Es klang sehr bescheiden.

Der Steuermann maß geringschätzend die untersetzte, aufgeschwemmte Gestalt mit den kleinen, fetten Händen, einem weißen Filzhut auf einem runden, roten, selbstbewußten Gesicht. Dann ging er achselzuckend auf seinen Posten.

Von solchen Leuten ließ er sich nicht imponieren, und wenn sie zehnmal ein Gymnasium besuchen und studieren konnten, bloß weil sie zufällig reiche Väter hatten. Aber daß sie ihr an Stand ebenbürtig waren . . .

*

Frau Tressin war in der Badeanstalt, wohin das Kammermädchen ihre Kleidungsstücke getragen, aus der Elbe gestiegen und zog sich hastig an. Ihr war nach der Begegnung mit Bornstein wie nach einem Trunk schweren, feurigen Weins. Ihr Kopf brannte. Gedanken und Wünsche jagten wirr durcheinander. Am liebsten schüfe sie eine neue Weltordnung. Einmal lachte sie spöttisch auf, als sie sich vorm Spiegel den Hut aufsetzte. Als sie in dem blinden Glas das heiße Gesicht der Närrin sah, die stolz gewesen auf den Sieg über sich selbst; als sie sich dem Anblick des Mannes entzog, in der Hoffnung, ihn desto sicherer zu vergessen.

Und heute? . . . Das erste Wiedersehen warf alle guten Vorsätze über den Haufen und brachte die Wahrheit an den Tag. Gesehen hatten sie sich nicht, aber um so mehr gedacht aneinander die ganze Zeit. Die Trennung war Schein, rein äußerlich. Sie waren doch beisammen gewesen — in der Phantasie. Und das ist das Schlimmste! Sie waren sich näher gekommen, als sie sich je gestanden hatten, mit heißen Augen hatte es eins dem andern verraten.

Wäre sie doch nicht schwimmen gegangen! Das Ganze war ja so entsetzlich widersinnig, entwicklungsunfähig und unmöglich; fiel sie so ganz heraus aus dem

Digitized by Google

Rahmen ihrer Person und ihrer Lebensgewohnheit? Dabei gewann es immer stärkere Gewalt über sie. Wenn sie doch Arbeit hätte! Viel Arbeit, die sie von ihren Gedanken abzog und todmüde machte. Das feine Müßiggehen war auch so ein zweischneidiges Schwert, mit dem sich ein reger Geist allmählich zerstückelte, ein langsames Verbluten an der eignen Kraft.

Menschsein! Das klang so pompös, legte dem passageren Zustand so viel Wichtigkeit bei! Sogar ihr stark entwickeltes Persönlichkeitsgefühl, auf das sich ihre ganze Lebensauffassung stützte, geriet ins Wanken, und vor einer ganz bestimmten Vorstellung: als sei sie kein selbständiges Wesen, sondern der zufällige Schauplatz eines tragischen Vorgangs, der sich seit Menschengedenken in zahllosen Individuen abspielte und immer wieder abspielen würde. Unterm Druck einer unbekannten Macht, vor der es kein Entrinnen gab.

Und im Grunde war diese Episode so furchtbar komisch, daß sich alle ihre Bekannten halbtot lachen würden, wenn sie's wüßten: die kalte Schönheit Lonni Treffin mit ihrer sprichwörtlichen Unnahbarkeit kämpfte gegen die aufkeimende Neigung zu einem Dampfschiffsteuermann! Welche niedliche Humoreske würde der kleine, litterarische L. darüber schreiben!

Nur sie, sie konnte nicht darüber lachen.

Immer rascher stieg die junge Frau den Weg zu ihrer Wohnung hinauf.

Vor der elenden Hütte mit den Brennesseln blieb sie stehen und wartete auf ihr Mädchen ...

„Arme Dora, Sie können wohl nicht mit?"

Drinnen keiften ein paar Weiber; weithin schallten ihre Stimmen, weil die meisten Fenster zerbrochene Scheiben hatten. Auch die Hausthür hing schief in den Angeln. Nicht weit davon auf dumpfigen, grünbemoosten, kalten Steinquadern saß in zerrissenem rosa Barchenthemd ein barfüßiger, schwächlicher Knabe vor einem Haufen abgenagter Knöchel und knaupelte an einem Hühnerbein.

Aus dem Thal qualmten weiße Nebel, eine scharfe Zugluft kam von Norden: die Abendtemperatur war ungesund, frostig.

„Frierst du denn nicht, halbnackt bei der Kälte?" redete Dora den Kleinen an. „Deine Mutter hat dich wohl vergessen?"

Er bohrte sich den Knochen noch weiter in den Mund, ohne zu antworten.

„Ich werde das Kind schnell hereintragen, gnädige Frau; es muß sich ja den Tod hier draußen holen."

Aber er schrie und strampelte, als ihn das Mädchen aufnahm.

„Er will nicht von den Knochen weg, und 's ist gar nichts mehr dran."

Lonni sah das Kind mit schuldbewußtem Blick an. — Die Knochen und Fleischabfälle hatte sie vormittags im Vorbeigehen der mageren Katze hingelegt, dieses Tiers vergaß sie nie. Und das Kind? ...

„Hast du Hunger?" fragte sie den Kleinen und trat nahe zu ihm.

Er nickte heftig, ohne mit Weinen aufzuhören, und rieb sich die Augen mit den kleinen Fäusten.

Auf sein Geschrei kam die Mutter aus dem Haus gelaufen. Eine furiöse,

Digitized by Google

blasse Frau in zerlumptem, schwarzem, sehr kurz geschürztem Rock, mit braunem, wirrem Haar und großen goldenen Hängeringen in den Ohren; die nackten Füße in zu kleinen, schief abgetretenen Holzpantoffeln ...

„Na, laß mich nur wieder 'reinkommen!" schrie sie in die Thür zurück ... „Zu viel Ehre, gnädige Frau." Sie macht vor Lonni einen Knicks, reißt Dora das Kind aus dem Arm und „knutscht" es ab. „Ach, du mein liebes Schweinel, was schreiste denn?"

„Er friert und hat Hunger." — Lonni spricht barsch, das Weib ist ihr antipathisch.

Dora wird grob. „'ne wahre Sünde, Sie sollten ihn bei der Kälte lieber zu Bett bringen ..."

„Recht so, geben Sie's ihr nur tüchtig, gnädige Frau." Eine zusammengeschrumpfte Großmutter, im Gegensatz zu der Jüngeren ziemlich sauber gekleidet, ein schwarzes Kopftuch um ein eingefallenes Habichtsgesicht, steht unter der Thür. „Jetzt leckt sie an dem Kinde 'rum, neulich hätt' sie's beinah ertrinken lassen."

„Als ob ich dafür könnte!" Mit schrillem Auflachen. „Wenn ich auf Arbeit bin, und der Große nimmt den Kleinen zum Spielen mit in Kahn, daß er 'rausstürzt!"

Also dieses junge Leben hat Bornstein gerettet!

Lonni streicht dem Kind liebkosend über das schmale, blasse Gesicht. Da teilt sich lächelnd das feingeschnittene Mündchen über den weißen, auseinanderstehenden Milchzähnen. Schüchtern hebt er die Hand, wie wenn er nach ihr langen wollte.

„Tata," sagt er zärtlich, dann versteckt er erschrocken das Gesicht an der Mutter Schulter.

Es ist wohl an wenig Liebe gewöhnt; dieses schüchterne Geschöpfchen hat etwas Rührendes mit seinen unnatürlich großen, dunkeln Augen. Wie sie gemalte Jesuskinder haben, mit so viel Seele und Frühreife drin.

„Auf der Arbeit?" höhnt die Alte. „Jawoll. In Pirna auf dem Kirchhof biste wieder gewesen, beim Grabe von deinem Liebsten, meinem armen Franz, an dem du gar nischt zu suchen hast!" Drohend reckt sie die Faust.

„Gerade! Gerade geh' ich zu ihm, und wenn Ihr meine Blumen- und Rosenstöcke jedesmal wieder 'rausreißt und zerbrecht, ich pflanze doch wieder neue drauf."

„Wir können unsern Franz sein Grab alleene ausputzen, du hast ja gar nischt. Dafür verschwendste dein Geld und vom Rest kaufste Kuchen. Und deine Kinder? Die kleinen hungern, und die großen mausen."

„Das sollste mir beweisen, du ... du ... Ich verklag' dich beim Vorstand. Im übrigen gehn dich meine Kinder gar nichts an, nich 's geringste."

„So? ... Der Jüngste da ist wohl nich mein Enkel, nich von meinem Franz?" Schluchzend fährt sie sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen.

„Da hör'n Sie's, gnädige Frau, haben Sie's gehört?" Gehässig auf-

Digitized by Google

trumpfend ruft die Jüngere Lonni zum Zeugen an. „Aber vor Gericht, beim Herrn Amtsrichter, da hat sie's abgeschworen: 's wär' nich von ihrem Franz, 's wär' von meinem Mann — bloß, damit der Kleine von der Erbschaft nichts kriegt. Nichts hat er von seinem Vater, nich mal ein Bett oder 'nen Stuhl. Alles hat se genommen und seine Lebensversicherung dazu, und ich muß mich mit dem Kinde schinden. Nich 'nen Pfennig giebt sie dazu. Aber haben will se noch. Jetzt wollt' se gar die rotsammetnen Morgenschuh' holen, die ich Franzen diesen Weihnachten geschenkt hab'! Die hat er ... am letzten Morgen noch angehabt ... eh er in Steinbruch ging."

Die Thränen rollen ihr die Backen herunter, und sie wischt sie mit dem Nachtröckchen des Kindes ab, weil sie sich keine Schürze umgebunden.

„Wer is schuld, daß 'n dort die Wand erschlagen hat? Du! Weil der liebe Gott nich gewollt hat, daß du 'n heiratst, der zwölf Jahr jünger war wie du. Und brav und fleißig dazu ... viel zu schade für dich. Darum hat er aus der Welt gemußt, gerade acht Tage, ehe die Scheidung von deinem Mann bei Gericht 'raus war. Nu sitzte da und hungerst, bis sich wieder ein Dummer find't, der dir nachläuft. Aber Franzens Kleiner —" In einer Aufwallung großmütterlicher Zärtlichkeit will sie das Kind streicheln ...

„Weg!" Erbost schlägt die Mutter die knöcherne Hand fort. „Nich anrühren thust du 'n mehr. Nie mehr, da sorg' ich für. Und wenn er groß ist, soll er euch eure Schlechtigkeiten zehnfach heimzahlen ... Da sorg' ich auch für." Wie ein Fluch, der sich erfüllen muß; diese wilde Rachgier würde ihr Wort halten.

Der Kleine ahnt nichts von der Mission, die ihm zugedacht war. Trotz der schrillen Weiberstimmen, trotz seines Hungers war er fest eingeschlafen. Sein Köpfchen lag auf der harten Schulter der Mutter, als wäre er dort vor allen Gefahren geborgen.

Lonni gab ihrem Mädchen einen Wink ... gehen! Die beiden Megären sich selbst überlassen!... Ein letzter, mitleidsvoller Blick umfing den schlummernden Knaben.

Bornsteins Worte fielen ihr ein: „Vielleicht war's gar keine gute That, vielleicht wird er später ein Lump." Konnte er in dieser Umgebung etwas andres werden?

Daß er sie „Taute" genannt, wie um Hilfe flehend die Aermchen nach ihr ausgestreckt hatte, schien ihr plötzlich im Licht einer höheren Eingebung. Obwohl nicht kinderlieb im allgemeinen, hatte es ihr dieses herzige Bürschchen angethan; in diesem Milieu von Unglück, Gemeinheit und Armut. Helfen! ... Aber wie?... Sein Hunger war schnell gestillt, dafür wollte sie schon sorgen. Aber das übrige! Die Lebensnot, der er entgegenging! Ausgraben ... bis auf die feinsten Wurzeln in besseres Erdreich verpflanzen, sonst war keine Hilfe.

Und zu denken, daß zahllose junge Kinderseelen in ähnlichen mütterlichen Händen zu Grunde gerichtet wurden!

Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn der Kleine ertrunken wäre.

Digitized by Google

Lohnte das Leben all die Kämpfe und Konflikte, die man mit ſich und andern auszufechten hatte?

*

Am nächſten Vormittag ſtand Frau Treſſin mit dem Fernglas verborgen hinter dem dichten Holunderbuſch neben dem Sommerzelt und wartete auf die „Libuſſa“.

Als das Schiff auftauchte, ſtand Bornſtein dienſtthuend am Steuerrad. Sie erkannte ſein Geſicht, ſeine Geſtalt, aber ſeine Haltung war's nicht. Das war kein kraftfroher Jung-Siegfried mehr mit dem optimiſtiſchen Unfehlbarkeitsgefühl, der keine Sorgen kannte. Das war ein reifer Mann, der unter einem Druck litt. Wie wenn er ihn im Nacken ſpürte, hielt er den Kopf leicht vorgeſtreckt — jene gewiſſe Laſtträgerhaltung.

Als er dem Zelt nahe war, rückte er ſich zuſammen. Sein Geſicht wurde geſpannt. Und dann ſah er hinauf ... fand den Platz leer! In ihm erloſch etwas, das ihn ſichtbar veränderte. Wie intenſiv dieſer Mann fühlen mußte! Dieſer Uebergang von Freude zu Unluſt und Enttäuſchung. War ſie wirklich nicht da? ... Als könnte er's nicht glauben, ſah er noch einmal zurück ... Dem verborgenen Weibe war, als müßten dieſe heißhungrigen, ſehnenden Augen ſie hinter den Blättern hervorzerren.

Dann war die „Libuſſa“ vorüber.

Fieberhaft erregt ſchritt Lonni raſch dem Hauſe zu, durch die mit blühenden Kletterroſen umrankte Holzveranda hinein in den Flur mit ſeinen mit Sonnenblumen und Tulpen bemalten braunen Bauernmöbeln. Die Schwarzwälder Uhr, die zwiſchen den Dampfſchiff- und Eiſenbahnfahrplänen hing, ſchlug halb zwölf.

Halb zwölf ... Um vier Uhr war die „Libuſſa“ in Auſſig; ſie wollte ſie irgendwo unterwegs per Bahn einholen. Der nächſte Zug nach Böhmen ging um eins, dann war ſie um zwei in Bodenbach ... Finger und Augen wanderten von dem Eiſenbahn- zum Dampfſchifffahrplan. Sie würde das Schiff erſt kurz vor Auſſig in Großprieſen erreichen — irgend ein Neſt in Böhmen.

Es ging. Dodo war auf einer Tagespartie, für die alte Tante Urſula fand ſie eine plauſible Ausrede.

Um ein Uhr ſaß die junge Frau in einem einfachen Touriſtenkoſtüm in der Eiſenbahn — neben einem glaubensſtolzen, koketten Backfiſch, der ein auffallendes, blau emailliertes Madonnenbild als Broſche trug und an der Seite eine umgehängte Handkamera. Symboliſtiſch ausgerüſtet!

Die Vorſteckmadonna! Die kannte Lonni auch. Das war die Illuſion, die idealiſtiſche Weltanſchauung, die jeder in dem Alter mit ins Leben nimmt. Du lieber Himmel! ... Sie hatte die Vorſteckmadonna bis zu ihrem zwanzigſten Jahr, bis zum Eintritt in ihre Ehe getragen; ſo lange war ſie Kind und Illuſioniſtin. Dann aber trat der photographiſche Apparat in Aktion. Verſtand und Sinne nahmen Welt und Lebensbilder in ſich auf, von denen ſie, bei ihrem alten, früh verwitweten Vater als einziges Kind in glänzenden Verhältniſſen aufgewachſen, nichts geahnt hatte. Als Werner um ſie warb, betrachtete ſie ihn

Digitized by Google

als Ideal edler Männlichkeit, von Gott ihr zugeführt. Später erfuhr sie, daß es nur ein renommierter Heiratsvermittler gewesen. Gott hatte nichts damit zu thun gehabt — die Ehe war ein Irrtum.

Was sieht ein unerfahrenes, reiches Gemüt nicht für geistige Schätze und Vorzüge in einen andern Menschen hinein, der ihm selbst und denen, die ihm nahe stehen, Liebe erzeigt!

Und sie konnte ihrem Gatten nicht mal einen Vorwurf machen, er hatte nicht eigentlich geheuchelt. Sie hatte ihn nur überschätzt, idealisiert, und er hatte sich nicht dagegen gewehrt. Unmerklich — es gab nie Scenen oder laute Auseinandersetzungen — zog sie sich von ihm zurück. Ihr Seelenleben war ihm ein Buch mit sieben Siegeln, von denen er nicht ein einziges zu lösen versuchte. Die Ehe konnte nur so formell friedlich fortbestehen, weil sie kinderlos blieb — andernfalls wären offene Konflikte und ein endgültiger Bruch unausbleiblich gewesen.

Ihr Gatte liebte sich, seinen Sport und ein angenehmes, sorgenfreies Genußleben, das er sich dank ihres Vermögens verschaffen konnte. Ihres Vermögens — daraufhin behielt sie sich ein gewisses Quantum persönlicher Freiheit vor, die sie nie mißbrauchte. Aber bei aller Selbständigkeit und Freiheitsliebe hatte sie ein echt weibliches, sehnsüchtiges Anschlußbedürfnis an eine große, einheitliche Vollnatur in sich aufgespeichert. Ein unterdrücktes Sehnen nach machtvoller Liebe, die sie aus der Lauheit ihres gewohnten Empfindens herausriß und mit starken Armen unwiderstehlich an sich zog.

Und nun trat ihrem wählerischen Geschmack ein Naturmensch entgegen, der eine nie zuvor gekannte, elementare Anziehung auf sie ausübte. Ein Mann aus einem Guß — das war's! Der besaß den Schlüssel zu den Tiefen ihres Weibseins. Die Natur hatte sie füreinander geschaffen, die Kultur arbeitete dagegen und riß sie auseinander. Unerbittlich.

Lonni haßte seine Eltern, diese Feiglinge, die ihn in Niedrigkeit gestoßen hatten, sonst ... Ach ... was ging sie das Sonst an und alle Wonnen, die es in sich schloß!

Heute macht sie dieser Episode, die sie innerlich aufreibt, wie ein schleichendes Fieber, ein Ende. Sie muß loskommen von den lockenden Bildern, mit denen ihre Phantasie spielt. Gegengift braucht sie. Er selbst soll es ihr reichen, unbewußt. Heut in Aussig, wo er von fünf Uhr an Feierabend — das klang so proletarisch: Feierabend — hatte. Statt sich einem unbekannten Böhmen anzuvertrauen, wollte sie Borustein auffordern, ihr Fremdenführer zu sein.

Dann — nicht mehr auf dem Wasser, am Lande, fort von seinem stolzen Schiff, das ihn so gut kleidete, in einfachem Zivil — mußte ihr die Desillusion kommen, die sie erhoffte. Da fiel der Nimbus, wie bei Schwänen und Wasserrosen, die am Lande auch unpoetisch wurden. Da würde er proletarisch aussehen, sich gewöhnlich benehmen ... ihr verfeinertes Gefühl durch zahllose Verstöße verletzen und sie tödlich langweilen, weil er nicht unterhalten konnte, nichts wußte von Musik, Litteratur, Büchern und Theatern, kurz den tausend Zuthaten,

Digitized by Google

die der gebildete Menſch fürs Leben braucht. Durch dieſe Radikalkur wollte ſie ſich heilen.

Aber vorläufig freut ſie ſich nur auf ſein ſeliges Geſicht, wenn ſie unerwartet mitten in Böhmen in die „Libuſſa“ ſteigen wird! — Eine Station hinter Bodenbach — die Bahn fuhr am Ufer entlang — überholen ſie das Schiff. Lonni zeigt ſich nicht am Coupéfenſter, ſie will ihn ja überraſchen ...

„Großprieſen — eine Minute!“ — Die junge Frau ſteht ratlos auf der kleinen, menſchenleeren Station. Ein alter Griesgram giebt ihr auf eine höfliche Frage eine mürriſche, tſchechiſche Antwort, die ſie natürlich nicht verſteht.

Aufs Geratewohl geht ſie hinaus auf die Landſtraße und ſpricht einen gutmütig ausſehenden Herrn — halb Engländer und halb Eingeborener — an mit weißer Mütze und braunen Segeltuchſchuhen. Wohlgefällig muſtert er die fremde Dame ... den Weg nach der Großprieſener Dampfſchifffſtation? Jawohl, den kann er ihr zeigen; den geht er zufällig ſelbſt. Aber freilich, wenn ſie das Salonboot erreichen will — er ſieht nach ſeiner Uhr —, da heißt's eilen! Ja ... wenn ſie den nahen Feldweg mitginge, aber der iſt ſchlecht für Damen mit dünnen Chevreauleder-ſtiefeln.

Lonni beruhigt ihn. Sie fiebert innerlich ... nur das Schiff nicht verſäumen! ... Und dann ein Marſch im Laufſchritt auf einem holperigen, ausgefahrenen Ackerweg; der Staub zollhoch. Hier muß es länger nicht geregnet haben. Um den Fremden, dem ſie immer einen Schritt voraus iſt, für ſeine unfreiwillige Hetzjagd zu entſchädigen, unterhält ſie ihn ununterbrochen von böhmiſcher Politik und böhmiſchen Bieren, während ihre Gedanken doch ganz wo anders ſind. Die beiden kriechen durch eine geſchloſſene Eiſenbahnbarriere, klettern über Zäune und halb zerfallene Mauern voll Brombeergeſtrüpp, dabei eine drückende Gewitterſchwüle — Lonni kann faſt nicht mehr. Auch ihr Begleiter wiſcht ſich immerfort die Stirn mit der Hand und macht ihr nebenbei begeiſterte Elogen. Einer ſo liebenswürdigen, temperamentvollen Schönen iſt er ſelten begegnet ... „gar nicht wie 'ne Deitſche“.

Endlich haben ſie ſich durch ein blühendes Kamillenfeld voller Bienen bis an die Elbe durchgearbeitet. Der weiße Dampfſchlot der „Libuſſa“ taucht eben wie ein Ausrufzeichen in der Ferne auf. — Ueberfahrt auf einer ausgetretenen Holzfähre, zugleich mit einem beladenen Bierwagen, deſſen Pferde wütend ausſchlagen.

Lonni atmet auf, als ſie wohlbehalten am jenſeitigen Ufer auf der Schiffslandungsbrücke ausruht. Da iſt der Billetverkäufer nicht aufzutreiben! — böhmiſche Gemütlichkeit —, und wenn er nicht die grünweiße Flagge herausſteckt, zum Zeichen, daß Paſſagiere mitfahren wollen, dampft das Eilboot vorüber, ohne anzuhalten.

Wieder wird der Fremde Lonnis Vorſehung. „Herr Ignaz!“ ... ruft er langgedehnt.

„Ich bade!“ ſchallt's irgendwo aus dem Waſſer.

„Jeſſes ... eine Dame iſt da und ich, der Dr. Werder. Wir wollen mit.“

„Die Fahne ſteht in der Buden, der Schlüſſel ſteckt.“

Digitized by Google

Da muß sich der Werber halt selber helfen, wenn er mit will. Er klettert draußen auf der Landungsbrücke herum und steckt die Fahne heraus.

Das Schiff kommt, Bornstein steuert. Während das Boot anlegt, überfliegt er gleichgültig die beiden Passagiere.

Lonni ist enttäuscht, er erkennt sie nicht unter ihrem weißen Schleier. Wie sollte er sie auch in Böhmen vermuten! . . .

Rasch ordnet sie in der Kajüte ihr Haar und steigt erwartungsvoll wieder auf Deck. Vom Radkastenplatz aus beobachtet sie ihn, wie er mit dem Rücken nach ihr auf seiner Kommandobrücke steht . . . wenn er sich doch umsähe . . . der Ahnungslose! Mit den Blicken umfaßt sie die stolze Gestalt . . . den schlank ansetzenden, gebräunten Nacken mit dem weißblonden Haarflaum darüber . . . die geschäftigen Arbeitshände am Steuerrad. Da — — am vierten Finger der Rechten etwas Glänzendes, ein breiter, goldener Reif . . . ohne Stein. Ein Trauring!

Magnetisch beeinflußt dreht Bornstein den Kopf und sieht in ihre starr auf ihn gerichteten Augen. Er fährt zusammen. Sie! — — Nicht Freude, sondern Schreck, fast Entsetzen.

Ohne zu grüßen, richtet er den Blick wieder aufs Fahrwasser, als ob er sie nicht erkannt habe.

Sie aber beobachtet nur seine Hände. Wirklich . . . ein Trauring. Jetzt deckt er geflissentlich die Rechte mit seiner Gestalt.

Als er sich wieder umwendet — sein Gesicht fahl, die Augen schwarz vor Erregung — und in scheinbar plötzlichem Erkennen die Mütze abreißt — — da trägt seine Hand keinen Trauring mehr.

Da erst weiß die junge Frau, daß es wirklich ein solcher gewesen.

Gelogen! — — Sie hatte ihn für eine schwere, monogame Natur gehalten . . . statt dessen spielt auch er mit der Liebe wie ein Kavalier.

Schuldbewußt steht er droben auf seinem isolierten Platz, und das Gesicht, das er ihr zugewandt, war feige gewesen. Die Desillusion, welcher sie jetzt anheimfiel, hatte sie nicht erwartet. Die war beschämender und schmerzhafter, als sie je voraussehen konnte.

Dr. Werder trat zu ihr. „Is Ihnen nicht gut, Gnädige? Sie sehen blaß aus. Wollen S' sich nicht setzen?"

Strahlend lacht sie ihn an. „Mir? Mir ist nichts. Ich bin nur müde von unsrer Pace über Stock und Stein."

Dann ließ sie sich von ihm über die Gegend orientieren, sich Berge, Fabriken und Kapellen nennen und zeigte für alles ein feuriges Interesse. Nur ihre Augen wurden immer glänzender und größer, weil sich, wie vor Ueberanstrengung, bräunliche Schatten darunter bildeten.

Kurz vor Aussig stieg sie mit ihrem Begleiter auf Oberdeck — Bornstein sollte sie lachen und plaudern hören. Hin und wieder streift sie ihn mit dem Blick . . . Dieses ewige Umlernen im Leben!

Er sieht sich nicht um — nur einmal, kurz vor Einlauf in die Stadt. Da kam

Digitized by Google

eine brünette, glatt geſcheitelte, junge Frauensperſon die Treppe herauf und ſtellte ſich hinter ihn. Eine ehrbare Kleinbürgerin, Mitte zwanzig, tadellos accurat, aber ſchlicht gekleidet; mit kurzem Schulterkragen, unter einem ſchwarzen Strohhut ein gutes, langweiliges Geſicht, voll und roſig, und an den bloßen Händen einen dicken, breiten, ziemlich neuen Trauring. Nicht Talmi, von heute auf morgen. Sie hatte etwas legitim ihm Zugehöriges, wie ſie hinter Bornſtein ſtand. Braut oder Frau! Zu einem unlauteren Verhältnis würde ſich dieſe Perſon nicht hergeben.

Sie mußte ihn wohl etwas gefragt haben, daß er ſich nach ihr umſah, unfreundlich, ja voll Feindſeligkeit. Warum hat er ſeinen Willen nicht durchgeſetzt und ſie zu Haus gelaſſen? Gerade heut! Aber da bat und bettelte ſie, und Mutter half ihr natürlich; die beiden hingen ja wie die Kletten zuſammen. Lonni erſchrak über ſeinen haßerfüllten Geſichtsausdruck. Jetzt wußte ſie, daß auch er unter ſeiner Lüge litt; anders, aber vielleicht qualvoller noch als ſie.

Wie Frau Treſſin mit Dr. Werder die Oberdecktreppe unter der Kommandobrücke hinunterging, hörte ſie den Kapitän ſagen: „Nun amüſieren Sie ſich nur heute gut in Auſſig, Frau Bornſtein. Waren ſie ſchon hier?“

„Nein“ — eine belegte, gewöhnliche Stimme —, „mein Mann nimmt mich 's erſte Mal mit, als Geſchenk, weil ich heut meinen Geburtstag habe.“

Alſo verheiratet ſogar! mein Mann ....

Es war zum Lachen. Nun, an dem Feiertagsgeſchenk würde die Frau wenig Freude haben. Bornſteins mühſam niedergehaltene Verbitterung wartete nur aufs Alleinſein, um allen Groll am „Geburtstagskind“ auszulaſſen.

Von Dr. Werder, der nur ihretwegen mit nach Auſſig gefahren, befreite ſich Lonni Treſſin durch eine Liſt, als ſie beim Verlaſſen des Schiffs über die belebte Fahrſtraße voller Wagen- und Perſonengedränge ſchritten. Da ließ ſie ihn vorgehen und ſchlüpfte in eine offene Hausthür. Sie wollte Ruhe, Alleinſein. Mochte der Mann von ihr denken, was er wollte.

Nach einer Weile ſetzte ſie ſich in ein nahes Kaffeehaus zweiten Ranges am Quai, auf einen Balkon mit von Epheuwänden umſchloſſenen Plätzen. Von hier konnte ſie die „Libuſſa“ beobachten, ohne daß ſie ſelbſt geſehen wurde ... ſie wollte das Ehepaar Bornſtein fortgehen ſehen.

„Mein Kompliment, Gnädigſte! Womit kann ich dienen? Was wünſchen S'?“ — ein geſchniegelter Kellner.

Ach ſo, beſtellen mußte man ja auch ...

„Einen ſchwarzen Kaffee, und wann geht der nächſte Zug via Bodenbach?“ Ihre Stimme klang ſo müde.

In einer halben Stunde ſchon? Gottlob, nur wieder nach Haus. Nach dem Bahnhof brauchte ſie nur über die Straße zu gehen.

Um ſie ratterten ſchwere Kohlenwagen, klapperten eilige Droſchken. In das Verkehrsgetöſe miſchte ſich der Donner des näherkommenden Gewitters. Windſtöße wirbelten Staubwehen und Papierfetzen die Straße entlang, eine Herde Kinder rannte ſchreiend nach Haus.

Digitized by Google

Lonni fröstelte trotz der Schwüle. Vor Fremdsein, vor innerer Verlassenheit — öder war ihr die Welt niemals vorgekommen. Mechanisch rührt sie in ihrem schwarzen Kaffee und starrt — krumm sitzend — durch eine Lücke in der Epheuwand nach der „Libussa".

Kapitän und Billeteur plauschen müßig am Ausgang, die übrige Mannschaft arbeitet fieberhaft thätig. Man „faßt" Kohlen vom Land, schippt sie in große Henkelkörbe, immer je drei Mann fassen zwei davon, und schüttet sie von Deck direkt in den Maschinenraum.

Der Anführer — in einer blauen Arbeitsbluse — that sich an Kraft und Schnelligkeit besonders hervor; er arbeitete wie eine Maschine, so stumm und selbstverständlich. Einmal sah er unwirsch auf zu der Frau, die vom Oberdeck aus phlegmatisch zuschaute, müßig übers Geländer gelegt, das sie sich mit ihren runden, weichen Armen polsterte. Sie hatte ihm wohl etwas zugerufen — er antwortete gar nicht. An der Art, wie er sich die Mütze zurückschob, um sich mit dem blauen Aermel den Schweiß vom Gesicht zu wischen, erkannte ihn Lonni.

Bornstein! Kohlen schippend. Jede Muskel angespannt bei der schweren Arbeit, die ihm so rasch wie andern das Spiel von der Hand ging. Dieses derbe, kräftige Zufassen ... kein Zögern oder Ausruhen! Wie sein Körper unter der Anstrengung sichtbar erstarkte, während die übrigen abfielen, müde wurden, daß sein Wort sie anfeuern mußte ... Weshalb war sie kein Mädchen aus dem Volk? — Diesen Mann hätte sie geliebt und keinen andern.

Selbst in der gröbsten Arbeit blieb er „Herr" und seinen Mitmenschen überlegen: durch Kraft, Disciplin — durch Naturgesetz. Das „Urweib" in ihr reckte sich auf, eine atavistische Wildheit. Wegstoßen von ihrem Ruheposten hätte sie die müßige Frau mögen, die mit der Gleichgültigkeit des gesetzmäßigen Besitzers ihm zusah ... voll wütender Eifersucht sie von seiner Seite reißen: Weg, dieser Mann ist mein! Weshalb war sie nicht aus niedrigem Stand? Um diesen Mann hätte sie gekämpft.

Aber das Kulturweib in ihr fühlte tausend Widerstände in sich selbst erwachsen; die Wünsche wechselten. Da sprang in ihr — der verfeinertsten, zivilisiertesten Frauen eine — plötzlich ein Haß gegen die Kultur auf, weil sie schwach machte, uneinig mit sich selber.

Abwerfen können alle Kultur und Halbheit und Kompliziertheit ... den Ballast von Angelerntem und Anerzogenem! Wieder naiv werden wie die ersten Menschen! Eins sein mit der Natur; auf einer blumigen, sonnendurchleuchteten Wiese an rauschendem Gewässer Hand in Hand, Auge im Auge mit diesem Mann durchs Leben dahingehen wie durch einen langen, seligen, nimmermüden Sommertag ...

Das Knirschen der Schaufeln hat aufgehört, der Kohlenvorrat war bewältigt. Ein schriller Pfiff — die „Libussa" fuhr davon, um weiter unten zu lagern. Auf der Kommandobrücke, noch den blauen Arbeitskittel über der Uniform, stand Bornstein und hinter ihm sein Weib.

Lonni erhob sich und ging schleppenden Schritts über die Straße nach dem

Digitized by Google

Bahnhof. Sie war wie zerſchlagen. In dem Bahnhofsgebäude wurden die Wände friſch geſtrichen; ſtatt der Plakate baumelten als Warnungszeichen an gezogenem Bindfaden zuſammengeknüllte, öſterreichiſche Zeitungen wie Vogelſcheuchen über der Schotenſaat. Die raſchelten und wiſperten in der Zugluft... Dazu der ſtickige Oelfarbendunſt und ein ſchwefeliges Zwielicht, das fortwährend von zuckenden Blitzen durchbebt war, ohne daß es recht zum Donnern oder zum Regnen kam.

Lange, ehe der Zug abging, hatte ſich Lonni in ein einſames Coupé geflüchtet und ſah durchs Fenſter mechaniſch auf die verrußten Maſchinenſchuppen und geradlinigen Schienen. Auf einem Geleiſe ſaß ein verkehrsgewohnter Sperling, piepte vergnüglich und putzte ſich ſein aufgeplüſtertes Gefieder. Dabei merkte er nicht, daß ein beim Rangieren abgeſtoßener Güterwagen langſam und geräuſchlos auf ihn zufuhr. Näher... näher... darüber hinweg. Wo der Sperling geſeſſen, lag ein unkenntliches Gematſche von Federn.

Die junge Frau zuckte gelaſſen die Achſeln. Schickſal!... Ein Sperling war eben auch nicht beſſer dran als die Menſchen.

*

Vollmond!

Der Wehlner Fährmann ſaß wartend in ſeinem Boot, das ſilbern glitzernde Waſſer gurgelte am Kiel. Hin und wieder kamen böhmiſche Flöße den Strom herunter; die Holzknechte ſchlugen mit ihren langen Rudern klatſchend ins Waſſer und unterhielten ſich laut. Ihre Wachtfeuer kniſterten und warfen rote Funken, wenn ein Lufthauch darüberſtrich.

Wieder Stille. —

Dann jagte am jenſeitigen Ufer der Wiener Expreßzug entlang mit ſeiner aufleuchtenden, unſteten Dampfſäule, wie die flatternde Mähne eines Fabelweſens.

Wieder Stille... Heimchen zirpen im Gras, ein Reh bricht rauſchend durch die Fichtenſchonung... Lonni Treſſin ſitzt einſam in ihrem Sommerzelt und ſieht in den großen, feierlichen Mond. In dieſe Lichteinöde mit ihrer abgeklärten, heiligen Leblosigkeit!

Da raſchelt es ſtärker in den Farnen, kommt näher, birſcht ſich vorſichtig heran; das kann kein Reh ſein. Geſpannt ſieht die junge Frau nach der Richtung des Geräuſches — unterhalb des Geländers erſcheint ein Mann.

Sie ſpringt entſetzt auf. Da ſchwingt er ſich herüber und faßt die Fliehende bei der Hand.

„Still! Erſchrecken Sie nicht, ich bin's."

Bornſtein. Seine Stimme beruhigt ſie; auf ſeinem Geſicht liegt eiſerne Entſchloſſenheit. Unterm Hochdruck ſeines Gefühls beherrſcht er die Situation ſo völlig, daß er ſeinen Ueberfall nicht mal entſchuldigt — er findet es ſelbſtverſtändlich, daß er hier iſt.

„Ich wußte, daß ich Sie hier finden würde." Stoßweis geht ſein Atem... „Sie mußten da ſein, es war nicht anders möglich." Noch immer hielt er ihre Hand.

Digitized by Google

Sie ist keines Wortes mächtig.

„So sehr erschreckt?“ Er bückt sich und sieht ihr ins Gesicht ... „So sehr?“

Sein leidenschaftlicher Händedruck bringt sie zur Besinnung. Sie entreißt ihm ihre Rechte und streicht sich mechanisch die schmerzenden Finger.

„Was wollen, was suchen Sie hier?“

„Sie, Fräulein.“ Zum Kampf gerüstet lehnt er mit dem Rücken gegen die Balustrade. „Gestern in Aussig ...“ wieder setzt sein Atem aus. „Das war furchtbar. Bis in den Erdboden hinein hätt' ich mich vor Ihnen schämen mögen.“

Also doch Ehrgefühl ... „Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie verheiratet sind?“

Wie sie ihn vorwurfsvoll ansieht, trifft sie seine Augen beschwörend, Verständnis heischend. Die einzige Sprache für das Unbewußte, das in ihm vorgegangen, für das Mysterium des intuitiven Zusammengehörigkeitsgefühls zweier Menschen beim ersten Sehen.

„Ich weiß es nich,“ sagt er tonlos.

Er weiß es nicht, und sie? Weshalb hat sie ihn stets bei dem „Fräulein“ gelassen? ... Sie hat wahrlich kein Recht zu Vorwürfen!

„Ich liebe meine Frau nich,“ fährt er überstürzt fort; „ich habe sie nur auf Mutterns Zureden vor zwei Jahren geheiratet, die wollte 's durchaus. Na, und alt genug war ich auch, und 's gefiel mir auch keine andre besser. Sie wohnte mit Mutter in einem Haus und hat sie wie 'ne Tochter gepflegt, als sie krank war. Denn gut ist sie, herzensgut. Nur lieben“ — es klang wie ein Aufschrei — „kann ich sie trotzdem nich!“

„Und Kinder?“ fragt Louni ergriffen.

Er schüttelt den Kopf. „Keine! Und wo ich Kindern so gut bin; sonst wär's vielleicht besser. Deshalb ist's auch gar kein Zuhause, so still und langweilig. Ich bin am liebsten auf dem Schiff mit den andern. — Wie Sie gestern in Aussig ausstiegen, und ich sagte mir: Wenn die Frau nich mit wäre, hätte ich Sie vielleicht ein bißchen in der Stadt 'rumführen dürfen, Fräulein ... da hätt' ich mit dem Kopf die Wände einrennen mögen. Das war noch schlimmer wie als Junge, wo ich nich aufs Meer durfte, und da dacht' ich schon, ich hielt's nich aus. Und sehen Sie, Fräulein“ — aus demütigem Impuls wie in der Kirche nimmt er die Mütze ab und dreht sie schüchtern in der Hand —, „ich sagt's Ihnen schon, daß ich auch nich besser wär' wie die andern — da hatt' ich nich gelogen.“

Das Religiös-Verehrungsvolle in seiner Abbitte, wie er sich vor ihr beugt in seiner Kraft, wie vor einem höheren Wesen ohne Fehl, beschämt sie, kommt ihr nicht zu, drängt sie zu überstürztem Geständnis.

„Ich habe Sie nicht zu richten. Ich ... ich bin auch verheiratet.“

Aber sie wagt nicht, ihn anzusehen. An ihm vorbei gehen die Blicke über das mondsilberne Wasser. Aus dem feuchten, niedrigen Gras gleitet eine Ringel-

Digitized by Google

natter über den Weg hinein in die Fichtenschonung. Lonni tritt aufschauernd zurück . . .

Sie — verheiratet! Kein Mädchen mehr. Ein andrer besitzt sie, hat Ansprüche. Das Blut stürmt ihm zu Kopf.

„Ich könnte Ihren Mann töten!“ sagt er heiser. Elementare Eifersucht glüht in ihm auf bei dem Gedanken an seinen glücklichen Rivalen. Wo ist er? Weshalb läßt er sie immer allein fahren? Es will nicht in seinen Kopf, wie man diese Frau überhaupt von sich lassen kann.

„Töten,“ wiederholt sie erschüttert, „und was würden Sie dadurch gewinnen?“

„Nichts! . . . ich weiß es ja. Ich bin ungebildet, arm, kann einer Frau wie Ihnen gar nichts bieten, gar nichts! O Gott, wenn ich klug und fein wäre!“ Er schüttelt die geballten Fäuste in ohnmächtiger Wut gegen den sternenflimmernden Nachthimmel; als stünde er Auge in Auge mit den verstorbenen Eltern droben, schleudert er ihnen seinen Fluch zu. „Jetzt erst hasse ich Vater und Mutter. Ich hasse sie!“

„Nein, nein!“ Beschwörend legt sie ihre Hände auf seinen Arm. Die beiden Gesichter sind geisterhaft bleich in dem hellen Mondlicht. „Ihre Eltern sind tot und haben wohl ihre Schuld gebüßt.“

„Die?“ Mit wegwerfendem Auflachen. „Ich büße dafür, die nicht! Die Toten sind glücklich und haben Frieden. Ich aber? Für mich kommt 's Elend.“ In wilder Verzweiflung: „Ich weiß jetzt erst, was ich entbehre!“

Seine stumpfe Zufriedenheit in kleinen Verhältnissen, das wunschlose „In-den-Tag-hinein-leben“ war für immer dahin. Durch sie. Sie hatte ihn wachgerüttelt. Neue Ziele, fremde Wonnen gezeigt. Das angeborene edle Blut triumphierte über die niedrige Volksschule und brach sich Bahn, indem es ihn elementar hindrängte zu dem einzigen Weib seines Herzens, seiner Liebe.

Leidenschaftlich nimmt er ihre beiden Hände. „Wenn ich klug und gebildet wäre . . .“ Im Flüstern erstirbt, was sein Mund aus Respekt vor dem gesellschaftlichen Abstand zwischen ihm und ihr nicht auszusprechen wagt. Aber seine heißen Augen vollenden's. Sie drücken eine Sehnsucht nach ihr aus, ein glühendes Liebewerben, das sie wie ein Feuerzauber umbrandet.

Diesem Mann ist sie alles. Glück, Leben, Welt; er gehört ihr mit jedem Gedanken und jedem Blutstropfen, als wäre sie das einzige Weib dieser Erde. So hat er nie vorher geliebt, so wird er nie nach ihr wieder lieben können. Es ist das Höchste von Gefühl — überlebensgroß, unverbraucht, durch keine Erinnerungen geschwächt.

„Wenn Sie klug und gebildet wären . . . was dann?“ . . . Sie muß die Frage thun, trotzdem sie weiß, daß es Wahnwitz ist, daß sie der anstürmenden Flut den letzten Damm bricht. Wie in Ekstase sieht sie in sein von der gewaltigen Erregung vergeistigtes Gesicht, dessen Zauber sie überwältigt.

Sie fragt noch? . . . Fühlt, ahnt sie nicht? . . . Er darf ja nicht mehr sagen. Doch! Diese berückenden Augen, in denen das Mondlicht glitzert, die

Digitized by Google

ahnen, wissen, wie es um ihn steht. Der halb geöffnete Mund, die Gestalt, die unbewußt ihm zustrebt ...

Mit einem Jubelschrei reißt er sie an sich.

Und sie schlingt beide Arme um seinen Hals, um den schlanken Nacken, den sie so oft in Gedanken geliebkost, schließt die Augen und drückt sich fest an seine Brust, als ob sie nie mehr von ihm gehen wollte.

Kein lauter Ausbruch der Leidenschaften. Eine Seligkeit, stumm und unbegrenzt wie der Himmel über den beiden. Um sie die laue Nacht mit ihrem Mondenschein, den weißen Wegen und schwarzen, still liegenden Schatten unter Baum und Strauch. Hin und wieder der sammetne Flug vorüberhuschender Fledermäuse, das Gerieſel fallender Steinchen durch einen am Abhang wühlenden Maulwurf ...

Ein mächtiger Naturfrieden, während der Alltag schlief.

*

Und dann war Bornstein gegangen.

Lonni schritt im Dunkel — der Mond war hinter Wolken — ihrem Hause zu. Bis in die Tiefen ihres Wesens aufgewühlt, in einem Zustand seelischer Erschütterung, aus dem sie keine Erlösung sah. Konnte in einem andern Verhältnis auf Erden Liebe und Leid, Glück und Entsagung so untrennbar verschmolzen sein? ...

Sie liebte diesen Mann in seiner einheitlichen, überzeugenden Naturgröße, der als Menschenmaterial zu den Besten dieser Welt gehörte. Und wie er sie liebte! ... Trotz aller Leidenschaft mit zarter Scheu, aus Aengstlichkeit, ihr zu mißfallen; mit erstaunlichem Feingefühl, welches das Königingefühl in ihr schonte, ohne daß er sich zum Sklaven erniedrigte. Kein noch so erfahrener Frauenkenner hätte ihre eigentliche Weibnatur richtiger zu erfassen gewußt als dieser unverdorbene Naturmensch aus Intuition.

Ihn nicht wieder verlieren ... ihn an sich fesseln! — Von dem Wunsche beseelt, wurde sie eine kühne, entschlossene Erbauerin, die kein Hindernis anerkannte, mit lauter blühenden Möglichkeiten jonglierte. Gewiß, sie würden sich beide scheiden lassen. Sie wollte diesen Mann zu sich heranbilden, ihn sich erziehen; mit ihm nach Paris, London, Italien reisen, lesen und studieren, um ein gleiches geistiges Niveau zu erzwingen ...

Unvermittelt schlug ihr Optimismus ins Gegenteil um. Eine Flutwelle von Zweifeln und Verzweiflung schwemmte plötzlich jede Hoffnung hinweg und verwandelte das Eiland glücklichen Liebeslebens in eine Oede dumpfer Trostlosigkeiten. Das verfeinerte Kulturweib in ihr erhob sich, drohend, prophetisch ... Nicht vor dem offenen Kampf mit Welt und Gesellschaft — nein, vor den heimlichen Konflikten mit ihr selbst graute ihr: wenn sich die geistigen Abstände zwischen ihm und ihr aufthun würden, die zwei so verschiedene Vorleben in andern Gesellschaftsklassen unweigerlich mit sich brachten.

Aus dieser Furcht heraus hatte sie in verzweifeltem Entschluß ihm das

Digitized by Google

Verſprechen abgerungen, daß ſie gegenſeitig ſtark ſein und ſich meiden wollten. Auf immer.

„Stark ſein“ hatte ſie's genannt ... er hatte ſie ſo eigen dabei angeſehen. Jetzt war er der Schwächere, er konnte den Gedanken der Trennung nicht faſſen; ſie hatte ihn eben lange nicht ſo lieb wie er ſie. Das konnte wohl auch nicht anders ſein, er war ja ungebildet und niedrig. Er empfing ihre Liebe wie ein Gnadengeſchenk, an dem man nicht tadeln, von dem man ein Mehr nicht fordern darf.

Und ſo hatte er das Verſprechen gegeben. In dumpfer Betäubung, wie ein Nachtwandler. Schon war er beim Abſchied bis zum Ausgang des Zelts gekommen ... plötzlich kehrte er um, warf ſich ihr zu Füßen, ſchlang die Arme um ihren Leib und legte den Kopf in ihren Schoß.

„Ich kann nicht gehen ...“

Sie biß die Zähne zuſammen bei dieſem Ausbruch ſeiner Verzweiflung, ſie ſtreichelte ſeinen blonden, geliebten Kopf, ihre Thränen tropften auf ſein Haar — und doch dachte ſie, ſie könnte die Trennung von ihm ertragen.

Erſt als er gegangen, hatte ſie die Unmöglichkeit deſſen eingeſehen, daß ſie ihn nie mehr wiederſehen wollte.

Ruhelos durchwachte ſie die Nacht, ohne ſich niederzulegen. Sie hätte das Stilliegen nicht ausgehalten bei dem Aufruhr, der in ihr tobte, und ſie vermochte nicht, ſich zur Klarheit durchzuringen.

„Ich weiß es nicht ... mein Gott, ich weiß es nicht!“ murmelte ſie immer wieder und ging verſtört im Zimmer auf und nieder, bis ſie endlich im Hauſe an leiſen Geräuſchen hörte, daß ihre Dienſtboten bei der Arbeit waren.

Es war längſt Tag. Sie klingelte nach ihrem Thee.

„Gnädige Frau ſchon angezogen?“ wunderte ſich das Stubenmädchen.

‚Noch' wäre richtiger, dachte die Herrin.

„Denken Sie nur, gnädige Frau, ein ſchreckliches Unglück! In den Steinbrüchen, kaum eine halbe Stunde hinterm Park, hat man — vermutlich bei Nacht von dem ſchmalen Fußweg abgeſtürzt — mit zerſchmettertem Schädel einen Dampfſchiffſteuermann gefunden.“

Zufällig abgeſtürzt? ... Die völlige Hoffnungsloſigkeit hat ihn in den Tod getrieben — nur ſo konnte er ſein Verſprechen halten ... Mit einem durchdringenden Aufſchrei brach die junge Frau beſinnungslos zuſammen.

*

Als Werner Treſſin, telegraphiſch herbeigerufen, in ſeinem grünen Lodenſportskoſtüm ganz der magere Racertyp einer eleganten Fahrradbahn, vor dem Krankenbett ſeiner Frau ſtand, erkannte ſie ihn nicht. Er wußte nicht recht, wie er ſich bei der ungewohnten Situation benehmen ſollte; Lonni war immer geſund geweſen.

Der Arzt konſtatierte den Ausbruch eines ſchweren Nervenfiebers mit fraglichem Ausgang. Aber ihre kräftige Natur rang ſich durch.

Digitized by Google

Als sie, zum erstenmal wieder bei Besinnung, mit ihren grau gewordenen, kurz geschnittenen Haaren in den Kissen lag, beschwor sie ihren Gatten, sie fort von hier zu bringen, so schnell wie möglich. Und dann bat sie, man möge ihr aus dem armseligen, brennesselumwucherten Haus des Elends den kleinen, herzigen Knaben mit den Jesuskindaugen heraufholen zur Gesellschaft. Niemand anders wollte sie um sich haben.

Das Kind ließ sie nicht wieder von sich. Sie nannte es „Arno" und hing an ihm in fanatischer Zärtlichkeit. Das einzige Wesen, das im stande war, den Trübsinn zu zerstreuen, der ihren Geist zu umnachten drohte.

Auf Anraten des Arztes entschloß sich Herr Tressin, ihrem Wunsche nachzugeben und den Knaben an Kindes Statt anzunehmen.

Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges.

Von

Friedrich v. Esmarch.

(Schluß.)

Als im August 1870 die deutschen Heere gegen Frankreich auszogen, waren sie infolge der von der Militärmedizinalabteilung des Königlich preußischen Kriegsministeriums eingeführten großartigen Verbesserungen mit ärztlichem Personal, Krankentransportmitteln und Sanitätsanstalten so reich ausgestattet wie keine vorher von Deutschen oder andern Staaten ins Feld gestellte Armee.[1])

Auf je 170 Mann der Kopfstärke kam ein Arzt. Zur Leistung der ersten Hilfe im Gefecht verfügte jedes Armeecorps außer den Truppenärzten über drei Sanitätsdetachements, von denen jedes mit 124 Krankenträgern und 6 Transportwagen ausgerüstet war. Zur Aufnahme der von den Verbandsplätzen der Sanitätsdetachements eingelieferten Verwundeten hielt jedes Armeecorps 12 Feldlazarette, jedes für 200 Kranke berechnet, in Bereitschaft. Zur Ergänzung respektive zur Ersetzung der Feldlazarette beim Vorrücken der Armeen dienten das Lazarettreservepersonal und die Reservedepots. Das den Truppen selbst beigegebene Sanitätspersonal und -Material sicherte auch in den meisten Fällen dem vereinzelt kämpfenden kleineren Truppenverbande den notwendigen ärztlichen Beistand auf dem Gefechtsfelde.

[1]) Siehe den Sanitätsbericht über die deutschen Heere 1870/71 Bd. I.

Digitized by Google

Durchschnittlich kam in den Schlachten auf 70 Mann Verlust ein Arzt, höchstens (bei Spichern und bei Vionville) 130 auf einen Arzt, freilich immer noch recht hohe Zahlen. Doch erscheint das Verhältnis günstiger, wenn man in Betracht zieht, daß die oben angegebenen Zahlen aus dem Gesamtverlust berechnet sind, der auch die Vermißten und auf der Stelle Getöteten umfaßt. Andrerseits wurden die Aufgaben des Aerztepersonals in den meisten Schlachten dadurch beträchtlich gesteigert, daß ein großer Teil der französischen Verwundeten, weil von ihren Ambulanzen verlassen, auf deutsche Hilfe angewiesen blieb.

Immerhin wurde in allen Fällen erreicht, daß mindestens 24 Stunden nach der Schlacht alle Verwundeten gelagert und versorgt waren. Dies wurde selbst dann erreicht, wenn große Schlachten unmittelbar aufeinander folgten. Trotz der großen Verluste der Schlacht bei Vionville am 16. August war in der noch verlustreicheren Schlacht bei Gravelotte am 18. August ärztliche Hilfe reichlich und pünktlich zur Stelle.

In Deutschland wurden während des Feldzuges an 84 Orten bei 114 Lazaretten 481 Baracken errichtet. Ein großes Barackenlazarett nach amerikanischem Muster stand auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin.[1]) Auch auf dem Kriegsschauplatz selbst wurden mehrfach Baracken errichtet.[2])

In großem Maßstabe kam das Krankenzerstreuungssystem zur Verwendung. Im ganzen sind 250 000 Kranke und Verwundete in die Heimat geschafft worden, unter diesen fast 40 000 in den sogenannten Sanitätszügen, die gewissermaßen fahrende Lazarette darstellten, und deren im ganzen 36 zur Verfügung standen. Nach großen Schlachten gelangten Verwundete in großer Zahl sogleich von den Verbandplätzen aus, ohne vorher in einem Feldlazarett gewesen zu sein, nach den Sammelpunkten der Evakuationstransporte. Namentlich nach den ersten Schlachten fand eine frühzeitige und beträchtliche Krankenzerstreuung statt. Es hat dies vielfach und nicht mit Unrecht Tadel erfahren. Doch muß anerkannt werden, daß ohne jene Maßregel in den Schlachten vor Metz die Hilfe vielleicht nicht so ausgiebig zur Stelle gewesen wäre.

Nicht weniger bedeutend und erfreulich sind die Leistungen der freiwilligen Krankenpflege auf dem ihr eingeräumten Gebiete gewesen. 1866 noch hatte sich ihre Hilfe häufig zersplittert. 1870 ist sie, wenigstens zum größten Teil, unter Leitung eines Zentralkomitees, mit bestimmten Instruktionen und im engen Anschluß an das staatlich organisierte Sanitätswesen aufgetreten. Sie beteiligte sich vielfach am Transport der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, wo ihre Hilfe oft sehr willkommen war, sie wirkte mit bei der Feststellung der Identität der Gefallenen, bei der Anlage und Instandhaltung der Gräber. Weltliche Pflegerinnen ließen auf dem Gefechtsfelde selbst oder in unmittelbarer Nähe desselben sich die Erquickung und Verpflegung der Verwundeten angelegen sein. Einige sogenannte „freiwillige Sanitätscorps“ bildeten eine Art freiwilliger Feld-

[1]) Siehe das Barackenlazarett auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin.

[2]) Siehe Esmarch: Verbandplatz und Feldlazarett. 2. Aufl. Berlin 1871.

Digitized by Google

lazarette, richteten nach der Schlacht selbständig Lokalitäten ein und versahen den Dienst daselbst bis zur Evakuation der Verwundeten oder bis zur Ablösung durch staatliches Personal. Das größte Lazarett der freiwilligen Krankenpflege bestand in Weißenburg unter Billroths Leitung. Diese freiwillige Hilfe war gerade nach den ersten Schlachten von größter Wichtigkeit, weil damals ein Teil der staatlichen Feldlazarette die Armeen noch nicht hatte erreichen können.

Von großer Wichtigkeit war dann die Mitwirkung der freiwilligen Krankenpflege, ihres Aerzte- wie Pfleger- und Pflegerinnenpersonals in den etablierten staatlichen Lazaretten und im Evakuationsdienst.

Da ferner die staatlichen Reservedepots mehrfach nicht zu rechter Zeit angelangt waren, so sind nicht nur Erquickungs- und Genußmittel, welche nicht zum Etat der staatlichen Sanitätsformationen gehörten, sondern auch Lebensmittel, Verbandzeug und andre unentbehrliche Dinge in großem Umfange aus den Depots der freiwilligen Krankenpflege entnommen worden.

Auch die freiwillige Krankenpflege rüstete eine größere Zahl von Sanitätszügen aus.

In der Heimat sorgte die freiwillige Hilfe für Verband- und Erfrischungsstationen auf den Bahnhöfen, beteiligte sich am Verwaltungsdienst in den staatlichen Reservelazaretten, errichtete besondere Vereins- und Privatlazarette und übernahm Rekonvalescenten in Privatpflege.

Nach dem vom Zentralkomitee veröffentlichten Rechenschaftsbericht sind demselben fast 54 Millionen Mark an Geld und Naturalgaben zugeflossen.

Für die außerordentlich großen Leistungen, welche die freiwillige Krankenpflege 1870/71 geleistet, hat Kaiser Wilhelm in einem unter dem 14. März 1871 an die Kaiserin Augusta gerichteten Schreiben Dank und warme Anerkennung ausgesprochen.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Französische Hilfsgesellschaft während des Krieges mit dem deutschen Zentralkomitee in beständiger Verbindung blieb und sich bemühte, die guten Dienste, welche seitens der deutschen freiwilligen Krankenpflege den französischen Kranken geleistet wurden, den in französischen Hospitälern befindlichen Deutschen zu vergelten.

Der Krieg von 1870/71 war dann der erste, in welchem der auf den Genfer Oktoberkonferenzen erörterte Plan einer Unterstützung der Krankenpflege bei den kriegführenden Nationen durch neutrale Völker eine Verwirklichung erfuhr. Die in den Jahren 1866 bis 1870 in den meisten europäischen Ländern gebildeten ständigen Hilfsgesellschaften, schweizerische, niederländische, belgische, österreichische, englische, russische, italienische, nordamerikanische Vereine ließen beiden kämpfenden Völkern Geldmittel und andre Unterstützungen zukommen und beteiligten sich an der Pflege der Verwundeten durch Ausrüstung von Lazaretten und Entsendung von Aerzten.

Jedenfalls hat auch der Krieg 1870/71 wieder bewiesen, daß Florence Nightingale recht hatte mit ihrem oben angeführten Worte über das Wünschenswerte und selbst Unentbehrliche der freiwilligen Hilfe.

Digitized by Google

Ueberblickt man die eben geschilderten Veranstaltungen, die Leiden des Krieges zu mildern, so wird niemand den großen Fortschritt gegen früher verkennen.

Doch wollen wir nicht unterlassen, auch der Mängel zu gedenken, die trotz alledem noch hervorgetreten sind.

Es hat sich häufig der Mangel fühlbar gemacht, daß die Krankenträger der Sanitätsdetachements nicht sogleich in der ersten Hilfe und als Pfleger ausgebildet waren.[1])

Bisweilen ferner wäre eine raschere Bergung der Verwundeten erforderlich gewesen. In der Schlacht von Beaugency-Cravant am 8., 9. und 10. Dezember, wo 10—12° R. Kälte herrschte, erlitten nicht wenige Verwundete Frostschäden höheren und geringeren Grades.[2])

Es hat sich dann gezeigt, daß die Organisation der freiwilligen Krankenpflege doch noch nicht genügend zentralisiert, daß sie noch nicht hinreichend dem staatlichen Sanitätsdienst eingegliedert war und daß sie vielfach ungeeignete und ungenügend vorgebildete Elemente entsendet hatte.

Diesem Mangel sucht denn auch die neue Feldsanitätsordnung von 1878 abzuhelfen und die weitere große Entwicklung des Zentralkomitees vom Roten Kreuz und die Thätigkeit der Genossenschaft freiwilliger Krankenpflege, der Samaritervereine und der freiwilligen Sanitätskolonnen.

Ein andrer großer Mangel ist nicht in der mangelhaften Organisation des Sanitätswesens an sich begründet gewesen, sondern darin, daß die Bestimmungen der Genfer Konvention merkwürdigerweise auf französischer Seite nicht genügend bekannt waren oder nicht beachtet wurden. Weder von seiten der französischen Regierung noch seitens der französischen Hilfsgesellschaften war etwas geschehen, um den Inhalt der Konvention zu *popularisieren*, während das deutsche Zentralkomitee bei Ausbruch des Krieges den Text der Konvention und eine kurz-verständliche Erläuterung ihres Sinnes in 80000 Exemplaren drucken und in der Armee und der Bevölkerung verbreiten ließ.[3])

Die französischen Militärärzte unterließen das Aufhissen der Neutralitätsflagge und das Anlegen der Binde mit dem roten Kreuz. Damit in Uebereinstimmung zogen sich die französischen Ambulanzen und Aerzte nach der Schlacht fast regelmäßig zurück und überließen die französischen Verwundeten den deutschen Aerzten, während doch die Genfer Konvention gerade hatte ermöglichen sollen, daß sie, vollkommen neutral, bei ihren Verwundeten bleiben konnten. Es liegt aber auf der Hand, daß die noch so reichlich bemessenen Sanitätsformationen einer Armee sich unzureichend erweisen müssen, wenn sie nach einer großen Schlacht auch die Verwundeten der andern mitversorgen sollen.

In der späteren Periode des Krieges, als er einen immer erbitterteren

---

[1]) Siehe hierzu: Sanitätsbericht S. 130, 135, 154, 220.

[2]) Sanitätsbericht S. 210.

[3]) Sanitätsbericht S. 429.

Digitized by Google

Charakter annahm, fehlte es auch nicht an offenen Feindseligkeiten gegen deutsche Aerzte und Verwundete. Aerzte und Pfleger wurden ihres Privateigentums beraubt und gemißhandelt. Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz wurden wiederholt deutsche Aerzte und Hilfspersonal mit den Kranken als Kriegsgefangene weggeführt und dadurch wochenlang ihren Aufgaben entzogen.[1])

In den seit dem großen Kriege verflossenen achtundzwanzig Jahren haben die Bemühungen, den Kampf gegen die Schrecken des Krieges immer besser vorzubereiten, nicht geruht. Das deutsche Kriegssanitätswesen ist, namentlich auch durch die Initiative des jetzigen Generalstabsarztes der Armee, immer zweckmäßiger und umfassender ausgestaltet worden.

Die Ausbildung der Aerzte ist verbessert, das der Verwundeten- und Krankenpflege dienende Material den Grundsätzen der Antiseptik und Asepsik gemäß völlig verändert.

Die Zahl der Krankenträger der Sanitätsdetachements ist um die Hälfte vermehrt und durch Pflegepersonal ergänzt. Die Sanitätswagen haben eine Vermehrung und ihre Einrichtung mannigfache Verbesserungen erfahren. Die Erfindung der transportabeln Baracke wird künftig ermöglichen, überall auf dem Kriegsschauplatz, auch wo Baumaterial und technische Hilfskräfte fehlen, die Verwundeten in Baracken unterzubringen. Nicht zum mindesten verdankt man dies letztere der Kaiserin Augusta, die durch Stiftung von Preisen unermüdlich zur Lösung jener wichtigen Aufgabe angeregt hat.

Der freiwilligen Krankenpflege ist eine wichtige Rolle in dem Organisationsplane des Kriegssanitätsdienstes eingeräumt. Zwar auf dem Schlachtfelde selbst soll sie nur ausnahmsweise zur Verwendung kommen, wenn die staatlichen Kräfte nicht ausreichen. Aber auf allen übrigen Gebieten ist sie als notwendiger, ergänzender Faktor nunmehr anerkannt, gemäß dem Ausspruch aus hohem Munde:[2]) „Den Abstand, um welchen das staatlich Erreichbare hinter den berechtigten Forderungen der Menschenliebe zurückbleibt, vermag nur die freiwillige Krankenpflege auszufüllen."

Um aber die freiwillige Hilfe zu einer solchen Mitwirkung zu befähigen, ist festgesetzt, daß nur bestimmte Korporationen zur Unterstützung im Kriegsfall berechtigt sind, nämlich nur die Vereine vom Roten Kreuz und die mit ihnen verbündeten Landesvereine, sowie die Ritterorden, und außerdem, daß nur geschultes Hilfspersonal verwandt werden darf. Die Hauptaufgaben jener Korporationen im Frieden sind demgemäß: Ausbildung eines tüchtigen Pflegerpersonals, namentlich auch männlicher Krankenpfleger, und Sammlung aller zur Krankenpflege notwendigen Gegenstände in großen Depots, welche beständig ergänzt und vervollständigt werden müssen. Mit der Mobilmachung wird die freiwillige Krankenpflege dem Rahmen der staatlichen Einrichtungen eingefügt und erhält eine einheitliche Leitung. Sie verfügt über einen bis ins einzelne ausgearbeiteten

[1]) Siehe Sanitätsbericht Seite 216.
[2]) Siehe Kriegern S. 6.

Digitized by Google

Mobilmachungsplan, um ohne Aufenthalt mit dem ersten Mobilmachungstage ihre Thätigkeit beginnen zu können.

Vielfach ist die immer mehr an Ausdehnung gewinnende Samariterbewegung eine Verbindung mit jenen Bestrebungen der freiwilligen Hilfe eingegangen, in dem richtigen Gedanken, daß für ein thatkräftiges Helfen im Kriege Uebung im Frieden bei Not- und Unglücksfällen nur von Vorteil sein könne.

Wie bei uns so sind auch in den andern Kulturländern die Einrichtungen des Kriegssanitätsdienstes mannigfach verbessert und den humanen Anforderungen unsrer Zeit entsprechend mehr und mehr umgestaltet worden. Doch würde mich das einzelne hier zu weit führen.

*

Seit dem Kriege 1870/71 sind allein im russisch-türkischen Krieg 1877 größere Schlachten mit zahlreichen Verwundeten vorgekommen. Man hat diesen Krieg in Bezug auf die Art der Kriegsführung einen altmodischen genannt. Er war es auch in Bezug auf das Sanitätswesen. Denn er führte uns die aus früherer Zeit so wohlbekannten Schreckensscenen wieder vor Augen, was allerdings zum großen Teil durch die schlechten Wege und die mangelhaften Verkehrsmittel in dem halbbarbarischen Lande verursacht wurde. Wir hören, daß in der Schlacht bei Plewna die Sanitätsanstalten bei weitem nicht ausreichten, daß unzählige Verwundete tagelang ohne Verband und ohne Nahrung blieben, daß sie, wenn es regnete, förmlich in Schmutz und Wasser schwammen. Wir hören von tagelang währenden Transporten Verwundeter auf grundlosen Wegen und Fuhrwerken primitivster Art.

Wir lesen, daß man die Verwundeten, weil keine Betten vorhanden waren, auf den malariaschwangeren Boden der Steppe lagerte.

Aber eine äußerst wichtige Thatsache hat Bergmann, in jenem Feldzuge als Chirurg in der ersten Linie thätig, konstatieren können und in einer berühmt gewordenen Arbeit[1]) veröffentlicht: die günstigen Resultate des früh angelegten abschließenden Verbandes. Selbst die gefürchteten Kniegelenkschüsse zeigten unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen einen ausnahmsweise hohen Prozentsatz von Heilungen, wenn nur bald nach der Verwundung die Wunde durch aufgepackte Verbandwatte geschlossen und das Bein durch einen Gipsverband unbeweglich gestellt war. Aehnliche Erfahrungen konnte bald darauf Reyher[2]) im serbischen Kriege machen: sogar eingedrungene Tuchfetzen heilten reaktionslos ein, wenn das Knie frühzeitig, wie oben angegeben, verbunden war.

*

Die Freunde der Humanität haben allen Grund, von frischer Zuversicht erfüllt zu sein in diesem Augenblick, wo der Alleinherrscher des gewaltigen

[1]) Ernst Bergmann: Die Behandlung der Schußwunden des Kniegelenkes im Kriege. Stuttgart 1878.

[2]) Karl Reyher. Die antiseptische Wundbehandlung in der Kriegschirurgie, in Volkmanns Sammlung klinischer Vorträge. Nr. 141—143. Leipzig 1878.

Digitized by Google

russischen Reiches sich selbst an die Spitze der Friedensbewegung gestellt hat. Sie mögen sich der Hoffnung hingeben, daß „die Kriegsgefahr, die bisher durch die gegenseitige Furcht abgewendet wurde, künftighin die Humanität als entschlossene Gegnerin auf ihrem Wege finden wird" (N. Fr. Presse, 25. 1. 1899).

Und doch, wer kann wissen, wie bald die Leidenschaften über alle andern Erwägungen triumphieren, wie bald irgendwo in Europa oder in Asien, in Afrika oder Amerika die Gelegenheitsursache gegeben ist für den Ausbruch eines erbitterten opferreichen Krieges!

Und wenn das Gefürchtete eintreten sollte, wenn die europäischen Riesenheere, mit den aufs höchste vervollkommneten Mordwerkzeugen bewaffnet, aufeinander losstürmen,[1]) dann werden sich Aerzte und Hilfspersonal ungeheuern Anforderungen gegenüber sehen.

Dürfen wir nun annehmen, daß die Aufgabe, die der humane Sinn der Zeitgenossen sich gestellt hat, gelöst ist, daß wir hinreichend gerüstet sind, um den Schrecken eines künftigen großen Krieges zu begegnen?

Ich glaube, als Arzt, vor allem folgende Forderungen im Namen der Humanität stellen zu müssen:

1. Es ist durch internationale Vereinbarung festzusetzen, daß die Geschosse der modernen kleinkalibrigen Gewehre mit hoher Anfangsgeschwindigkeit nur Mantelgeschosse sein dürfen, keine Bleispitzgeschosse (sogenannte Dum Dum-Geschosse). Ueber diesen Punkt habe ich mich im letzten Januarheft dieser Revue so ausführlich geäußert, daß ich nichts hinzuzufügen habe. Aehnliche Abmachungen müßten platzgreifen, sowie künftig andre unnötig grausame Waffen oder Geschosse auftauchen sollten.
2. Jeder Soldat muß ein zweckmäßiges Verbandpaket bei sich tragen. Das deutsche Notverbandzeug besteht nach meinem Vorschlage aus einer 5 Meter langen Sublimatmullbinde und 2 Stück Sublimatmullkompressen mit einer Sicherheitsnadel. Leider hat man sich nicht entschließen können, auch ein dreieckiges Tuch hinzuzufügen. Und doch giebt es kein Stück, mit welchem sich in so mannigfaltiger Weise passende Verbände anlegen und Ruhigstellungen von Gliedern erreichen ließen.[2]) Ich möchte die Mitgabe des dreieckigen Tuches für sehr wünschenswert erklären.
3. Im Anschluß an die letzterwähnte Forderung ist zu verlangen, daß jeder Krankenträger, aber auch jeder Soldat in der Leistung der ersten Hilfe schon im Frieden unterwiesen werde. In der deutschen Armee sind es einstweilen außer den Offizieren nur die Krankenträger. Diesen ist es denn auch in bestimmten Fällen gestattet, den Verwundeten zu verbinden, wenn ein Arzt nicht gleich zur Stelle ist. Aber wie oft wird es sich künftig, bei der zu erwartenden großen Zahl der Verwundeten, bei dem verheerenden, auch das Sanitätspersonal der ersten Linie mitnehmenden

[1]) Siehe Johann v. Bloch: Der Krieg. Berlin 1899.
[2]) v. Esmarch: Der erste Verband auf dem Schlachtfelde.

Digitized by Google

Schnellfeuer, ereignen, daß weder ein Arzt noch ein Krankenträger zur Stelle ist, um zum Beispiel einen Verwundeten vor der Verblutung zu bewahren! Warum also die Soldaten nicht unterweisen, in Notfällen sich selbst und untereinander zu helfen?

Wir verfügen doch nachgerade über eine stattliche Reihe von Fällen, wo Samariterhilfe bei Unglücksfällen lebensrettend gewesen ist.

Ich habe ferner schon 1879 [1]) auf die günstigen Resultate Bergmanns und Reyhers bei Gelenkschüssen hingewiesen und betont, wie wichtig es sei, daß der Soldat im stande sei, bei Abwesenheit ärztlicher Hilfe, sich selbst oder andern einen sauberen, die äußere Wunde abschließenden provisorischen Verband anzulegen. Ich muß an dieser Anschauung festhalten.

Daß die Zahl der Verwundeten in einem künftigen Kriege sehr groß sein wird, steht fest. Wahrscheinlich wird es also nicht möglich sein, die Verwundeten früher zu bergen als 1870/71, wo doch durchschnittlich immer erst innerhalb 24 Stunden die Bergung vollendet war. Denn es kommt noch hinzu, daß die Verbandplätze wegen der weittragenden Feuerwaffen oft erst 2000—3000 Meter hinter der Feuerlinie werden angelegt werden können. Welchen Schädlichkeiten ist aber die Wunde eines auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten innerhalb 24 Stunden ausgesetzt!

Auch das sei wieder hervorgehoben, daß die Wunden der Mantelgeschosse der neuen Gewehre keineswegs grausamer sind als die der früheren Geschosse, sondern von günstigerer Beschaffenheit und günstigerer Aussicht auf Heilung. Nicht so sehr die Wunden an sich werden künftig den Verwundeten gefährden, sondern die Wundkrankheiten, die aber, wie wir wissen, durch einen frühzeitigen, zweckmäßigen Verband verhütet werden können.

4. Es hat sich 1870/71, wie oben erwähnt, gezeigt, daß einer internationalen Abmachung von solcher Tragweite wie die Genfer Konvention die Durchführung noch nicht einfach gesichert ist dadurch, daß die beteiligten Mächte dieselbe anerkennen. Seitdem sind beinahe dreißig Jahre vergangen, und wir dürfen hoffen, daß wenigstens die Aerzte künftig, dem Sinne der Konvention entsprechend, unter allen Umständen bei ihren Verwundeten bleiben und nicht wieder, wie im deutsch-französischen Kriege, die Verwundeten des geschlagenen Heeres größtenteils von den Ambulanzen des siegreichen mit versorgt werden müssen, wodurch natürlicherweise, trotz der besten Vorbereitungen, ein Notstand entstehen wird.

Dagegen wird es nicht überflüssig sein, zu fordern, daß Offiziere und Soldaten über die Bedeutung der Genfer Konvention ausreichend

[1]) Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Achter Kongreß. 1879. **Esmarch**: Ueber Antiseptik auf dem Schlachtfelde I. 47 und II. 33.

Digitized by Google

unterrichtet werden, und zwar schon in Friedenszeiten. Auch die übrige Bevölkerung müßte, namentlich zu Beginn des Krieges, darüber aufgeklärt werden, daß die Verwundeten und die mit dem Roten Kreuz bezeichneten Personen für unverletzlich zu erachten sind, wie dies im Jahre 1870 von seiten des deutschen Zentralkomitees der freiwilligen Krankenpflege geschehen ist.

Endlich wäre wohl auch der Vorschlag Henry Dunants [1]) zu berücksichtigen, daß allen Staaten die Verpflichtung auferlegt würde, je nach dem Verhältnis ihrer Truppenzahl eine entsprechende Zahl von Aerzten, Pflegern, Lazaretten, Betten ꝛc. ins Feld zu stellen.[2])

Der Beginn des Kulturkampfes.

Aus Forckenbecks Briefen an seine Gemahlin.

Von

M. Philippson.

Der Sommer 1871 sah den Beginn des „Kulturkampfes“ in Preußen und dem Deutschen Reiche: ein verhängnisvolles Ereignis, das einen tiefen Riß in das kaum geeinte große Vaterland brachte, in seinen Folgen das klerikale Zentrum in der preußischen und deutschen Volksvertretung bedeutend verstärkte und so in diesem eine dritte, den Liberalen und Konservativen an Zahl ziemlich gleiche Partei schuf. Die Dreiteilung der Parlamente aber hat die Bildung einer festen Mehrheit in ihnen unmöglich gemacht und damit die unerläßliche Vorbedingung für ein wahrhaft konstitutionelles Staatsleben vernichtet. Forckenbeck, obwohl durchaus kein Gegner der ihm angestammten katholischen Kirche und ebensowenig von dem ganzen Streite erbaut, glaubte doch, daß es sich in diesem um eine grundsätzliche Entscheidung zwischen Staatsgewalt und Hierarchie handle, und stellte sich deshalb von Beginn an auf die Seite des Staates.

Als der Reichstag Ende Oktober 1871 wieder zusammentrat, fand er sich in einem neuen, schönen Heim — dem Gebäude in der Leipzigerstraße, das freilich nur als provisorisches Haus für ihn gelten sollte.

[1]) Henry Dunant: Der Vorschlag Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus II. „Deutsche Revue“, Februar 1899.

[2]) Anmerkung der Redaktion. Dieser Artikel bildet die noch nicht erschienene zweite, veränderte und wesentlich vermehrte Auflage der gleichnamigen, im Jahre 1869 veröffentlichten Schrift des Herrn Verfassers.

Digitized by Google

Berlin, 4. November 1871.

Montag wohnte ich der ersten Reichstagssitzung bei. Der Saal ist wirklich vortrefflich, aber so riesig, ernst und prächtig, daß ich namentlich bei den ersten Reden von Delbrück und Wedel, die sehr langweilig und gemessen sprachen, glaubte, in einem Senate zu sein, nicht in einer lebendigen Volksvertretung. Später wurde es anders. Mit Lasker, der seine erste große Rede in diesem Saale losgelassen, mit Roggenbach aßen wir nach der Sitzung im Hotel Petersburg ... Dienstag abend war ... eine sehr lange Konferenz mit Admiral Jachmann. Die Marine wird sehr gegen das Landheer zurückgedrängt, und wir sollen vom Reichstage aus ihr zur schnellen Weiterbildung helfen. Das war der Zweck der ganz geheimen und vertraulichen Konferenz.

Am Mittwoch war ich zum Diner bei dem Grafen Münster, abends sechs Uhr, gebeten. Außer den drei Töchtern des Grafen waren ungefähr sechs Abgeordnete, darunter Prinz Wilhelm von Baden und ein Fürst Hohenlohe-Weilburg, zu Tische. Mit dem Prinzen Wilhelm von Baden passierte mir das Sonderbare, daß ich ihn nicht wiedererkannte. Im Jahre 1866 und 1867 hatte ich mehrere sehr intime und lange Unterredungen mit ihm gehabt. Damals war er mager, bleich. Er hatte 1866 als Kommandeur des badischen Armeecorps eine sehr häßliche Stellung gehabt und litt noch unter den Folgen dieser Anstrengung. Jetzt sah er dick und sehr wohl aus.

Am nächsten Tage, Donnerstag, hörte ich zum erstenmal Treitschke sprechen. Ein mächtiger Redner und von großer Wirkung, um so mehr, als man weiß und an der Rede hörte, daß er so taub ist, daß er selbst von seinen Worten auch gar nichts hört. Seine Freunde schreiben ihm mit kurzen Bleistiftnotizen auf, was andre Redner gesagt haben, und darauf antwortet er.

Gestern war ein großes Diner beim Minister Delbrück, und zu meiner Verwunderung wurde mir der Platz neben Fürst Bismarck angewiesen. Er war wie immer der heiterste Nachbar, und wie mir schon so häufig begegnet ist, sprach er viel mit mir von seinen persönlichen und Familienangelegenheiten. So zum Beispiel:

Er habe fortwährend Streit mit seiner Frau darüber, ob es ihm möglich sein werde, dauernd und ruhig auf dem Lande zu leben. Danach sehne er sich gewaltig. Er behaupte, daß er sehr glücklich ruhig auf dem Lande leben werde. Er sei nicht ehrgeizig. Er lege keinen Wert auf äußere Auszeichnung, Würden, Titel, und habe oft gedacht, wie glücklich ein andrer in seiner Lage bei Vorliebe zu solchen Dingen sein würde. Er sei von Natur sehr faul, und jetzt müsse er ungeheuer arbeiten. Auf dem Lande würde er daher sich sehr behaglich finden. Seine Frau dagegen, obwohl sie es behaupte, nicht. Jede Frau, auch die beste, einmal an das Leben der großen Welt, Gesellschaften ꝛc. gewöhnt, werde, wenn sie auch noch so sehr sich über Mühe und Aufregung des Lebens beklage, dennoch, aus dem Leben dieser Art austretend, nach demselben sich zurücksehnen.

Ich meinte, daß ihm doch auch Augenblicke in seinem Stillleben auf dem

Digitized by Google

Lande kommen werden, in welchen er sich nach den Geschäften zurücksehne. Er meinte: „Ja, wenn ich sähe, daß die Regierungen Dummheiten machten."

Ich führe diese eine Sache an, um Dir ein Bild der Unterhaltung zu geben.

Heute war Sitzung über den Reichskriegsschatz. Unleugbar ist die Maßregel eine Entlastung des so schwer belasteten preußischen Staates, und ich kann daher namentlich v. Hoverbeck mit seiner wirklich doktrinären Opposition nicht begreifen.

*

Berlin, 14. November 1871.

Die Katholiken müssen wissen, nämlich die Klerikalen, daß ich ihr entschiedener Gegner bin. In den letzten Tagen habe ich viel über einen Antrag gegen sie in den Parteien verhandelt, und auch mit dem bayrischen Staatsminister v. Lutz verhandelt. Der letztere macht den gerade nicht angenehmen Eindruck übertriebener Schlauheit. Die bayrische Regierung, von den Ultramontanen hart bedrängt, wollte vom Reich ein Gesetz haben, welches den Geistlichen bei Strafe das Politisieren auf der Kanzel verbietet.

Wenn es mich auch anwidert, die große katholische Frage bei Gelegenheit eines Strafparagraphen in Anregung zu bringen, so müssen doch Reichstag und Reichsregierung in der Sache vorwärtsgehen und feste Position gegen den unfehlbaren Papst und seine Ultramontanen nehmen; und wenn man in der Kirche dem Geistlichen bei Strafe nicht widersprechen darf, so ist es auch ganz in der Ordnung, wenn er über Sachen, die zur wahren Gottesverehrung gar nicht hingehören, nicht sprechen darf. Lasker erhob unerwartet Bedenken, und das führte zu den Verhandlungen mit Lutz. Auch das werden die Katholiken erfahren, und die Konservativen ladet man sich vielleicht bei den Verhandlungen über den Militäretat, bei welchen ich übrigens zu vermitteln suche, auf den Hals.

Ueber die Bewegung in den eigentlich katholischen Kreisen habe ich aber die merkwürdigsten Aufschlüsse von einem hochgestellten katholischen Geistlichen. Die Ultramontanen müssen selbst Oberinnen von Nonnenklöstern absetzen, weil diese an den unfehlbaren Papst nicht glauben. Doch darüber mündlich mehr.

*

Berlin, 24. November 1871.

Seit meinem letzten Briefe sind die Tage in einer fortwährenden Erregung und Aufregung und Beschäftigung in parlamentarischen Dingen verlaufen... Immer verlief der Tag hauptsächlich in Konferenzen mit entscheidenden Männern und in Fraktionsberatungen. Die katholische Angelegenheit und die Militärangelegenheiten, dann der Zwischenfall mit Simson sind die hauptsächlichsten Punkte, um die sich alles dreht.

Wie groß die Aufregung ist, kannst Du daraus entnehmen, daß Bismarck und Simson beide krank zu Bette liegen. Bei der katholischen Angelegenheit handelt es sich darum, ob der Antrag der Regierungen durchgeht. Das ist zweifelhaft, da die Klerikalen, ein Teil der Konservativen und wenige Radikale

Digitized by Google

Front gegen denselben machen. Beim Militäretat handelt es sich um folgendes: Wir wollen 1 500 000 [Thlr.] absetzen. Die Partei designierte Bennigsen und mich zu Verhandlungen mit dem Fürsten B. Diese begannen am 20. l. Monats, nachmittags 3 Uhr. Seit der Zeit wiederholte Konferenzen mit Bismarck, Selchow und Roon, die mit Konflikt drohen und endlich mit dem Vergleichsvorschlage kommen, das alte Pauschquantum auf drei Jahre zu verlängern. Dann wollen sie Mehrforderungen von 2—5 Millionen Thalern aufgeben. Eigentlich war das mein ursprünglicher Gedanke. Jetzt will aber Lasker nicht mit und droht mit Sprengung der Partei, die zu Dreiviertel für die Sache ist. Gleich um 7 Uhr fängt die entscheidende Parteisitzung an.

*

Berlin, 3. Dezember 1871.

Das waren schwere Tage, aber es galt, eine lang gehegte Meinung zu verteidigen, von deren Durchdringen meiner Ueberzeugung nach die ruhige und gedeihliche Entwicklung des Reiches in seinen ersten Jahren, außerdem aber die Abwendung einer bedeutenden Mehrbelastung des Landes abhing.

Wäre es nicht so gemacht worden, so hätten wir schon im nächsten Jahre einen um vier Millionen Thaler höheren Militäretat, und für längere Jahre, trotz aller parlamentarischen Kämpfe, gehabt. Hoffentlich werden wir 1874 friedliche Zustände befestigt haben; solange aber die Franzosen die 3000 Millionen Franken nicht gezahlt haben — und sie müssen sie erst 1874 zahlen —, so lange ist von einem gesicherten Frieden nicht die Rede. Meine von den Zeitungen sehr verstümmelte Rede will die Nationalzeitung morgen nach dem stenographischen, von mir fast gar nicht korrigierten Berichte bringen. Von der Partei stimmten 50 mit Bennigsen und mir, 45 gegen uns mit Lasker. Wir blieben aber zusammen. Die Militärs sind alle sehr unzufrieden. Nach ihrer Meinung ist mit dem Pauschquantum nicht auszukommen.

* *

Nur wenige Tage durfte Forckenbeck sich in Elbing bei den Seinigen ausruhen und seinen Anwaltsgeschäften obliegen; dann wurde er wieder zum Präsidium des Abgeordnetenhauses berufen.

Berlin, 9. Dezember 1871.

Die heutige Sitzung des Hauses ist durch die eingebrachten Vorlagen sehr interessant geworden, und die Landtagssession läßt sich als eine sehr wichtige an. Die ganze Mahl- und Schlachtsteuer soll aufgehoben, durch die direkte Klassensteuer ersetzt und zugleich die letzte Stufe [der] Klassensteuer in der ganzen Monarchie erlassen werden. Dadurch werden allerdings fünf Millionen Steuerzahler, d. h. solche, welche jährlich nur 15 Silbergroschen Steuer zahlten, von jeder direkten Steuerzahlung befreit, und der Staat giebt wirklich $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Steuern jährlich auf. Die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer und deren Ersatz durch direkte Klassensteuer ist eine alte, dringende Forderung

Digitized by Google

der liberalen Partei, wird schließlich Brot und Fleisch wohlfeiler machen und so auch die ärmere Klasse entlasten, endlich eine Masse von Vexationen beseitigen.

Allerdings werden viele Kommunen, die ihren Haushalt auf die gar keine Erhebungskosten verursachenden Zuschläge zur Mahl- und Schlachtsteuer stützen, bankerott ... Ich habe es den weisen Herren schon seit Jahren vorausgesagt. Sie haben aber die Hände in den Schoß gelegt und sitzen jetzt im Kleister darin.

Die Maßregeln haben viel Bedenkliches, aber ich glaube, daß sie gerecht sind und durchdringen werden.

Dazu hat die Regierung heute früh neue Eisenbahnen eingebracht. Das Oberrechnungskammergesetz, gleichfalls eine alte Forderung der liberalen Partei, ist auch gut.

Diese Entwicklung war unmöglich, wenn wir nicht im Reichstage den Frieden in der Militärsache sicherten und uns gegen Erhöhung des Militäretats sicherten [sic]. Allmählich sehen viele Leute und Zeitungen das ein, und so werde ich vielleicht mal wieder recht behalten.

* Berlin, 14. Januar 1872.

Die große Neuigkeit ist die sichere Nachricht, daß Mühler seine Entlassung nachgesucht und das Staatsministerium einstimmig beim Könige die Erteilung beantragt hat.

Ob sie erteilt wird, ist noch nicht ganz sicher. Mühler soll noch Anstrengungen bei der pietistischen Seite machen, sich zu halten.

Wer der Nachfolger wird? Man weiß es noch nicht. Falk war beim Könige gestern nur der Zivilprozeßordnung wegen empfangen. Man nennt Hobrecht, Oberbürgermeister in Breslau. Bennigsen und Dein Mann, von welchen Zeitungen sprechen, werden es nicht und wollen es auch nicht werden.

Schon vor Weihnachten wurde ich von kompetenter Seite gefragt, wann ich das Schulgesetz und den Kultusetat auf die Tagesordnung bringen wolle. Ich antwortete: aus verschiedenen Gründen erst nach Neujahr. Jetzt habe ich zweimal publiziert, daß diese beiden Gegenstände alsbald auf die Tagesordnung kommen würden.

Donnerstag kam auf einmal v. Bismarck sehr vergnügt in das Haus, lud mich auf gestern zum Diner ein und erkundigte sich, wie die Sachen mit Mühler im Hause ständen?

Inzwischen hatte ich mit gesorgt, daß Freikonservative, Nationalliberale, Fortschritt behufs eines Mißtrauensvotums zusammentraten. Ich sagte ihm das.

Gestern war das Diner, bei welchem ich statt der Fürstin die Comtesse zu Tische führen mußte, eine sehr liebenswürdige Dame. Und dort beim Diner ist die Thatsache sicher erzählt.

* Berlin, 21. Januar 1872.

Ich habe vor einigen Tagen den Dr. Kosch[1]) veranlaßt, mit in meine [Präsidial-]Wohnung zu ziehen. Der alte Mann war seit acht Tagen vor Weih-

[1]) Abgeordneter für Königsberg. Kosch war Israelit.

Digitized by Google

nachten ernstlich krank gewesen. Er konnte sich gar nicht erholen, sah jämmerlich aus und klagte mir, daß er in seinem Gasthofe gar keine Ruhe habe und sich ganz verlassen fühle. Ich forderte ihn darauf auf, zu mir zu ziehen, was er annahm. Er wohnt in dem ersten Zimmer hinter meinem großen Schlafsaal und hat sich schon während der drei Tage merklich erholt. Er hat die Nächte ruhig geschlafen. Wenn Du aber herkommst, hat die Wohnung noch immer Raum für alle.

Mühlers Nachfolger ist noch nicht ernannt. Der einzige in Betracht kommende Bewerber ist aber Falk, obgleich die ultrakonservative Partei wahrscheinlich alle möglichen Anstrengungen für andre Größen macht und der alte Herr[1]) sehr verdrießlich sein soll.

Falk trat mit mir zugleich 1858 in das Abgeordnetenhaus ... Ich bin immer sehr befreundet mit ihm gewesen ...

Am Freitag Diner des liberalen Zentrums. Bei letzterem saß ich bei Excellenz Bernuth. Er fragte mich, ob ich nicht die Stelle eines ersten oder zweiten Appellationsgerichtspräsidenten annehmen werde, und erbot sich, das in Anregung zu bringen. Ich habe ihn gebeten, diese Anregung vorläufig zu unterlassen.

In den Geschäften kommen wir nur langsam weiter. Im Hause fehlt eine eigentliche ministerielle Partei. Die Konservativen sind mißvergnügt, und so bin ich der einzige, der treibt, und das hilft bei einer so großen Versammlung nicht.

Neulich sprach jemand[2]) mal mit Fürst Bismarck, ob er nicht seine Memoiren vorbereite. Er meinte: Nein. Die Monarchie könnte zu schlecht bei denselben wegkommen, und die müßte doch Kindern und Enkeln erhalten bleiben ...

*

Berlin, 28. Januar 1872.

Anbei übersende ich Dir wieder ein Autograph eines jetzt viel genannten Mannes, des neuen Kultusministers Falk ... Die feinen, zierlichen Züge Falks verhalten sich zu den massiven, derben Zügen Bismarcks wie der Mann zum Manne. Ich glaube nicht, daß Falk durchgreifend wirken wird. Er ist aber ohne allen religiösen Fanatismus, neutral und gewandt, und das ist für uns schon ein großer Fortschritt. Er wird aber bald einen großen Sturm zu bestehen haben. Die Klerikalen haben eine wütende Agitation gegen das Schulaufsichtsgesetz losgelassen, und die protestantischen Orthodoxen stehen ihnen kräftig zur Seite. Tagtäglich laufen grobe Petitionen mit Tausenden von Unterschriften aus allen Teilen der Monarchie gegen das Gesetz ein, vorzugsweise natürlich aus katholischen und protestantisch-pietistischen Gegenden: Ermland, Hannover, Rheinland, Posen, Oberschlesien zeichnen sich aus. Dazwischen kommen ganz vereinzelt anonyme Gegenschriften, die deutlich zeigen, wie groß schon die Macht und zugleich die Wut der Geistlichkeit ist. Und das geht gleichzeitig in derselben

[1]) Der Kaiser.

[2]) Dieser „jemand", wie Forckenbeck aus Vorsicht das „ich" korrigiert, war F. selber.

Digitized by Google

Frage so, auf Befehl der Jesuiten, in Frankreich und Irland. Hoffentlich geht das Gesetz mit Garantien für die städtischen Kommunen durch.

Ueberhaupt liegen die Dinge eigentümlich. Im Hause ist gar keine Regierungspartei mehr. Die Konservativen sind besorgt, stutzig, weil die Regierung ihnen zu liberal wird, und die Liberalen wissen auch nicht, wie sie daran sind. Erstere werfen der Regierung Knüppel in den Weg, letztere halten sich zurück. Niemand treibt die Geschäfte, wenn nicht ich, und so ist meine Lage nicht leicht.

*

Inzwischen wurde vielfach für den durch Seidels Tod erledigten Posten eines Oberbürgermeisters von Berlin Forckenbeck in Aussicht genommen.

Berlin, 11. Februar 1872.

Heute vor acht Tagen konnte und hatte ich noch nichts über den Oberbürgermeister von Berlin zu schreiben. Inzwischen haben sich die Dinge etwas geändert, und wenn die Sache auch noch sehr fern liegt, so muß ich doch alles was vorliegt, der Frau meines Herzens anvertrauen. Bis vor acht Tagen hatte ich nur Redensarten in den Zeitungen gelesen. Mit mir selbst hatte niemand gesprochen. Dann — ich glaube, es war am Montag — kam v. Bunsen zu mir und teilte mir mit: Kochhann, der Stadtverordnetenvorsteher, habe ihn gefragt, ob man es wohl wagen könne, Forckenbeck den Oberbürgermeister anzubieten. Ich sagte, daß mir die Sache so unendlich fern gelegen, daß es mir schwer werde, darauf sofort zu antworten. Darauf kommt Dienstag oder Mittwoch Gneist: am Abend vorher sei eine ganz enge Versammlung einflußreicher Stadtverordneter zusammen gewesen, und da sei sehr lebhaft meine Kandidatur zum Oberbürgermeister aufgestellt, aber auch sehr lebhaft aus dem einzigen Grunde bekämpft worden, weil ich Katholik sei. Die Beratungen würden aber fortgesetzt, und der Einwand sei doch zu lächerlich. Ich gab eine unbestimmte Antwort. Darauf kam am Donnerstag Kochhann auf dem Ball im königlichen Palais zu mir, bat mich um eine Unterredung, die wir dann auch in einem der Nebenzimmer abhielten. Gneist hatte mir mitgeteilt, daß gerade auch Kochhann den Einwand des Katholizismus gemacht hatte. Er erzählte jetzt von der lebhaften Parteinahme unter den Stadtverordneten für mich, von dem Bedenken, daß ich Katholik sei. Seit Berlin existiere, habe es nur protestantische Bürgermeister aufzuweisen. Der Magistrat habe das Patronat über viele protestantische Kirchen, da müsse der Oberbürgermeister mit dem protestantischen Kirchenregimente gut stehen. Er sprach dann viel von den Pflichten des Bürgermeisters, von der Art seiner Politik, forschte über meine katholischen Grundsätze, deutete an, ich hätte eine große Partei, sprach aus, man könne mich wählen, gerade weil ich unbefangener Katholik sei. Kurz, das Gespräch dauerte so lange, bis ein Hofmarschall kam und mich bat, mich nach Aufhören der Quadrille so zu stellen, daß mich die Prinzessin Karl finden könne, die mit mir sprechen wolle.

Der Oberbürgermeister hier hat sehr viel Arbeit, sehr verwickelte Kompetenz-

Digitized by Google

verhältnisse nach oben, eine radikale Stadtverordnetenversammlung: kurzum, große Aufgaben und sehr viele Hindernisse, sie zu erfüllen.

Das Gehalt beträgt 6000 Thaler jährlich und 2000 Thaler Wohnungsentschädigung.

Ob ich, wenn eine ernste Aufforderung ankommt, annehme? Ich weiß es noch nicht.

Auf der Wahl sind noch Hobrecht und Winter. Ich glaube auch, daß das Bedenken als Katholik durchschlägt, und daß man den Gedanken fallen lassen wird. Auch der Kaiser wird selbst einen Katholiken meiner Färbung nicht wollen ... Mich läßt die Sache außerordentlich ruhig.

Die letzten drei Tage waren aufregend für mich. Ich habe viele so kolossale Debatten noch nicht erlebt.[1]) Meine Verwahrung hinsichtlich der Präsidialrechte[2]) hatte eine doppelte Bedeutung oder vielmehr eine dreifache. Einmal wies sie die Insinuation Windthorsts zurück, daß der Abgeordnete recht- und schutzlos sei gegenüber einem mächtigen Minister. Bismarck wurde daran erinnert, daß ein Wächter da sei. Er war in solcher Aufregung, daß eine solche Erinnerung gut war. Sie hat mir für den nächsten Tag genützt. Der Welt wollte ich abgewöhnen, daß sie bei jedem angeregten scharfen Angriff fragte: warum schreitet der Präsident nicht ein?

Das Haus ist ganz zufrieden mit mir.

Aber die Abstimmung ist kläglich. So weit sind die Pfaffen also schon, daß, wenn der mächtigste und um das Land verdienteste Minister fordert, was dem Staate gebührt, doch fast alle Konservative mit den Pfaffen gehen! Nur 26 Stimmen Majorität! ...[3])

Am Donnerstag auf dem Ball im königlichen Palais, der wie immer wirklich schön war, hatte ich sehr lange Gespräche mit der Kaiserin, Prinzessin Karl, Kronprinz u. s. w.

*

Berlin, 13. Februar 1872.

Aus Deinem heutigen Briefe ersehe ich, meine heißgeliebte Marie, daß Du Dich wirklich unnötig aufregst. Die Sache mit dem Oberbürgermeister liegt noch

---

[1]) Es handelte sich um das Schulaufsichtsgesetz.

[2]) In der Reichstagssitzung vom 8. Februar hatte Bismarck gesagt: der Abgeordnete Windthorst habe seine Worte „zurechtgelegt". Windthorst protestierte dagegen, daß der Reichskanzler von „Verdrehung" der Worte gesprochen habe. Der Präsident bemerkte dazu, Bismarck habe den Ausdruck „Verdrehung" nicht gebraucht. Windthorst aber kam, um den Kanzler und den Präsidenten aufeinander zu hetzen, am folgenden Tage auf die Angelegenheit zurück: er müsse dem Ministerpräsidenten eine persönliche Antwort geben, denn „ich stehe unter der diskretionären Gewalt des Präsidenten, deren Ausübung dem Ministertisch gegenüber nicht klar ist". Demgegenüber wies Forckenbeck darauf hin, daß er, wie alle Präsidenten des Abgeordnetenhauses, daran festhalte, die diskretionäre Gewalt auch den Ministern gegenüber auszuüben; er habe aber in diesem Falle keinen Anlaß dazu gehabt, da nicht jeder scharfe Ausdruck parlamentarisch unzulässig sei.

[3]) In der zweiten Lesung.

Digitized by Google

wirklich sehr fern, und ich glaube sogar, daß sie augenblicklich schon so entschieden ist, daß sie mir gar nicht nahe tritt. Ich schließe das daraus, daß mir neuerdings gar keine Mitteilungen mehr werden, nur daß gestern auf dem Hofball der Oberhofmarschall Perponcher mir sagte: „Sie sollen ja alles mögliche nach den Zeitungen werden; man will Sie ja zum Oberbürgermeister wählen." Worauf ich lachend erwiderte: „Das scheint mir doch sehr fern zu liegen; ich zerbreche mir darüber noch nicht den Kopf." Außerdem weiß ich, daß Hobrecht[1]) sicher auf die Wahl rechnet. Er ist nach Hause gereist, um seine Frau zu fragen, die über den Gedanken in Thränen zerfließt. Also beruhige Dich ...

Heute ist das Schulaufsichtsgesetz mit 52 Stimmen Majorität nach sehr bewegter Debatte definitiv von uns angenommen.

*

Berlin, 28. Februar 1872.

Wie ich Dir schon schrieb, habe ich heute den Absagebrief abgesendet. Gneist hat, denselben erst in der vertraulichen Sitzung der Stadtverordneten abgeben zu dürfen, wenn er sich überzeugt habe, daß wirklich keine Majorität vorhanden sei. Er hat diese Ueberzeugung gewonnen. Es hat sich gezeigt, durch private Rücksprache, daß sichere Stimmen in erster Linie nur höchstens 20 vorhanden waren.

Bei Beginn der Verhandlungen wurde darauf mein Brief vorgelesen und dann eine Probewahl vorgenommen, bei der sich herausstellte, daß Winter[2]) 46, Hobrecht 36 Stimmen hatte. Winter wird also morgen mit großer Majorität gewählt ... Wer weiß, wozu es gut ist!

*

Berlin, 2. März 1872.

Winter war in der geheimen Vorversammlung gewählt worden. Am Donnerstag, dem Tage nachher, traf das Ablehnungstelegramm von Winter ein, und darauf beschloß die Stadtverordnetenversammlung, die Wahl bis zur nächsten Woche zu vertagen.

Das Telegramm von Winter ist durch ein Telegramm des Kronprinzen an Winter hervorgerufen. Der Kaiser hat den Kronprinzen rufen lassen, ihm erklärt, daß er Winter nie bestätigen werde,[3]) und darauf hat der Kronprinz dieses telegraphiert. Es ist dieses aber großes Geheimnis ...

Einige Personen meinen, daß man jetzt bei der Wahl auf mich zurückkommen werde. Ich glaube, daß das bei der bestimmten Ablehnung kaum möglich ist und auch nicht geschieht. Ich bin deshalb sehr ruhig.

Die Geschichte mit Eulenburg kann wahr sein,[4]) aber auch lediglich er-

[1]) Oberbürgermeister von Breslau.

[2]) Oberbürgermeister von Danzig.

[3]) Kaiser Wilhelm I. hat es Winter nie verziehen, daß dieser während der Konfliktszeit den Kronprinzen zu einer öffentlichen Erklärung gegen die Preßordonnanzen veranlaßt hatte.

[4]) Nämlich daß Minister Eulenburg wegen der Schwierigkeiten, die er bei der Durchführung des Entwurfes der Kreisordnung fand, seine Entlassung forderte.

Digitized by Google

fanden. Ich weiß nur, daß schwere Sitzungen des Staatsministeriums stattfanden, aber über die Verleihung der Kirche in Köln an die Altkatholiken. Bismarck ist sehr aufgeregt und zu den durchgreifendsten Beschlüssen gegen die Jesuiten geneigt. Ueber deren Treiben in Münster hatte mir Vetter A. Hosius die eingehendsten Mitteilungen gemacht, und ich gab im Interesse meiner Vaterstadt Falk diesen Brief zu lesen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von ihm diese Sachen.

*

Berlin, 10. März 1872.

Von verschiedenen, gut unterrichteten Seiten geht mir ein Ausspruch Bismarcks angeblich zu Berliner Stadtverordneten zu, der übrigens in engeren Kreisen schon erzählt wird: „Was, Forckenbeck wollt ihr zum Oberbürgermeister wählen? Das laßt, mit dem habe ich was andres vor." Ich halte das für leere Redensart oder erfunden. Gleichzeitig gingen aber die Gerüchte von Eulenburgs Rücktritt und erhielten in den letzten Tagen dadurch eine Unterlage, daß auf einmal auch die Gerüchte vom baldigen Schlusse des Landtages auftauchten. Das heißt die Kreisordnung wieder unter den Tisch fallen lassen, dem Grafen Eulenburg den Ruhm, diese gefördert zu haben, entziehen. Ich erklärte nun laut und so, daß die Herren es erfahren: Wenn man uns schließen wolle, so würde ich die Kreisordnung gar nicht mehr zur Verhandlung bringen, da wir nicht noch einmal schätzbares Material schaffen wollten, auch nur dann vernünftig beschlossen werde, wenn man mit Aussicht auf Verwirklichung der Beschlüsse arbeite. Das hatte zur Folge, daß Bismarck gestern morgen einen vertrauten Rat seines Ministeriums zu mir sandte, der meine Gründe entgegennahm. Gestern war Staatsministerium. Gestern um $10^1/_4$ Uhr abends wurde mir schon angezeigt, daß man eventuell nur vertagen und ernstlich die Kreisordnung verhandeln will. Das heißt: Eulenburg bleibt.

In der letzten Mittwochsitzung hat die Stadtverordnetenversammlung mich wieder auf die Kandidatenliste gesetzt, jedoch soll ich vorher gefragt werden, ob ich annehme. Inzwischen erkundigen sie sich nach allen Dingen: ob meine Kinder protestantisch oder katholisch erzogen werden, und so weiter.

Ich antworte wahrscheinlich mit einer — Ablehnung. Es geht doch nicht anders!

*

Berlin, [14. oder 15.] März 1872.

Der Oberbürgermeister in Berlin läßt mich doch noch nicht in Ruhe. Am Mittwoch haben sie beschlossen, nur Hobrecht, Kohleis, Bürgermeister von Posen, und mich auf die Kandidatenliste zu setzen. Heute kommt Virchow im offiziösen Auftrage der Stadtverordneten und verlangt eine Erklärung, ob ich annehme oder sicher ablehne; ob ich eventuell das Präsidium [des Abgeordnetenhauses] neben dem Oberbürgermeister behalten wolle. Ich habe bis Montag eine Frist erbeten.

Virchow meint, die Majorität neige sich jetzt mir zu. Nun rate, meine

Digitized by Google

kluge, schöne, heißgeliebte Frau! Eigentlich müßtest Du nochmals hierher kommen.

Die Wahl ist Donnerstag oder Donnerstag über acht Tage.

Ich habe fast keine Lust mehr.

* Berlin, 22. März 1872.

Gestern morgen habe ich nochmals nach reiflicher Ueberlegung meine Ablehnung schriftlich wiederholt. Runge, Virchow, Gneist glaubten an eine Majorität, Techow nicht, und mir war die Sache nicht so viel wert, um mich dem Wagnis einer Niederlage auszusetzen.

Ich verstand mich dazu, dem Runge die Disposition über Abgabe dieser wiederholten Ablehnung zu übertragen, band ihm aber auf die Seele, mich nicht durchfallen zu lassen. Er hat es denn auch, getreu seinem Auftrage, auf die Wahl nicht ankommen lassen und das Schreiben abgegeben. Hobrecht ist dann mit 56 gegen 46 Stimmen gewählt, welche letzteren auf einen Strohmann fielen. Ich bin froh, daß es so gekommen.

Gestern haben wir nach großer Arbeit die Spezialberatung der Kreisordnung abgeschlossen. Morgen folgt die Schlußabstimmung. Um 8½ Uhr bin ich zur Soiree zum Kaiser befohlen.

*

Für den einstweiligen Verzicht auf die Berliner Stellung wurde Forckenbeck am 29. Juli 1872 durch die Wahl zum Oberbürgermeister von Breslau, an Stelle Hobrechts, entschädigt. Darauf lehnte er im November 1873 jede Wiederwahl in das Abgeordnetenhaus ab. Mit seiner fast einstimmigen Erhebung zum Reichstagspräsidenten beginnt dann eine neue Periode seiner politischen Laufbahn.

Erkenntnis und Entwicklung.

Von

Prof. Dr. L. Büchner.[1])

Daß all unser Wissen und Erkennen in letzter Linie aus der durch unsre fünf Sinne uns zugeführten Erfahrung stammt, hat neuerdings wieder L. Glahn zur Evidenz nachgewiesen.[2]) Nach ihm können die rein formalen Wissenschaften, wie Geometrie, Arithmetik, Grammatik, Logik, niemals neue Wahr-

[1]) Anmerkung der Redaktion. Die „Deutsche Revue" steht den verschiedenen Richtungen in der modernen Philosophie objektiv gegenüber und vertritt deshalb auch nicht alles, was in diesem Artikel enthalten ist.

[2]) L. Glahn, Hannover: Die Untrüglichkeit unsrer Sinne. Leipzig, H. Haacke, 1898.

Digitized by Google

heiten liefern; es kann dieses nur geschehen durch die vom äußeren (nicht inneren) Empfinden gelieferte Anschauung. Uebrigens sind von den fünf Sinnen nur das Auge und das Tastorgan, wobei ersteres von letzterem lernt, tauglich zur Erforschung der realen Welt. In der großen Welt existiert für uns nichts, es müßte denn von uns betastet und geschaut werden können. „Nihil est in intellectu, quod non antea fuit in sensu," das heißt unsre Sinnesorgane sind die einzigen Ursprungsquellen aller Erkenntnis, die einzigen Thore, durch welche die Außenwelt Einzug hält in unser inneres Geistesleben; und die einzig richtige Basis aller Forschung, wie überhaupt jeglicher Wahrheit, ist der Empirismus und Sensualismus.

Gegen den Musterphilosophen Kant, der beinahe ein volles Jahrhundert die Philosophie beherrscht hat und zum Teil noch beherrscht, obgleich sein Erfolg nach Nietzsche ein bloßer Theologenerfolg war, bemerkt Glahn, daß es keine aprioriſchen Verstandesformen oder Verstandesvermögen giebt. Namentlich ist die von Kant fälschlicherweise für angeboren oder aprioriſch gehaltene Raumanschauung ganz im Gegenteil ein Produkt der sinnlichen Erfahrung, speziell mittels des Tastsinns erworben, worüber die an operierten Blindgeborenen gemachten Erfahrungen keinen Zweifel lassen. Bei der Geburt ist das Gehirn oder sind die sogenannten Associationszentren des Gehirns, welche den Sitz des Verstandes bilden, noch nicht vorhanden; sie entwickeln sich erst aus den Sinnesorganen allmählich heraus mit zunehmendem Wachsen des gesamten menschlichen Organismus. Folglich ist das Gehirn des Menschen bei der Geburt eine tabula rasa, welche erst allmählich mit Inhalt angefüllt werden muß.

Das Material des Denkens muß erst von draußen durch die Sinne in den Kopf hineingetragen werden. Uebrigens muß, wie bereits bemerkt, das Auge, welches hauptsächlich als Organ zur Erforschung der realen Außenwelt dient, aber nur flächenhafte Anschauung liefert, erst bei dem Tastorgan in die Lehre gehn, um aus einer rohen Gesichtsempfindung eine fertige Anschauung entstehen zu lassen, während das letztere allein vollständig zur Vermittlung der Raumanschauung genügt.

Unser ganzes Geistesleben beruht in letzter Linie auf den in den Ganglienzellen des Gehirns zu stande kommenden Empfindungen, durch deren Erziehung und weitere Ausbildung erst der Verstand entsteht.

Daß die Kantsche Raumanschauung falsch ist, wird durch die Erfahrung an den Tieren bewiesen, welche infolge gleicher Organisation eine ebensolche Raumkenntnis wie die Menschen besitzen, und denen, um konsequent zu bleiben, Kant ein gleiches, aprioriſches, dem Verstande zugehöriges Raumanschauungsvermögen zuschreiben müßte.

Der Unsinn eines solchen Verfahrens wird besonders klar, wenn wir die untersten Tierreihen, zum Beispiel die Moneren, in das Auge fassen, welche aller Sinne mit Ausnahme des Tastvermögens entbehren. Und dennoch sind diese Tierchen trotz ihrer niedrigen Organisation und ihres geringen Maßes an Verstand sehr wohl im stande, sich im Raume zu bewegen und in demselben zurecht-

Digitized by Google

zufinden. Der Tastsinn genügt daher vollkommen zur Vermittlung der Raumanschauung.

Die Kantsche Lehre führt zum vollendeten Illusionismus. Denn wenn der Raum eine subjektive Vorstellung und weiter nichts ist, so kann auch alles dasjenige, was im Raume vorhanden ist, oder die ganze uns umgebende Welt nichts als Vorstellung oder nur in unserm Kopfe vorhanden sein. In Wirklichkeit aber sind die uns äußerlich berührenden mannigfachen Gegenstände real vorhanden und keine leeren Seifenblasen. Ihre Realität steht und fällt mit dem Raume; und wenn dieser subjektiv ist, so ist auch all unser Wissen und Denken subjektiv und entbehrt der objektiven Gewißheit. Die Verzweiflung an der Wahrheit muß daher jeden Denker ergreifen, der von der Kantschen Philosophie aus seinen Weg nimmt, „vorausgesetzt, daß er ein kräftiger und ganzer Mensch sei und nicht nur eine klappernde Denk- und Rechenmaschine".

Auch die fortwährende Harmonie, in welcher sich unser Gehirn oder der Verstand mit der realen Außenwelt befindet, ist nach Kantschen Prinzipien unbegreiflich, während dieselbe sehr natürlich erscheint, wenn man annimmt, daß die Kenntnis der Räumlichkeit und der in ihr befindlichen Körper uns durch den Tastsinn vermittelt wird. Das Nämliche gilt von der Harmonie der einzelnen Menschen untereinander in Ansehung der Raumanschauung, welche die Kantianer nur durch ein Wunder oder die sogenannte „prästabilierte Harmonie zwischen den Verstandesvermögen der einzelnen Menschen untereinander" zu erklären wissen, während es doch für die Wissenschaft keinen größeren Greuel geben kann als das Wunder.

Auch die Sprache ist, weit entfernt, aprioriſch zu sein, erst im Laufe der vorhistorischen Entwicklung erfunden worden. Als Beleg dafür dient die Art und Weise, wie das neugeborene Kind die Sprache erlernt, oder wie Kinder unter besonderen Verhältnissen sich eine ihnen eigne Sprache zurechtmachen, wofür Glahn interessante Beispiele beibringt. Gleichwie die Kinder so haben die vorhistorischen Menschen ursprünglich keine Sprache besessen, sondern erst nach und nach gelernt, sich zuerst durch Zeichen, dann durch Laute, endlich durch Laut- und Schriftsprache untereinander zu verständigen. Auch ist die Spracherfindung, wenn man auf die Art ihrer Entstehung zurückgeht, durchaus keine so schwierige Sache, wie man sich dieses gewöhnlich vorzustellen pflegt. Auch die Tiere haben eine Sprache, nur mit dem Unterschied, daß das Tier seine Laute bloß dazu benutzt, um seinen inneren Gefühlen Ausdruck zu verleihen (?), während der Mensch seine Laute als Symbole für reale, wirklich vorhandene Außendinge verwendet.

Wie es keine Vorstellung ohne einen ihr vorangegangenen Sinneseindruck oder Empfindung giebt, so giebt es auch kein Denken a priori. Alles Denken entsteht aus der Erfahrung, ohne welche unsre Vernunft keinen Schluß auf das wirkliche Dasein und auf Thatsachen machen kann. Denn Kern aller Erkenntnis ist das mit Hilfe anschaulicher Vorstellungen operierende Denken, indem es zurückgeht auf die Urquelle, auf die Grundlage aller Begriffe.

Digitized by Google

„Jede wahre und ursprüngliche Erkenntnis hat zu ihrem innersten Kern oder Wurzel irgend eine anschauliche Auffassung."

„Die Vernunft ist weiblicher Natur; sie kann nur geben, nachdem sie empfangen hat. Durch sich selbst allein hat sie nichts als die gehaltlosen Formen des Operierens. Begriffe sind erst vorhanden nach vorhergegangenen anschaulichen Vorstellungen; man kann sie daher ganz passend Vorstellungen von Vorstellungen nennen. Empirische Anschauung ist die Quelle aller Wahrheit und die Grundlage aller Wissenschaft; auch ist jede neue Wahrheit die Ausbeute aus einer solchen Anschauung. Alles Denken geschieht in Bildern; darum ist die Phantasie ein so notwendiges Werkzeug desselben, und darum werden phantasielose Köpfe niemals etwas Großes leisten."

Diese ebenso einfachen wie leicht begreiflichen Wahrheiten haben nun nicht verhindern können, daß man sich in der Geschichte der Philosophie bis zu einer vollständigen Trennung des erkennenden Subjekts von dem Erkannten und bis zu einer totalen Leugnung der Realität der Außenwelt verstiegen hat. Konnte nun diese extreme Anschauung gegenüber der täglichen Erfahrung und dem Protest des gesunden Menschenverstandes nicht aufrecht erhalten werden, so versuchte man doch im Interesse des Idealismus, das Band zwischen Subjekt und Objekt dadurch zu durchschneiden, daß man die von außen zugeführten Eindrücke lediglich in unser eignes Innere verlegte und daselbst eine von außen zum Teil unabhängige Rolle spielen ließ.

Nun kann allerdings nicht geleugnet werden, daß wir das Wesen der äußeren Dinge nicht unmittelbar, sondern nur insofern kennen lernen, als dieselben eine Wirkung auf unsre Erkenntnisorgane äußern — wobei es zweifelhaft bleiben soll, ob und in welcher Weise eine direkte Verbindung zwischen beiden besteht. Wären wir genötigt anzunehmen, daß eine solche Verbindung nicht besteht, so wäre freilich all unser Wissen und Erkennen unsicher oder Schein, während das wahre Wesen der Dinge oder das „Ding an sich" ewig unerkannt und unerkennbar dahinter stehen bliebe. Wir hätten nichts vor uns als in unserm Innern entstehende Bilder oder Vorstellungen, von denen wir nicht wissen können, ob und inwieweit dieselben den Realitäten der Außenwelt entsprechen. Alles, was wir den Dingen außer uns andichten, wie Wärme, Farbe, Ton, Geruch, Geschmack, Schwere, Festigkeit und so weiter, ist nur Ausdruck unsrer Sensationen; und alles, was wir von der Natur der Außendinge sagen können, ist, daß es im Raum befindliche Energien oder Kraftwirkungen in körperlicher Gestaltung sind.

Diejenigen Philosophen nun, welche es nicht wagen, von dieser Betrachtung ausgehend, bis zum Solipsismus oder zur Berkeleyschen Leugnung der Realität der Außenwelt vorzudringen, begnügen sich damit, die Beziehungen des Intellekts zur Außenwelt als mehr oder weniger illusorische zu betrachten oder — mit andern Worten — eine gesetzmäßige Verbindung beider in Abrede zu stellen. Das Wesen der Dinge ist nach ihnen ein andres oder kann ein ganz andres sein als so, wie es uns nach Maßgabe unsrer schwachen Erkenntnismittel erscheint. Wir können niemals aus unsrer Haut heraus, um an dieses ewig

Digitized by Google

verhüllte Wesen der Dinge herauzukommen, sondern müssen uns begnügen, dasjenige für wahr zu halten, was unsre Sinnesempfindungen uns davon vorspiegeln. Wir nehmen nach dieser Theorie nicht die Dinge selber wahr, sondern nur deren Einwirkungen auf unsre Sinnesorgane. Was wir zum Beispiel als Licht empfinden, beruht nur auf einer unser Sehorgan treffenden Bewegung des Aethers. Oder was wir als Ton oder Geräusch wahrnehmen, ist nur die Folge des Anschlagens von Luftwellen im Gehörorgan, und so weiter. Was aber alle diese Einwirkungen hervorruft oder veranlaßt, bleibt uns verborgen. Es ist der bekannte Schleier der Maja, welcher nach indischer Anschauung über die Augen aller Sterblichen geworfen ist und dieselben eine Welt sehen läßt, von der man nicht sagen kann, daß sie ist oder nicht ist, oder wie sie ist.

Diesen Schleier der Maja hat die moderne Entwicklungstheorie, wenigstens teilweise, aufgehoben, indem sie zeigte, daß der Mensch nicht ein der Natur Fremdes und von ihr Unabhängiges, sondern ein Teil und Produkt der Natur selber ist. Es können daher nicht die Welt des wirklichen Seins und die Welt des Bewußtseins, wie idealistische und spiritistische Philosophen auf Grund der obigen Betrachtungen behaupten, zwei völlig heterogene und streng geschiedene Welten sein, sondern sie müssen in einem inneren notwendigen und gesetzmäßigen Zusammenhang miteinander stehen. Wenn ältere Philosophen den fertigen, mit allen seinen Fähigkeiten ausgestatteten Menschen in die Welt hinein und ihr gegenüber setzten und ihn nun, von diesem aprioristischen Standpunkt aus, die ihm an sich ganz fremde Welt betrachten ließen, so ist es wohl verzeihlich, wenn sie zu so extremen und die Welt gewissermaßen auf den Kopf stellenden Behauptungen gelangen konnten wie der völligen und grundsätzlichen Verschiedenheit von Subjekt und Objekt. Seitdem aber die Entwicklungstheorie ihr wunderbares Licht auf Ursprung und Entwicklung des Menschen in körperlicher wie geistiger Beziehung und auf seinen engen Zusammenhang mit der Natur geworfen hat, muß ein ganz andrer Maßstab an die Beurteilung des Verhältnisses zwischen beiden angelegt werden. Denn wenn der Mensch ein Naturprodukt ist wie alle andern Naturprodukte, so muß auch seine Beziehung zu seiner Umgebung eine durchaus natürliche und gesetzmäßige sein, oder — mit andern Worten — die Außenwelt der Natur und die Innenwelt des Geistes müssen in einem notwendigen und gesetzmäßigen inneren Zusammenhang miteinander stehen. Vermittelt wird dieser Zusammenhang durch unsre Sinnesorgane, von denen oben gezeigt wurde, daß sie die einzigen Pforten sind, durch welche eine Kenntnis der Außenwelt in unser Inneres einzudringen vermag. Nun hat aber die vergleichende Anatomie zur Evidenz nachgewiesen, daß diese Organe nicht ein unverdientes Geschenk des Himmels an den fertigen Menschen sind, sondern daß sich dieselben aus den unscheinbarsten Anfängen mit Hilfe zahlloser Zwischenstufen und enormer Zeitlängen bis zu ihrer heutigen Ausbildung entwickelt haben.

Beim Menschen und bei allen Tieren entstehen die Sinneswerkzeuge überall wesentlich in derselben Weise, nämlich als Teile der äußeren Körperbedeckung

Digitized by Google

oder der Oberhaut. Die äußere Hautdecke ist das ursprüngliche und universale Sinnesorgan, und erst allmählich schnüren sich die höheren Sinneswerkzeuge von dieser Ursprungsstätte ab, indem sie sich mehr oder weniger in das geschützte Innere des Körpers zurückziehen. Aber bei vielen niederen Tieren, zum Beispiel bei Würmern, bleiben sie zeitlebens in der äußeren Hautdecke liegen, wie denn überhaupt Tiere und Menschen in ihren frühesten Entwicklungsstadien bloß ein einziges Sinnesorgan oder den Tastsinn besessen haben. So ist beispielsweise das höchst entwickelte unsrer Sinnesorgane oder das Auge, welches aber bekanntlich dennoch an einer ganzen Reihe von Mängeln oder Unvollkommenheiten zu leiden hat, in seinem frühesten Anfang nur durch kleine Anhäufungen roter oder violetter Pigmentzellen der Haut am Vorderende des Körpers der niedersten Tiere repräsentiert, während es eine Stufe höher als einfacher, unter der Haut gelegener und für das Licht empfindlicher Nerv erscheint. Wie sehr aber seine Entstehung und weitere Entwicklung von der Einwirkung der äußeren Umstände, insbesondere des Lichtes, bedingt sind, zeigt das Beispiel der blinden Höhlentiere oder der großen Augen der auf dem Grunde des Meeres in einer steten Dämmerung lebenden Seetiere. Wo das Licht fehlt, kann sich auch kein Auge bilden, woraus hervorgeht, daß objektive Strahlung oder Schwingung und subjektive Empfindung in einem ganz bestimmten, verwandtschaftlichen oder Entstehungsverhältnis stehen. Schon Goethe wußte dieses sehr gut, als er den bekannten, tiefgedachten Ausspruch that: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken." Der große Dichter drückte damit das wahre Verhältnis besser aus als moderne Schriftsteller, welche das Auge aus dem Sehen und durch das Sehen entstehen lassen. Ein Sehen ohne Auge oder ohne ein Surrogat desselben giebt es nicht; wie könnte also das Auge aus dem Sehen entstanden sein? Die Sache verhält sich gerade umgekehrt; und die Naturthätigkeit des Lichtes oder der Schwingungen des Lichtäthers ist es, welche durch ihre Einwirkung auf die lebende Substanz das Organ des Sehens allmählich aus derselben entwickelt hat.

Ganz Gleiches oder Aehnliches gilt von allen übrigen Sinnesorganen, welche, wie bereits bemerkt, ursprünglich nichts sind oder waren als Teile der äußeren Hautdecke, in welcher sich Empfindungsnerven ausbreiteten, und welche sich nach und nach im Laufe von Jahrmillionen durch Uebung, Arbeitsteilung, Anpassung und Vererbung bis zu dem jetzigen Grad ihrer Ausbildung entwickelt haben, ein Prozeß, der sich selbst heute noch in allen seinen (abgekürzten) Stadien aus einfachen Hautzellen am bebrüteten Hühnerei nachweisen läßt.

Dieses alles kann wohl keinem ernstlichen Zweifel darüber Raum geben, daß die Sinne Produkte einer Art von Wechselwirkung zwischen der lebenden Substanz und den auf dieselbe geschehenden Einwirkungen der äußeren Natur sind — woraus mit derselben Sicherheit gefolgert werden kann, daß für alle wesentlichen oder wichtigeren Naturbewegungen, welche unser Empfindungsleben berühren, auch entsprechende Wahrnehmungsorgane vorhanden sind, oder aber daß im Lauf der vielen Jahrmillionen, welche Tier- und Menschengeschlechter

Digitized by Google

bereits hinter sich haben, die natürliche Entwicklung des Empfindungslebens nicht vor sich gehen konnte, ohne die der Naturbewegung entsprechenden Wahrnehmungsorgane in das Leben zu rufen. Daran anknüpfend ist man den Erkenntnistheoretikern gegenüber berechtigt zu schließen, daß, wenn solche Organe nicht vorhanden sind, auch die entsprechenden hypothetischen Naturbewegungen entweder ganz fehlen oder aber in ihrem Verhältnis zur lebenden Substanz so schwach oder von so geringer Einwirkung sind, daß sie nicht im stande waren, eine ihnen entsprechende Reaktion jener Substanz hervorzurufen. Wenn wir also beispielsweise keinen Sinn oder kein unmittelbares Wahrnehmungsorgan für die Aeußerungen der Elektricität oder des Magnetismus oder der chemischen Verwandtschaft und so weiter besitzen, so muß dieses so erklärt werden, daß die unmittelbare Einwirkung gewisser Naturkräfte auf die lebende Substanz nicht bedeutend genug war, um unter Beihilfe der natürlichen Zuchtwahl ein spezielles Organ dafür, außer demjenigen der allgemeinen Empfindung, hervorzurufen. Diese allgemeine Empfindung, im besonderen der Tastsinn, genügt ja schon, um einem menschlichen Wesen Kenntnis von den wesentlichsten Eindrücken der Außenwelt zu verschaffen, wie das Beispiel der berühmten einsinnigen Amerikanerinnen Laura Bridgeman und Julia Brace beweist.[1]) Wie sehr aber die Einwirkung der Außenwelt, der Umgebung, des Bedürfnisses und so weiter die Entwicklung der Sinnesthätigkeit beeinflußt, zeigt das Beispiel des bei den Tieren bis zu einem fast unglaublichen Grade gesteigerten Geruchsinnes oder des feinen Gehörs mancher Insekten, welche sich durch für das menschliche Ohr ganz unwahrnehmbare Raspelgeräusche einander bemerkbar machen, oder der durch neuere Beobachtungen erwiesene sechste Sinn der Fische, welcher es denselben möglich macht, die chemische Zusammensetzung des Wassers oder schädliche Beimischungen zu demselben zu erkennen. In noch höherem Grade erweist sich die direkte Macht des Einflusses äußerer Lebensumstände an jenen Tiefseefischen, welche in den ewig dunkeln Tiefen des Meeres mit eigentümlichen, beim Erhaschen ihrer Beute unentbehrlichen Leuchtorganen versehen sind.

Wenn daher von seiten der Erkenntnistheoretiker behauptet wird, daß unser Weltbild ein durchaus subjektives, von der Objektivität unabhängiges sei, oder daß andre Sinne oder eine andre Organisation uns eine ganz andre und von der jetzigen verschiedene Welt zeigen würden, so liegt darin eine doppelte Verkennung des wahren Sachverhalts. Denn erstens können wir in Wirklichkeit gar keine andern Sinne haben als diejenigen, welche wir in der That besitzen, oder können gar nicht anders organisiert sein als so, wie es der Fall ist; und dieselben Formen der Sinnesorgane müssen unter einigermaßen gleichbleibenden Umständen überall im Weltraum die nämlichen sein.

Wäre die Welt in Wirklichkeit ganz anders beschaffen als so, wie wir uns

[1]) Näheres über Leben und Erziehung dieser beiden blinden Taubstummen enthält des Verfassers Aufsatz „über Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis“ in dessen Schrift: „Thatsachen und Theorien aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart“ (Berlin 1887).

Digitized by Google

dieselbe vorstellen, und wäre unser Weltbild kein der Wirklichkeit, sondern nur ein unsrer subjektiven Vorstellung entsprechendes, so wäre ein solches Resultat, wie bereits bemerkt, nur dadurch möglich, daß die Schöpfung des Menschen eine durchaus subjektive, allen äußeren Beziehungen fremde gewesen sei, und daß derselbe genötigt sei, durch die ihm unfreiwillig aufgesetzte Brille seiner Organisation eine ihm an sich ganz fremde Welt zu betrachten. Von allem diesem ist nun aber, wie die Forschungen über Alter und Entstehung des Menschengeschlechts im Zusammenhalt mit den Forderungen der Entwicklungstheorie gelehrt haben, das gerade Gegenteil wahr, und ist der enge, unzerreißbare Zusammenhang zwischen Mensch und Welt erwiesen. Auch eine allenfallsige Vermehrung unsrer fünf Sinne um einen sechsten, siebenten, achten und so weiter würde an dieser Sachlage durchaus nichts ändern. Wir würden die Welt nicht anders finden, wie sie jetzt ist, sondern nur vielleicht in den Staud gesetzt sein, Naturbewegungen, welche wir jetzt durch Beobachtung und Experiment näher kennen lernen, unmittelbar wahrzunehmen. Mit andern Worten: unser unmittelbares Weltbild würde vielleicht ein etwas reicheres oder vollständigeres, umfangreicheres, aber nicht wesentlich von dem bisherigen verschiedenes sein. Ob der Zukunftsmensch auf dem Wege der Weiterbildung vielleicht ein mehr entwickeltes Sinnensystem oder ein so empfindliches Nervensystem bei sich entwickeln werde, daß er Naturbewegungen unmittelbar wahrzunehmen im stande sein wird, deren Vorhandensein wir jetzt entweder gar nicht kennen oder nur aus ihren Wirkungen erschließen, können wir nicht voraussehen. Aber ein solcher Fall würde, wie gesagt, nicht einen Umsturz, sondern nur eine Erweiterung oder, besser gesagt, Erleichterung unsrer Erkenntnis zur Folge haben können. Die Welt würde darum nicht eine andre werden, die bis jetzt erkannten Naturgesetze würden ihre Gültigkeit nicht verlieren, und das alte Wort des Philosophen Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, würde in vollem Umfange bestehen bleiben. Zum wenigsten würde dies der Fall sein für die Verhältnisse desjenigen Planeten, den wir bewohnen, während zugegeben werden darf, daß auf andern Planeten — vorausgesetzt, daß dieselben bewohnt oder bewohnbar sind — andre physikalische Verhältnisse auch eine Aenderung in den Organisationsverhältnissen ihrer tierischen oder menschlichen Bewohner zur Folge gehabt haben können, oder daß andre physikalische Zustände vielleicht auch anders geartete oder anders angepaßte Sinnesorgane erzeugt haben mögen. Man kann diese Möglichkeit, für welche der bereits erörterte Umstand spricht, daß ja auch die Sinnesenergien des Menschen nur als allmählich entstandenes Resultat des der Umgebung angepaßten Lebensprozesses anzusehen sind, unbedenklich zugeben, ohne daß das allgemeine, oben ausgesprochene Resultat dadurch eine Aenderung erleidet.

Wenn nun nach allem diesem zugegeben werden muß, daß die Bildung der Sinne in einem notwendigen ursächlichen Zusammenhang mit den physikalisch-chemischen Zuständen der Außenwelt steht, so kann es zweitens und weiter nicht anders sein, als daß unsre verschiedenen Empfindungen durch ganz bestimmte, ihnen gegenüberstehende materielle Bewegungen der Außenwelt veranlaßt sind

Digitized by Google

Mögen auch — was nicht geleugnet werden soll — diese Bewegungen der Außenwelt innerhalb unsrer Sinnesorgane eine Reihe von Eigenschaften empfangen, welche wir ihnen andichten, mögen Töne, Farben, Gerüche, ja selbst Wärme-, Licht-, Geschmacks-, Druckempfindungen und so weiter nur Zuthaten unsers subjektiven Ichs zur objektiven Außenwelt sein, und mag uns diese letztere, wenn wir sie jener Zuthaten entkleiden, nur als eine Versammlung oder Summe unzähliger, in den mannigfachsten Formen durch- und gegeneinanderschwingender Atome oder kleinster Stoffteilchen erscheinen, so sind doch diese Bewegungen oder die Dinge überhaupt deswegen nicht minder real oder wirklich und bilden das unerläßliche Fundament oder Material unsrer gesamten Erkenntnis. So wird das, was uns als blaue Farbe erscheint, durch Schwingungen der Aetherteilchen hervorgebracht, welche sich circa siebenhundertbillionenmal in der Sekunde wiederholen, während die rote Farbe durch circa 500 Billionen Schwingungen zu stande kommt. Sind die Aetherschwingungen langsamer, so bewirken sie das Gefühl von Wärme. Unser Ohr hat die Empfindung des eingestrichenen C, wenn die Moleküle der Luft 264 Schwingungen in der Sekunde machen, während die anderthalbfache Schwingungszahl den harmonischen Ton der Quinte und die doppelte Schwingungszahl die Oktave bewirkt. Die verschiedenen Zustände, in denen wir das Wasser kennen, als festes Eis, als Flüssigkeit und als gasförmiger Wasserdampf, und die man früher als ebenso viele Elemente unterschied, sind nichts andres als verschiedene Bewegungszustände derselben Wassermoleküle. Alle endlichen Erscheinungen bestehen aus Bewegungen größerer oder kleinerer Massen; jede Bewegung aber, mag sie noch so groß oder noch so klein sein, hat für uns reale und objektive Wahrheit.

Uebrigens durchschauten schon die Philosophen des Mittelalters (Hobbes, Locke), sowie des Altertums (Aristipp, Epikur, Stoiker) das hier besprochene Verhältnis sehr gut, indem sie zwischen den sinnlichen Qualitäten der Dinge oder der Empfindung des organisierten Tierkörpers und den Dingen selbst unterschieden, aber hinzufügten, daß hinter den Dingen der Erscheinungswelt nichts weiter vorhanden und nichts zu suchen sei. Es ist daher ein schwerer Irrtum, wenn man diese Unterscheidung heutzutage als eine ganz neue Entdeckung der Wissenschaft, speziell der Physiologie der Sinnesorgane, anpreisen hört, während schon die einfachste Ueberlegung ohne jede wissenschaftliche Vorbildung zu einer Trennung unsrer Empfindung von der die Empfindung verursachenden Einwirkung führt. Nur die weiter daran geknüpfte Folgerung, daß alles mehr oder weniger Sinnestäuschung und daß die Welt nicht so oder ganz anders beschaffen sei, als wir sie wahrzunehmen glauben, entbehrt der Begründung; und der stetig wiederkehrende, dem philosophischen Realismus gemachte Vorwurf, daß er in naiver Verblendung an die Wahrheit oder Wirklichkeit dessen glaube, was wir erkennen, obgleich es kein Objekt ohne erkennendes Subjekt geben könne, ist ein ganz haltloser. Wenn, wie die Erkenntnistheoretiker behaupten, die Sinnesempfindung ein bloß subjektiver Zustand ist, und wenn der „naive Glaube an die Wirklichkeit der Erscheinungswelt", wie F. A. Lange in seiner zu unver-

Digitized by Google

dientem Ansehen gelangten „Geschichte des Materialismus“ behauptet, „verdrängt“ werden muß, so giebt es überhaupt keine wahre Erkenntnis, keine objektive Wahrheit, keine Wissenschaft mehr, und wir bewegen uns wie Träumende oder Nachtwandler in einer uns ganz fremden oder unbekannten Welt, über deren wahre Beschaffenheit wir nie (außer vielleicht nach spiritistischer Ansicht im Tode oder in den raffinierten Verzückungen spiritistischer Medien) etwas erfahren werden. Es ist, wie bereits hervorgehoben wurde, geradezu undenkbar oder unmöglich, daß die Welt wesentlich anders sei, als wie sie der Mensch erfaßt, eben weil derselbe selbst nur ein Teil oder Stück dieser Welt oder ein Naturprodukt ist, und weil, wenn die Welt anders wäre, auch er selbst ein andrer sein müßte. Eine wesentliche oder gründliche Verschiedenheit zwischen beiden ist undenkbar, wenn es auch einzelne falsche Vorspiegelungen der Sinne giebt, welche wir durch Wissenschaft und Nachdenken zu berichtigen haben. Wer aber aus solchen einzelnen Sinnestäuschungen Waffen gegen die Sinnenerkenntnis überhaupt schmieden wollte, müßte nach demselben Grundsatz aus den Irrtümern des Denkens die Grundlosigkeit des Gedankens herleiten. Auch sind ja, wie nachgewiesen, unsre Sinnesempfindungen, welche erst durch die Gehirnthätigkeit zu einer Sinneswahrnehmung werden und dem Verstand das Material zu weiterer Verarbeitung liefern, nichts für sich Bestehendes, von der Außenwelt Unabhängiges, sondern jedesmal veranlaßt durch ganz bestimmte und an sich sehr verschiedene Bewegungen der Außenwelt — Bewegungen, welche mit denjenigen, die in unserm Innern vor sich gehen, in einem ganz bestimmten und gesetzmäßigen Zusammenhang stehen müssen. Denn, wie der berühmte Naturforscher und Naturphilosoph Nägeli in vollster Uebereinstimmung mit den hier vorgetragenen Ansichten bemerkt: „die Uebereinstimmung der sinnlichen Wahrnehmung und der inneren geistigen Vermittlung mit den bewirkenden Objekten beruht für den Monismus der endlichen Welt darin, daß in uns die nämlichen Kräfte thätig sind und die nämlichen Gesetze herrschen wie in den Dingen außer uns. Es kann daher das Bild, das unsre Sinne uns geben, dem Objekt nicht widersprechen, und die weiteren Umbildungen, die dasselbe beim Urteilen erfährt, müssen dem wahren Wesen des Objekts immer näher kommen.“ — „Die sinnlichen Wahrnehmungen, die wir von außen aufnehmen und in uns verarbeiten, finden also einen ihrer Natur durchaus gleichartigen Boden, aus welchem die Vorstellungen ihrer wirklichen Eigenschaften, ihrer Räumlichkeit, Zeitlichkeit und Kausalität mit Notwendigkeit sich ergeben.“ — „Die scheinbare Apriorität allgemeiner Vorstellungen beruht also darauf, daß in dem Subjekt als Teil des Ganzen die nämliche Gesetzmäßigkeit, die nämliche Logik gebietet wie in dem Universum.“

Und selbst ein so geschulter Fachphilosoph wie E. Zeller (Ueber die Erkenntnistheorie) kann nicht umhin, zuzugeben, daß aus den subjektiven Erkenntnisformen noch lange nicht folgt, daß die Dinge an sich nicht so sind, wie wir sie auffassen. Unsre Vorstellungsformen können und müssen nach ihm von Natur aus darauf angelegt sein, uns eine richtige Ansicht der Dinge zu verschaffen, da es nur ein Naturgesetz, nur eine Naturordnung ist, aus der die Dinge selbst

Digitized by Google

entspringen! Und würden nicht alle unsre Bestrebungen, durch Forschung und Erkenntnis die wichtigsten Punkte der Erscheinungswelt in einen verständlichen Zusammenhang zu bringen, vergeblich sein, wenn wir Grund hätten, anzunehmen, daß diese Erscheinungswelt selbst mit einem unbekannten, unsrer Erkenntnis absolut unzugänglichen Etwas in einem unverständlichen Zusammenhang stände? „Das Ding an sich ist nur der Schatten unsers Gedankens" (Brochard) oder, wie Wießner (Das Atom) sagt, „eine Fiktion, die ihren Ursprung dem Wahne verdankt, daß hinter den Dingen noch etwas Apartes steckt, das von den Dingen gleichsam verdeckt werde und deshalb unserm Erkennen unzugänglich sei". In der That steckt hinter jedem Ding noch etwas von ihm Verschiedenes oder die andern Dinge. Aber diese liegen nicht jenseits, sondern diesseits der Grenze, sind nicht extra- oder transmundan, sondern gehören der erkennbaren Wirklichkeit an.

Sagt doch der alte Kant selbst, der durch seine berühmte Unterscheidung des Noumenon und Phänomenon oder der „Erscheinung" vom „Ding an sich" den ganzen, unfruchtbaren Streit permanent gemacht hat, auf Seite 332 seiner berühmten „Kritik der reinen Vernunft" (Ausg. 1791) mit anerkennenswerter Offenheit: „Was die Dinge an sich sein mögen, weiß ich nicht und brauche es auch nicht zu wissen, weil mir doch niemals ein Ding anders als in der Erscheinung vorkommen kann." Und fast noch besser sah es der alte römische Naturforscher Plinius ein, als er die denkwürdigen Worte schrieb: „Wahnsinn — in der That Wahnsinn ist es, aus der Welt gleichsam hinauszugehen und, gerade als wenn alles Inwendige schon bekannt wäre, nach dem außerhalb Befindlichen zu forschen, so, als ob sich jemand mit dem Maße irgend eines Dinges beschäftigen könnte, der sein eignes nicht kennt, oder als ob der menschliche Verstand das sehen könnte, was die Welt nicht faßt."

Die geschichtliche Begebenheit, welche es verhinderte, daß im Laufe der kommenden Jahrhunderte diesem einfachen Rate des klassischen Altertums Folge gegeben wurde, ist bekannt. Mehr als ein Jahrtausend mußte vergehen, bis die Menschheit anfing, sich auf sich selbst zu besinnen und ihr wahres Verhältnis zur Natur nach und nach oder schrittweise zu begreifen. Aber der Gegenwart blieb es vorbehalten, durch den Einbruch des der materiellen Welt entstammenden Entwicklungsgedankens in das Gebiet der Geisteswissenschaften diese Ansätze zur Reife zu bringen. Zwar ist der Sieg der neuen Weltanschauung noch lange nicht entschieden und wird sich nicht eher entscheiden, als bis die Nachwirkung der bisher herrschenden Vorstellungen über das ungerade Verhältnis von Mensch und Welt im Laufe der Zeit ihre Kraft mehr und mehr eingebüßt haben wird. Noch manche schwere Geistesschlacht wird geschlagen werden müssen, bis es gelingen wird, den schweren Druck dieser herrschenden Vorstellungen zu besiegen. Man kann gewiß nicht sagen, daß der Geist der Zeit trotz der großartigen Fortschritte des menschlichen Wissens und Könnens im abgelaufenen Jahrhundert jenem Siege günstig sei; im Gegenteil überwiegen zurzeit die reaktionären Strömungen in Wissenschaft, Kunst, Litteratur und Leben die fortschrittlichen.

Digitized by Google

Aber daß dies nicht immer so sein wird, dafür bürgen die Erfahrungen der Geschichte, welche lehren, daß im Leben des Geistes Thäler mit Bergen und Berge mit Thälern ebenso abzuwechseln pflegen wie im Leben der Natur oder in der Politik. Wenn aber einmal der Glaube an die Entwicklungstheorie im Geiste der Gebildeten die ehemalige Schöpfungsidee abgelöst haben wird, dann wird auch die Vermählung zwischen innen und außen, zwischen Denken und Sein, zwischen Mensch und Welt, zwischen Natur und Geist in einer monistischen Weltanschauung nicht mehr auf sich warten lassen.

Aus deutschen Städten.

Von

Dr. P. D. Fischer.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, ein Menschenalter hindurch Reisen in Deutschland zu seinen regelmäßig wiederkehrenden Berufsgeschäften hat zählen dürfen, der wird, wenn er auf die lange Reihe seiner Wandererinnerungen zurückblickt, zweifellos die Wahrnehmung machen, daß er einen an Umfang und Inhalt hervorragenden Teil von ihnen den deutschen Städten zu verdanken hat. Gleichviel, ob das Reiseziel auf geistige oder auf materielle Interessen gerichtet, ob der Reiseplan durch künstlerische oder geschichtliche Neigungen, durch wirtschaftliche Zwecke oder durch amtliche Rücksichten bestimmt ist: in allen Fällen findet, wer in Deutschland nicht bloß zum Zeitvertreib oder zur Erholung reist, das meiste von dem, was er sucht, in Deutschlands Städten, und wer einigermaßen Lust und Uebung zu Beobachtungen hat, findet in ihnen meistens noch sehr vieles andre, als was er sucht. Eng mit der Gesamtentwicklung der sie umgebenden Landschaft verbunden, in nicht seltenen Fällen der charaktervollste Ausdruck ihrer Stammesart, haben die deutschen Städte sich in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem inneren Wesen zu einer Mannigfaltigkeit ausgestaltet, die schon im Mittelalter das Erstaunen und die Bewunderung fremder Besucher wachgerufen hat und die allen Nivellierungstrieben der Gegenwart zum Trotz ihnen bis auf den heutigen Tag ungeschmälert zu eigen geblieben ist.

Wenn nachstehend versucht wird, den Gründen nachzugehen, auf denen diese unserm Vaterlande eigentümliche Mannigfaltigkeit des Städtewesens beruht, so kann innerhalb des Rahmens, in welchem dieser Versuch sich zu halten hat, von einer erschöpfenden Behandlung des Themas natürlich nicht die Rede sein. Sein Zweck wird vollständig erreicht, wenn durch die Andeutungen, die hier gegeben werden, zu weiteren Beobachtungen angeregt, wenn der eine oder der andre ge-

Digitized by Google

neigte Leser durch sie veranlaßt wird, dem Bild und dem Wesen der Städte, zu denen ihn sein Weg durch Deutschland führt, etwas größere Aufmerksamkeit zu schenken, als dies bei der jetzt allgemein üblichen Art des Reisens zu geschehen pflegt. Denn die Eisenbahn, seit einem halben Jahrhundert das weitaus vorwiegende Reisemittel, ist zwar bis jetzt das vorzüglichste Vehikel, um große Entfernungen schnell zu überwinden, aber eine überaus ungeeignete Gelegenheit, um unterwegs auch nur einigermaßen zutreffende Beobachtungen zu machen. Namentlich von den Städten, an denen ihre Züge vorüberrasseln, zeigt sie mit verschwindend seltenen Ausnahmen kaum mehr als eine höchst einförmige Kehrseite, von der man, wenn überhaupt irgend welche, nur irreführende Eindrücke behält. An vielen und nicht den uninteressantesten Orten ist der Bahnhof so weitab oder in einer Bodenfalte so versteckt gelegen, daß von der Stadt überhaupt gar nichts zu sehen ist. Die Städte, die ich zum erstenmal als Fußgänger oder im Wagen von der Landstraße her betreten habe, haften in meiner Erinnerung mit einem viel individuelleren, schärfer gezeichneten Bilde als die, in welche ich vom Bahnhof her gelangt bin.

Unter den Faktoren, durch welche die Mannigfaltigkeit des deutschen Städtewesens bedingt wird, ist die Lage einer der maßgebendsten. Gerade dieser Faktor aber entzieht sich aus den soeben berührten Gründen der Wahrnehmung der Eisenbahnreisenden in einem Umfange, von dem man sich selten Rechenschaft giebt. Darum soll mit einigen Bemerkungen über die Verschiedenheiten in der geographischen Situation der deutschen Städte hier begonnen werden.

Sicherung gegen feindlichen Angriff, sei es wilder Tiere, raubgieriger Menschen oder widriger Elemente, ist in den ältesten Zeiten bei allen Völkern bestimmend gewesen in der Wahl der gemeinsamen Zufluchts-, Verehrungs- und Versammlungsstätten, aus denen sich bei fortschreitendem Verkehr Städte entwickelt haben. Nächst den in geschichtliche Zeiten nicht hinabreichenden Pfahlbauten in Sümpfen oder am Ufer von Binnenseen sind deshalb die ältesten Ansiedlungen mit Vorliebe auf Höhen errichtet worden, die durch ihre Erhebung über der Thalsohle Schutz gegen die Gefahren der Ueberschwemmung oder gegen die aus dem Sumpfboden aufsteigende Fieberluft boten, und die teils durch die natürliche Steilheit ihrer Abhänge, teils durch Hecken, Verhaue, Erd- und Steinringe leicht zu verteidigen waren. Wer das mittlere Italien auch nur flüchtig besucht hat, dem werden eine Menge von Beispielen solcher Felsenstädte gegenwärtig sein, die entweder auf steil aufragenden Bergkegeln hoch über der Ebene des Flußthales einsam thronen, wie Orvieto, Assisi, Montefiascone, oder die sich über eine zusammenhängende Höhenreihe herrschend ausgebreitet haben, wie Perugia, Siena und vor allem Rom, das noch heut, wo der Schutt der Jahrtausende den Höhenunterschied der weltgeschichtlichen sieben Hügel verwischt und die Schärfe ihrer ursprünglichen Profile gemildert hat, die Ursprünge seiner Erbauung deutlich wahrnehmen läßt.

In manchen Landschaften ist diese Form der Stadtgründung die ausschließlich vorherrschende, und man sieht von der Eisenbahn aus im Vorbeifahren über

Digitized by Google

den Klippen steiler Felskegel formlos verwittertes und sonnenverbranntes Mauerwerk aufsteigen, von dem man mit Erstaunen hört, daß es uralten und noch heutigen Tages bewohnten Kulturstätten angehört.

Trotz der sehr großen Zahl deutscher Ortsnamen, die durch die Zusammensetzung mit Berg, Burg oder — in Landesteilen vorübergehend slawischer Bevölkerung — mit Gard und Garten auf Höhensiedlungen hinzuweisen scheinen, sind Bergstädte im Sinne der etruriſchen und sabinischen Felsennester in Deutschland außerordentlich selten. Ich kenne bei uns zu Lande keine Stadt, die sich so stolz auf steiler Bergkuppe über der Ebene erhebt wie das toscanische San Gimignano, das wegen der Bekrönung mit dem stattlichen Ueberreste seiner streitbaren Geschlechtertürme den Beinamen delle belle torri führt, und keine, zu deren Höhe man vom Bahnhof in der Ebene mittels einer Drahtseilbahn hinaufbefördert wird, wie Orvieto. Auf dem Königstein im sächsischen Elbsandsteingebirge hat nur die alte Staatsfeste Platz genommen; die Stadt ist unten geblieben und hat sich am Fuße des Felscylinders zusammengedrängt. Die Bergstädte des Harzes, die diesen Namen weniger ihrer Lage verdanken als dem in ihnen von alters her betriebenen Bergbau, sind sämtlich keine Höhenansiedlungen, sondern werden, auch wo sie auf der Höhe des Harzplateaus sich hinstrecken, wie Andreasberg und Altenau, von den umliegenden Waldbergen weitaus überragt. Auch da, wo isolierte Bergkuppen vulkanischen Ursprungs dieselben orographischen Verhältnisse bieten wie bei den italienischen Bergstädten, haben die deutschen Orte es vorgezogen, sich nicht auf dem Gipfel dieser Naturfestungen anzusiedeln, sondern sich an ihren Fuß oder an ihre Abhänge anzulehnen. Wenn man die Laubdome des herrlichen Buchenwaldes verläßt, der sich nordwärts von Ems vom Lahnufer zu den Höhenzügen des südlichen Westerwaldes hinaufzieht, und aus der Ebene den mit Türmen und stattlichen Gebäuden gekrönten Bergkegel von Montabaur vor sich aufragen sieht, dann meint man eins jener welschen Felsennester zu erblicken. Kommt man aber näher, so findet sich die Stadt behäbig am Fuß und am unteren Abhange des Berges ausgebreitet, der wegen seiner Aehnlichkeit mit der den Kreuzfahrern wohlbekannten Gestalt des Berges Tabor im Heiligen Lande den Anlaß zu dem fremd klingenden Ortsnamen gegeben hat. Nur das ehemals kurtrierische Schloß und einige geistliche Erziehungsanstalten bilden die Akropolis auf dem Gipfel. Das einige Meilen nördlich von Montabaur in den Ausläufern des oberen Westerwaldes gelegene Städtchen Hachenburg zieht sich zu der Höhe eines schön bewaldeten Berges hinan, dessen Abhänge steil ins Nisterthal abfallen; aber von dem altertümlich reizvollen, kleinen Marktplatz steigt man noch auf steilem Pfad zu dem Saynschen Grafenschlosse hinauf, von dessen Terrasse man einen weiten Ausblick über das rechtsrheinische Land bis zu den im Westen am Horizont aufragenden Felsenkuppen des Siebengebirges genießt.

Das einzige deutsche Gebirge, in welchem wirkliche Bergstädte, Städte, die oben auf dem Gipfel mehr oder minder ansehnlicher, isolierter Höhen liegen, sich in größerer Zahl vorfinden, ist das sächsische Erzgebirge mit dem westlich

Digitized by Google

daranstoßenden Elstergebirge. Hier finden sich, besonders auf dem sächsischen Nordabhang, Ansiedlungen dicht bei einander in Höhenlagen vor, wie sie im übrigen Deutschland nur selten erreicht werden. Namentlich in dem sächsischen Sibirien, zwischen den in Felsenrändern tief eingeschnittenen Thälern der Zwickauer Mulde und der Zschopau, drängen sich in Höhen von 600—700 Metern ansehnliche Städte, wie Eibenstock an den Abhängen des Auerberges, die Doppelstädte Schneeberg-Neustädtel und Annaberg-Buchholz — das erstgenannte jeweils auf der Höhe, das zweite im Thal —, Wolkenstein, Marienberg, auf kleinem Raum zusammen, alles Sitze jenes äußerst betriebsamen und intelligenten Gewerbfleißes, der sich für seine Erzeugnisse den Weltmarkt zu erobern verstanden hat und trotz den erheblichsten Schwierigkeiten zu erhalten versteht. Es war mir für die Unternehmungslust und Geschicklichkeit dieser Industrie sehr bezeichnend, daß ich bei einer Bereisung des Oberpostdirektionsbezirkes Leipzig im Januar 1894 in Markneukirchen, in Eibenstock, in Annaberg überall amerikanische Konsuln und Konsularagenten traf, welche die durch die kurz vorher erlassene Mac Kinley-Bill eingeführten Ursprungszeugnisse für die zur Ausfuhr nach Nordamerika bestimmten Waren dieser Fabrikstädte auszustellen hatten und die sich voller Anerkennung über die Leistungen dieser hochgelegenen Industrie aussprachen.

Ursprünglich ist es wohl, wie auch in den Bergstädten des Harzes, der Bergbau gewesen, der die Besiedlung der höchstgelegenen unter den erzgebirgischen Städten verursacht hat. Johanngeorgenstadt auf der sächsischen und Joachimsthal auf der böhmischen Seite, beide nahezu 750 Meter hoch gelegen, sowie das noch beträchtlich höhere, nahe der sächsischen Grenze auf böhmischer Seite belegene Bergstädtchen Gottesgabe (über 1000 Meter) verdanken ihren Ursprung den Erzgruben, namentlich dem Silber, das diese Berge noch heut in manchem tiefen Schacht bergen. Aber in Sachsen ist man zu helle, um nur eine Saite auf der Fiedel zu behalten. Johanngeorgenstadt hat sich durch eine lebhafte Lederindustrie vor der etwaigen Erschöpfung seines Bergbaues sichergestellt und findet für seine Glacéhandschuhe, für seine Schatullen und Portemonnaies Absatz bis nach Süd- und Nordamerika.

Die weitaus häufigste Form der Höhenansiedlung ist in Deutschland die, daß am Fuße eines die Burg tragenden, schützenden Berges die Stadt sich ausbreitet. Stadtbilder dieser Art finden sich über ganz Deutschland verbreitet. Um nur einige der bekanntesten zu nennen, genüge es, an Heidelberg, Marburg, Coburg, Rudolstadt, Wernigerode zu erinnern. In manchen Fällen ist der Burgberg so breit, daß neben dem Schloß noch die Kirche oder andre Gebäude Platz gefunden haben, wie in Merseburg, Quedlinburg, Tübingen. Nicht ungewöhnlich ist ferner der Fall, daß die Stadt auf sanft ansteigendem Bergrücken sich zu der Höhe hinanzieht, auf welcher das Schloß emporragt. Fällt diese Höhe, wie es mehrfach vorkommt, auf der der Stadt abgewendeten Seite steil zum Thal ab, so ergeben sich daraus sehr malerische Stadtbilder. Dem schönsten und großartigsten dieser Art, dem älteren Stadtteil von Edinburg, lassen sich auch in Deutschland einige Beispiele dieser Städteform anreihen; so Friedberg

Digitized by Google

in der Wetterau und noch ähnlicher Siegen, das vom Siegufer auf einem nach dem Fluß und der Landseite zu stark abfallenden schmalen Bergrücken zu dem hochbelegenen Schlosse ebenso mählich ansteigt und ebenso jäh aufhört wie die schottische Königsstadt von Holyrood-Palace in der Ebene bis zu dem Castle auf dem schroffen Felsenabhang.

War bei vielen dieser Orte die Höhe der Ursprung und das tonangebende Haupt, die Stadt im Thal der schutzbefohlene und nachgeordnete Teil der ganzen Ansiedlung, so hat der Verlauf der Zeit dies Verhältnis nicht selten umgewandelt. Die Burg auf der Höhe ist verlassen, zerstört, manchmal freilich gerade in ihrer Ruinenschönheit wieder zu einem Anziehungspunkt geworden, aber der Sitz der Kraft ist in die Stadt im Thal hinabgestiegen und bewirkt dort ihre Ausdehnung nach Gesichtspunkten und durch Interessen, die den Herren auf der Höhe fremd waren. Ist aber die Höhe bewohnt geblieben, so ergeben sich, wenn die Herren droben an den Anschauungen der Vorzeit festhalten, zu dem Treiben drunten mitunter wunderliche Kontraste. Greiz, die Residenz der auf dem Burgfelsen thronenden Reuße von Plauen und somit die Hauptstadt des souveränen Bundesstaates Reuß ältere Linie, gleichzeitig aber ein Hauptsitz der modernsten und intensivsten Textilindustrie, weiß von solchen Kontrasten manches zu erzählen.

Ueber der herrlichen, im Arnothal lieblich ausgebreiteten Hauptstadt Toscanas erhebt sich auf steilem Felsrücken die uralte Etruskerstadt Fiesole, als Fäsulä in römischer und vorrömischer Zeit schon weitberühmt, noch ehe zu der Römerkolonie mit dem Blumennamen der erste Stein gelegt worden war. Jetzt weitaus überflügelt von dem Emporkömmling im Thal, erinnert Fiesole nur noch durch sein Römertheater und seinen Dom daran, daß es einst über die Thalebene geherrscht hat; Reichtum und Ansehen sind zu den Neubürgern unten im Thal gezogen, deren Geschichte freilich nun auch schon ihr zweites Jahrtausend zu enden eilt. Aehnliches findet sich, wenn auch in kleinerem Maßstab, in einem nicht häufig von Fremden berührten Teil der Roten Erde. Obermarsberg, das hoch auf steilem Felsenhang über dem Diemelthal gelegene Städtchen, rühmt sich, daß auf seiner Höhe das Stammesheiligtum der Sachsen, die Irminsul, gestanden habe, die nach Wittekinds Besiegung durch Karl den Großen unter den Axthieben der fränkischen Krieger zu Boden gesunken ist. Jetzt noch erhebt sich auf dem Plateau des Stadtberges, dort, wo der große Kaiser zum Andenken an die Ueberwindung seines tapfersten Gegners ein Gotteshaus errichtet haben soll, eine dem heiligen Nikolaus als dem christlichen Siegbringer geweihte Kapelle, die seit einigen Jahren auf Staatskosten stilgerecht wiederhergestellt worden ist. Aber der Wohlstand des alten Städtchens ist zurückgegangen und nimmt immer mehr ab, seitdem der Verkehr auf der Eisenbahn unten im Thal an dem Stadtberge vorbeigeht oder vielmehr bei der dort unten aufblühenden Nebenbuhlerin Halt macht, der Station Niedermarsberg, um welche sich eine mannigfaltige Industrie entwickelt hat. Mit dem wachsenden Reichtum glauben die Niedermarsberger den verarmenden Vettern da droben auch an geschichtlicher Würde ebenbürtig, ja überlegen zu sein. Sie behaupten nicht nur, daß

Digitized by Google

die Grenzfeste der Sachsen, die Eresburg, auf ihrer Seite des Thales gestanden habe, sondern sie bestreiten den Obermarsbergern neuerdings sogar den Standort der Irminsul. Als ich im November 1892 beide Rivalinnen besuchte, wurde mir unten mit Behagen erzählt, daß es in der Absicht läge, die Irminsul wieder aufzurichten, aber auf Niedermarsberger Weichbild. Ob etwas daraus geworden ist, und wie man es fertig bekommen haben mag, das alte Heiligtum nach den dürftigen und widerspruchsvollen Berichten der Chronisten zu rekonstruieren, ist mir nicht bekannt geworden.

Auch für das reizvolle Bild der um und über mehrere Hügel gelagerten Städte fehlt es in Deutschland nicht an Beispielen. Zu den schönsten gehören die beiden, an historischen Erinnerungen wie an künstlerischem Schmuck reichen Bischofsstädte am Main, Bamberg mit seinem Kaiserdom, der hoch über den Straßenzügen unten im Flußthal seine ernste Gestalt erhebt, und das heitere, lebenslustige Würzburg, dessen Bischofsschloß mit seiner behaglich-stattlichen Architektur, seinen einladenden Treppen und dem fröhlichen Göttergewimmel der Deckengemälde in seinen gastlichen Sälen wohl die vollkommenste Verkörperung der reichsfürstlichen Vergangenheit geistlicher Herren ist. In Görlitz und Aachen wird dem abwechslungsreichen Anblick, den die Lage auf mehreren, an Höhe, Umfang und Profil ungleichen Hügeln für die Straßenzüge, Plätze und Monumente großer Städte an sich gewährt, noch dadurch ein besonders charakteristischer Zug hinzugefügt, daß Waldberge unmittelbar herantreten und mit den grünen Zelten ihrer Baumwipfel nicht nur einen stimmungsvollen Hintergrund für die Stadtbilder, sondern auch dicht angrenzende schattige Spaziergänge und einladende Plätze zu Villenbauten und Gartenanlagen darbieten. Noch stärker tritt der wohlthuende Kontrast zwischen dem geschäftigen Treiben der Stadt und dem stillen Frieden des benachbarten Waldberges in Mülhausen hervor, wo man aus dem Qualm und der Unruhe der großartigsten Industrieanlagen sich mit wenigen Schritten in die dämmernden Buchenhallen des anstoßenden Höhenrückens flüchten kann und außer dem lieblichen Ausblick auf die weite Rheinebene, die sanften Berglinien der Vogesen hüben und des Schwarzwaldes drüben bei klarem Wetter noch durch die aus der Ferne herüberschimmernden Eisgipfel der Schweizer Alpen erfreut wird.

Ist die Höhenansiedlung ursprünglich durch Zwecke des Schutzes und der Abwehr bedingt gewesen, so darf für die Stadtgründung am Wasser, sei es an der Küste des Meeres und am Ufer großer Binnenseen oder an Flüssen und flußartigen Meereseinschnitten, von Anbeginn an die Rücksicht auf den Verkehr als maßgebend bezeichnet werden. Das Gebirge trennt, das Wasser verbindet: statt enger, auf Verteidigung berechneter Lage auf dem Gipfel oder am Abhang von schwer zugänglichen Bergwänden dehnen die Wasserstädte sich breit und gastlich am Gestade aus, um den Verkehr anzulocken und ihm bequeme Rast- und Lagerstätten zu bieten.

Wasserstädte am Meer sind in Deutschland nicht so häufig und nicht in so bedeutendem Maße vorhanden, als man nach der beträchtlichen Entwicklung der

Digitized by Google

deutschen Küsten an zwei verkehrsreichen Meeren und nach der Stellung annehmen sollte, die Deutschland während des Emporkommens unsrer Städte im See- und Welthandel des Mittelalters ausgefüllt hat. Im Gegensatz zu Italien, wo die größten und wichtigsten Hafenstädte, Genua, Neapel, Palermo, Messina, Brindisi, Ancona, Livorno, unmittelbar an dem Meeresstrande liegen oder nur durch Lagunen, wie Venedig, und später eingetretene Versandung und Deltabildung, wie Ravenna und Pisa, vom Meer getrennt sind, liegen die deutschen Seehäfen fast ausnahmslos an Binnenflüssen. Unsre größten Hafenstädte, Hamburg und Bremen, sind fast ebenso weit vom Meer entfernt wie Mailand und Turin, die meerfernsten der italienischen Großstädte. Wenn sich dies bei der Nordsee durch die Unnahbarkeit der Küsten erklärt, die wegen der vorgelagerten Sandbänke, Inselreihen und Watten der Schiffahrt eigentlich nur bei den Flußmündungen Zugang gestatten, so daß zur Errichtung unsers Nordseekriegshafens gewaltige Wasserbauten notwendig gewesen sind, so wiederholt sich das gleiche Phänomen doch auch an der Ostsee, wo Lübeck, Rostock, Stettin, Danzig, Elbing und Königsberg meilenweit landeinwärts an Binnenflüssen liegen, Flensburg im innersten Winkel eines sich tief ins Land einwindenden Meeresarmes, Eckernförde, Apenrade und Kiel im Innern von Meeresbuchten, Memel hinter dem mächtigen Dünenwall der kurischen Nehrung am Haff.

Derjenige unsrer älteren großen Hafenplätze, der, wenngleich nicht unmittelbar am offenen Meer, doch durch seine Lage am Meeresarm des Strelasundes der See am nächsten benachbart ist, Stralsund, die alte, tapfere Hansestadt mit ihren hochragenden Hallenkirchen, den stattlichen Patrizierhäusern und dem ungewöhnlich reichhaltigen Schatz von historischen Erinnerungen, die ihre sturmerprobten Wälle umschweben, hat das harte Schicksal durchzumachen, daß ihre Reederei immer mehr zurückgeht, die Zahl der im Hafen anlaufenden Schiffe immer geringer wird. Seitdem an die Stelle der alten Postdampferlinie zwischen Stralsund und Ystadt in Schweden im Frühjahr 1897 die durch die vereinten Bemühungen der deutschen und der schwedischen Verkehrsverwaltungen ins Leben gerufene Dampferverbindung zwischen Rügen und Trelleborg getreten ist, wird der Quai von Stralsund noch mehr veröden. Saßnitz aber, der für die neue Linie künstlich geschaffene Hafen an der Ostküste von Rügen, wird es nicht leicht haben, sich mit eigner Kraft den älteren Seeplätzen der deutschen Ostseeküste anzureihen. Denn so lieblich auch der Buchenwald auf der Höhe der Kreideklippen rauscht, die von Saßnitz nordwärts bis Stubbenkammer der Meeresküste einen ihr in Deutschland sonst fremden Felsencharakter verleihen, so fehlt dem freundlichen Badeort doch alles, was ihn zu einem Verkehrsmittel- oder auch nur Durchgangspunkte befähigen könnte.

Auch an Binnenseestädten ist Deutschland bei weitem nicht so reich, wie nach der Zahl und der Größe der deutschen Landseen zu erwarten wäre. In der Schweiz ist kaum ein See, der nicht Ansiedlungen von Bedeutung an seinen Ufern aufzuweisen hätte. Zürich und Genf, die volkreichsten Städte der Eidgenossenschaft, liegen am Ende der gleichnamigen Seen, deren blühende Ufer von

Digitized by Google

einem Kranz von stattlichen Orten eingefaßt sind. Am Vierwaldstädtersee breitet sich sowohl am Seegestade als zu beiden Seiten der Reuß Luzern mit altertümlich-würdigen Bauten und mit modernsten Verkehrsanlagen aus. Den Thuner- und den Brienzersee, den von Neuchâtel, von Biel, von Zug, von Sempach umgeben Orte, die in der Geschichte wie in der Gegenwart der Schweiz von Bedeutung sind. Mit der einzigen Ausnahme des halb schweizerischen Bodensees hat Deutschland diesen Binnenseestädten nur wenig an die Seite zu stellen. Die reiche Seebildung des bayrischen Oberlandes ist ohne irgend einen merkbaren Einfluß auf die Entwicklung des Städtewesens geblieben. Der Ammer-, der Walchen- und der Kochelsee sind ohne namhafte Ansiedlungen; die Orte, welche die lieblichen Ufer des Wurmsees umkränzen, und Schliersee verdanken ihren Ruf erst dem modernen Bedürfnis nach Sommerfrischen, zu welchen sich auch am Tegernsee und am Chiemsee, dem bayrischen Meer, die ursprünglich klösterlichen Niederlassungen mit ihrem Zubehör mehr und mehr ausbilden. An den ungemein zahlreichen Seen in Mecklenburg, Pommern und Preußen finden sich Städte in nicht geringer Zahl, aber wenn man von Schwerin absieht, das trotz seiner Stellung als Landeshauptstadt doch auch erst in neuerer Zeit erheblich gewachsen ist, kommen die meisten über den Charakter von Landstädten nicht hinaus, und wo dies, wie zum Beispiel bei einzelnen ostpreußischen Städten (Osterode und Lyck), sich zu ändern beginnt, da ist es neuesten Datums und durch Umstände bedingt, die mit ihrer Seelage nicht zusammenhängen. An den schöngebuchteten Ufern des größten der ostpreußischen Binnenseen, des Spirdingsees, erhebt sich kaum eine nennenswerte städtische Niederlassung. — Die reizenden Seen Ostholsteins sehen außer den Prachtgestalten ihrer Buchen auch manchen besuchenswerten Ort, darunter Städte von Ansehen, wie Eutin, Plön und Preetz, in ihren Fluten sich widerspiegeln, aber ihr Ruf gründet sich mehr auf landschaftliche Vorzüge und litterarische Erinnerungen als auf die Vorteile ihrer Verkehrslage.

Ein ungewöhnlich charaktervolles Bild einer deutschen Binnenseestadt bietet Ratzeburg, die alte Landeshauptstadt des Herzogtums Lauenburg und noch älter als Bischofssitz einer der zur Ausbreitung des Christentums unter der slavischen Bevölkerung der Ostseeküsten errichteten Diözesen. Vom Festland nur durch einen schmalen Damm erreichbar, liegt die Stadt auf einer Insel im See, dessen waldige Ufer sich auf der andern Seite zu aussichtsreichen Höhepunkten erheben. Von der Stadtinsel springt, etwas niedriger als sie und durch einen Einschnitt fast wieder inselartig abgetrennt, eine kleinere Halbinsel in den See vor, die ganz von dem imposanten Backsteinbau des alten Domes und seinen Nebengebäuden eingenommen wird. Es ist ein reizvoller Anblick, wenn man von den Waldhöhen gegenüber im Boot zur Stadt zurückfährt und die dunkelroten Mauern, das Dach und den Turm des Doms aus den goldigen Laubkronen uralter Linden im Abendsonnenschein erglänzen sieht.

Die ältesten und schönsten deutschen Binnenseestädte spiegeln sich in den Fluten unsers schönsten und größten Sees. Der Bodensee hat schon Römer-

Digitized by Google

niederlassungen an seinen Ufern gesehen; seine geistlichen Sitze, das Bistum in Konstanz, das Kloster auf der Reichenau, das Stift in Ueberlingen, zählen zu den ältesten und erinnerungsreichsten in Deutschland. Neben ihnen teilten sich stattliche Reichsstädte, wie Lindau und Buchhorn (dessen Name gegen die der alten Stadt nach ihrer Einverleibung in Württemberg verliehene Benennung Friedrichshafen in Vergessenheit zu geraten beginnt), und mancherlei Dynasten der anstoßenden Landschaften in die Herrschaft der Seeufer. Jetzt unterhalten neben der Schweiz und Oesterreich die drei süddeutschen Staaten eine lebhafte Dampfschiffahrt auf dem Bodensee, die sich auch bei dem internationalen Reisepublikum einer großen Beliebtheit und starken Frequenz erfreut. Vor dem Beginn oder noch besser nach Absolvierung einer Schweizerreise in den gastlichen Hotels von Konstanz, Lindau oder Friedrichshafen einen oder ein paar Tage zu rasten und etliche der Stätten zu besuchen, die durch die Geschichte und die Dichtung Tausenden vertraut geworden sind, daneben aber seinen Leib durch die köstlichen Bäder im See, seinen Gaumen durch die vortrefflichen Felchen zu erquicken, die man in ihm fängt, ist eine wohl anzuratende Sache. Wer daneben etwas Zeit und Neigung zu kulturgeschichtlichen Betrachtungen übrig hat, findet dazu sowohl in Konstanz als in Lindau, in Ueberlingen und Meersburg die mannigfaltigste und anziehendste Gelegenheit, ohne weiterer Ausflüge zum Schloßbau der Fürstenberger auf Heiligenberg oder zur Felskuppe des Hohentwiel zu gedenken.

Unter den Wasserstädten haben sich vornehmlich die Städte an Flüssen in der größten Mannigfaltigkeit und bis zur höchsten Blüte entfaltet. Diese ungemein reiche Entwicklung der deutschen Flußstädte beruht einerseits auf der von alters her hervorragenden Bedeutung der Flußwasserstraßen für das Verkehrsleben und sodann auf der ungemein günstigen Gestaltung des deutschen Flußnetzes. Bei der Weglosigkeit des Mittelalters — Chausseen hat man erst im achtzehnten Jahrhundert bei uns zu bauen angefangen — und bei der Unsicherheit, die dem Landtransport noch außer der Nichtswürdigkeit der Wege die ärgsten Gefahren bereitete, sind die Wasserstraßen der Flüsse bis in die neueste Zeit hinein in einem Umfang zur Waren- und auch zur Personenbeförderung benutzt worden, von welchem es schwer ist sich im Jahrhundert der Eisenbahnen eine zutreffende Vorstellung zu machen. Viele schwerere Güter, wie Bauholz, Steine und dergleichen, konnten bei dem Zustande der Landwege und des Fuhrwerks auf längere Entfernungen gar nicht anders als zu Wasser transportiert werden. Lange ehe es regelmäßige Wagenfahrten für Güter und Reisende gab, haben durch Marktschiffe und Barken auf dem Rhein und der Donau sowie auf ihren Nebenflüssen für Personen- und Güterverkehr feste Verbindungen bestanden. Noch im vorigen Jahrhundert gehörten diese Marktschiffe zu den stark frequentierten Reisegelegenheiten für Personen aller Stände. Als Friedrich der Große 1755 Holland besuchte, ist er mit der ordinären Barke von Amsterdam nach Utrecht gefahren, um die Rheinufer und ihren Anbau besser beobachten zu können.

Digitized by Google

In der Ausbildung seines Flußnetzes wird Deutschland, sowohl was die Größe und Wegbarkeit als die Zahl und die Verkehrsbedeutung seiner Ströme anlangt, von keiner andern Nation übertroffen. Nicht weniger als sieben Hauptflüsse durchströmen es, um sich in drei Meere zu ergießen, Rhein, Weser und Elbe in die Nordsee, Oder, Weichsel und Niemen in die Ostsee, endlich die Donau ins Schwarze Meer. Von ihnen gehören Weser, Elbe und Oder mit ihrem ganzen Lauf und mit dem weitaus größten Teil ihrer umfangreichen Flußgebiete, der Rhein und die Donau mit dem wichtigsten, Weichsel und Niemen mit dem schiffbaren Unterlauf dem deutschen Gebiete an. Zahlreiche, für den Verkehr zum Teil höchst bedeutende Nebenflüsse, ferner eine nicht geringe Menge von selbständigen, für die Schiffahrt geeigneten Mittelflüssen, wie Ems, Eider, Trave, Warnow, Pregel, steigern den Wert und die Ausdehnung des deutschen Flußnetzes, von welchem kaum ein irgendwie namhafter Teil Deutschlands unberührt bleibt.

So ist es denn nicht zu verwundern, wenn die Ansiedlungen an den Flüssen im deutschen Städtewesen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart eine ganz außerordentlich wichtige Stelle einnehmen. Namentlich sind sich an dem Strom, den wir mit Vorliebe den deutschen zu nennen pflegen, obwohl er weder in Deutschland entspringt noch endet, am Rhein, seit den Zeiten der Römer glänzende Entfaltungen des deutschen Städtelebens in den verschiedenen Perioden unsrer politischen und unsrer Kulturentwicklung aufeinander gefolgt. Römische Standlager, Militärstationen und Kolonien begleiteten seinen Lauf vom Bodensee bis zur Grenze Batavіens; Straßburg, Worms, Mainz, Bingen, Koblenz, Bonn und Köln sind schon zu Römerzeiten blühende Rheinstädte gewesen. Ihnen gesellen sich, neueren und neuesten Ursprungs, in Düsseldorf, Mannheim, Ruhrort aufstrebende Verkehrszentren hinzu. Nach dem Rhein hin gravitieren ferner die Städte an seinen schiffbaren Nebenflüssen, Mülhausen an der Ill, Metz, Trier und Saarbrücken an der Mosel und ihrem Zufluß, Cannstatt, Heilbronn und Heidelberg am Neckar, die stattlichen und reichen Mainstädte, von denen Frankfurt seine alte Bedeutung als Verkehrsmittelpunkt neuerdings durch die Anlage eines neuen Hafens noch gesteigert hat, endlich die mächtig aufstrebenden Mittelpunkte der Eisen- und Kohlenindustrie an der Ruhr, der Emscher und der Lippe. In gleicher Weise würden sich an jedem andern der deutschen Hauptströme zahlreiche Städte von Bedeutung nennen lassen. Es sei nur daran erinnert, von welchem Einfluß für die Ausdehnung unsers Volkstums im Osten die unter dem Schutz des Deutschen Ordens und im Anschluß an seine Schlösser entstandenen deutschen Pflanzstädte an der Weichsel (Thorn, Kulm, Graudenz, Marienwerder, Marienburg und Danzig), am Pregel (Insterburg, Wehlau, Königsberg) und am Niemen (Tilsit, Ragnit, Memel) gewesen sind, und wie sie sich für die Befestigung und die Wiedergewinnung der deutschen Herrschaft in Ost- und Westpreußen als feste Stützpunkte fort und fort bewährt haben.

Die Wahrnehmung, daß die Vereinigung von Flüssen den Anreiz zur Städteansiedlung erhöht, weil sie den Vorteil der Wasserstraße verdoppelt, kann auch

Digitized by Google

in Deutschland an vielen Stellen gemacht werden. Mainz, Bingen, Koblenz und Wesel bezeugen am Rheine, Ulm, Regensburg und Passau an der Donau, Krossen und Küstrin an der Oder ihre Richtigkeit, ebenso Leer am Einfluß der Leda in die Ems und Augsburg an dem der Wertach in den Lech. Von dem, was die Römer eine Zusammenflußstadt genannt haben, eine Stadtniederlassung auf der von zwei sich vereinigenden Flüssen gebildeten Halbinsel, haben wir in Deutschland, außer Koblenz, das davon noch heute den Namen führt, ein besonders hervorragendes Beispiel in Passau, das sich unmittelbar vor dem Einfluß des Inn in die Donau auf einer zwischen beiden Strömen lang hingestreckten schmalen Landzunge erhebt. Das Eindrucksvolle dieses höchst eigentümlichen Stadtbildes wird noch dadurch erhöht, daß die der Stadt gegenüberliegenden Ufer beider Ströme zu beträchtlicher Höhe ziemlich steil aufragen und von stattlichen Bauwerken, am rechten Innufer die Wallfahrtskirche Mariahilf, am linken Donauufer die starke Grenzfeste Oberhaus, gekrönt sind. Von dem Aussichtsturm neben Oberhaus kann man deutlich wahrnehmen, wie lange die gelben Wasser der Donau und die weißen des Inn sich noch nach dem Zusammenfluß der beiden mächtigen Ströme voneinander scheiden, und wie die Flut der Ilz, die, vom Bayrischen Wald herkommend, hier unmittelbar vor dem Eintritt des Inn in die Donau mündet, sich ebenfalls weithin schwarz abzeichnet.

Aber nicht bloß an den Hauptflüssen, sondern auch an Neben- und Zuflüssen entstehen blühende Städte, wenn die an sich nicht bedeutende Wasserstraße durch bequeme Verbindung mit benachbarten an Wert für den Verkehr gewinnt. Nürnberg hat seine Lage an der Pegnitz, in der Mitte zwischen dem Main und der Donau, zu einem Vermittlungsort für den Rhein- und Donauverkehr frühzeitig auszunutzen verstanden. Neuerdings giebt Bromberg an der Brahe, durch den von Friedrich dem Großen angelegten Kanal mit der Netze verbunden und dadurch zu einem Zwischenglied zwischen der Weichsel und der Oder geworden, ein weiteres einleuchtendes Beispiel von der Fruchtbarkeit solcher Zwischenlage.

Das glänzendste und durchschlagendste aber ist die Reichshauptstadt selbst. Die Spree ist, kurz bevor sie Berlin erreicht, durch den Müllroser Kanal mit der Oder, die Havel, in welche sie bald unterhalb Berlins einmündet, in ihrem oberen Lauf durch den Finowkanal gleichfalls mit dem für die Schiffahrt wichtigsten Unterlauf der Oder verbunden. Durch den Havelländischen, den Fehrbelliner und den Plauesschen Kanal wird der Wert der Havel als Verbindung mit der Elbe in einer die Schiffahrt fördernden Weise beträchtlich erhöht. Vermittelst dieser Wasserstraßen, die sich wie ein Spinnennetz zwischen Elbe und Oder ausspannen, ist Berlin in der Lage, sich mit einem sehr beträchtlichen Teil seines Bedarfs an Getreide, Mehl, Bau- und Brennmaterial aller Art auf dem Wasserwege zu versorgen und von den Zufuhren zu profitieren, die von der Nordsee über Hamburg, von der Ostsee über Stettin nach Deutschland gelangen. Wiederholt ist sogar die Rede davon gewesen, diese Wasserverbindungen so zu vertiefen und umzugestalten, daß kleinere Seeschiffe ohne Umladen von der Elbe wie von

Digitized by Google

der Oder her direkt bis Berlin fahren könnten. Aber auch wenn dies Projekt, Berlin in eine Seestadt zu verwandeln, unausgeführt bleibt, wird die Reichshauptstadt fortfahren, sich ihrer Entstehung aus einer Niederlassung am Wasser zu erinnern und ihre Wasserstraßen für den Verkehr der Millionenstadt mit allem Nachdruck und allen modernen Hilfsmitteln zu verwerten.

Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1813.

Urkundliche Mitteilungen

von

Wilhelm Oncken.

(Fortsetzung.)

Die Verhütung, die Niederkämpfung jedes Argwohns, der bei den Franzosen entstehen konnte, war der gebieterische Zweck für alles, was der König that und thun ließ. Auch Graf Henckel wurde diesem Zwecke dienstbar[1]) von dem Augenblick seiner Meldung und Mitteilungen an. Er erzählt, wie er am 2. Januar 1813, nachmittags $^1/_2$4 Uhr dem Könige vor der Orangerie „im Neuen Garten" seine Depesche übergeben und ihm genauen Bericht von allem erstattet, was er von York vernommen und mit ihm erlebt hatte. „Der König ging gleich mit mir beiseite; wie sehr er durch meine Nachrichten überrascht wurde, läßt sich denken! Es war aber auch eine ganz eigne Aufgabe, sich, umgeben von Franzosen, nun zu benehmen. Wir fuhren sogleich nach der Stadt, und hier mußte ich nun nochmals alles erzählen, was und wie es vorgefallen

[1]) Natürlich ohne auch nur einen Augenblick an des Königs wirklicher Gesinnung irre zu werden. Es ist überhaupt bezeichnend, wie dieser Flügeladjutant des Königs in dieser ganzen Sache verfahren ist, ohne jemals den mindesten Zweifel daran zu zeigen, daß der König mit der That Yorks sachlich durchaus einverstanden sein werde. Seit dem 28. Oktober 1812 war er im Hauptquartier Yorks, und obwohl von diesem nichts weniger als freundlich und vertrauensvoll empfangen, war er der erste und einzige, dem der General zu Koltiniani am 25. Dezember von dem Verlaufe seiner ersten Unterredung mit General Diebitsch wie von seinem Vorhaben ausführliche Mitteilung machte. Dazu bemerkt Graf Henckel in seinen Aufzeichnungen (Seite 166): „Das war der Augenblick, in welchem der Wendepunkt des Schicksals der preußischen Monarchie eintrat, in dem der erste Schritt in die glorreiche Zukunft geschah, die uns vom tiefsten Fall den Gipfel des Triumphes ersteigen sah! Mit ihm begann das Riesenwerk unsrer Befreiung von Tyrannenketten. Der General v. York war es, der es unternahm und auf Gefahr des eignen Kopfes wagte. Diese Verehrung müsse darum ewig jeden Preußen durchdringen, wenn er den Namen York aussprechen hört."

Während des ganzen Verlaufes seiner Mission ist ihm nicht einmal der Gedanke gekommen, der König könnte der einzige Preuße sein, der in jenen denkwürdigen Entscheidungstagen nicht wie ein Preuße, sondern wie ein Franzose dächte.

Digitized by Google

war." — Gegen Abend befahl der König dem Grafen Henckel, nach Berlin zu gehen, um den Staatskanzler v. Hardenberg von allem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. „Nachts gegen 2 Uhr kam ich am Dönhofsplatz und der Wohnung des Staatskanzlers an. Er war nicht zu Hause. Ein Bedienter führte mich zu ihm hin. Des Morgens nach 5 Uhr war ich wieder in Potsdam. Der König befahl mir, nach Charlottenburg zu gehen, mich einige Tage da auszuruhen, überhaupt aber Stillschweigen über das Vorgefallene zu beobachten und mich vor der Hand nicht viel sehen zu lassen. Die Sache gelang so gut, daß der französische Gesandte St. Marsan dem Kaiser zwar meldete, daß ich von der Armee angekommen sei, aber gar nichts Neues mitgebracht hätte.

Nachdem ich dem König den aufgelösten Zustand der französischen Armee geschildert, bat ich ihn, die Gnade zu haben, mir ein Kavallerieregiment zu geben; unfehlbar würde ich ihm dann einen Teil der Marschälle, Generale und Stabsoffiziere bringen; es sollte dem Kaiser doch schwer werden, diesen Mangel gleich wieder zu ersetzen. Er erwiderte mir darauf: „Für Sie wäre das ganz schön; für mich aber malhonnête."

Am 4. Januar schrieb dann Graf Henckel in Potsdam im Auftrage des Königs an York einen Brief, in dem kein Wort der Ueberraschung oder gar der Mißbilligung des Geschehenen, sondern nur dringende Einschärfungen vorsichtigen und streng geheimen Verfahrens enthalten waren: „Militärs haben zwar geahndet, daß es dem Corps schwer werden würde, durchzukommen, und die peinliche Lage gefühlt, in der Ew. Excellenz sich befanden. Von dem allem, was beim Corps vermutet wurde, habe ich hier aber nichts wahrgenommen.[1]) Nur die höchste Behutsamkeit und Vermeidung aller weiteren Schritte, bis sich die Begebenheiten mehr entwickeln, wird deshalb den König von einer unfehlbaren Verlegenheit retten können. In dieser Hinsicht hat derselbe auch befohlen, Ew. Excellenz zu sagen, das Offiziercorps strenge darauf aufmerksam zu machen, in keiner Art politische Raisonnements hierher zu schreiben. Unter andern hat mich der Graf Kanitz dadurch in große Verlegenheit gesetzt; es ist aber gleich von oben herab unterdrückt worden. Ich sage hier, daß Ew. Excellenz in einer bösen Lage seien, weil Sie durch sichere Nachrichten wüßten, daß ein starkes Corps auf der Straße von Tilsit in Ihrem Rücken, Diebitsch und Paulucci in Memel ständen, Löwis aber stark drängte. Es sei daher sehr problematisch, ob das Corps durchkommen würde, und Sie selbst seien bei meinem Abgange in der größten Sorge über Ihr Schicksal gewesen, da Sie die Stärke des Feindes nicht erfahren könnten." [2])

Schon der hierdurch übermittelte Befehl zeigt, daß der König, als er so an

[1]) Nämlich nichts von Vorbereitungen des Systemwechsels, Verhandlungen mit Oesterreich u. s. w.

[2]) Erinnerungen S. 174—175.

Digitized by Google

York schreiben ließ, an eine auch nur scheinbare Absetzung Yorks noch nicht gedacht haben kann, wie denn dazu auch keinerlei Anlaß vorlag.

Seit dem 3. Januar trat auch der Staatskanzler v. Hardenberg in Sachen Yorks in Thätigkeit. Am 29. Dezember hatte er dem Obersten Gneisenau, der sich in London befand, Mitteilung über den Geheimplan gemacht, über den er sich am 26. mit dem König geeinigt hatte, in den Worten: „Der König bleibt dabei, so wie die Sachen jetzt stehen, nicht allein etwas unternehmen zu wollen, aber er ist fest entschlossen, mit Oesterreich alles für die gute Sache einzusetzen, und wir unterlassen nichts, um den Wiener Hof anzufeuern. Wirken Sie nur dort, mein Freund, damit England und Schweden recht kräftige Operationen ausführen, sobald es nur irgend die Jahreszeit zuläßt. Teilen Sie dem Grafen Lieven alles Vorstehende vertraulich mit; aber bitten Sie ihn, ja recht vorsichtig zu sein, damit wir nicht vor der Zeit kompromittiert werden, und seien Sie es selbst. Wir müssen dem Scheine nach unser bisheriges System durchaus verfolgen.“ [1])

Damit der König nicht durch die Kunde von Yorks That „vor der Zeit kompromittiert“ ward, schrieb Hardenberg am 3. Januar, am Tage nachdem die Weisungen für die geheime Sendung des Obersten v. Knesebeck nach Wien vollzogen worden waren, an den Grafen St. Marsan einen Brief, in dem das, was York beabsichtigte, in keiner Weise mißbilligt, sondern im voraus dargestellt ward als die unvermeidliche Folge dessen, was der Marschall Macdonald durch einen groben Mißgriff der Führung verschuldet und nun die Russen mit großem Geschick benutzt zu haben schienen.

Dieser Brief gehört mit demjenigen des Königs an den König von Neapel vom 2. Januar zu den ersten der Schriftstücke, welche dem Fürsten Hatzfeld übergeben worden sind, um ihm den Fall York „in seinem wahren Lichte“ zu zeigen, und muß deshalb, obwohl er schon gedruckt ist, auch hier wiedergegeben werden. Er lautet auf deutsch:

„Die guten Nachrichten, welche Sie mir gestern mitzuteilen die Güte hatten, mein bester Graf, sind nur zu bald von sehr schlechten abgelöst worden. Ich gestehe, daß ich schon in großen Sorgen war wegen dieser Nachhut, welche von den Generalen York und Kleist befehligt wird, die, wie man sagte, am Abend des 29. in Tilsit ankommen sollte und die auf Befehl des Herzogs von Tarent sich erst am Abend des 20. in Bewegung gesetzt hatte, während der Rest des Corps am 19. früh morgens abmarschiert war. Sie haben sich nur zu sehr bestätigt. Der Major v. Henckel ist in Potsdam eingetroffen, nachdem er große Mühe gehabt hat, durchzukommen, und hat die Nachricht überbracht, daß diese beiden Generale mit 7000—8000 Mann von allen Seiten durch weitüberlegene feindliche Corps eingeschlossen waren und daß ihnen unmöglich sei, ihren Marsch auf Tilsit fortzusetzen. Der General York wollte einen Seitenmarsch machen und sich auf Memel werfen, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß er

[1]) Duncker S. 461.

Digitized by Google

dorthin gelangen kann; denn wir wissen, daß der Marquis Paulucci mit seinem Armeecorps sich jählings und geradenwegs (rapidement et en droiture) auf diese Stadt geworfen und daß er sich zum Herrn derselben gemacht hat.[1]) Wir sind deshalb auf die Nachricht gefaßt, daß dieser Teil unsers Corps abgeschnitten worden ist. Der König ist davon schmerzlichst berührt (vivement peiné). Es ist fast unbegreiflich, warum der Herzog von Tarent einen so großen Zwischenraum zwischen dem Aufbruch der beiden Corps seiner Armee hat eintreten lassen. Es scheint mir, daß es dafür nur eine einzige Erklärung giebt. Er hat dem General York nur sechs Schwadronen seiner Reiterei gelassen, mithin erhellt, daß er vor allen Dingen diese mit dem größten Teil seiner Armee hat retten wollen, indem er den General York den Russen zur Beute ließ (laissant le Général York aux prises avec les Russes).

„Ich bitte Ew. Excellenz, dies Sr. Excellenz dem Herrn Marschall mitteilen zu wollen, und umarme Sie von ganzem Herzen.

Hardenberg."

Berlin, 3. Januar 1813.

Nehmen wir zusammen, was Graf Henckel am 2. Januar in Potsdam berichtet hatte[2]) über den um zwei Tage verspäteten Marschbefehl des Marschalls an York, mit dem, was unter dem Eindruck dieser Meldung der König an demselben Tage noch dem König von Neapel[3]) und am Tag darauf der Staatskanzler dem Grafen St. Marsan über denselben Zwischenfall geschrieben hat, so ergiebt sich vollkommen klar, daß beide entschlossen waren, wenn York mit den Russen abschloß und die Franzosen darüber Beschwerde erhoben, diese Beschwerde zurückzuweisen und mit einer Wiederklage gegen Marschall Macdonald zu beantworten, dessen verspätetem Marschbefehl die ganze und alleinige Schuld an der Notlage des Generals York beizumessen sei. Und dies konnten und durften sie, wenn General York seiner Verpflichtung und seiner Verheißung gemäß nur ein rein militärisches Abkommen geschlossen hatte, das sich mit der militärischen Lage vollständig rechtfertigen ließ, die politische Willensfreiheit des Königs aber in keiner Weise beengte.

---

[1]) Diese Neuigkeit hatte Graf Henckel mitgebracht, der in seinen Erinnerungen sagt, er habe am 28. Dezember auf seiner Reise nach Potsdam zu seinem Erstaunen die preußische Stadt Memel von den Russen des Marquis Paulucci auf Grund einer Kapitulation besetzt gefunden, sei von Paulucci, als er sich bei ihm meldete, zu seinem noch größeren Erstaunen kriegsgefangen erklärt worden, wie vorher Graf Brandenburg und Major Seydlitz, die er hier als Kriegsgefangene antraf und denen nun erst auf sein höchst entschiedenes Andringen ebenso wie ihm selbst die Erlaubnis erteilt worden sei, weiterzureisen. Es ist bemerkenswert, daß, als York den Grafen Henckel am 27. Dezember mit den Meldungen über seine ersten entscheidenden Unterredungen mit General Diebitsch abgehen ließ, von den drei Offizieren, die er an den König gesandt, Hauptmann v. Schack, Rittmeister Graf Brandenburg, Major v. Seydlitz, noch kein einziger zu ihm zurückgekehrt war, um ihm ein Wort der Beruhigung über die Auffassung des Königs zu überbringen.

[2]) S. „Deutsche Revue", Aprilheft S. 50 u. 51.

[3]) S. ebd. S. 50.

Digitized by Google

Ganz anders aber lag die Sache, wenn den Franzosen die erste Kenntnis von dem Geschehenen in einer Weise zukam, die gerade dieser Voraussetzung schnurstracks zuwiderlief, und eben dieser Fall trat ein am 4. Januar, infolge einer einzigen Unvorsichtigkeit, die dem General York am Schlusse einer im übrigen meisterhaft durchgeführten Verhandlung begegnete.

Am 4. Januar 1813 fand beim Kommandanten von Berlin, Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, eine Mittagstafel statt, an welcher der Staatskanzler v. Hardenberg, der Adjutant des Kaisers Graf Narbonne, der auf der Durchreise nach Paris sich in Berlin aufhielt, der Fürst Hatzfeld und der französische Gesandte Graf St. Marsan teilnahmen.[1]) Während des Essens wurde dem letzteren durch einen Adjutanten des Marschalls Macdonald eine Depesche des Majorgenerals Marschall Berthier überbracht, welcher zwei Schriftstücke beigelegt waren, erstens ein Schreiben des Marschalls Macdonald an Berthier, d. d. Tilsit, 31. Dezember 1812, und zweitens ein Schreiben des Generals York an Macdonald, d. d. Tauroggen 30. Dezember. Das erstere besagte:

„Endlich, nach vier Tagen des Wartens, der Unruhe und der Angst, deren ein Teil des preußischen Corps Zeuge war, wegen des Schicksals der Nachhut, welche mir seit Mitau in der Entfernung eines Tagemarsches gefolgt ist, entnehme ich einem Briefe des Generals York, daß er selber das Los der preußischen Truppen entschieden hat. Ich lege Abschrift dieses Briefes bei, über den ich mir keinerlei Betrachtungen gestatte; sie sind überflüssig. Der General Massenbach, welcher hier mit 2 Batterien, 6 Bataillonen und 10 Schwadronen bei mir war, ist heute morgen ohne meine Befehle aufgebrochen, um über den Niemen zurückzukehren. Er wird sich dem General York anschließen. So läßt er uns im Stich ohne einen Mann Reiterei und dem Feind zur Beute. Ich sammle in Eile die siebente Division und werde sie nach Labiau in Marsch setzen. Ich weiß nicht, ob ich unversehrt dorthin kommen werde, weil ich von Reiterei umgeben bin.“[2])

Was hatte nun aber der General York dem Marschall geschrieben über seine That, und wie hatte er sie begründet, um sie den Franzosen, die in keiner Weise vorbereitet waren, so unschuldig wie möglich erscheinen zu lassen?

Duncker sagt: „Der König und der Staatskanzler hatten vorausgesetzt, daß York eine rein militärische Konvention abschließen, daß die Vereinbarung lediglich auf militärische Motive basiert und durch deren Anführung gedeckt, daß sie wesentlich darauf gestützt sein werde, daß es nicht möglich gewesen, die russischen Corps, die sich in den Weg gestellt, zu durchbrechen. Die Konvention sagte

---

[1]) Näheres über ihn und seine ganze Thätigkeit seit 1808 bei Alfred Stern: „Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit 1807—1815.“ Leipzig 1885. S. 263—410.

[2]) Nach der in den Papieren des Fürsten Hatzfeld befindlichen Abschrift des Briefes, von dem Duncker die letzte Hälfte bereits benutzt hat a. a. O. S. 468.

Digitized by Google

nichts von allemdem." [1]) Alles, was hier über die Voraussetzungen des Königs und des Staatskanzlers gesagt ist, ist richtig; nicht richtig aber, daß die Konvention selbst diesen Voraussetzungen nicht entsprochen habe. Der Wortlaut der sieben Artikel der Abkunft von Tauroggen ist rein militärisch und streift nicht mit der leisesten Andeutung das politische Gebiet. Er spricht allerdings nirgends von einer angeblich vollendeten Einschließung durch die Russen, aber er betont um so schärfer die Freiheit des Königs, die Abkunft zu genehmigen oder zu verwerfen, und die Freiheit der Preußen, im letzteren Fall dorthin zu marschieren, wohin sie der König haben wollte, ohne daß die Russen das hindern durften. Kurz, die Konvention ließ dem König persönlich so unbedingt freie Hand, daß, wenn jetzt bloß ihr Wortlaut nach Berlin oder Potsdam gelangt wäre, der ungeheure Lärm, der nun entstand, gar nicht hätte entstehen können. Aber statt der Konvention selbst erhielten die Franzosen einen Brief des Generals York, der gerade die Hauptsache nicht enthielt und durch das, was er sagte, bei den Franzosen eben den Argwohn weckte, der um keinen Preis hätte geweckt werden dürfen.

Auf den Brief Yorks paßt Dunckers Kritik durchaus, nicht aber auf die Konvention.

Seiner sehr ernsten Folgen wegen muß dieser Brief hier mitgeteilt werden. Er lautet in der deutschen Urschrift: [2])

„Gnädiger Herr!

„Nach sehr mühseligen Märschen ist es mir nicht möglich gewesen, sie fortzusetzen, ohne auf den Flanken und im Rücken gefährdet zu werden. Dies hat die Vereinigung mit Ew. Excellenz verzögert, und da ich zwischen der Alternative wählen mußte, den größten Theil meiner Truppen und alles Material, welches allein meine Subsistenz sichern konnte, zu verlieren oder alles zu retten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Konvention zu schließen, nach welcher die Sammlung der preußischen Truppen in einem Teile Ostpreußens, der sich durch den Rückzug der französischen Armee in der Gewalt der russischen befindet, stattfinden soll.

„Die preußischen Truppen werden ein neutrales Corps bilden und sich gegen keinen Teil Feindseligkeiten erlauben. Die künftigen Begebenheiten, Folge der Verhandlungen, welche zwischen den kriegführenden Mächten stattfinden müssen, werden über ihr künftiges Schicksal entscheiden. [3])

„Ich beeile mich, Ew. Excellenz von meinem Schritte in Kenntnis zu setzen,

[1]) A. a. O. S. 469.

[2]) Droysen I, 498. Die französische Ausfertigung bei Fain: Manuscrit de 1813 I, 201—202. Das Konzept des Schreibens ist noch erhalten, es ist von der Hand des Generals v. Kleist. (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften a. a. O. S. 561 Anmerkung.)

[3]) Les événements à venir, suite des négociations qui doivent avoir lieu entre les puissances belligérantes, décideront sur leur sort futur.

Digitized by Google

zu dem ich durch gebieterische Umstände (forcé par des circonstances majeures) gezwungen bin.

„Welches auch das Urteil sein mag, das die Welt über mein Vorhaben fällen wird, ich bin darüber wenig in Unruhe. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reifliche Erwägung schreiben es mir vor; die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich.

„Indem ich Ihnen, gnädiger Herr, diese Erklärung mache, entledige ich mich der Verpflichtungen gegen Sie und bitte Sie, die Versicherung der tiefsten Verehrung zu genehmigen" u. s. w.

Wir erinnern uns des Bildes, das sich Friedrich Wilhelm und Hardenberg auf Grund der mündlichen Berichte des Grafen Henckel von der Notlage Yorks gemacht,[1]) wie des Planes, nach dem sie hiernach beschlossen hatten, den Marschall Macdonald mit seinem um zwei Tage verspäteten Abmarschbefehl für alle Folgen allein verantwortlich zu machen. Wir erinnern uns auch, wie ruhig der König und der Kanzler einer rein militärischen Maßregel entgegensahen, die man mit rein militärischen Gründen als eine Rettung des Corps für den Kaiser und seinen Dienst selber rechtfertigen konnte. Und nun kam statt der Konvention selbst, die alle Sorgen zerstreut haben würde, ein Brief Yorks, der erstens von jenem Verschulden des Marschalls gegen seine Nachhut kein Wort enthielt, zweitens die Notlage Yorks nur als eine Gefahr, nicht als eine schon eingetretene Thatsache behandelte und drittens, statt die Möglichkeit einer späteren Wiedervereinigung mit dem X. Corps durchblicken zu lassen, eine feierliche Absage enthielt, eine Trennung für immer in Aussicht stellte. Wir erinnern uns ferner, mit welcher Aengstlichkeit der König darüber wachte und wachen mußte, daß er politisch nicht vor der Zeit bloßgestellt würde, und nun beging York die Unklugheit, den Franzosen von politischen Verhandlungen zu reden, die noch gar nicht stattfanden, von deren Bevorstehen er gar nichts wußte, die Franzosen vollends nichts ahnen durften, und von ihren Folgen eine Entscheidung zu erwarten, die durch die Konvention dem König selbst in die Hand gelegt war, so daß seine That geradezu erschien und erscheinen mußte als die militärische Vorrede des politischen Abfalls, über den zwischen York, dem König und den Russen ein Einverständnis angenommen werden mußte.

Diese unvermeidliche Auslegung muß man gegenwärtig haben, um zu begreifen, was nun geschah.

St. Marsan berichtet noch unter dem 4. Januar:

„Der Baron Hardenberg war wie vom Donner gerührt[2]) ob der Mitteilung dieses Zwischenfalls. Der Herr Marschall, Herr v. Narbonne und ich haben die Sache erschöpft.[3]) Der Baron Hardenberg war ganz mit uns einverstanden,[4])

[1]) S. „Deutsche Revue", Aprilheft S. 50 u. 51.

[2]) Parut atterré, darüber mit Bleistift indigné. Stern S. 399, wo der ganze Bericht abgedruckt ist.

[3]) Epuisé la matière.

[4]) Abondé dans notre sens. (Bei Stern ist der Druckfehler abordé stehen geblieben.)

Digitized by Google

ebenso der Fürst Hatzfeld. Er hat sich sofort zum König begeben, der eben in die Stadt zurückgekehrt ist. Er schlägt vor, den General York abzusetzen, ihn festzunehmen, wenn es möglich ist, den Oberbefehl dem General Kleist zu übergeben, die Truppen zurückzurufen, obwohl es wenig wahrscheinlich ist, daß man sie noch zurückziehen kann, und ihnen einzuschärfen, daß sie sich unter den Befehl des Königs von Neapel zu stellen haben, das Ganze diesem Fürsten zu übergeben, an die französische Armee in Potsdam, Schlesien, durch die Zeitungen einen Tagesbefehl zu richten, endlich den Fürsten Hatzfeld nach Paris zu schicken, um an Se. Majestät den Kaiser den Ausdruck der Gesinnungen des Königs zu übermitteln ... Noch gestatte ich mir kein Urteil über diese Sache; ich bin geneigt, zu glauben, daß sie nur die Frucht von Umtrieben der in Deutschland wühlenden Umsturzsekte ist."[1])

Wodurch der Staatskanzler eigentlich „niedergedonnert" worden ist, wissen wir schon; nicht durch das, was York wirklich gethan — darüber lag Urkundliches noch gar nicht vor —, sondern durch das, was er an den Marschall Macdonald geschrieben hatte, und das war allerdings geeignet, sein aufrichtiges Entsetzen zu erregen aus den Gründen, die wir eben erörtert haben und denen Graf St. Marsan sofort in einer besonderen Note an ihn Ausdruck gab.

Auch dies bisher noch nicht veröffentlichte Schriftstück[2]) findet sich in den Papieren des Fürsten Hatzfeld und lautet:

„Ich beeile mich, Ew. Excellenz die Abschrift eines Briefes zu überreichen, welchen der Marschall Herzog von Tarent an Se. Durchlaucht den Fürsten Majorgeneral (Berthier) unter dem 31. Dezember gerichtet hat, zusammen mit dem Briefe, den dieser Marschall seinerseits eben vorher vom General York empfangen hatte. Ich bitte Ew. Excellenz, sie unmittelbar dem Könige vorzulegen, und kann nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß Se. Majestät die ganze Entrüstung teilen werde, welche Se. Kaiserliche und Königliche Majestät, mein erhabener Herr, beim Empfang des Berichtes über diese Angelegenheit empfinden wird. Die Bemerkungen, zu denen das Vorgehen des Generals York Anlaß giebt, bieten sich von selber dar. Sein Brief sagt darüber genug, um den Maßstab für sein Handeln abzugeben. Das Datum dieses Briefes zeigt, daß er keinen ganzen Tagemarsch mehr von dem Marschall entfernt war, und alle Gründe, die ihn zu seinem Schritt bestimmt haben, beschränken sich auf die Befürchtung, er könnte Mangel an Lebensmitteln leiden, während er nur vier Meilen zu machen brauchte, um in Preußen einzurücken, und auf die Möglichkeit, in der Flanke und im Rücken angegriffen zu werden. Er spricht von dem, was er den Truppen schuldig sei, die er befehligt, und hütet sich wohl, von den Pflichten zu sprechen, die er gegen seinen Souverän hat; er giebt keine Abschrift

[1]) Le fruit des intrigues de la secte désorganisatoire de l'Allemagne. — Ohne Zweifel ist der „Tugendbund" gemeint, für den der Ausdruck „la secte" üblich war.

[2]) Nur die Schlußworte finden sich bei Duncker S. 468.

Digitized by Google

der Konvention, die er unterzeichnet hat; er stellt Vermutungen an über Umstände, von denen er gar keine Kenntnis haben kann noch darf, und scheint sogar als eine besondere Merkwürdigkeit ankündigen zu wollen, daß er sich gegen die französischen Truppen keinerlei Feindseligkeit gestatten wird.

„Sein Verhalten gefährdet nicht bloß die Interessen des Königs, die Ehre der preußischen Waffen, die sich eben noch im letzten Feldzug mit Ruhm bedeckt haben, wie die Ehre der ganzen Nation, sondern es gefährdet wesentlich auch das Wohl des X. Corps, indem es diesem seine ganze Reiterei entzieht. Die Folgen dieses Ereignisses sind unberechenbar, und die wichtigsten Interessen können gefährdet sein, wenn nicht auf der Stelle die schleunigsten, die kräftigsten, schlagendsten und zugleich öffentlichsten Maßregeln ergriffen werden. In vollstem Vertrauen auf die anerkannte Loyalität Sr. Majestät des Königs erwarte ich mit Ungeduld, daß Ew. Excellenz mich die Willensmeinung Sr. Majestät wissen lassen, damit ich sie in kürzester Frist zur Kenntnis Sr. Majestät des Kaisers und des Fürsten Majorgenerals bringen kann. Die persönlichen Gesinnungen und der Charakter Ew. Excellenz lassen mir keinen Zweifel an der Art, wie Sie diese Sache ansehen, und an der Beeilung, mit der Sie die Befehle des Königs einholen werden. Ich ergreife die Gelegenheit, um Ihnen die Versicherungen meiner Hochachtung zu erneuern.

Der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister.

(gez.) v. St. Marsan."

4. Januar 1813.

Mit dieser Note fuhr Hardenberg eiligst nach Charlottenburg zum König, der noch am späten Abend mit nach Berlin kam und Hardenberg noch vor Mitternacht zu St. Marsan gehen ließ, um diesem die Genehmigung der mit ihm vereinbarten Maßregeln gegen York und seine Konvention zu überbringen. St. Marsan berichtete darüber noch am Abend des 4. Januar an Berthier, den Fürsten von Neuenburg und Wagram:

„Eben schickt mir der König den Herrn v. Hardenberg, um mir seine Entschließungen mitzuteilen. Es sind diese: Se. Majestät wird morgen, spätestens um Mittag, einen seiner Adjutanten, Oberstlieutenant (vielmehr Major) v. Natzmer, abgehen lassen, um sich zu Sr. Majestät dem König von Neapel zu begeben. Dieser Offizier wird die Ernennung des Generals v. Kleist zum Generallieutenant und Befehlshaber des Kontingents überbringen. Er bringt desgleichen die förmliche Verleugnung (désaveu formel) der von General York unterzeichneten Konvention und den Befehl an General Kleist, diesen General festzunehmen, wenn er kann, und ihn nach Berlin geleiten zu lassen; endlich die Einschärfung (injonction), über das Kontingent so zu verfügen, wie es Se. Majestät der König von Neapel befehlen wird, und in allem den Befehlen Sr. Sizilianischen Majestät zu folgen, welche gebeten werden wird, dem Herrn v. Natzmer Begleitung mitzugeben, damit er seinen Auftrag ausrichten kann, und auch die Entschließungen des Königs auf den Tagesbefehl der französischen Armee zu setzen. Gleiches wird auch in Berlin, Potsdam und Schlesien und durch die Zeitungen

Digitized by Google

geschehen. Der Fürst Hatzfeld erhält Befehl, sich nach Paris zu begeben; er wird Sr. Majestät dem Kaiser den Ausdruck der Gesinnungen des Königs, seiner Anhänglichkeit an die Sache Sr. Majestät und seiner Entrüstung über das Geschehene übermitteln. Der König wird sich sogleich mit der Versammlung eines andern Kontingentes beschäftigen; dazu aber bittet er um Rücksicht auf die grenzenlose Bedrängnis seiner Finanzen und verlangt eine Abschlagszahlung auf die bisher gemachten Vorschüsse. Bis zu diesem Augenblick hat der General York dem König noch keinen Bericht erstattet über seine That. Der Graf Henckel, Adjutant des Königs, der den General am 27. verlassen hat, ist vorgestern hier angekommen und hat nur berichtet, daß der General York glaube, er werde nicht durchdringen können und kapitulieren müssen. Man wird diese Neuigkeit in Berlin nicht früher als die Gegenmaßregeln des Königs erfahren; was, wie ich hoffe, die Wirkung wettmachen wird, die solch ein Skandal erregen kann. Der König und sein Minister scheinen im besten Glauben zu sein (paraissent de la meilleure foi). Se. Majestät schien sehr beunruhigt und besorgt wegen der Gefahr, welche der Herzog von Tarent läuft; wenn das Corps nach Preußen zurückgekommen ist, so verzweifelt der König nicht daran, daß der General Kleist es zu den Befehlen Sr. Majestät des Königs von Neapel zurückführt. Mir aber scheint, der Feind und der General York setzen sich schwerlich dieser Gefahr aus. Sie werden das Corps nicht nach Preußen zurück lassen, solange der König nicht die Konvention gebilligt hat."

In einem unmittelbar folgenden Brief vom 5. Januar setzt St. Marsan diesem Bericht hinzu:

„Der König war bestürzt und entrüstet (frappé et indigné) über den Abfall des Generals York. Seine ersten Worte waren: ‚Da möchte einen ja der Schlag rühren. Was ist da zu machen?'"[1])

Die Bestürzung des Königs war genau ebenso aufrichtig wie die Hardenbergs, nur galt sie wie diese lediglich dem Eindruck, den der Brief Yorks auf die Franzosen machen mußte. In dem Lichte dieses Briefes kam er sich selber vor, wie wenn sein ganzer Geheimplan verraten wäre, bevor er nur einen einzigen Schritt zu seiner Ausführung gethan. Von Bestürzung und Entrüstung konnte er nur befreit werden durch die Enthüllung des einfachen Sachverhaltes selbst, und die erfolgte am Morgen des 5. Januar, als er die Urkunde der Abkunft von Tauroggen mit dem Berichte Yorks zu lesen bekam.

Major Thiele, den York am Abend des 30. Dezember ans Tauroggen abgefertigt hatte, war am Morgen des 5. Januar mit Tagesanbruch in Berlin angekommen und sogleich beim Palais des Königs vorgefahren. Im Vorzimmer fand er schon den Major v. Natzmer, der Befehle des Königs gewärtig. Thiele überreichte dem König seine Depeschen. In dem Schreiben Yorks vom 30. Dezember las er die Worte: „Die Konvention läßt Ew. Majestät in Höchst Ihren Entschließungen freien Willen; sie erhält aber Ew. Majestät ein

[1]) Beide Briefe bei Fain: Manuscrit de 1813 I, 203—206.

Digitized by Google

Truppencorps, das der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Wert giebt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkür Ihres Alliierten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablierung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten."

In dem Text des Abkommens selbst fand er, daß das buchstäblich richtig und daß die Befürchtungen, die er aus dem Briefe Yorks an Macdonald gefolgert, völlig grundlos waren.

Nachdem im ersten Artikel der Landstrich längs des Kurischen Haff zwischen Memel und Tilsit näher bezeichnet war, den die Preußen nach Artikel 2 als neutrales Gebiet „bis zu dem eingehenden Befehl Sr. Majestät des Königs von Preußen besetzt halten sollten", hieß es: für den Fall, daß dieser seine Zustimmung versagte, sollten die Preußen verpflichtet sein, während eines Zeitraums von zwei Monaten nicht gegen die Kaiserlich russischen Truppen zu dienen, und im Artikel 3 las man ausdrücklich: „Sollten Se. Majestät der König von Preußen oder Se. Majestät der Kaiser von Rußland die Allerhöchste Beistimmung versagen, so soll dem Corps ein freier, ungehinderter Marsch auf dem kürzesten Wege dahin, wo Se. Majestät der König bestimmen, freigestellt bleiben."[1]) Der ganze Text enthielt, wie schon oben hervorgehoben ist, nur militärische Bestimmungen, kein Wort von Politik und auch kein Wort von dem, was der König vorhaben oder verfügen konnte. In dem Augenblick, da der König dies las, schied er den Brief Yorks von seiner Konvention und drückte das sogleich in dem Bescheide aus, den er dem Major Thiele erteilte und über den Droysen folgende authentische Nachricht wiedergiebt:

Der König schien nicht unzufrieden damit, daß York ein nutzloses Aufopfern der Truppen vermieden habe; aber er war es desto mehr mit der Form, in der derselbe seine Handlungsweise gegen Macdonald zu rechtfertigen suchte, „indem sie gewissermaßen einen politischen Charakter trage, durch den das Gouvernement in seiner augenblicklich wehrlosen Lage kompromittiert werde".[2])

Die Unterscheidung, die sich schon in diesen Worten spiegelt, verrät sich nun sofort in den Briefen, welche dem Major v. Natzmer mitgegeben wurden und die sich beide in Abschrift in den Papieren des Fürsten Hatzfeld finden. Das

[1]) Nach dem amtlichen Abdruck in der Bekanntmachung vom 19. Januar 1813 in der Berlinischen (Vossischen) Zeitung, s. „Deutsche Revue", Aprilheft S. 44.

[2]) Droysen: York II, 37. Damit stimmt aufs genaueste, was Hardenberg am 6. Januar dem hannoverschen Gesandten v. Ompteda sagte, zu dessen nicht geringer Ueberraschung: „Der Formen wegen sei die Sache (Yorks) sehr peinlicher Natur: der General York habe ganz unrecht gehabt, so zu verfahren; es sei namentlich falsch gewesen, daß er sich in seinem Briefwechsel in politische Erörterungen eingelassen und Verhandlungen unterstellt habe, die gar nicht stattfänden; so habe der König, um sich treu zu bleiben, nicht anders handeln können. — Die Hauptsache ist, gegen Frankreich nicht zu früh bloßgestellt zu werden. und der General York hat dem Faß den Boden ausgeschlagen." Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege II, 555.

Digitized by Google

eine Schreiben war für den General v. Kleist bestimmt, kündigte ihm seine Ernennung an Stelle des Generals York an, befahl ihm, diesen zu verhaften, den General Massenbach zu suspendieren und mit Bezug auf das Corps selbst die Befehle des Königs von Neapel zu befolgen, sagte aber von der Kapitulation nichts als: „mit Ueberraschung" habe der König die Nachricht davon vernommen; kein Wort dagegen von einer förmlichen Verleugnung und öffentlichen Widerrufung derselben, auch kein Wort von einem Wunsch oder Befehl, sich dem Marschall Macdonald wieder anzuschließen, vielmehr steht am Schlusse der bedeutsame Wink: „Ich erwarte von Ihrer Klugheit und Ergebenheit, daß Sie alles ins Werk setzen werden, um, so gut es geht, wieder gut zu machen, was sich ereignet hat."

Das Schreiben an den König von Neapel [1]) nimmt Bezug auf das Schreiben an General v. Kleist und bittet um die Befehle Sr. Majestät für das Hilfscorps, das nunmehr unter ihm zu stehen habe. Von der Konvention Yorks heißt es: „Diese Maßregel hat ebensosehr meine Entrüstung als meine Ueberraschung hervorgerufen" und nachher: „Ich brauche nicht zu sagen, daß ich diese Konvention nicht genehmige." Aber das ist auch alles. Auch hier kein Wort von einer öffentlichen Verleugnung derselben, die gar auf den Tagesbefehl der französischen Armee gesetzt werden sollte.

Der König war eben von dem Gedanken, die Konvention, die, wie er jetzt sah, seinen Wünschen durchaus entsprach, wirklich zu verwerfen, ganz zurückgekommen. Sie zu genehmigen, ging allerdings auch nicht an, aber sie aufzuheben noch viel weniger. Noch ehe Natzmer am Abend des 5. Januar abging, fing der König an, sogar die Franzosen mit ihr auszusöhnen. Noch am 5. Januar schreibt St. Marsan an Maret, Herzog von Bassano: „Der König hat zu mir geschickt, um meine Ansicht darüber zu hören, ob er die Bedingung der zwei Monate annehmen soll oder nicht.[2]) Ich habe mir vorbehalten, den Herrn Marschall und den Grafen Narbonne zu fragen, aber meine Ansicht ist, daß er die Entscheidung Sr. Majestät dem König von Neapel überlasse. — Ich muß hier ein wertvolles Wort verzeichnen, das der König mir gesagt hat: ‚Nicht nur die Ansicht des Grafen St. Marsan ist gut zu befolgen, es ist sogar eine Sache des Rechts, daß der König von Neapel Schiedsrichter sei in dieser Sache, denn mein Kontingent gehört dem Kaiser, und folglich hat der Obergeneral der französischen Armee die Entscheidung.'" [3])

In dem Augenblick, da der König mit den Franzosen selbst über die Geltung eines Artikels der Konvention zu unterhandeln wagte, konnte von einer Verwerfung derselben im ganzen nicht mehr die Rede sein, und der Weg war beschritten, auf dem der König allmählich dahin gelangte, am 9. Januar in den Weisungen für den Fürsten Hatzfeld die Artikel der Konvention Yorks geradezu

[1]) Fain: Manuscrit de 1813 I, 206—207.

[2]) Nach dem Artikel 2 der Konvention von Tauroggen hatten sich die Preußen, falls der König sie verwarf, auf zwei Monate jeder Feindseligkeit gegen die Russen zu enthalten.

[3]) Stern a. a. O. S. 400.

Digitized by Google

„vorteilhaft für die gemeinsame Sache“ zu finden und von jedem Widerruf derselben endgültig abzusehen.

Ein geradezu blindes Vertrauen auf die Loyalität des Königs wie des Kanzlers spricht aus sämtlichen Berichten, welche Graf St. Marsan in diesen bedeutungsvollen Tagen nach Paris erstattet hat. „Es ist unmöglich,“ schreibt er am 7. Januar, „mit mehr Loyalität und Pünktlichkeit seinen Verpflichtungen nachzukommen, als das hier geschieht“; dann erzählt er, in der Stadt gehe das Gerücht, der Hof denke daran, nach Schlesien zu reisen, er habe darüber den Staatskanzler ausgehorcht und ihn zu der Aeußerung gebracht: Der König glaube nicht, daß die Russen sich für stark genug hielten, um sich nach Preußen weit hinein zu wagen; wenn sie aber doch bis zur Weichsel kämen und die französische Armee sich nach der Oder zurückzöge, so könne ein längeres Verweilen des Königs und seiner Familie in Berlin bedenklich (inconvénient) werden, und in diesem Fall habe der König vor, nach Breslau zu gehen und das diplomatische Corps mit dorthin zu laden, — doch werde weder ein Schritt noch ein Antrag dieser Art geschehen ohne Wissen und Willen des Kaisers.[1])

Mit diesem Vorbehalt erschien der Reiseplan des Königs ganz unschuldig, und St. Marsan trug kein Bedenken, am 15. Januar an den Minister Maret, Herzog von Bassano, zu schreiben: „Wenn Se. Majestät der Kaiser für passend erachtet, dieser Regierung Vertrauen zu zeigen, so bin ich überzeugt, daß das allein ausreichen wird, um die Anträge Englands und Rußlands siegreich zu bekämpfen; desgleichen würden Ermäßigungen der geforderten Opfer, etwas Geld zur Errichtung der Magazine und die vom Soldaten beobachtete Manneszucht jedem Ausbruch auf seiten der Bevölkerung zuvorkommen.“ [2])

Von jeder Veröffentlichung über und gegen die That Yorks war es ganz still geworden. Nur dem Grafen St. Marsan war das in der ersten Aufregung am Abend des 4. Januar verheißen worden, aber weder dem König von Neapel noch dem General Kleist hatte am 5. Januar der König einen dahingehenden Wunsch brieflich kundgegeben, wie denn auch in den beiden an sie gerichteten Briefen nichts von dem sofortigen Rückmarsch des Yorkschen Corps zum Marschall Macdonald gestanden hatte. Beides blieb dem König von Neapel selber anzuordnen überlassen.

Dies war bei der großen Entfernung zwischen Berlin und Elbing, dem Hauptquartier des Königs von Neapel, und bei dem Fehlen jeder regelmäßigen Verbindung mit diesem ein vortrefflich gewähltes Mittel, um Zeit zu gewinnen, ein Mittel, das sich zu demselben Zweck noch weiterhin verwerten ließ, wenn nämlich der König jede Bekanntmachung seinerseits abhängig machte von dem, was der König von Neapel that oder nicht that. Und auch das geschah.

Am 17. Januar schrieb St. Marsan an den Herzog von Bassano: „Man hat vergessen, sowohl der preußischen Regierung als mir die Entschließungen

---

[1]) Stern: Abhandlungen und Aktenstücke S. 400—401.

[2]) Stern a. a. O. S. 401—402.

Digitized by Google

Sr. Majestät des Königs von Neapel in Bezug auf die Absetzung des Generals York mitzuteilen. Wie ich Ew. Excellenz gemeldet habe, hat der König jede Bekanntmachung hierüber vertagt, um sich ganz und gar dem anzupassen, was Se. Majestät der König von Neapel der Armee bekanntgeben würde. Doch werde ich heute dem Baron Hardenberg vorschlagen, eine allgemein gehaltene Bekanntmachung zu erlassen, um amtlich die Entrüstung des Königs kundzugeben, mit dem Beifügen, daß Se. Majestät die Angelegenheit in die Hand des Königs von Neapel gelegt habe, denn es erscheint mir angemessen, daß die Zeitungen des Landes einen amtlichen Artikel hierüber enthalten, damit sie nicht vorher oder gleichzeitig aus fremden Blättern darüber Artikel wiedergeben." In einer Nachschrift fügt er hinzu: „Eben komme ich vom Baron Hardenberg. Er hat eingewilligt, eine Bekanntmachung über die Angelegenheit York zu erlassen, ohne fernere Briefe aus dem großen Hauptquartier abzuwarten." [1])

So ist bis zum 17. Januar der Antrag des französischen Gesandten auf öffentliche Aeußerung über die angebliche Absetzung des Generals York glücklich hintertrieben worden, und man kann billig bezweifeln, ob diese Anregung ausgereicht hätte, um ein noch längeres Schweigen über das große Ereignis des 30. Dezember zu verhüten, wenn nicht am Abend des 17. Januar der Moniteur mit seinen Artikeln über York in Berlin eingetroffen wäre,[2]) der nun allerdings kein längeres Zögern mehr gestattete.

Jetzt erst erschien am 19. Januar in dem Artikel der „Berlinischen Zeitung", den wir am Anfang dieses Aufsatzes wiedergegeben haben, die erste amtliche Aeußerung, die an das preußische Volk über die That des Generals York hinausgegeben ward. Das war aber keine Enthüllung, sondern eine Verhüllung, keine Aufklärung, sondern eine Verdunklung des wahren Sachverhaltes, eine Irreführung der Franzosen, unerläßlich, um die Abreise des Königs nach Breslau im voraus sicherzustellen, nur leider nicht möglich, ohne daß die Preußen mitgetäuscht wurden.

Dasselbe Verfahren, das diese Reise so glücklich vorbereitete, hat auch dem Fürsten Hatzfeld für einen ausgezeichneten Empfang in Paris gesorgt, wo er am 21. Januar, gerade am Tage vor der Abreise des Königs nach Breslau, angekommen ist.

Die Abreise des Fürsten, die man auf den 5. Januar hatte vermuten müssen, verzögerte sich gewiß nicht zufällig bis zum 11. Januar. An diesem Tage schrieb St. Marsan:

„Der Fürst Hatzfeld reist heute abend ab. Gestern hat er eine lange Audienz beim König gehabt. Er hat mir versichert, Se. Majestät würdige unfehlbar richtig die wahren Interessen Preußens, die nach der unwandelbaren Ansicht des Fürsten allezeit den Einmut mit Frankreich (l'union avec la France) fordern, wie auch die Umstände sich gestalten mögen." [3])

[1]) Stern a. a. O. S. 402.
[2]) Stern a. a. O. S. 402.
[3]) Fain: Manuscrit de 1813 I, 208.

Digitized by Google

Am Tag darauf schrieb der Marschall Augereau an den Marschall Berthier, der König und sein erster Minister seien vollständig schuldlos an der That Yorks, sie verdienten wirklich Vertrauen; und wenn man den Einflüsterungen der Intriganten Gehör schenke, dann könne er nicht mehr einstehen für die Ruhe Preußens und Deutschlands. Daß diese nicht längst schon gestört worden sei, verdanke man doch nur der Klugheit und Weisheit eines solchen Königs.[1]) An demselben Tage berichtete St. Marsan geheimnisvoll über einen Plan, den „man" in Berlin habe entstehen lassen[2]) (on a fait naître), wonach der Kronprinz von Preußen eine Prinzessin aus dem Kaiserhause heiraten sollte, um das Band, das die beiden Höfe verbinde, noch inniger zu knüpfen,[3]) ein Plan, in den Fürst Hatzfeld eingeweiht sei und über den er gewiß mit Vergnügen, aber jedenfalls nicht amtlich, in vertrauliche Unterredungen eintreten werde.

Von den zwei Seiten der Politik seines Königs hatte der Fürst Hatzfeld also nur die eine, die französische Seite zu sehen bekommen, als er die Sendung nach Paris auf sich nahm, und er that es mit schwerer Gefahr für sich und die Seinen. Die Hälfte seines Vermögens befand sich im unmittelbaren Machtbereich des Kaisers der Franzosen, und in Berlin war die Fürstin mit den Kindern während seiner Abwesenheit für den Fall eines Umschwungs, den die Abreise des Königs sehr leicht herbeiführen konnte, sehr ernsten Verlegenheiten ausgesetzt bei der allgemein bekannten Parteistellung, die er bisher eingenommen und die durch eben diese Sendung eine neue Bekräftigung erfahren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf unter den Weltkörpern.

Von

Prof. Dr. L. Zehnder.

Schauen wir in später Nacht zum Sternenhimmel empor, so kommt über uns das Gefühl unermeßlicher Ruhe. Wir sehen zahllose Fixsterne, jeden sein Menschengedenken an derselben Stelle des Himmels. Wir sehen die Planeten, welche in ungeheuern Bahnen um die Sonne kreisen. Fast unmerklich bewegen sie sich am Himmelszelt zwischen den Fixsternen hindurch. Nur hie und da wird die Ruhe unterbrochen durch hellleuchtende Sternschnuppen. Es sind Meteorite, das heißt kleinste, feste Weltkörperchen, welche, durch den Weltenraum in eignen Bahnen sich bewegend, in die Erdatmosphäre hineingeraten, sich dabei

[1]) Fain a. a. O. S. 209—210.
[2]) Graf Narbonne hatte das gethan.
[3]) Fain a. a. O. S. 210—215.

Digitized by Google

erhitzen und leuchtend werden. Also herrscht doch keine vollkommene Ruhe im Weltall. Dem eifrigen Beobachter gelingt es auch, gelegentlich Fixsterne zu entdecken, welche uns im einzelnen durchaus nicht den Eindruck der Ruhe machen. Denn bald leuchten sie hell, bald sind sie ganz unsichtbar. Die Ruhe unter den Sternen des Himmels ist in der That nur eine scheinbare.

Von den sichtbaren Fixsternen wissen wir, daß sie selbstleuchtende Sonnen sind. In der Regel werden sie von Trabanten umkreist, von Meteoriten aller Art, von Meteoritenschwärmen, von Kometen. Viele von ihnen besitzen ihre Planeten, welche zum Teil selber wieder von Satelliten umgeben sind. Von den Trabanten fremder Sonnen sehen wir nichts; denn das von ihnen reflektierte Sonnenlicht ist zu schwach, ihre Entfernungen von uns sind zu groß.

Alle diese Körper, sowohl die Sonnen als auch ihre Trabanten, bezeichnen wir als Weltkörper. Die Meteorite können aber sehr klein sein. Auch die kleinsten derselben, sogar die feinsten kosmischen Staubteilchen, müssen wir daher als Weltkörperchen auffassen. Diese Staubteilchen bestehen, wenn sie äußerst klein sind, aus wenigen Molekeln, sie sind einfache Molekelaggregate. Große wie kleine Weltkörper bewegen sich in eignen Bahnen fast widerstandslos durch den unermeßlich feinen Weltäther.

Wir gehen noch weiter und bezeichnen schon die einzelnen Molekeln selber, welche da und dort durch den Weltäther ziehen, als kleinste Weltkörperchen, behandeln sie als solche. Demnach sind im ungeheuern Aetherball zahllose Weltkörper vorhanden, von den Molekeln bis zu den Meteoriten, von diesen bis zu den überaus großen Sonnen, welch letztere selber wieder von zahlreichen Trabanten aller Art umschwärmt werden.

Sämtliche Wltekörper sind in steter Bewegung begriffen. Sie bleiben nicht ruhend an bestimmten Stellen des Aethers. Auch die sogenannten Fixsterne bewegen sich. Daß sie zum Teil ganz ungeheure fortschreitende Geschwindigkeiten besitzen, ist in neuerer Zeit durch genaueste Messungen nachgewiesen worden. Wenn auf einen solchen Weltkörper keinerlei äußere Kräfte ausgeübt würden, so müßte sich derselbe, dem Gesetz der Trägheit zufolge, mit seiner augenblicklichen Geschwindigkeit fort und fort geradlinig weiter bewegen, bis zu einem Zusammenstoße mit einem andern Weltkörper. Nun wirkt aber teils die Gesamtmasse des Weltalls, teils wirken besonders die nächstbenachbarten andern Weltkörper auf jenen ein, und dadurch wird seine Bewegung im allgemeinen zu einer krummlinigen. Vermöge der Anziehungskraft, welche zwei Weltkörper allein aufeinander ausüben, bewegen sich dieselben nach dem Newtonschen Gesetze in Ellipsen um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Bei mehr als zwei Weltkörpern sind ihre Bahnen entsprechend komplizierter; wegen der ungeheuern Zahl aller vorhandenen Weltkörper sind dieselben sogar ungemein verwickelt. Weil alle Weltkörper Gravitationskräfte aufeinander ausüben, weil sie sich untereinander immerfort anziehen, stoßen sie mehr oder weniger häufig zusammen. Manche von ihnen bleiben nach den Zusammenstößen aneinander haften. Aus der Vereinigung von kleineren Weltkörpern entstehen größere. Es nimmt dadurch die Zahl der Welt-

Digitized by Google

körper im Weltall ab. Die gesamte Masse wägbarer Substanzen des Weltalls ballt sich wegen dieser fortwährenden Zusammenstöße mehr und mehr zusammen.

Die Folgen der Zusammenstöße von Weltkörpern wollen wir nun etwas näher ins Auge fassen. Zu diesem Zwecke betrachten wir zuerst einfache Atome, die im Weltäther in Bewegung begriffen sind. Je geringer die Geschwindigkeiten sind, mit denen sich die Molekeln, beziehungsweise die Atome wägbarer Substanzen relativ zu einander bewegen, um so niedriger ist, nach der bekannten Definition aus der Wärmetheorie, die Temperatur, welche die betreffenden Atomgruppen besitzen. Bei genügend tiefer Temperatur bewegen sich zwei Atome im Weltäther so langsam, sie stoßen gelegentlich mit so geringen Geschwindigkeiten aufeinander, daß sie vermöge der bei ihrer Berührung auftretenden Affinitätskräfte aneinander haften bleiben. Sie vereinigen sich zu einer aus zwei Atomen bestehenden Molekel. Stößt auf diese Molekel ein drittes Atom mit genügend kleiner Geschwindigkeit, so bleibt auch dieses haften vermöge der Affinitätskräfte, die zwischen den drei Atomen wirksam sind. Es entsteht eine Molekel aus 3 Atomen. In gleicher Weise bildet sich aus 4, aus 5 Atomen eine Molekel. Es entstehen Molekeln aus 10, aus 100, aus 1000 Atomen und so fort. Sind die Geschwindigkeiten, mit welchen die Atome aufeinander stoßen, genügend klein, so haften überhaupt alle Atome bei der Berührung aneinander, welchen Elementen diese auch angehören mögen. Denn die einzeln im Weltäther herumschwirrenden Atome repräsentieren bekanntlich den gasförmigen Aggregatzustand der betreffenden Substanz, und bei genügend tiefer Temperatur gehen alle Substanzen, sogar der Wasserstoff, aus dem gasförmigen in den flüssigen, beziehungsweise in den festen Aggregatzustand über.

Es ändern sich aber die Verhältnisse vollständig, wenn die Temperaturen, die den relativen Bewegungen der Atome und der aus denselben gebildeten Molekeln entsprechen, höhere sind. Denn die Affinitätskräfte, welche die Atome zu Molekeln vereinigen, sind ganz verschieden für verschiedene Atomkombinationen; sie ändern sich überdies mit der Temperatur, mit der Belichtung, mit dem elektrischen Zustande der Atome, mit andern äußeren Verhältnissen. In zwei Molekeln, die sich in ungleicher Art aus je zwei Atomen zusammengesetzt haben, sind demnach die sie zusammenhaltenden Affinitätskräfte im allgemeinen verschieden. Stoßen also diese zwei Molekeln in heftigen Stößen immer und immer wieder aufeinander, dadurch, daß sie Bestandteile einer Gasmischung sind von genügend hoher Temperatur, die der Gastheorie zufolge eine Kondensation, eine Zusammenlagerung der Molekeln nicht gestattet, so entsteht ein Kampf unter den beiden Molekeln. Durch ihre Zusammenstöße werden ihre Atome aufgerüttelt, in Schwingungen versetzt. Sie schwingen gegen den Molekelschwerpunkt hin und her. Weil in den beiden betrachteten Molekeln die Atome durch verschieden starke Affinitätskräfte zusammengehalten werden, so hat die eine Molekel einen stabileren Atomverband als die andre. Wenn sie daher beide immer und immer wieder zusammenstoßen, in verschieden heftigen Stößen, mit verschiedenen Geschwindigkeiten, wie es der Theorie der Stoßwirkungen frei fliegender Molekeln

Digitized by Google

entspricht, so kommt schließlich einmal ein so heftiger Zusammenstoß vor, bei nicht zu tiefer Temperatur, daß die weniger stabile Molekel in ihre Atome aufgelöst, daß sie dissociiert wird. In diesem Augenblicke des Freiwerdens der Atome (im status nascens) verbinden sie sich leicht mit andern Atomen oder mit Molekeln. Wenn daher jene stabilere Molekel das eine oder das andre Atom der weniger stabilen Molekel in ihren eignen Atomverband aufzunehmen, wenn sie mit einem solchen Atom eine neue, genügend stabile Molekel zu bilden im stande ist, so wird sie sich nunmehr auf Kosten der weniger stabilen Molekel vergrößern. Die stabilere nimmt der weniger stabilen Molekel ein Atom weg, bildet mit diesem einen festen Atomverband, während die weniger stabile Molekel zerfällt. Die Molekeln kämpfen gleichsam untereinander einen Kampf ums Dasein, einen Kampf um die „Nahrung", um diejenigen Atome, die zu ihrem weiteren Aufbau notwendig sind. In diesem Kampfe zwischen den Molekeln siegt schließlich unter sonst gleichbleibenden Verhältnissen immer die stärkere unter ihnen, die stabilere. Durch fortwährenden Kampf der einzelnen Molekeln untereinander entstehen dabei aus zwei miteinander vermengten Gasen zwei andre Gase, die bei der betreffenden Temperatur stabilere Molekeln besitzen.

Ganz in gleicher Weise wie Molekeln aus zwei Atomen kämpfen auch solche aus drei, aus vier und mehr Atomen miteinander, wenn sie im Aether mit großen Geschwindigkeiten sich bewegen und wenn sie als Bestandteile von Gasen fortwährend miteinander zusammenstoßen. Stabilere Molekeln suchen sich auf Kosten von weniger stabilen zu bilden, und so entstehen aus einem Gasgemenge schließlich diejenigen Gase, deren Molekeln unter den betreffenden Umständen (Temperatur und so weiter) die stabilsten sind. Schon die einfachen Molekeln gasförmiger Gemenge kämpfen also untereinander stets einen Kampf ums Dasein, und in diesem siegen schließlich immer die stärkeren, nämlich diejenigen Molekeln, die mit den vorhandenen Atomen die stabilsten Verbindungen eingehen. Es entstehen daher je nach den Bedingungen, unter welchen diese Molekeln ihren Kampf ausfechten, Molekeln der einen oder der andern Art, und diese lagern sich, wenn etwa durch Ausstrahlung die Temperatur mit der Zeit abnimmt, zu den Substanzen der einen oder der andern Art, beziehungsweise zu Gemengen solcher Substanzen zusammen. Es entstehen feste Körperchen, kosmische Staubteilchen, Meteorite, die überall im Weltall sich vorfinden.

Zahllose Meteorite bildeten sich im Weltall infolge der Aneinanderlagerung von Molekeln, beziehungsweise von Atomen. Die Meteorite ziehen alle Molekeln ihrer Umgebung an, um so stärker, je näher dieselben sind, nach Maßgabe des Newtonschen Gravitationsgesetzes. Durch Anlagerung neuer Molekeln vergrößern sich die Meteorite fortwährend, sie wachsen. Weil die Anziehungskraft, die ein Meteorit auf die Molekeln der Umgebung ausübt, seiner eignen Masse proportional ist, so wird ein solcher um so mehr benachbarte Molekeln zu sich heranziehen, je größer seine Masse bereits ist. Von allen im betrachteten Raume vorhandenen Meteoriten ziehen also unter sonst gleichbleibenden Verhältnissen diejenigen die meisten Molekeln aus ihrer Umgebung an sich heran,

Digitized by Google

die selber schon die größten Massen besitzen. Die Meteorite vergrößern sich auf Kosten der leichteren kosmischen Staubteilchen, indem sie alle noch freien Molekeln der Umgebung an sich fesseln, an ihrer Oberfläche anlagern. Die größeren Meteorite kämpfen mit den kleineren um die „Nahrung", die zu ihrem weiteren Wachstum nötig ist. Die größeren Meteorite wachsen stärker als die kleineren wegen ihrer größeren Anziehungskraft; sie bleiben Sieger im Kampfe um die gemeinschaftliche, zur Vergrößerung der eignen Masse notwendige Nahrung.

Die Meteorite ziehen nicht nur einfache Molekeln aus ihrer Umgebung herbei, sondern auch Molekelaggregate, kosmische Staubteilchen, kleinere Meteorite. Alle diese Körper kämpfen somit gleichsam einen Kampf ums Dasein miteinander. In diesem siegen die größten über alle kleineren, indem diese von jenen herbeigezogen werden und entweder, bei genügend hoher Temperatur, mit ihnen zusammenschmelzen oder doch zum mindesten an dieselben angelagert bleiben. Die kleineren kosmischen Staubteilchen und die kleineren Meteorite verlieren dadurch gewissermaßen ihre Selbständigkeit, sie verlieren ihr eignes selbständiges Dasein. In den größeren Meteoriten gehen sie mehr oder weniger vollständig auf. Die größten Meteorite vergrößern sich infolgedessen verhältnismäßig immer noch mehr. Berechnet man aber die Gravitationskräfte, mit welchen Meteorite von mäßiger Größe einander anziehen, so erhält man überaus kleine Zahlen. Die Geschwindigkeiten, mit denen solche Meteorite vermöge der von ihnen selber ausgeübten Gravitationskräfte aufeinanderstoßen, sind also gleichfalls sehr klein. Daher entstehen bei solchen schwachen Zusammenstößen noch keine hohen Temperaturen. Die Meteorite lagern sich einfach zusammen, sie bilden Meteoritenhaufen.

Im ganzen Weltall sind da und dort solche Meteoritenhaufen entstanden. Je größer dieselben sind, um so stärker ziehen sie alle in ihrer Umgebung befindliche Masse an sich heran, nach Maßgabe des Newtonschen Gravitationsgesetzes. Sie ziehen gasförmig gebliebene Molekeln an sich; ihre einzelnen Meteorite vergrößern sich dadurch. Sie ziehen kosmische Staubteilchen, Meteorite, fortwährend an sich; die ganzen Meteoritenhaufen vergrößern sich dadurch. Die größten Meteoritenhaufen ziehen die meiste Masse herbei. Daher kämpfen auch die verschiedenen Meteoritenhaufen einen Kampf um die Nahrung, in welchem die größeren unter ihnen im Vorteil sind gegenüber den kleineren. Jene vergrößern sich stärker als diese. Außerdem ziehen noch die ganzen Meteoritenhaufen einander an. Die größeren Haufen ziehen die kleineren herbei, vergrößern sich auf ihre Kosten. Es besteht ein Kampf ums Dasein unter den Meteoritenhaufen, in dem die größeren Meteoritenhaufen Sieger bleiben. Sie vergrößern sich fortwährend, nehmen alle kleineren Meteoritenhaufen ihrer Nachbarschaft in sich auf. Es entstehen ganz große Ansammlungen aus vielen Meteoritenhaufen.

Je größer die Masse wägbarer Substanzen ist, welche in einen kleinen Raum zusammengedrängt wurde, um so größer ist die von dem betreffenden Raume ausgehende Anziehungskraft. Die Geschwindigkeiten, mit welchen die von solchen

Digitized by Google

Meteoritenansammlungen herbeigezogenen Meteorite in ihnen anlangen, sind entsprechend größere. Es entstehen um so viel heftigere Zusammenstöße der Meteoriten. Bei solchen erwärmen sich aber die Meteorite, bei sehr heftigen Stößen erhitzen sich dieselben. Haben daher die Meteoritenansammlungen eine gewisse Größe erreicht, so werden nun, bei dem Einstürzen neu herbeigezogener Meteoriten, durch die heftigen Zusammenstöße Glühtemperaturen hervorgebracht. Die zusammenstoßenden Meteorite werden teilweise oder ganz glühend, sie schmelzen zusammen. Mehr und mehr vereinigen sich bei weiterem Einstürzen von Meteoriten die einzelnen Teile der Meteoritenansammlung. Sie backen sich zusammen, bilden einen glühenden Haufen, der seinem Glühzustande entsprechend Licht ausstrahlt, also sichtbar wird. Stürzen fortwährend Meteorite in genügender Zahl in diesen glühenden Haufen hinein, so bleibt sein Glühzustand erhalten, trotz der in Form von Lichtwellenbewegungen ausgestrahlten Energie. Nimmt aber die Zahl der einstürzenden Meteorite in höherem Grade zu, so wird die sich zusammenballende Masse mehr und mehr glühend-flüssig. Substanzen, die bei der betreffenden Temperatur den gasförmigen Aggregatzustand annehmen, umlagern die sich bildende glühend-flüssige Kugel. Es entsteht ein glühend-flüssiger, leuchtender, von einer gasförmigen Hülle, einer Atmosphäre umgebener Weltkörper, eine Sonne.

Fort und fort zieht diese Sonne weitere im Weltraume befindliche kleine und große Meteorite herbei. Immer heftiger, mit immer größeren Geschwindigkeiten und in immer größerer Zahl stürzen dieselben in die Sonne hinein. Immer mehr erhitzt sich die ganze flüssige Kugel, wenn die Zahl der einstürzenden Meteoriten groß genug ist. Denn die als Licht von der Sonne verausgabte Energie wird in diesem Falle durch die lebendige Kraft der einstürzenden Meteoriten mehr als ersetzt. Bei den sich steigernden Temperaturen dieser Sonne wird für eine ihrer Substanzen nach der andern der sogenannte „kritische Temperaturzustand" erreicht, von welchem an bei weiterer Erhitzung die Substanz nicht mehr den festen oder den flüssigen, sondern unter allen Umständen nur noch den gasförmigen Aggregatzustand beibehalten kann. Es wird endlich die ganze Sonne gasförmig. Sie wird zu einer entsprechenden Gaskugel mit ungeheuer hohen Temperaturen. Sie strahlt intensives Licht aus, ist in sehr weiten Entfernungen noch als Stern sichtbar. Bei noch größerer Massenansammlung und bei noch rascherer Zusammenballung müssen zuletzt so hohe Temperaturen entstehen, daß alle Substanzen dissociiert, in die Atome selber aufgelöst werden. Die ganze Sonne enthält dann im wesentlichen nur noch die einfachen Atome, welche dem gasförmigen Aggregatzustand entsprechend von Stoß zu Stoß frei fliegend hin und her zucken, sie enthält keine Atomverbände, keine aus Atomen zusammengesetzten Molekeln mehr.

Zahlreiche Sonnen haben sich da und dort aus solchen Meteoritenansammlungen gebildet. Sie ziehen von allen Seiten die in ihrer Umgebung befindlichen Molekeln, kosmischen Staubteilchen, Meteorite zu sich heran, und sie vergrößern sich dadurch. Sie nehmen gleichsam aus der Umgebung Nahrung auf und

Digitized by Google

wachsen infolgedessen. Am größten ist die Anziehungskraft derjenigen Sonnen, in welchen sich bereits die größten Massen angesammelt haben. Die größten Sonnen wachsen demnach stärker als alle kleineren. Die Sonnen kämpfen miteinander um die Nahrung, welche sie zu ihrem Wachstum nötig haben. In diesem Kampfe siegen die größten, die mächtigsten unter ihnen; sie erhalten unter sonst gleichen Umständen für ihr Wachstum die reichlichste Nahrung. Die Sonnen ziehen sich aber auch gegenseitig an. Die größeren unter ihnen ziehen die kleineren herbei. Es kämpfen somit die Sonnen untereinander einen Kampf ums Dasein, der damit endigt, daß die Sonnen größerer Masse die Sonnen kleinerer Masse ganz in sich aufnehmen. Nur die größten Sonnen bleiben übrig, und unter diesen dauert der Kampf ums Dasein fort, bis alle wägbare Materie in eine einzige, gewaltige Sonne sich zusammengezogen hat.

Bei den Zusammenstößen kommen noch Wirkungen zum Vorschein, welche bei unsrer bisherigen Darlegung unberücksichtigt geblieben sind. Wir wollen auch sie etwas genauer betrachten. Treffen zwei im Aetherraume frei fliegende Molekeln aufeinander, so ist ihr Zusammenstoß in der Regel, dem Zufall entsprechend, kein zentraler, sondern ein excentrischer. Stoßen aber zwei freibewegliche Kugeln in excentrischem Stoße aufeinander, so werden sie dabei bekanntlich in Rotation versetzt. Sie drehen sich, den Stoßgesetzen entsprechend, nach dem Stoße um Achsen, die durch ihre Mittelpunkte gehen. Ganz ähnlich wie solche Kugeln verhalten sich alle zusammenstoßenden Molekeln, wie dies in der Theorie der Gase schon von Clausius gezeigt worden ist. Aehnlich verhalten sich aber auch die in unserm Aetherraum zusammenstoßenden Meteoriten. Ihre Zusammenstöße sind im allgemeinen immer excentrische. Denn einerseits werden ihre Oberflächenbegrenzungen nicht durch einfache Kugelflächen gebildet. Andrerseits steht aber jeder Meteorit im Weltraume unter dem Einfluß zahlreicher, von Meteoriten oder von andern Weltkörpern ausgehender anziehender Kräfte, die von allen Seiten auf ihn einwirken. Aus diesem Grunde besitzt er immer eine gewisse Geschwindigkeit relativ zu den übrigen Meteoriten. Kommen daher zwei Meteorite merklich in gegenseitigen Anziehungsbereich, so haben sie bereits gewisse Anfangsgeschwindigkeiten, in der Regel nach verschiedenen Richtungen. Sie würden, in widerstandsloser Bahn und ohne weitere äußere Einwirkungen sich bewegend, nach dem Gravitationsgesetz in Ellipsen um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen oder in excentrischem Stoße aufeinander treffen, je nach Größe und Richtung ihrer Anfangsgeschwindigkeiten. Weil aber ihre Bewegung im Weltäther doch nicht absolut widerstandsfrei sein kann, werden ihre Bahnen auch in jenem ersten Falle enger und enger, und schließlich stoßen sie doch in excentrischem Stoße zusammen. Es treten demnach bei ihnen Rotationen auf nach dem Stoße wie bei jenen oben erwähnten Kugeln. Die ganzen Meteorite rotieren dann um Achsen durch ihre Schwerpunkte.

Durch ähnliche Ursachen werden ganze Meteoritenhaufen in Drehung versetzt. Sie ziehen, wie oben gezeigt wurde, fortwährend neue Meteorite von außen herbei. Diese Meteorite haben bereits gewisse Anfangsgeschwindigkeiten, wenn

Digitized by Google

sie merklich in den Anziehungsbereich des Meteoritenhaufens gelangen. Denn früher standen sie noch unter dem maßgebenden Einflusse andrer anziehender Kräfte. Sie suchen sich also, wenn sie dem Meteoritenhaufen so nahe gekommen sind, daß dessen Anziehungskraft alle andern äußeren Wirkungen überwiegt, in Ellipsen um den Schwerpunkt des letzteren zu bewegen. Somit treten sie in elliptischer Bahn excentrisch in diesen Meteoritenhaufen ein. Sie übertragen dadurch tangentiale, drehende Kräfte auf denselben. Es suchen die zunächst von einem solchen neu einstürzenden Meteoriten getroffenen Teile des Meteoritenhaufens in entsprechender Bahn um den Schwerpunkt des letzteren zu kreisen. Sie reißen dabei, infolge von zahlreichen Zusammenstößen, die nächst benachbarten Meteoriten mit, übertragen einen Teil ihrer drehenden Bewegung auf dieselben. Diese stoßen wieder auf andre Meteorite, schieben sie vor sich her, und so kommt nach und nach eine gleichgerichtete Drehung des ganzen Meteoritenhaufens um eine gemeinschaftliche Schwerpunktsachse zu stande. Die Ebene der Bahn des einstürzenden Meteorits wird annähernd zur Rotationsebene des rotierenden Systems. Der Meteoritenhaufen wird daher durch neu einstürzende Meteorite wegen ihres in der Regel excentrischen Einlaufens in seiner Gesamtheit in eine gleichsinnige Drehung um eine seiner Schwerpunktsachsen versetzt. Dabei nimmt er in seiner äußeren Begrenzung, mechanischen Gesetzen zufolge, ungefähr die Gestalt eines abgeflachten Rotationsellipsoides, einer flachen Scheibe an, indem seine sämtlichen Meteorite gleichsam so lange miteinander um Beibehaltung ihrer eignen Bewegungsrichtung kämpfen, bis Ordnung in den ganzen Meteoritenhaufen gekommen ist.

Die aus Meteoriten bestehende rotierende Scheibe übt weiterhin ihre Anziehungskraft auf Meteorite der Umgebung aus. Neue Meteorite stürzen sich in dieselbe, gleichfalls excentrisch einlaufend. Die Bahnen derselben sind, dem Zufall entsprechend, ganz beliebige; sie verlaufen nur ausnahmsweise gerade in der Rotationsebene jener Scheibe. Jeder neu ankommende Meteorit wird demnach eine neue, von jener ersten verschiedene Rotationsscheibe hervorzubringen suchen, mit derjenigen Ebene als Rotationsebene, welche seine eigne Bahn enthält. In dieser Weise können in Meteoritenhaufen verschiedene Ringe erzeugt werden, die unter Umständen in ganz verschiedenen Ebenen um den gemeinsamen Schwerpunkt des Meteoritenhaufens kreisen.

Gelangt ein solcher Meteoritenhaufen in die Nähe unsrer Sonne, so wird er uns sichtbar als Meteoritenschwarm, als Komet. Leichtflüchtige Substanzen auf seinen einzelnen Meteoriten verdampfen in der Sonnennähe. Es entstehen Gasatmosphären um die Meteoriten herum, die eine Brechung des Sonnenlichtes hervorrufen. Die Stellen des Himmels aber, an welchen das Sonnenlicht durch solche Brechung konzentrierter geworden ist, erkennen wir vermöge der Kontrastwirkung. Sie machen auf uns den Eindruck von Kometenschweifen. Denn es sind an jeder Stelle unsers Sonnensystems zahlreiche Meteorite vorhanden, die, durch konzentrierteres Licht beleuchtet, von uns gesehen werden, genau so, wie in dem durch eine kleine Oeffnung ins dunkle Zimmer dringenden Lichtstrahl die feinsten Stäubchen sichtbar sind.

Digitized by Google

Wie die Molekeln, die Meteorite und die Meteoritenhaufen, so kämpfen also auch die Sonnen miteinander den Kampf ums Dasein. Sie ziehen einander an, und bei zahllosen da und dort im ganzen Aetherball verteilten Sonnen beschreibt jede derselben höchst komplizierte Bahnen. Gelangen aber zwei Sonnen bleibend in solch kleine Entfernung voneinander, daß äußere anziehende Kräfte auf dieselben fast nicht mehr in Betracht kommen, so bewegen sie sich fortan ganz so wie jene beiden oben betrachteten Meteorite, nämlich in Ellipsen um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Ihre Bahnen werden wegen des Widerstandes, der ihrer Bewegung durch zahllose Meteorite, durch kosmischen Staub, durch den Weltäther selber entgegengesetzt wird, kleiner und kleiner. Zuletzt wird die kleinere Sonne von der größeren so stark angezogen, daß sie in dieselbe hineinstürzt; sie unterliegt im Kampf ums Dasein gegen diese. Beim Zusammenstoß der ungeheuern Sonnenmassen werden ungemein hohe Temperaturen erzeugt. Alle Massen werden gasförmig, die bis dahin noch fest oder flüssig waren, und die stark erhitzten gasförmigen Substanzen dehnen sich aus. Wegen der elliptischen Bahnen der beiden Sonnen muß ferner der schließliche Zusammenstoß derselben ein excentrischer sein. Daher entsteht infolge ihres Zusammenstoßes aus den beiden Sonnen eine entsprechend große, gasförmige, rotierende Scheibe mit überaus hohen Temperaturen. Die Rotationsebene der Scheibe ist diejenige Ebene, in welcher vor dem Zusammenstoß beide Sonnen ihre Bahnen beschrieben.

Nun strahlt die rotierende gasförmige Scheibe Licht aus, sie kühlt sich dadurch ab. Ihre gasförmigen Molekeln müssen sich, wie schon weiter oben beschrieben wurde, bei den tieferen Temperaturen zusammenballen zu Molekelaggregaten, zu kosmischen Staubteilchen, zu Meteoriten, diese zu Meteoritenhaufen, zu ganzen Weltkörpern. Es entsteht im Zentrum der Scheibe ein neuer Zentralkörper, der bei genügender Massenkonzentration wieder glühend und leuchtend, der zu einer neuen Sonne werden kann. Die außen befindlichen, in konzentrischen Kreisen umlaufenden Meteoriten jener Scheibe ballen sich gleichfalls zu Meteoritenhaufen, bei genügenden Massen sogar zu glühenden, leuchtenden Weltkörpern zusammen, die fernerhin um jene Sonne kreisen, mit einem passenden Mittelwert der betreffenden Meteoritengeschwindigkeiten. Demnach laufen solche Weltkörper annähernd im Kreise um den Zentralkörper, um ihre Sonne herum. Wir bezeichnen dieselben als Planeten. Es ist nicht schwer, zu zeigen, daß die Planeten, wie auch die Sonne selber, um eigne Schwerpunktsachsen rotieren müssen. Ihre Rotationsebenen fallen mit der Rotationsebene der ursprünglichen gasförmigen Rotationsscheibe ungefähr zusammen. Wenn in den Planeten genügende Massenansammlungen stattfinden, so werden auch diese Weltkörper wieder zu gasförmigen flachen Rotationsscheiben. Aus ihnen entstehen durch Abkühlung und Zusammenballung außer den betreffenden Zentralkörpern, den Planeten, noch kleinere diese umkreisende Weltkörper, die Satelliten, wie wir solche bei allen größeren Planeten unsers Sonnensystems finden. Von besonderem Interesse ist der Zwischenzustand der Meteoritenringe des Saturn, aus welchen späterhin noch Satelliten hervorgehen werden.

Digitized by Google

Zahllose Sterne des Weltalls mögen solche Sonnen sein, umkreist von Planeten mit ihren Satelliten und von andern Trabanten aller Art. Wir erkennen aber in größeren Entfernungen nur die selbstleuchtenden Sonnen, nicht ihre von ihnen beleuchteten Trabanten. Alle diese Sonnensysteme kämpfen miteinander einen Kampf um ihre Nahrung, um die Meteoriten, die sie aus allen Richtungen herbeiziehen und die zu ihrer Vergrößerung, zu ihrem Wachsen nötig sind, die insbesondere auch die Lichtausstrahlung, das Leuchten der Sonnen unterhalten. Sie kämpfen außerdem miteinander den Kampf ums Dasein, in dem stets das größere Sonnensystem Sieger bleibt über das kleinere, in dem dieses von jenem schließlich in sich aufgenommen wird. Aus der Vereinigung beider geht ein noch größeres Sonnensystem hervor, das in der Regel gleichfalls Planeten mit Satelliten, sowie andre Trabanten aller Art erhält.

Durch Zusammenballung entstehen Ansammlungen zahlloser Sonnen und Sonnensysteme zu ungeheuern Sonnenhaufen, die uns im Weltraume auch in größten Entfernungen noch als sogenannte Nebelflecke sichtbar sein können. Auch solche Nebelflecke kämpfen miteinander um ihre Nahrung, sie kämpfen um ganze Sonnen, um Sonnensysteme miteinander. Sie kämpfen außerdem miteinander den Kampf ums Dasein. In diesem Kampfe siegt stets der größere über den kleineren Nebelfleck; jener nimmt diesen in sich auf. Der Kampf dauert so lange, bis im ganzen Aetherball nur noch ein einziger Nebelfleck übrig ist. In diesem Nebelfleck kämpfen sodann noch die Sonnen miteinander, bis alle wägbare Materie in eine einzige Sonne konzentriert ist. Indessen ist damit der Kampf unter den Weltkörpern nicht erschöpft. Eine einzige ungeheure Sonne ist nicht das Ende unsers Weltsystems. Denn es kämpft noch alle wägbare Materie mit der unwägbaren Materie, mit dem Weltäther selber.

Alle Energie, die durch Strahlung oder durch irgend eine andre Wirkung der wägbaren Substanz abhanden gekommen ist, findet sich in der unwägbaren Materie wieder, wie sogleich gezeigt werden soll. Denn die gesamte Energie des ganzen Weltalls ist eine unveränderliche Größe; das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist ein unzweifelhaft gültiges Grundgesetz der Natur. Es werden nämlich, wie bereits erwähnt, infolge von sehr starker Zusammenlagerung großer Massen in einen kleinen Raum die neu angezogenen Massen auf große Geschwindigkeiten gebracht. Hat sich der größte Teil der Gesamtmasse des Weltalls beispielsweise in den verhältnismäßig kleinen Raum einer Kugel zusammengezogen, deren Durchmesser etwa gleich demjenigen der Jupiterbahn ist, so werden die Endgeschwindigkeiten der neu herbeigezogenen, gegen das Zentrum stürzenden Sonnen ganz ungeheuer groß. Sie werden unter Umständen noch größer als die Lichtgeschwindigkeit, so daß die frei beweglichen Atome des Weltäthers, von solchen Sonnen getroffen, in größte Geschwindigkeiten versetzt werden. Diese freien Aetheratome wirken ihrerseits auf die Aetherhüllen ein, welche die wägbaren Atome umgeben müssen. Sie bringen nämlich die kleinsten Teilchen, die Aetheratome in diesen Hüllen, gleichfalls in lebhaftere Zuckungen. Wägbare

Digitized by Google

Atome aber, deren oberflächliche Aetheratome in lebhafteren Zuckungen sich befinden, als dies normalerweise — ohne entsprechenden Energieaustausch zwischen Aetherhüllen und freien Aetheratomen — der Fall ist, stoßen sich ab. Es würde zu weit führen, wenn ich hier mehr als darauf hinweisen wollte, daß nach der Theorie eines gasförmigen Weltäthers (vergleiche des Verfassers „Mechanik des Weltalls") das Wesen der Elektricität in demjenigen Bewegungszustand des Weltäthers gefunden wird, den wir nach Clausius bei wägbaren Gasen als Wärme bezeichnen. Die Elektricität ist gleichsam die Wärme des Aethers. Durch das ungeheuer schnelle Zusammenstürzen aller Massen des Weltalls in den möglichst kleinen Raum muß daher jener Theorie zufolge Wärme des Aethers, es muß Elektricität erzeugt werden, genau so, wie durch sehr rasch bewegte Körper, wie etwa durch Steruschnuppen, die Luft erhitzt wird. Weil dadurch die wägbaren Atome des zuletzt übrig gebliebenen Zentralkörpers elektrisiert werden, so treten abstoßende Kräfte auf. Wir wissen, daß schon eine ungemein schwache Elektrisierung kleinster Teilchen genügt, um die Gravitationswirkung, die sie aufeinander ausüben, zu überwiegen. Ist eine solche Elektrisierung bei denselben erreicht, so beginnen alle wägbaren Atome des Zentralkörpers einander gegenseitig abzustoßen. Es entfernen sich diese Atome voneinander. Der Zentralkörper löst sich auf. Seine Bestandteile, die frei hin und her zuckenden wägbaren Atome, stieben auseinander. Aus dem in den kleinsten Raum zusammengedrängten Zentralkörper wird ein ungeheuer ausgedehnter Gasball, in dem alle wägbaren Atome größte Entfernungen voneinander haben. Die Ausdehnung dieses Gasballs ist so groß, daß er schließlich vom gasförmigen Aetherball, in dem alle Masse des gesamten Weltalls eingeschlossen ist, nur um weniges an Größe übertroffen wird.

Während ihres Auseinanderstiebens und nach diesem haben die wägbaren Atome ihre elektrischen Ladungen allmählich an den umgebenden Aether abgegeben. Nun kommen ihre Gravitationskräfte wiederum in überwiegendem Maße zur Geltung. Die Atome ziehen sich an. Es entstehen aus ihnen Molekeln, Molekelaggregate, kosmische Staubteilchen, Meteorite, Meteoritenhaufen, Sonnen, Sonnensysteme, Nebelflecke. Ein großartiger Kreislauf für die Bewegung der gesamten Materie besteht daher seit unendlichen Zeiten, und er wird in alle Zeiten bestehen. Ein fortdauernder Kampf aller Weltkörper untereinander, sowohl der kleinsten als auch der allergrößten derselben, hat die wundervolle Ordnung unsers Weltsystems hervorgebracht. Regiert wird dieser Kampf von der Gravitationskraft. Denn diese ist es, die alle Bewegungen der Materie leitet. Sie ist die tiefste Ursache mannigfaltigster Kraftwirkungen. Durch ihr Bestreben, alle Materie des Weltalls in den möglichst kleinen Raum zusammenzuziehen, ruft sie einen Kampf unter allen Weltkörpern, einen Kampf aller Materie überhaupt hervor, der einen unendlichen Kreislauf von Bewegungen im Weltall nach sich zieht.

Digitized by Google

Der „Verismus" in der Kunst und in der Wissenschaft.

Von

Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien).

Nach den vorausgegangenen Betrachtungen, besonders über die zwei veristischen Schulen im alten Sizilien und im südöstlichen Frankreich, drängt es mich, Betrachtungen über „Verismus", „Sezession", „Impressionismus", „Idealismus" und ähnliche Schlagworte anzustellen. Es möge die Bedeutung des selbständigen „Thatsächlichkeitssinnes" in der Kunst, im Leben und in der Wissenschaft erörtert werden, das ist die Fähigkeit, unabhängig und unbefangen von bereits vorhandenen Vorstellungen und Meinungen beobachten und auffassen zu können.

Fragen wir uns vor allem, welche Eigenschaften Veranlassung geben, daß ein Mensch die Künstlerlaufbahn ergreift und wir ihn in dieser Richtung unterstützen.

Es ist der Drang, in dichterischer Form, in Tönen, in Linien und Farben den inneren Seelenvorgängen und den Eindrücken aus Erscheinungen und Vorgängen Ausdruck zu geben. Diesem angeborenen Triebe muß dann die „Schulung" folgen. Diese arbeitet vor allem mit der überwältigenden Kraft der Ueberlieferung und des Beispiels. Mühsam arbeitet sich besonders der Minderbegabte zur Individualität durch.

Die Tradition erfüllt selbst die genialsten schöpferischen Geister mit einer überwiegenden Fülle von Inhalt und Können, und jene Schulen erreichen am schnellsten die höchsten Höhen der Kunst, in denen es sich bloß um Fortbildung in Bezug auf Form und Inhalt handelt. So haben die hellenische Kunst und zum Teil die italienische des Cinquecento ihre außerordentlichen Höhepunkte rasch erreicht.

Die Tradition trägt und bereichert aber nicht bloß, sie kann auch zur Fessel werden und eine zwar korrekte, aber eindruckslose Kunst erzeugen, welche wir als „akademisch" bezeichnen. Die Ueberlieferung wirkt um so ermüdender, wenn die Kunstgenießenden von einer neuen Welt von Gedanken und Empfindungen erfüllt sind. Der wirkliche Künstler, der von diesem neuen Seeleninhalte erfüllt ist, muß neue Formen und neue Darstellungsweisen finden, und dazu gehört vor allem jene Eindrucksfähigkeit, die für die Erscheinungen des Lebens und der Umgebung empfänglich macht und die wir als „Thatsächlichkeitssinn" bezeichnen.

Die Kunstentwicklung schreitet nicht in gerader Linie fort. Sie muß oft umschwingen, um weiter aufwärts und vorwärts zu kommen. Dem Kinde und dem kindlichen Menschen genügen wenige und dazu oft verzerrte Striche, um seinen Vorstellungen zu genügen. Auf dieser Stufe der Entwicklung verträgt er selbst in den Gestalten, welche Symbole seiner Verehrung darstellen, verzerrte Andeutungen von Formen, wie die „Fetische" zeigen. Der Mensch bildet seine

Digitized by Google

Götter nach seinem Ebenbilde, und in seiner Kindheit ist sein idealisierter Mensch gewöhnlich ein Zerrbild. Die Unvollkommenheiten werden immer mehr und mehr erkannt; das Idol wird immer idealer und zu einer noch immer wenig individualisierten Schablone entwickelt, die keine Unvollkommenheiten mehr enthält, aber auch wenig Vollkommenheit. Je vollkommener der Künstler das Ebenbild erkennt und darzustellen lernt, desto vollendeter werden seine Götter, und besonders wenn er über schöne und ausdrucksvolle Modelle verfügt, wie der Grieche und der Italiener.[1])

Dann ist die Kunst dahin gelangt, in ihre Götter und in die Personen ihrer Verehrung das volle Ebenmaß der Form und des Ausdrucks hineinzulegen. Dieses Ebenmaß bedeutet die Grundgesetze der Erscheinung, des Aufbaues und der Wechselwirkung von Leib und Seele, von Kraft und Stoff, die der Künstler ahnt oder erkennt.[2])

Wir sehen hier, wie mittels der Eindrucksfähigkeit für die realen Formen und Erscheinungen eine „veristische" Vervollkommnung vom konstruierten zum echt künstlerischen Ideale stattfindet. Es braucht dazu gar keiner polemischen Diskussionen, wenn dieser Verismus und sein Verbrauch aus echtem innerem künstlerischem Drange hervorgeht. Prinzipielle Erörterungen in der Kunst sind gewöhnlich ein Zeichen einseitiger oder unvollkommener Begabung.

Ein Kunstwerk ist eine Trinität. Der eine künstlerische Faktor ist der Gegenstand der Darstellung, insoweit er Reize für die Darstellung enthält. Dazu kommt als zweiter Faktor das, was der Künstler aus dem Objekte empfängt und in dasselbe hineinträgt, und der dritte Faktor ist die geistige Verdauung durch die Kunstgenießenden, da der echte Künstler nicht für sich, sondern für andre schafft. Diese Trinität hat niemand so klar aufgefaßt als der geniale Schöpfer des „Struwwelpeter", der, von der Genußfähigkeit des Genießenden ausgehend, Objekt und Darstellung derselben anpaßte. Diese Trinität erkennen wir in ihrer Macht in der Lyrik. Der Gegenstand bleibt sich bei allen Völkern und in allen Epochen ziemlich gleich. Aber wir genießen sie nur schwer in fremden Sprachen, weil wir für die Klangnuancen der Sprache und für die Empfindungsnuancen, die zum Ausdrucke kommen, nicht einvibriert, eingeschwungen sind.

Was hat Murillo nicht in die ideal-schönen Formen der Sevillaner Zigeu-

---

[1]) Dieselbe stufenweise Entwicklung findet statt, wo das Idol tierische Formen annimmt.

[2]) Anbetung und Verehrung sind die Grundempfindungen, aus der sich jede Kunst entwickelt. Die erste Entwicklung der Kunst scheint aber nicht an Gestalten, sondern an Zeichen angeknüpft zu haben, durch welche die ersten Denker und Versinnlicher ihre Anschauungen über die Entstehung der Welt, über die Beziehungen von Kraft und Stoff und von Seele und Leib ausdrückten. Soldi hat uns in seinem genialen Buche „La Langue sacrée" darüber Kunde gebracht. Diese Entwicklung ist wohl in den Gehirnen der verschiedensten Rassen (Aegypter, älteste Griechen, Mexikaner, alte Gallier und so weiter) selbständig entstanden. Es ist hochinteressant, zu erfahren, wie die Künstler einer kulturellen Urzeit aus den geometrischen Symbolen für „zeugende" und „treibende Kraft" und für „Einhüllung der Kraft in Stoff" den menschlichen Kopf gebildet haben.

Digitized by Google

nerinnen hineingetragen, als er sie als Modelle für seine religiösen weiblichen Gestalten benutzte; und wären seine Kunstwerke möglich gewesen, wenn die Spanier seiner Zeit nicht von religiöser Verzückung erfüllt gewesen wären? Ueberall die Macht der künstlerischen Trinität!

Wir sehen oft die Entwicklung von Ueberliefertem zu hohen Stufen in kurzer Zeit und selbst im Leben einzelner großer Künstler. Wie mühsam löste sich in den Tagen von Cimabue die italienische Kunst von der byzantinischen Schablone los!

In den Fresken Giottos in Assisi sehen wir diesen großen Kampf um reale Formen, um eindrucksvolleren Ausdruck und um höheres Können vom schmerzlichen Anfange bis zu einem weiten Ziele, das in den Fresken in Padua bereits zu einer neuen Kunstepoche gediehen ist. An den langen, hageren Figuren, die vielleicht in Byzanz „veristisch" waren, krankte die mittelalterliche Kunst aller Länder, und das kommt noch in den Jugendwerken Raffaels zum Ausdruck. Bis auf die jüngste Zeit schmachtete auch die russische religiöse Kunst durch offiziellen Druck unter den Traditionen der byzantinischen Formen, Darstellungs- und Ausdrucksweisen, bis der nationale und europäische Geist in den Darstellungen der „Erlöserkirche" in Moskau zum Durchbruche kam.

Die Ueberlieferung kann jedoch allein auch aus andern Gründen nicht genügen. Die Fortschritte und der Wechsel der Anschauung, der Empfindungen, der Formen und der Erscheinungen drängen den Künstler zur Darstellung. Umformung in künstlerische Legende wird nötig. Reichere Darstellungsmittel befördern das Können, und das Können wird zum neuen Reize für Darstellungen.

So entstehen naturgemäß „Sezessionen" als Fortschritt zunächst in Bezug auf den Inhalt. Die ausschließlich kirchliche Kunst konnte in einem bestimmten Momente den Künstlern und Kunstgenießern selbst in der mittelalterlichen europäischen Kunst nicht mehr genügen. Das geistige Fühlen drängte zu neuem Inhalte und damit zu neuen Formen. Dankbarkeit und Liebe drängte zur Darstellung von Personen und Ereignissen. Bildnisse und historische Ereignisse mußten Gegenstand künstlerischer Darstellung werden. Es entstand wieder eine historische Kunst.

Die Fresken von Gozzoli im Palast Riccardi in Florenz, jene von Pinturicchio im Dome von Siena, die Gemälde der venetianischen Meister im Dogenpalaste von Venedig waren ihre großen Vorläufer. Der Wunsch, die farbenreichen Aufzüge in Venedig und die wunderbare architektonische Scenerie zu verewigen, führte Carpaccio zur Schaffung des historischen Genrebildes.

Der Drang, die Gestalten der Darstellung den erhaltenen Eindrücken und nicht der künstlerischen Spekulation zu entnehmen, führte auch in Italien dazu, die kirchlichen Legenden mit Gestalten und Gewandungen aus der italienischen Welt zu erfüllen. Besonders die Veroneser ließen sich dabei ganz ungezwungen ergehen.

Die Darstellung des nackten Körpers ist und bleibt die Sehnsucht aller

Digitized by Google

Künstler. Zur Zeit der Alleinherrschaft der kirchlichen Legende benutzten die Künstler die Auferstehung beim jüngsten Gericht, um ihrem Drange zu genügen: und indem Signorelli seine schöne Geliebte dem lüstern aufschauenden Teufel bei ihrer lustigen Fahrt zur Hölle im strengsten Sinne des Wortes aufhalst, brauchte er auch nach Tizian und Correggio über seine Darstellung des Nackten künstlerisch nicht zu erröten.

Dieser Drang nach dem „Nackten" eroberte die antike Mythe für die moderne Kunst. Die Streiche des alten Sünders Jupiter zum Beispiel kamen zu Ehren und gaben den Künstlern Gelegenheit, Ideale weiblicher Schönheit in Danae und Jo und so weiter darzustellen, und der päpstliche Günstling aus Urbino zauberte die Geschichte von Amor und Psyche und die Götter des Olymps auf die Mauern der farnesischen Villa.

Vornehme Wüstlinge ließen damals sogar ihre Maitressen nackt malen, als ob ihnen das Geld für die Toilette ausgegangen wäre.

Man sieht, wie sich durch „Impressionismus", das ist durch künstlerischen Thatsächlichkeitssinn im Vereine mit dem Drange nach der künstlerischen Darstellung des künstlerisch Wahrgenommenen, die Kunst in Italien mit künstlerischem Gewissen, das heißt mit Geschmack, auf ihre volle Höhe entwickelte. Veristische Durchgangsentwicklung, wie wir sie in der altsizilischen und in der Avignoner Schule beobachten, sind lehrreich, aber nicht mustergültig. Für ideale Gestalten müssen vollendete Modelle gesucht, nicht häßliche idealisiert werden.

Einen rascheren Durchgang durch den Verismus und Sezessionismus zur vollen künstlerischen Höhe als in der Schule von Antwerpen durch den Shakespeare unter den Malern, durch Rubens, hat die Geschichte wohl kaum erlebt.

So rasch und durchdringend Loslösung von der alten vlämischen Kunst, alte und neue Stoffe in neuer Form! Auch hier war die veristische „Heimatlichkeit" ausschlaggebend. Der stämmige, kraftüberstrotzende Vläme wurde Modell für Heilige und römische Helden und die üppige Vlämin mit ihrem rosigen, feinen Teint für heilige Frauen und für die wenig schamhaften Göttinnen des Olymps. Die „ideale" Kunsthöhe kam aber bei dieser Sezession nicht zu kurz, obwohl nicht mehr bloß Heilige, Götter und Helden, Fürsten und Höflinge dargestellt wurden, sondern das vollkräftige Volksleben zur Darstellung kam und Jordaens mit seinen bezeichnenden Schöpfungen zu den Zierden der Schule gehörte.

Eine weitere „Sezession" schuf das Stillleben, das aus den kirchlichen und historischen Darstellungen herausgeholt wurde, und die Landschaft wurde selbständiges Kunstobjekt.

Mehr Plein-airist als Rubens kann man gewiß nicht sein.

Der interessanteste „Sezessionist" in der Geschichte der Malerei ist wohl Rembrandt. Mehr noch als das Volk der Vlämen war das der Holländer selber Held und Gönner, und sein großer Maler mußte der Darsteller dieses Helden werden. Wie sich die kirchliche Legende und der Mythus in der Einbildungskraft dieses Volkes darstellten, so mußte Rembrandt sie malen, und die Gestalten der Darstellungen mußten ideal zugerichtete Holländer und Holländerinnen

Digitized by Google

sein. Der zappelnde, grinsende, plärrende und aus Angst unanständige Ganymed der Dresdener Galerie ist eine herrliche holländische Satire auf die Mythologie und dabei das „Fleisch" in hervorragender Weise dargestellt. Daß man keinen Jupiter braucht, um eine Danae zu malen, beweist das Meisterwerk in der Eremitage.

Daß ein Künstler nicht alles, was er sieht, darstellen darf, sondern daß künstlerische Stimmung dabei eine Hauptsache sei und er diese Stimmung den Kunstempfängern mitteilen müsse, hat Rembrandt durch die Schaffung des Clair-obscur bewiesen. Eine poetischere Inscenierung hat kein Künstler je geschaffen. Dabei wurde das künstlerische Können in der Darstellung der Macht des Lichts auf die Erscheinungswelt mächtigst gefördert. Wie wunderbar kommt dabei die Wirkung des Lichts auf Farbe und Beschaffenheit des Stoffs zur Geltung, bei Rembrandt sowohl als bei seinen bedeutendsten Schülern, besonders bei Bol, bei Eckhout und Koning. Schade, daß Rembrandt keine Farbenkarikaturen gemalt hat; es wäre dies sehr lehrreich für unsre modernen Impressionisten gewesen, die mit Vorliebe zufällige und unverstandene Farbenparadoxien darstellen.

In seinem reformatorischen Geiste spiegelten sich noch zwei künstlerische Grundgesetze ab.

Das menschliche Auge und das geistige Sehen können zum plastischen Sehen durch kleine Kunstgriffe der Zeichnung gezwungen werden. Dieses physiologische Gesetz kommt dem Stiche zunächst zu gute, und Rembrandt hat in der Benutzung dieses Naturgesetzes das Höchste geleistet. Die vorausgegangene Malerei, besonders die niederländische, hatte ferner in der Fülle und Ausführung von Details das Weitgehendste geleistet. Der schlichte Kunstenthusiasmus und die innige Glaubensbegeisterung verführten die Künstler, so viel in jedes Kunstwerk hineinzutragen, als nur hineinging. Diese Künstler hatten ein gleichgestimmtes Publikum vor sich. Wenn der Empfänger den Gesamteindruck aus bestimmter Entfernung genossen hatte, wollte er ihm nähertreten und den Raum des Bildes mit Einzelheiten erfüllt sehen, die auch für diese Entfernung meisterhaft ausgeführt sind. Rembrandt wollte zeigen, daß grobe Ausführung, die bei bestimmter Entfernung unbemerkt bleibt, dem künstlerischen Eindruck nicht schadet. Es war hier belehrende, reformatorische Tendenz wohl mit virtuosem Uebermut und Spott vereint. Die einmal Belehrten mögen sich hüten, tendenziös zu imitieren. Einem Bilde, das die Zuneigung des Betrachters bewahren will, muß derselbe auch „nähertreten" können. Der kühne Schwung des Adlers geziemt keinem einfachen Gimpel.

Daß, wo das Volk der Held und Empfänger ist, das Genre blühen mußte, ist selbstverständlich, und da kann der Verismus wahre Feste feiern. Doch auch hier muß der Künstler hineintragen und herausnehmen; das realistischste Genrebild existiert im Leben nicht.

Nicht minder war es dieser Thatsächlichkeitssinn, durch den besonders holländische und französische Meister das reiche Gebiet der künstlerischen Eindrücke aus der umgebenden tierischen, pflanzlichen und landschaftlichen Welt in

Digitized by Google

Kunstform gebracht und in dauernden Kunstgenuß verwandelt haben. Auch hier gilt das Gesetz der Trinität.

In unsrer Zeit drängen sich wieder neue Anschauungsweisen, neue Interessen, neue Formenerkenntnisse und neue technische Darstellungsmittel auf, und es drängt die Künstler und die Kunstempfangenden, für dieselben neue künstlerische Form zu schaffen und den Kunstwerken neuen Inhalt zu geben.

Die historische Kunst soll nicht mehr servile Legende sein, dem Mythos sind wir entwachsen, von der religiösen Darstellung verlangen die Frommen unbewußt mehr Eleganz und Mache als naive Empfindung. Die Tragödien des Lebens sollen dem großen Volksleben entnommen sein, und es soll nicht einseitig die Glorifikation einzelner dargestellt werden. Die Eindrücke der Natur sind uns nicht mehr bloß aus der engsten Umgebung zugänglich, und die moderne Technik hat bewegte Stillleben geschaffen, welche die Kunst in Betracht ziehen muß.

Der Thatsächlichkeitssinn drängt die Seele des Künstlers und die des Kunstgenießenden aus den Traditionen der Schule ins volle Leben hinein, und der Künstler soll dieses Leben erfassen und in Kunst übersetzen.

In solcher Gärungszeit sinkt in verhängnisvoller Weise die Achtung vor der Tradition mehr, als gut ist, und ein unkünstlerischer Thatsächlichkeitssinn erzeugt leicht Unruhe, Geschmacklosigkeit und tendenziöse künstlerische Korruption.

Die Geschichte lehrt uns, wie in der Kunst Fortbildungen, Erweiterung und Neuerwerbungen vor sich gehen und vor sich gehen sollen. Sie bereiten sich allmählich vor, werden durch große Individualitäten endgültig festgelegt; sie bleiben dann Exempel, ohne an sich das Entstehen neuer Keime und neuer Früchte hemmen zu müssen. Für den Mann und für das Volk von Geschmack hindert die Lust am Alten nicht die Freude an dem guten Neuen. Da die Masse immer erst fürs Neue erzogen werden muß, ist es freilich manchmal notwendig, die lärmenden Trompetenstöße der Reklame für das Neue zu erdulden.

Echte Talente ketten das Publikum an ihre eigne Entwicklung aus dem Bestehenden ins Neue, und selbst die durchgreifendsten Neuschöpfer dringen mit Hilfe der Kenner gewöhnlich bald ins öffentliche Bewußtsein und ins öffentliche Kunstgewissen ein. Daß gerade die gewaltigsten Neuschöpfer ihren Lebenspfad durch Dornengestrüppe wandeln, ist freilich eine häufige Erfahrung der Geschichte, doch ist dies gerade für die bildende Kunst mit ihrer sich aufdrängenden Unmittelbarkeit am wenigsten der Fall. Aber „G'schnaseinfälle“ für künstlerische Leistung zu halten, muß verwehrt sein; zufällige paradoxe Lichteffekte, die der Maler nicht versteht und auch nicht wahrheitsgetreu aus dem momentanen Milieu entwickeln kann, dürfen nicht als künstlerisch festzuhaltende Ereignisse angesehen werden. Die Wirklichkeit muß in der Seele des Künstlers nach dem angeführten Gesetze der Trinität legendarisch umgestaltet werden.

Nicht die Wirklichkeit hat der Künstler darzustellen, sondern das Kunstwerk soll den Eindruck, den die Wirklichkeit macht, hervorrufen, und wie es im allgemeinen in der Erinnerung geschieht, soll es von dem Zufälligen, das den Eindruck verwirrt und abschwächt, losgelöst sein. Dabei muß der Eindruck der

Digitized by Google

Wiedergabe wert sein, nicht nur für das willkürliche Empfinden des Künstlers, sondern für einen größeren oder kleineren Kreis von Kunstgenießenden.

Ein Geschehen muß der Künstler — bewußt oder unbewußt — in seiner Gesetzmäßigkeit mit seinen entwickelnden Ursachen, mit seinem zugehörigen Milieu und mit seinen Folgen erfassen, um es zum Gegenstande einer künstlerischen Darstellung zu machen. Personen, Zeit, Ort, Beleuchtung und so weiter müssen ausgestaltet werden, um den Kunstzweck zu erreichen.

Eine Landschaft soll keine Vedute sein, sondern die Stimmung der Wirklichkeit wiedergeben. Sie muß auf bestimmte Jahreszeit und Beleuchtung gestimmt werden, und der Künstler muß es wenigstens fühlen, daß es bestimmte Formationen, Vegetationen und so weiter sind, welche die Stimmung schaffen.

Ich will hier auf eine merkwürdige Unterlassung des deutschen Volkes aufmerksam machen. Dasselbe besitzt einen großen Schatz, der voll wissenschaftlichen Interesses und von unschätzbarem künstlerischem Werte ist. Es ist die Farbenlehre von Goethe. Dieses Riesenwerk ist von den Männern der Wissenschaft vernachlässigt, obwohl Goethe darin denkmethodische Gesetze entwickelt, wie sie kaum ein andres, streng wissenschaftliches deutsches Werk enthält. Es enthält eine unerschöpfliche Fülle von Beobachtungen, welche die Physik und die Biologie noch nicht voll ausgebeutet haben. Der pharisäische akademische Hochmut hat nicht einmal bei einem Goethe Halt gemacht.

Vor allem aber findet sich in diesem Werke eine Unzahl wertvoller Beobachtungen für den Maler. Goethe kannte, verstand und erklärte eine große Anzahl seltener und paradoxer Farben- und Lichteffekte, und es sollte keine Malerakademie existieren, in der nicht ausführliche Vorlesungen über Goethes Farbenlehre von einem wissenschaftlich gebildeten und künstlerisch beseelten Lektor abgehalten würden.

Der Thatsächlichkeitssinn, der nicht nur sehen macht, sondern auch merken läßt, spielt natürlich nicht bloß in der Kunst seine Rolle, sondern auch im öffentlichen Leben. Die meisten Menschen sehen aber die Dinge im Lichte der Begriffe und Anschauungen, die sie zur Wahrnehmung mitbringen, und die Thatsache wird seelisch sofort mit dem bereits Vorhandenen verflochten und dadurch oft verzerrt und verhüllt. Es ist wenigen gegönnt, mit Hilfe eines entwickelten Thatsächlichkeitssinnes die Dinge so zu sehen, wie sie sind, besonders wenn Unbekanntes und Unverstandenes darin enthalten sind.

Unser moderner Unterricht bringt nur so viele Ideen, Begriffe und Anschauungen aprioristisch bei, daß der Thatsächlichkeitssinn darin leicht getrübt und erstickt wird. Wir sehen alles zunächst mit der Brille der Schule und bleiben leicht blind für alle Vorkommnisse, von denen dort nicht die Rede war. Je gebildeter eine soziale Schicht ist, desto leichter übersieht sie schulwidrig erscheinende Thatsachen. Nehmen wir zunächst ein Beispiel aus dem öffentlichen Leben. Wir haben in unsern Tagen so viel Fiasko des „Freisinns" erlebt, so daß es fast scheint, als ob wir trotz des Fortschrittes der Erkenntnisse ins Mittelalter zurücksinken würden. Woher rührt dies? Die Partei des Freisinns

Digitized by Google

und besonders seine Führer rekrutierten sich vorwaltend aus den gebildeten und gelehrten Ständen. Sie waren blind und taub gegen sich bildende Strömungen, die aus der Mitte emporstrebender Volksschichten, mündig gewordener Völker und aus tiefen Umwälzungen des ökonomischen Lebens hervorgingen. Ehrsüchtige Männer mit feinerem Thatsächlichkeitssinne benutzten diese Unterströmungen, um die Freisinnigen und den Freisinn lahmzulegen, um dabei Kultur und Gesittung herabdrücken zu können. Daß dieses Ergebnis nur ein temporäres ist, ist wohl zweifellos; der gesund gewordene Fortschritt wird auf breiterer Basis und mit zielbewußter Stoß- und Ausdehnungskraft seine Ziele wieder anstreben und erreichen.

Begreiflicherweise gestaltet sich die Bedeutung des Thatsächlichkeitssinnes in der Wissenschaft ganz anders. Hier hat die Schule, welche die Rolle der Ueberlieferung des Wissens und Kennens spielt, auf die Zeugungskraft der Schüler und auf die Ergebnisse für die Menschheit keinen viel glücklicheren Einfluß.

Große allgemeine Erkenntnisse zeugen zahllose Spezialprobleme, welche unter dem Einflusse der Schule auch ohne besondere individuelle Begabung der Geschulten gelöst werden können, und durch Uebertragung der Schulkenntnisse auf Bedürfnisse des Lebens wirkt die Wissenschaft befruchtend auch ohne besondere individuelle Originalität. Der Schulbaum kann so viele Früchte tragen, daß sie beim leichtesten Schütteln vielen in den Schoß fallen.

In der Wissenschaft kann einfache geistige Kombination — zum Beispiel einfache Analogieschlüsse — ungemein fruchtbar wirken und Ergebnisse haben, welche einen großen selbständigen Wert haben. In den ersten Perioden der Entwicklung spielt aber der selbständige Thatsächlichkeitssinn eine hervorragende Rolle. Ich erinnere zum Beispiel an den fallenden Apfel, der in Newton die Gravitationsgesetze zeugte, und an die Astronomie, bevor sie die weittragenden Instrumente und die Waffen der höheren Mechanik und Mathematik zur Verfügung hatte. Je weniger die Grundgesetze der Erscheinungen entwickelt sind, desto dringender ist die individuelle Entwicklung des Thatsächlichkeitssinnes. Darum seine überwältigende Bedeutung in der Biologie, besonders in der Medizin.

Die technische Hochschule kann viele Ingenieure erziehen, die mit bloß passiver Begabung zahlreiche Aufgaben glücklich lösen; die medizinische Schule vermag dies nicht. Dem Arzte — auch dem Praktiker, der keine wissenschaftliche Zwecke verfolgt — stoßen täglich neue Thatsachen auf, und wehe ihm, wenn sein Eindrucksvermögen für sie nicht empfänglich ist, und wehe, wenn er sie nur durch die Brille der Schule ansieht und sie gewaltsam in das vorhandene, zu enge Prokrustesbett der gegebenen Theorien und Lehren zwingen will. Sein Erkennen und sein Handeln sind streng an die Größe und an die Entwicklung seines Thatsächlichkeitssinnes gebunden. Besonders bei dem forschenden und fördernden Kliniker muß dieser Thatsächlichkeitssinn hoch entwickelt sein, weil er lange vorher Erscheinungsgesetze durch Auffädelung von Thatsachen geschaffen haben muß, ehe die oft spät nachhinkende Theorie den Kausalitätszusammenhang findet.

Digitized by Google

Daß der Thatsächlichkeitssinn auch in der Rechtslehre eine große Rolle spielt, ist leicht einzusehen. Das Leben schafft immer neue Verhältnisse von Recht und Unrecht, die nicht leicht gerecht in den bestehenden Umfang des Rechtes eingezwängt werden können. Der Rechtsgelehrte muß einen scharfen Thatsächlichkeitssinn haben, um rechtzeitig das Bedürfnis neuer Rechtsformen und Rechtsnormen zu finden.

Auch die Geschichtsschreibung, die Sprachforschung und so weiter benötigen den Sauerteig des feinen Thatsächlichkeitssinnes, um neu auftauchenden Erkenntnissen gegenüber orientiert zu sein, und die Entwicklung des Sinnes ist zum Teil entscheidend, ob ein Gelehrter in die Reihe der schmalspurigen Sekundärgelehrten oder in jene der breitspurigen Schöpfer gehört.

Erinnerungen an Graf Caprivi.

Von

Dr. v. Schulte in Bonn.

Vom 6. November 1894 bis zum 4. April 1895 wohnte ich zu Montreux in der Pension Lorius mit meiner Frau; unser Zimmernachbar war in den ersten Wochen Graf Caprivi; durch den Wechsel unsrer Zimmer hörte diese Nachbarschaft auf, nicht aber das Zusammensein in derselben Pension. Wir haben täglich miteinander verkehrt und öfter in Caprivis Zimmer unter vier Augen lange Unterredungen gehabt, auch noch bis ins Jahr 1898 ab und zu Briefe gewechselt. Es ist mir Bedürfnis, meine Auffassung mitzuteilen. Caprivi war unmittelbar nach seiner am 26. Oktober erfolgten Entlassung nach Montreux gereist, wo er schon früher, insbesondere nach dem Kriege von 1870/71 mit einem schwerkranken Kameraden, in derselben Pension sich aufgehalten hatte.

Ich machte ihm meine Aufwartung, konnte ihn daran erinnern, daß wir uns zum ersten Male gesprochen hatten am Tage, nachdem er Lieutenant geworden war. An diesem Tage hatte Herr Eduard Lombard, Sohn des bekannten Kabinettsrat Johann Wilhelm Lombard, der mit Caprivis Vater befreundet war, letzteren, den jungen Caprivi, seinen Neffen Hans Lombard, meinen früh als Arzt verstorbenen Mitschüler aus der Gymnasialzeit, und mich zum Abendessen geladen.

Welches Wiedersehen nach vierundvierzig Jahren: damals der blutjunge Lieutenant und jetzt der entlassene höchste Beamte des Deutschen Reichs, der Nachfolger des größten Staatsmannes, den Deutschland gehabt hat, den er nach

Digitized by Google

fast dreißigjähriger Ministerzeit abgelöst hatte, um nach vier Jahren, sieben Monaten und siebzehn Tagen ebenso jäh von der Höhe herabgestürzt zu werden! Der Leser begreift, daß sich Anknüpfungspunkte in Hülle und Fülle fanden. Einige Zeit nach meiner Ankunft traf der bisherige Adjutant Caprivis, Major v. Ebmaier (jetzt Kurdirektor in Wiesbaden), zu dessen Besuche ein und verweilte etwa zwei Wochen; nach dessen Weggange schien Caprivi die Vergangenheit völlig vergessen zu wollen. Ich hebe absichtlich hervor, daß ich nur in den besonders hervorzuhebenden Fällen eine unmittelbare Frage über Vorgänge aus der Kanzlerzeit gethan habe. Caprivi überzeugte sich daraus, daß er meiner Diskretion versichert sein konnte, und hat aus eignem Antriebe allmählich die Politik berührt und mir Mitteilungen gemacht. Wenn ich jetzt davon Gebrauch mache, wird niemand darin eine Indiskretion finden können. Ich lasse nun folgen, was ich aufgezeichnet habe, ohne mich an die Reihenfolge zu halten, gebe aber nur, was ich mitteilen kann, ohne zu schaden.

Caprivi war durch und durch Landsoldat, hatte trotzdem am 20. März 1883 die Stellung des Chefs der Admiralität als Nachfolger v. Stoschs angenommen, weil der Kaiser es verlangte. Er sagte dem Kaiser: „Ich verstehe nichts davon, ich kenne nicht einmal die Uniformen." Mit dem Gehorsam des Soldaten fügte er sich, sagte mir aber wörtlich: „Ich interessiere mich gar nicht für die Marine, habe es nie gethan; was ich gethan habe, habe ich nur aus Pflichtgefühl gethan." Er erzählte dann mit Humor von dem ersten Besuche eines Kriegsschiffes, wie der Kommandant sich meldete und er ganz naiv fragte: „Nun sagen Sie mir, welche Stellung haben Sie? Ich kenne die Uniform nicht." Seine Auffassung von der Marine ging dahin, sie sei lediglich zur Küstenverteidigung nötig. Daß sie aber die Küste nur verteidigen könne, wenn sie stark genug sei, einen Feind abzuhalten, daß dazu Schlachtschiffe gehören, daß man auf dem Lande und an der Küste nicht lernt, was für den Seekrieg nötig ist, hat er nie eingesehen. Trotzdem hat er als Chef der Admiralität für das Torpedowesen, die innere Organisation, namentlich die Vergrößerung des Standes der Offiziere und so weiter, Verdienste und die Liebe der Marine erworben durch seine Leutseligkeit und Sorge für das Personal. Eigentümlich war seine Anschauung, daß ein Marineoffizier unverheiratet sein solle, wozu ihn wohl auch sein eignes Junggesellentum führte. Ein mir nahestehender Marineoffizier war zur Dienstleistung beim Oberkommando kommandiert. Als er sich beim Chef meldet, fährt ihn dieser mit den Worten an: „Sie wollen wohl heiraten?" Auf die Antwort: „Excellenz, ich bin hierher kommandiert," kommt die weitere: „Das ist gut, den Konsens zum Heiraten hätte ich nicht befürwortet." Meine Frau erinnerte ihn daran, er erinnerte sich auch und fragte sofort: „Hat er noch den starken Vollbart?", gab seiner Meinung vom Nichtheiraten aber neuen Ausdruck.

Aus soldatischem Pflichtgefühl nahm er auch im März 1890 das Amt des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten an, weil sein Kriegsherr es verlangte. Caprivi war vom Kaiser Wilhelm II., der einen Seeoffizier berief, der Stellung des Chefs der Admiralität enthoben und zum kommandierenden

Digitized by Google

General des X. Armeecorps ernannt worden. Als er zur Uebernahme des Kanzleramts aufgefordert wurde, hat er offen seinem Herrn erklärt, er halte sich nicht für geeignet, Aemter zu übernehmen, deren Wirkungskreis ihm gänzlich fremd sei, sich aber dann dem Willen des Herrn in soldatischem Gehorsam gefügt. Unleugbar hat er sich rasch in seiner neuen Stellung heimisch gemacht, soweit das möglich war. Seine Reden im Reichstag zeigen das, aber sie beweisen auch bei ruhiger Lesung, daß weder die Diplomatie noch die Verwaltung sein Fach war. Er war und blieb ein Neuling. In öfteren Gesprächen habe ich mich davon überzeugt, daß ihm die nötigen juristischen und staatsrechtlichen Kenntnisse fehlten. Er hatte von der geradezu staunenerregenden Kenntnis, welche Bismarck in historischen Dingen besaß, keine Spur; von der großartigen Auffassung Bismarcks über die Aufgaben des verantwortlichen Leiters des Reichs, von der Kombination desselben zur Benutzung und Lenkung der Weltlage hatte er keine Ahnung. Seine ganze Bildung und Entwicklung war, wenn man absieht von Sprachkenntnissen, eine eminent militärische, aber auch eine rein militärische. Einzelheiten genügen. Er gestand mir einmal, als wir auf geographische Dinge kamen, daß er von dem großen Kartographen Gerhard Mercator nie gehört habe, die Werke Merians über die Beschreibung der Reichskreise und so weiter nie gesehen habe; ebenso ging es mit einer Anzahl hervorragender Geschichtswerke; auf meine verwunderte Aeußerung hatte er immer die Antwort: „Ich habe keine Zeit gehabt, mich um solche Dinge zu bekümmern." Die ganzen inneren Reichsverhältnisse waren ihm beim Eintritt ins Amt fremd.

Offenbar war es ein Fehler, daß Caprivi ein Amt annahm, vollends als Nachfolger Bismarcks, das er überhaupt nie wirklich selbständig führen konnte, da es im sechzigsten Lebensjahre bei aller Begabung und beim größten Fleiße nicht möglich ist, alle dazu erforderlichen Kenntnisse und so weiter sich anzueignen. Unstreitig hat er gethan, was möglich war. Die Handelsverträge zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweiz, Belgien und so weiter, das Uebereinkommen über den gegenseitigen Schutz von Patenten, Mustern und Marken mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweiz, das internationale Uebereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr vom 14. Oktober 1890 bleiben Caprivis hervorragendes Verdienst. Daran ändert auch nichts, daß Deutschland in manchen Einzelheiten zu kurz gekommen ist, weil die deutschen Unterhändler den fremden nicht überlegen waren, der Chef des vollen Urteils entbehrte. Was er für das Heer geleistet hat, ist bekannt. Die großen Fehler, welche Caprivi gemacht hat, finden ihre Erklärung und Begründung in seiner Persönlichkeit und der gezwungenen Uebernahme des Amtes. Hieraus erklärt sich auch alles, wofür das Zentrum und die Polen ihm Dank zu schulden haben. Er hatte sein ganzes Leben ziemlich in Berlin zugebracht, von den Anschauungen und Strebungen der Ultramontanen und Polen keine praktische Kenntnis, keine rechte Vorstellung. Großer Menschenkenner war er nicht und zufolge seiner hervorragenden Gutmütigkeit an sich geneigt, sich dem scheinbar Zurückgesetzten oder Unterdrückten zuzuneigen. Dazu kam, daß er persönlich zur orthodoxen Richtung neigte. Und

Digitized by Google

auch der Umstand mag nicht ohne Einfluß gewesen sein, daß er gerade seitens des Zentrums, der Polen und des Fortschritts mit einer Freude als Reichskanzler aufgenommen wurde, die sich, weil doch für den reinen Soldaten nicht die Spur einer begründeten Hoffnung auf tüchtiges Wirken vorlag, nur aus der ungemessenen Freude jener drei Gruppen erklärt, Bismarck losgeworden zu sein. Seine völlige Ratlosigkeit, jedenfalls seine unrichtige Beurteilung der Gesamtheit der Zustände verriet er durch sein Verhalten zur Schulgesetzvorlage des Kultusministers Grafen Zedlitz. Gegen diese machten alle Liberalen Front, auch manchem Konservativen war sie zu stark. Zedlitz fiel, die Vorlage wurde zurückgezogen, Caprivi gab das preußische Ministerpräsidium an Graf Botho Eulenburg ab. Zwischen diesen beiden gestaltete sich das Verhältnis sofort nicht sehr gut, bald fortdauernd schlechter. Schließlich kam es zum Bruche. Eulenburg brachte eine Vorlage ins Staatsministerium, welche auf scharfe Spezialgesetze gegen die „Umsturzparteien" abzielte. Caprivi bekämpfte sie und drang im Staatsministerium durch. Trotzdem reichte Caprivi sein Abschiedsgesuch ein. In demselben kam das Motiv vor, er glaube bemerkt zu haben, daß er nicht mehr das Vertrauen des Kaisers genieße. Der Kaiser telegraphierte sofort: „Nicht angenommen, Näheres mündlich," besuchte Caprivi und erklärte diesem, daß er sein volles Vertrauen besitze. Als Caprivi betonte, er könne mit Eulenburg nicht mehr zusammenbleiben, äußerte der Kaiser: Das werde sich schon machen, Caprivi solle sein Abschiedsgesuch in Abschrift an Eulenburg senden. Diesen Wunsch des Kaisers sah er als Befehl an und erfüllte ihn, obwohl selbst an der Richtigkeit des Schrittes zweifelnd. Der Kaiser fuhr nach Liebenberg zur Jagd beim Grafen Philipp Eulenburg, Botschafter in Wien. Nun kam der bekannte Artikel der „Kölnischen Zeitung", der die Friktionen besprach.

Mit ihm in der Hand kam der Chef des Zivilkabinetts v. Lucanus zu Caprivi und sagte: „Ich komme im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers, Ew. Excellenz zu fragen, wie Sie sich zu diesem Artikel verhalten?" Die Antwort lautete: „Ich habe diesen Artikel erst durch Ihre Mitteilung kennen gelernt, denselben weder geschrieben noch inspiriert." Auf weiteres Fragen erklärte Caprivi, daß er sachlich mit den Aeußerungen des Artikels übereinstimme. Caprivi erhielt den Abschied. Am 19. Dezember sagte mir Caprivi: „Meine Entlassung schwebte seit vier Monaten." Den von ihm angegebenen Grund mitzuteilen, muß ich mir versagen, zumal ich dessen Richtigkeit nicht zu beurteilen vermag.

Am 24. Dezember sprachen wir über diese Sache, ich äußerte meine Verwunderung darüber, daß Caprivi die Entlassung des Fürsten Bismarck gegengezeichnet habe, weil dadurch das Eigentümliche festgestellt worden, daß es gleichzeitig zwei Reichskanzler gegeben habe. Caprivi sagte: „Ich habe die Entlassung auf ausdrücklichen Wunsch Bismarcks unterzeichnet, weil mir Bismarck erklärte, er möge v. Böttichers Unterschrift nicht darauf haben."

Als Mensch war Caprivi hochachtbar. Unbedingte Wahrhaftigkeit zeichnete ihn aus, er war unfähig, bewußt und absichtlich die Unwahrheit zu sagen. Ich fragte ihn wegen des seinerzeit gemachten Verbots der Benutzung des Archivs

Digitized by Google

des Auswärtigen Amts, beziehungsweise der Veröffentlichung durch Sybel, wodurch dessen Werk schweren Schaden erlitt; er erklärte offen: der Kaiser sei daran ganz unschuldig, er habe inhibiert, weil die Veröffentlichung uns habe schaden können. Dabei war er freilich im Irrtum und hatte sich durch seine Räte verleiten lassen. Denn die angeblich bedenklichen Aktenstücke, welche die Zeit von 1866 bis 1871 betrafen, waren längst gedruckt, teils schon 1870 amtlich durch Bismarck, teils durch Benedetti und Gramont. Sybel hatte ausdrücklich versprochen, wie er mir geschrieben hat, ohne ministerielle Genehmigung aus den Akten des Ministeriums nichts zu publizieren. Es ist also zweifellos, daß Caprivi sich zum Inhibieren durch seine Räte hatte bestimmen lassen, die entweder die Publikationen nicht kannten oder Sybel entgegentraten, weil er Bismarck verherrlichte. Sybel publizierte die späteren Bände bekanntlich ohne Mitteilung der Aktenstücke, deren Benutzung ihm untersagt war.

Caprivi war gerade durch seine Wahrheitsliebe zum Diplomaten und Staatsmann nicht ganz geeignet. Er ging davon aus, daß in allen Angelegenheiten nur nach Wahrheit zu verfahren sei. Daher fand er sich in einem scharfen Gegensatze zu Bismarck, von dem er mir eines Tages wörtlich sagte: „Bismarck machte sich nichts daraus, nicht bloß in diplomatischen Aktenstücken, wenn es nicht zu entbehren ist, sondern auch in inneren Angelegenheiten ...“ Das gebrauchte Wort setze ich nicht her, dessen Sinn ist: die Unwahrheit zu sagen. Daraus erklärt sich auch folgender Passus in einem Briefe an mich aus Skyren, 5. März 1897: „Daß Ihre Arbeitskraft keine Einbuße erlitten hat, habe ich aus der heut hier eingegangenen „Revue“ gesehen, die einen Auszug aus Ihren Tagebüchern bringt. Ich teile Ihr Staunen[1]) über die Willkürlichkeit, mit der Fürst Bismarck mit der Geschichte umgeht. Aber es gelingt ihm, das Original so zu übermalen, daß kommende Forscher zu thun haben werden, um die Wahrheit wiederherzustellen.“

Ein zweiter Charakterzug war eine Leutseligkeit, Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit ohne Grenzen. Ein Beispiel sei mitgeteilt. In derselben Pension zu Montreux wohnte ein kleiner Steuerbeamter aus Dortmund, Rodegut, der dort an Blutsturz starb. Caprivi hat ihn in den letzten Wochen, während der er lag, nicht bloß täglich besucht, sondern nach dem Tode dessen Verwandten sofort telegraphiert, geschrieben und sich um alles bekümmert, auch mit mir und vier andern Gästen trotz tiefen Schnees und Kälte am 8. März 1895 dem Begräbnisse auf dem Friedhofe in der Höhe beigewohnt. Mit jedem Gaste der Pension, der sich ihm näherte, verkehrte Caprivi in geselligungezwungener Weise, spielte mit verschiedenen Frauen fast täglich abends Whist oder saß im Rauchzimmer — er selber rauchte nicht —, um dem Billardspiel zuzusehen und sich zu unter-

[1]) In der „Deutschen Revue“ vom März 1897 (22. Jahrgang, 1. Bd. S. 325 ff.) schrieb ich über den Plan Bismarcks, Kardinal Hohenlohe zum Botschafter in Rom zu machen, und schloß mit den Worten: „Ich möchte geradezu glauben, daß Fürst Bismarck die Annahme seines Vorschlags nicht erwartet hat.“ Darauf beziehen sich offenbar obige Worte.

Digitized by Google

halten. Verschiedene Gäste mit mir haben nicht begriffen, wie ein so hervorragender Mann an dem Verkehr mit gänzlich bedeutungslosen, teilweise nicht einmal besonders gebildeten Personen Gefallen finden konnte. Seine Worte machten es erklärlich: „Ich bin hierher gegangen, um verschollen zu werden; ich will alles vergessen, was hinter mir liegt.“ Freilich brachte er es nicht über sich, keine Zeitungen zu lesen, sondern las die Kölnische und Frankfurter täglich, ebenso hielt er die Revuen und so weiter. Seine Liebenswürdigkeit wurde die Veranlassung, daß sich ein gehöriger Klatsch an seine Person knüpfte und in einigen Blättern, besonders dem „Salonblatt“, Ausdruck fand.

Vergessen und vergeben war seine Absicht. Nie habe ich ein Wort aus seinem Munde gehört, das der peinlichsten Ehrerbietung gegen den Kaiser Eintrag gethan hätte. Wohl hob er einigemal den Gegensatz in den Ansichten oder Handlungen von früher und damals hervor und belegte dies durch Thatsachen, aber nie kam ein Tadel dabei zum Vorschein. Freilich brachte er es nicht über sich, am 27. Januar 1895 an der vom Deutschen Klub zu Montreux veranstalteten Kaisergeburtstagsfeier teilzunehmen, aber das ist begreiflich, weil es dann seine Sache gewesen wäre, den Trinkspruch auszubringen. Er hat allen Versuchen getrotzt, Mitteilungen an Journalisten zu machen, er hat seinen Sturz mit echt soldatischer Resignation und Treue ertragen. Er wollte ignoriert werden, daher hat er auch bis zum Tode niemals an einer öffentlichen Feier in Berlin teilgenommen. In dem erwähnten Briefe schrieb er mir: „Man hat mich auch für den 22. nach Berlin geladen, ich habe mich aber entschuldigt, weil meine Gesundheit ein langes Stehen verbietet und ich keine Garantie dafür sehe, daß an dem Tage Kaiserwetter sein wird. Andernfalls kann man stundenlang in nassen Kleidern zu verbleiben genötigt sein. Ich hoffe auch in diesem Jahre meinen Karlsbader nicht an der Quelle, sondern hier trinken zu können. Ich empfinde die Schattenseiten des Alters immer mehr.“ Offenbar ist die Hervorhebung der Rücksicht auf die Gesundheit auch hier die milde Form, um die innere Abneigung nicht zum Ausdruck zu bringen.

Einen reizenden Beleg von seiner tiefen Gemütlichkeit lieferte Caprivi am 24. Februar 1895. Ich forderte während des Mittagessens die Gäste auf, unserm liebsten Mitgaste zum Geburtstage ein Hoch zu bringen, das rauschenden Beifall fand. Caprivi dankte tief gerührt, da er nicht gedacht habe, daß man hier den Tag kenne und dessen gedenken werde; er erzählte dann, daß er alljährlich an diesem Tage von einem Zuckerbäcker, der in seiner Compagnie gestanden, einen Kuchen geschickt bekomme, so auch heute; er ließ den Kuchen kommen und bat, von ihm zu nehmen, was natürlich geschah.

Ich gestehe offen, daß mir der unzweifelhaft hervorragende und verdienstvolle Mann leid that. Von der Höhe herabgesunken, angegriffen von allen, die den Sturz Bismarcks nicht vergessen konnten und Caprivi dafür verantwortlich machten, der doch nur in soldatischem Pflichtgefühl, das Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen“ als das Größte preist und insbesondere als das eigentlich den alten Kaiser Auszeichnende, ein Amt übernommen hatte.

Digitized by Google

dem er nicht gewachsen war, bot er das Bild eines Mannes, der, aus seinem eigensten Wirkungskreise herausgerissen, zur Unthätigkeit verurteilt, sich unglücklich fühlt und nun das Heil sucht im Vergessen und in einem Verkehr, der zu seinem ganzen Vorleben nicht paßte. Und gerade da zeigte sich die menschliche Größe des Mannes und seine Offizierstreue. Er schwieg, er lieh weder seinem Schmerze noch seinem berechtigten Mißgefühle Ausdruck, er hat niemals direkt oder indirekt, verblümt oder ironisch den Herrn angegriffen, der ihn erhoben und gestürzt hatte; Gehorsam und Treue verschlossen seinen Mund und hielten ihn aufrecht. Caprivi wird nicht als großer Staatsmann in der Geschichte fortleben, seine militärischen Thaten sichern ihm ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte der Kriegswissenschaft; als Muster eines edeln, wahrheitsliebenden, durchaus tadellosen Menschen, eines Offiziers von seltener Treue und seltenem Pflichtgefühl verdient er die volle Achtung seiner Zeitgenossen und wird er fortleben in der Geschichte.

Zeitfragen.

Von

Dr. Max Nordau.

Das Frauenstudium der Heilkunde.

Die maßgebende Meinung ist in Deutschland der Zulassung von Frauen zum regelmäßigen Studium der Heilkunde nicht günstig. Hochschulen, einzelne Lehrer, ärztliche Vereine und große Versammlungen haben sich, zum Teil in schroffer Form, dagegen ausgesprochen. Die Stimmen, die sich für das Recht der Frauen, am klinischen Unterricht teilzunehmen, erhoben haben, bleiben an Zahl und Bedeutung hinter den ablehnenden Gutachten sehr zurück. Die Regierung stand anfangs auf der Seite der Gegner des Frauenstudiums und erweist diesem erst seit kurzer Zeit ein gewisses Maß von Wohlwollen. Auch ein Teil der Studentenschaft hat, wie es unzweifelhaft ihr Recht ist, zu der Frage Stellung genommen, allerdings nicht so, wie man es von vornherein vielleicht erwarten durfte. Von der Jugend möchte man sich versehen, daß sie dem Neuen besonders zugänglich ist und daß sie das Ringen Bevormundeter nach größerer Freiheit und Selbständigkeit mit einiger Wärme, mit einiger Großmut beurteilt. Eine auffallende Kundgebung, die vor kurzem erfolgt ist, zeigt im Gegenteil, daß bei der Hochschuljugend eine besonders heftige Abneigung gegen weibliche Mediziner mehr oder minder verbreitet ist. Eine Gruppe von Hörern der Heilkunde an der Hochschule zu Halle erhob sich in einer Verwahrung, der sie über den Kreis ihrer eignen Universität hinaus Verbreitung zu geben suchte, gegen die An-

Digitized by Google

wesenheit weiblicher Hochschüler in den Kliniken und gebrauchte dabei Wendungen, die man in der That, wie Professor Weber-Halle in einer Gegenerklärung zutreffend bemerkt, nur mit der Annahme entschuldigen kann, daß die Verfasser sich ihrer „Bedeutung und Tragweite nicht bewußt gewesen sind". Es soll „in die Stätte ehrlichen Strebens mit den Frauen der Cynismus eingezogen" sein und „der gemeinsame Unterricht peinliche und jeder Schamhaftigkeit spottende Situationen herbeigeführt" haben. Das wäre eine Wahrnehmung, die noch nirgendwo gemacht wurde, wo, wie an den Schweizer Hochschulen oder an der Pariser medizinischen Fakultät, Hunderte von weiblichen Hörern seit Jahrzehnten dem Studium der Heilkunde obliegen. Zur Annahme, daß die jungen Damen gerade in Halle weniger ehrbar, weniger züchtig auftreten als in Paris, Genf, Zürich und so weiter, liegt sicherlich kein Grund vor. Andrerseits wird man auch die männlichen Hörer der Heilkunde in Halle, die ihre weiblichen Kommilitonen vor der Oeffentlichkeit rücksichtslos angriffen, nicht ohne weiteres des Mangels an ritterlicher Gesinnung oder philiströser Engherzigkeit beschuldigen wollen und die Frage offen lassen, ob es unbedingt geboten war, von „tendenziöser Entstellung" und „Erdreistung" zu sprechen, wie Professor Weber in seiner an sich nur zu billigenden Erwiderung gethan hat. Das Vorgehen der Hallenser läßt sich vielmehr ungezwungen aus einer gewissen Ueberempfindlichkeit erklären, die man gerade bei jungen Männern von feinfühliger Sittlichkeit antrifft und die man durch eifernden Widerspruch nur reizt, während man sie vielleicht heilt, indem man ihre psychologischen Wurzeln aufdeckt und ihre ungenügende Berechtigung nachweist.

Gegen das medizinische Studium der Frauen hat man bisher drei Gründe angeführt, die ebenso vielen verschiedenen Ordnungen von Erwägungen entnommen sind.

Die Frauen sollen sich zur Ausübung der Heilkunde nicht eignen. Weder sollen sie dazu geistig noch körperlich angelegt sein, noch soll es ihrer natürlichen Bestimmung entsprechen, die sie auf den Beruf von Müttern und Hausfrauen hinweist. Diesen Grund zu widerlegen erübrigt sich. Seine stillschweigende Voraussetzung ist, daß der Mann berechtigt und fähig ist, die Grenzen der weiblichen Anlagen und Begabungen festzulegen und ohne Höherberufung zu bestimmen, was das Weib kann, darf und soll und was nicht. Dieser Anspruch des Mannes ist veraltet und nicht länger aufrecht zu erhalten. Das Weib der gesitteten Länder ist nicht mehr in jedem Alter ein Kind, sondern es wird mündig, wenn es erwachsen ist. Es ist eine geistige und sittliche Persönlichkeit, genau wie der Mann. Es hat das volle Recht der Selbstbestimmung und der Erprobung aller seiner Kräfte. Es muß dem Weibe genau so wie dem Manne selbst überlassen bleiben, durch Erfahrung zu erkennen, wozu es im stande ist und wozu nicht. Tausende, Zehntausende von Männern wählen jährlich Berufe, zu denen sie sich nicht im geringsten eignen. Verbietet man ihnen deshalb die Wahl dieser Berufe? Dazu hält sich niemand für berechtigt. Durch Prüfungen wird eine, notwendig oberflächliche, Auslese vorgenommen, und ist dieses leichte Hindernis

Digitized by Google

überwunden, so steht es dem Strebenden frei, in die Laufbahn einzutreten und sich darin zu versuchen. Sind seine Fähigkeiten unzulänglich, so bleibt er sein Leben lang in einer peinlichen Mittelmäßigkeit oder bricht nieder und wird ausgeschaltet. Das wird natürlich auch das Schicksal des Weibes sein, das sich der Heilkunde widmet, ohne dazu die natürliche Eignung zu haben. Aber dieses Schicksal herauszufordern, ist ihr gutes Recht einer selbständigen und eigenverantwortlichen Persönlichkeit. Es ist männliche Ueberhebung, wenn man ihr unter dem Vorwande mangelnder Fähigkeit, die überdies durchaus nicht erwiesen ist, die Erwerbung von Wissen verweigert, wonach sie verlangt, und es ist männliche Grausamkeit, wenn man ihr predigt: „Du sollst Gattin und Mutter sein!“ ohne ihr gleichzeitig einen annehmbaren Gatten zu besorgen, der ihr die Erfüllung ihres natürlichen Berufes ermöglicht.

Die Heilkunde soll keine wirtschaftlichen Aussichten bieten. Weibliche Aerzte würden nur das ohnehin schon allzu zahlreiche ärztliche Proletariat vermehren und die Lage der männlichen Aerzte wesentlich verschlechtern, ohne ihre eigne günstig zu gestalten. Auch dieser zweite Grund rechtfertigt keine grundsätzliche Gegnerschaft gegen das Frauenstudium der Medizin. Man kann ihn gleichfalls nur geltend machen, wenn man auf dem Standpunkte steht, daß der Mann die Befugnis hat, das Weib zu bevormunden, was in keiner Weise zugestanden werden kann. Der Staat thut nur seine Pflicht, wenn er vor dem Eintritt in überfüllte Laufbahnen warnt. Aber diese Warnung muß sich an alle ohne Unterschied wenden und kann doch unmöglich bis zum Verbot gehen. Wer hat heute den Mut, zur geschlossenen Gilde früherer Jahrhunderte zurückzukehren? Und selbst angenommen, diese Rückkehr wäre keine Unmöglichkeit: woher, wenn nicht aus der bloßen Ueberlegenheit der rohen Muskelkraft, würde man das Recht nehmen, eine Zwangsgilde nur den Frauen zu verschließen, den Männern aber mit gegebenen Beschränkungen offen zu halten? Wer sich den ihm bekannten Härten eines wilden Wettbewerbs aussetzen will, dem muß dies freistehen, und wenn eine Frau als Aerztin verhungern will, so ist dies ganz allein ihre Sache, wie es die ihres männlichen Berufsgenossen ist, der sich denselben Möglichkeiten aussetzt. Das Weib, das Heilkunde studiert, erwartet ebensowenig wie der Mann, daß der Staat ihm wirtschaftlichen Erfolg verbürge; es fordert nur, daß ihm Gelegenheit zum Lernen geboten werde, und diese darf man ihm wegen der schlechten Aussichten im Berufe nicht vorenthalten, solange man nicht auch männlichen Studierenden sagt: „Wir lassen dich zum Studium der Heilkunde nicht zu, weil es nicht sicher ist, daß du dir als Arzt dein Brot verdienen kannst.“

Bleibt der dritte Grund, derjenige, den die Unterzeichner der Hallenser Verwahrung mit jugendlicher Maßlosigkeit des Ausdrucks geltend machen: Die Anwesenheit weiblicher Hörer in den Kliniken hat etwas „Cynisches“ an sich und führt Lagen herbei, die „die Schamhaftigkeit“ verletzen. Selbst wenn dies richtig wäre, könnte daraus folgerichtig nicht abgeleitet werden, daß Frauen vom Studium der Heilkunde ausgeschlossen bleiben müssen, sondern höchstens, daß

Digitized by Google

sie den Unterricht in der Heilkunde nicht zusammen mit männlichen Hochschülern, sondern für sich allein erhalten sollen, wie es ja an einigen Anstalten Englands und Amerikas thatsächlich geschieht. Der Einwand ist jedoch an sich unbegründet; oder richtiger: er ist nicht in objektiven Thatsachen, sondern in einem subjektiven Empfinden begründet, das eine unbefangene Prüfung als unberechtigt erkennen läßt.

Die Regeln des Salonanstandes, der im Verkehr zwischen Fremden bei gesitteten Menschen geübten Zurückhaltung sind am Krankenbette selbstverständlich aufgehoben. Bei der Untersuchung und Behandlung des Kranken hat der Arzt nicht zimperlich zu sein. Er muß den leidenden Körper enthüllen, sorgfältig betrachten, mannigfaltig berühren können, aber niemand wird daran Anstoß nehmen, denn man weiß, daß den Arzt bei seinem Thun lediglich die Rücksicht auf das Heil des Kranken leitet und daß ihm hierbei jeder ungehörige Nebengedanke fernliegt. Der ernste, pflichtbewußte Arzt, der das ganze Feld seines Bewußtseins gewissenhaft durchforscht, während er beispielsweise eine junge Dame eingehend untersucht, wird getrost feststellen und jedem versichern können, daß die gewöhnlichen und natürlichen Ideenassociationen, die ähnliche Annäherungen unter andern Umständen bei einem Manne wachrufen würden, bei ihm nicht angeknüpft werden, daß Vorstellungen, die sich auf den Geschlechtsunterschied zwischen ihm und seiner Kranken beziehen, nicht einmal schattenhaft, nicht einmal als leise anklingende Obertöne in seinem Bewußtsein auftreten, daß er mit einem Worte bei der Untersuchung und Behandlung der Kranken geschlechtlos denkt und fühlt.

Die Hallenser Hochschüler, die an der Anwesenheit weiblicher Hörer am Krankenbette Anstoß nehmen, enthüllen nun einen Seelenzustand, der dem eben geschilderten sehr unähnlich ist. Sie fühlen und denken nicht geschlechtlos. Sie haben es noch nicht dahin gebracht, ihre Ideenassociationen zu überwachen und zu beherrschen. Vielleicht sind sie in der geistigen Selbstzucht schon so weit gelangt, daß sie in ihren weiblichen Kranken nur noch die Kranke, nicht mehr das Weib sehen. Man muß dies für sie hoffen. Jedenfalls haben sie es noch nicht zu dem Grade von Selbstkontrolle gebracht, daß sie auch bei ihren weiblichen Studiengenossen von dem Geschlechtsunterschied absehen. Das spricht nicht gegen die weiblichen Hörer, sondern gegen die männlichen. Es rechtfertigt nicht den Einspruch gegen die Anwesenheit von Frauen am Krankenbette, sondern ist eine ernste Mahnung an die Einsprucherheber, ihren Willen besser zu üben, ihre Fähigkeit zur Hemmung und Unterdrückung ungehöriger Ideenassociationen zu stärken und ihr Denken von brutalen Trieben unabhängig zu machen.

Mit einer Naivität, die ihnen auf Nachsicht Anspruch giebt, bekennen die Hallenser Eiferer mittelbar, daß sie keine junge Dame, und wäre sie selbst im ernstesten, von allem Erotischen weitab gelegenen Thun begriffen, neben sich sehen können, ohne in die besondere Erregung zu geraten, die das Bewußtsein mit Vorstellungen aus dem Gebiete des Geschlechtslebens bevölkert. Eine solche seelische Verfassung sollten sie als demütigend empfinden. Sie sollten ihren

Digitized by Google

sittlichen Stolz darein setzen, sich über sie zu erheben. Es ist ursprüngliche Barbarei, im Weibe immer und unter allen Umständen nur das Sexualmoment zu empfinden. Eine höhere Stufe der Geistes- und Charakterentwicklung wird dadurch gekennzeichnet, daß der Mann in der Frau auch etwas andres erkennen und achten lernt als den Gegenstand einer Begehrlichkeit besonderer Art, daß er ihre seelische Persönlichkeit auf sich wirken lassen kann, ohne bei ihren biologischen Aufgaben in der Gattung zu verweilen, wenn sie nichts Ausdrückliches und Absichtliches thut, um seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken.

Es giebt eine Entwicklungsstufe, auf der der Mensch keinen andern, wenigstens keinen fremden Menschen sehen kann, ohne kannibalische Gelüste zu empfinden. Das ist das Stadium, worin nach dem bekannten englischen Scherzworte vom „roast bishop" der Südseeinsulaner ein gelehrter und frommer Missionar nur als Nahrungs- und Genußmittel in Betracht kommt. Auf einer andern Stufe erregt die Erscheinung eines Unbekannten nur den Antrieb, ihn zum Zwecke der Beraubung oder auch bloß aus grausamer Freude am Blutvergießen zu ermorden. Ueber diese Stufen haben wir alle uns glücklich erhoben. Es ist Zeit, daß wir auch den Rest urmenschlicher Wildheit in uns überwinden, der uns dem Weibe gegenüber zu brutalen Selbstlingen macht und seine Gegenwart in unserm Bewußtsein immer nur mit Vorstellungen aus dem Bereiche der Erotik assoziiert.

Der Hörer der Medizin, der einen weiblichen Kollegen im Hörsaal oder auf der Klinik anders ansieht als einen männlichen, hat sich noch nicht zur vollen Höhe eines seine Urtriebe bemeisternden Gesittungsmenschen emporgearbeitet. Seine dunkeln Regungen gereizter Mannheit, träten sie auch in der Verkleidung einer scheinbar sittlichen Entrüstung oder verletzten Schamgefühls auf, sind gewissermaßen dem Kannibalismus gleichzusetzen, der bei der „roast bishop"-Vorstellung lüstern schmatzt, wenn ein Geistlicher in seinen Wahrnehmungsbereich kommt. Das haben die Verfasser der Hallenser Verwahrung offenbar nicht erkannt. Vielleicht werden sie sich nun darüber klar, da ihnen die Quellen ihrer Anschauungsweise aufgedeckt worden sind. Sie brauchen sich nicht zu schämen, wenn sie ihre weiblichen Kollegen sich geradezu zum Muster nehmen. Denn es spricht für ihre größere Charakterreife und höhere sittliche Durchbildung, daß sie in Gegenwart der männlichen Hörer unbefangen bleiben und, ganz in ihrem Studium aufgehend, zeitweilig den Unterschied des Geschlechts zwischen ihnen und ihren Lerngenossen vergessen. Das ist nicht „Cynismus", das ist Befreiung des Geistes vom Zwange der ursprünglichsten Triebe. Und das sollten auch die männlichen Hörer der Heilkunde als ein erstrebenswertes Ziel schätzen lernen.

Paris, Ende März 1899.

Digitized by Google

Litterarische Betrachtungen.

Von

Bruno Walden.

Die Litteratur keiner andern Nation kann sich an reicher Mannigfaltigkeit mit jener der Deutschen messen. Diese besitzt eben einen gewaltigen Vorzug: sie repräsentiert eine Völkerfamilie, deren zahlreiche Glieder zwar dieselben Charaktergrundzüge aufweisen, von denen jedoch jedes einzelne ein individuelles Gepräge trägt in seiner intellektuellen Artung und dem Maße seines Temperamentes. Stammeseigentümlichkeiten haben unter dem Einflusse von Süd und Nord, von Ost und West, unter jenem der Bodenbeschaffenheit und der historischen Vergangenheit in der Einheit eine Vielheit voll üppiger Triebkraft gezeitigt. Das Gleichgewicht in dieser Vielheit aber ist's, das sie so intensiv fruchtbar macht, das dem Geistesleben des deutschen Volkes und dessen potenziertem Gehalt in seiner Litteratur eine Universalität verleiht, wie sie auch nicht annähernd nur an einer andern zu Tage tritt. Indem in ihr keine Sonderart dominiert, alle andern Arten nivellierend, ist sie allein frei von jener Monotonie der Grundmotive und der Darstellungsform, die mehr oder minder dem Schrifttum aller andern Nationen anhaftet.

Der geistvolle Gesandte des Himmlischen Reiches an Frankreich, Marquis Tseng, bemerkte in einem interessanten Buche, daß, wer die europäische Belletristik kennen lerne, ohne das europäische Leben zu kennen, einen ganz falschen Begriff von letzterem erhalten müsse. Sie erwecke nämlich die irrige Vorstellung, daß sich die Existenz der Europäer einzig und allein um die Liebe drehe, während sie in Wirklichkeit denn doch noch sehr viele andre und „ernstere" Lebenszwecke verfolgten.

In der That ergiebt der zweite der beiden großen primären Lebensmotoren, Hunger und Liebe, das Grundthema der europäischen Fiktionslitteratur, und erst neuerlich spielt mit dem sozialen Roman auch der erste in sie hinein. Existiert auch ein Roman ohne R, so findet sich wohl kaum einer ohne jeglichen Anklang an Liebe. Das ewig Menschliche dieses Vorwurfes, in seiner in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Bedeutung wie Gemüt und Phantasie anregenden Macht, stimuliert ebensosehr die Gestaltungskraft der Dichter und Romanciers, als es immer wieder das Interesse der Leserwelt fasciniert. Die Auffassung und Behandlungsweise des unerschöpflichen Stoffes: Mann und Weib aber prägt markant die Verschiedenheit im Grundzug des Rassen- und Nationalcharakters aus. In der romanischen Völkergruppe erfährt das Thema eine fundamental gleichförmige, in der germanischen dagegen eine ungleich abgestuftere und in der speziell deutschen die denkbar mannigfachste Behandlung.

Die Litteratur der Franzosen, Italiener, Spanier beherrscht es beinahe ausschließlich. Sie gelangen so selten nur über die Schilderung der „grande passion" hinaus, daß sie die Ansicht des Marquis Tseng vollkommen rechtfertigen. Unermüdlich immer wieder ist's der „coup de foudre" des elementaren Zuges des einen zum andern, der eine verheerende Konflagration herbeiführt, die als der Glorienschein des Paares dargestellt ist. Je nihilistischer sich die Leidenschaft gegen alle Satzungen der Gesellschaftsordnung aufbäumt, je rücksichtsloser sie alle Pflichtgebote zu Boden tritt, um so geweihter erscheint ihre autokrate Herrlichkeit. Ob nun in die raffinierten Nuancen der Hyper-Neurasthenie gekleidet, wie bei d'Annunzio, ob sentimental angehaucht, wie bei Bourget, pathetisch gefärbt, wie Echegaray es liebt, oder zolaistisch in ungeschminkter Unmittelbarkeit, stets ist ausschließlich die elementare Leidenschaft die Liebesformel der Schriftsteller lateinischer Rasse. Mit gar seltenen Ausnahmen nur — unter diesen obenan Zola — beschränken sie sich einzig auf deren Darstellung. Trotz der

Digitized by Google

bewundernswerten Varianten, der strotzenden Talentfülle und eminenten Kunst ihrer Gestaltung eine ermüdende Einförmigkeit des Vorwurfes. Und ein Schlimmeres noch: das unablässige Herausgreifen einer nur aus dem ungeheuern Komplex der Lebenserscheinungen ergiebt im Ueberblick jenes falsche Lebensbild, über das der chinesische Diplomat so bedenklich den klugen, bezopften Kopf geschüttelt. Die Aufgabe der Litteratur aber ist es, so umfassend als nur möglich das zeitgenössische Gesamtleben zu spiegeln, in seiner Breite, mit seinen Höhen und Tiefen, ja, bis in seine Untiefen hinunter und zu seinen Ueberhöhungen hinan, denn sie ist nicht nur Kunst, sondern auch Lebenswissenschaft.

Weht auch von dem Samum, der die romanischen Litteraturen durchglüht, kaum ein Hauch über den Aermelkanal, so ist doch auch für die Autoren des dreieinig-britischen Königreiches beinahe ausnahmslos die Liebesgeschichte der Mittel- und Schwerpunkt ihrer Dichtungen. Weit entfernt, das menschheitsalte Thema mit der Intensität der Leidenschaft ihrer romanischen Kollegen und Kolleginnen zu behandeln, bewegen sich ihre Liebespaare gemessen in der Gehschule der Konventionalität. Dafür aber stellen die Engländer sie durch einen viel reichhaltiger gegliederten und realer durchgeführten Hintergrund en relief. Der spezielle Vorgang spielt sich bei ihnen stets im Rahmen eines breiten und lebendig gezeichneten Gesellschaftsbildes ab, das Einblick in die Bräuche und Sitten — diese festgeprägte Münze des Denkens und Empfindens — gewährt, eine Vorstellung des nationalen Lebens im weiteren Sinne bietet. Auch feste Charakterzeichnung, ein Erbteil ihrer Vorfahren, zählt zu den Vorzügen der britischen Schriftsteller unsrer Tage, doch wenden sie diese Gabe vornehmlich an landläufige Typen, und wenn sie Ausnahmsmenschen schildern, sind es mehr schrullige Naturen als solche, die tiefere psychologische Probleme in sich austragen. Wenn auch in andrer, moderner Artung, ist doch, wie zur Zeit Sir Charles Grandisons, der Gentleman vom Wirbel bis zur Sohle ihr Ideal der Männlichkeit, und jener Gärungsstoff in der Menschenbrust, der das Denken und Empfinden über die von der Orthodoxie der Anschauungen auf jedem Lebensgebiete gezogenen Grenzen hinaustreibt, würde das korrekte Gleichgewicht eines solchen Mustermannes allzusehr stören. Einige, wie Rudyard Kipling und Marion Crawford, besitzen wohl den Mut einer kräftigeren Realistik und ungebeugten Eigenart, gar wenige Kühne aber wagen es, wie Mrs. Humphrey Ward, gefährliche Gestalten hinzustellen, die anregen, selbsteigen zu denken über die Schranken des konventionell Festgeprägten hinaus. Eher noch befreunden sie sich mit dem mystischen Zuge der Zeit, der in Marie Corelli eine glänzende Vertreterin findet, als sie den Drang nach Klarheit der Gedankenfreiheit empfinden. Auch hier beschränkt sich der Unternehmungsgeist der Nation vornehmlich auf das Gebiet des praktischen Lebens, sich dem ideell Spekulativen fernhaltend, und so ist denn die einzige revolutionäre Bewegung in der englischen Litteratur auch eine praktische, auf die Erweiterung der Frauenrechte abzielende. Vom prometheischen Zug ist nicht viel an ihr zu vermerken.

Stark tritt er am skandinavischen Schrifttum hervor. Hier verlappt in der verknöcherten Form theologischer Grübeleien, dort in mystischem Sinnieren, das mit dem Welträtsel ringt. Wie bekräftigt der Charakter der Litteraturen Buckles Milieulehre im großen, elementaren Sinne! Unter dem feurigen Kuß der südlichen Sonne und dem Einfluße einer Bodenbeschaffenheit, die den Lebenskampf erleichtert, die Vollblüte, ja die Ueberwucherung der Leidenschaft; im einen großen Teil des Jahres nachtumsponnenen Norden jenes träumerische Denken, das im Sichtbaren nach dem Unsichtbaren tastet, das Spiel der Einbildungskraft, das in der Phantastik bis zum Grotesken schwelgt, und dazu neuerlich ein starker naturwissenschaftlicher Einschlag zu mystischer Verwertung. Die große Erkenntnis, die nach deren Anklingen Goethes in den „Wahlverwandtschaften" Ibsen zuerst künstlerisch ausgeprägt hat, jene des mächtigen, ja maßgebenden Hineinspielens des Unbewußten in das Wesen, das Thun und Lassen des Menschen, dieses Hervorheben der Wurzelfasern aller Geschehnisse bildet den Untergrund in der Darstellung der skandinavischen Autoren. Das bei den Romanen üppige, bei den Briten konventionell abgedämpfte, doch bei beiden dominierende

Digitized by Google

Liebesmoment tritt bei ihnen erheblich in den Hintergrund. Mehr noch, das Verhältnis zwischen Mann und Weib geht bei ihnen häufig vom Zueinander zum Gegeneinander über. Im haßerfüllten, erbitterten Kampfe, wie ihn der fanatische Frauenverächter Strindberg führt, in der idealen Forderung, die Björnson stellt, oder in dem Anspruch des vollen Sichauslebens der Individualität im Weibe, wie ihn Ibsen erhebt. Ueberhaupt bildet der Individualitätskult, häufig à outrance, die Dominante der skandinavischen Litteratur.

Im Gegensatz zu dieser oft potenziert rücksichtslosen Konzentration auf sich selbst stellt die russische das Individuum in den Dienst der Allgemeinheit. Das große Mitleid ist ihre vornehmste Triebfeder. Sanft weht es aus den Schriften Turgenjews, die Europa zuerst vertraut gemacht mit der Eigenart im Fühlen und Denken aller Schichten des russischen Volkes; wie ein Sturm braust es durch die Werke Dostojewskis, und heiß flammt es aus jenen Tolstojs hervor. Hat der erste als Dichter geschildert, so hat den beiden andern Missionseifer die Feder geführt. Mit rauher Hand haben sie die blutenden Wunden am Organismus ihres Volkstumes klaffend aufgerissen, mit milder den Balsam der Menschenliebe, Tolstoj auch das Chrisam der Gottesliebe darauf zu träufeln. Der Altruismus ist die Parole der russischen Schriftsteller, und als seine Verkünder fühlen sie sich Apostel des Heiles. Mit der Impetuosität und Naivität, die einem noch kulturjungen Volke eigen ist, setzen sie sich für das Extrem ihrer Theorie ein. Häufig ist ihr Humanitätsfanatismus nicht frei von einem barbarischen Zug, in der merkwürdigen Blendung von Brutalem und Sublimem. Ist der Ausnahmsmensch, der vom Isolierschemel seiner höheren Artung verächtlich auf die große „Menschenherde" niederblickt, eine von den skandinavischen Autoren bevorzugte Gestalt, so findet sich bei den Russen keine Spur dieses geistigen Hochmutes — ihnen gilt die höhere Begabung als eine Verpflichtung gegen die große Gemeinschaft. Ihre Nächstenliebe quillt zumeist unmittelbar, und ihre absolute Selbstentäußerung basiert nicht, wie zum Beispiel bei Ibsens „Brand", auf der religiösen Satzung: sie ist vornehmlich spontan. In keinem andern Schrifttume finden sich Mann und Weib so völlig gleichwertig und gleichberechtigt hingestellt. Nicht der Reiz des Gegensatzes führt sie zu einander; meist verbindet sie gleiches Empfinden und Streben, häufig glaubensfrohe Mitarbeiterschaft. Auch in der Darstellungsweise der russischen Litteraten bekundet sich der stürmische Jugenddrang einer noch fermentierenden Kultur, die sich noch keine festen Formen geschaffen hat, und deren Vorkämpfern das, *was* sie zu sagen haben, ungleich mehr am Herzen liegt als die Kunst, *wie* es effektwirkend zu gestalten sei, die bei den Impressionisten nachgerade zum Selbstzweck geworden ist und bei den Franzosen und Italienern wie bei den Anhängern Oskar Wildes in England den höchsten Grad des Raffinements der Blasiertheit erreicht hat. Einzig bei Turgenjew, dem zum Europäer gewordenen Russen, tritt die geschulte Formpflege, die bewußte Künstlerschaft zu Tage. Eben aber in ihrer gänzlichen formellen Ungebundenheit offenbart sich die außerordentliche Gestaltungskraft seiner Landsleute. Doch ist der Duft der Urwüchsigkeit, der ihren Werken innewohnt, wahrlich nicht der geringste ihrer Reize, ja, er macht sie nur um so eindringlicher wirksam. Allen russischen Dichtungen aber ist eines gemeinsam: der Grundton der Melancholie. Die Note des Lebensfrohmutes fehlt in ihrem Register. Dieser Hauch innerlichsten Wehgefühles dämpft das oft furchtbar Krasse ihre Stoffe — siehe Dostojewskis „Raskolnikow", Tolstojs „Macht der Finsternis" —, indem es ihrer Darstellung das Gepräge des tiefsten ethischen Ernstes verleiht. Es ist ein schmerzhaftes Schaffen, die Gewissen aufzurütteln, die Herzen zu erheben, die Augen des Volkes dem Lichte zu erschließen. Ein pädagogisches Motiv leitet die Mehrzahl der russischen Schriftsteller: sie wollen nicht erfreuen, sie wollen nützen; ihre kräftige Naivität aber läßt sie ihre herben Lehren lebendig ausgestalten und bewahrt sie davor, sie reflektierend zu dozieren. Ihr Drang ergiebt ihnen auch die Form, und l'art pour l'art ist ihnen fremd.

Wie geographisch das Zentrum Europas könnte man „das Land, soweit die deutsche Zunge klingt", auch als Zentrum des europäischen Geisteslebens bezeichnen, in dem alle Strahlen wie in *einem* Brennpunkte zusammentreffen. Den hervorstechenden Charakterzügen

Digitized by Google

im Schrifttum des Südens, Westens, Nordens und Ostens unsers Weltteiles, ihnen allen begegnet man im deutschen. Eine Macht des Umfassens, die nicht nur aus der reichen und mannigfaltigen Begabung der deutschen Stämme erwächst, sondern zum Teile auch aus einem kostbarem Erbgute hervorgeht. Unsre Väter wurden nicht umsonst als „das Volk der Denker" gepriesen und gescholten, ihr Hang zur spekulativen Kontemplation hat in ihren Kindeskindern einen Weitblick gezeitigt, der sie nun schon instinktiv, wie alles Ererbte, den ganzen vor dem Menschenauge weit offenliegenden Horizont überschauen läßt, während der Sehwinkel aller andern Nationen — sei es in einer gewissen Einseitigkeit der Veranlagung oder der Kulturentwicklung, sei es durch eine verknöcherte Orthodoxie der Anschauungsweise oder auch infolge des Gärungsprozesses einer noch nicht harmonisierten Kultur — ein vergleichsweise beschränkter ist. Und diese Fülle des Erfassens setzt sich zu gleicher Fülle der Befruchtung um. Da ist kaum ein hervorragendes Motiv in der Erscheinungswelt und dem Organismus der Gesellschaft, an dem unsre Litteratur nicht anknüpft, keine Phase im Entwicklungsgang des Menschen und der Menschheit, die sie nicht berührt, kein seelischer Grundton, den sie nicht anklingt. Der gewaltigen Triebkraft, aus der das zeitgenössische deutsche Schrifttum hervorgeht, ist alles Stereotype fremd, sie bewegt sich in allen Richtungen, nimmt alle Strömungen in sich auf, gefällt sich in allen Formen. Während in jedem andern die Nationalität sich in einer vorherrschenden, ja beherrschenden Spezialität ausprägt, liegt das Gepräge des deutschen eben in seiner Universalität.

Und wie in der Gesamterscheinung unsrer Litteratur tritt dies mehr oder minder auch an der Einzelerscheinung ihrer Repräsentanten hervor. Die litterarischen Spezialisten, deren Name einem festgesetzten Programm gleichkommt, sind vergleichsweise selten bei uns. Ja, die Lebensfülle einiger Schriftsteller ist eine so mächtige, daß sie aus ihrem Innersten heraus verschiedene Kunstphasen durchleben, wie unbewußt sich gleichzeitig einander entgegengesetzter Kunstformen bedienen. Mit gleicher Impetuosität hat sich Gerhart Hauptmanns gewaltiges Talent in krassem Naturalismus, vom Altruismus in den Dienst der modernen sozialen Tendenz gestellt, in der Satire, in der Symbolistik und dem Mystizismus geoffenbart. Theodor Fontane ist in alten Tagen noch ein „Moderner" geworden, und Marie v. Ebner-Eschenbachs tendenziös „Alte Schule" betitelter Band enthält in „Ein Verbot" ein kleines Meisterwerk modernster Realistik.

Diese Betrachtungen stellen sich einzig die Aufgabe, in einem sehr summarisch umrissenen Ueberblick nur anzudeuten, daß sich die beherrschenden Grundzüge aller andern großen Litteraturen in der unsern vereinigt finden. Die zur Illustration dieses Satzes herausgegriffenen Vergleichserscheinungen müssen sich dementsprechend auf einiges Wenige vom Bekanntesten nur erstrecken, das gleichzeitig die Verschiedenartigkeit in der Auffassungs- und Behandlungsweise der gleichartigen Motive symptomatisieren soll.

Spielt die Liebe auch naturgemäß eine hervorragende Rolle in unsrer das Leben spiegelnden Belletristik, so bildet sie doch nicht deren Dominante, wie es bei jener der Völker romanischen Stammes der Fall ist. Meist wird die Liebesgeschichte mit einer Fülle andrer Motive in Beziehung gesetzt, mitunter nur zur Episode herabgedrückt, aber selbst wo sie den ausschließlichen Schwerpunkt ergiebt, wie in Paul Heyses Novellen, welch außerordentliche Differenzierung im selben, immer wiederkehrenden Thema im Vergleiche der Einförmigkeit seiner Inscenierung bei Bourget! Sind beide einander ebenbürtig als feine Schilderer des Frauenwesens, so begnügt sich doch der Franzose damit, es auf zwei Triebfedern zurückzuführen, auf Sentimentalität und Sinnlichkeit, nur das Proportionsmaß der einen zur andern verschiebend und die erstere hier und dort ins Religiöse hinüberspielend. Welche Fülle echtest weiblicher Eigenarten aber gestaltet der deutsche Meister, mit gleich großer Feinheit wie Schärfe! Diese selbe Erscheinung, hier der stereotype Zug, dort die Charaktermannigfaltigkeit, tritt an den Helden der beiden Autoren hervor. Indem Bourget nahezu stets nur den raffinierten Welt- und Lebemann, den Mangeur de cœur von Beruf hinstellt, zeichnet er mit dessen sozialem Untergrund auch immer nur einen kleinen, in seiner

Digitized by Google

Exklusivität zu einer gewissen Beschränktheit erstarrten Gesellschaftskreis. Wie aber weitet sich das soziale Bild im Novellencyklus Heyses aus, und welch intellektuellen Gehalt gewinnt es dadurch, daß er mit Vorliebe Künstler, Dichter, Gelehrte zu seinen Liebeshelden wählt und seine Frauengestalten allen Gesellschaftsschichten entnimmt! Von symptomatischer Bedeutung für die Behandlung des Liebesthemas ist die hervorragende Rolle, die der „bel homme" in den romanischen Litteraturen und auch der „handsome fellow" in der englischen spielt, wo wir in der deutschen dem „interessanten Manne" begegnen. Lodert dieselbe Flamme auch noch so heiß leidenschaftlich, so ist es vorherrschend doch ein minder brutaler Funke, der sie im Frauenherzen entzündet hat. Selbst das halbwilde Mädchen in Sudermanns „Katzensteg", in seiner Primitivität eine Glutgestalt, wie Maupassant sie nicht intensiver zeichnen konnte, ist von der mehr geahnten als begriffenen seelischen Macht des Mannes erweckt und beherrscht. Ja mehr noch, sogar die perversen Weiber, die in unserm modernen Schrifttume immer mehr Boden gewinnen, sind weit öfter vom interessanten als vom schönen Mann angelockt. In keiner andern Litteratur ist der Individualismus in der Liebe gleich scharf ausgeprägt, ist sie auf seiten der Frauen so vergleichsweise intellektualisiert.

Wo sie nur eine Episode abgiebt, liegt der Schwerpunkt in der möglichst erschöpfenden Charakterisierung des jeweiligen sozialen Kreises und Problems. Ein glänzendes Beispiel dafür ist Emil Marriots „Der geistliche Tod". Mit jener künstlerischen Objektivität, die Licht und Schatten gleich gerecht wird, zeichnet die Verfasserin eine typische Priestergruppe, leuchtet sie in kirchliche Institutionen hinein, die jedem, auch dem Katholiken, ein prägnantes Bild bietet, das einen vertieften Einblick in eine ihm fremde Welt gewährt und so eine der höchsten Aufgaben der Litteratur erfüllt, indem sie den Vorstellungskreis um die Erkenntnis einer Lebensform bereichert. Solche Erkenntnis wird aber auch zum Bindeglied, das die Gesellschaftsfraktionen, die einander verständnislos und somit gleichgültig, mitunter sogar antipathisch gegenüberstehen, in ideelle Berührung bringt, die Verständnis erweckt, häufig sogar das schön-menschliche Band der Sympathie um sie schlingt. Nicht minder im volkstümlichen als sozialen Sinne. Von welcher Wirkungskraft eine derart als Selbstzweck behandelte, unmittelbar kräftige Schilderung ist, hat Wilhelm Stindes gewiß ohne Missionsabsicht geschriebene „Familie Buchholz" bekundet. Sie hat dem südwärts der Spree ehedem nicht eben sonderlich beliebten Berlinertum in Wien und wohl auch anderwärts ehrliche Sympathie gewonnen. Roseggers „Dorfgeschichten" haben der Eigenart der steirischen Alpenbevölkerung bis weit nach dem deutschen Norden hinauf denselben Liebesdienst erwiesen, während Emmy von Dincklages „Emsländer Geschichten" uns mit den Kindern der roten Erde vertraut gemacht. Gewinnt Hermine Villinger der kernhaft liebenswürdigen Naivität des alemannischen Stammes die Herzen, so stellt G. v. Berlepsch die Sonderart hier des Schweizer, dort des Tiroler Bergvolkes plastisch dar, und Gerhart Hauptmann erschließt uns das Armeleutleben seiner schlesischen Heimat. In allen deutschen Gauen steuern hochbegabte Menschen künstlerisch gar wertvolle Scherflein bei zur psychologischen Heimatskunde des deutschen Volkes. Wieder ein Zug, der in keinem andern Schrifttume auch nur annähernd gleichstark hervortritt. Wirken auch am englischen nicht nur die drei Königreiche, sondern selbst die fernen Kolonien fleißig mit, so findet doch das Lokalspezifische merkwürdigerweise selten und vereinzelt nur prägnanten Ausdruck. Auch in dem italienischen erhält er nicht jene Geltung, die ihm bei der großen Verschiedenartigkeit der Bevölkerungsgruppen zukommen würde. Die französische Litteratur ist nahezu nur eine parisierische, die skandinavische vergrübelt sich allgemach so sehr in den Sondermenschen, daß sie darüber vergißt, die Sonderarten zu zeichnen, wie andrerseits die russische sich so vornehmlich mit sozialen Problemen beschäftigt, daß sie das Markieren der vielen Volkstypen in dem Riesenreiche nahezu übergeht.

Wie die Charakterisierung der Nationsglieder ist auch jene der sozialen Typen des Individuums eine vorherrschend psychologisch vertiefte in unsrer Litteratur. — Selbstverständlich befassen sich diese Betrachtungen nicht mit der Fülle von Spreu, die jegliche auf-

Digitized by Google

weist, Erscheinungen, die der Tag, der sie bringt, auch wirkungslos verweht, sondern mit jenen nur, die ihrer Zeit und deren Ausdruck dienen. Da spielt denn auch die sie bewegende soziale Frage eine immer stärker hervortretende Rolle. Zumeist im Einzelfalle allgemeingültig in den Vordergrund gestellt, wie in Philipp Langmanns eindringlich-lebendigen Schilderungen aus dem Fabrikleben. Auch an diesen Werken giebt sich ein nationales Merkmal auffallend kund: der ethische Ernst in der Behandlung des Stoffes, wo anderwärts der demagogische Zug des Fanatismus den Grundton ergiebt. Das große Mitleid mit den Armen und Elenden, das unsre östlichen Nachbarn geradezu flammensprühend beseelt, ist gleichfalls eine mächtige Triebfeder unsrer Schriftsteller, wenn es sich auch nicht mit der Grellheit tendenziöser Absichtlichkeit kundgethan hat, sondern in künstlerischer Abklärung, wie in Marie v. Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind", Ferdinand v. Saars „Steinklopfern", Gerhart Hauptmanns, „Bahnwärter Thiele". Da findet sich nichts von der ehemals so beliebten Rührseligkeit der Elendsbilder, das sind documents humains, deren Thatsächlichkeit die Anklage von Mißständen ist. In den „Steinklopfern" erhebt sie sich gegen die kleinsten und gewaltthätigsten Tyrannen, die Partieführer der Arbeiter, jene grausen Ausbeuter ihresgleichen, und das „Gemeindekind" klingt in die Herzen hinein wie ein Schrei nach Gerechtigkeit für die Aermsten der Armen, hilflose Kinder, Verwaiste, an denen die Gesellschaftsordnung ungenügend nur, bis zur Grausamkeit, ihre Pflicht erfüllt. Zwei Dichtungen von hohem künstlerischem Werte, zugleich aber auch Bewußtseins- und somit Gewissenserwecker schweren Schäden am sozialen Organismus gegenüber. Schon darin liegt ein Besonderes in unsrer litterarischen Verwertung des sozialen Grundproblems, daß sie sich nicht ausschließend, ja nicht einmal vornehmlich gegen den Machtmißbrauch der herrschenden Klassen und gegen diese selbst wendet, sondern auch gegen die kleinen Machtausbeuter, wie in der Saarschen Novelle und den Langmannschen Erzählungen. Der effekthaschende Haß gegen die „oberen Zehntausend" macht sich beinahe nur in den Kolportageromanen Luft. Indem aber die soziale Bewegung in allen Gesellschaftsschichten, auf allen Gebieten, sowohl im ethischen und intellektuellen Sinne wie in jenem der materiellen Existenzfrage, in die Litteratur einbezogen wird, erfährt sie eine ungeheure Bereicherung an Darstellungsmotiven und Typen und zugleich eine psychologische Vertiefung des Gehaltes.

Dieses Stoffrevirement führt auch eine Umprägung im Typus unsrer Romanhelden im Gefolge. Standen vordem die Gedankenstürmer in erster Reihe, so nehmen jetzt Männer, die sich im altruistischen Sinne mit den großen Lebensfragen befassen, allgemach ihre Stelle ein. Man könnte sagen, der Geist Fausts im zweiten Teile gewinne die Oberhand über jenen des ersten Teiles.

Tüchtige Charakterzeichnung war allezeit ein Vorzug der deutschen Schriftsteller, unleugbar aber hat sie in der gegenwärtigen Phase gewaltigen Aufschwung noch genommen. Tritt sie mit einer impetuosen Unmittelbarkeit, wie sie sonst nur den Russen eigen ist, in Emil Marriots „Seine Gottheit", zum Teile auch in Helene Böhlaus „Das Recht der Mutter" zu Tage, so in Theodor Fontanes „Effi Briest" und Adine v. Gumpergs „Diakonissin" in einer Subtilisierung, die den feinsten Federn Frankreichs und Italiens nicht nachsteht. Wie scharf markig und zugleich fein zeichnet Johannes zur Megede in „Kismet" und „Quitt" Uebergangsmenschen, die zwei Zeitphasen verkörpern, Adelssprößlinge, in der alten Weltanschauung großgezogen, die sich der neuen zuwenden, inmitten ihrer festgeprägten Standestypen. Hier stellt Goswina v. Berlepsch mit gemütswarmem, humordurchhelltem Realismus in „Thalia in der Sommerfrische" und „Mutter" frischlebige Gestalten vom normalen Mittelmaße hin, dort malt Riccarda Huch mit gedämpften Gobelinfarben in ihren „Erinnerungen Ludolf Ursleu des Jüngern" ab und zu von einem mystischen Hauch umwehte Sondermenschen, die das Interesse unheimlich fascinieren.

Viele Jünger folgen dem großen nordischen Pfadfinder, und sichtlich schärft sich der Sinn, den Untergrund des in Erscheinung Tretenden wahrzunehmen und darzustellen. Dieses In-die-Tiefe-des-Seins-dringen, das den Einfluß von Imponderabilien fühlbar macht,

Digitized by Google

verlockt die Phantasiemenschen zu weiterem noch, in das Nebelreich der Mystik. Und da ihnen die Ausdrucksformen der realen Welt nicht genügen für visionär Konzipiertes, kleiden sie es mit Vorliebe in Symbolistik. Dies ist der Weg, der Gerhart Hauptmann von „Einsame Menschen“ zum „Hannele“ und von diesem zur „Versunkenen Glocke“ geführt. Einen Teil der Realisten aber reizt an der so gewaltig vertieften psychologischen Methodik vornehmlich das pathologische Moment. Auch darin stehen deutsche Autoren den besten Vertretern dieser Richtung in andern Nationen nicht nach. Gerhart Hauptmanns intensiv knappe Skizze „Der Apostel“ kann sich mit Arne Garborgs „Friede“ vollauf messen, und durchschüttelt sie auch nicht so grausig wie Maupassants „Horla“, so ergiebt sie doch ein nicht minder scharf ausgeprägtes, mächtig ergreifendes Wahnsinnsbild. Auch Arthur Schnitzlers Novelle „Sterben“ ist Knut Hamsuns berühmter Hungerstudie ebenbürtig.

Neue Gedanken-, Empfindungs-, Anschauungswege bilden sich auch die ihnen entsprechende Gestaltung des Ausdrucks. Die impressionistische geht organisch aus der Geistesströmung der modernen Litteratur hervor. Nirgend aber treibt der Impressionismus feinere Blüten als in den Schriften Detlevs von Liliencron. Die eindringliche Feinheit seiner Suggestionsmacht erstreckt sich von den seelischen Vorgängen auch auf die sachliche Schilderung. Naturbilder Liliencrons und oft auch zur Megedes empfinden sich, prägen sich ein wie unmittelbar Geschautes. Die subtilste aller Ausdrucksformen, die impressionistische, ist aber zugleich auch der sicherste Gradmesser für die Echtheit, die innerste Wahrhaftigkeit des Dargestellten. Der intensive Zauber, der ihr innewohnt, wo sie sich in voller Unmittelbarkeit natürlich quellend ergiebt, aus dem Gedanken, der Empfindung und konzentrierten Anschauung heraus geboren, wandelt sich zum karikaturenhaft Wirkenden, wo sie mit Effektabsicht Anwendung findet, zum Emotionierungsdienste herabgedrückt wird. Es giebt keine heillere Darstellungsweise, denn sie beruht auf dem vollen Einklang zwischen Gehalt und Form. Wo sie über die ungemein feine Grenzlinie des strengsten Proportionsmaßes zwischen dem Vorwurf und seiner potenzierten Gestaltung hinauswuchert und zum Selbstzweck wird, entartet sie zur schlimmsten Form des Manierismus. Alle Litteraturen sind mehr oder minder, die unsre nicht zu mindest, davon angekränkelt.

In seiner äußersten Potenz ist dieser Manierismus zur Schule erhoben worden, in dem in seiner Einseitigkeit mißverstandenen l'art-pour-l'art-Kult ausschließlich der bestechenden Form der Dekadenten. Nicht mehr goldene Aepfel in silbernen Schalen, sondern goldene Schalen ohne Inhalt sind das Ideal, dem das Raffinement litterarischer Blasiertheit nachtrachtet. Nach dem Rezepte Oskar Wildes gilt der Dekadentengemeinde der sinnliche Reiz des Sprachklanges als das oberste Kunstgebot. *Was* gesagt wird, ist da völlig gleichgültig, nur das tönende *wie es* gesagt wird gilt, und je mehr die hier sonoren, dort einschmeichelnd melodischen Klangwirkungen dieses Wie das dürftige Was nicht ausdrücken, sondern verhüllen, je unfaßbarer sein Sinn in dem „tonflimmernden“ Wortgewoge wird, um so höher ist der Triumph der Kunst, um so größer der Künstler. Auch uns fehlt es nicht an Jüngern dieser Richtung, der schon manch schönes Talent zum Opfer gefallen ist.

So läßt sich denn im großen Ueberblick auf das ungeheure Mosaikbild der deutschen Litteratur von ihr sagen, daß sie alle Darstellungsformen umfaßt und ihrem Gehalte nichts Menschliches fremd ist.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Der Konflikt Blüchers mit dem General v. Borstell 1815.

Treitschke berührt in dem ersten Bande seiner Deutschen Geschichte Seite 738 und 739 das merkwürdige Ereignis, daß in dem Feldzuge der Verbündeten gegen den aus Elba zurückgekehrten Kaiser Napoleon der General v. Borstell als Kommandeur eines Armeecorps sich weigert, einen von dem ihm vorgesetzten Armeekommandeur Blücher erteilten Befehl zu vollziehen, dafür kriegsgerichtlich zu Festungsstrafe verurteilt wird. Da Borstell schon vorher als Sieger von Großbeeren hohen Ruhm erworben hatte und als streng monarchisch gesinnter, pflichttreuer Mann bekannt war, so ist sein Verstoß gegen die Disciplin ebenso auffallend wie der Umstand, daß er aus der Festungshaft sofort wieder in hohe Kommandostellen übertrat. Wir sind in der Lage, aus dem Nachlaß des 1866 in Berlin verstorbenen Generalmajors z. D. v. Salpius nähere Mitteilungen zu machen, welche über den Verlauf der Angelegenheit volles Licht verbreiten, den Charakter der dabei beteiligten Personen mit Einschluß des Königs Friedrich Wilhelm III. in erfreulichster Weise beleuchten und zugleich zeigen, daß Borstell dem damaligen Premierlieutenant Salpius, der ihm zum Dienst überwiesen war, eine in solchen Verhältnissen ungewöhnlich herzliche Freundschaft widmete, die übrigens bis zu Borstells Tode angedauert hat.

Erinnern wir uns zunächst dessen, was Treitschke über den Vorfall sagt.

Als endlich auf einen neuen königlichen Befehl am 2. Mai die Teilung der (sächsischen) Armee angeordnet wurde, da brach die so lange von Dresden her geschürte und unzweifelhaft auch durch einzelne gewissenlose Offiziere genährte Erbitterung der Mannschaft furchtbar aus. Trunkene Soldatenhaufen stürmten unter dem Rufe: „Wir lassen uns nicht teilen!“ das Haus des Feldherrn. Der alte Held mußte fliehen vor seinen eignen Soldaten; nur durch die Tapferkeit seiner sächsischen Wachen entging er dem Tode. Auf die Willenskraft und das sittliche Ansehen der Offiziere kommt bei solchen Ausbrüchen der Roheit alles an. Die sächsische Wache vor Blüchers Thor that ehrenvoll ihre Soldatenpflicht; die Reiterei und die Artillerie hielten sich dem wüsten Treiben ganz fern. Auch unter dem Fußvolk blieb die Mannschaft überall da ruhig, wo die Führer sie zu beherrschen verstanden; selbst solche Offiziere, die sich bereits für den preußischen Dienst gemeldet hatten, behaupteten ihr Ansehen, wenn sie nur tüchtig waren. Jenes Bataillon dagegen, das schon zur Zeit der Dennewitzer Schlacht, früher als die andern Sachsen, zu den Preußen übergegangen war, zeichnete sich in Lüttich durch seine Zuchtlosigkeit traurig aus.

Nachsicht gegen diese fast im Angesichte des Feindes begangene Meuterei wäre schimpfliche Schwäche gewesen. Das Kriegsrecht nahm seinen Gang, die Rädelsführer wurden erschossen, die Fahne der sächsischen Garde vor der Front verbrannt. *General Borstell*, der sich aus Mitleid mit den Unglücklichen geweigert hatte, die Verbrennung der Fahne vorzunehmen, *büßte seinen Ungehorsam auf der Festung*; an seiner Stelle übernahm General Pirch den Befehl über das zweite Armeecorps. Dann mußte das sächsische Corps den Rückmarsch in die Heimat antreten, da die preußischen Soldaten, wütend über die dem Marschall Vorwärts angethane Schmach, mit den Sachsen nicht zusammen fechten wollten, und Wellington sich weigerte, die meuterische Truppe in sein Heer aufzunehmen. Schuldige und Unschuldige gingen des Schlachtenruhms von Ligny und Belle-Alliance verlustig. Auf dem Rückmarsch erfuhren die Sachsen vielleicht das Entsetzlichste, was jemals deutsche Krieger ertragen haben. Ueberall am Rhein und in Westfalen grimmiger Haß und Abscheu gegen die Meuterer; in Aachen besetzten bewaffnete Bürger argwöhnisch die Wachen

Digitized by Google

und Thore, als die sächsischen Regimenter vorbeikamen. Ueberall jubelte das Volk über den neuen strahlenden Sieg Blüchers und Gneisenaus. Die preußischen Freiwilligen, welche dem siegreichen Heere nachzogen, konnten ihre Verachtung gegen die „sächsischen Hunde" nicht bemeistern; nach wiederholten blutigen Rauſhändeln mußte man mehrmals die Landstraße vermeiden, um schmählichen Begegnungen auszuweichen. Und dazu der gerade für die ehrenhaften Offiziere empörende Gedanke, daß sie an dem Kampfe von Belle-Alliance hätten teilnehmen können und dort unzweifelhaft ihre Pflicht gethan haben würden! Natürlich schob man alle Schuld auf die preußischen Generale, die doch nur den Befehl ihres Königs ausgeführt und den Sachsen durchaus keinen neuen Eid zugemutet hatten. Während ganz Deutschland sich das Herz erhob an dem neuen Ruhme der preußischen Waffen, herrschte in Sachsen tiefe Trauer; man sang das Lied des sächsischen Tambours: „O Vaterland, daß du zerrissen bist! Wie sollt' ich noch leben zu dieser Frist?" Die kleine Armee hat nach der endlich vollzogenen Teilung noch jahrzehntelang unter den Folgen jenes bösen Tages gelitten; sie blieb mit Offizieren überfüllt, das Avancement stockte gänzlich. Die napoleonischen Veteranen, die alten Herren mit dem blaugelben und dem roten Bande, gaben den Ton an; aus diesen Kreisen ist dann der Todhaß gegen Preußen wie ein heiliges Vermächtnis auf die jüngere Generation übergegangen.

Der greise Feldmarschall aber fühlte sich unglücklich bis zur Verzweiflung. Seit fünfundfünfzig Jahren trug er den Degen und hatte niemals andres Blut vergossen als das Blut der Feinde. Und nun diese Schmach! Nun mußte er, der Vater seiner Soldaten, Hinrichtungen vornehmen in der eignen Armee und nachher noch sein ganzes Ansehen einsetzen, um die Meuterer vor dem Ingrimm der Preußen zu beschützen. Der gewaltige Mann war wie vom Fieber geschüttelt und horchte in furchtbarer Aufregung auf das Knattern des Gewehrfeuers, als draußen der Spruch des Kriegsgerichts vollstreckt ward. An den König von Sachsen aber schrieb er mit seinem mächtigen Freimut, in einer Sprache, wie sie nie ein Feldherr gegen ein gekröntes Haupt gewagt hat: „Ew. Majestät haben durch Ihre früher ergriffenen Maßregeln Ihre Unterthanen, einen geachteten deutschen Völkerstamm, in das tiefste Unglück gestürzt. Durch Ihre späteren Maßregeln kann es dahin kommen, daß er allgemein mit Schande bedeckt wird. Das vergossene Blut wird dereinst vor Gottes Gericht über den kommen, der es verschuldet hat, und vor dem Allwissenden wird Befehlegeben und Befehledulden als ein und dasselbe geachtet werden müssen. Ew. Königliche Majestät wissen, daß ein Greis von 73 Jahren keine andern irdischen Absichten mehr haben kann, als daß die Stimme der Wahrheit gehört werde und das Recht geschehe. So haben Ew. Königliche Majestät dieses Schreiben aufzunehmen."

Als Borstell im Frühjahr 1815 von Blücher seines Generalkommandos wegen der mehrerwähnten Weigerung entsetzt wurde -- er wollte gerade die Fahne des (am Aufstande gegen jenen unbeteiligten) sächsischen Gardebataillons, welches unter ihm gut gedient, nicht vernichten —, begab er sich zuvörderst nach Köln, weil die ihm vorgeschriebene Rückkehr nach Berlin seiner Gesundheit halber unausführbar war. Im Juni reiste er gemäß einer Aufforderung seitens des Gouverneurs von Magdeburg General v. Hirschfeld, um die wider ihn angeordnete Untersuchung über sich ergehen zu lassen, dorthin in Begleitung von Salpius.

„Seit drei Wochen," schreibt dieser unter dem 18. Juli 1815 von da aus an eine Gönnerin, Frau v. Itzenplitz (Mutter des nachmaligen preußischen Handelsministers Grafen Itzenplitz), „ist die Untersuchung gegen den General v. Borstell beendet. Sie wurde unter dem Vorsitz des Generals v. Hirschfeld von dem Kriegsrat Troschel als Deputierten des Generalauditoriats geführt. Schon vor Schluß der Untersuchung ging der Befehl des Königs ein, daß die Verhandlungen nebst dem davon gemachten Auszug vom Generalauditoriat ihm unmittelbar eingesandt werden sollten. Auch hatte derselbe den Rittmeister v. Meyerinck (einen Adjutanten Borstells), der ihn in Hanau aufsuchte, um von ihm seine Bestimmung zu erhalten, dahin beschieden, die Entscheidung über das Schicksal des Generals

Digitized by Google

in Köln abzuwarten, da er dem Eingange der Untersuchungsakten entgegensehe. Diese Umstände machen es wahrscheinlich, daß der König selbst darüber entscheiden wollte oder wenigstens die Absicht haben mochte, den General vor Einsetzung eines Kriegsgerichts vorläufig in das Kommando seines Corps einzusetzen. Die schnelle Reise des Monarchen nach Paris scheint die Ursache zu sein, warum bis jetzt noch keine Bestimmung von demselben erfolgt ist, indem die Akten ihn vielleicht erst dort erreicht haben, da nach der heute hier eingegangenen Nachricht der König schon am 10. dieses Monats in Paris eingetroffen ist. Seine Vereinigung mit dem Fürsten Blücher dürfte jetzt dazu dienen, eine gütliche Ausgleichung dieser Angelegenheit um so schneller herbeizuführen, wenngleich die neue Verpflichtung des Königs gegen den letzteren nicht günstig ist. An den herrlichen Tagen des preußischen Ruhms im vorigen Monat keinen Teil genommen zu haben und seinem Berufe einer wichtigen Mitwirkung in diesem Feldzuge auf eine solche Art entzogen zu sein, muß dem General allerdings sehr wehe thun und ist gewiß als eine ihn hart treffende Strafe zu betrachten, wenn man ihn überhaupt derselben schuldig erkennen will. Auch mich trifft es unglücklich, dieser großen Erfahrung meines Lebens und zugleich dieser Gelegenheit, mir mehr militärische Erfahrungen und Ansprüche auf Beförderung zu erwerben, verlustig gegangen zu sein. Doch wenn meine Verpflichtung und wahre Ergebenheit gegen den General mich sein Schicksal gern teilen lassen, so finde ich zugleich in den erfreulichen und alle Erwartungen übersteigenden Ereignissen selbst eine große Befriedigung. Seit dem 6. dieses Monats hält sich der General mit seiner Gemahlin in Harzgerode auf und will dort die Entscheidung des Königs abwarten." Als der milde Kriegsheld Anfangs September von dort nach Halberstadt übersiedelte, vereinte sich Salpius wieder mit ihm. Sobald er kriegsgerichtlich zu einer halbjährigen Festungshaft verurteilt wurde, trat er diese gegen Ende des Jahres 1815 zu Magdeburg an; er wandte sich demnächst wegen einer Revision seines Prozesses an den König.

„Wenngleich der erste Eindruck jenes Straferkenntnisses," schrieb Salpius damals an Frau v. Itzenplitz, „für den General, der nie eine militärische Strafe erduldet hat und von dem kräftigsten Gefühl der Ehre und Pflicht beseelt ist, immer lebhaft sein mußte, so gewann er doch bald die ruhige Ansicht wieder. Unterschätzte der König einmal seinen Begriff von der Fahne als einem unantastbaren militärischen Heiligtum *nicht*, und blieb ihm *dann* nichts übrig, als den dem Feldmarschall Blücher versagten unbedingten Gehorsam zu rügen, so erscheint die Strafe selbst nur gelinde. Seine Schuld gründet sich nur, ohne seinen Charakter zu berühren, auf einer Ansicht, worin der Unbefangene, wenn sie gleich von oben herab nicht anerkannt worden ist, doch immerhin beizutreten geneigt sein wird. *Blücher* soll laut die Absicht geäußert haben, später um eine *Abkürzung der Festungshaft* zu bitten." Salpius war mit dem oben erwähnten Revisionsgesuch Borstells nicht einverstanden, suchte indes anscheinend in aller Stille brieflich zu Gunsten des letzteren höheren Orts zu wirken und empfing von demselben mit Bezug darauf einen rührenden Brief. „Sie sind ein bedachtsamer, konsequenter Mann," heißt es darin, „und haben das Recht, in mir nur im äußeren Verhältnis den früheren Vorgesetzten, hiermit eng und mir lieb verbunden aber unter allen Umständen den herzlichen Freund zu erkennen. Was Sie für mich thun, brauchen Sie aus dem Grunde auch nie zu entschuldigen; es ist hinreichend, daß Sie es für gut fanden; ich würde es auch dann ehren, wenn es meinen Absichten entgegen wäre."

Als der König die Bitte um Revision zurückwies, schrieb Borstell darüber folgendermaßen an Salpius: „Dies ist wenigstens seit einem halben Jahr die erste Antwort; den Inhalt finde ich königlich gerecht und strenge. Auf ein Mehreres und Besseres habe ich nie Anspruch gemacht; der Gesichtspunkt, aus dem die Handlungen beurteilt werden, bleibt relativ; die Gesetze *müssen* aufrechterhalten werden. Dagegen darf ich auch gewärtigen, daß da, wo der Mangel eines Gesetzes mit der teuersten Pflicht des Ehrenmannes im größten Wirkungskreis in Kollision treten *muß*, dem Mangel und dem damit verbundenen hochwichtigen Nachteil abgeholfen werden wird." Borstells Freundschaft mit Salpius war eine

Digitized by Google

so innige, daß sie beiden, dem kommandierenden General wie dem Adjutanten, zur Ehre gereicht.

Vor Weihnachten 1815 schrieb der vereinsamte Festungsgefangene an seinen, zeitweilig nach Berlin gereisten Vertrauten unter anderm: „Der Geliebte kann an seine Braut nicht öfter schreiben als ich an Sie. Sie gehören aber auch zu den gefälligsten Freunden auf dieser Erde. Die Karten" — es handelt sich um geographische — „gefallen mir sämtlich." Als S. um die nämliche Zeit dem General einen diesen rechtfertigenden Aufsatz (zwecks dessen etwaiger Drucklegung durch eine Berliner Buchhandlung) zu geneigter Kenntnisnahme mitgeteilt, empfing er von dem Kriegshelden wiederum eine herzige Antwort. „Auch Ihrer Ansicht über den zurückerhaltenen Aufsatz pflichte ich bei," heißt es dort, „und werde ihn vor allen Dingen bis zur Entscheidung meines Antrags an den Kriegsminister ganz ruhen lassen. Ihr Gemüt und Ihre Vorliebe hat sich für mich klar darin ausgesprochen. Daß Sie übrigens sich das Recht erworben haben, mir über mich selbst und andre alles freimütig zu sagen, was Sie sich denken, brauch' ich Ihnen nicht zu versichern; ich ehre den Menschen und insbesondre einen ausgezeichneten oder einen der besseren Menschen zu hoch, um jemals eine Aeußerung — und könnte sie meinem Gefühl wehe thun — nicht so gut aufzunehmen, wie sie gemeint ist. Ueberhaupt, ich schätze mehr den Mann, der mich liebt, als der mich lobt."

Nach wechselnden Gemütsstimmungen gelangte Borstell doch noch Ausgangs 1815 zu wahrhaft erhabenem Gleichmut. „Der ganze Inhalt Ihres Briefes," schreibt der Gefangene das eine Mal an S., „hat mich erfreut; er ging mir in einem Augenblicke zu, wo ich mich eben der freudigen Zurufe unsrer vor meinem Hause vorüberziehenden treuen lieben Kampfgefährten des 1. pommerschen Infanterie-Regiments wehmütig ergriffen fühlte." Gelassen äußert Borstell sich in einem andern Briefe an S. über sein Verhältnis zu seinem besonnenen, alle einschlägigen Umstände sorglich abwägenden Herrscher. „Jetzt, wo ich eine öffentliche Rechtfertigung bis auf weiteres aufgegeben und mich mit des Königs Majestät in eine quasi freundschaftliche Diskussion eingelassen habe, würde ich nur nachteilig und, ich darf hinzufügen, meiner Gewißheit und dem Hauptgefühl meines Herzens, welches sich in einer unvertilgbaren Liebe zum Könige ausspricht, entgegenhandeln, wenn ich irgend eine Publicität beabsichtigen würde. Sie, der Sie mich genau kennen, werden fühlen, daß ich mit mir gekämpft habe, als ich mein Schreiben an den König nochmals überlas, und in dem Schluß oder Anhang einen Beweis finden, daß mein besseres Gefühl der Liebe zum Könige über das natürliche der tiefgekränkten Ehre einen Sieg erlangt hat. Dies gereut mich nicht, und so will ich von jetzt an geduldig das Weitere gewärtigen."

Als Eingangs 1816 der greise Marschall Vorwärts sich zu Gunsten seines um drei Jahrzehnte jüngeren Kriegskameraden Borstell bei dem Könige verwendete, begnadigte dieser jenen. Da am 12. Januar eine Stafette an die Magdeburger Kommandantur kam, so verbreitete sich in der Stadt schnell das Gerücht von der Befreiung des Generals. „Auf den Antrag des Feldmarschall Blücher," so lautete das an ihn ergangene königliche Schreiben, „und um Ihnen zu zeigen, wie gern ich geneigt bin, auf Ihr persönliches Interesse Rücksicht zu nehmen, erlasse ich Ihnen den Ueberrest der Ihnen zuerkannten Strafe. Sie werden zugleich ein deutliches Zeichen meines unveränderten Vertrauens darin erkennen, daß ich Sie zum Chef der 4. Truppen-Brigade hiermit ernenne. Sie können Ihre Geschäfte (in Magdeburg) sogleich antreten, da ich den Generalmajor v. Lobenthal" — er hatte jene Brigade bis dahin — „zur 8. Brigade versetzt habe. Die Offiziere Ihrer Umgebung werde ich noch näher bestimmen und Ihnen zuweisen lassen." Borstell erklärte mit Bezug hierauf zu einem seiner damaligen Adjutanten (nach dessen Brief an S.): Er nehme jenes Schreiben, wie er wisse, daß es gemeint sei, und fühle wohl, daß der König für den Augenblick nicht anders handeln konnte. Ende gut, alles gut — so könnte man ausrufen in Rücksicht auf das nachstehende Schreiben Borstells an S., welches ehrend für beide Teile ist, in hohem Grade aber auch für den wackeren Marschall Vorwärts.

Digitized by Google

„Ihr Brief vom 18. dieses Monats sagt mir, daß Sie von unsrer Wiedervereinigung im Geschäftsverhältnis schon unterrichtet und darüber mit mir gleich herzlich erfreut sind. Dieser Beweis von des Königs freundlicher Sinnesänderung ist mir mehr wert als früher die Bewilligung des Gesuchs meines alten Freundes, des Marschalls Fürsten Blücher. Es ist mein Ernst, lieber S., er ist mein Freund. Die Einlage" — ihr Inhalt ist leider nicht näher gekennzeichnet —, „welche Sie nach der Durchsicht gleich abgeben wollen, wird Sie davon überzeugen. Männer, von denen man sagt, daß sie nie weinen, sind durch seine Anwesenheit bei mir und während derselben bis zu Thränen gerührt gewesen; ich habe ihn gleich mit vollem Glase hochleben lassen; wir haben uns im Beisein aller herzlich umarmt. Geführt ward der alte, kranke Mann; sein Geist war aber nicht krank, auch nicht sein Gemüt; ich habe ihm sehr unrecht gethan, ihn nicht auch solcher Heldengesinnungen fähig zu halten. Es war dieses seit langem die erste selige Stunde ... Teilen Sie sein gütiges, herzliches Benehmen mit, wem Sie wollen, aber nicht zu meinem, sondern zu seinem Vorteil. Denn wahrlich, er verdient auch hier den Vorzug."

F. v. Salpius.

Litterarische Berichte.

Lebenserinnerungen eines Bildhauers. Von Prof. Josef v. Kopf. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1899. XXIV und 544 Seiten. Elegant gebunden 9 Mark.

Das vorliegende Werk des in Deutschland wie in Italien gleich berühmten Künstlers zeichnet sich durch eine hohe Wahrheitsliebe und große Freimütigkeit aus. Wahrheit ist Kopf wie in seiner Kunst so auch in seinen Memoiren überall das leitende Prinzip. Es ist ganz wohlthuend, wie er sein Urteil überall frei und offen ausspricht, den Lebenden gegenüber wie den Toten, bei den höchsten Persönlichkeiten nicht minder als bei andern. Aber niemals beleidigt sein Wort, er versteht es vorzüglich, eventuell alles mit dem richtigen Humor zu behandeln. Gegen sich selbst ist er äußerst streng in seinen Anforderungen wie im Urteil über seine Werke. Im Jahr 1827 als Sohn eines Bauern geboren, arbeitete er sich unter vielen Entbehrungen, aber mit eisernem Fleiß vom Maurer- und Steinhauerlehrling zu dem großen Bildhauer empor, als der er heute gefeiert ist. Auf sorgfältigen Tagebuchnotizen hat er seine Erinnerungen aufgebaut und sie in chronologischer Reihenfolge bis zum Jahr 1892 fortgeführt. In einfacher, fließender Sprache schildert Kopf seine Erlebnisse. Zur Erleichterung hat er kurze Inhaltsangaben an den Rand gesetzt. Man muß geradezu staunen über den Reichtum des Inhalts. Je mehr man sich in das Buch hineinliest, um so fesselnder und interessanter wird die Lektüre. Freud und Leid teilt uns Kopf gewissenhaft mit; sein äußeres Leben und seine Entwicklung und Thätigkeit als Künstler hat er uns klar und offen geschildert. Er läßt uns einen Blick thun in sein Vaterhaus, sein Familienleben und in seine Künstlerwerkstätten in Rom und Baden-Baden. Seine Freunde und Kunstgenossen, alle die hohen und höchsten Herrschaften, mit denen er verkehrt hat, werden uns vorgeführt. Alle zeichnet er mit liebevollem Sinn und feinem Verständnis. Aus dem reichen Inhalt des Buches heben wir den Prozeß hervor, den Kopf gegen den elenden Verleumder Bildhauer Schäffer zu führen hatte. Wir erhalten da ein düsteres Bild von den Zuständen im alten Kirchenstaat, freilich auch von der deutschen Kleinstaaterei. Man hält es heutzutage kaum für glaublich, daß ein ganz unschuldiger Mann, wie Kopf es war, so lange von den römischen Gerichten verfolgt werden konnte. So mächtig war in dem Prozeß jesuitischer Einfluß. Auch sonst bringt Kopf, der selbst Katholik ist, „dunkle Geschichten aus dem päpstlichen Rom". Ganz besonders köstlich sind dagegen die Schilderungen seines Verkehrs mit Kaiser Wilhelm I., dem Guten, wie ihn Kopf nennt. Er war bekanntlich der einzige Bildhauer, dem Kaiser Wilhelm als Modell saß. Auch auf die freundlichen Beziehungen Kopfs zur Kaiserin Augusta, zum württembergischen und badischen Hofe, zu König Ludwig I. von Bayern und zur Prinzessin Alice von Hessen sei noch namentlich hingewiesen. Im übrigen können wir nur

Digitized by Google

unsre lebhafte Freude darüber bezeugen, daß Professor Kopf uns diese hochinteressanten Lebenserinnerungen geschenkt hat. Wir zweifeln nicht im geringsten daran, daß das Buch allenthalben die beste Aufnahme findet.

E. M.

Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laienpredigten für das Volk der Denker. Von C. E. Rasius. 171 Seiten. Leipzig, 1898. W. Engelmann.

Das Buch enthält die Weltanschauung des Verfassers „mit besonderer Rücksicht auf die Frage nach den Pflichten und Rechten der Kritik bei der Beurteilung des Wahren, Schönen und Guten". Der Ausdruck Laienpredigten" will nach dem Vorwort nicht besagen, daß der Verfasser als Philosoph den Laien Predigten halten oder als Laie zu den Philosophen reden wolle, sondern er ist gewählt, weil, wie der Verfasser ausführt, er nicht recht wisse, ob er zu den Laien oder zu den Philosophen von Fach gehöre. Er wünscht, daß sein Buch eben von beiden Klassen gelesen werde. Trotz dieser Rechtfertigung ist der Titel nicht recht verständlich. — Das Buch enthält sehr viel des Interessanten und Anregenden, dennoch aber dürfte der Verfasser mit seinen Ausführungen auf mancherlei Widerspruch stoßen. Insonderheit gilt dies auch von seinen theologischen Anschauungen. Es ist hier wiederum einmal der Versuch gemacht, die Dogmen der Bibel durch Resultate der Naturwissenschaften zu stützen. Daß dem Verfasser dies gelungen sei, dürfte ihm auch theologischerseits kaum zugestanden werden. Man sieht unschwer, daß der Verfasser ernsthaft nach Erkenntnis ringt, aber nachdem man die zum Teil geistreichen Ausführungen gelesen, fühlt man sich doch nicht befriedigt und legt das Buch verstimmt beiseite. C. E. Rasius eifert in seinem Buche vielfach gegen den Dilettantismus in seinen verschiedenen Formen, aber mit den in Rede stehenden Ausführungen wird er sich selbst namentlich kirchlichen Kreisen gegenüber gegen den Vorwurf einer dilettantischen Behandlung des Gegenstandes kaum verwahren können. Ist zum Beispiel der biblische Schöpfungsbericht wirklich nur eine abgekürzte Form der Darwinschen Lehre? Vergißt der Verfasser so ganz und gar, daß Darwin die Veränderlichkeit der Species lehrt, und daß gerade dies der springende Punkt ist, der zu so vielem Streite Anlaß bot und noch bietet? Entspricht seine Rechtfertigung des Wunders wirklich der Auffassung der theologischen Dogmatik? Glaubt der Verfasser in der That, seine Fassung der Lüge sei haltbar? Und ist vor allen Dingen die Auffassung des Verfassers vom Glauben identisch mit der Forderung Christi und seiner Apostel? Hier dürfte der Verfasser bei biblisch Gläubigen den schwersten Vorwürfen begegnen. C. E. Rasius meint, der Glaube sei nach der Schrift ja nur „eine gewisse Zuversicht", aber er unterdrückt die Worte „des das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet". Es bedarf kaum des Hinweises, daß ein Glaube, wie ihn C. E. Rasius lehrt, mit demjenigen, auf dem Christus seine Kirche baute, für den die Apostel kämpften und für den Tausende mutig in den Tod gingen, nichts zu schaffen hat. Man dürfte fast wünschen, daß der Verfasser die Bibel, das einzige Buch, das er, wie er im Vorwort bemerkt, bei der Niederschrift seines Werkes einigemal aufgeschlagen, doch noch etwas näher angesehen hätte. Durch eine derartige Apologetik wird die Lösung der Fragen, mit denen sich jeder abfinden muß, wenig gefördert. Man versteht schwer, wie der Verfasser hierin von Wundt, der, wie er hervorhebt, unter den lebenden Philosophen am meisten auf ihn gewirkt habe, so gänzlich abweicht, und doch dürften gerade Wundts Anschauungen über diesen Punkt vom unparteiischen Standpunkte aus weithin Zustimmung erfahren.

Auf die übrigen Ausführungen des Verfassers kann an dieser Stelle nur verwiesen werden. Im Anschluß an die hergebrachte Einteilung des psychischen Geschehens in Denken, Fühlen und Wollen gliedert sich das Buch in die drei Hauptteile: Die intellektuelle oder logische Kritik, die ästhetische Kritik und die ethische Kritik. Von diesen umfaßt der erste Teil die Unterabteilungen: Ueber Definitionen — Wissen, Glaube und Zweifel — Kausalität, Natur und Wunder — Ueber Raum, Zeit und höhere Dimension — Der Aberglaube: der zweite Teil beschränkt sich auf ein Kapitel, das die Kritik und die Kunst behandelt, während der dritte acht Kapitel mit folgenden Ueberschriften enthält: Ueber die Unterscheidung der Werte — Gut und Böse — Das Gewissen — Lüge und Wahrheit — Die Tugend — Grundsätze und Charakter — Recht und Strafe — Lehr-, Rede- und Preßfreiheit.

Von seiten der Verlagsbuchhandlung ist das Buch sehr schön ausgestattet worden.

F. Kiesow (Turin).

Der Uebermensch in der modernen Litteratur. Ein Kapitel zur Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Leo Berg. München, Albert Langen, 1897.

In einem ersten Teil ziehen die Meinungen an uns vorüber, die neuere Philosophen vom höheren Menschen geäußert haben. Feuerbach, Stirner, Kierkegaard, Carlyle, Emerson, Flaubert, Renan, Lagarde, Nietzsche werden ohne eigentlichen Zusammenhang angeführt und mit mehr oder weniger gut getroffenen

Digitized by Google

Citaten gekennzeichnet. In ähnlicher Weise werden dann die Dichter dargestellt, die den neuen Gott geahnt haben (wie zum Beispiel Hebbel), die ihn wirklich geschaffen haben Dostojewski, Ibsen), und die ihn zur Reife entwickelt haben (zum Beispiel Strindberg). Hierauf folgt eine skizzenhafte Geschichte des Uebermenschen bei den Jungdeutschen. Diese Geschichte gliedert Berg in drei Stadien: die Bewegung um Bleibtreu herum (1886—1889) — Versuch und Anspruch der Durchsetzung moderner Individualität; die Gruppe um Hauptmann (1889—1892) — Umkehr zu den kleinen Leuten mit messianischen Hoffnungen; die Flucht moderner Individualitäten in die Traumwelt — Dehmel, Przybyszewski (seit 1892). Hieran schließt sich ein Bericht über Dramen Björnsons. Von diesen Kapiteln erhält man den Eindruck, als seien sie eine Zusammenstellung von gelegentlichen Bücherbesprechungen, die nachträglich und teilweise nicht ohne Zwang unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt gerückt worden sind. Den Abschluß bildet eine skeptische Betrachtung des Verfassers, die darin gipfelt, daß man niemals mit Sicherheit den Uebermenschen, den wahrhaft Adligen, zum Herrschen Bestimmten werde herauserkennen und daher auch den Gedanken einer solchen Aristokratie nicht werde in Wirklichkeit umsetzen können. — Das Hauptverdienst des Buches scheint uns in der sehr glücklichen Wahl des Themas zu liegen, denn die Ausführung entspricht, wie schon angedeutet, nicht überall den strengeren Ansprüchen. Talent und Fleiß des Verfassers werden ihn zu schönen Leistungen befähigen, wenn er seine schriftstellerische Thätigkeit einschränken und dadurch vertiefen wollte. M. D.

Prinzipien der Litteraturwissenschaft. Von Ernst Elster. Erster Band. Halle a. S., Max Niemeyer, 1897.

Der Verfasser hat 1894 in einer akademischen Antrittsrede seine Auffassung von den Aufgaben der Litteraturgeschichte ausgesprochen. Das vorliegende Werk bietet die ausführliche Darstellung; seine wissenschaftliche Eigenart liegt vor allem in der starken Betonung der psychologischen Würdigung litterarischer Erzeugnisse, worin sich der Verfasser als Schüler und Fortführer Wilhelm Wundts beweist, ohne jedoch der lange alleinherrschenden philologischen Richtung ihre relative Berechtigung abzusprechen. Es ist dem Buch auf jeder Seite anzumerken, daß es aus akademischen Vorlesungen hervorgegangen ist und dementsprechend auf Anleitung zu wissenschaftlichen Einzelarbeiten auf dem Gebiet der Litteraturgeschichte zielt. „Wir sehen immer und immer wieder, daß das litterarische Leben durch tausend und abertausend Fäden mit den allgemeinen Kulturbestrebungen verknüpft ist und daß eine weitschauende synthetisch-historische Betrachtung die unerläßliche Ergänzung der bis ins kleinste vordringenden individuell-psychologischen Analyse bildet“ (S. 235). Das Buch enthält aber nicht etwa nur theoretische Auseinandersetzungen, sondern auch eine Fülle von Beispielen, die, für sich betrachtet, schon eine Art psychologischer Analyse vor allem unsrer klassischen Schriftsteller geben. Eine leichte Lektüre will das Werk nicht sein; aber es bietet dafür vielfache Belehrung für jeden, der litterarischen Erzeugnissen gegenüber sich einen sicheren Maßstab des Urteils zu erarbeiten Veranlassung hat. Sch.

Buddha. Legende in drei Akten von Ferdinand von Hornstein. München, E. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Siddartha, der Sakjasohn, mit dem Beinamen Gautama, der spätere Buddha, bildet den Mittelpunkt einer legendären Ueberlieferung, die uns in poetischer Gestaltung in dem vorliegenden dramatischen Werkchen entgegentritt. Ein zartes Kind, soll der Sohn des über das Sakjaland herrschenden Fürsten Suddhodana, vor der Kenntnis alles dessen bewahrt bleiben, was das Leben Leidvolles und Schreckliches zu bieten hat. Das verkehrte Erziehungsprinzip rächt sich natürlich bald. Der junge Prinz lernt nicht nur den Tod, sondern auch das Elend des menschlichen Daseins kennen, und je mehr seine Umgebung sich bemüht, ihn im Sinnengenuß alles das vergessen zu lassen, was er Trübes erfahren, desto mehr wendet er sich von den Freuden der Welt ab und den Weisheitslehren seines Lehrers Visvamitra zu. Zum offenen Bruch mit seinem Vater kommt es, als dieser ihn an der Spitze eines Heeres gegen den König Prasinadschit von Kosala schicken will, weil derselbe ihm in übermütiger Weise die Hand seiner Tochter für den künftigen Beherrscher des Sakjalandes versagt habe. Siddartha verläßt nun Vaterhaus und Heimat, um fern von allem Weltgetriebe ernste Betrachtungen über die Stellung des Menschen in der ihn umgebenden Natur anzustellen. Erst zehn Jahre später kommt er zum ersten Male wieder als der nunmehr allgefeierte Weisheitskünder, als Buddha (Erleuchteter), in seine Heimat zurück. Sein Vater ist inzwischen dem Könige von Kosala erlegen und das Sakjaland zu dessen Tributärstaat herabgesunken. Doch soll der alte, in Trübsal dahinlebende Fürst vor seinem Lebensende noch einer hohen Freude teilhaftig werden: er sieht, wie sein eigner Ueberwinder, der mächtige König von Kosala, sein Knie vor dem als Heiligen verehrten Siddartha beugt und diesen bittet, ihn unter die Anhänger seiner Lehre aufzunehmen. Das etwa ist der Inhalt der legendenhaften Ueberlieferung, wie der Dichter sie uns vorführt.

Digitized by Google

Fehlt es dem Werkchen auch an einer streng gegliederten dramatischen Handlung, so fesselt es doch ungemein durch die klare und formschöne Entwicklung seiner Gedankenunterlage und lebendige, dem plastischen Charakter der Bühne entsprechende Schilderungen. Schon die Einleitung bietet darin Vortreffliches. Durch schlichte, einfache Bühnenvorgänge werden wir in den Geist der Zeit versetzt, in der sich die Weltflucht-Ideen im Sinne des späteren Buddha mit Notwendigkeit entwickeln mußten. Wir sehen, wie an Stelle religiösen Empfindens unter dem Druck einer alles vergewaltigenden Priesterherrschaft der krasseste Formalismus getreten ist und der Glaube an eine ewige Gerechtigkeit höchstens noch in der verkümmerten Gestalt der Seelenwanderungslehre fortlebt. Daher der Drang zur Askese, dem wir auch den Sakjasohn Siddartha folgen sehen. Der Dichter schildert uns die inneren Kämpfe, unter denen sich die Weltflucht des von seinem Vater dem Elend der Welt ferngehaltenen, von schönen Sängerinnen und Tänzerinnen umgebenen Prinzen vollzieht. Ein reiches, anschauliches Bild der Zeitverhältnisse bietet uns namentlich der zweite Akt dar, in dessen künstlerisches Gefüge vortrefflich gehaltene Volksscenen verwebt sind. Interessant ist der Versuch des Dichters, durch den Wechsel verschiedener Versmaße und ungebundener Rede seinem Werke auch etwas von dem äußeren Charakter des indischen Dramas zu verleihen, das bekanntlich seine Personen je nach ihrem Rang und Geschlechte verschiedene Idiome reden läßt.

G. F.

Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Bibliographisches Verzeichnis und Inhaltsangabe der Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft nebst Mitteilungen über Lehrmittel. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. Erster Jahrgang, 1896. Berlin, J. Harrwitz Nachf.

Mit staunenswertem Fleiß und in musterhafter Ordung ist hier alles zusammengestellt, was im Lauf des Jahres 1896 auf dem Gebiet der Pädagogik in Gesamtdeutschland gedruckt worden ist. Der Umfang des vorliegenden Bandes, 1222 Seiten Großoktav, beweist eine litterarische Fruchtbarkeit, die fast unheimlich berührt; desto notwendiger freilich erscheint eine bequeme Uebersicht der verschiedenen Leistungen, mit kurzen Inhaltsangaben. So sei das Werk als bequemes Hilfsmittel allen Schulmännern und Freunden der Pädagogik bestens empfohlen.

x—

The Ambassador of Christ. By James Cardinal Gibbons, archbishop of Baltimore. Baltimore 1896. John Murphy & Company. 392 Seiten.

Die schon mehrfach ausgesprochene Ansicht, daß die Amerikaner im Grunde ein religiöses Volk sind, wird vom Verfasser nachdrücklich betont. Wer sie als eine Nation bezeichnet — sagt Gibbons —, deren Interesse völlig in Handel, Ackerbau und Politik aufgeht, beurteilt sie falsch. Die katholische Religion ist nach seiner Meinung für den Geist des amerikanischen Volkes besonders geeignet. Es entspricht seiner Entwicklung und Wohlfahrt am meisten, wenn dem Streben nach persönlicher Freiheit, dem an und für sich gesunden Individualismus ein Faktor der geistigen Gemeinschaft gegenübersteht, wenn neben jener Zentrifugalkraft eine Zentripetalkraft wirkt. Diese ist in der katholischen Religion gegeben. Mit diesen Sätzen ist die Tendenz des vorliegenden Buches bezeichnet, das als ein wichtiger Beitrag zum gegenwärtigen Stand des amerikanischen Katholizismus Beachtung verdient.

Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Adamus, Franz, Familie Wawroch. Drama in vier Akten. München, Alb. Langen. M. 2.—

Anleitung zur Verständigung über die Vivisektionsfrage. Herausgegeben von der Abteilung München des Weltbundes gegen die Vivisektion. München, Staegmeyrsche Verlagshandlung. 60 Pf.

Arnefeldt, F., Schuldig. Erzählung. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 73.) Berlin, Alb. Goldschmidt. M. 1.—

Bernays, Michael, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Vierter Band: Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte. Aus dem Nachlaß herausgegeben

Digitized by Google

von Georg Wittowski. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock). M. 9.—

Biedermann, Wold. Freih. v., Goethe-Forschungen. Anderweite Folge. Mit drei Bildnissen und dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, F. W. v. Biedermann. M. 10.—

Bloch, Johann v., Der Krieg. Uebersetzung des russischen Werkes des Autors: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung. Band I: Beschreibung des Kriegsmechanismus (M. 8.—); Band III: Der Seekrieg (M. 6.—): Band VI: Der Mechanismus des Krieges und seine Wirkungen. Die Frage vom internationalen Schiedsgericht (M. 4.—). Vollständig in 6 Bänden. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Bocherding, Gustav, Der Heidedichter August Freudenthal. Eine litterarische Charakterstizze. Bremen, Rühle & Schlenker. 50 Pf.

Bohl, Johannes, Staatsmoral und Staatspädagogik. Vorlesung. Zürich, E. Speidel. 30 Pf.

Brandes, Georg, Julius Lange. Uebersetzt von Alfred Forster. Leipzig, H. Barsdorf.

Braunschweiger, Dr. D., Die Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Herm. Haacke. M. 3.60.

Buchenberger, Dr. A., Grundzüge der deutschen Agrarpolitik. Zweite Auflage. Berlin, Paul Parey. Gebunden M. 6.—

Buchheim, Prof. Dr. C. A., Heinrich Heines Lieder und Gedichte. Selected and arranged with Notes and a literary Introduction. London, Macmillan & Co. Gebunden 2 sh. 6 d.

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie des Schauspiels. II. Band: Shakespeare. Sechste, neu bearbeitete Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—

Busch, Wilhelm, Konfession und höheres Schulwesen in Preußen. Zugleich ein Beitrag zur Parität. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 2.—

Case, Jules, Sühnliche Liebe. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Rosa Blumenreich. Paris, Leipzig, München, Alb. Langen. M. 4.—

Cornelius, H., Maria Stuart. Trilogie. II. James Stuart, Graf von Murray. III. Elisabeth, Königin von England. Geschichtliches Drama in 5 Aufzügen. Paderborn, Frerd. Schöningh. à M. 1.60.

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang, 1899. Nr. 4—7. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Eisler, Dr. Rud., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Zweite Lieferung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—

Eichwege, Ludwig, Privilegiertes Spekulantentum. Ein Beitrag zur Hypothekenbankfrage. (Soziale Streitfragen. Herausgegeben von Rd. Damaschke. Heft V.) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. 50 Pf.

Evers, Prof. M., Deutsche Sprach- und Stilgeschichte. (Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte im Abriß. Allgemein verständlich dargestellt. I. Teil.) Berlin, Reuther & Reichard. M. 3.60.

Fechner, Gustav Theodor, Nanna oder Ueber das Seelenleben der Pflanzen. 2. Auflage. Hamburg, Leop. Voß. Gebunden M. 6.—

Fischer, P. D., Italien und die Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen und Studien über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände Italiens. Berlin, Julius Springer. M. 7.—

Friedrich, Gustav, Hamlet und seine Gemütskrankheit. Heidelberg, Georg Weiß. M. 3.—

Frobenius, L., Die Weltanschauung der Naturvölker. (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. 6. Band.) Weimar, Emil Felber. M. 9.—

Frommel, Otto, Wandern und Weilen. Gedichte. 2. Auflage. Kassel, G. Fisher & Co. Gebunden M. 2.—

Gersdorff, A. v., Eine sonderbare Person. — Repräsentantin der Hausfrau. Zwei Erzählungen. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 74.) Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—

Gottwald, Alfred, Bismarcks Humor. Heiteres aus dem Leben und Wirken des Altreichskanzlers. Berlin, W. Paulis Nachfolger (H. Jerosch). M. 1.—

Haarhaus, Jul. R., Joh. Wolfg. v. Goethe. Mit Goethes Bildnis. (Universal-Bibliothek Nr. 3938 bis 3940.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 60 Pf.

Haeckel, Prof. Dr. Ernst, Kunstformen der Natur. Lieferung 1. (Vollständig in 5 Lieferungen à M. 3.—, enthaltend 50 Illustrationstafeln mit beschreibendem Text.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hango, Hermann, Asche! Neue Gedichte. Wien, A. Hartlebens Verlag. M. 2.—

Hannoverscher Courier 1849—1899. Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Zeitung von Dr. Otto Kuntzemüller. Hannover, Gebrüder Jänecke.

Hassell, W. v., Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. Zweiter Teil. Erste Abteilung: Von 1849 bis 1862. Mit 3 Porträts. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. M. 9.—

Heinrich, W., Zur Prinzipienfrage der Psychologie. Zürich, E. Speidel. M. 2.—

Hoffmann, N., Th. M. Dostojewsky, Eine biographische Studie. Mit Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. IV. Jahrgang. 1899. Nr. 9 bis 13. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Kiparski, W., Beitrag zur Frage der allgemeinen Abrüstung und des internationalen Schiedsgerichtes. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 80 Pf.

Kitasato, Takeshi, Namah amitabha. Ein japanisches Drama in 1 Akt. München, Dr. H. Lüneburg. 60 Pf.

Koeppel, Emil, Tennyson. Mit Bildnis. („Geistesheiden", 32. Band). Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.40.

Krauß, Friedrich, Die Eißzeit und die Theorien über die Ursachen derselben. Ravensburg, Otto Maier. M. 3.—

Lübke, Wilhelm, Grundriss der Kunstgeschichte. Zwölfte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Max Semrau. I. Die Kunst des Altertums. Mit 2 farbigen Tafeln und 408 Abbildungen im Text. (Vollständig in vier in sich abgeschlossenen, einzeln käuflichen Bänden à M. 6.—.) Stuttgart, Paul Neffs Verlag.

Mahan, A. T., Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783 bis 1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Ober-Kommandos der Marine übersetzt von Vize-Admiral Paschen. Lfg. 11 u. 12 (Schluß). Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Mariop, Paul, Musikalische Essays. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

May, R. E., Wirtschafts- und handelspolitische Rundschau für das Jahr 1898. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.—

Megede, Marie zur, Liebe. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.50.

Meissner, Franz Hermann, Das Künstlerbuch. Eine kleine ausgewählte Reihe von Künstlermono-

Digitized by Google

graphien. Band II: Max Klinger. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. Gebunden M. 3.—

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lieferung 37—54. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 30 Pf.

Morris. Max, Heinrich v. Kleists Reise nach Würzburg. Berlin, Conrad Skopnik. M. 1.—

Müller-Bohn, Hermann, Kaiser Friedrich der Gütige. Vaterländisches Ehrenbuch mit vielen Illustrationen erster Künstler. Herausgegeben von Paul Kittel. Lieferung 1—3. Berlin, Paul Kittel, Histor. Verlag. (Vollständig in 25 Lieferungen à 90 Pf.)

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. II. Teil (Deutsch-Englisch). Lieferung. 10. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Nagl, Dr. J. W., und **Jakob Zeidler,** Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Lfg. 17. Wien, Carl Fromme. M. 1.—

Open Court, The. A monthly magazine. Vol. XIII. (Nr. 2.) February. Chicago, The Open Court Publishing Company. Annually $ 1.—

Pfizer, G., Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Gemeinfaßlich dargestellt in zwei Teilen: I. Das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches; II. Text des Bürgerlichen Gesetzbuches. Lieferung 5 und 6. Ravensburg, Otto Maier. à 50 Pf.

Pfleiderer, Dr. Rudolf, Die Attribute der Heiligen. Ein alphabetisches Nachschlagebuch zum Verständnis kirchlicher Kunstwerke. Ulm, Heinr. Kerler. M. 3.—

Poschinger, Margaretha v., Kaiser Friedrich. In neuer, quellenmäßiger Darstellung. Band I: 1831 bis 1862. Berlin, Richard Schröder. M. 10.—

Prévost, Marcel, Der Storpion. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Martha Reichentrog. München, Albert Langen. M. 4.—

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Heft 14. Kempten, J. Kösels Verlag. M. 1.—

Revue de Paris, La. 6e Année. N. 4—6: 15 Février, 1er et 15 Mars 1899. Paris, Calmann Lévy. à Frs. 2.50.

Richter, Helene, Percy Bysshe Shelley. Mit dem Bildnis des Dichters. Weimar, Emil Felber. M. 10.—

Saitis, Dr. phil. P., Darstellung und Kritik der Kantischen Lehre von der Willensfreiheit mit einem Rückblick auf das Freiheitsproblem. Rostock, Adlers Erben.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 307: Kunsthandwerk und gesunder Menschenverstand. Vortrag von Prof. Dr. Peter Meyer. 308: Erfurter Theatervorstellungen in der guten alten Zeit. Von Dr. Albert Pick. 309: Delft und seine Fayencen. Von Carl Blümlein. 310: Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur. Von F. Sintenis. 311: Ueber blütentragende Schmarotzerpflanzen. Von Dr. E. Roth. 312: Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung. Von Prof. Dr. J. Nover. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). à 75 Pf.

Schaukal, Richard, Tristia. Neue Gedichte aus den Jahren 1897—1898. Leipzig, C. F. Liesenbach.

Scholz, Wilh. v., Der Besiegte. Mystisches Drama in einem Aufzuge. München, Caesar Fritsch.

Schurtz, H., Grundriss einer Entstehungsgeschichte des Geldes. (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, 5. Band.) Weimar, Emil Felber. M. 3.—

Seidel, A., Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur. (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, 7. Band.) Weimar, Emil Felber. M. 6.—

Sokolowsky, Alexander, Ueber die äussere Bedeckung bei Lacertilien. Ein Beitrag zur Phylogenie der Lacertilien. Zürich, E. Speidel. M. 2.—

Sperling, Dr. Arthur, Ehrengericht und Medizinalreform. Denkschrift, überreicht dem Hohen Hause der Abgeordneten. Berlin, Fischers Medizinische Buchhandlung H. Kornfeld.

Steinhausen, Dr. Georg, Quellen und Studien zur Geschichte der Hexenprozesse. Beiträge zur Kulturgeschichte, II. Weimar, Emil Felber. M. 2.—

Stern-Sternegg, Albert, Deutsche Klänge. Vaterländische Gedichte aus den Jahren 1888—1898. Berlin, B. Lorenz. 60 Pf.

Stilgebauer, Dr. Edward, Geschichte des Minnesangs. Weimar, Emil Felber. M. 6.—

Ueberall. Zeitschrift des deutschen Flottenvereins. I. Jahrgang 1899. 2. Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Walther, K., Bismarck in der Karikatur. 230 französische, englische, russische, italienische, amerikanische, Wiener, deutsche, Schweizer ꝛc. Karikaturen. Stuttgart, Frandhsche Verlagsbuchhandlung. Gebunden M. 4.—

Wartenberg, Dr. M., Kants Theorie der Kausalität, mit besonderer Berücksichtigung der Grundprinzipien seiner Theorie der Erfahrung. Eine historisch-kritische Untersuchung zur Erkenntnistheorie. Leipzig, Herm. Haacke. M. 6.—

Wedekind, Frank, Der Kammersänger. Drei Scenen. München, Albert Langen. M. 1.—

Weidefeld, Bruno, Die Geschwister oder die Braut des Bruders. Dramatisches Gedicht. Berlin, Wild. Möller. 75 Pf.

Weise, Prof. Dr. O., Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 4.) Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Aus
fremden Zungen

Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslands.

In Heft 8 beginnen zu erscheinen:

der neue Roman
„Auferstehung“ von **Leo Tolstoj**
in der einzig vollständ. Uebersetzung
von Ilse Frapan und W. Tronin.

Neue Erzählungen von **Rudyard Kipling.**

Hierauf folgt der neue Roman:

„Fruchtbarkeit“ von **Emile Zola.**

9. Jahrgang 1899

Stuttgart • Deutsche Verlags-Anstalt • Leipzig

Monatlich erscheinen 2 Hefte
von je 48 Seiten.

Preis vierteljährlich (6 Hefte) 3 Mark.
Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probeheft ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten

Digitized by Google

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reiß in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr.

geft ii Nr. Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Johannes Räde (St
dlung) i (gnalsmhandlung) in Berlin beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird. =

by Google

Title page.

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUN 16 1899
CAMBRIDGE, MASS.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
St. Petersburg zur Zeit des Krimkrieges.	Aus einem Tagebuche vom Jahre 1855	257
Franz Ferdinand Heitmüller	Der Schatz im Himmel. Eine kuriose Geschichte	269
Pierre de Coubertin	Die religiöse Frage in den Vereinigten Staaten und in Europa	287
Prof. Dr. Moriz Benedikt	Ueber Fernfühligkeit (Telepathie)	297
Prof. Dr. Peiman	Geisteskrankheit und Verbrechen	307
Lord Farrer	Koloniale Ausdehnung und Erweiterung der Landesgrenzen	317
K. Bürkner	Die Schwerhörigkeit bei Eisenbahnbeamten	333
Wilhelm Oncken	Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1815. Urkundliche Mitteilungen (Fortsetzung)	337
Freiherr v. Erhardt, Kapitän z. See a. D.	Selbsterlebtes auf den Samoa-Inseln	353
Dr. Max Nordau	Zeitfragen. Volksvertreter und Künstler	368
Litterarische Berichte		374

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. Von Max Eyth. — Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin". Von Malwida v. Meysenbug. — Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. Von M. v. Brandt. — Ausgewählte Schriften vornehmlich historischen Inhalts. Von Alfred Dove. — Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Von Michael Bernays. — Lebenszweck und Lebensauffassung. Von Otto Stock. — Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Von Dr. Alfred Lehmann, Direktor des psychophysischen Laboratoriums an der Universität Kopenhagen. — Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. — Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Von Dr. Felix Krueger. — Beichte. Novellen von Adele Gerhard. — Deutsches Reichsbuch. Politisch-wirtschaftlicher Almanach. Von Dr. Arthur Berthold. — Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psycho-physiologischen Einleitung in die Pädagogik. Dargestellt von Lic. theol. Rudolf Schäfer. — Entartete Mütter. Eine psychisch-juridische Abhandlung. Von Lino Ferriani. — Walt Whitman. Lyrik des Chat noir. Paul Verlaine. Von Johannes Schlaf.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes		379

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1899

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige entsprechender Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, also in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Original-Einband-Decken zur „Deutschen Revue".

Den geehrten Abonnenten auf unsre **„Deutsche Revue"** empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in in unsrer Buchbinderei **Original-Einband-Decken** in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken. **Preis pro Decke 1 Mark.**

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum zweiten Band des Jahrgangs 1899 (April- bis Juni-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1898 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an**, ebenso vermitteln sämtliche **Boten**, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Postabonnenten** wollen sich an die **nächstgelegene Buchhandlung** wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch direkt von der Verlagshandlung in **Stuttgart** geliefert.

Stuttgart, Neckarstr 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Wichtigster Beitrag zur Memoirenlitteratur!

MALWIDA VON MEYSENBUG:

Memoiren einer Idealistin

IV., von der Verfasserin durchgesehene Auflage;
in drei Bänden brosch. M. 10.—, gebunden M. 14.—

Der Lebensabend einer Idealistin

(Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin") mit Porträt der Verfasserin von **Franz von Lenbach**, brosch. M. 6.—, gebunden M. 7,50.

Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin S. W. 46.
Vorrätig in jeder Buchhandlung.

Diätetische Heilanstalt

Dresden-A., Niederwaldstr. 8.

Beste Heilerfolg. b. all. chronisch. inner. u. Hautkrankh., Frauenleid. (Massage), Nervenkrankheiten (Hypnose), Ganzes Jahr geöffnet. Angenehm. Aufenthalt. Mäßigste Preise. Prospekte frei.

Dirig. Arzt **Dr. Erwin Silber.**

Dr. Ritscher's Heilanstalt

für Nerven-, Frauen- und chronische innere Kranke

Lauterberg (Harz).

Das ganze Jahr besucht. Prospekte.

Dr. Otto Dettmar.

Nur das denkbar Beste in Schusswaffen aller Art liefert zu concurrenzlos billigen Preisen die Waffenfabrik von H. Burgsmüller, Kreiensen Nr. 116. (Harz). Ill. Catal. mit hochf. Referenzen grat. u. frc.

Psyche, Character,

die feinst. u. intimsten Züge etc. analysirt auf Grund einzusend. Handschriftas: der Kaidecker u. Meister d. wissensch. Psychographologie P. P. Liebe, P. F., Augsburg f. Bitte, Beding., auch Brosch. (96 S.) kostenfr. zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. i. viel. vorn. Ausüb. m. Praxis deplac. Nobl. oblige.

Verlag von Julius Abel in Greifswald.

Lebenszweck u. Lebensauffassung.

Von **Dr. Otto Stock,**
Privatdozenten der Philosophie an der Universität Greifswald.
Oktav. VI, 177 Seiten.
—⊰ Preis M. 3,50. ⊱—

Abonnements auf die „Deutsche Revue"
Postanstalten entgege
das Januarheft gerne

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUN 16 1899
CAMBRIDGE, MASS.

St. Petersburg zur Zeit des Krimkrieges.[1]

Aus einem Tagebuche vom Jahre 1855.

St. Petersburg, 13. Juli.[2]

Nach dreitägiger Postwagenfahrt endlich angekommen und bei Vetter L. Wohnung genommen. Vormittags bei entsetzlicher Hitze die schöne, großartige Stadt angesehen, deren ungeheure Raumverhältnisse indessen zu der geringen Frequenz auf den Straßen kontrastieren. Alle Welt ist auf dem Lande und kommt so spät wie möglich wieder. — Nachmittags erscheint der Onkel und bestätigt mir, daß ich Aussicht hätte, in die Zahl der Studierenden aufgenommen zu werden. „Wir sind hier keine Pedanten wie in der Provinz, wo der Befehl, nach welchem die Zahl der Studenten auf 300 beschränkt werden soll, ernstlich genommen wird." Der Kurator hat geltend gemacht, daß die Errichtung einer neuen Fakultät (der orientalischen) veränderte Verhältnisse geschaffen habe, und „da Kaiser Nikolaus tot ist", hat unser Minister Norow, „der ja ein Dobri Mali" (guter Junge) ist, die gesetzliche Zahl auf 400 erweitert. Im übrigen warnt der Onkel vor Illusionen von studentischer Herrlichkeit und Freiheit. Die Universität gilt nicht viel, denn „feine" Leute studieren meist in der Rechtsschule und im Lyceum, wo man „mit der neunten Klasse" (Titularrat) „herauskommt" und sofort im Ministerium angestellt werden kann. Die Stadt sei nicht so angenehm, wie sie erscheine, — im Winter geradezu entsetzlich und höchstens für Neulinge erträglich. Solohub (ein beliebter vornehmer Dichter) nennt Petersburg den Ort, „wo die Straßen immer feucht und die Herzen immer kalt sind". Derselbe Dichter habe einmal gesagt: „Hinter Petersburg liegt ein weiter Raum, den man gewöhnlich Rußland nennt."

Abends vom Kriege gesprochen. Die hiesigen Zeitungen bringen so gut wie nichts, die Privatnachrichten aus der Krim aber lauten von Tag zu Tag ungünstiger, was niemand wundernehme, der die von Nikolaus hinterlassenen Zustände kenne. Michael Gortschakow, den der „Unvergeßbare" (nesabwenni) auf dem Sterbebette zum Oberbefehlshaber ernannte, sei le plus incapable

[1] Aus dem Nachlaß eines in St. Petersburg verstorbenen höheren Beamten.

[2] Die Daten sind nach neuem Stil angesetzt, sonst nur unwesentliche redaktionelle Veränderungen vorgenommen worden.

Digitized by Google

de tous, habe seine Carriere als Adjutant und Generalstabsoffizier gemacht und niemals „auch nur eine Compagnie geführt". — Beim Thee erscheint der Diener Christophor, der das Brot bringt, um dem Onkel eine Anzahl schmutziger Zettel mit lithographierten Inschriften vorzulegen. „Das ist unser kleines Geld." Da Silber und Kupfer vollständig aus dem Verkehr verschwunden sind, geben die Handwerker und Krämer Anweisungen auf sich selbst aus, wenn man ihnen Papierrubel zum Wechseln giebt. Man muß diese Anweisungen, die allenthalben zirkulieren, genau ansehen, weil mit denselben vielfach betrogen wird. Alles bare Geld verschlingt der Krieg, und unser Brock (der Finanzminister) weiß selber, daß er nichts kann. Der alte Kaiser hatte ihn bei Uebernahme des Amts getröstet: „Ich werde dir helfen", und jetzt ist der Kaiser tot.

*

14. Juli.

Gespräch über das von mir abzulegende Rezeptionsexamen und mein mangelhaftes Russisch. „Das schadet nichts, wenn du nur französisch radebrechen kannst," meint der Onkel. „Latein und Griechisch kommen nicht in Betracht, denn davon mußt du als deutscher Gymnasiast ungefähr so viel wissen wie die Professoren, die dich examinieren. Ernsthaft werden hier nur Mathematik und Physik genommen, deren französische Terminologie du dir merken mußt." Die Kenntnis dieser Fächer stammt aus den Zeiten Katharinas II., Alexanders I. und der Jesuiten, in denen die Mathematiklehrer Franzosen waren oder nach französischer Methode unterrichteten. „In russischer Geschichte genügt das Auswendigkönnen des kleinen Ustrjälow. Der Verfasser, unser Reichshistoriograph, examiniert selber; die Hauptsache ist, daß man „ruki po scham" (die Hände an den Hosennähten) vor ihm steht. Er und der Rektor sind die einzigen Geheimräte von der Universität, und Ustrjälow hält auf seinen Rang.

Ich frage nach dem Rektor. „Es ist der Dichter Pletnew. Um den brauchst du dich aber nicht zu kümmern. Er ist nur zum Staate da und gilt für bedeutend, weil er der Testamentsvollstrecker und nahe Freund Puschkins war. Maßgebend ist allein der erste Inspektor Alexander Iwanowitsch Bitzthum von Eckstädt, ein ehemaliger Kavallerie-Offizier, auf den die beiden Stelzfüße und Invaliden von Kulm, Norow und Mussin-Puschkin (Minister und Kurator), große Stücke halten. Er ist sehr grob, sehr ungebildet, soll das Russische nicht viel besser sprechen als das Deutsche, ist aber ein guter Kerl, wenn man ihm nicht widerspricht. Halte die Uniform gehörig zugeknöpft, mache den Vorgesetzten die Honneurs und erscheine pünktlich zur Marschirowka, so wirst du mit ihm auskommen."

Ich frage, was die Marschirowka sei. „Als der alte Kaiser zum letzten Male in der Universität war, schenkte er derselben zwei Kanonen, die im großen Korridor aufgestellt sind und an denen die Studenten militärisch-artilleristische Handgriffe probieren, um — wenn sie das Marschieren gelernt haben — äußersten Falles das Vaterland verteidigen zu können." — Der Vetter wendet ein, daß erst Studenten des zweiten Kurses (Studienjahrs) an der Marschirowka teil-

Digitized by Google

zunehmen brauchten. Seit dem Tode des Unvergeßbaren werde die Sache überhaupt nicht mehr ernsthaft genommen.

Nachmittags in der Stadt spazieren gegangen. Da ich noch keine russische Eisenbahn gesehen habe, führt der Onkel mich in den Bahnhof von Zarskoje-Selo. „Wir besitzen nur diese Vergnügungsbahn, weil der alte Kaiser die Eisenbahnen für politisch gefährlich ansah und Cancrin (Finanzminister der Jahre 1823—1844) dieselben für unpraktisch hielt.“ Jetzt wird das allgemein bedauert, denn wenn Eisenbahnverbindungen nach dem Süden vorhanden wären, brauchten die in die Krim entsendeten Soldaten nicht wochenlang zu marschieren und krank anzukommen oder unterwegs zu sterben. „Solange Kleinmichel (Generaldirektor der öffentlichen Bauten) regiert, werden wir keine neue Bahnen bekommen und wird auch die Bahn nach Moskau nicht fertig werden. Er sieht sich als Depositär der Politik des Unvergeßbaren an und findet dabei seine Rechnung. Je langsamer gebaut und je mehr repariert wird, desto reichlicher verdienen Kleinmichel und seine Leute.“

Abends Zigeunergartenkonzert in der Villa Borghese bei Iwan Iwanowitsch Isler jenseits der Inseln. Sehr interessant, herrliche, taghelle Sommernacht, — viele Militärs, darunter zahlreiche Offiziere mit kaukasischen Pelzmützen, die sich bei dem warmen Wetter wunderlich genug ausnehmen. Man erzählt mir, daß die im Kaukasus dienenden Offiziere das Tragen dieser Mützen für ein wichtiges Privilegium ansehen: sie haben dasselbe gegen die höchsten Würdenträger und nach einem erbitterten Kampfe, der seinerzeit die gesamte höhere Gesellschaft in zwei feindliche Partien spaltete, errungen; den übrigen Offizieren ist streng verboten, in der Residenz anders als mit dem Helm zu erscheinen.

*

20. Juli.

Gespräche über die Universität. Dieselbe hat früher größere Bedeutung, zahlreichere Studenten und bessere Professoren gehabt, ist aber seit dem Jahre 1848 systematisch heruntergebracht worden, weil der verstorbene Kaiser die Hochschulen für Brutstätten revolutionärer Ideen ansah und nur mühsam davon abgebracht werden konnte, dieselben in Internate militärischen Zuschnitts zu verwandeln. Hinter dem Rücken des damaligen Unterrichtsministers Uwarow wurde auf Anstiften des zu seinem Nachfolger bestimmten Generals Dimitri Buturlin ein geheimes Komitee niedergesetzt, welches Beschränkung der Studentenzahl, Abschaffung der Lehrstühle für Philosophie und europäisches Staatsrecht, staatliche Ernennung der Rektoren und so weiter durchsetzte. Uwarow nahm daraufhin den Abschied, Buturlin starb indessen an der Cholera, bevor er Minister geworden war. Er war ein Gönner des Onkels gewesen und der älteste der vier Brüder Buturlin, von denen Fürst Mentschikow zu sagen pflegte: J'aurais donné les deux premiers pour ne connaître pas les deux derniers.

Unter den gegenwärtigen Professoren soll es einige gebildete Leute geben, die im Auslande studiert haben, darunter der ausgezeichnete Mathematiker Bunjakowski, der Historiker Kutorga u. a. m. Der Onkel bemerkt: Sie könnten

Digitized by Google

noch in Mode kommen, denn man spricht davon, daß der Wind umschlagen werde. — Zum Thee erscheinen die Herren v. S. und v. B., zwei in russische Dienste übergetretene preußische Offiziere. Gewaltiges Räsonnieren über den verstorbenen Kaiser, den die preußischen Herren zu verteidigen versuchen. Als dabei harte Worte über die russische Armee fallen, entsteht eine peinliche Scene, die nur mühsam beigelegt wird. Eigentliche Pietät für den Verstorbenen ist nirgends zu finden. Man nennt ihn einen ursprünglich „großen Mann", der schließlich die Balance verloren habe, weil er alles besser wissen gewollt und weil er unfähig geworden war, irgend welchen Widerspruch zu ertragen.

*

22. Juli.

Beginn des französischen Mathematikunterrichts, den mir ein junger Mann erteilt, der eben die Universität verlassen hat. Wir spazieren abends in den Sommergarten, wo er mir das einzige „Denkmal eines Zivilisten", des Fabeldichters Krylow zeigt. Herr Nikolai Petrowitsch S. entpuppt sich als Freigeist, Atheisten und Materialisten von vorgeschritten demokratischer, fast revolutionärer Gesinnung. Er behauptet, viele seiner Kameraden dächten wie er, und die bessern Elemente des gesamten „neuen Geschlechts" (nowoje pokolénie) dächten wie er und wüßten, daß sie unter einer schlechten, verdummenden Regierung aufgewachsen seien. In Moskau, wo die altrussischen, mit vielen vornehmen Leuten in Verbindung stehenden Slawophilen das große Wort führten, herrschten andre Tendenzen als in Petersburg, — der Regierung seien die „dortigen" aber wenig freundlich gesinnt. Selbst Ztrewski (der gefürchtete General-Gouverneur von Moskau) habe aber nicht gewagt, gegen diese Herren aufzutreten, weil dieselben hohes Ansehen bei der Aristokratie genießen. „Wir stimmen mit den Moskauern sonst nicht überein, aber darüber sind wir einig, daß die Niederlagen unsrer Armee als Bankerott des alten Systems anzusehen sind und daß sie zu einer besseren Zukunft führen müssen." Weiter erzählt Nikolai Petrowitsch von der Verschwörung von 1849 und den „guten Saaten", welche dieselbe ausgestreut habe, indem er seine Verwunderung darüber ausspricht, daß man „in den Provinzen" von dem allem nichts gehört habe.

Abends berichte ich dem Onkel, der dringend zu höchster Vorsicht in den Beziehungen zu Nikolai Petrowitsch rät, sich über die Sache selbst aber nicht erstaunt zeigt. Die „höhere Gesellschaft" wisse von dem bösen Geist unter der jungen Generation — halte die Moskauer Slawophilen übrigens für ebenso gefährlich wie die Petersburger Roten. Unter den Moskauern gebe es allerdings Leute von altem Adel, die in Petersburg Verbindungen hätten und unter anderm von Mademoiselle Bludow (der Tochter des Reichsratspräsidenten) protegiert würden. Es gehöre überhaupt zum guten Ton, auf die Deutschen zu schimpfen und sie mamelouks de l'empire zu nennen. Ich würde gut thun, mich auf politische Gespräche niemals einzulassen, dabei komme nichts heraus. Seit dem Tode des alten Kaisers schienen die jungen Leute frecher zu werden und die Strenge der dritten Abteilung nachzulassen.

*

Digitized by Google

24. Juli.

Zweite Unterrichtsstunde bei Nikolai Petrowitsch S., der ein gescheiter aber etwas frivoler Bursche zu sein scheint und einem entsetzlichen Materialismus huldigt.

Er fragte, ob ich noch nichts von dem großen Publizisten Iskander — der eigentlich Alexander Herzen heiße —, von dessen „freier russischer Druckerei in London" und dem in dieser gedruckten Journal „Polarstern" gehört hätte. Ich antwortete, daß ich den Namen Iskander allerdings neben denjenigen Iwan Golowins und Bakunins vor mehreren Jahren einmal hätte nennen hören, von dem Träger desselben und von seinem Journal indessen nichts wisse. Nikolai Petrowitsch meint, daß Herzen sehr viel bedeutender sei als Bakunin, dessen Polenrede von 1847 immerhin bleibende Bedeutung in Anspruch nehmen dürfe. Ich erfahre, daß der ehemalige Führer des Dresdener Maiaufstandes, von dem ich als Kind hatte reden hören, noch am Leben sei und als Gefangener in den Kasematten von Schlüsselburg sitze. Nikolai Petrowitsch will mir bei Gelegenheit eine Nummer des „Polarsterns" mitbringen und empfiehlt dringend, Herzens Schrift S'towo bérega (Vom andern Ufer) zu lesen. Von Golowin will er nicht viel wissen. Als ich von dessen Mémoires d'un prêtre russe rede, die ich nicht kannte, aber hatte rühmen hören, meint Nikolai Petrowitsch, dieselben bewegten sich auf dem veralteten Standpunkt des europäischen Liberalismus, Herzen und Bakunin seien dagegen Männer der Zukunft.

*

28. Juli.

Meldung in der Universität. Der Inspektor eröffnet mir, daß meine Papiere in Ordnung seien, daß ich zum Examen vorgelassen werden würde und daß dasselbe übermorgen seinen Anfang nehmen solle. Zugleich mit mir meldete sich ein Deutscher, Herr O., der trotz guter Zeugnisse große Mühe gehabt hat, zugelassen zu werden. Sein Vater ist kaiserlicher maître d'hôtel (das heißt Koch), Söhne von Nasnotschinzen (Leuten von niedrigem Rang) aber sollen nach einem Befehl aus dem Jahre 1849 zum höheren Studium nicht zugelassen werden. Mais il y a des accommodements avec le ciel, und da der Vater wiederholt in der Lage gewesen ist, hohen Herren Dienste zu erweisen, haben diese dem Sohn die Zulassung zum Studium der orientalischen Sprachen vermittelt. Er will Dragoman im diplomatischen Dienste werden und hofft, „ankommen" zu können, da „wir" mit Nesselrode Beziehungen haben. Das Examen bezeichnet O. als Kinderspiel. Da er die deutsche Annenschule besucht habe, die mehr Latein und Griechisch lehre, als „alle hiesigen Gymnasien zusammen", sei er seiner Sache sicher.

Wir frühstücken zusammen, und O. erzählt von dem verstorbenen Kaiser, der Grande Demoiselle (Fräulein Nelidow, der letzten Geliebten desselben) und andern hochgestellten Personen, die sein Vater „gut kenne", von der gedrückten Stimmung des Hofs und so weiter. Unter den künftigen Kameraden befinde sich auch der Bruder der Nelidow. Der Kurator habe einmal einen Studenten

Digitized by Google

scharf angeschrieen und bedroht, als dieser im Korridor Lärm machte, sei aber entsetzt zusammengefahren, als dieser ihm sagte, er sei „der Bruder der Nelidow". Gegenüber den russischen Kameraden müsse man vorsichtig sein. Es gebe unter denselben unruhige Köpfe, und sobald man sich mit diesen einlasse, sei es um die „Carriere" geschehen.

*

6. August.

Heute früh war ich im Gebäude des großen Generalstabs, um dem General-Quartiermeister Baron Liven den Brief einer Jugendfreundin, Frau E., zu überbringen. Bei meinem Eintritt lag Liven mit einer langen Pfeife auf dem Sofa. Er sah blaß und übernächtig aus, hatte offenbar nicht geschlafen und den Uniformrock nicht abgelegt: er nimmt die Nachrichten aus der Krim entgegen. Er sagte mir einige freundliche Worte und forderte mich auf, wiederzukommen, da er augenblicklich sehr beschäftigt sei. Im Vorzimmer waren mehrere Ordonnanzoffiziere versammelt, die offenbar auf Ordres warteten und sehr deprimiert zu sein schienen.

Nachmittags, als wir bei Dominique im Billardzimmer saßen, erzählte der Sohn eines hohen Beamten, es seien aus der Krim schlechte Nachrichten eingelaufen. Chomutow, von dem gesagt worden, daß er zwischen den Zähnen Kanonen trage, scheine nichts ausgerichtet zu haben, und Gortschakows Unfähigkeit sei aller Welt bekannt. Mit dem Patriotismus der russischen Kameraden scheint es nicht weit her zu sein. Sie machten einige schlechte Witze und fuhren sodann in der Unterhaltung über die Frauenzimmer fort, die sie vorgestern abend bei Issler kennen gelernt hatten.

*

7. August.

An der Tschornaja hat ein Gefecht stattgefunden, das ohne Resultat geblieben sein soll, Kenner meinen, daß das eine Niederlage bedeute. General Read und ein Obrist Weymarn sind gefallen. Der letztere scheint viele Freunde gehabt zu haben und soll dem Kaiser nahegestanden haben. Den Kaiser habe ich noch nicht gesehen, da der Hof auf dem Lande weilt und kaum in die Stadt kommt, die immer noch unerträglich heiß ist. Heute abend fahren mehrere Bekannte auf die Nordspitze von Lissizi-Noß, von der aus englische Kriegsschiffe sichtbar sein sollen, die Fahrt stellt sich aber ziemlich teuer, da der Verkehr auf der unteren Newa stockt und die Reise hin zu Lande gemacht werden muß. Auf die Engländer und deren Flotte wird unaufhörlich geschimpft, während man von den Franzosen günstiger urteilt.

Auf der Straße zeigt man mir die vielgenannte französische Schauspielerin Mademoiselle Mila. „Elle a changé de régiment", das heißt, sie hat ihre Liebhaber jetzt unter den Offizieren der Garde zu Pferde. Hie und da wird darüber räsonniert, daß das französische Theater trotz des Krieges wieder eröffnet werden soll und daß der Bassist Lablache, der doch geborener Franzose sei, sein Engagement bei der Großen Oper fortsetze. Der Onkel bemerkt, daß das

Digitized by Google

Théâtre Michel (französische Komödie) für die höhere Gesellschaft unentbehrlich sei, daß die kaiserliche Familie dasselbe aber nicht besuche, seit dem vorigen Jahre überhaupt nicht mehr bei öffentlichen Vorstellungen erscheine. Lablache sei allerdings Franzose, aber in Italien ausgebildet und von tadellos korrekter Gesinnung. Bei dem verstorbenen Kaiser sei er persona quam quam gratissima gewesen, nachdem sein Ausspruch bekannt geworden, daß Rußland einer opera seria, Oesterreich einer opera demiseria und Frankreich einer opera buffa gleiche. Die Franzosen würden als Opfer englischer Verführung angesehen, während man die Engländer grimmig hasse. Die Inhaber des englischen „Magazin" habe der verstorbene Kaiser zu Hoflieferanten ernannt, um ihren Laden durch Anbringung des kaiserlichen Wappens vor Ausbrüchen der Volkswut zu schützen.

Von dem verstorbenen Kaiser ist sehr viel häufiger die Rede als von Alexander II. Auf den alten Herrn wird gescholten, den jungen Kaiser scheint man noch nicht zu kennen. Einen schlechten Eindruck soll es gemacht haben, daß er die Uniformen der Generale geändert und für dieselben rote Beinkleider vorgeschrieben habe, „wie die Franzosen und die (besonders verhaßten) Oesterreicher" sie tragen. Die allgemeine Erwartung sei jetzt auf die Entlassung Kleinmichels gerichtet, dessen schlechte Verwaltung der öffentlichen Kommunikationen Alexander als Thronfolger häufig getadelt habe. Darüber verlaute aber immer noch nichts. Der Onkel, der den Kaiser als Thronfolger gesehen und mit ihm Billard gespielt hat, rühmt seine milde Gesinnung, fügt aber hinzu, „für die Russen paßt das nicht".

*

15. August.

Heute hat das Examen seinen Anfang genommen. Der erste Tag ist glücklich überstanden, war aber der leichteste, weil er den alten Sprachen galt, in denen ungefähr so viel verlangt wird wie bei uns für Untersekunda oder Obertertia. Griechisch kommt nur ausnahmsweise vor, und als ich verlangte, in dieser Sprache geprüft zu werden, stellte sich heraus, daß der Examinator, Professor Pawlowski, kein griechisches Buch mitgenommen habe. Er erbot sich, mir ohne weiteres „den zweiten Ball" zu geben, ließ aber mich auf meine Bitte einige Verse aus der Odyssee hersagen und ein Verbum auf $\mu\iota$ konjugieren, worauf mir die erste Zensur bewilligt wurde (5).

*

17. August.

Das Examen liegt hinter mir. Durch die mathematische Prüfung habe ich mich halbwegs erträglich durchgewunden. Auf Grund eines Empfehlungsbriefs erlaubte Bunjakowski mir, französisch zu antworten (er ist Pariser Doktor und spricht gern davon), der Physiker Lenz examinierte mich in deutscher Sprache. Bei dem russischen Aufsatz (die Elternliebe) half mir ein Popensohn, dem ich die deutsche Arbeit zugesteckt hatte. Die öffentliche Resolution ist noch nicht bekannt gegeben worden, doch sagte der Inspektor mir: „Sie können sich eine Uniform machen lassen." O. erzählt, daß der Popensohn F. das beste Examen gemacht und in sämtlichen Fächern Nummer 4 (gut) erhalten habe, während wir beide mehrere

Digitized by Google

5 (sehr gut), in der Mathematik aber nur ziemlich gut (3) erworben hätten. Die Gesamtzahl der Studenten soll dreihundertneunundneunzig betragen, neunundneunzig über die gesetzliche Vorschrift.

*

18. August.

Bei dem öffentlichen Aktus erregten mehrere neu eintretende Studenten und einige Professoren der neuen orientalischen Fakultät Aufsehen, weil sie in ihren orientalischen Trachten erschienen. Der Professor Kasem-Bek hat die Erlaubnis erhalten, sein persisches Kostüm beizubehalten, und trägt über demselben das große Band des Stanislausordens, der Lehrer der Kalligraphie, ein kleiner Kalmück mit rasiertem Kopf und goldgesticktem Käppchen auf demselben, sieht wie ein Chinese aus. Unter den Studenten sah man Leute mit roten Leibröcken (Grusier) und violetten Talaren (Karaiten aus der Krim). Der Protohierei (Oberpope), der zugleich Professor der Philosophie ist und trotz seines reichen Ornats wie ein Kutscher aussieht, celebrierte die Messe. Die vornehmeren Kaukasier (darunter auch Mohammedaner) sprechen gut französisch. Bei dem darauffolgenden Frühstück in einem Theehause trug ein sehr fein aussehender karaitischer Jude „aus Liebenswürdigkeit gegen uns Deutsche" Stücke seiner hebräischen Uebersetzung des „Faust" vor. Das „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer" klang sehr melodisch. Er ist der Sohn eines reichen krimischen Weinbergbesitzers, spricht ziemlich geläufig russisch und kann das Deutsche vollständig verstehen.

Die Vorlesungen fangen erst in einigen Tagen an und sind ein für alle Male vorgeschrieben. Ich muß als Jurist des ersten Kursus Encyklopädie, russisches Staatsrecht, Rechtsgeschichte und Logik (bei dem rotnasigen Popen) hören. Außerdem will ich bei Kutorga (Geschichte des Mittelalters) hospitieren. Da das hier nicht Mode ist, erbat ich Kutorgas Erlaubnis, die er mir freundlich, aber mit einem gewissen „Erstaunen" erteilte. Die Kameraden meinen, es genüge, wenn man sich von Zeit zu Zeit im Korridor oder im Kolleg zeige, um von den Inspektoren bemerkt zu werden. Da ausschließlich nach Heften examiniert werde, diese sich lithographiert vorfänden, von fleißigen „Popensöhnen" ergänzt und billig verkauft würden, komme auf den Besuch der Vorlesungen nicht viel an. Allein der „Logiker" halte an der Gewohnheit fest, allwöchentlich einen Appell vorzunehmen. Die Inspektoren seien gute Leute, die uns in Frieden lassen würden, es sei denn, daß wir ihnen nicht in Zivilkleidern begegneten.

*

18. August.

Besuch bei Nikolai Petrowitsch S., um über den glücklichen Verlauf des Examens zu berichten und für den erfolgreichen Mathematikunterricht zu danken. Er bringt den Sommer in dem Dorfe Nowi Derewni mit Mutter und Schwester zu, zieht aber schon bald in die Stadt, da es kalt zu werden beginnt. Ich komme nachmittags zur Theestunde. In dem kleinen Salon des Häuschens sitzt die ziemlich häßliche Schwester am Klavier und singt „Si tu m'aimais", dann die berühmte „Troika udaläja" — wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit der

Digitized by Google

am Ufer des Flusses spazierenden Kürassieroffiziere auf sich zu ziehen. Nikolai Petrowitsch „studiert“ in seinem „Kabinett“, das heißt, er liest Zeitungen. Meine Erzählung hört er lächelnd an, versichert, daß er alles im voraus wisse, und geht nach einigen Scherzen über den „Logiker“ (er haßt alle Geistlichen seiner Kirche) auf ein politisch-philosophisches Gespräch ein, um schließlich ein Blatt des berühmten „Polarsterns“ herbeizuholen, das ein Freund von einem „sehr hohen“ zum Halten verbotener Zeitschriften berechtigten Beamten geliehen habe. Das Blatt ist ein halbes Jahr alt und enthält einen an den Kaiser gerichteten offenen Brief, der dem Monarchen dazu Glück wünscht, daß er, „anders wie seine Vorfahren“, mit schuldlosem Gewissen und ohne von Blut befleckt worden zu sein zum Throne gelangt sei, die Nachricht vom Tode seines Vaters auch nicht von dessen Mördern erhalten habe (wie Nikolai Petrowitsch bemerkt, Anspielungen auf Katharina II. und Alexander I.) und fordert sodann in flammenden Worten zur Aufhebung der Leibeigenschaft auf. Ich muß strenges Schweigen geloben und darf keine Notizen machen. Nikolai Petrowitsch erwartet von diesen Publikationen große Wirkungen, da der junge Kaiser dieselben regelmäßig lese. Wir trinken sodann Thee und zwar mit den Damen, die eine überraschende Kenntnis der Uniformen der Kavallerieregimenter entwickeln, für die Garde schwärmen und von den illoyalen Tendenzen Nikolai Petrowitschs offenbar keine Ahnung haben.

*

20. August.

Der Onkel überrascht mich mit der Frage, ob ich den Grafen Solohub kennen lernen wolle, der sein alter Freund sei, dessen Novellen aus der großen Welt einen so unbegreiflich großen Eindruck gemacht hätten und der kürzlich aus dem Kaukasus, „wo er den Kriegs-Historiographen gespielt“, nach Petersburg zurückgekehrt sei und im Hause seines Schwiegervaters, des Oberschenken Grafen Wielehorski, wohne, Place Michel, gegenüber dem Französischen Theater. Ich nehme das Anerbieten, dem gefeierten Dichter einen Einführungsbrief zu übergeben, dankend an und lobe die Novellen, sowie Solohubs größere Erzählung „Tarantaß“. Der Onkel lacht. Er lebt seit fünfundzwanzig Jahren in St. Petersburg, fühlt sich als halben Russen, kennt alle Welt, hält die russische Litteratur indessen für ein Vorurteil, auf welches Leute von höherer Bildung sich nicht einlassen sollten. Für grob-realistische Schilderungen besäßen die Russen ein gewisses Talent, desgleichen für die Satire, das übrige beruhe auf Nachahmungen der Deutschen, Franzosen und Engländer. In die Mode sei die Beschäftigung mit russischer Litteratur erst in neuerer Zeit gekommen, die älteren Herren hätte immer nur die Franzosen gelesen.

Besuch bei Solohub. An der Thür stand statt des Schweizers ein Mensch in tscherkessischer Tracht, den Dolch im Gürtel. Er führt mich in das Arbeitszimmer des Grafen, aus welchem dichter Zigarrenqualm strömt. Obgleich es zwischen ein und zwei Uhr mittags ist, sitzt Solohub ungewaschen und unrasiert im Pelzschlafrock und Hemde da, — ein großer, derb und sinnlich aussehender Mann mit verlebten Zügen, in denen niemand den Dichter weltschmerzlicher

Digitized by Google

Novellen erkennen würde. Er empfing mich freundlich, freute sich, daß die Jugend seine Sachen noch liest und daß ein Deutscher ihn zu schätzen wisse. Ich spreche von dem Eindruck, den „der Bär“ und die „Apothekersfrau“ mir gemacht haben. Solohub antwortet, daß er diese Novellen noch mit „Ueberzeugung“ und innerem Anteil geschrieben habe, — alles weitere sei „künstliches Produkt“, zu welchem er sich entschlossen habe, nachdem seine Manier Anklang gefunden. Ihm gegenüber saß ein junger Mann in dunkler Militäruniform, den er als Fürsten Galyzin vorstellte. Als ich mich nach kurzem Gespräch empfehle, forderte Solohub mich auf, wiederzukommen und mit ihm „über Litteratur zu plaudern und zu rauchen“, der andre Herr trug mir Grüße an den Onkel auf und fügte hinzu: „Dites-lui, que c'est le Docteur Galyzin, que vous avez rencontré!“

Mittags berichte ich dem Onkel und frage, wie es zugeht, daß ein Galyzin sich als Doktor bezeichnet und anscheinend die Uniform eines Militärarztes trägt. Der Fürst war wirklich Doktor der Medizin, die er aus Interesse für die Sache in Moskau studiert hatte. Als seine Mutter, eine Freundin der Kaiserin Alexandra, von dem wohlbestandenen Examen des Sohnes, hochbeglückt, bei Hof erzählte, hat Kaiser Nikolaus ihr zur Antwort gegeben: „Dann kann er meinen Grenadieren Klystiere setzen.“ Die Sache habe ihrer Zeit einiges Aufsehen erregt, — als Arzt in der Chevaliergarde habe der Fürst sich aber erst engagiert, als der Ausbruch des Krieges den Patriotismus in die Mode brachte.

Erzählungen über die Abneigung des Kaisers Nikolaus gegen Pekins (Zivilisten) und Ziviluniformen. Wo immer bürgerliche Stellungen — zum Beispiel diejenigen bei der Verwaltung der Erziehungsanstalt für adelige Damen — mit ehemaligen Offizieren besetzt wurden, hätten dieselben sich die Erlaubnis erwirken können, die Militäruniform beizubehalten und zur Armee zu zählen. So unser Verwandter Herr G., dem Graf Wielehorski diese Erlaubnis erwirkt habe, als er mit dem Kaiser badete und dieser darüber lachte, daß der dicke Graf „von selbst schwimme“ — ein Scherz, der sich in jedem Sommer wiederholte und den Wielehorski regelmäßig dazu benutzte, Allerhöchste Immediat-Entscheidungen über Personalfragen herbeizuführen.

*

29. August.

Frühmorgens weckt mich der Diener Christophor, indem er mir ein gedrucktes Blatt überreicht. Ich ersehe aus demselben, daß eine der Hauptbefestigungen von Sewastopol, der Malakowturm, von den Alliierten genommen worden ist, und sende dem Onkel diese Nachricht in das Schlafzimmer. Dann bei strömendem Regen zur Universität. Die Straßen sehen belebter als sonst aus — den Newski herab kommt ein Zug geritten, vor dem alle Leute den Hut ziehen. „Gossudar,“ ruft mir ein Iswoschtschik zu — und es war wirklich der Kaiser, der eine Art Prozession zu führen schien. Ein hoher, schlanker, sehr blasser Herr mit ermüdeten Zügen und etwas brouilliertem Teint — die Haltung

Digitized by Google

stolz und ungebrochen, der Gesichtsausdruck ernsthaft und unbeweglich. Wahrscheinlich hat er die Trauerkunde bereits in der Nacht durch Liven erhalten, bei dem die telegraphischen Meldungen einlaufen und der zuweilen tagelang nicht aus den Kleidern kommen soll. Die Nachrichten aus Sewastopol sind in der Universität bereits bekannt, scheinen aber keinen besonderen Eindruck zu machen, „weil man sie erwartet hatte". Die einen zucken die Achseln, andre sehen spöttisch drein — „point de politique, je vous prie."

In der Stadt sieht man viele Opoltschenzi (Landwehrleute) in grauen Röcken, roten Leibbinden und hohen Stiefeln, in welche die Hosen nach nationaler Art gesteckt sind. Die Gardelandwehrleute des kaiserlichen Gefolges tragen dasselbe Kostüm, aber aus schwarzem Tuch, — in der vornehmen Welt ist es Mode, sich bei dieser Truppe einschreiben zu lassen, die übrigens in der Residenz bleibt.

Abends zum Thee erscheinen russische Verwandte des Onkels. Offiziere mit genauen Nachrichten über die Schlacht bei der Tschernaja sind neuerdings in Petersburg eingetroffen und haben die neue förmliche Niederlage erzählt. Gortschakow soll große Fehler begangen und den Angriff unternommen haben, obgleich er die Aussichtslosigkeit desselben voraussah. Viertausend Geschütze sind verloren gegangen, weil verabsäumt worden war, die in Perekop stehenden Grenadierregimenter zur Deckung derselben heranzuziehen. Auffallend ist, daß die russischen Herren sich sehr viel erbitterter aussprechen als die hiesigen Deutschen, die den Kaiser Nikolaus immer noch in Schutz nehmen. Besonders lebhaft äußert sich der pensionierte Obrist J., der als eifriger Liberaler „Reformen auf allen Gebieten" verlangt und gewaltig schimpft. Er erzählt von einem Memoire des kurländischen Gouverneurs Walujew, das Abschaffung der Branntweinpacht, Maßregeln zur Aufhebung der Leibeigenschaft und so weiter vorschlage, in Tausenden von Abschriften zirkuliere und in den höheren Beamtenkreisen eifrig gelesen werde. Ein andres, von dem reichen Gutsbesitzer Koschelew verfaßtes und für den Kaiser bestimmtes Memoire schlage die Einberufung einer Notabelnversammlung vor und hoffe von derselben Kräftigung des patriotischen Geistes, der so sichtlich im Sinken begriffen sei, daß dem Aufruf zum Eintritt in die Landwehr nur höchst mangelhaft entsprochen worden sei. Der Onkel erschrickt vor diesem Gedanken, der das „Prinzip der Selbstherrschaft" bedrohe und furchtbare Gefahren heraufbeschwöre, — S. erwidert in pikiertem Ton, daß den Deutschen das gehörige Vertrauen zum russischen Volk fehle. Man trennt sich in unbehaglicher Stimmung. Der Onkel führt dem Vetter gegenüber aus, daß die liberalen Velleitäten der Russen an und für sich ohne Bedeutung seien, aber unzweifelhaft mit einer allgemeinen Hetze gegen die Deutschen endigen würden, denen man immer wieder vorwerfe, daß sie nicht dem Staate, sondern nur dem Kaiser dienten und dem russischen Volke durchaus fernblieben. In gewissen Salons, zum Beispiel demjenigen Mentschikows, wären dergleichen Redensarten gang und gäbe, Antoinette Bludow spreche an der Tafel ihres Vaters, des Reichsratspräsidenten, fortwährend in diesem Sinne und so weiter.

Digitized by Google

30. Auguſt.

Der Onkel kommt ſehr erregt nach Hauſe. Wir fragen, ob etwa neue Nachrichten aus der Krim vorliegen. Nein, es ſtehe aber feſt, daß die Verheiratung der verwitweten Großfürſtin Marie mit dem Grafen Stroganow (Griſchka), von der ſchon ſeit einiger Zeit gemunkelt worden, öffentlich bekannt gegeben werden ſolle. Das ſei ein unerhörter, das Anſehen der kaiſerlichen Familie ſchädigender Skandal, den der alte Kaiſer niemals zugegeben hätte, wenn er gleich zu mancherlei Dingen das Auge habe zudrücken müſſen. „Wozu die Oeffentlichkeit?“ Die halb verrückte Gräfin Anna Wladimirowna Orlow ſcheine mitgeſpielt und dem allzu gütigen jungen Kaiſer die Erlaubnis zur Veröffentlichung abgeſchwatzt zu haben.

Abends Quartettmuſik bei uns: Vater und Sohn Maurer, der Celliſt Knecht und ein Pianiſt Seydel, der aus einer neuen Oper „Tannhäuſer“ vorſpielt. Es wird das Quintett des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen mit dem ſchönen „à la chasse“ gemacht. Beim Abendeſſen erzählt Herr Knecht vom Großfürſten Konſtantin, dem er Unterricht erteilt und den er als guten Celliſten und außerordentlich geſcheiten Mann rühmt. Der Großfürſt ſei ſehr aufgeklärt und liberal, ſpreche mit vielem Freimut von den Fehlern der Regierung und ſei der Mann, Rußland neue Bahnen zu eröffnen. In der Umgebung des Kaiſers werde der Großfürſt gefürchtet und für ehrgeizig ausgegeben. „Nicht mit Unrecht,“ flüſtert der Onkel mir zu, „er haßt die Deutſchen.“

*

31. Auguſt.

Gerichte von neuen Kämpfen um Sewaſtopol. Zum Eſſen erſcheint ein Ingenieuroffizier (Finnländer), der direkt aus der Krim kommt und in einem Fort von Sewaſtopol gelegen hat. Er weiß wenig zu erzählen, da ſein Fort wie eine wüſte Inſel gelegen und vom Zentrum ſo gut wie vollſtändig abgeſchnitten geweſen ſei. Von den größeren Operationen habe man kaum das Notdürftigſte erfahren. Fürſt Gortſchakow (dem Paskewitſch dieſe Stellung verſchafft habe) ſei bon enfant, aber unpraktiſch, leichtgläubig und dabei höchſt unpopulär. Er ſpreche faſt nur franzöſiſch und bleibe dadurch Soldaten und Subalternoffizieren fremd. Die Seele der Verteidigung iſt Todleben (Eduard Iwanowitſch), Sohn eines kleinen Mitauer Kaufmanns, deſſen Tüchtigkeit allgemein anerkannt werde, von dem es aber immer wieder heiße: „Schade, daß er kein Ruſſe iſt.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Schatz im Himmel.

Eine kuriose Geschichte.

Von

Franz Ferdinand Heitmüller.

Da war nichts zu machen. Gar nichts.

Die arme Kreszenz wurde doch nicht wieder lebendig, so sehr sich auch der alte Gaisdorffer drum gequält hatte.

Zwar so alt war er eigentlich noch gar nicht, er hatte erst eben die Vierzig hinter sich, aber seitdem ihm die Kreszenz weggestorben war, war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Nicht äußerlich — denn die paar weißen Haare an den Schläfen waren nicht der Rede wert, und etwas nach vorn gebeugt war er auch schon früher seinen schweren Bauernschritt geschritten — es saß ihm innerlich.

Ob's Frühjahrszeit war oder Herbst, ob der Hopfen, auf den er sich immer so viel zu gute gethan hatte, einen Ertrag versprach, ob das Korn vom Felde gut einkam — ihm war es schon einerlei. Es hatte ja nun doch alles keinen rechten Sinn mehr. Die Kreszenz war sein einziger Nachwuchs gewesen, und grad', als sie ihm hatt' ein Enkelkind schenken wollen, war sie hingestorben. Und das liebe Hascherl, ihr Kind, war auch gleich tot zur Welt gekommen. Es war schon recht schlimm.

Ein Glück noch, daß die Resi da war.

Es war keine Frage: wenn er die Resi — die war nämlich die beste Freundin der Kreszenz gewesen — nicht gehabt hätte — auf seinem Hof wär' alles drunter und drüber gegangen. So gescheit und anstellig war sie, so flink und griffig, daß es dem Bauern zuweilen vorkam, sie thue die Arbeit mit den Augen statt mit den Händen. Sie brauchte ein Ding nur anzuschauen, da war's gleich, wie sie's haben wollte, und wie's recht war. Zwar war sie eigentlich nicht im Dienst des Bauern, aber doch so eine Art Hofgängerin, die freundnachbarlich aushalf und zusprang, wo nur immer etwas fehlte. Und es fehlte natürlich an allen Ecken und Enden.

Am liebsten hätte der Gaisdorffer sie selbst als Magd gemietet. Aber alle Versuche, sie dem Müller, bei dem sie in Dienst war, durch höhern Lohn abspenstig zu machen, hatte sie immer kurz und knapp von der Hand gewiesen. So kam sie nur des Morgens, wenn ihr's möglich war, oder sonst des Nachmittags, wo ihr's schon besser paßte, ein paar Stunden von der Mühle herübergelaufen. Die lag gleich jenseits des grünen Bergsees, welcher sich gerade beim Mühlenhof durch ein enges Felsenbett zwängen mußte, um dann, an dem Räderwerk der etwas tiefer gelegenen Mühle seine stürmende Kraft erschöpfend, wie schwerflüssiges Silber an sonnigen Tagen noch weithin in der Ebene aufzublinken.

Digitized by Google

Die Resi stand oft in Gedanken und geleitete sich an dem silbernen Band in die Welt hinaus, aber im Grunde war sie doch zufrieden und wünschte sich keinen andern Dienst. Der Bauer bekam immer dieselbe Antwort.

Einige Jahre älter als die Kreszenz, war sie anfangs untröstlich gewesen, als sie ihre tote Freundin im Brautschleier auf der Bahre liegen sah. Hernach freilich hatte sie's im Herrn zu tragen gewußt, denn sie war fromm und tugendhaft und, wie sie gern die Leute sagen hörte, dem hochwürdigen Herrn Pfarrer sein liebstes Beichtkind. Der blieb wohl stehen, wenn er ihr begegnete, gab ihr die Hand und ein gutes, erbauliches Wort mit auf den Weg.

Und die Resi wußte aufzuhorchen und merkte sich manche gescheite Rede. Genau das, was der Herr Pfarrer ihr neulich vertraut hatte, war ihr auch schon durch den Kopf gegangen. Daß nämlich, wenn der Gaisdorffer ein solideres Verhältnis zum Herrgott und Unsrer lieben Frau gehabt hätt', ihm wohl gewiß die Prüfung mit der Kreszenz erspart geblieben wäre. Aber so — wie der war! Ein sündhafter Mensch, den keine Fronleichnamsprozession in die Kirche brachte, der nie einen Wachsstock opferte und selbst Allerheiligen seinem verblichenen Eheweib keine Totenmess' lesen ließ, obwohl er's gewiß dazu hatte — das war schon arg.

Und sie hatt's auch dem Gaisdorffer gelegentlich wieder gesagt, und das war sehr gut gewesen, denn seit der Zeit war er wirklich wie ein ordentlicher Sünder in sich gegangen und darauf aus, noch einen rechten Anschluß an den Himmel zu gewinnen, eh's zu spät war. Und zu spät, meinte die Resi, war es gewiß noch nicht.

Sie war ihm behilflich, daß er die Heiligen alle nach und nach kennen lernte; von ihrem Wandel auf Erden erzählte sie ihm und von ihrer Erhöhung und Herrlichkeit im Himmel — so recht erbaulich und eindrucksvoll. Die Resi war eben seine rechte Hand. Was sie glaubte, das wollte der Bauer nun auch glauben, und was sie sagte, das hielt er, als ob's der Herr Pfarrer selber gesagt hätte. Und schließlich war es auch wohl dasselbe. Er war zufällig einmal hinzugekommen, wie der fromme Mann mit ihr sprach, und hatte es selbst gehört, wie der hochwürdige Herr in seiner gütigen Art gemeint hatte, er solle es ihr nachthun; so gut und brav sei die Magd, daß sie sich schon jetzt einen sichern Platz im Himmel verdient habe.

Seit der Zeit sah der Gaisdorffer sie mit neuen Augen an. Er vergaß seinen Kummer, wenn er zugleich mit ihr den Finger in das geweihte Wasser tauchend sich bekreuzigen und verneigen durfte oder an ihrer Seite die ausgetretenen Stufen der Kirchentreppe hinabschreiten konnte.

Und heut' zumal! Wo der Pater gar so erbaulich und vertraulich über die jenseitigen Freuden sich ausgelassen hatte! Ja, wenn die Kreszenz es so gut hatte im neuen Leben, da war sie eigentlich doch viel besser dran als er selbst. Freilich, von der Seite betrachtet, es war schon sonnenklar. Und er hatte sie immer noch bedauert! Ein solcher Sünder war er gewesen!

Nur eins war ihm noch nicht aufgegangen, was nämlich der geistliche Herr

Digitized by Google

mit dem Himmelsbräutigam gemeint hatte, und er nahm sich vor, sobald sie auf dem Heimweg seien, die Resi danach zu fragen.

Als nun die Resi, die roten Hände krampfhaft über dem großen Gebetbuch gefaltet, mit gesenkten Augen neben ihm auf der Dorfstraße daherschritt, sagte er ein wenig zögernd:

„Du, Resi, du woaßt scho — i hab' mi mei Lebtag net viel um d' Heiligen kümmern können —"

„Freili, Bauer, aber du holst's ja jetz nach."

„Dös is g'wiß, Resi — aber siehst, i bin noch net so vertraut mit dem himmlischen Haushalt —"

„Was giebt's denn, Gaisdorffer?"

„Ja, siehst — dös is halt net so leicht g'sagt — dös — der Herr Pfarra wird's net für unguat nehmen — dös mit dem Schatz im Himmel — dös moan' i —"

Die Resi verstand nicht gleich.

„Mit dem Schatz im Himmel?" fragte sie verweisend und kräuselte die Lippen.

„Ja, freili, dös moan' i," fuhr der Bauer eifrig fort; „was moant denn der hochwürdige Herr mit am Himmelsbräutigam?"

Und als die Resi ihn ganz verwundert anschaute, setzte er blinzelnd hinzu:

„Wenn dös is — no, woaßt — da hat die Kreszenz g'wiß aa scho wieder an Schatz."

Sie hatte es nämlich auf Erden ein wenig arg getrieben, die gute Kreszenz.

Die Resi verlor sich in Gedanken. Statt aller Antwort zuckte sie nur leicht mit den Schultern.

Was sollte man dazu sagen!

„No, Resi," fing der Bauer nach ein paar Schritten wieder an, „moanst net aa?"

„Freili, Gaisdorffer," erwiderte sie zögernd, „mögli war's scho."

Sie waren bei der Mühle angekommen und trennten sich. Der Bauer schlenderte nachdenklich seinem Hofe zu . . .

Am nächsten Morgen kam die Resi schon in aller Herrgottsfrühe gelaufen. Hochrot im Gesicht. Sie war offenbar sehr erregt.

„No," sagte der Bauer, der grade an seinem Speckbutterbrot kaute, „was is denn?"

„Ach, Gaisdorffer" — und dabei kollerten ihr schon die Thränen aus den Augen — „i bin ja so unglückli."

Dem Bauern ging ein Licht auf, er wußte schon, was los war. So hatte es mit der Kreszenz auch angefangen. Mit denselben Worten fast hatte sie ihr Geständnis begonnen, damals, als sie mit dem Postillon, dem Toni, ging, der dann nachher zu den Soldaten in die Stadt mußte und schließlich bei einer Rauferei erstochen worden war — noch bevor die Kreszenz ihre schwere Stunde gehabt hatte.

Digitized by Google

„Aber Resi," unterdrückte der Bauer sanft seine Verwunderung, „i woaß — 's g'schicht gar so leicht — dös is halt amal bei Schicksal."

Doch da kam er schön an.

„Ah, Gaisdorffer," sagte sie und sah ihn groß an, von oben bis unten, „i bin a fromm's Madl und allweil brav g'wes'n. I hab' no nie nix mit 'n Mannsleuten g'habt — nie und nimmer muaßt dös denken."

„No, sei net bös, Resi — 's war net so gemoant. — Wo fehlt's denn?"

Die Resi aber fing die Thränen mit ihrem Tüchlein auf und starrte unentwegt in ihren Schoß. Und das Weinen wollte gar nicht wieder anfhören.

„Geh', Resi, so red' doch."

„I därf net," sagte die Resi da und sah ihn flüchtig mit ihren großen, unschuldigen Augen an, „i därf net, Bauer — du bist noch gar so sehr im Irdischen befangen. Da geh' i scho lieber. Vielleicht später amal."

Und damit stand sie auf und ging, ohne ihn noch eines Blicks zu würdigen, zur Mühle zurück.

Drüben am Strom stand Sebastian, der Müllergeselle. Er schien auf sie gewartet zu haben. Er hatte grade das Schott aufgezogen, und das sich eben in Gang setzende große Rad verschlang mit brausendem Geklapper seine Fragen und ihre Antworten. Was Gescheites war's auch gewiß nicht, denn die Resi hielt die Mannsleut' kurz — und der Wastl war ja schließlich auch ein Mann...

Den Abend traf ihn der Gaisdorffer auf der Kegelbahn im Garten des Wirtshauses. Der Bauer war zwar all sein Lebtag ein nüchterner Mann gewesen, aber seitdem ihm das mit der Kreszenz passiert war und er sich gar so einsam zu Hause fühlte, trank er wohl noch nach der Vesper eine Maaß. Zerstreuung, hatten die Leute gesagt, that ihm not — und da ging er denn hinüber und schwatzte sich Leid und Sorgen vom Herzen herunter. Natürlich nicht jeden Abend, wie er sich immer wieder klarzumachen suchte, aber doch... na, es war halt eben so 'ne Gewohnheit geworden.

„Du, Wastl," sprach er ihn nun an und gab einen Wacholder aus, „sag' doch der Resi, wann s' morgen in der Fruah zu mir kimmt —"

Der Knecht unterbrach ihn und machte ein sehr ernstes Gesicht, obwohl er sonst ein lustiger Kerl war, dem nichts in der Welt so leicht was anhaben konnte.

„D' Resi?"

„Freili."

„O mei," that der Wastl ganz obenhin, als wenn das eine Kleinigkeit wäre, „damit hat's guate Weg'."

„So därfst net reden," verwies ihn Gaisdorffer, „die Resi —"

„Wird scho net kemma, die Resi," wich ihm der Wastl wieder aus.

Nun wurde es dem Bauern zu dumm. Er sah ganz blöd aus.

„Sag' dös net noch amal!"

„No, i denk'," sagte der Wastl da verschmitzt und zögernd, „sie wird net kemma."

„Geh', sei g'scheit —"

Digitized by Google

„Den ganzen Tag is sie mit roten Augen daherg'laufen, hat nix g'schafft, und wie der Müller sie Fei'rab'nd schalt und nach sein'm G'selchten rief, hat s' noch immer woana müssen. Von wegen der Beleidigung, die du ihr an'than," fügte er etwas zurückhaltend hinzu.

Nun wurde der Bauer unruhig.

„Aber die Resi soll g'scheit sein," meinte er unsicher; „sie woaß doch, wie mir z'samm' stehn — mir zwoa —"

„'s is auch net ihretwegen, glaub' i, sondern wegen ihrer Freundin, der Kreszenz —"

„Wegen der Kreszenz?"

„Freili," versetzte der Wastl und hatte wieder sein verschmitztes Lächeln in den Mundwinkeln; „sie soll ja a Botschaft von ihr haben."

Nun wurde der Gaisdorffer erst recht eifrig, nachdem der erste Schreck vorüber war.

Von seiner Kreszenz!

Er bestellte gleich zwei neue Maaß (und auch noch zwei Schnäpse) und bestürmte den Wastl, der gemächlich seine Pfeife rauchte und sich bewirten ließ mit Kalbshaxen und Leberknödln, als hätte er schon drei Tage gehungert.

„Aber sag' mir doch, Wastl, wie is denn dös mögli? Is denn dös wahr?"

„Ja," sagte der Wastl nach einem Augenblick, „sie hat's mir selm net g'sagt" — und wieder nach einer Pause —: „i hab' nur so was g'hört, woaßt, wie s' nebenan in ihrer Kammer laut 'bet' hat."

„O mei, o mei," jammerte der Bauer, „red' doch nur, liaber Wastl, red' doch nur."

„I woaß von nix, Gaisdorffer. I net. Da muaßt scho d' Resi fragen — oder den Herrn Pfarra — der kann's am End' aa wiss'n."

Aber schließlich, nachdem der Bauer noch zwei Maaß spendiert hatte, versprach er, zu versuchen, die Resi umzustimmen, daß sie denn doch, wie gewöhnlich, den andern Morgen zum Bauern käme.

Aber sie kam nicht den nächsten Morgen, sondern erst nachmittags. Der Bauer wollte grad' schon zur Mühle hinüber.

Und da stellte es sich denn heraus, daß der Wastl recht gehört hatte, daß es wirklich so war und sie thatsächlich mit ihrer Freundin, der lieben Kreszenz, in einer Art von himmlischem Verkehr stehe.

Dem Bauern dröhnte noch der Kopf von der Kneiperei am Abend vorher. Sein noch immer gesunder Magen quittierte nicht anders über den richtigen Empfang zahlreicher Schnäpse.

Er konnte es gar nicht fassen. So was!

Aber allmählich erholte er sich von dem gelinden Schreck, den ihm die Nachricht eingejagt hatte. Und je mehr er dahinterkam, desto zudrängender und begieriger wurde seine Fröhlichkeit.

Wie denn das nur angehn könnte, fragte er und konnte ihre Antwort gar nicht abwarten.

Digitized by Google

Die Kreszenz sei ihr im Traum erschienen, gestand die Resi endlich.

„Ach so," rief der Bauer enttäuscht, „sonst nix? 'träumt hab' i aa scho von ihr."

Die Resi that sehr überlegen.

„So war's net gemoant, Bauer," sagte sie zurückhaltend. Und nach einer Weile:

„Sie is mir halt erschienen und hat zu mir g'red't."

„G'red't hat s' aa? Was denn, Resi?"

Aber damit wollte die Resi gar nicht heraus. Der Bauer mußte noch schön bitten und sie bei allen Heiligen beschwören, daß sie ihm doch nur ja die Botschaft aus dem Himmel ausrichten thät'.

„Ach," machte die Resi da endlich abwehrend, „'s is ja weiter nix. Sie hat sich mir eben zoagt, zwoamal — und 's letzte Mal —"

„No?" Dem Bauern quollen die Augen vor Neugierde aus dem Kopf.

„Da hat s' zu mir g'red't — aber i woaß net mehr, was —"

Sie sagte das ganz wie nebenbei und that sehr gleichgültig.

Der Bauer giftete sich nicht wenig, wenn er auch äußerlich ruhig zu bleiben suchte.

„Gar nix?"

Nein, eigentlich gar nichts, wich ihm das Mädchen aus, nur daß sie irgend etwas wollte, das hätte sie wohl gemerkt, aber was das sei —

„Aber wann du di b'sinnst, Resi," ließ der Gaisdorffer nicht nach, „nachher fallt dir's scho wieder ein."

Und als sie eine Weile nachgedacht hatte, da erinnerte sich die Resi wirklich.

„'s Danzig, an dös i mi z'ruckerinnern thua, Gaisdorffer, is a Wunsch von ihr."

„A Wunsch?"

Der Bauer ließ kein Auge von ihr, so brannte er vor Neugier, aber daß sie abwechselnd rot und blaß wurde, das sah er doch nicht. Er war viel zu erregt.

„Ja, a ganz verruckter Wunsch," wiederholte die Resi und spielte verlegen mit ihrer Schürze. „Du könnt'st mir scho helfen, Resi — dös hat s' g'sagt. No, wennst halt moanst, hab' i d'rauf g'sagt, daß so a arme Magd, die i bin, dir noch was thun könnt', irgend a Liabs — aber da hat s' halt immer g'winkt, daß i sollt' ruhig sein. Und nachher hat s' wieder g'redt — aber nix konnt' i mehr verstehn als die Wort': .Kommt's zu mir!' Ja," setzte die Resi mit Nachdruck hinzu, „dös hat s' g'redt — zwoamal — oder aa noch öfter. Kommt's zu mir!"

„In'n Himmel?"

„Ja Bauer, i woaß net, wie's halt g'moant war."

„Kommt's zu mir!" wiederholte der Bauer beklemmt.

Ihm war nämlich inzwischen eingefallen, daß er schon lange nicht mehr auf dem Gottesacker, wo die Kreszenz begraben lag, gewesen sei — und er bekam's

Digitized by Google

mit der Angst, daß vielleicht diese bedauerliche Thatsache mit dem mahnungsvollen Umgang des kreszenzstischen Geistes in Zusammenhang zu bringen sein möchte.

Er fragte die Resi danach, und als diese nicht widersprach, verabredeten sie, gleich morgen früh nach der Messe hinzugehen.

*

In der Nacht that der Bauer kein Auge zu.

Die Botschaft aus dem Himmel wollte ihm nicht aus dem Sinn, und insgeheim hoffte er auch, die Kreszenz möchte sich diese Nacht nun ihm zeigen.

Aber sie blieb aus, trotzdem der Mond so hell und klar in die Kammer schien, daß man gar kein Geist zu sein brauchte, um Lust zu bekommen, in dem fließenden Silberlicht umherzuwandeln. So eine Mondnacht, die heller ist als mancher trübe Tag im Nebelmonat. Einen leuchtenden Balken, stark genug, einen weiblichen Geisterleib zu tragen, schob der Mond vom Fenster genau bis an des Bauern Bett heran. Wenn dem aufgeregten Gaisdorffer auch wirklich einmal die Augendeckel zuklappten, so blinzelte er doch in der nächsten Minute schon wieder nach der leuchtenden Leiter, die, wie es ihm im halbwachen Traum vorkam, von seinem Bett schnurstracks sich in den Himmel hineinreckte. Bequemer konnte es also die Kreszenz nicht haben. Denn daß auch ein Geist einmal eine unvorhergesehene Abhaltung haben konnte, darauf kam der Bauer erst viel später.

Gegen vier, als es zu dämmern anfing und die letzten Sterne zergingen, stand er mit wüstem Kopf auf, um nur ja nicht die Messe zu versäumen. Und gleich darauf kam auch die Resi. Den Kranz aus gelben Strohblumen und roten Papierrosen, der ihr ein wenig prahlerisch am Arm hing, fand der Bauer sehr schön.

Dann fragte er gleich, ob die Kreszenz vielleicht wieder bei ihr gewesen sei, aber die Resi, die noch ein wenig verschlafen schien, sagte gleichwohl, sie hätte gar nicht schlafen können — da hätte ja die Kreszenz sich ihr auch im Traum nicht zeigen können.

Aber es sei doch so ein heller Mondschein gewesen, meinte Gaisdorffer.

Das sei schließlich gleichgültig, belehrte ihn die Resi. Ob der Mond scheine, oder ob es stockfinster sei. Im Gegenteil, grade im Dunkeln seien die Geister am zutraulichsten, und da sähe man sie auch am besten, weil sie da am leuchtendsten seien.

„Die Hauptsach' aber is," schloß die Resi resolut, „daß ma fest und tief schlaft."

Dann gingen sie . . .

Als die Messe vorbei war und nur noch ein paar besonders arge Sünder, die's nötig hatten, bei den Seitenaltären zerstreut knieten, stießen die beiden auf den Priester, der eben aus der Sakristei trat, wo er inzwischen schon sein Chorhemd abgelegt hatte. Er schien es eilig zu haben — denn er wollte wohl nach Hause, wo der Morgenkaffee auf ihn wartete.

Digitized by Google

Einen Augenblick blieb er aber doch stehn, gab dem Bauern die Hand und sagte mit einem sanften Blick auf die Strohblumen zur Resi:

„Das ist recht, Resi, und ein christliches Werk, daß du die alten Freunde nicht vergissest."

Die Resi machte einen schönen Knix und schlug verschämt die Augen nieder, während der Bauer entgegnete:

„Freili, dös is g'wiß, Hochwürden, und ma thuat's ja aa gern. Mir brauchen ja alle an Fürsprecha bei unserm liab'n Herrgott."

Der Geistliche nickte.

„Sie leben mit uns weiter," meinte er dann, „und denken an uns, wenn wir an sie denken. Sie sind um uns und mit uns, aber wir wissen es oft nicht, denn unsere Augen sind blind und sehen sie nicht."

Gaisdorffer that sehr behoben. Er sah den Priester zutraulich an wie ein Wissender und wollte eben von dem Gesicht, das die Resi gehabt, zu reden anfangen, als jener, den beiden noch flüchtig die Hand reichend, die schleppende Soutane aufraffte und weiterging.

Die Resi aber stieß den Bauern an.

„Bauer," sagte sie hastig, und man hörte ihrer Stimme noch die ausgestandene Angst an, „dös mit der Kreszenz därf neam'd wissen. Sie hat's doch verboten. Hab' i gar vergessen, 's dir z'sagen? Erfahrt 's a Mensch außer uns zwoan, hat s' g'sagt, kann s' net wieder kemma."

„Aber der hochwürdige Herr —" gab ihr der Bauer zu bedenken.

„Neam'd, hat s' g'red't, neam'd!"

Er wollte es immer noch nicht glauben, die Resi übertrieb, sicherlich. Und dann fiel ihm ein, daß auch der Mühlknecht schon darum wisse.

„No" — er blinzelte sie etwas ungewiß von der Seite an —, „und der Wastl?"

„Was is mit eahm?"

„Er woaß doch!"

„Jessas, Maria und Josef!" schrie die Resi da ganz empört. „Dös hat er g'sagt? O mei! Gar nix woaß er — gar nix. Erstunken und erlogen is alles. Geh' mir mit dem — den kann i scho gar net leiden."

Sie schritt schnell aus, so schnell, daß der Bauer Mühe hatte, an ihrer Seite zu bleiben. So empört war sie.

Gaisdorffer sah ein, daß er sie nicht wieder erzürnen dürfe; die Resi verstand darin keinen Spaß.

„I woaß ja, Resi," lenkte er ein und suchte ihre Hand zu fassen, „i woaß ja, du kannst amal die Mannsleut' net leiden. Aber jetz sei g'scheit! I werd' eahm ja aa g'wiß nix verzähl'n — i g'wiß net."

„Der soll mir kemma," wollte die Resi grade wieder loslegen, aber sie verschluckte das andere, denn sie waren am Ziel ihrer Wanderung angelangt.

Sie warf sich gleich in die Kniee und machte sich voll Eifer daran, das Unkraut, das auf dem Hügel und ringsumher wucherte, auszuziehen. Vogel-

Digitized by Google

schwarm, Wegerich und in Saat geschossene Gräser — ihren Augen und Händen entging nichts.

Auch ein paar blaue Glockenblumen standen dabei und wiegten die blühenden Häupter sänftiglich im Morgenwind hin und her — der einzige Schmuck der vernachlässigten Stätte.

„Jessas!“ rief die Resi und wandte den Kopf halb zum Bauern, der ihr ohne Bewegung zuschaute, empor, „wo nur all' dös Unkraut herkimmt,“ und warf eine Handvoll der hochgestielten Blüten auf den Weg, dem Gaisdorffer grad' vor die Füße. Noch eine Handvoll und noch eine — die blauen Glockenblumen hatten ausgeläutet.

‚'s is scho arg mit all' dem Kraut im Sommer‘ — dachte der Bauer — (und dann, unvermittelt): ‚wie ihr alles von der Hand geht, dauerlei, ob's a feine oder a grobe Arbeit is.‘

Und unwillkürlich zog er dabei mit den Augen die kräftigen Linien ihres Oberkörpers nach, die, je mehr die Knieende in Schweiß geriet, das straffer sich spannende Kleid hervortreten ließ.

Aber er sagte nichts und verzog keine Miene, als die Magd ein paar Stauden des erst frisch angepflanzten Epheus, der gar nicht anwachsen wollte, in ihrer aufgeregten Eile mit herauszerrte. Und dabei geschah's, daß die tralligen Wurzeln auch etwas verwaschenes Weißes mit sich rissen, das vielleicht unter der verblaßten Photographie der Kreszenz gelegen haben mochte, die da unter Glas und Rahmen zu Häupten prangte.

Da lag er nun, der weiße Lappen, mit Spinnweben bedeckt und Tautropfen, und blinkerte vergnügt in der Sonne — so recht dreist und unverschämt, als wartete er nur darauf, entdeckt zu werden.

Die Resi aber sah nur den Epheu und ließ sich durch nichts in ihrem Eifer stören.

„No,“ sagte sie etwas verdrossen, „dös thuat halt nix, der wachst wieder an,“ und sie begann gleich mit der Hand etwas Erde auszuheben und die Stauden wieder einzusetzen.

Dann erhob sie sich, dunkelrot im Gesicht.

„So, Gaisdorffer, jetz schaut's freili schöner aus,“ sagte sie und rückte den eingedrückten Strohblumenkranz noch etwas zurecht.

„Dös is g'wiß,“ lobte der Bauer, „so fein und sauber wia du's herg'richt' hast —“

Und während sie nun ihr Kleid ausschüttelte und klopfte, sagte sie rasch: „Aber jetz muaß i machen, daß i nach Haus kimm'. Sie wer'n scho auf mi warten. O mei, da schlagt's scho sieben —“

Und sie machte Miene, davonzurennen.

Aber der Bauer hielt sie noch zurück.

„Du, Resi,“ sagte er „was is denn dös da?“

„Was denn?“

Er wies mit dem Finger auf das Papier, das er erst jetzt bemerkt hatte.

Digitized by Google

Da aber die Resi es nicht gleich sah, bückte er sich danach, um es wegzunehmen.

„Ach so," rief sie dann unmutig und kam ihm zuvor. „A Stückl Papier — wo kimmt denn dös daher?" Und es hin und her wendend fügte sie ganz erschrocken hinzu: „Jessas — Maria — dös is ja —"

Sie hielt ein graues, etwas zerknittertes Kouvert in Händen und sah den Bauern fragend an.

„A Briefl is," sagte der und starrte auf die verwischten Schriftzüge.

„An Resi" — stand darauf — es war noch deutlich zu lesen — mit großen, steilen, etwas ungelenken Buchstaben hingemalt.

„A Briefl — und an mi?"

Sie drehte es um und machte nun erst recht ein erstauntes Gesicht, als sie ein großes rotes Siegel mit einem feierlich geschwungenen Palmzweig darauf entdeckte.

„Und a Palmzweigl is aa drauf," sagte sie gedehnt.

Der Bauer war sehr neugierig und hatte unwillkürlich die Hand danach ausgestreckt, um es näher betrachten zu können.

Die Resi faßte sich schnell.

„Ach," rief sie wegwerfend, „dös is mir a schöner! So a Schand'! Wer an mi was z' schreiben hat, woaß, wo er mi zu suchen hat. Dös da giebt's net" — und sie machte Anstalt, das Schriftstück ungelesen zu zerreißen.

„Aber denk' nur, Resi, a Palmzweigl is d'rauf," erinnerte sie der Bauer, und einen Augenblick schien sie da auch nachdenklich zu werden und zweifelhaft.

„Ah papperlapapp," sagte sie dann schnell, „dös geht mi nix an — die Mannsleut' haben halt allerlei verflixte Ideen — und i will net —" und sie stampfte mit dem Fuß auf — „i will net —"

Der Bauer wurde immer eifriger. Er hatte einen Gedanken, und wie aus einer plötzlichen Eingebung heraus sagte er stotternd:

„Aber vielleicht — wenn er — vielleicht is er" — ihn schauerte, und seine Stimme klang leise und geheimnisvoll — „wenn er am End' von der — Kreszenz wär', gel?"

Da mußte die Resi beinah lachen.

Wie konnte man nur so abergläubisch sein!

„Von der Kreszenz? Du bist wohl gar?" meinte sie abwehrend und hätte den Brief jetzt noch unbesehen zerrissen, wenn ihr der Bauer nicht in den Arm gefallen wäre und sie an der Sünde gehindert hätte.

„Aber Resi, geh', sei doch g'scheit! Anschau'n kannst dir dös Schriftstück'l zum wenigsten. Wann's z'letzt doch von der Kreszenz wär'?"

„Dös hab' i noch mei Lebta' net g'hört, Bauer, daß oaner an Brief aus'm Himmel kriagt hat; aber," lenkte sie zögernd ein, „wannst halt moanst — i thaat's g'wiß net lesen —"

Ihre grobe Arbeitshand zitterte, als sie nun das Siegel mit dem geschwungenen Palmenzweig ungelenk erbrach, und eine jähe Röte flackerte ihr unter

Digitized by Google

den Schläfen auf. Dann warf sie einen raschen Blick hinein und wandte sich, beinahe tonlos, an den Bauern:

„Wahrhaftig — o mei, o mei — Gaisdorffer —"

„Was is denn?"

Die Resi vertiefte sich in den Brief und antwortete nicht.

„Was is denn?"

„O mei Jessas — 's is so —"

„Von der Kreszenz?"

Sie nickte nur leicht mit dem Kopf.

„Aber Resi, denk' nur! Von der Kreszenz!"

„Freili, denk' nur!"

„Was hat s' denn, Resi?"

Die Resi lächelte still vor sich hin.

„Was wird s' haben? An Schatz hat s'," sagte sie schlicht, ohne aufzublicken.

„An Schatz?"

„Ja, und möcht' ihn heiraten —" las sie weiter.

„Is net mögli ... Wer is denn?"

„No — der Toni natürli —"

„Der Toni?"

Der Bauer sperrte das Maul auf und wunderte sich, daß ihm das nicht gleich von selber eingefallen war.

Der Toni! Natürlich! Der bei den Soldaten in der Stadt gestanden hatte! Der war zwar im Leben ein rechter Raufbold gewesen. Das Messer hatt' ihm lose gesessen, und auch den Schlagring hatte er immer gleich bei der Hand gehabt auf der Kirchweih, und einmal auf der Theresienwies' beim Oktoberfest hatt' er einen zum Krüppel geprügelt — wegen der Kreszenz natürlich — und war drum degradiert und in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt worden. Aber die Kreszenz hatte nicht von ihm gelassen und war ihm treu geblieben, denn er war ein hübscher Kerl gewesen, dessen stämmige Kraft die andern Mädel nur mit Neid sehen konnten. Nachher freilich, da hatt's dann den schlimmen Ausgang genommen ...

„Also heiraten möcht' s' halt den Toni?" fragte der Gaisdorffer nachdenklich. Er war ja der Vater und gönnte ihr das Glück gewißlich.

„Freili möcht' s' — aber die G'schicht' scheint an Haken z' hab'n," berichtete sie weiterlesend. „Im Fegfeu'r hat s' ihn getroffen —"

„Im Fegfeu'r?"

„Ja, so steht's hier g'schrieb'n — die Kreszenz is nur ihre neun Tag' d'rin g'wes'n und dann in die himmlischen Freuden eing'gangen — aber der Toni schmachtet noch immer da — wegen der vielen — no, du woaßt scho —"

„Ja ja, — i woaß," unterbrach sie der Bauer etwas ärgerlich.

„No, und d'rum, muaßt du halt denken, is die Kreszenz kreizunglückli, daß s'

Digitized by Google

ihren Schatz net kriegen soll, denn," setzte sie sehr resolut hinzu, „Ehen werd'n nur im Himmel g'schlossen."

„I woaß, 's is so, Resi. Der Herr Pfarra hat's oft g'sagt."

„Natürli" — nun zitterte ihre Stimme wieder leicht —, „und daher möcht' i' den Toni halt lösen, aus'm Fegfeu'r — woaßt — daß er z' ihr in'n Himmel kann."

Der Bauer wußte Rat.

„Mir werden eahm halt a paar Seelenmess'n les'n lassen?" meinte er.

„Dös mag scho helfen," entgegnete die Resi, verlegen aufblickend; „a paar Seelenmess'n bist d' eahm schuldig, dem Toni — wegen der Kreszenz."

Sie hatten den blühenden Acker längst hinter sich gelassen und waren, dem Lauf des Mühlstroms folgend, in's Dorf zurückgekommen.

Dann trennten sie sich.

Er ging rechts über die Brücke, sie gradeaus, aber nach ein paar Schritten kehrte der Bauer wieder um und sah der Dahinwandelnden mit fast andächtigen Augen nach. Ob er sich's einredete oder nicht — seitdem die Sache mit der Kreszenz spielte, hatte auch die Resi so was Ueberirdisches bekommen. Und wenn es nicht sündhaft gewesen wär', eine Heilige hätte schon grad' so ausschauen dürfen, genau so wie die Resi.

Und ihm fiel ein altes Gnadenbild ein, vor dem die Resi immer besonders tief knixte und in Gebet versank. Das stellte die heilige Notburga dar, die auch nur eine einfache Magd gewesen auf Erden und nachher heilig gesprochen war. Und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: genau so sah ja die Resi aus, ein bischen rötere Backen hatte sie vielleicht und kleinere Augen, aber das Heiligenbild war ja auch schon alt und matt und verblichen. Man sah nicht viel mehr darauf, und es hing auch recht dunkel, und wenn er die Resi nicht so gut von Angesicht gekannt hätte, hätte er vielleicht gar nicht mehr erkennen können, wie die heilige Notburga eigentlich ausgeschaut hatte.

Und er hatte Mühe, sich vorzustellen, daß das seine Resi war, die da zwischen dem reifen Korn nicht allzu rasch dahinschritt. In einer Glut von Sonnenschein, der ihr blondes Haar noch leuchtender machte und goldiger. Sie hielt den Kopf zur Erde gesenkt, so recht fromm und gebeugt schritt sie dahin; und der etwas schleppende, müde, schwere Gang paßte gar nicht so übel zu dieser heiligen Ergebenheit. Dem Bauer fiel das freilich nicht weiter auf, denn er wußte ja, daß die gute Resi ein Recht habe, müde und zerschlagen zu sein, da sie doch in der Nacht kein Auge zugethan hatte. Und ein wenig schmal und blaß war sie auch heute in der Früh' gewesen — aber bei den Aufregungen der letzten Tage konnt's auch wohl nicht anders sein.

Und während er sie mit den Augen verfolgte, dachte er daran, daß sie bei alledem in der Arbeit nicht nachließ, sondern eigentlich immer tüchtiger geworden war. Ueberhaupt — wenn er das Madl nicht gehabt hätt', die Resi ...

Und allerlei andächtige und verliebte Vorstellungen, unklare und ungeordnete Gefühle tauchten aus dem dunkeln Grund seines Gemüts auf und gewannen Gewalt über ihn.

Digitized by Google

Noch immer stand er in sich versunken und versonnen da.

Das Mädchen war schon längst hinter dem Knick, der von dieser Seite her den Garten des Mühlengrundstücks vom freien Feld abgrenzte, verschwunden.

Er merkte es erst eine ganze Zeit hinterher.

Als er sich rückwärts wandte, um auf seinen Hof zu kommen, stand die Niedermaierin dicht vor ihm, das Jüngste auf dem Arm, die beiden Größeren, zerlumpt und barfuß, hinter sich am Rock. Sie hatte eine Kiepe auf dem Rücken, in der Rechten funkelte ihr ein sichelförmiges Messer. Sie wollte wohl Grünfutter für ihre Ziegen schneiden.

„Grüaß' di Gott, Hias," rief sie ihn jetzt an.

Dem Bauern blieb der Gruß in der Kehle stecken.

Als er sie so plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, vor sich sah, war er unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen.

Die Niedermaierin war zwar seiner Mutter Schwesterkind, aber sie hatten sich nie recht miteinander gestanden und nie zusammengehalten. Und in der letzten Zeit schon gar nicht. Ihr Mann, der auf die Glasfabrik ging und nur des Sonnabends nach Hause kam, war zwar so unrecht nicht gewesen, aber seitdem er's auf der Lunge hatte und nun schon bald ein halbes Jahr im Spital lag, hatte der Bauer als nächster Verwandter die ganze Gesellschaft auf dem Halse gehabt. Er hatte auch der Resi christlichen Rat befolgt und geholfen und sie mit mancherlei Gutem, das ihm auf dem Felde, im Stall und in der Wirtschaft zuwuchs, noch immer über Wasser gehalten. Aber die Niedermaierin wollte mehr, Geld, immer nur Geld, und als sie merkte, daß der Bauer dafür nicht zu haben war, stimmte es zwischen ihnen nicht mehr. Die Geldstücke saßen ihm so fest in den Taschen, als hätte er Pech darin, und ehe er einmal einen Silberthaler springen ließ, opferte er schon lieber einen Sack Kartoffeln oder ein Huhn oder gar ein Ferkel. Aber auch diese guten Dinge hatten zuletzt immer seltener den Weg zu ihr gefunden. Und seitdem der Bauer auf ihren Vorschlag, sie an Stelle der Resi als Wirtschafterin ins Haus zu nehmen, nicht eingegangen war, mutmaßte sie, daß diese Allerweltsresi, die ihren Kindern noch am Ende die Erbschaft wegschnappen könnte, dahinterstecke. Nun legte sie den Leuten für Geld die Karten. Und wenn dem Gaisdorfer diese Gabe auch gewaltig imponierte, so hatte er doch auch seinen Bauernstolz. Die Arbeiterfrau, die ihren Haushalt verschlumpen und ihre Kinder verlumpen ließ, war keine Bäuerin.

Und grade jetzt mußte die ihm in den Weg kommen! Er hatte ein böses Wort auf der Zunge; aber er hielt an sich und sagte nur:

„No, was stehst da — und —"

„Was geht's di an? I kann stehn und gehn, wo i will, und brauch' neam'd net z' frag'n — mei Liaber —"

„Dös is g'wiß," sagte der Bauer und freute sich, daß sie ihn heute wenigstens nicht anbettelte. Er wollte schon mit einem raschen Gruß an ihr vorbeigehn, als sie ihm den Weg vertrat und ihn ansprach.

„Da schau' her, wannst di traust!" rief sie und hielt ihm den Säugling hin,

Digitized by Google

dessen mageres, kalkiges Gesichtchen aus dem schmutzigen Windeltuch kümmerlich genug herausschaute, „dös rührt di aa net? Gel? Natürli net! I hab's mir scho lang denkt, daß ihr zwoa was z'samm' habt's — du und die Resi —"

„I? Mit der Resi? Sollst di was schamen, Ursch'l — du — geh', scham' di — mit so am Gered'! Dös is a Heilige —"

„Is net mögli," höhnte sie; „wer hätt' dös denkt —"

„Freili, Ursch'l, freili —"

„Ei," rief sie dann ausbrechend, „geh' mir mit der, Hias . . . I woaß, was i woaß — die Karten lügen net, und i sag' dir aa glei, sie wird di ins Unglück bringen — 's Schandweib — dös —"

„Noch an Wort sagst auf die Resi, und — das Madl geht mi zwar nix an, aber daß du's verschimpfieren thuast, leid' i aa net."

Da sei nicht mehr viel zu verschimpfieren dran, gab sie ihm prompt zurück, und so ein alter Mann wie er sollte lieber für seine darbende Anverwandtschaft sorgen als so einem hergelaufenen Weibsbild nachrennen — es sei schon eine rechte Schande.

Dem Bauern juckte es in allen Fingerspitzen, drohend hob er die Hand.

„Hau her, wannst di traust, du — hau her!"

Aber er getraute sich wohl nicht, wenigstens ließ er die geballte Faust sinken und sagte ganz ruhig:

„Geh', Ursch'l, geh' . . . Di kenn' i jetz. Mir zwoa sind z'samm' fertig und hab'n nia nix mehr mitanand z' red'n. A net so viel —" und er knipste und schnalzte mit den Fingern und ließ, weit ausholend, die Verdutzte auf der Brücke stehn. Das Schimpfwort, das sie ihm nachrief, kümmerte ihn nicht mehr.

Hinterher war es ihm freilich leid. So weit hätte er's schließlich doch nicht kommen lassen sollen. Schon wegen der Nachred' im Dorf nicht.

Und wenn nun doch an ihrer Zauberei was dran wär'?

Dem Bauern fiel es schwer aufs Herz: Wenn sie ihm nur nicht das Vieh behexen möcht'! Die Leute sprachen, daß sie's könnte.

So viel war sicher, sie war eine Macht, die Niedermaierin, ganz bestimmt, eine böse, finstere Macht.

Er nahm sich vor, mit der Resi über den Fall zu reden.

*

Aber am nächsten Tage blieb die Resi aus.

Als es abermals Mittag wurde und sie noch immer nicht gekommen war, schickte Gaisdorffer den Sepp, seinen Knecht zum Müller hinüber und ließ fragen, was los sei. Sie sei zur Stadt gefahren, lautete der Bescheid, und käme gewiß vor dem Abend nicht zurück.

Aber am Abend, da war sie wirklich da.

Sie saß in des Bauern Stube im Sofa, grad' unter dem Bild der Kreszenz, das einmal auf einem Erntefest ein Schnellphotograph von ihr und dem Toni gemacht hatte.

Es dämmerte bereits stark, aber soviel man noch sehen konnte, schien es

Digitized by Google

ein frisches Durchschnittsgesicht zu sein, mit kräftigen, ziemlich regelmäßigen Zügen. Der gescheite und auffallend hübsche Mannskopf des Soldaten, der ihr lachend über die Schulter guckte, ließ es freilich fast häßlich und aufdringlich mit seinem sinnlich-robusten Lächeln wirken. Eine rechte Vorstellung gewann man indessen bei dem stumpfen Licht des sinkenden Tages nicht mehr, und die Platte war auch wohl etwas verschwommen und verlaufen. Es war, als läge ein leichter Nebel darüber, und die zerstörende Sonne, die jeden Vormittag darauf schien, webte den Schleier des Todes dichter und dichter und entrückte das lebensfrohe Paar mehr und mehr den Augen nachlebender Betrachter . . .

Der Bauer ging schon eine Weile, die Hände in den querstehenden Hosentaschen vergraben, in dem niedrigen Zimmer hin und her, als könne er zu keinem Entschluß kommen.

Jetzt blieb er vor der Resi stehn und sagte, nach dem auf dem Tisch liegenden Brief greifend:

„Wo steht's denn, Madl?"

„No, da — halt auf der andern Seit'n," entgegnete die Resi und tippte mit dem Zeigefinger auf die Stelle — „da — ganz da unten — zum Schluß — i kann's ja noch amal vorlesen, gel?"

„So —?" grunzte der Bauer und hielt, an das Fenster tretend, den Brief weit vor sich hin, um besser sehen zu können.

„Soll ich's Briefl noch rasch amal laut lesen?"

Aber der Bauer wollte es selbst sehen.

Er ging hinaus und kam gleich darauf mit einer unförmigen Brille zurück, die ihm immer wieder von der Nase fiel. Das Lesen machte ihm Mühe, er war's nicht gewohnt.

Aber anstatt nun nur den Schluß zu lesen, fing er noch einmal von vorn an, vorsichtig und langsam buchstabierend und halblaut vor sich hin gnuddelnd:

„Erschrick net, liabe Resi, wannst scho wieder a' Briefl von der Kreszenz kriegst. I war die Nacht wieder an Dein' Kammerfensterl, aber mit'n Fensterln is bei Di nix. Du thaatst gar net schlafen — sonst hätt' i Di gewiß mündlich ang'sproch'n. Ach, siehst, liabe Resi, Du bist halt doch mein' beste Freundin drunten auf der Erd' g'wes'n — i woaß net, wem i sonst mei' Not klagen soll, denn an mein' Vatern därf i net schreiben — der heilige Herr Petrus, an den alle Schriften zur Weiterbeförderung gehn, hat mir scho dreimal a Briefl an mein' Vatern g'ruckg'schickt — er kennt nur die Adressen der frommen Leut', die scho zu Lebzeit'n im Himmel vorg'merkt werden. Er moant, der Vater sei —"

„— geizig," sagte die Resi mit Nachdruck, ohne eine Miene zu verziehn, da der Bauer stockend die Stimme sinken ließ, als wolle er die peinliche Stelle überschlagen. Dann aber fuhr er, halblaut vor sich hinsprechend, wieder fort:

„— und müsse erst noch viele, viele guate Werke thuan, eh mir hier von eahm Notiz nehmen kinna. Aber Di hat er natürli glei kennt, liabe Resi, als i Dein' Namen nannt'. Du seist fromm und brav und voller

Digitized by Google

Zucht — dös hat er g'red't — und i sollt' nur Dein' Nothelfer und den heiligen Crescentius fragen, und wann die halt aa möchten Ja und Amen dazu sagen, na' würd' er g'wiß auf irgend a Weis' an Briefl scho in Dei' Händ' fördern. Und was der hochwürdige Herr Petrus sagt, dös geschicht. Und von eahm woaß i aa, daß Du mein' erste Schrift im vorigen Monat ganz richtig bekommen hast —"

„Im vorigen Monat?" sah der Bauer fragend auf.

„No freili. Du woaßt ja," erinnerte die Resi, „'s muaß wohl scho lang da g'leg'n hab'n, 's Briefl, ma kunnt's ja kaum noch lesen — vom vielen Regen —"

Der Bauer begriff. Es hatte den Juli hindurch fast jeden Tag geregnet, und das Korn war schon angefangen, auf dem Halm zu verfaulen ...

„Wann mir nur amal früher 'nausg'angen wär'n — gel?"

„Ja, ja, Bauer," sagte sie und nickte.

Dann las er weiter:

„Hier is wunderschön. Ma braucht gar net z' arbeiten, denn ob ma früher amal a Königin war oder a Viehmagd — der Unterschied gilt hier nimmer. Jetz lern' i die Posaun' blasen, und die heilige Cäcilia — die gar liab und holdselig is und die liabste Freundin von der heiligen Jungfrau Mutter — die heilige Cäcilia hat g'red't, daß ich's scho bald könnt' — und dann kriegt ma a eigne aus echtem Gold und därf durch'n ganzen Himmel blasen — soviel ma halt will und mag. Wann man aber koan' Lust hat, braucht man aa net, und wann nur erst der Toni da is, geb' ich's halt ganz wieder auf. Denn a Postillon, der er doch früher unten war, kann's natürli viel besser — der liabe Kerl ...

Ach, Resi, i bin ja so unglückli, denn seit i aus'm Fegfeuer 'naus bin, hab i 'n Toni aa net amal mehr zu sehn kriagt. Denn ma därf net wieder hin, wann man da amal furt is — sonst wär' i lang wieder aus'm Himmel wegg'lauf'n und zu mein' Toni —"

„Dös is aber a lang's Briefl," sagte der Bauer und schnaufte nach Atem; „'s Madl scheint aa noch in d' Schreibstund' 'gangen z' sein —"

„Dös is scho mögli — oder sie hat 'n sich schreiben lassen —"

„Dös glaub' i," rief der Bauer, „dös glaub' i — denn früher hat s' gar net schreiben kinna —"

„Ja, 's is a schön's Briefl," sagte die Resi und strich sich über Stirn und Wangen, als wollte sie da die brennende Röte, die ihr plötzlich aufgestiegen war, wegwischen. „Aber," hielt sie ihn an, „jetz kimmt's halt erscht."

Der Bauer rückte seine Brille zurecht, die ihm wieder von der Nase gleiten wollte, und fuhr fort:

„I bitt' schön, liabe Resi, i hätt' gar a rechte Bitt an Di, wannst mir's halt net verübeln möcht'st, sei so guat und red' mit mein' Vatern, daß er so liab sein möcht' und zwoahundert Thaler für'n Toni auswerfen. Denn damit kann i mein' Schatz aus'm Fegfeu'r lösen. Vielleicht wird er net wollen, der Vater, — und der heilige Petrus hat g'sagt,

Digitized by Google

i sollt' mir nur koan' Gedank'n machen, denn sein Geld thaat der Vater über alles liab hab'n, und 's sei g'wiß a rechte Sünd' — aber na, liabe Resi, hab' i mir denkt, schafft dir's halt 's Reserl. Hier waar's so guat als unmögli, Geld anz'leihn, aa net für hohe Zinsen, weil alles, was einkimmt, glei umg'schmolzen wird zu Posaunen, die gar net g'nug vorhanden sind und immer wieder ausgehn. Wannst halt es machen kannst, g'schicht mir a große Liab damit, und es bittet für Di, Resi, bei allen Heiligen Dein' alte Freundin Kreszenz."

Der Bauer sah auf.

„'s muaß noch a Nachred' da sein," sprach die Resi und nahm ihm den Briefbogen aus der Hand.

„Ja, hier," fuhr sie fort und las die Stelle laut vor:

„Leg 's Geld an denselben Ort, wo Du dös Briefl g'funden hast. I schick' scho an Engel, na bekomm' i's g'wiß. Aber koa Papier, 's muaß Gold sein, oder Silber. Papier hat hier koan Wert. Wann's dem Vater kommod wär', so sag' eahm aa, daß ma fünf Prozent Zinsen für sogenanntes Fegfeuer- oder Teufelsgeld geben därf. I verlass' mi ganz auf Di, liabs Reserl; Du kannst scho helfen, wannst nur magst."

Fünf Prozent!

Dem Bauern war sonderbar zu Mute.

Fünf Prozent! . . .

Er sah die Resi fragend an — vielleicht daß sie was sagte.

„No ja," fing sie da zögernd an und faltete das Schreiben zusammen, um es in das schmutzige Couvert zu stecken, „jetz woaßt aa, Bauer, wesweg'n i halt in der Stadt war."

„Ja ja," brummelte der.

„Und wann i dös Geld bekommen hätt', würd' i di g'wiß net damit behelligt haben. G'wiß net."

„Hast's also net kriegen können, Resi?"

„Freili net, dös hoaßt, die Sach' is so: Hab'n hätt' i's scho können, aber sechs Prozent für d' Intressen wollten s', daß i geben thaat. Und wann i aa gern für mein' Freundin a übriges thuan möcht', aber i bin halt aa nur an arm's Madl."

Sie war aufgestanden und zog sich das geblümte Kopftuch über den Haaren zusammen.

„No, wart' halt noch a bissel," meinte Gaisdorffer.

„I muaß furt," lehnte die Resi sehr bestimmt ab; „i bin nur z'erscht glei zu dir 'rum, und da warten's z' Haus auf mi. Mir ha'm Leberknödel heut' Abend — da sind d' Mannsleut' rein toll d'rauf."

Gaisdorffer überlegte.

In seiner Kammer, neben dem gewaltigen Ehebett, stand die große, buntbemalte und drinnen mit Tapetenpapier ausgeklebte Koffertruhe, in der schon seine Großmutter ihr Erspartes aufbewahrt hatte. Wenn er hineinging und den hochgewölbten, schweren Deckel zurückschlüg', so —

Digitized by Google

Hm . . .

Und dann fiel ihm ein, wie's beinah wie eine Fügung des Himmels ausschauen thät', daß er die kleine Hypothek von dreihundert Thalern der Niedermaierin aufgekündigt hatte. Weil sie immer mit den Interessen ausblieb. Nun hatte er das Geld in runden, harten Thalern drinnen liegen . . .

Als wenn ihm das schon geahnt hätt', das mit der Kreszenz . . .

Und er überlegte noch einmal.

Die Niedermaierin hatte nur drei Prozent gegeben — und die nicht mal, verbesserte er sich in Gedanken —, die himmlische Hypothek würd' ihm fünf eintragen — und schließlich, wenn's auch mit der Sicherheit des Kapitals vielleicht so eine Sache wäre — das heißt, er wollte beileibe nicht sagen, daß es unsicher sei, fügte er rasch ein und bekreuzigte sich im stillen dazu — aber, und darauf mußte er doch in seinen Jahren nun auch allmählich schon Bedacht nehmen — es war doch gewiß ein gutes Werk und erwarb ihm vielleicht die erste Anwartschaft auf ein behagliches Plätzchen im Himmel . . .

Als deshalb die Resi abschließend sagte, er könnte sich ja die Sache noch mal beschlafen, und sie schon die Thürklinke in der Hand hatte, hielt er sie am Arm zurück und rief ihr rasch und ein wenig selbstzufrieden zu:

„Du sollst 's Geld hab'n, Resi."

Nun machte die aber ein erstauntes Gesicht.

Der Bauer sah es, das hätt' sie nicht für möglich gehalten. Und er setzte deshalb mit ein wenig demütig abgedämpfter Stimme hinzu:

„Damit 's endlich amal merken, daß i seit der Zeit a frommer Mann worden bin. Wart'" — er ließ sie gar nicht zu Wort kommen —, „i hol's glei, und du nimmst's mit — wann i nur wüßt', daß ihr's kommod wär' und angenehm, der Kreszenz, nachher geb' i gar dreihundert Thaler."

„Dreihundert," fuhr die Resi überrascht auf, „dreihun —?"

„'s halt a Hypothek, schau, und 's Geld bleibat da hübsch z'samm'. Die hundert alloan, woaßt, nutzen mir aa nix."

„No, wennst halt moanst — z'frieden wird s' scho sein — und wär' ihr's z'wider, kann s' ja die hundert liegen lassen, und du nimmst s' wieder z'ruck."

Das leuchtete dem Bauern ein.

Als die Resi zehn Minuten später über die schlecht beleuchtete Diele ging, hielt sie die blaue Schürze aufgerafft über den Armen. Sie hatt's eilig genug. Ihre Leut' warteten ja noch immer auf die Leberknödl. Beinah wär' sie der Länge nach hingeschlagen. Grad' gegen den Schwellstein war sie gerannt — wo sie hier jeden Tritt im Haus kannte! —, und da klapperte und kicherte es in der Schürze wie von vielen harten Silberthalern. Und um ihren Mund glitt ein lustiges, verschmitztes Lächeln, als hätte sie schon mehr Hypotheken im Himmel gewinnbringend angelegt und wüßte ganz genau, wie's gemacht würde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die religiöse Frage in den Vereinigten Staaten und in Europa.

Von

Pierre de Coubertin.

Ich vermute, daß man in Deutschland nicht mit weniger Interesse als in Frankreich die Entwicklung der religiösen Frage in den Vereinigten Staaten verfolgt. Die Thatsache der Versammlung zu Chicago im Jahre 1893, des berühmten „Religionsparlamentes", dem Vertreter aller monotheistischen Kulte anwohnten und das unter dem Vorsitze des Kardinals Gibbons, des Erzbischofs von Baltimore, eröffnet wurde, diese so beachtenswerte und so frappante Thatsache hat die Frage der religiösen Zukunft Amerikas gewissermaßen der Beachtung ganz Europas nahegerückt. Frankreich, Deutschland und England haben übrigens besondere Interessen daran. Frankreich fragt sich, ob der liberale und tolerante Katholizismus, der jenseits des Atlantischen Ozeans entstanden ist, lebensfähig ist oder nicht und ob es ihn bei sich einführen könne. Das würde für es eine glückliche Lösung der moralischen Krisis sein, an der es seit einem Jahrhundert leidet; denn viele seiner Söhne, und der besten, die sich von gewissen Engherzigkeiten des römischen Katholizismus abgestoßen fühlen und denen es trotzdem widerstrebt, sich unter das Banner einer andern Kirche zu scharen, leben in einer Art von Isolierung, von religiöser Verkümmerung, die peinlich und bedauerlich ist. Diese würden sich gerne einem Kult in dem Sinne fügen, wie er von Kardinal Gibbons, Monsignore Ireland oder Pater Hecker aufgefaßt wird. Auch das Problem der Erziehung, das sich in Frankreich gerade wegen der Verschiedenheit der religiösen Ansichten immer so scharf zuspitzt, würde sich dadurch gebessert finden.

England kann seinerseits die Entwicklung des religiösen Geistes in einem Lande, das ihm durch seine Sprache und seine Geschichte so nahegerückt ist, nicht mit gleichgültigem Auge betrachten. So tolerant die britische Regierung den Dissidenten gegenüber geworden ist, so ist sie doch eine religiöse Regierung in dem Sinne, daß der Souverän zugleich Kirchenhaupt ist; übrigens hat gerade der Protestantismus zu großem Teile das Ausdehnungsvermögen Englands herbeigeführt, und ihm ist die Schaffung des großen Weltreichs zu verdanken, dessen Geschicke zu bestimmen er augenblicklich stolz als seine Aufgabe betrachtet. Wer sieht nicht ein, welche Schwächung — wenigstens in Europa — die angelsächsische Macht erleiden würde, wenn der größere Teil des amerikanischen Volkes sich zu den katholischen Lehren bekennen wollte?

Deutschland endlich ist direkt bei der Frage beteiligt wegen des Einflusses, den bei ihm die katholische Partei ausübt, und wegen der großen Anzahl von Deutschen, die nach Amerika ausgewandert ist und dort blühende und thätige Gesellschaften gegründet hat. Viele von diesen waren gerade Katholiken, und

Digitized by Google

im allgemeinen haben sie sich nicht sehr günstig für die liberalen Neuerungen erwiesen und sich vielmehr auf seiten der Jesuiten und des Erzbischofs von New York geschlagen, welche die Lehren des Kardinals Gibbons und des Pater Hecker bekämpfen.

Diese Lehren sind kürzlich in Rom von einer Zurückweisung betroffen worden, die, wenn sie der Form nach vielleicht auch etwas gelinde auftritt, dennoch sehr ernst zu nehmen und von ernsten Folgen begleitet ist. Ich meinesteils bin von diesem Ereignis nicht überrascht worden, das mir unvermeidlich schien und das lediglich das rechtfertigt, was ich früher über diesen Gegenstand geschrieben habe. Ich möchte mit einigen Worten erklären, warum ich nicht für die Zukunft des Katholizismus in den Vereinigten Staaten bin, und welche Erwägungen vom europäischen Standpunkt aus das Studium des religiösen Problems, wie es sich in dem Folgenden stellt, in mir wachgerufen hat.

*

Die Fortschritte des Katholizismus in den Vereinigten Staaten haben ihren Grund in drei verschiedenen Ursachen: die erste ist die Verfolgung, deren Opfer die Katholiken geworden sind, nicht nur in den puritanischen Staaten Neuenglands, sondern sogar in Maryland, das von ihnen und für sie geschaffen worden war und aus dem die Protestanten sie eines Tages vertrieben. Die Amerikaner verweilen nicht gern bei diesem Teile ihrer Geschichte, auf den sie sehr wenig stolz sind. Der Geist der Freiheit und Toleranz, den sie heute bethätigen, ist in der That auf ihrem Boden nur sehr langsam aufgekommen. Erst im Jahre 1741 sah New York zum letztenmal einen katholischen Priester verbrennen, und bis zum Jahre 1806 waren die Katholiken von allen Aemtern ausgeschlossen und ihrer Rechte beraubt. Eben in diesem Jahre rottete sich am Weihnachtsabend das Volk zusammen, um die Kapelle, in der die Katholiken sich versammelten, zu zerstören und in Brand zu setzen. Noch im Jahre 1816 erließ der Staat Massachussets Gesetze über die gewaltsame Durchführung der Sonntagsfeier, die von dem ausgesuchtesten Geiste der Intoleranz erfüllt waren. Man kann daher sagen, daß die Verfolgung der Katholiken eine heftige und anhaltende war. Es giebt nichts, was einer Religion so viel Aufschwung verleiht: Blut und Leiden nähren ihren Boden und führen ihr Gläubige in weit größerer Anzahl zu, als die beredtsten Predigten es vermöchten.

Die zweite Ursache der Entwicklung des amerikanischen Katholizismus ist die irländische und deutsche Einwanderung, vor allem die irländische, die in den Schoß der Vereinigten Staaten eine Bevölkerung ergoß, die um so zäher am katholischen Kult hing, je enger sie ihn auffaßte und je eifriger sie ihn in früheren Tagen allem gegenüber und allem entgegen ausgeübt hatte. Eine dritte Ursache, und nicht die geringfügigste, liegt endlich in der Einheit des Katholizismus gegenüber der Verschiedenheit der protestantischen Bekenntnisse. Wenn wir uns an die Berichte der offiziellen Volkszählung von 1890 halten, so finden wir, daß die Vereinigten Staaten sich hinsichtlich des religiösen Bekenntnisses in 6 250 049

Digitized by Google

Katholiken, 4 589 284 Methodisten, 3 712 468 Baptisten, 1 278 332 Presbyterianer, 4 231 072 Lutheraner, 641 051 Christusjünger, 540 509 Episkopalen (Anglikaner) und 512 771 Kongregationalisten scheiden, wozu dann noch die Quäker, Spiritualisten und so weiter kommen ... Man sieht, die Katholiken sind bei weitem die zahlreichsten auf dieser Liste, und in jedem Lande besitzt die Konfession, welche die Zahl für sich hat, auch den Einfluß, wenn auch ihre vorwiegende Stellung nicht offiziell anerkannt sein sollte.

Das also sind die Ursachen, die in der Vergangenheit zu Gunsten des amerikanischen Katholizismus gewirkt haben. Ueben sie noch einen Einfluß aus? Das ist eine Frage, die man meiner Ansicht nach bisher versäumt hat, sich vorzulegen, und die doch viel Licht über eine so wichtige Angelegenheit verbreiten dürfte. Die Verfolgung ist erloschen, die Einwanderung hat nachgelassen, die Einheit der Katholiken hat an Kraft eingebüßt, während die Zersplitterung ihrer Gegner sich vermindert hat: das ist die Wahrheit, und die Konstatierung dieser einfachen Thatsachen verändert ganz und gar die Voraussetzungen des Problems.

Die Verfolgung ist nicht nur erloschen, sondern man möchte beinah sagen, man bemühe sich von oben herab, ihr Andenken bis auf die letzte Spur zu tilgen. In diesem Lande, wo das Staatsoberhaupt nicht auch das Oberhaupt der Kirche ist, wo die Regierung in religiösen Dingen rechtlich neutral ist, wird thatsächlich kein Kult so rücksichtsvoll und mit so schonendem Zartgefühl behandelt wie der römisch-katholische. Die höchsten Würdenträger des Staats verfehlen nicht, an Einweihungsfeierlichkeiten und Gedenkfesten, wie an der Eröffnung der katholischen Universität von Washington oder an der Jahrhundertfeier der Errichtung der katholischen Episkopalhierarchie in den Vereinigten Staaten, teilzunehmen, und man könnte noch viele andre Gelegenheiten anführen, bei denen ein gewissermaßen offizielles Wohlwollen der katholischen Kirche gegenüber von der Regierung kundgegeben worden ist. Wenn der katholische Kult daselbst einen gewissen Nimbus gewinnt, ist es keinenfalls der Nimbus der Verfolgung und des Leidens.

An zweiter Stelle wird die Auswanderung immer mehr etwas, was der Vergangenheit angehört. Es giebt zweifellos noch genug Raum in den Vereinigten Staaten, und dieses ausgedehnte und reiche Land kann eine weit größere Bevölkerung ernähren als diejenige, die es heute einnimmt. Trotzdem gewinnt man den Eindruck, daß das Land geformt ist, daß es sich „zu setzen" beginnt, und daß, wenn es in Zukunft bestimmt ist, noch Ueberläufer aus Europa aufzunehmen, das nur noch vereinzelte sein werden; die Massenauswanderung ist vorbei, und wenn sie aus irgend einem unberechenbaren Grunde noch einmal beginnen sollte, so machen die Amerikaner kein Hehl daraus, daß sie ihre Regierung zwingen würden, dagegen einzuschreiten, aus Furcht vor der Desorganisation und der gefährlichen Gleichgewichtsstörung, die daraus für das Land erfolgen würden. Man darf daher wohl behaupten, daß die religiöse Lage, soweit sie aus der Auswanderung hervorgeht, mehr oder minder ihren Abschluß gefunden hat; die Anzahl der Anhänger dieses oder jenes Bekenntnisses kann daher durch die neuen

Digitized by Google

Zuzüglinge nur eine leichte Veränderung erleiden; nur durch Uebertritte kann sie eine andre Gestalt annehmen, und dieses Mittel gehört nicht zu denjenigen, die in unserm Jahrhundert sonderliche Aussicht auf Erfolg haben. Es giebt in den Vereinigten Staaten nur ein „Bekehrungswild", wenn man diesen respektwidrigen Ausdruck bei Erörterung religiöser Fragen anwenden darf: es sind das die Neger. Aber die Neger haben fast alle schon ihren Anschluß gefunden: man zählt unter ihnen eine sehr große Anzahl von Baptisten. Die Neger dem Katholizismus massenweise zuzuführen, ließe sich nicht ohne einen allgemeinen Druck auf die Gewissen ermöglichen, den die öffentliche Meinung nicht dulden würde, und der nahezu unmöglich zu organisieren wäre.

Es gilt schließlich noch eine dritte Thatsache, die gar nicht genug beachtet werden kann. Die Einheit unter den Katholiken ist nicht mehr, was sie früher war. Es bedarf keines allzu großen Scharfsinnes, um sich davon zu überzeugen. Daß es in Amerika unter ihnen zwei scharf geschiedene Strömungen giebt, weiß man schon längst, aber der Unterschied zwischen ihnen hat sich bedeutend verschärft. Kardinal Gibbons hat seine Partei, und die Jesuiten haben die ihrige, und es wäre verkehrt, in dem, was sie trennt, eine einfache Personenfrage zu erblicken: es geht weit darüber hinaus. Die Frage, die Monsignore Gibbons und Pater Hecker durch ihre Handlungen und ihre Worte aufgeworfen haben, ist dieselbe, die vor fünfzig Jahren Montalembert und Pater Lacordaire an Europa richteten, es ist die ewige Frage, ob der Katholizismus in seinen Dogmen beschlossen bleiben soll, oder ob er aus denselben heraustreten kann, ob er isoliert bleiben soll, oder ob er sich mit den sonstigen Formen des Christentums berühren kann. Nur waren diesmal die Umstände neu; abgesehen davon, daß die pontifikale Gewalt sich in den Händen eines sehr liberalen Papstes befindet, dessen Kühnheiten vielleicht noch einmal mehr angestaunt werden, als sie uns jetzt auffallen, wenn er nicht mehr da sein wird, bietet die zugleich aufgeklärte und mächtige amerikanische Demokratie für einen derartigen Versuch ein besonders günstiges Terrain dar. Das ist der Grund, weshalb das Unternehmen des Monsignore Gibbons und seiner Schüler einen dem Montalemberts und seiner Freunde so weit überlegenen Einfluß ausübt.

Darum ist es nicht minder wahr, daß so hohe Probleme, wenn sie innerhalb einer Gemeinschaft aufgeworfen werden, in derselben Unruhe hervorrufen können: eine heilsame Unruhe allerdings, immerhin aber eine Unruhe. Das aber gerade ist in den Vereinigten Staaten geschehen, wo die Katholiken in zwei scharf voneinander geschiedene Heerlager gespalten sind. Darin würde übrigens nicht ein so ernster Mißstand liegen: man hat gesagt, daß die Diskussion, wenn sie nicht in Streit ausartet, gut und heilsam ist, und das ist richtig. Allein was wird aus dieser Einheit, welche die Katholiken ohne Unterlaß der „Spaltung" ihren Rivalen entgegenzuhalten pflegten, und die sie als einen Grund ihrer Stärke hinstellten? Eben diese Einheit, die, wie ich soeben gesagt habe, rechts in Schwanken gerät, strebt sich links zu verwirklichen. Die Bewegung, die sich in dieser Hinsicht vollzieht, hat einen ausgesprochenen Charakter, und ich kann mit um so größerer

Digitized by Google

Bestimmtheit davon sprechen, als ich selbst längere Zeit gebraucht habe, um mich davon zu überzeugen. Ich erinnere mich sehr lebhaft des Eindrucks, den ich gewann, als ich im Jahre 1889 zum erstenmal die Vereinigten Staaten bereiste und ich Gelegenheit erhielt, mich mit Kardinal Gibbons und einigen Prälaten seiner Partei zu unterhalten; es war derselbe, den Brunetière später erhielt und den er in verschiedenen Artikeln und neuerdings in einigen Vorträgen analysiert hat. Die Zukunft des amerikanischen Katholizismus erschien mir damals in den glänzendsten Farben, und ich fragte mich, ob er nicht berufen sei, den Katholizismus der Alten Welt zu regenerieren. Vier Jahre später fand ich die Sachlage schon verändert, und ich bemerkte namentlich, daß die Lehre des Kardinals wenig Fortschritte machte. Wenn sie aber, unterstützt von einem so hervorragenden, so überlegenen und verführerischen Manne, mit Aposteln wie Monsignore Ireland, Monsignore Kean, der damals die katholische Universität von Washington leitete, und Pater Hecker, keine Fortschritte macht, wenn sie unter derartigen Verhältnissen keine Fortschritte macht, wie soll sie dann überhaupt vorwärts kommen? Ich nahm aber damals auch die Konzentrationsbewegung, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, der Protestanten, der verschiedenen Sekten wahr, die 1889 kaum noch vorhanden war, die energisch bereits gelegentlich des Zusammentritts des Religionsparlaments hervortrat und seither sich immer entschiedener bemerkbar gemacht hat.

*

Was diese Bewegung charakterisiert und ihr ihre ganze Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß sie vor allem national ist. Die Alte Welt beginnt von ihren Irrtümern bezüglich der Neuen Welt zurückzukommen. Sie gewahrt, daß dort der Handel und die Sucht nach Gewinn eine Art von Außenseite bilden, hinter der Gefühle thätig sind, ebenso selbstlos wie diejenigen, die in der Alten Welt der Vaterlandsbegeisterung als Hebel gedient haben, aber vielleicht noch stärker nach der Art, in welcher sie empfunden werden und zum Ausdruck gelangen. Der amerikanische Patriotismus giebt, wenn man will, in vielen seiner Aeußerungen einen übertriebenen Charakter zu erkennen, der durchaus nicht neu ist, und von dem man schon Spuren zur Zeit Washingtons antrifft, kurz nach der Emanzipation. Eine der Formen dieses Patriotismus ist das Verlangen nach religiöser Einheit gewesen. Dieses Verlangen hat in der ersten Zeit etwas Unpraktisches und Unvernünftiges an sich gehabt. Während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist die Idee der Begründung einer neuen Religion bei einem großen Teile der amerikanischen Volksmassen rege gewesen, und es haben sich zur ganz ernstgemeinten Verwirklichung dieser Idee hervorragende Leute gefunden, die sonderbare Sekten gegründet haben, wovon die einen sich auf widernatürliche Grundsätze stützten und die andern die bevorstehende Ankunft eines neuen Messias verkündeten — alle aber sich ausschließlich mit Amerika beschäftigend, als ob das Seelenheil der übrigen Menschheit von dem Augenblicke an, da das Amerikas gesichert sei, gar nicht mehr in Betracht käme.

Digitized by Google

Mit dem Fortschreiten der Zivilisation haben diese etwas naiven Bestrebungen nachgelassen: es sind keine neuen Sekten mehr gestiftet worden, und die alten, die sich erhalten, haben keinen neuen Zuwachs mehr bekommen. Aber das leidenschaftliche Interesse, das man den religiösen Fragen entgegenbrachte, und das vor einiger Zeit jene „revivals", eine Art von Weltfluchtpredigten, herbeiführte, die unter freiem Himmel an die Menge gerichtet wurden, und in denen aufrichtige Frömmigkeit mit wildem Hysterismus Hand in Hand gingen — dieses Interesse hat eine andre Richtung angenommen. Die Amerikaner haben nicht mehr das Verlangen, eine neue Religion zu stiften; sie beschränken sich auf die Schaffung einer nationalen Kirche, und von diesem Ehrgeiz getrieben, der bei vielen einstweilen nur ein Instinkt ist, nähern sie sich einander und suchen mit Vorliebe alle die Punkte auf, durch die sie miteinander in Berührung kommen und ein gegenseitiges Verständnis erzielen können. Was für eine bezeichnendere Manifestation eines derartigen Geisteszustandes ließe sich wohl anführen als die Gewohnheit, welche die Geistlichen der verschiedenen Kulte angenommen haben, gegenseitig für sich die Predigtstühle zu besteigen? Man nennt das mit einem sehr anschaulichen Ausdruck „exchanging pulpits". Dieser Austausch ist sehr beliebt: er übt einen ganz besondern Einfluß auf die Predigten aus. Wenn ein baptistischer Geistlicher vor einer presbyterianischen Hörerschaft spricht, oder wenn ein Kongregationalist sich an Lutheraner wendet, geschieht das augenscheinlich nicht in der Absicht, ihnen unangenehm zu werden oder ihre Ueberzeugungen zu verletzen. Sie möchten gern, wie in Chicago, suchen, was vereint, und nicht, was trennt. Sie möchten gern mehr und mehr die Starrheit des Dogmas aufgeben, um sich in friedlicher Weise über das religiöse Gefühl zu verständigen, das seinerseits den verschiedenen Glaubensbekenntnissen ihre Berechtigung verleiht, an ihnen aber keinen Anstoß nimmt.

Selbstverständlich ist es nicht der Klerus, von dem diese Bewegung ausgeht; er wird von den Gläubigen dazu getrieben, aber im allgemeinen läßt er das willig geschehen, weil er die guten Seiten derselben einsieht; übrigens ist kaum zu verkennen, daß jeder Widerstand von seiner Seite gebrochen werden würde, so viel Stärke hat schon die Strömung nach Einheit gewonnen. Ich habe hundertmal beobachtet, wie sehr in Amerika sich jeder um die Glaubensansichten seines Nächsten kümmert, wie gern man sich dieselben erklären und sich den Standpunkt des andern auseinandersetzen läßt. Je weiter die verschiedenen Standpunkte auseinandergehen, desto mehr Interesse nimmt man daran, sie kennen zu lernen. Namentlich bei der Jugend tritt diese geistige Richtung hervor, und bei ihr gewinnt sie auch die größte Bedeutung. Schon im Jahre 1889 hatte ich in Charlottesville, dem Sitze der berühmten von Jefferson gegründeten Universität von Virginien, eine Kapelle gesehen, die allen christlichen Kulten offen stand; den Studierenden, die sie erbaut hatten und mit ihrem Gelde unterhielten, machte es Vergnügen, in derselben der Reihe nach die hervorragendsten Prediger jedes einzelnen Bekenntnisses zu hören. Als ich im Jahre 1893 die Pläne für den Ausbau der großartigen Universität von Palo-Alto (Kalifornien) studierte,

Digitized by Google

bemerkte ich eine Kirche, die dem „allgemeinen Gotte“ geweiht werden sollte. So wiederholte sich nach einer Reihe von Jahrhunderten das, was dem heiligen Paulus bei seiner Ankunft in Athen aufgefallen war. Auch dort gab es einen Altar, der dem „unbekannten Gotte“ geheiligt war, dem einzigen und allgemeinen, dessen demnächstige Ankunft man ahnte, ohne zu wissen, wann und wie er kommen werde.

Es könnten noch manche, nicht minder bezeichnende Symptome angeführt werden, wenn die Grenzen dieses kurzen Artikels mir gestatteten, einen Gegenstand gründlicher zu behandeln, auf dessen Skizzierung ich mich einstweilen beschränke und der eine ausgiebigere Behandlung auch erst in einiger Zeit erfahren kann, wenn die moralischen Folgen des kürzlich beendeten spanisch-amerikanischen Krieges deutlicher hervorgetreten sein werden. Was sich im gegenwärtigen Augenblick nicht bestreiten läßt, ist die Thatsache, daß eine starke Strömung nach Einheit, deren Ursprünge schon eine Zeitlang zurückliegen, die amerikanische Christenheit in Bewegung setzt, und daß diese Strömung offenbar nach der Organisation eines nationalen, wenn auch auf breiter und toleranter Grundlage beruhenden Christentums hindrängt. Nun würde aber die Vereinigung der Protestanten nicht nur den amerikanischen Katholizismus in hohem Grade beeinträchtigen, indem sie ihm den Anschein der Einheit gegenüber der Verschiedenheit der rivalisierenden Kulte benähme, sondern es liegt auch auf der Hand, daß sie ihn zum Teil desorganisieren würde. Es hieße die verschiedenen katholischen Kreise in den Vereinigten Staaten wenig kennen, wenn man in denselben hier und da nicht ein gewisses Gefühl der Unabhängigkeit Rom gegenüber wahrnehmen wollte, das nach manchen Richtungen hin interessante Fingerzeige für die Zukunft giebt. Man gehorcht dem Papste um so lieber, als der Papst sich Leo XIII. nennt und die Unterwerfung leicht ist gegenüber einem Manne von so hohen Gesichtspunkten, dessen Andenken ganz gewiß unsterblich sein wird; aber man hegt ein starkes Gefühl der Entfremdung gegenüber seiner Umgebung oder wenigstens dem päpstlichen Hofe und den verschiedenen römischen Kongregationen ... Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn man katholisch sein könnte, ohne römisch zu sein, oder vielmehr, wenn ein Amerikaner kirchlicher Oberhirt werden könnte, die Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten sich vermehren würde. Da das aber unmöglich und es ganz im Gegenteil wahrscheinlich ist, daß der Nachfolger Leos XIII. sein Pontifikat in reaktionärem Sinne führen wird, hat das Gegenteil mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

*

Kann man wohl aus dem Studium des Katholizismus in den Vereinigten Staaten allgemeine Schlüsse ziehen und vor allem Schlüsse, die Europa interessieren und geeignet sind, uns über die religiöse Zukunft aufzuklären, die wir Europäer zu erwarten haben? Es scheint mir, daß das sehr wohl möglich ist, und ich will versuchen, darzulegen, wie ich das verstehe.

Ich habe weiter oben gesagt, aus welchen ernstlichen Beweggründen ich,

Digitized by Google

nachdem ich diese Frage lange studiert und reiflich darüber nachgedacht habe, zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß der Katholizismus sich augenblicklich in den Vereinigten Staaten auf seinem Höhepunkte befindet und in Zukunft nur wieder dem Niedergange verfallen kann. Keinesfalls aber läßt sich zugeben, daß er eventuell in Amerika oder in England verschwinden wird. Allein, selbst wenn es infolge des so mächtigen und sich bis auf Gewissensangelegenheiten erstreckenden amerikanischen Nationalgefühls zu einer Art von Schisma kommen sollte, ja wenn selbst einige einem von Rom ausgegangenen Verbot trotzen und sich der Nationalkirche anschließen sollten, sobald diese sich einmal konstituiert haben wird, würden doch die meisten katholisch bleiben.[1])

Es ist in der That nicht das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit und auch nicht das so vielbesprochene Dogma von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahle, was den Katholizismus ausmacht. Das eine wie das andre ist eine Folge des Geistes, von dem der Katholizismus ausgegangen ist, und dieser Geist ist derjenige des Apostels Petrus, der, wie man das ganz richtig hervorgehoben hat, im Gegensatz zu dem des Apostels Paulus steht.

Erben des göttlichen Meisters, haben diese beiden großen Geister ihn jeder, wenn man so sagen darf, in einer Halbuniversalität erfaßt. Hätte Petrus nicht gelebt, so würden Tausende von Christen des moralischen Lebens entbehren; hätte Paulus nicht geredet, so würden Tausende aus Mangel an geistiger Nahrung zu Grunde gehen. Man könnte beide so auffassen, als sei der eine die Weiterentwicklung des andern; man könnte glauben, der zweite stelle einen Fortschritt gegen den ersten dar, und es sei auf diese Weise die aus dem zweiten geschöpfte Lehre derjenigen überlegen, die sich dem ersten entnehmen läßt. Das würde aber ein Irrtum sein. Es hat immer Katholiken und Protestanten gegeben, und es wird immer solche geben. Dieser Dualismus ist eine Notwendigkeit, und es scheint, daß das Christentum darum unvergänglich ist, weil es ihn zuerst verwirklicht hat. Das ist das Geheimnis seines ewigen Bestandes. So erklären sich zugleich die Macht und die Ohnmacht der früheren Religionen. Nichts würde das Christentum stärker erschüttern und nichts sicherer zu seinem Untergang führen als eine Massenbekehrung der einen oder der andern.

In dieser Hinsicht ist die in Amerika gemachte Erfahrung höchst interessant. Wir haben da eine Nation vor uns, die sich keine lästigen Traditionen, keine hinderlichen Erbschaften, sondern im Gegenteil eine ergiebige Vereinsamung geschaffen hat, ein wertvolles Eigenleben. Daß die Vereinigten Staaten hinsichtlich der allgemeinen Kultur, der bürgerlichen Erziehung, der Gedankenfreiheit weiter fortgeschritten sind als wir Europäer, unterliegt keinem Zweifel. Und doch hat in diesem freien Lande und bei diesem fortgeschrittenen Zivilisationszustande der Katholizismus sofort Boden gefaßt. Ich habe dargelegt, weshalb und unter

[1]) Ich führe hier nur als einfache Hypothese an, daß die katholische Kirche von Canada in Zukunft als Bindeglied zwischen der von Rom und der in den Vereinigten Staaten dienen könnte, wie dies im Orient gewisse Gruppen zwischen den Orthodoxen und den Römischen thun.

Digitized by Google

welchen besonders günstigen Bedingungen sein Wachstum ein ungewöhnliches gewesen ist; was aber normal und beweiskräftig ist, ist eben die Thatsache seines Fortkommens. Ebenso wie der Katholizismus nach der Begründung der religiösen Freiheit in England dort Wurzel gefaßt hat, hat er auch in allen in der Welt zerstreuten angelsächsischen Gemeinwesen Wurzel gefaßt.

Will das besagen, daß er dort für immer herrschen wird? Gewiß nicht; es scheint, daß in dieser Hinsicht eine Art von providentieller Beziehung zwischen Religion und Volksstamm vorhanden ist. Die Mission des Anglo-Sachsonismus ist enge mit dem Protestantismus verknüpft, wie die Geschichte Frankreichs es mit dem Katholizismus ist. Aber wie viel Gutes schafft nicht in dem einen wie dem andern Falle das Vorhandensein einer dissentierenden Minderheit? England und Amerika verdanken dem Katholizismus vieles, und was würde Frankreich ohne seine protestantischen Angehörigen sein? Was für eine blutige Wunde ist ihm nicht durch die Widerrufung des Edikts von Nantes geschlagen worden, und was für eine große Rolle haben nicht die Protestanten gespielt, die ihm bei der Wiederaufrichtung aus seinem Unglück zur Seite gestanden haben? Wenn in einem Volksstamme etwas vorhanden ist, das wie eine Schickung nach der Seite des Apostels Petrus oder des Apostels Paulus drängt, so soll es auch, wie es scheint, in jedem Volksstamme nicht an einer Minderheit fehlen, die in ihren Bestrebungen nicht gestört sein will, und der die Tendenz ihrer Brüder nicht entspricht.

Es gilt das nicht nur für die Vergangenheit; wir sehen, daß es für die Gegenwart und selbst für die Zukunft Geltung hat, denn für uns Europäer bedeuten die Vereinigten Staaten so etwas wie die Zukunft. Es ist das sehr wichtig: sich sagen zu müssen, daß die Zukunft nicht den entscheidenden Sieg der einen der beiden großen Formen des Christentums über die andre davontragen wird und daß stets und überall ihr Nebeneinanderbestehen in wechselndem Verhältnis, je nach dem Volksstamme, gut, ersprießlich und notwendig ist, das ist ganz gewiß ein tröstliches und vielverheißendes Bewußtsein.

Das Beispiel Amerikas lehrt uns aber noch etwas andres. Wenn wir sehen wie es bestrebt ist, nicht die Religion, sondern die Kirche zu nationalisieren, fühlen wir uns zu der Frage gedrängt, ob nicht in Europa ähnliche Bestrebungen vorhanden sind, und eine Frage stellen, heißt sie beantworten. Sie sind in Europa allerdings vorhanden, aber weit schwächer und weniger ausgesprochen. Man kann sie indes ohne sonderliche Anstrengung gewahren. Richten wir zunächst den Blick nach Osten. Hat sich in Rußland etwa das Band, welches die weltliche Regierung mit der geistlichen verbindet, zu lockern begonnen? Das möchte wohl niemand behaupten, so sehr liegt das Gegenteil zu Tage, und so leicht ist es zu gewahren, daß Alexander III. und Nikolaus II. eine Kirche regieren, die vielleicht nicht mehr slawisch, die aber ganz gewiß weit russischer ist als zu Zeiten Alexanders I. oder Nikolaus' I. Die Griechen bekennen sich zu der gleichen Religion, aber wie sehr haben sich ihre Formen seit der Unabhängigkeit, an deren Herbeiführung ihre Popen sich so sehr beteiligt haben, wie sehr haben sich ihre

Digitized by Google

Formen und ihr Geist von Tag zu Tag mehr helleniſiert! Und ſehen wir nicht die Bulgaren alle Augenblicke religiöſe Vorrechte begehren, hinter denen ſie ihre nationalen Anſprüche verbergen?

In Oeſterreich hat die traurige Zerbröckelung der kaiſerlichen Monarchie eine Menge Bande dieſer Art gelöſt, dafür aber iſt, was Deutſchland anlangt, die Haltung Kaiſer Wilhelms II. bezeichnend. Man merkt ganz deutlich, in welcher Weiſe er ſeine Miſſion von religiöſem Standpunkt auffaßt, und ſeine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande hat in ſymboliſcher Weiſe angedeutet, was er in dieſer Hinſicht denkt. In offizieller Weiſe die proteſtantiſche Erlöſerkirche einweihen und gleichzeitig den Anlaß zu einer beträchtlichen Schenkung zu Gunſten ſeiner katholiſchen Unterthanen ergreifen, will das nicht in weit- und hochherziger Weiſe beſagen, daß alle Chriſten Deutſchlands, welcher Konfeſſion ſie auch angehören mögen, ein Anrecht auf den Schutz ihres Souveräns haben? Noch vor vierzig Jahren hätte ein deutſcher Kaiſer, wenn damals ſchon ein Kaiſerreich beſtanden hätte, geglaubt, ſeiner Rolle genügt zu haben, wenn er die einen ſeines Wohlwollens und die andern ſeiner Toleranz verſichert hätte. Heute überwiegt der Titel eines Deutſchen alle andern Titel, ſelbſt in religiöſer Hinſicht.

In Italien wird trotz des formellen Zerwürfniſſes zwiſchen dem Papſt und dem König die Kirche als national aufgefaßt. Niemals hat es vielleicht für die italieniſche Regierung ſo viele Beweggründe zu dem Wunſche gegeben, daß der Nachfolger Leos XIII. ein Ausländer ſein möge. Trotzdem ſpricht alles dafür, daß dieſer Nachfolger ein Italiener ſein wird wie er, und wenn es anders wäre, würde Italien ſich für verletzt halten; ein ſo inniger Zuſammenhang herrſcht zwiſchen dem Volksſtamm und ſeiner Religion.

In Frankreich endlich verlangt, trotzdem die Republik den Klerikalismus bekämpft hat, die öffentliche Meinung von den Biſchöfen und Prieſtern, daß ſie an allen Freuden und Leiden der Nation teilnehmen, und wenn ſie gelegentlich gegen das Staatsoberhaupt und ſeine Miniſter losziehen, erwartet man von ihnen eine patriotiſche Erklärung ſelbſt noch vor dem Bekenntniſſe der Anhänglichkeit an ihren Glauben.

Es iſt daher gewiß, daß die Vereinigten Staaten nicht allein auf dem Wege der Nationaliſierung der Kirche wandeln. Sie haben auf demſelben einen Vorſprung gewonnen, aber Europa folgt ihnen nach. Die Thatſache iſt ſehr ernſt und birgt eine Menge von Folgen in ſich, die wohl bedacht ſein wollen. Gutes oder Schlimmes wird aus einem derartigen Stande der Dinge hervorgehen, je nach der Richtung, welche die Ziviliſation einſchlagen wird. Jedenfalls aber hat es den Anſchein, als ob nicht die Kirche die weltliche Geſellſchaft beſtimmen, ſondern eher das Umgekehrte der Fall ſein werde. Die Kirchen werden zu dem werden, was die Völker aus ihnen machen werden; ſie werden deren humanitäre Beſtrebungen begünſtigen oder deren Barbareien mitmachen. Man muß geſtehen, es iſt das eine eigentümliche Perſpektive für ein Jahrhundert, das ſich geſchmeichelt hatte, es werde für immer das geiſtige Gebiet von dem weltlichen Gebiet trennen.

Digitized by Google

Ueber Fernfühligkeit (Telepathie).

Von

Prof. Dr. Moriz Benedikt.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß zu Ende des 19. Jahrhunderts der Mysticismus eine Teilauferstehung erfahren hat, daß zum Beispiel der Spiritismus gelehrte Anhänger hat, daß mit dem Hypnotismus geradezu Bacchanalien von Nonsens getrieben wurden, daß an mechanische Gedankenübertragungen geglaubt wird und daß selbst die Telepathie Anhänger gefunden hat.

Man versteht unter Telepathie das Gefühlsvermögen, Kenntnis von in der Ferne vorgehenden Ereignissen ohne nähere seelische Vermittlung zu erlangen, etwa wie durch ein unvermutetes Telegramm von einem unvermuteten Geschehen.

Sprachlich richtig müßte man eigentlich von Telästhesie sprechen; der kaudergriechische Erfinder des Wortes hatte aber den Ausdruck instinktiv korrekt gewählt, denn es ist ein Leiden dabei, nämlich des gesunden Menschenverstandes und der Urteilsfähigkeit. Es darf uns aber gar nicht wundernehmen, daß geniale Menschen an Telepathie glauben. Genialität, auch schöpferische, ist nicht immer notwendig an gesundem Menschenverstand und an die Fähigkeit nüchtern sondernder Prüfung gebunden, und geniale Menschen gehen oft leichter irre als mittelbegabte, wenn eine ungewöhnliche Verwicklung und ein ungewöhnlicher Eindruck die Einbildungskraft mehr herausfordern als das nüchterne Denken. Schon deshalb ist es geboten, über solche Verirrungen nicht mit pharisäischem Hochmute vorüberzugehen. Die geistige Sicherheit der Gesellschaft erfordert, daß man sich die Mühe gebe, Verrenkungen von Köpfen einzurichten. Veranlassung zu dieser Erörterung gab mir die Beobachtung der folgenden zwei Fälle:

Eine hochbegabte Dame, die zu den scharfsinnigsten Anhängern Häckels gehört und den Evolutionismus in einer großartigen Dichtung als wahre Psalmistin des Evolutionismus besungen hat, ist, trotz ihres Umgangs mit hervorragenden Denkern der verschiedensten Fakultäten, eine sozusagen trotzige Anhängerin der Telepathie. Sie gründet ihren Glauben auf ein Erlebnis. In ihren Entwicklungsjahren, schwer nervös erkrankt, bekam sie eine bange Ahnung über das Schicksal ihres Bruders, der seit kurzer Zeit als gesunder, kräftiger, junger Mann verreist war und von dem sie nur günstige Nachrichten erhielt.

Sie wehklagte eines Tages, daß dem Bruder etwas Unheilvolles geschehen sei, und noch an demselben Abend brachte der Draht die Nachricht von seinem plötzlichen Tode. Das erscheint doch eine unwiderlegliche Thatsache, da an der Thatsächlichkeit des ganzen Vorganges kein Zweifel obwalten konnte, da die denkbar verläßlichsten Zeugen den Thatbestand bestätigen.

Man kann als Kritiker im ersten Augenblicke eigentlich nur an einen ganz außerordentlichen Zufall denken. Dennoch muß es sehr befremden, daß eine

Digitized by Google

naturwissenschaftlich und vor allem wissenschaftlich-philosophisch so gebildete Persönlichkeit, die heute nicht eine Spur krankhaften Nerven- oder Seelenzustandes aufweist, einem solchen „Zufalle“ eine mystisch-gesetzliche Bedeutung beimißt.

Um das zu verstehen, muß man die Wirkung von Shock bedenken.

Heftig einstürmende Ereignisse, physische und psychische Erschütterungen können einen bleibenden Eindruck fürs Leben zurücklassen und zwar entweder in Form triebartiger Angst oder souverän das Seelenleben beherrschender Vorstellungen und Gefühle.

Es versteht sich von selbst, daß die Kraft der Erschütterung allein nicht vollständig maßgebend ist, sondern daß der augenblickliche oder andauernde Grad der Erschütterbarkeit jedes einzelnen dabei eine Rolle spielt.

Ich will aus meinem Leben solche Ereignisse schildern, die einen bleibenden oder langandauernden Eindruck übten und andre gleichwertige, die höchstens vorübergehend wirkten.

In dem Kindesalter, in dem man noch spazieren getragen wird, begegnete das Dienstmädchen, das mich auf dem Arme trug, in einer Schlucht der heimkehrenden Viehherde mit dem Stiere an der Spitze. Dieser hatte uns von der Ferne bemerkt und stürmte auf uns los. Mühsam rettete das Mädchen sich und mich, indem sie unter Angstgeschrei eine steile Böschung hinaufkletterte. Bis heute beschleicht mich unwillkürlich ein Angstgefühl, wenn ich eines Stieres oder selbst eines unruhigen Ochsen unvermutet ansichtig werde.

Als Kind belästigte mich ein böser Nachbarhund, der mich um so mehr regelmäßig heftig anbellte und verfolgte, als ich vor ihm davonlief. Bellende Hunde sind mir bis heute ungewöhnlich zuwider.

Es handelt sich dabei nicht um Furcht, sondern um triebartiges Erschrecken.

Noch lehrreicher ist mir aus eigner Erfahrung eine gewisse Gespensterangst. Wenn ich in der Dämmerung oder im Dunkel besonders einen Waldweg einschlage, sehe ich jeden Augenblick irgend eine gespenstige Gestalt auftauchen, und ich fahre jedesmal schreckhaft zusammen, bevor ich Zeit zur Ueberlegung habe. Ich glaube natürlich nicht an Gespenster, aber das unwillkürliche Erschrecken hat mich dahingebracht, besonders einsame, nächtliche Waldwanderungen zu meiden. Ich weiß sehr gut, woher diese Erscheinung kommt. Meine Augen haben Fehler; sie sind „astigmatisch“, infolgedessen sehe ich alles etwas breiter und blasser. Ich habe außerdem ein kurzsichtiges und ein fernsichtiges Auge; ich sehe daher nur mit je einem Auge plastisch. Dieser physische Zustand meiner Augen bedingt, daß sich aus dem bewegten Geäste und den bewegten Blättern mit den dazwischen durchschimmernden Lichtspuren für mein Auge bewegte Zerrgestalten bilden. Obwohl ich begreiflicherweise mich nicht fürchte, kann ich das triebartige Schreckgefühl nicht überwinden.

Solche Sinnestäuschungen in der Breite der Gesundheit sind für den Ursprung des Gespensterglaubens sehr belehrend, und wir brauchen uns nicht zu verwundern, daß solche Erscheinungen von nicht nüchtern denkenden Menschen als Thatsachen angesehen und selbst beschworen wurden.

Digitized by Google

Im Gegensatze zu diesen triebartigen Shocks haben andre Eindrücke, die an und für sich shockerzeugende sind, auf mich wenig Eindruck gemacht.

So haben eine Ertrinkungsgefahr, eine Abrutschung bei der Besteigung des Dachsteins im Jahre 1854, ein sehr gefährlicher, langer Ritt auf einem durchgehenden Pferde, das die Nähe eines Bären gerochen hatte, ein dreimaliges Ueberfahrenwerden über den Schienbeinen durch Lastwagen ohne besondere Folgen keinen irgendwie starken oder andauernden Eindruck auf mich gemacht.

Der Shock hingegen durch Herausgeschleudertwerden aus einem Wagen im Engadin ließ einen langandauernden Eindruck zurück. Die Schleuderung war sehr heftig, so daß ich in der Luft um die Körperachse gedreht wurde, die Verletzung war unbedeutend, der augenblickliche Eindruck ein minimaler.

Als ich am andern Tage auf der Höhe des Imperiale einer Schweizer Postkutsche über den Julier- und Schynpaß nach Chur fuhr, erfaßte mich beim Vorbeifahren neben Abgründen und bei steiler Thalfahrt ein früher nie gekanntes Angstgefühl, das sich in den nächsten Jahren immer mehr steigerte. Die geringste Straßenneigung auf kürzester Strecke erregte mich heftig, trotz eigentlicher Seelenruhe.

Als ich zwei Jahre später über den Simplon fuhr, konnte ich die Thalfahrt absolut nicht durchführen; ich mußte zu Fuß das Rhonethal erreichen.

In allen diesen andauernden Fällen handelte es sich um triebartige Angstgefühle, die mit dem Netze der eigentlichen cerebralen Denk- und Gefühlsthätigkeit in keinem näheren Verbande stehen, aber die Thätigkeit doch bis zu einem gewissen Grade beeinflussen.

Diese Schiefe-Ebenen-Angst beim Fahren ist bei vielen Leuten angeboren und unüberwindlich. Ein berühmter Montblancführer weinte Angstthränen, als er den Malojapaß hinabfahren mußte.

Ich will hier nun einen weiteren lehrreichen Shockeindruck aus meiner Beobachtung mitteilen, welcher zeigt, wie ein Shock das klarste Denkergehirn trüben kann. Ein greiser, hochangesehener Kollege, der sehr an mir hing, wie ich an ihm, lud mich zur Weihnachtsfeier ein.

Ich hatte eine andre, dringendere soziale Verpflichtung für diesen Abend und lehnte dankend ab. Da kam die Tochter des Mannes weinend zu mir und beschwor mich, die Einladung anzunehmen. Der Papa sei im vorigen Jahre an diesem Abende mit sechs andern Familiengliedern bei Tische gewesen, und da habe er einen Schlaganfall erlitten. Er sei nun in Verzweiflung, auch dieses Jahr zu sieben zu Tische zu gehen, und einen achten wissen sie sich nicht aufzutreiben. Der Mann war aber ein heller Kopf, der vierzig Jahre vorher ein Buch geschrieben, durch das er die berühmte gerichtlich-medizinische Schule von Prag gegründet hatte und zur angeführten Zeit sich noch der höchsten Denkklarheit erfreute. Aber der Shock hatte ihm die unüberwindliche Angst vor der Zahl „Sieben“ eingejagt!

Seitdem bin ich gegen derartige Vorurteile sehr nachsichtig geworden.

Selber mag sie jeder haben, nur die Propaganda für sie ist verwerflich und zu bekämpfen.

Digitized by Google

Man denke weiters an einen Lokomotivführer, der im letzten Momente durch Bremsen die Intensität eines Zusammenstoßes mildert, aber dabei doch verletzt wird. Durch Jahre oder für immer kann der Versuch, eine Lokomotive zu führen, einen Angst- nicht Furchtanfall erzeugen, der die Ausführung des Versuchs unmöglich macht.

Kehren wir zu unserm ersten Falle zurück.

Daß die unvermutete, verhängnisvolle Nachricht in Verbindung mit der vorausgegangenen Ahnung einen Erkenntnisshock mit Hilfe des Gefühlsshocks hervorgerufen hat, ist erklärlich und sozusagen verzeihlich. Dieser Erkenntnisriß hat aber Schlimmeres für die Erkenntnisklarheit zur Folge gehabt, nämlich einen Versuch, durch eine kühne evolutionistische Hypothese den Riß zu flicken.

Existiert nicht ein rudimentäres Organ in uns, das in Zukunft unsre Fähigkeit der Fernfühligkeit in einem uns heute noch unverständlichen Grade steigern wird, und besitzen nicht schon heute einzelne eine höhere Entwicklung dieses Organs? So fragt sich unsre Telepathiegläubige und gab sich eine bejahende Antwort.

Daß diese Hypothese auch nicht die leiseste Spur einer Berechtigung habe, wird sofort klar. Der letzte Seufzer eines sterbenden Verwandten, die Zerschmetterung durch eine Granate in einer Schlacht, ein Absturz vom Felsen, eine Schiffskatastrophe, ein Bankrott, eine in der Entfernung ausbrechende Feuersbrunst, eine Vergiftung, eine Frühgeburt oder sonstige Unglücksfälle sollen Wellen erregen, die derartig sein sollen, um ein Zukunfts-Fernfühligkeits-Sinnesorgan anregen zu können!

Fragen wir uns aber, die wir nicht unter der Wucht eines Shocks stehen, ob jenes merkwürdige Zusammentreffen von Ahnung und Geschehenem wirklich ohne inneren seelischen Zusammenhang in unserm Falle war, so fällt die Antwort überraschend genug aus. Die Dame lebt zur Zeit jenes Ereignisses in schweren, nervösen Angstzuständen.

Natürlich verbanden sich nach dem Associationsgesetze zwischen Empfindungen und Vorstellungen diese Angstgefühle mit vorhandenen und gedachten Geschehnissen und knüpften vor allem an dem Gefühle für nahestehende Personen an.

Geradezu eine tolle Jagd von Beängstigungen findet im Hirne eines solchen Kranken statt, und die Unendlichkeit des Zufalls erhält eine großmächtige Einschränkung, wenn eines dieser vielen Angstgefühle sich realisiert.

Die „Revision des Seelenprozesses" dürfte in diesem Falle noch weitere Aufklärung bieten, wenn die Art des Todes, das Motiv der Abreise, das Aussehen des Bruders bei der Abreise ꝛc. eruiert würde. Die unmotivierte Ahnung würde sich dabei wahrscheinlich in eine mehr oder minder instinktiv richtige Vermutung und in berechtigten Angstverdacht auflösen.

Ich wollte aus Diskretion in dem speziellen Falle nicht weiter nachforschen.

Ich will hier eines zweiten Telepathiegläubigen gedenken, dessen Glaubenseligkeit in dieser Frage eine tiefere seelische Erörterung herausfordert. Es handelt sich um einen jungen Mann, den ich kurz vor seiner Matura kennen lernte. Er war mir von einem Kollegen zu kleinen Sekretärsdiensten empfohlen worden.

Digitized by Google

Sein Vater war ein „kleiner" Schneider, der im Jahre 1848 tiefe revolutionäre Gesinnung eingesogen hatte und der mehr Denker und Träumer war, als für die Ernährung der Familie zuträglich war.

Die Mutter, eine schlichte Tochter des Volkes, die alle landläufigen Volksvorurteile hegte, hatte schwer mit den Hausstandssorgen zu kämpfen.

Daß das unvermutete Krachen eines alten Kastens ein trauriges Ereignis bedeute, war eine Ueberzeugung bei ihr, wie bei allen Weibern der untern — nicht bereits aufgeklärten — Schichten und ist noch heute Ueberzeugung selbst bei vielen Männern, die nach dem Ausspruche unsers genialen Nestroy, ärger sind als alte Weiber, nämlich bei Männern, die „alte Weiber" sind.

Solche Vorurteile der Mutter prägen sich bei einem Kinde trotz aller geistigen Superiorität desselben tief ein, wenn es an ihr mit großer Liebe hängt, und unsern Helden band noch ein besonderes seelisches, starkes Band der Anhänglichkeit an die Eltern; er half schon in Knabenjahren zu ihrem Lebensunterhalte beizutragen.

Opferwillige Kinder sind immer anhänglicher an Vater und Mutter als solche, die von den ersten Tagen der erwachenden Eindrucksfähigkeit mit Wohlthaten überhäuft werden.

Er war ungewöhnlich begabt und fleißig. Er absolvierte das Gymnasium und die Musikakademie zu gleicher Zeit, war ein ausgezeichneter Geiger und las außerdem den Koran im Original!

Von seinem Vater wurde er mit revolutionären und sozialistischen Ideen von Kindheit an erfüllt und wegen Lektüre von Voltaire wurde er noch als Knabe — aus einem geistlichen, sonst freisinnigen — Gymnasium entfernt.

Auf die Universität kam er als fertiger Marxianer; er war wohl der erste sozialistische Student Wiens und gründete den ersten Wiener Arbeiterbildungsverein, zu einer Zeit, als die „gebildeten Stände" Oesterreichs, als seine Staatspolizei und seine Regierungsmänner sich in einem Stadium unglaublicher Unwissenheit und Albernheit gegenüber der großen Bewegung befanden.

Er spielte in der Organisation der damaligen Arbeiterbewegung eine der hochweisen Polizei unbekannte Rolle; er war mit der Parteileitung in London in Verbindung.

An der Spitze der Bewegung standen für die Außenwelt „Sitz"- und „Ausweisungsführer". Neben der politischen Thätigkeit bei Nacht, trieb er Wissenschaft und Kunst mit vollem Eifer und ernährte fast vollständig seine Familie.

Er trat mir immer näher, indem er in meiner Familie Musikunterricht erteilte und mir mit seiner Intelligenz, seiner Geschicklichkeit und seinem Eifer immer mehr Assistenzdienste leistete. Seine eigentliche Bedeutung als Agitator ahnte ich wohl, kannte sie aber vor seinem frühzeitigen Tode nicht vollständig.

An meiner Seite erfuhren seine marxistischen Anschauungen eine tiefe Wandlung.

An den Ufern des Genfer Sees diktierte ich ihm vor etwa fünfundzwanzig Jahren den ersten Entwurf meiner Seelenkunde und darunter jene Anschauungen,

Digitized by Google

die auf dem Satz basiert sind, daß der Mensch und die Menschheit Anlagen besitzen, welche das Milieu ausbilden oder in ihrer Entwicklung zurückdämmen, die aber doch den maßgebendsten Ausschlag im Denken, Fühlen und Handeln geben. Er erklärte sich mit diesen Anschauungen einverstanden und schrieb ein Buch über Sozialismus in diesem Sinne, das er vor mir sehr geheim hielt und das offenbar von der Parteileitung als unbequem auf die Seite geschoben wurde. Daß er die Arbeit vor mir geheim hielt, beruhte auf jener Eigentümlichkeit der Sozialistenführer, nämlich auf die bei ihnen besonders entwickelte Eifersucht.

Einem Mitgliede meiner Familie hat er das Geheimnis mitgeteilt; ich erfuhr es erst nach seinem Tode, und so konnte das Werk verschwinden.

Daß bei diesem bedeutenden jungen Mann mit seiner riesigen Arbeitsleistung die physische Widerstandskraft bald erschlaffen mußte, war klar. Ein leichter, rheumatischer Muskelschmerz verführte ihn zu einer subkutanen Morphiuminjektion, die für ihn verhängnisvoll wurde. Er wurde sofort Morphinist und bald darauf auch Chloralhydratverschlinger, und diesen Lastern frönte er mit der Schlauheit von Moral insanity, in welche diese Unglücklichen bald verfallen, bis er daran noch vor der Promotion zu Grunde ging.

Dieser geniale und scharf kritische Kopf war nun ein Telepathiegläubiger! Wie reimt sich dies?

Seine Mutter hatte einmal ihren Kasten krachen gehört, da erfaßte sie eine große Angst. Sie gedachte in diesem Momente einer schwerkranken Verwandten, und diese soll in demselben Momente verschieden sein.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß eine innige Anhänglichkeit an die Mutter ein unbewußter Faktor bei dieser Gläubigkeit war. Dazu handelte es sich um einen Eindruck aus den Kinderjahren. Es spielte aber noch ein andrer Umstand eine Rolle.

Der junge Mann war gegen die ganze damalige Gesellschaft leidenschaftlich oppositionell gestimmt, auch gegen die Gelehrtenwelt und ihre „pharisäische Weisheit". Dadurch hatte er für alle jene „Geheimwissenschaften", von der die offiziell patentierten Gelehrten manchmal mit pharisäischer Inkorrektheit nichts wissen wollen, eine besondere Sympathie. Er interessierte sich für den „tierischen Magnetismus", für die odisch-magnetischen Erscheinungen, für die Lehren von Gall und für Phrenologie. Er war überzeugt, daß in diesen von der offiziellen Wissenschaft vornehm ignorierten Lehren etwas Wahres stecke, und er hatte Recht. Er trug seine sozial-revolutionäre Gesinnung in die Wissenschaft hinein und verstieg sich bis zur anarchistischen Anerkennung der Telepathie!

Ich habe zwei Beispiele von Telepathiegläubigkeit bei Personen angeführt, die auf der Höhe moderner Weltanschauung stehen und den Quellen dieser Sonderlichkeit nachgeforscht. Die Irrtümer der Massen sind gefährlich und können terroristisch die Wahrheit für lange Zeit trüben; noch gefährlicher aber sind die Irrtümer geistig Hochstehender, deren Beispiel so oft benützt wird, um den erwachenden Verstand der Massen durch Verführung auf falsche Wege zu leiten.

Die moderne Gelehrtenwelt zählt ja mehrere hochverdiente Männer unter

Digitized by Google

ihre Mitglieder, welche fanatische Anhänger des Occultismus sind. Widerspruchsbereitschaft gegen die ihnen pharisäisch erscheinende prüfungslose Ablehnung, ferner die Erfahrung, daß tiefe Wahrheiten oft lange abgelehnt wurden, die sich später als zweifellose Wahrheiten herausstellten, führen leicht zur Paradoxomanie, und diese wird dann leicht die Quelle von Verirrungen, wenn der eigne prüfende Verstand nicht hinreicht, die Irrtümer aufzudecken oder instinktiv herauszufinden. Es werden in die Grundthatsachen unbewußt falsche Erweiterungen und Entstellungen hineingetragen, und dann aus diesen mit der größten Formgerechtigkeit Schlußfolgerungen gezogen, und so immer mehr anschwellende Irrlehren abgeleitet.

Es sei hier eines andern seelischen Vorgangs gedacht, der in dieser Art von Verirrungen eine große Rolle spielt und die ich als „Gedächtnislegenden" bezeichnen will.

Deren Natur wird sofort klar, wenn wir uns an die Thatsache erinnern, daß, wenn Erinnerungen eines hervorragenden Menschen erscheinen und noch Zeitgenossen der dargestellten Ereignisse vorhanden sind, so oft Berichtigungen stattfinden.

In der Erinnerung auch ohne absichtliche Entstellung ordnen sich die Einzelheiten, das Milieu und die Aufeinanderfolge oft anders, als der Wirklichkeit entspricht, und die daraus hervorgehende Gedächtnislegende würde ohne genügenden Stoff zur Nachprüfung als Wirklichkeit angesehen werden.

Schon bei unmittelbarer Niederschreibung eines Ereignisses mischen sich gewöhnlich durch den Standpunkt der Beobachtung und unbewußt durch Meinungen und Empfindungen Fälschungen ein.

Bei kritiklosen und leichtfertigen Beobachtern werden aber Zeit und Ort besonders willkürlich verschroben, und ohne besondere Aufmerksamkeit und ohne Hilfsmittel der Nachprüfung werden die „Thatsachen" als richtig angenommen, soviel Unrichtigkeit auch in ihnen stecken mag.

Treten wir nun der Mechanik solcher Legendenbildung näher.

Nehmen wir an, wir stünden an einem plötzlich stürmisch erregten Gebirgssee und eine uns nahestehende Person befindet sich auf einer Bootfahrt.

Bei jedem Zucken des Blitzes, bei jedem Rollen des Donners, bei jeder Windesflut steigt unsre Angst. Da erreicht das Gewitter einen Höhepunkt; uns befällt die höchste Beklemmung, und wir fühlen in dem Momente die Katastrophe eintreten. Ereignet sich wirklich eine Katastrophe, so werden die meisten überzeugt sein, dies auf telepathischem Wege empfunden zu haben, und man wird sich kaum fragen, ob die Katastrophe nicht schon früher oder später eingetreten ist, und noch weniger wird man es feststellen können.

Daß ein natürlicher Zusammenhang zwischen der Ahnung und dem Geschehenen hier vorhanden ist, wird ein Telepath kaum mehr bedenken.

Geschieht aber kein Unglück, dann vergißt der Gläubige den fehlenden Zusammenhang zwischen Ahnung und Ereignis. Unser spezielles Fernfühligkeitsorgan ist eine merkwürdige Uhr. Sie geht nicht richtig und — existiert nicht,

Digitized by Google

sie ist eine Schwester jenes berühmten Messers ohne Schaft, dem die Klinge fehlt.

Der Zusammenhang zwischen Ahnung und Ereignis liegt im Rahmen bekannter Associationen.

In der Umgebung der Propheten der Telepathie befinden sich hochsensitive Personen, die es überhaupt mit der Prüfung ihrer Sensationen weder intellektuell streng nehmen noch sittlich. Sie täuschen sich nicht nur leicht, sie betrügen zunächst sich und die andern gern. Von einer solchen Bruderschaft und besonders Schwesterschaft kann man leicht eine Zeugenschaft erhalten, in der Nachträgliches zu Vorangehendem wird und umgekehrt.

Ich will nun meine eignen „fernfühligen" Erlebnisse mitteilen, welche mich vielleicht zu einem leidenschaftlichen Telepathen gemacht hätten, wenn ich die „Thatsachen" nicht im Lichte seelischer Prüfung angeschaut und in ihrem Zusammenhang mit den Gesetzen der Weltordnung beobachtet hätte. Die Analyse eigner Erlebnisse ist ja die sicherste Erkenntnisquelle; nur aus uns heraus sehen wir tief in andre hinein.

In mir herrscht ein fortwährendes, lebhaftes, auch im Schlafe nicht zur Ruhe kommendes „second life". Nicht nur therapeutische und diagnostische Fragen, weiters Erscheinungsgesetze, die sich mir in der Fachwissenschaft aufdrängen, beschäftigen mich; ich bemühe mich fortwährend, die Beobachtungen von der Beeinflussung durch vorhandene eigne und herrschende Anschauungen zu lösen und sie als gereinigte wieder einzureihen. Organische Formen werden im Gehirne herumgewälzt, um die Bauideen der Natur herauszufinden und so weiter.

Das konsumierende Publikum macht den Gärungs- und Entwicklungskampf im Seelenleben nicht mit. Es glaubt an Denklücken, weil es die mühsam aufgeführten, unbezeichneten Denkbrücken nicht sieht und den unmarkierten Weg meist übersieht. Eine durchdachte Arbeit hat auf augenblicklichen Erfolg selten zu rechnen.

Daneben sind soziale, sittliche und Geschmackfragen, die sich aufdrängen, um ins Ensemble des Seelenlebens eingereiht zu werden. Je reicher und ungewöhnlicher eine Association ist, desto schwerer wird sie bei andern wieder hervorgerufen und desto weniger haftet sie. Darum müssen Lehrsätze, welche Elemente außerhalb des landläufigen, fachmännischen Ideen- und Kenntniskreises enthalten, auf Späterfolge geduldig warten. Dabei immer lebhafte Erinnerung an Personen, Dinge, Erscheinungen und Geschehnisse!

Während der Jahreszeit der wissenschaftlichen und beruflichen Thätigkeit meide ich unnötige Zerstreuungen soviel als möglich, sowohl soziale als künstlerische und litterarische; ich fürchte Eindrücke, die „zerstreuen", das ist von den mich beherrschenden Fragen ablenken können. Das ernste Denken ermüdet; es treten Pausen des wissenschaftlichen Denkens und Forschens ein, und diese werden durch Phantasien ausgefüllt, die bald wieder zum ernsten Gedankenweben zurückführen. Die der Phantasie gewidmeten Pausen beschäftigen sich zunächst mit den Bildern, den Ereignissen und Bewegungen, die mir zunächst bevorstehen.

Digitized by Google

Ich beschäftige mich zum Beispiel mit Diskussionen, die ich erwarte. Ich male mir nach der Weise der Prinzessin in Goethes Egmont die Personen und die Argumente aus, auf die ich wahrscheinlich stoßen werde, und bereite Rede und Antwort vor.

Ich spitze die Argumente und ihre Textierung mit Sorgfalt zu, und darum erscheinen dann die Sätze, die im gegebenen Falle improvisiert erscheinen, im scharfen Schliffe und oft im lebhaften Kolorite, welche Uneingeweihten den Eindruck der Erregtheit machen.

Diese vorausschauende, vorbereitende Einbildung entspricht nicht notwendig der Wirklichkeit, ich bin gar nicht überrascht, wenn die Dinge anders kommen, als ich voraussetzte.

Die der Erholung gewidmete Thätigkeit der Einbildungskraft bewegt sich im Rahmen jener, aus welcher heraus Jules Verne seine Romane schuf, und weiters in jener Form, die der größte Kenner des schwelgenden Seelenbinnenlebens, Goethe, im zweiten Teil seines Faust in die Kunst hinein projiziert hat. Projekte werden gemacht, im Detail ausgearbeitet und in Scene gesetzt, wofür ich in der Wirklichkeit weder Lust noch Begabung habe. Diese Einbildungskraft weilt oft bei den „Müttern", sie arbeitet ohne Rücksicht auf Zeit und Raum. So schaffe ich mir die privatefte, ungeschriebene Unterhaltungslektüre.

In einem so bewegten inneren Seelenleben ereignen sich naturgemäß erfüllte „Ahnungen" und auf den ersten Blick rätselhafte „Fernfühligkeit".

In der Erinnerung tauchen zum Beispiel vergessene Personen auf und darunter solche, an die ich äußerst selten und selbst seit Jahren nicht dachte. Es ereignete sich dann oft, daß ich gleich darauf mit ihnen zusammentraf.

Natürlich ist die Zahl der nicht zutreffenden Fälle unvergleichlich größer als die der zutreffenden, wenn auch bei manchem die absolute Zahl der relativen Häufigkeit ungewöhnlich groß sein kann.

Weiters ist ja die Zahl derjenigen Personen, denen man begegnet, ohne daß man an sie dachte, eine viel größere als jene, deren Begegnung man „ahnte". Eindruck machen aber die „zutreffenden" Fälle unvergleichlich mehr als die andern, und daraus geht die Täuschung unsers Bewußtseins hervor. Diese Täuschung wird sozusagen für unser Bewußtsein verhängnisvoll, wenn der Eindruck schockartig wirkt.

Analysiert man solche Fälle, so findet man, daß bestimmte Zeitmomente, bestimmte Lokalitäten und sonstige Umstände zum Beispiel für halbvergessene Patienten das Vorkommen eines ähnlichen Falles, weiters das Auftauchen desselben oder eines ähnlichen Namens oder Gesichtes maßgebend sind.

Diese Fälle fordern daher besonders zur Nach- und Ueberprüfung der Thatsachen heraus, um keinen Mysticismus aufkommen zu lassen. Dies gilt noch mehr für die folgenden Fälle.

Es kommt nämlich auch vor, daß eine Persönlichkeit in der Erinnerung auftaucht, daß man den lebhaften Wunsch hat, ihr zu begegnen, und daß dieser Wunsch erfüllt wird. Denkt man darüber nach, so findet man, daß der Ort des

Digitized by Google

Zusammentreffens — eine Promenade, eine Gesellschaft, der Konzertsaal, die Reisegegend und so weiter und die Zeit und viele andre Umstände die Erinnerung und auch den Wunsch wachgerufen haben.

Aehnliches gilt für Ereignisse, deren Eintreten man wünscht, ohne daß man direkt beiträgt, diese Ereignisse herbeizuführen.

Begreiflicherweise ist auch in diesen Fällen die Zahl der nicht zutreffenden enorm überwiegend über jene der zutreffenden.

Das Zutreffen „geahnter" heißer Wünsche ist aber besonders geeignet, Shock zu erzeugen und auf Entschließungen lebhaft einzuwirken und durch Erhitzungen der Einbildungskraft die Vernunft und die Lebensanschauung zu erschüttern.

Ibsen hat die Psychologie dieses Mysticismus in seinem Baumeister Solneß so ausgezeichnet geschildert. Schiller in „Wallenstein" hat einen ähnlichen, meisterhaften seelischen Schachzug mit seinem „Roß und Reiter", die man nimmer sah, gemacht.

Ich habe viele merkwürdige Zufälle erlebt. Ich will hier den einen und den andern erwähnen.

In Sevilla in der „Oster- und Markt"-Woche angekommen, fand ich in dem einzigen, internationalen Hotel keine Unterkunft, sondern nur privatim bei Leuten, mit denen ich mich nicht verständigen konnte. Bei der geringen Verbreitung der Fremdsprachigkeit in Spanien ist der Aufenthalt für einen der Landessprache unkundigen Fremden überhaupt mißlich. Da fiel mir ein, daß mir ein deutscher Kollega in Madrid eine Empfehlung an einen spanischen mitgegeben habe.

Ich fuhr zu ihm, schickte ihm meine Karte und siehe da, der Kollega kam aus seinem Studio, die letzte Nummer der „Münchener Allgemeinen Zeitung" in der Hand und einen Artikel von mir — es war eine Kritik über ein Buch von Colajani — lesend. Ich war natürlich für die Tage von Sevilla gerettet.

Fragen wir uns, was ist in diesem merkwürdigen Zusammentreffen Zufall und was Gesetz?

Ohne die für den Fremden peinlichen Sprachverhältnisse hätte ich den Kollegen nicht aufgesucht, da ich es nicht liebe, bei kurzem Aufenthalte meist hemmende Bekanntschaften zu machen. Die Bekanntschaft mit den Verhältnissen hatten den Madrider Kollegen bewogen, mir eine Empfehlung auf die Reise mitzugeben, und daß der spanische Kollege Deutsch verstand, hatte ihn und den Kollegen in Madrid, der seinerzeit in Sevilla lebte, gewiß näher zusammengeführt.

Daß ein Spanier, der sich für deutsches Geistesleben interessiert, gerade auf das Cottasche Blatt mit seiner Litteraturbeilage abonniert ist, gehört zu den natürlichen Erscheinungen, und gerade wegen der Verbreitung in den ernsten Kreisen des Auslandes habe ich meinen Aufsatz dort veröffentlicht. Die Stunde meines Besuches war die der Journallektüre nach dem Frühstücke.

Wenn man gewohnt ist, die Ereignisse in ihre Elemente aufzulösen, sieht man leicht, wie viel Gesetzmäßigkeit in diesem sonderbaren Zufalle steckt. Für einen Egoisten, der glaubt, im Schicksalsbuche der Vorsehung ein eignes Folio zu haben, kann sich so ein verhängnisvoller Fatalismus entwickeln.

Digitized by Google

Ein andres Mal fand ich, Charcot auf der Durchreise in Paris besuchend, denselben in der Lektüre eines in französischer Sprache eben erschienenen Artikels von mir vertieft. Dieser enthält die Beschreibung eines bis dahin unbekannten Krankheitsbildes, das Charcot später als „Syndrôme Benedikt“ beschrieb.

Auch dieser Zufall hatte gesetzlichen Untergrund. So oft ich nach England zu Versammlungen ging, passierte ich zu Lebzeiten Charcots, mit dem mich Freundschaft seit dem Jahre 1866 verband, Paris, um einige Stunden mit ihm über die ernsten Fragen unsrer Fachwissenschaft zu verplaudern.

Ohne diese „Gesetzmäßigkeit“ wäre jener Zufall unmöglich gewesen.

Ich könnte von vielen solchen erlebten Zufällen und ihrer zum großen Teile gesetzmäßigen Auflösung erzählen. Die Beschäftigung mit solchen Auflösungen bewahrt uns vor der Gefahr, den Zufall als Götzen zu verehren und dem Fatalismus anheimzufallen, und schützt vor allem vor „Telepathiegläubigkeit“.

Geisteskrankheit und Verbrechen.

Von

Prof. Dr. Pelman.

Die Beziehungen der Rechtspflege zur Psychiatrie zerfallen von alters her hauptsächlich in zwei Teile, je nachdem nämlich der Geisteskranke, durch die Natur seiner Störung veranlaßt, Handlungen begeht, die bei einem Geistesgesunden seine Bestrafung herbeiführen würden, oder indem der bis dahin geistesgesunde Verbrecher in eine Geisteskrankheit verfällt.

Daß man Personen, die in ihrem Handeln nicht der freien Entscheidung folgen, sondern der Gewalt eines inneren oder äußeren Zwanges, für ihre Handlungen nicht verantwortlich machen und demgemäß auch nicht bestrafen kann, ist eine alte Erkenntnis, und die Strafgesetze der Kulturvölker tragen ihr Rechnung.

Bei uns in Deutschland ist es der § 51 des Strafgesetzbuches, der diese Verhältnisse regelt, und der eine strafbare Handlung für überhaupt nicht vorhanden erklärt, wenn sich der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung in einem Zustande der Bewußtlosigkeit oder krankhaften Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensthätigkeit ausgeschlossen war.

Dieser letztere Zusatz soll besagen, daß nicht jede Geistesstörung an sich die Strafbarkeit ausschließe, sondern daß hierfür ein bestimmter Grad von krankhafter Störung der Geistesthätigkeit erforderlich sei.

Ob es zweckmäßig war, zur Bestimmung dieses Grades einen so anfechtbaren

Digitized by Google

Begriff zu wählen, wie es die freie Willensbestimmung an sich ist, muß dahingestellt bleiben. Der Naturforscher wenigstens weiß nichts Rechtes mit ihm anzufangen und ist daher genötigt, seine Zuflucht zu allerhand Umdeutungen zu nehmen, wenn man sich mit ihm abzufinden hat.

Abgesehen hiervon bewegten sich die Beziehungen zwischen Richter und Irrenarzt auf dem Gebiete des Strafrechtes bisher in leidlich friedlichen Bahnen, und wenn beide in ihren Anschauungen über die geistige Gesundheit eines Verbrechers auch nicht überall übereinstimmten, so war der Richter im großen und ganzen doch geneigt, dem Gutachten der Sachverständigen billige Rechnung zu tragen.

Ein weiterer Berührungspunkt war auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes gelegen, in der Entmündigung.

Ein Geisteskranker kann einen Vormund erhalten, und diese Entmündigung kann nicht ausgesprochen werden, bevor nicht der Sachverständige sein Gutachten abgegeben hat. Im Gebiete des französischen Rechtes war das früher anders; der Richter hielt sich für allein kompetent in einer Angelegenheit, bei der es weniger auf den wissenschaftlichen Begriff der Geistesstörung ankam als auf ihre äußerliche und allgemein verständliche Bethätigung. Auch hier soll nicht der Geisteskranke überhaupt entmündigt werden, sondern nur der, der durch seine Erkrankung nicht im stande ist, sich und seinen Angelegenheiten vorzustehen, und dies zu beurteilen traute sich der Richter auch ohne Zuziehung eines Sachverständigen zu.

Wenn nun gerade hier, auf dem Gebiete der Entmündigung, der Klagen gegen die Irrenärzte kein Ende ist, so glaube ich fast, daß dies zum Teil wenigstens seinen Grund in dem fachwissenschaftlichen Uebereifer hat, wonach ein psychiatrischer Sachverständiger gar zu leicht geneigt ist, die Erbringung des Nachweises einer Geistesstörung für gleichbedeutend mit der Notwendigkeit einer Entmündigung zu halten.

In der Erkennung der Geistesstörungen aber haben wir in der jüngsten Zeit wesentliche Fortschritte gemacht. Wir sind in das Verständnis von Zuständen eingedrungen, denen wir früher verständnislos gegenüberstanden, und das Gebiet der Geisteskrankheiten hat ganz gewaltig an Umfang zugenommen.

Daher kommt es, daß wir jetzt Zustände dem Gebiete der Psychiatrie zuweisen, die man früher unbeanstandet durchgelassen hatte. Das Publikum dagegen ist uns nicht in gleichem Maße gefolgt. Dem regen Interesse, das den Geisteskranken äußerlich entgegengetragen wird, entspricht das innere Verständnis keineswegs, und da das Interesse vielfach mit dem Verständnis verwechselt wird, so hält sich die große Menge für ebenso befugt wie berufen, über den Gutachter zu Gericht zu sitzen und ihn der Unwissenheit zu beschuldigen, wenn die beiderseitigen Meinungen nicht, wie es zuweilen geschieht, miteinander übereinstimmen.

Weshalb man gerade uns Irrenärzte von der allgemeinen Rechtswohlthat des Irrtums ausschließt, ist mir nicht recht erfindlich, thatsächlich aber wird uns jede derartige abweichende Meinung als Unverstand oder gar als absichtliche Niedertracht ausgelegt.

Digitized by Google

Von diesen kleinen und, wie es scheint, unvermeidlichen Leiden abgesehen, würde das Verhältnis von Psychiatrie und Rechtspflege voraussichtlich noch auf lange hinaus ruhig und ohne besondere Erregung fortgedauert haben, wenn nicht ein andrer Streit hineingetragen worden wäre, der nicht auf einzelne Teile beschränkt blieb, vielmehr geradezu die Grundanschauungen angriff und die alten Begriffe zu entwerten drohte oder doch zum mindesten umzuwerten versuchte.

Diese aus dem Beginn der siebziger Jahre stammende Bewegung ist so eng mit dem Namen des Turiner Mediziners Lombroso verknüpft, und sie greift so sehr auf sein berühmt gewordenes Buch vom verbrecherischen Menschen zurück, daß auch wir den Mann und sein Werk zum Ausgangspunkte unsrer Betrachtung machen müssen.

Lombroso war auf Grund seiner Beobachtungen als Gefängnisarzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß die jetzigen Anschauungen über Verbrechen und Strafe nicht länger haltbar seien, und daß an die Stelle des abstrakten Begriffes des Verbrechens die naturwissenschaftliche Untersuchung des Verbrechers zu treten habe.

Ziel seines Strebens und aller seiner Untersuchungen wurde die Erkenntnis der Eigenart des Menschen, der die Straftaten begeht, und seine Lebensaufgabe die Erforschung der Ursachen, die ihn zur Begehung seiner strafbaren Handlungen antreiben, sowie der Mittel, die geeignet sind, ihn daran zu hindern.

Wenn den Apostel der neuen Lehre sein Feuereifer dabei zuweilen in Bahnen fortriß, wohin ihm zu folgen wir Bedenken tragen, so wiederholt sich lediglich die alte Erfahrung, daß ohne Fanatismus keine Neuerung in die Wege geleitet wird, und im übrigen haben ihm seine Gegner dies gründlich heimgegeben, und es wollte eine Zeitlang fast scheinen, als ob sein Stern im Erbleichen und die so mächtig einsetzende Bewegung zum Stillstand gebracht sei.

Wir wollen an dieser Stelle nicht mit ihm rechten, ob seine Angaben überall vor einer Nachprüfung standhalten würden, und ob der Verbrecher in der That, wie Lombroso angiebt, eine in ihrer Entwicklung zurückgebliebene, eine atavistische Erscheinung sei oder gar eine besondere Rasse, den delinquente nato, bilde, die sich auf den ersten Blick von den andern, nicht verbrecherischen Menschen unterscheiden läßt.

Manches davon ist sicherlich nicht richtig, für andres steht der Beweis noch aus. So viel aber steht fest, daß, wenn sich alles dieses und vielleicht noch manches andre als nicht richtig erweisen und der Vergessenheit anheimfallen sollte, der Name des großen Italieners trotzdem mit den Fortschritten der Wissenschaft unzertrennlich verbunden bleiben wird.

Denn sein unsterbliches Verdienst ist es, daß er die in der Luft schwebenden Ideen mit dem Adlerblicke des Genies ergriffen, die Fortschritte der Wissenschaft zusammengefaßt und uns so die Naturgeschichte des Verbrechers in einer bis dahin nicht geahnten Vollendung geliefert hat.

Nicht mehr wie bisher den Begriff, sondern den Menschen sollen wir strafen, und indem er seine Untersuchung auf den ganzen Menschen ausdehnt, ist er der

Digitized by Google

Schöpfer der Kriminalanthropologie und -Biologie geworden, der wissenschaftlichen Untersuchung der körperlichen und geistigen Eigenart des Verbrechers und der Feststellung der in dieser gelegenen Bedingungen des Verbrechens.

Mangel an Kritik, verbunden mit genialem Gedankenreichtum haben ihn zum Pfadfinder auf diesem dunkeln Wege gemacht, und den alten und veralteten Begriffen ist in ihm ein gewaltiger Gegner entstanden.

Er wie seine Anhänger und der Naturwissenschaftler überhaupt gehen dabei von dem Grundsatze aus, daß ein Mensch, der sich von seinen Mitmenschen in moralischer Hinsicht so sehr unterscheide, wie dies der Verbrecher thut, auch physische Unterschiede vom normalen Menschen zeigen müsse! Der Nachweis dieser Abweichungen kann nur auf dem Wege der exakten Forschung erbracht werden.

Dies thun wir im Gefängnis und auf dem Seziertisch, dort zeichnen wir die Besonderheiten des Verbrechers auf, zählen sie zusammen und suchen auf diesem mühevollen Wege zu bestimmten Schlüssen zu kommen.

Zu welchen Schlüssen berechtigt uns nun diese wissenschaftliche Untersuchung?

Zunächst hat sie uns eine Unsumme von Thatsachen an die Hand gegeben, deren Ordnung und Deutung indes noch nicht zu einem endgültigen Abschluß gediehen sind, die sich vielfach widersprechen und auch wohl eine andre Erklärung zulassen.

Vor allem läßt sich dies von den vielberufenen Degenerationszeichen sagen, unter welcher Bezeichnung man gewisse Abweichungen zunächst in der äußeren Bildung des Menschen versteht, die uns zu dem Schlusse berechtigen würden, daß auch in seinem Innern ähnliche Abweichungen von der Norm und somit Veränderungen in den Funktionen seiner Organe und insbesondere des Gehirnes beständen.

So über allen Zweifel hinaus, wie es Lombroso gerne möchte, ist diese Lehre nicht, wenn sich auch bei der Fülle des beigebrachten Beweismateriales nicht bestreiten läßt, daß sich diese Abweichungen von der Norm bei Verbrechern viel häufiger finden als bei andern ordentlichen Menschen, und daß eine Anhäufung der Entartungszeichen bei ein und demselben Individuum gerade keine Empfehlung sein würde.

Außer den körperlichen Entartungszeichen hat man eine Anzahl geistiger Anomalien zusammengestellt, und wenn man auch wohl hie und da in den Fehler verfallen ist, das gar zu sehr zu verallgemeinern, was man bei einem einzelnen hervorragenden Verbrecher gefunden hat, und die psychologische Forschung gerade hier besondere Schwierigkeiten aufweist, indem der Verbrecher Seelenzustände durchlebt, die von dem Seelenleben des normalen Menschen himmelweit abliegen, und die er sich daher nicht vorstellen kann, so läßt sich doch nicht leugnen, daß wir bei der Betrachtung der geistigen Beschaffenheit der Verbrecher auf eine oft frappierende Uebereinstimmung stoßen.

Allerdings ist das Verbrechen an sich kein physiologischer, sondern ein

Digitized by Google

soziologischer Begriff, und der Wert einer Handlung ist keine anatomisch-physiologische Größe, sondern er ist Sache der Gesellschaftsordnung und der Sittenlehre. Insofern aber, als die angeborene oder erworbene psychische Abnormität das Individuum zu einem minderwertigen macht, unfähig zur Entwicklung altruistischer Gefühle, zum Widerstande gegen seine egoistischen Triebe, wird sie auch zum verbrecherischen Hange führen. Und hier setzt die so viel berufene Verwandtschaft von Geistesstörung und Verbrechen ein.

Daß eine solche Verwandtschaft besteht, geht schon daraus hervor, daß einmal die Verbrecher in einem zehnfach höheren Grade in Geistesstörung verfallen als die andern Menschen, fünf vom Hundert zu fünf vom Tausend, während sich andrerseits die antisoziale Neigung des Kranken in zahlreichen verkehrten und verbrecherischen Handlungen äußert.

Bei alledem ließ sich bisher eine Scheidung dieser Zustände durchführen, und es gelang im allgemeinen, wenn auch nicht immer ohne Zwang, einen jeden von ihnen dem ihm eigentümlichen Gebiete zuzuweisen.

Mit der zunehmenden Kenntnis der abnormen Seelenzustände auf der einen und der Eigenart des Verbrechers auf der andern Seite wurden diese Grenzen immer mehr und mehr verwischt, und wenn zurzeit noch die alten Grenzsteine stehen, so ist ihre Erhaltung eine künstliche und ihr Sturz nur eine Frage der Zeit.

Für die Seelenstörungen aber gilt, daß nicht nur die Kenntnis dieser Zustände, sondern auch ihre Natur eine andre geworden ist. Wer wie ich über mehr denn ein Menschenalter zurücksehen und die damaligen Psychosen mit den heutigen vergleichen kann, der kann sich darüber nicht täuschen, daß die Psychosen nicht nur an Zahl und Ausdehnung zugenommen, sondern daß sie auch ihren Charakter gewechselt haben, andre geworden sind.

Auch hier haben sich die scharfen Unterschiede verwischt, und die Uebergänge von der einen zur andern Form sind zahlreicher geworden, vor allem aber haben sich immer mehr und mehr Mischformen ausgebildet, die alle mehr oder weniger den Charakter der Entartung tragen.

Wir haben nämlich in dem Verbrecher und vielfach auch in dem Geisteskranken ein entartetes Individuum vor uns, das heißt einen Menschen, bei dem infolge zahlreicher krankhafter Zustände, die das Gehirn und Nervensystem der Ascendenz beeinflußt haben, sich ein abnormer geistiger und moralischer Zustand entwickelt hat.

„Weh dir, daß du ein Enkel bist!"

Ob Mephisto mit seinem Ausrufe gerade diese Zustände im Auge hatte, mag dahingestellt bleiben, obwohl sie ihm als Vater alles Bösen wohl bekannt sein konnten.

Daß er aber recht gut darauf bezogen werden kann, steht fest und ist für unsre Zeit um so bedeutsamer, als die Natur nicht mehr wie früher ihre minderwertigen Elemente unbehindert ausschalten kann, diese vielmehr durch eine mißverstandene oder allzu weitgehende Humanität künstlich am Leben erhalten und zur freien Konkurrenz zugelassen werden.

Digitized by Google

Und hierin, in dem Ueberwuchern der erblich entarteten Individuen, haben wir den Schlüssel zur Erklärung für die Zunahme der Geistesstörungen überhaupt und für die Veränderung ihres Charakters.

Auch die Wiege des Verbrechers steht an derselben Stelle, und daher die augenfällige Verwandtschaft dieser Zustände und die Schwierigkeit ihrer Trennung.

Noch stehen wir an der Schwelle der Erkenntnis. Schreiten wir aber in der bisherigen Weise voran, dann wird die Stufe bald erreicht sein, wo die schon jetzt nicht leichte Scheidung zur Unmöglichkeit wird, so sehr haben sich die abnormen ethischen und pathologischen Zustände zu einem fast unentwirrbaren Knäuel durcheinander geschoben.

Sehen wir doch schon jetzt der Frage des Richters nach dem Geisteszustande eines Verbrechers in vielen Fällen mit einer gewissen Befangenheit entgegen, da die Akten meist reichen Stoff zum Zweifeln an der Norm seiner Geistesthätigkeit enthalten.

Denn wenn auch der bekannte Spruch: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen" vorläufig nur für das ethische Verschulden gilt, so können wir doch nicht dafür, daß uns ein besseres Verständnis der krankhaften Seelenzustände zu einer andern Auffassung auch nach der richterlichen Seite zwingt.

Je mehr sich nämlich jene mehrfach erwähnten Zustände der erblichen Entartung in den Vordergrund drängen und den Psychosen ihre bestimmende Färbung aufdrücken werden, um so dringender wird sich das Bedürfnis nach einer Umwertung der bisherigen Begriffe geltend machen, da es mit den alten wenigstens nicht mehr recht gehen will.

Nun hat sich zwar das Reichsgericht bisher gegen einen derartigen Versuch der Einführung eines solch neuen Krankheitsbildes in die Rechtspflege ablehnend verhalten. Ich meine das vielberufene moralische Irresein. Nicht Logik, sondern die Gefühle bestimmen unser Handeln.

Diese Stiefkinder der Natur aber entbehren des Gefühles, und wo die ethischen Gefühle fehlen, findet kein Kampf zwischen Neigung und Pflicht statt, die instinktive Unterscheidung zwischen Gut und Böse fehlt, und lediglich der Wille entscheidet nach rein egoistischen Grundsätzen.

Die reizbare Schwäche, die rasche Erschöpfbarkeit des Gehirns hindern sie bei oft raschem Erfassen an der zum Lernen unerläßlichen Aufmerksamkeit, und scharfes, logisches Denken ist ihnen versagt. Nie frei von Affekt, in wechselndem Schwanken zwischen Exaltation und Depression sind sie unfähig zu jeder geordneten Beschäftigung, alles Handeln geschieht nach Stimmung und Laune, unstet und unberechenbar wandern sie von Schule zu Schule, von Strafe zu Strafe, bis sie in den Konflikten des Lebens zu Grunde gehen. Denn in der modernen Ausgestaltung des Lebens ist für diese Individuen kein Platz mehr übrig geblieben, und das Verständnis, aber auch die Duldung für Sonderlinge und Originale ist uns mit der Zeit gründlich abhanden gekommen.

Nietzsches Uebermensch, das Ideal der Renaissance, würde heute kaum mehr die Anerkennung seiner Zeitgenossen finden.

Digitized by Google

Je tiefer wir in das Verständnis dieser Zustände eindringen, um so mehr muß uns ihre Uebereinstimmung mit den Eigentümlichkeiten der Verbrecher auffallen, und in der That ist der geborene Verbrecher Lombrosos kaum etwas andres als der moralisch Irrsinnige der Psychiatrie.

Hier wie dort die gleiche erbliche Belastung und abnorme Richtung der gesamten Entwicklung von Jugend an, sowie die mit den Jahren steigende Entartung der Persönlichkeit. Die gleiche Sehnsucht nach dem Schmutz in Umgang und Neigung treibt sie beide unaufhaltsam zu schlechter Gesellschaft und läßt sie je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung zum Spieler und Verschwender oder zum Bummler und Vagabunden werden.

Daß eine Unterscheidung hier schwierig ist, liegt auf der Hand, und oft ist es lediglich dem Zufalle anheimgegeben, ob das betreffende Individuum zuerst dem Richter oder dem Arzte in die Hände fällt und je nachdem auf die Anklagebank oder in die Irrenanstalt wandert.

Wohl kann man mir hier entgegenhalten, daß die Seelenstörungen als Krankheiten ihre besonderen Symptome und ihren Verlauf haben, an denen man sie erkennen muß.

Ich widerspreche dem nicht, möchte aber gleichzeitig darauf hinweisen, daß sie Erkrankungen des Gehirns darstellen und dieses Organ eine besondere Stellung in dem menschlichen Organismus einnimmt.

Jede Erkrankung eines Organes beeinträchtigt seine Funktion und wird namentlich bei längerer Dauer und häufigerer Wiederholung zu einer dauernden Herabsetzung dieser Funktion führen.

Diesem Gesetze unterliegt auch das Gehirn und ebenso dem ferneren, daß diejenigen Funktionen überall um so früher in Schaden geraten, je später sie erworben sind.

Für das Gehirn sind das die ethischen Begriffe der Moral und Sitte; sie machen unsern letzten Erwerb aus, und sie kommen uns am ersten abhanden, und daher treten bei den meisten Geistesstörungen eine Veränderung des Charakters ein, ein Außerachtlassen der früheren Gewohnheiten und der guten Sitte, oft lange bevor es zu gleich auffälligen Störungen der Verstandesthätigkeit kommt: Fehler, die nur zu oft dem bedauernswerten Kranken als Schuld angerechnet und als die Ursache seiner Erkrankung angesehen werden, deren Folgen sie sind.

Diese ethischen Defekte machen sich besonders bei solchen Seelenstörungen bemerklich, die sich auf dem Boden der erblichen Entartung entwickeln, und außer dem moralischen Irresein, das wohl als die am meisten typische Ausgestaltung unter den degenerativen Psychosen gelten kann, wohl kaum irgend mehr als bei der Epilepsie.

Würden wir allerdings unter diesem Namen nichts andres verstehen als periodisch auftretende Krampfanfälle, dann wäre nicht viel darüber zu sagen.

Allein die neuere Forschung hat uns gerade auf dem Gebiet der Epilepsie ganz andre Ausblicke eröffnet und uns eine Menge von Zuständen kennen

Digitized by Google

gelehrt, die unzweifelhaft hierher gehören, so wenig sie auch auf den ersten Blick dem alten Krankheitsbilde gleichen mögen.

Es sind das Zustände, die an sich recht verschieden, doch alle das Gemeinsame haben, daß sie mit mehr oder minder großen Störungen des Bewußtseins einhergehen und Lücken oder doch Trübungen der Erinnerung hinterlassen, so daß man sich der Dinge, die man während dieses Zeitraums gethan oder erlitten hat, gar nicht oder doch nur dunkel bewußt ist.

Da diese Handlungen ferner häufig den Charakter des Beabsichtigten und sogar des Wohlüberlegten an sich tragen und sich diese Perioden des Unbewußten über längere Zeiträume erstrecken können, so wird manch einer für Handlungen in Anspruch genommen und zur Rechenschaft gezogen, für die er nach den zurzeit geltenden Anschauungen nicht verantwortlich gemacht werden sollte.

Eine besondere Beachtung beanspruchen diese epileptischen Bewußtseinsstörungen dadurch, daß die Kranken mehr wie alle andern Geisteskranken zu gewaltthätigen Handlungen neigen, zu Thaten, die vielfach den Charakter der äußersten Brutalität und einer Wildheit tragen, wie sie uns bei den Geisteskranken glücklicherweise sonst nicht entgegentreten.

Wenn wir daher von einer Blutthat hören, die uns durch ihre furchtbare und unvermittelte Gräßlichkeit auffällt, dann werden wir stets mit der Möglichkeit einer epileptischen Geistesstörung zu rechnen haben, und nicht selten werden wir mit unsrer Vermutung das Rechte treffen.

Die spätere Gleichgültigkeit des Thäters gilt als ein neuer Beweis für seine Verruchtheit, und seine Behauptung, daß er von alledem nichts wisse, erscheint nur als ein dreistes Ableugnen der begangenen That.

Wie diese Entartung bei der Epilepsie infolge einer länger bestehenden Gehirnaffektion auftritt, so können sich bei andern organischen Erkrankungen des Gehirns ähnliche Charakterveränderungen bemerklich machen, lange bevor die eigentliche Erkrankung in die Erscheinung tritt.

Zahlreiche Formelemente des Gehirns müssen bereits zu Grunde gegangen sein und mit ihnen die höheren Funktionen dieses Organs, wie sie uns in den Vorstellungen von Moral und Sitte entgegentreten, bevor es zu greifbaren Erscheinungen der Krankheit kommt, und manch einer verfällt in Schimpf und Schande, in Anklage und Strafgefahr, der nur dem Zwange seiner Krankheit folgt.

Der Paralytiker, der an Altersschwachsinn Erkrankende oder an periodischen Anfällen von Manie Leidende fängt an zu trinken und schlimmere Dinge zu thun, die ihm bis dahin nie in den Sinn gekommen sind.

Die Erwerbungen eines ganzen Lebens an Ehrbarkeit und guter Sitte schwinden mit den Formelementen des Gehirnes dahin, und der Kranke setzt sich in dem organischen Drange seiner Geistesstörung über alle Schranken der gesellschaftlichen Ordnung hinweg, und das alles schon zu einer Zeit, wo der Nachweis der Erkrankung auf große Schwierigkeiten stoßen kann.

Wie soll man dem Laien eine richtige Beurteilung dieser Zustände zumuten, wo bei dem Mangel offenkundiger Symptome selbst der erfahrenere Arzt oft

Digitized by Google

nur auf Vermutung beschränkt ist? Auch hier muß der Kranke die Kosten dieser mangelnden Einsicht tragen.

Bei einer Reihe andrer Zustände kommt der Sünder dagegen nach meiner und der Anschauung vieler andrer zurzeit weit besser fort, als er es verdient.

Ich habe hier die Trinker im Auge, und daß hier unsre jetzige Rechtsanschauung eine Lücke, und zwar eine recht empfindliche Lücke aufweist, wird kaum bestritten.

Wir sind bei der Beurteilung der Rechtsbrüche Betrunkener allein auf den § 51 des Strafgesetzbuches angewiesen, und das Reichsgericht handelt demnach nur folgerichtig, wenn es bei Trinkern bei Vorhandensein einer der Voraussetzungen dieses Paragraphen eine Handlung in strafrechtlichem Sinne ausschließt.

Daß die Trunkenheit nach den Motiven des Strafgesetzbuches nicht zu den krankhaften Störungen der Geistesthätigkeit gehört, durch welche die freie Willensbestimmung ausgeschlossen wird, ändert daran nichts. Höchstens bedarf es zu ihrer Erkennung keines besonderen sachverständigen Urteils. Es benötigt daher zu dieser Erkenntnis nicht gerade medizinischen Wissens, auch das auf der Universität erworbene juristische reicht hierfür aus.

Dieser Anschauungsweise gegenüber regt sich eine immer mächtiger anschwellende Bewegung, die es nicht für richtig hält, die in einem Zustande von durch Trunkenheit herbeigeführter Bewußtlosigkeit begangenen Handlungen straflos zu lassen, und die hierin eine schwere Verletzung des Rechtsbewußtseins erblickt. Man kann es daher der Gesellschaft nicht verdenken, wenn sie in einen Kampf gegen die Trunksucht eingetreten ist.

Soll aber hier eine Aenderung eintreten, dann müßten wir zunächst darüber ins klare kommen, ob die Trunksucht ein Laster oder eine Krankheit, ob Strafe oder Behandlung für sie geboten sei.

Aber selbst wenn wir in der Neigung zum Trunke nur ein Laster sehen, so kommen wir doch darüber nicht hinaus, daß der Alkohol an sich ein Gift ist, das bei längerer Einwirkung Körper und Geist gleichmäßig durchfeucht und den Trinker einem solchen körperlichen und geistigen Verfalle entgegenführt, daß an seiner Krankheit nicht mehr zu zweifeln ist. An das Laster schließt sich die Krankheit an, und auch hier sind die Grenzen so wechselnd und ungewiß, daß man niemals mit Sicherheit bestimmen kann, bis hierher und nicht weiter ist es noch Laster und von hier ab beginnt die Psychose.

Der Trunksüchtige befindet sich in einem abnormen geistigen Zustande, der durch jeden neuen Trinkexceß, aber auch ohne einen solchen durch jede Gemütsbewegung, körperliche Krankheiten, Verletzungen und dergleichen mehr zu einem entschieden pathologischen werden kann.

Und eben darum, weil wir nie wissen und mit Genauigkeit sagen können, wo wir uns in einem gegebenen Augenblicke befinden, sind wir bei der Beurteilung derartiger Zustände gezwungen, die Willensfreiheit auszuschließen und Unzurechnungsfähigkeit anzunehmen.

Damit ist dem Trinker ein Freibrief ausgestellt, wie ihn der nüchterne Mensch

Digitized by Google

nicht besitzt, und wenn sich der letztere dadurch in seinem Rechtsbewußtsein schwer verletzt fühlt, so werden wir ihm das nicht verdenken können.

Wenn irgendwo, so ist hier eine andre Regelung der obwaltenden Verhältnisse ein dringendes Bedürfnis, und wenn dieser Aenderung zurzeit noch eine andre Anschauungsweise im Wege steht, so wird sie sich eine Abänderung wohl oder übel gefallen lassen müssen.

Wer Eierkuchen backen will, muß die Eier zerschlagen, und ebenso können wir zu neuen Anschauungen nur vordringen, wenn wir mit den alten und durch die Gewohnheit uns vertraut gewordenen brechen. Das ist nicht zu ändern und auch kein Fehler, vorausgesetzt, daß das Neuere zugleich das Bessere sei.

Unter denen, die dies behaupten, wird die Psychiatrie in der ersten Reihe stehen, da sie von der sogenannten neuen Schule eine entschiedene Besserung der obwaltenden Verhältnisse erhofft.

Das Verbrechen soll fürder nicht mehr als eine mathematische Gleichung gelten, für deren Bestrafung der Richter in der Logarithmentafel des Strafgesetzbuches die zugehörige Formel sucht.

Die neue Schule dagegen studiert den Verbrecher in seiner Eigenart, und sie versucht das Verbrechen zu bekämpfen, indem sie die so gefundene Eigenart bekämpft.

Ihr ist der Verbrecher eine antisoziale Erscheinung, gegen dessen Angriffe der Gesellschaft das unbestrittene Recht zusteht, sich zu wehren.

Dieses Recht der Erhaltung besitzt die Gesellschaft allen Eingriffen gegenüber, mögen sie von einer Seite kommen, von wo sie wollen.

Und damit entfällt die jetzt so schwer wiegende und ebenso schwer zu lösende Frage von der Zurechnungsfähigkeit.

Denn jeder Mensch ruft überall und immer mit seiner Handlung eine soziale Reaktion hervor, und er muß die natürlichen und sozialen Folgen seiner Handlung tragen, das heißt er ist dafür verantwortlich, aus dem einfachen Grunde, weil er es ist, der sie begangen hat, und weil er in der Gesellschaft lebt.

Dem Geisteskranken gegenüber tragen wir schon jetzt kein Bedenken, ihn für die Gesellschaft unschädlich zu machen, obwohl die dazu erforderlichen Maßregeln von den dadurch Betroffenen oft hart genug empfunden werden, und wir denken gar nicht daran zu fragen, ob es von seinem freien Willen abgehangen habe, geisteskrank zu werden.

Was in aller Welt bringt uns dazu, dem Verbrecher gegenüber anders zu verfahren?

Auch hier muß der Satz gelten, daß jeder gemeingefährliche Mensch im Interesse der gefährdeten Gesellschaft so lange als nötig unschädlich gemacht wird. (Von Liszt.)

Wer sich der Gesellschaft nicht fügen will, muß sie verlassen.

Die neue Schule besteht daher auf einer unbegrenzten Absonderung aller derjenigen Elemente, die sich für die Allgemeinheit schädlich erweisen. Wenn sie dies thut und die Strafe fernerhin nur die Bedeutung eines Schutzes der Gesellschaft gegen ihre antisozialen Mitglieder hat, so wird sie dies in einem sehr

Digitized by Google

verschiedenen Maße thun, je nachdem die Handlung beschaffen war und das Individuum, das sie beging.

Ob Geisteskranker oder Verbrecher, die Gesellschaft hat gegen beide dasselbe Recht des Schutzes, und sie wird diesen Schutz darin finden, daß sie beide aus der Gesellschaft entfernt.

Um was es sich handelt, ist, in jedem Falle die richtige Form der Entfernung zu finden, und einen jeden so lange in dieser Form festzuhalten, wie er der Gesellschaft gefährlich ist.

Daß die Art der Entfernung bei dem Geisteskranken eine andre sein wird als bei dem Verbrecher, versteht sich von selbst, für ihn kann auch fernerhin nur die Irrenanstalt in Frage kommen.

Aber auch für die Verbrecher wird man der Individualität eine größere Beachtung zu schenken und die Strafe je nachdem verschieden in Anwendung zu bringen haben.

So wie es zurzeit ist, kann es nicht bleiben, die Gegensätze spitzen sich täglich mehr und mehr zu, von Tag zu Tag mehren sich die Schwierigkeiten einer Verständigung, und alles drängt mit Naturgewalt zu einer Entscheidung.

Die neuen Anschauungen sind die einfache Folge nicht allein der Entwicklung der Naturwissenschaften, sondern der Entwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt, und die Rechtspflege, die denselben Gesetzen unterliegt, wird gar nicht anders können, als sich ihnen unterwerfen.

Denn um die Wahrheit ist es etwas Großes, und sie wird den Sieg erringen.

Koloniale Ausdehnung und Erweiterung der Landesgrenzen.

Von

Lord Farrer.

Ein fieberhaftes Verlangen nach kolonialer Ausdehnung und Erweiterung des Staatsgebiets scheint alle großen und emporstrebenden Völker ergriffen zu haben. Deutschland wünscht als Kolonialmacht mit England zu wetteifern, Frankreich postiert ein Häuflein Soldaten und hißt seine Flagge in allen Wüsten- und Sumpfgebieten Zentralafrikas, Rußland steht im Begriffe, das nördliche Asien zu annektieren, die Vereinigten Staaten haben das beengende Gewand der Monroedoktrin gesprengt und schicken sich an, die Rolle des Eroberers in der Alten wie in der Neuen Welt zu spielen, und John Bull, der mehr und bessere Gegenden der Welt an sich gebracht hat als irgend einer seiner Nachbarn, scheint der Ansicht zu sein, daß alles, was sie sich zulegen, einen Verlust für ihn bedeutet. Was kann unter solchen Umständen ein alter, achtzigjähriger Engländer, der die moderne Entwicklung immer noch mit ungemindertem Interesse verfolgt,

Digitized by Google

sagen, wenn er aufgefordert wird, über diesen Gegenstand seine Meinung in einer ausländischen Revue auszusprechen?

Macaulay hat einem Staatsmann aus der Zeit Karls II. den Namen des „Wetterhahns“ angeheftet, nicht weil er sein Segel nach jedem Wehen der Volksgunst drehte, sondern weil er im Gegenteil jedesmal, wenn eine populäre Strömung seine Landsleute mit sich fortriß, das Steuerruder so einsetzte, daß sein Schiffleiu nach der entgegengesetzten Richtung getrieben wurde. Mit klarem Blick begabt und vielleicht etwas allzu kritisch, wußte er sehr wohl, daß die öffentliche Meinung übertreibt, und machte sich dadurch um seine Landsleute sehr verdient, daß er sie daran erinnerte, daß eine mit blinder Vorliebe befolgte Politik ihre Nachteile und Gefahren hat.

Ein derartiger Kritiker würde im gegenwärtigen Augenblick gar manches zu sagen haben über die Erweiterung der Grenzen, über das Hinaustragen der Flagge, über die koloniale Ausdehnung, über die Aufteilung der Welt zwischen den großen und aufstrebenden Mächten Europas und Amerikas — und über die Gefahren und Schwierigkeiten, welche das Streben nach Weltherrschaft mit sich bringt, und könnte dadurch viel Gutes stiften.

Englands Kolonialmacht ist oft der Gegenstand der Eifersucht im Auslande und noch öfter der Anlaß zur Prahlsucht im Inlande gewesen. Es ist daher für einen Engländer ein heikles Ding, der vorherrschenden Neigung zur Ausdehnung des Reichsgebiets mit Zweifeln oder gar einem kalten Wasserstrahl zu begegnen, zumal für jemand wie mich, der in voller Kenntnis der vielen Fehler, die sein Land begangen, und des vielen Ungemachs, das es dieserhalb zu erdulden gehabt und noch zu erdulden hat, dennoch stolz darauf ist, daß es das Mutterland von Völkern seines eignen Stammes und die Schützerin und Schirmerin von Volksmengen geworden ist, die nicht aus seinem Schoße hervorgegangen sind, aber innerhalb seiner Grenzen wohnen und gedeihen.

Ausführlich die Geschichte seiner erfolgreichen Gebietsausdehnung oder — was nützlicher sein würde — seiner Fehler wiederzugeben, hieße Leser, welche die Geschichte vielleicht besser kennen als der Schreiber dieser Zeilen, mit ganzen Bänden dramgalieren. Zu einer Zeit jedoch, da sich im Auslande das Bestreben kundgiebt, es England in kolonialen Unternehmungen gleich zu thun, dürfte es nicht unangebracht sein, auf einiges von dem aufmerksam zu machen, was England durch trübe Erfahrung hat lernen müssen, wenn auch die Lehren, um die es sich handelt, nicht danach angethan sind, frohe Hoffnungen zu erwecken, und sie eher zu Ungunsten als zu Gunsten des angedeuteten Bestrebens sprechen.

Von den Lehren, die sich aus der Erfahrung Englands schöpfen lassen, ist die nächste und wichtigste die, daß, wenn eine Kolonie oder eine auswärtige Besitzung gedeihen und für das Mutterland ein wertvoller Verbündeter und Helfer werden soll, das Mutterland das Wohl der Kolonie nicht seinem vermeinten eignen Interesse opfern darf. So verlockend es für das Menschengemüt ist, ein schwaches Nebenland zu selbstischen Zwecken auszubeuten, so haben doch kolonisierende Völker in den ersten Stadien des Kolonisierungswerks das durch

Digitized by Google

bittere Erfahrung lernen müssen. Dadurch, daß sie die unter ihre Botmäßigkeit gebrachten Völker zwangen, als Sklaven für sie zu arbeiten, oder daß sie einen für das Nebenland kaum erschwinglichen Tribut erhoben, oder daß sie das Nebenland nötigten, nur auf den Märkten des Mutterlandes einzukaufen und zu verkaufen und so zu Gunsten des Mutterlandes billig zu verkaufen und teuer einzukaufen — durch diese oder ähnliche Mittel haben alle oder fast alle kolonisierenden Völker in der Anfangsperiode ihrer Geschichte das Wohl ihrer Kolonien als dem eignen durchaus untergeordnet behandelt. Auf dieser Grundlage bauten die Holländer ihr einst so ausgedehntes Kolonialreich auf. Die Spanier haben diese Politik bis zuletzt befolgt, und wir sehen jetzt, mit welchem Resultate. Frankreich hat nach denselben Grundsätzen gehandelt und thut es jetzt noch.

Doch meine Absicht ist es, Belege aus unsrer eignen englischen Geschichte zu geben. Im siebzehnten Jahrhundert war Irland wesentlich eine Kolonie Englands. Es wurde von seinen Urbewohnern, abgesehen von Engländern, die sich dort seit Jahrhunderten angesiedelt hatten, bevölkert, von Cromwellschen Soldaten und im Norden von Schotten.[1]) Irland war ein Hirtenland, ein Land der Klein- und Großviehherden, und England war sein natürlicher und zunächstgelegener Markt. Die Eifersucht der englischen Landwirte verhinderte die Einfuhr von Rindvieh, Schafen, Schweinen, Fleisch, Butter und Käse nach England. Irland lag günstig für den Handelsverkehr mit Amerika. Es wurde durch die englischen Schiffahrtsgesetze von dem Verkehr mit den britischen Kolonien ausgeschlossen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts kamen in Irland vielverheißende Wollmanufakturen auf. Die Eifersucht der englischen Produzenten wurde wach, und Irland wurde in die Unmöglichkeit versetzt, seine Wollenwaren nach England oder nach irgend einem andern Land zu exportieren. Die Geschichte weiß kaum von einem grausamern, thörichtern und selbstmörderischern gesetzgeberischen Akt zu berichten. In seinen praktischen Folgen dürfte er noch schlimmer gewesen sein als die Strafgesetze gegen die katholische Religion. Die produktive Industrie wurde lahmgelegt, das Aufkommen einer vermöglichen Mittelklasse gehindert und die stets zunehmende Bevölkerung wieder auf den unschönen Wettbewerb im Anbau eines sowohl der Quantität wie der Qualität nach absolut unzureichenden Landes verwiesen. Die Folgen waren Verelendung des Volks, agrarische Fehden, die noch nicht ausgestorben sind, und ein Verhältnis zwischen den beiden Ländern, das mehr als alles andre dem britischen Namen Eintrag thut.

Die schlimmsten Behinderungen des Handelsverkehrs wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts beseitigt, allein der alte böse Geist der kommerziellen Mißgunst hielt den jüngern Pitt davon ab, Irland in Bezug auf den Handelsverkehr mit England auf gleichen Fuß zu setzen, und erst nach der Union erhielt Irland in dieser Hinsicht dieselbe Freiheit, der sich England erfreute. Aber das Uebel war geschehen; die Väter hatten saure Trauben gegessen, und davon haben die Kinder heute noch stumpfe Zähne.

[1]) Ausführlicheres über die hier in Betracht kommenden Thatsachen wolle man aus Lecky's „England in the 18th Century", Band II, Kap. 8 ersehen.

Digitized by Google

Man nehme im Gegensatz dazu einen neuern Fall, den der gegenwärtigen Behandlung Indiens durch England, den ich um so lieber als Beispiel wähle, als Indien thatsächlich von London aus regiert wird und nicht dasselbe Widerstandsvermögen gegen die Dekrete von Westminster besitzt wie eine sich selbst regierende Kolonie.

Vor einigen Jahren kam die englisch-indische Regierung zu dem Schlusse, es sei im Interesse ihrer Finanzen erforderlich, die Zölle auf Einfuhrartikel und unter anderm auf verarbeitete Baumwolle zu erhöhen. Indien ist einer der besten, wenn nicht der beste Kunde von Lancashire, und in diesem mächtigen Landstrich sind natürlich Zölle auf Baumwolle unpopulär. Es erhob sich eine Kontroverse; die Frage wurde im Hause der Gemeinen zur Sprache gebracht, und ohne sich lange zu besinnen, entschied jene Körperschaft, der maßgebende Faktor der Frage sei das Wohl Indiens und nicht der Profit Lancashires. Ein weiterer Fall, der sich noch sub judice befindet: Die englisch-indische Regierung schlug vor, in Indien statt der dort bestehenden Silberwährung die Goldwährung einzuführen. Als der Vorschlag bekannt wurde, erhob sich in der City von London sofort ein thörichter und egoistischer Aufschrei, dahin gehend, wenn Indien die Goldwährung erhalte, werde es London Gold entziehen, das dieses brauche. Die Regierung wahrte eine mutige und vorsichtige Haltung. Sie ließ eine Enquete veranstalten, und es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß die Frage, wie immer es sich um die Vorteile oder Nachteile bei Einführung der Goldwährung in Indien verhalte, nach dem Gesichtspunkte entschieden werden wird, was das vorteilhaftere für Indien ist, nicht aber nach dem, was man in der City von London befürchtet hat oder dort noch befürchtet.

Somit haben die Engländer sich in den zwei Jahrhunderten, die vergangen sind, seit der damals in England vorherrschende böse Geist des Schutzzolls Irland ruiniert hat, durch Erfahrung witzigen lassen. Ich habe den Fall Irlands als Beispiel angezogen, weil die von mir mißbilligte englische Politik in diesem Falle besonders grausam und unheilvoll war. Es würde aber ein Irrtum sein, wenn man annähme, sie sei eine Ausnahme gewesen. Es war die allgemeine Politik aller kolonisierenden Staaten im 17. Jahrhundert. Diese Politik war weit mehr als die Reichssteuer, auf die ich noch zu sprechen komme, der eigentliche Grund für den erfolgreichen Aufstand der nordamerikanischen Kolonien.[1]) Es ist das eine Politik, die noch nicht erloschen ist, denn sie lebt in der modernen Schutzzollpolitik fort, die sowohl den eignen Markt wie die Märkte der Kolonien und auswärtigen Besitzungen gern für die eignen Produzenten haben möchte. Selbst in England haben wir kürzlich noch von einflußreicher Stelle kommende Vorschläge gehört, dahin gehend, daß unsre Kolonien ihre Zolltarife regulieren sollen, nicht so, wie sie es selbst am besten für sich halten, sondern so, wie es am besten für uns ist, als Gegenleistung für eine ähnliche Thorheit von unsrer Seite.

[1]) Eine klare und genaue Darlegung dieser Politik s. bei Lecky „England in the 18th Century", Kap. XII des 3. Bandes, S. 299 der 2. Ausgabe.

Digitized by Google

Derartige Vorschläge sind glücklicherweise gefallen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie bei uns je wieder aufleben werden. In andern Ländern aber herrscht diese unheilvolle Politik, vor der böse Erfahrungen England in erfolgreicher Weise gewarnt haben, immer noch vor.

Wenn Frankreich — das Tunis ganz vorzüglich verwaltet hat — vorschlägt, daß die Tunesier nicht das kaufen sollen, was sie nötig haben, sondern, was Frankreich ihnen zu verkaufen hat, oder wenn es den armen Bewohnern von Madagaskar befiehlt, nur von Franzosen zu kaufen und an solche zu verkaufen, so opfert es seine Kolonien demselben schlimmen und egoistischen Prinzip auf, das England im 17. Jahrhundert dazu veranlaßt hat, Irland zu ruinieren, das im 18. Jahrhundert England um seine Kolonien gebracht, und das das einst so glänzende Kolonialreich Spaniens ruiniert und zu Fall gebracht hat.

Die zweite Lehre, die England sich zu nutze gemacht hat, ist die, daß es nicht mit irgend einer Aussicht auf Erfolg seinen Kolonien und auswärtigen Besitzungen Gesetze und Gebräuche aufzwingen kann, die mit deren Lebensgewohnheiten, Glaubensansichten oder Vorurteilen ganz und gar im Widerspruch stehen. Nur mit der weitestgehenden Toleranz kann es oder irgend ein andrer europäischer Volksstamm Hindus oder Mohammedaner regieren. Nur mit der äußersten Vorsicht können Einrichtungen, welche das Menschlichkeitsgefühl empören, wie Sklaverei, Witwenverbrennung oder die Opfer für die Göttin Juggernaut, unterdrückt werden. Das aber, was diese Lehre besser als alles andre erläutert, ist der von England im achtzehnten Jahrhundert unternommene Versuch, den Kolonien in Nordamerika eine Steuer aufzuerlegen, ein Versuch, der den äußeren Grund für ihre Empörung abgegeben hat. Sie hatten sich über mancherlei wegen der sie vom Verkehr abschließenden Handelspolitik, von der ich schon gesprochen, zu beklagen. Und dennoch war schließlich der ostensible Grund für ihre Losreißung der Versuch, ihnen eine Steuer aufzuerlegen. Es lag nichts dem natürlichen Gerechtigkeitsgefühl Widerstreitendes in dem Verlangen, daß England, das ungemessene Summen zur Entscheidung des Kampfes der Kolonien gegen Frankreich verausgabt hatte, von den Kolonien einen Beitrag zur Besoldung der zu ihrer Verteidigung benötigten Armee erheben solle. Es lag nichts gegen die verfassungsmäßigen Gesetze Gerichtetes in dem Vorschlage, daß das Reichsparlament, das der Theorie nach die höchste Behörde auf dem britischen Gebiet ist, zu diesem Zwecke eine Steuer ausschreiben solle, die von keiner andern Behörde auferlegt werden konnte. Und dennoch war der Grundsatz, daß Steuererhebung und Volksvertretung Hand in Hand gehen müssen, und daß Steuererhebung ohne Volksvertretung Tyrannei sei, durch Jahrhunderte innerer Kämpfe so tief in den Herzen der englischen Bevölkerung eingewurzelt, daß der Versuch, eine sehr mäßige Stempelsteuer zu erheben, die dazu verwandt werden sollte, die zur Verteidigung der Kolonien erforderliche militärische Streitkraft aufrechtzuerhalten, einem Sturme des Widerspruchs begegnete, so daß er nach einem Kampfe, der auf beiden Seiten die größte Erbitterung hervorrief, von der Regierung zurückgezogen werden mußte. Und schließlich wurde die Forderung,

Digitized by Google

den Thee mit einer kleinen Steuer zu belegen, mehr noch als die in Handelsdingen ausgeübte Tyrannei Englands die äußere Veranlassung zu der Erhebung, welche die Vereinigten Staaten zu einem unabhängigen Volke gemacht hat.

Im gegenwärtigen Augenblick würde es nichts Widersinniges sein, wenn England von seinen sich selbst regierenden Kolonien verlangen wollte, daß sie einen ansehnlichen Beitrag zu den Kosten für die gewaltige Flotte leisteten, die es zur Verteidigung seines „weit ausgedehnten" Reichsgebietes aus dem Steuererträgnis des vereinigten Königreichs unterhält. Jeder englische Staatsmann aber würde reif für ein Narrenhaus gehalten werden, wenn er einen Gesetzvorschlag an das Parlament gelangen lassen wollte, um den Kolonien zu diesem Zwecke eine auch noch so kleine Zwangsabgabe aufzuerlegen. Wenn das Beispiel der britischen Kolonialregierung für andre Völker irgend einen Wert hat, besteht dieser darin, daß es zeigt, daß keine Regierung, wie mächtig sie auch sei, darauf rechnen kann, ihren Willen einem mächtigen und erfolgreichen Nebenlande aufzuzwingen, und daß sie, nicht im stande, dem Nebenlande eine Steuer für die Verbindung mit dem Mutterlande aufzuerlegen, es weit eher erleben wird, daß das Nebenland sich der Ehre und des Schutzes der Nationalflagge auf Kosten des Mutterlandes erfreut.

Im gegenwärtigen Augenblick ist ein vortreffliches Einvernehmen zwischen England und seinen sich selbst regierenden Kolonien vorhanden, auf welches die modernen Schwärmer für die Erweiterung der Landesgrenzen gerne hinweisen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß an diesem guten Einvernehmen sie und ihre Bündnispläne, nach welchen die Kolonien mit dem Mutterlande durch kommerzielle oder gesetzliche Zwangsmittel verbunden werden sollen, ganz unschuldig sind. Das gute Einvernehmen ist im Gegenteil ein Werk von Kolonialreformern eines ganz andern Schlags, denen es vor fünfzig Jahren gelungen ist, die Kolonien von der Bevormundung durch das englische Kolonialamt zu befreien, das sie der Unzufriedenheit, wenn nicht gar der Revolte entgegentrieb. Erst seit die Kolonien der englischen Kontrolle entzogen worden sind, sind sie die zufriedenen Töchter und Freundinnen Englands geworden, die sie jetzt sind. Ich spreche von dem, was ich weiß, denn das erste, was ich öffentlich zu wirken vermochte, bestand darin, daß ich mithalf, ein Gesetz zu Gunsten der Reformen zu stande zu bringen, durch welche der große Umschwung bewirkt worden ist.

Noch ein Drittes ist aus der englischen Erfahrung zu lernen, obwohl ich nicht behaupten kann, daß meine Landsleute es sich sonderlich zu Herzen genommen haben. Es ist oft gesagt worden: „der Handel folge der Flagge", ausgedehntes Landesgebiet bedeute ausgedehnten Handel, und wenn die Kolonien das Mutterland nicht direkt durch Vermehrung seines Einkommens bereicherten, bereicherten sie es doch durch die Ausdehnung seines Handelsverkehrs. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß, um unserm Handel eine weitere Ausbreitung zu geben oder ihn auch nur auf seinem jetzigen Stand zu halten, zumal zu einer Zeit, da die andern Völker unsre Produkte durch Schutzzölle von sich fern zu halten suchen, es nötig sei, andre Völker von der Erwerbung neuen Gebietes abzuhalten und dasselbe für uns selbst zu erwerben.

Digitized by Google

Ich habe kürzlich[1]) diesen Grund an der Hand von Zahlen auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen gesucht. Unsre statistischen Verzeichnisse bieten uns glücklicherweise die Mittel dar, für den Zeitraum fast eines halben Jahrhunderts, einen Vergleich zwischen dem Handelsverkehr, den das vereinigte Königreich mit dem Auslande unterhält, und den Prozentsatz anzustellen, der von seinem Gesamthandelsverkehr auf seine Kolonien entfällt; die nachfolgende Tabelle zeigt das Gesamtergebnis und zugleich den Prozentsatz, in dem die beiden Teile des Handelsverkehrs sich auf fünfjährige Perioden verteilen, die mit dem Jahre 1855 beginnen und mit dem Jahre 1894 enden.

Vergleichende Uebersicht des Handelsverkehrs des vereinigten Königreichs nach dem Auslande und nach seinen Kolonien.

(Nach den veröffentlichten offiziellen statistischen Berichten.)

Fünfjährige Periode.	Handel mit dem Ausland.	Handel mit britischen Besitzungen.
1855—1859	73,4	26,6
1860—1864	69,4	30,6
1865—1869	74,7	25,3
1870—1874	76,6	23,4
1875—1879	74,0	26,0
1880—1884	72,4	27,6
1885—1889	72,6	27,4
1890—1894	73,4	26,6

Vergleichende Uebersicht über die Beträge des Handelsverkehrs des Auslands und der Kolonien mit dem vereinigten Königreich.

(Nach den offiziellen statistischen Berichten des Zollamts über den Tonnengehalt der ankommenden und abgehenden Schiffe.)

Jährlicher Durchschnitt für	Prozentsatz der Löschungen.		Prozentsatz der Ladungen.	
	Vom Ausland.	Von den Kolonien.	Nach dem Ausland.	Nach den Kolonien.
1855—1859	78,9	21,1	78,3	21,7
1860—1864	79,2	20,8	78,1	21,9
1865—1869	82,5	17,5	81,6	18,4
1870—1874	84,9	15,1	82,3	17,7
1875—1879	85,8	14,2	81,7	28,3
1880—1884	86,6	13,4	81,6	18,4
1885—1889	87,7	12,3	82,3	17,7
1890—1894	88,0	12,0	84,3	15,7

[1]) Wegen weiteren Einzelheiten sei auf den Artikel im Dezemberheft der „Contemporary Review" von 1898 „Does Trade follow the Flag?" verwiesen.

Digitized by Google

Näheres mag man aus dem angezogenen Artikel ersehen, da aber die vorliegenden Zeilen für deutsche Leser berechnet sind, füge ich die nachfolgenden Ziffern hinzu, welche den Handelsverkehr des vereinigten Königreichs mit Belgien, Holland und Deutschland veranschaulichen.

Zeitraum.	Import nach Millionen Pf. St.	Prozentsatz des Gesamtimports.	Export nach Millionen Pf. St.	Prozentsatz des Gesamtexports.
1855—1859	22	12,8	19	16,6
1860—1864	29	12,0	21	15,2
1865—1869	38	13,3	33	18,1
1870—1874	46	13,1	46	19,6
1875—1879	55	14,7	37	17,9
1880—1884	64	15,7	35	14,9
1885—1889	67	17,4	32	14,3
1890—1894	71	17,0	34	14,9
1895	73	17,5	35	15,5

Deutschland, Holland und Belgien sind zusammengefaßt, weil es schwer zu sagen ist, wieviel von den Waren, die in holländischen oder belgischen Häfen gelöscht werden, wirklich für Holland oder Belgien bestimmt ist. Es ist bekannt, daß ein großer Teil davon nach Deutschland geht.

Das Verhältnis, in dem der Import aus diesen Ländern zu unserm Gesamthandel steht, ist jetzt größer als zu Beginn der Periode. Es betrug in der Zeit von 1855—1859 12,8 Prozent, es sank auf 12 Prozent in der Zeit 1860—1864, hat sich aber seither stetig bis auf 17 Prozent gehoben. Das Verhältnis unsers Exports nach diesen Ländern ist am Ende der Periode ein wenig geringer, als es zu Anfang derselben war. Es stieg bis zu 19,6 Prozent in der Zeit 1870—1874 nach dem deutsch-französischen Krieg und ist seither bis auf etwa 14 oder 15 Prozent herabgegangen. Das Verhältnis unsers Imports aus diesen Ländern ist größer als das unsers Exports nach denselben, ein Umstand, der seinen Grund wahrscheinlich darin hat, daß wir nach Indien und andern tropischen und weniger zivilisierten Ländern exportieren, daß diese Länder nach dem europäischen Kontinent exportieren, und daß das kontinentale Europa nach uns exportiert.

Das wichtigste an dieser Tabelle ist, daß sie uns zeigt, wie groß und wie stetig steigend im ganzen dieser Teil des Handels ist. Es ist eine Thatsache, daß sich in unserm Handel ein Wechsel vollzieht; er ist nicht mehr ausschließlich oder hauptsächlich ein Handel, bei dem England Manufakturwaren nach unzivilisierten Ländern exportiert und unverarbeitete Nahrungsmittel oder Rohmaterial importiert. Er gestaltet sich zu einem Handel, von dem ein großer Teil in dem Austausch von Manufakturwaren und Luxus- und Gebrauchsgegenständen mit Ländern besteht, die nicht weniger fortgeschritten sind als wir selbst.

Ich will nicht weiter bei Einzelheiten verweilen, sondern eine Stelle aus

Digitized by Google

dem angezogenen Artikel mitteilen, die sich auf die Schlußfolgerungen bezieht, zu denen meine Untersuchungen mich geführt haben.

„Was beweisen die obigen Zahlen? Ich will durchaus nicht behaupten, daß die Bewohner auswärtiger Länder, die andre Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten haben als die Engländer, eine ebenso große Menge von in England hergestellten Dinge kaufen und gebrauchen, wie Leute von englischer Herkunft und Lebensgewohnheiten das thun würden. Ich behaupte nicht, daß der Handelsverkehr des vereinigten Königreichs nicht größer gewesen sein würde, wenn der auswärtige britische Besitz größer gewesen wäre und die britische Nationalflagge über all den Ländern geweht hätte, die jetzt von der Trikolore oder dem doppelköpfigen Adler beherrscht werden. Noch viel weniger behaupte ich, daß die Schutzzölle und Ausschlußmaßregeln fremder Völker, geschweige denn unsrer eignen Kolonien, den Umfang des Handelsverkehrs des vereinigten Königreichs nicht zu einem beschränkteren gemacht haben als er sonst sein würde. Was die obigen Ziffern beweisen, ist das, daß der Handelsverkehr des vereinigten Königreichs mit fremden Völkern dreimal so groß ist als der Handelsverkehr des vereinigten Königreichs mit Ländern unter britischer Flagge; daß dieses Verhältnis thatsächlich während des letzten halben Jahrhunderts bestanden hat — das heißt für den ganzen Zeitraum, für den wir zuverlässige statistische Angaben besitzen; daß es dasselbe oder nahezu dasselbe geblieben ist, trotz eines Wechsels nach allen Richtungen hin, trotz der enormen Zunahme des britischen Reichs, trotz Kriegen und Grenzveränderungen, trotz der wechselnden inneren Politik der Völker und trotzdem, daß andre Völker das Prinzip des Freihandels zum Teil angenommen und dann wieder aufgegeben haben. Kurz, die obigen Ziffern beweisen in bündiger Weise, daß Erweiterung der Landesgrenzen nicht nötig zur Aufrechterhaltung des Außenhandels des vereinigten Königreichs ist, und daß in der bei den Jingoes und Schutzzöllnern so beliebten Theorie, daß „der Handel der Flagge folgt", ein gründlicher Irrtum steckt.

„Es ist nicht schwer einzusehen, weshalb dem so ist. Jeder Produzent sucht den besten Markt für seine Waren und kümmert sich nicht um die Nationalität des Käufers. Jeder Konsument sucht die ihm zusagenden Waren zu dem billigsten Preise und kümmert sich nicht um die Flagge, welche das Ursprungsland deckt. Nationale Gebräuche beeinflussen zweifellos die Produktion und dieselben Gebräuche beeinflussen die Bedürfnisse; sind aber einmal die Bedürfnisse und eine die Bedürfnisse befriedigende Produktion gegeben, dann hat die Nationalität keinen Einfluß auf den Austausch. Weiter aber sind die künstlichen Schranken, welche die Thorheit der Völker zu errichten sucht, in Wirklichkeit weit weniger wirkungsvoll, als man gemeinhin glaubt. Was eine geschlossene Thür sein soll, ist oft nur eine Verlegung des Wegs.

„Wenn eine übermäßige Produktion vorhanden ist, hört der Schutzzoll auf zu schützen. Wenn in einem Lande die Produktion steigt und sich besonders spezialisiert, während sie in einem andern weniger steigt und sich weniger spezialisiert, so mögen in dem letzteren die schützenden Zölle wohl den Preis steigern, aber

Digitized by Google

sie üben keinen Schutz aus. Das ist gewöhnlich der Fall zwischen mehr fortgeschrittenen und weniger fortgeschrittenen Völkern, es kommt aber auch bei den am meisten fortgeschrittenen vor. Wenn, wie in dem vorliegenden Falle, die am weitesten vorgeschrittenen Völker der Welt fabrikbetreibende Völker werden, wird das eine von ihnen besondere Fortschritte in einem Zweige des Fabrikwesens machen, ein andres aber in einem andern Zweige, und sie werden trotz der Schutzzollgesetze miteinander in Austausch treten. Daher rührt der gegenwärtige große Aufschwung unsers Handels mit Deutschland, sowohl auf dem Export- wie auf dem Importgebiete.

„Alle Völker, wie schutzzöllnerisch sie auch gesinnt sein mögen, wünschen das einzuführen, was sie nicht produzieren, und dadurch begünstigen sie indirekt den Handel, gegen den sie ihre Thüre zu verschließen suchen. Das kontinentale Europa exportiert nach England und widersetzt sich dem Import von englischen Waren, importiert aber gleichzeitig aus dem Osten; England seinerseits exportiert Waren nach dem Osten und leistet so indirekt die Zahlung für das, was Europa ihm zusendet. Weiter aber will jedes Land exportieren. Export ohne gleichzeitigen Import, das ist das Ziel aller Schutzzöllner, ja es ist die Quintessenz des ganzen schutzzöllnerischen Wahnsinns. Es versteht sich natürlich von selbst, daß sie dieses ihr Ziel unmöglich verwirklichen können; denn jeder Export, den es ihnen nach dem Ausland zu machen gelingt, führt zu einem entsprechenden Import von dort — direkt oder indirekt, wahrnehmbar oder nicht wahrnehmbar, in der Gegenwart oder in der Zukunft. Kurz, wie es in dem alten Liede heißt:

Hoch in den Lüften
Auf schwindelnden Pfaden,
Durch wildes Geklüfte,
Längs grünen Gestaden,
In tosenden Fluten
Auf fährlicher Bahn,
Durch sengende Gluten
Zieht der Handel voran.

„Die große Ebbe und Flut des Geschäftsverkehrs wird durch die Hindernisse, die menschliche Thorheit ihr in den Weg legt, gestört, aber nicht zum Stillstand gebracht.

„Das Schlußergebnis unsrer Untersuchung ist, daß, wenn die Maxime ‚der Handel folgt der Flagge' bedeuten soll, daß unser Handel von unserm Herrschaftsgebiet abhängt, sie durch die thatsächlichen Ereignisse des letzten halben Jahrhunderts widerlegt wird. ‚Der Handel folgt', wie ganz richtig bemerkt worden ist, ‚nicht der Flagge, sondern dem Preiscourant.' Der Erfolg unsers Handels hängt nicht von der Nationalität unsrer Käufer ab, sondern von der Leistungsfähigkeit und Billigkeit unsrer nationalen Produktion. Was geschehen sollte, um diese Eigenschaften zu fördern, ist eine Frage, die über den Bereich des vorliegenden Artikels entfällt; doch mögen wir mit Genugthuung verzeichnen, daß, wenn wir unser Volk mit der Ausgabe für die Besitzergreifung und Regierung unrentabler Besitzungen belasten, sowie mit den Kosten der gewaltigen

Digitized by Google

Rüstungen, die diese Besitzungen gegen Nebenbuhler aller Art verteidigen sollen, das nicht zu einer billigen Produktion führt. Noch weniger wird es auf Sparsamkeit hinauslaufen, wenn wir durch das Trachten nach neuen Märkten zum Kriege mit Ländern wie Frankreich, Rußland oder Deutschland getrieben werden. Niemand vermag den Ausgang eines derartigen Kriegs vorauszusehen; darauf aber können wir uns verlassen, daß es, selbst wenn wir in einem derartigen Kriege siegreich sein sollten, nur wenige Märkte geben wird, die uns für die Kosten entschädigen könnten. Es würde kein entsprechender Gegenwert vorhanden sein. ‚Le jeu ne vaudrait pas la chandelle.'

„Aus obigen Thatsachen folgt, daß es nicht notwendig ist, die Reichsgrenzen auszudehnen, um den Handel auf seiner Höhe zu halten, und daß der Erweiterung des Staatsgebiets nicht notgedrungen ein Aufschwung des Handels folgt. Jede einzelne Gebietserweiterung muß auf ihren Wert hin geprüft werden. Keine wird sich als vorteilhaft erweisen wenn wir nicht unsre Auslagen ‚bar ersetzt' bekommen, ein Punkt, der bei einigen neuerlichen Erwerbungen äußerst zweifelhaft ist. Weiter folgt, daß eine Eifersucht auf andre Nationen, die in wüsten Gegenden der Welt neue Erwerbungen machen, absolut nicht am Platz ist, und daß selbst bei der Voraussetzung, daß diese Nationen eine exklusive und schutzzöllnerische Politik verfolgen, unser Handel wahrscheinlich durch die bessere Leitung und Regierung dieser Plätze mehr gewinnen wird, als er durch ein kommerzielles Rivalisieren mit unsern Nachbarn, wenn es auch von einem ausschließlichen Schutzzollsystem unterstützt werden sollte, verlieren könnte. Wenn wir dagegen bei der Besitzergreifung von bisher wilden oder nur halbzivilisierten Gegenden durch eine zivilisierte Nation das Zugeständnis erlangen könnten, daß sie eine Politik ‚der offenen Thür' befolgen wollte, würden wir alles das erlangen, was unser Handel nötig hat, und wir könnten einer derartigen Besitzergreifung nicht nur ohne Uebelwollen, sondern mit vollständiger und positiver Zustimmung zusehen."

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die angeführten Bemerkungen sich ebensowohl auf den Fall Deutschlands wie auf den Englands anwenden lassen.

Eine vierte Lehre hinsichtlich der kolonialen Ausdehnung ist der gegenwärtigen Weltlage zu entnehmen. Es ist jetzt nur noch wenig oder gar kein Raum mehr für solche Kolonien vorhanden, wie sie in früherer Zeit von Holland, Frankreich und England gegründet wurden, Kolonien in Klimaten, in denen Europäer leben, arbeiten, Kinder aufbringen und sich vermehren können, Kolonien, die in der That Weiterbildungen des väterlichen Volksstammes sind.

Der Raum, der heutzutage der kolonialen Ausdehnung gelassen ist, besteht entweder aus tropischen Gegenden, wie Zentralafrika, wo Europäer höchstens hoffen können zu regieren und Aufsicht zu üben, oder aus dem, was Lord Salisbury mit einem glücklichen Worte als „aufgegebene Gebiete" bezeichnet hat, mit andern Worten Bruchteilen verfallender Reiche. Etwas Derartiges war Indien im vorigen Jahrhundert, etwas Derartiges ist das Kolonialreich Spaniens, etwas Derartiges sind die meisten Provinzen der Türkei, und etwas Derartiges scheint das große chinesische Reich zu sein. In diesem Falle ist wieder, teils wegen

Digitized by Google

des Klimas, aber auch wegen der früher schon vorhanden gewesenen Zivilisation von einer Kolonisation im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede. Es kann sich nur um Annektierung, Verwaltung und Oberaufsicht handeln, und angesichts dieser Gegenstände scheinen wir Gefahr eines Zusammenstoßes zu laufen, der leicht zu einem allgemeinen Kriege führen könnte.

Was ist nun das wirkliche Interesse von Nationen wie Engländern und Deutschen, wie überhaupt von allen zivilisierten Völkern an diesen Gegenden? Es ist nicht der Besitz, denn der Besitz legt eine unabsehbare Reihe von Opfern an Menschen und Geld mit meist zweifelhaften Erfolgen auf. Es liegt aber in unserm Interesse, daß diese tropischen und aufgegebenen Gegenden gut und friedlich regiert werden, so daß ihre Hilfsquellen entwickelt, ihre Erträgnisse gesteigert und wir in den Stand gesetzt werden, ihre Produkte gegen die unsrigen einzutauschen.

Es liegt weiter in unserm Interesse und in dem eines jeden zivilisierten Volkes, daß kein Volk ein Monopol auf dieses Eintauschrecht erhält und den übrigen Teil der Welt von diesen noch besitzfreien oder aufgegebenen Ländern ausschließt. Es liegt mit einem Worte in unserm Interesse und in dem eines jeden zivilisierten Volks, daß kein Volk ein Monopol auf dieses Eintauschrecht erhält und den übrigen Teil der Welt von diesen noch besitzfreien oder aufgegebenen Ländern ausschließt. Es liegt mit einem Worte in unserm Interesse und in dem jedes zivilisierten Volks, daß in diesen Ländern die Politik der „offenen Thür" eingeführt werde.

Ich will das, was ich meine, durch zwei Beispiele erläutern, da sich beide auf Fälle von „Preisgebungen" von seiten des türkischen Reiches beziehen; beides sind Fälle, in denen es einer europäischen Regierung gelungen ist, an Stelle der mohammedanischen Anarchie eine gute Regierung einzurichten; in einem derselben ist jedoch die Thür geschlossen worden, während sie in dem andern offen geblieben ist und auch so bleiben wird. Ich meine die Fälle von Tunis und Aegypten.

Der Fall von Tunis ist sehr interessant.[1]) Frankreich erhielt die Oberhoheit über Tunis vor etwa zwanzig Jahren unter Umständen, die es den übrigen europäischen Nationen, wenn sie in ihrer Politik einig gewesen wären, ermöglicht haben würden, alle Bedingungen, die sie im allgemeinen Besten für erforderlich gehalten hätten, zu stellen. Das Ergebnis der französischen Verwaltung macht Frankreich alle Ehre. Leben und Eigentum, die unter der türkischen Mißwirtschaft unsicher waren, sind sichergestellt worden; Straßen, Häfen und Leuchttürme sind erbaut, die Eisenbahnverbindung ist erweitert worden und wird fort während noch erweitert. Wälder und Weinberge sind angelegt, Wasser ist gefunden und zugeleitet, die Viehzucht ist verbessert, Bergwerke und Fabriken sind in Betrieb gesetzt worden; der Außenhandel hat sich von 900000 Pf. St. im Jahre 1880 auf 3250000 Pf. St. im Jahr 1890 gehoben, und der britische Handel ist von 300000 Pf. St. auf 500000 Pf. St. gestiegen. So weit zeigen

[1]) Man sehe den Bericht Sir H. Johnstons, des britischen Generalkonsuls. Parlamentarische Aktenstücke, 1898. C. 8649. 18.

Digitized by Google

die Thatsachen, wie groß die Vorteile sind, die nach allen Seiten aus der Annektierung eines preisgegebenen Landes durch eine zivilisierte Macht erwachsen. Nun aber kommen wir zu der Kehrseite des Bildes. Frankreich hat neuerdings in Bezug auf Tunis die exklusive Kolonialpolitik zur Anwendung gebracht, die sich nach der englischen Erfahrung als so verhängnisvoll erwiesen hat, das heißt, die Politik, zu Gunsten seines eignen Handels eine verschiedene Behandlung einzuführen oder wenigstens den tunesischen Handelsverkehr mit Frankreich auf Kosten des Handelsverkehrs mit allen übrigen Völkern zu begünstigen. Französische Waren werden nach dem Dekret von 1897 frei zugelassen, während ähnliche Waren von andern Ländern, selbst von solchen, die sich des Rechtes der Meistbegünstigung erfreuen, beträchtliche Eingangszölle zu entrichten haben. Es ist noch zu früh, um die Wirkung dieser Politik darzulegen, doch kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie, wenn sie fortgesetzt werden soll, Tunis und die übrigen Länder zum vermeintlichen Vorteile Frankreichs des Handelsverkehrs berauben wird, dessen sie sich bisher erfreut haben. Der britische Handel mit Tunis scheint bereits im Abnehmen begriffen zu sein.[1])

Der Fall mit Madagaskar würde ein noch bezeichnenderes Beispiel für die Wirkung der exklusiven Handelspolitik Frankreichs bezüglich einer neuen Erwerbung darbieten, da dieser Fall aber noch sub judice ist, beschränke ich mich darauf, einfach auf ihn hinzuweisen.[2])

Aegypten steht, wie allgemein bekannt, seit 1882 unter britischer Kontrolle. Es ist unnötig, die bekannte Geschichte der Verbesserung seiner Verwaltung zu wiederholen, der Steuerverminderung, der erfolgreich durchgeführten öffentlichen Werke, der Wiederherstellung seiner Finanzen, Dinge, die sämtlich, trotz der internationalen Schwierigkeiten, die bei dem Falle von Tunis nicht vorhanden waren, zu stande gebracht worden sind. Das wichtigste für uns ist aber, daß auf diesem großen, von der türkischen Herrschaft preisgegebenen Gebiet England die Politik der „offenen Thür" befolgt hat und an dieser beharrlich festhält. Der Handel mit Aegypten steht allen Völkern zu gleichen Bedingungen frei. Unter diesen Umständen hat sich der auswärtige Handel Aegyptens seit 1886, von einem Zeitpunkte an, von dem an zuverlässige statistische Berichte vorliegen, gestaltet, wie folgt:

Jahr.	Gesamtimport.	Gesamtexport.	Import von dem vereinigten Königreich.	Export nach dem vereinigten Königreich.	Prozentuales Verhältnis des Handels mit dem vereinigten Königreich zu dem Gesamthandelsverkehr.
1886	7,848	10,130	3,068	6,413	52,73
1887	8,137	10,876	3,354	6,935	54,11
1888	7,738	10,418	2,983	6,584	52,69
1889	7,021	11,953	2,648	7,735	54,82

[1]) Man sehe das Journal des „Bourd of Trade" vom November 1898, S. 522.
[2]) Parlamentarische Aktenstücke, 1899. C. 9091.

Digitized by Google

Jahr.	Gesamtimport.	Gesamtexport.	Import von dem vereinigten Königreich.	Export von dem vereinigten Königreich.	Prozentuales Verhältnis des Handels mit dem vereinigten Königreich zu dem Gesamthandelsverkehr.
1890	8,081	11,876	3,111	7,704	54,19
1891	9,201	13,879	3,586	8,956	54,34
1892	9,091	13,341	3,200	7,867	49,33
1893	8,719	12,720	2,812	7,255	46,80
1894	9,266	11,893	3,296	6,530	46,43
1895	8,390	12,632	2,769	7,321	47,99
1896	9,829	13,232	3,164	6,981	43,99
1897	10,868	12,629	3,627	8,080	49,00

Aus diesen Ziffern geht hervor, daß der Gesamthandel Aegyptens mit auswärtigen Ländern seit 1886 beträchtlich gestiegen ist, der Handel Aegyptens mit dem vereinigten Königreich sich aber, wenn überhaupt, nur wenig gehoben hat. Wenn allerdings Quantitäten statt der Werte genommen würden, würden letztere Ziffern eine kleine Zunahme aufweisen, denn seit 1881 ist ein bedeutender Preisrückgang eingetreten. Es bleibt aber die Thatsache bestehen, daß, während im Jahre 1886 der Handel mit dem vereinigten Königreich 52 Prozent des ägyptischen Gesamthandels betrug, er im Jahre 1896 nur 44 Prozent und im Jahre 1897 47 Prozent ausmachte, derweil der Handel Aegyptens mit Frankreich, mit Deutschland und mit Amerika, wenn er auch im Verhältnis zu dem Handel mit dem vereinigten Königreich nur geringfügig war, doch rascher als jener Handel gestiegen ist.

Folgendes ist der Auszug eines aus dem September 1898 stammenden Berichtes des englischen Generalkonsuls:[1])

„Belgien und Deutschland fahren fort, ihren Handel mit Aegypten in bemerkenswertem Grade zu steigern. Die nachfolgende Tabelle, welche den jährlichen Wert der von diesen beiden Ländern während eines mit 1897 abschließenden achtjährigen Zeitraums wiedergiebt, wird einigermaßen eine Vorstellung von dem Verhältnis des erzielten Fortschritts geben:

Jahr.	Wert	
	Belgien.	Deutschland.
	Pf. St.	Pf. St.
1890	115,594	65,735
1891	262,599	154,411
1892	367,945	184,354
1893	236,320	192,998
1894	384,581	236,715
1895	348,120	221,800
1896	469,499	288,872
1897	513,131	307,133

[1]) Parlamentarische Aktenstücke, 1898. C. 9044. 23.

Digitized by Google

„Aus vorstehender Tabelle wird man ersehen, daß der Wert des Imports von Belgien von 115,594 Pf. St. im Jahr 1890 auf 513,131 Pf. St. im Jahr 1897 gestiegen ist, während der Wert des Imports von Deutschland sich gleichzeitig von 65,735 Pf. St. auf 307,133 Pf. St. gehoben hat.

„Der Hauptimport von Belgien sind Eisen- und Stahlwaren, Maschinen und Porzellan. Deutschland führt hauptsächlich Eisen- und Stahlwaren, Gewebe, Kurzwaren, Porzellan und Maschinen ein.

„In frühern Berichten ist auf dieses rapide Steigen des belgischen und deutschen nach Aegypten gerichteten Handels, sowie auf die Thatsache aufmerksam gemacht worden, daß diese Länder jetzt ernstlich in einen gewissen Wettbewerb bezüglich einiger Zweige des Handels eintreten, für die früher das vereinigte Königreich gewissermaßen ein Monopol hatte."

Es sind mehr als hinreichend Gründe für die Annahme vorhanden, daß die Politik der „offenen Thür", der England in Aegypten treu geblieben ist, die beste Politik ist, die man im Interesse Aegyptens, Englands und der ganzen Welt befolgen kann. Die Thatsache aber, daß seit der Zeit, daß England die Verwaltung Aegyptens in die Hand genommen, der englische Handel mit Aegypten im Verhältnis zum ägyptischen Gesamthandel nur wenig zugenommen hat, ist ein gewichtiges Argument gegen die Ansicht, daß der Handel notgedrungen von der Regierung abhängt. Noch bedeutungsvoller ist es insofern, als es zeigt, wie sehr es im Interesse aller Völker liegt, die Politik der „offenen Thür" in Fällen einzuhalten, in denen die Regierung und Verwaltung eines „preisgegebenen Gebiets" oder eines halbzivilisierten Landes in die Hände eines von ihnen übergeht.

Die Wichtigkeit dieses Punktes kann gerade im gegenwärtigen Augenblick gar nicht genug betont werden. Wenn England bei der Annektierung des Hongkong benachbarten Gebiets oder bei der Erweiterung seiner indischen oder afrikanischen Besitzungen, die es sich stets angelegen sein läßt, die fremden Nationen von dem Handel mit diesen neuen Erwerbungen ausschließen wollte; wenn Rußland, indem es einen großen Teil der Mandschurei unter seine Kontrolle bringt, gleichzeitig die Schiffe und Waren der andern Völker von diesem Lande, nach dem sie jetzt ihren Weg finden, ausschließen wollte; wenn Deutschland die gleiche Politik in Schantung oder seinen afrikanischen Besitzungen durchführen wollte; wenn Frankreich es fertig bringen sollte, allen nichtfranzösischen Handel und alle nichtfranzösische Schiffahrt von Tunis und Madagaskar, von seinen Erwerbungen in Südchina, in Tonkin, in Siam, im Nigergebiet und in Nord- und Westafrika fernzuhalten, und wenn schließlich die Vereinigten Staaten unter dem Vorwande einer Ausdehnung des sogenannten Küstenhandels die Schiffe von Britisch-Nordamerika und andern fremden Ländern von dem Handelsverkehr Portoricos und Cubas mit dem amerikanischen Kontinent ausschließen und wenn sie ihre Erwerbung der Philippinen zum Vorwande nehmen würden, um den Handel dieser Inselgruppe ganz an sich zu ziehen, wie England es im vorigen Jahrhundert mit den nordamerikanischen Kolonien gemacht hat

Digitized by Google

— dann würde es in allen diesen Fällen zu einer Kollision mit bestehenden Verhältnissen kommen, die zweifelsohne Reizungen und Verstimmungen im Gefolge haben würde, gegen die vorstellig zu werden die übrigen Nationen ein Interesse haben, und denen sich zu widersetzen sie berechtigt sein dürften. Wie weit sich ihre Vorstellungen oder ihr Widerstand zu erstrecken hätten, würde eine Frage sein, die durch die näheren Umstände jedes einzelnen Falles zu entscheiden wäre. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die übrigen Nationen in ihrer Gesamtheit oder der größere Teil von ihnen sich über eine Politik der Gegenvorstellungen oder des Widerstandes einigen könnten, ihre vereinte Aktion und ihr vereinter Einfluß auf die annektierende Nation, falls er vor der Annektierung ausgeübt würde, thatsächlich sehr groß sein würde.

Zu welchem Schlusse führen uns demnach diese Erwägungen?

Zunächst zu dem, daß, wenn eine Kolonie oder eine auswärtige Besitzung sich als ersprießlich erweisen soll, sie nicht im Interesse des Mutterlandes, sondern in dem des Nebenlandes regiert und verwaltet werden muß, und daß infolgedessen jeder Versuch, den Handelsverkehr des Nebenlandes mit dem Mutterlande zu beschränken, verhängnisvoll ist.

Zweitens zu dem, daß die Ansichten, Lebensgewohnheiten und Gefühle der Kolonien oder Nebenländer, besonders wenn sie eine Selbstregierung haben, in Rücksicht gezogen werden müssen, und daß das Mutterland, weit entfernt davon, sie mit Steuern zu belegen oder Einkommen von ihnen zu beziehen, sich eher gefallen lassen muß, große Summen zu ihrer Verteidigung und zur Aufrechterhaltung des Verkehrs mit ihnen zu verausgaben.

Drittens, daß es, wenn es sich auch nicht um exklusive Schutzzollgesetze handelt, die nach unsern obigen Ausführungen zu verwerfen sind, nicht richtig ist, daß der Handel der Flagge folgt.

Viertens, daß in der Welt wenig Raum mehr für neue Kolonien vorhanden ist, die von Europäern bewohnt werden und die Fähigkeit zur Selbstregierung haben, wie es bei den früheren Kolonien der Fall war. Daß es aber noch genug Raum für Annektierungen und Schutzherrschaften giebt, soweit dabei unzivilisierte oder halbzivilisierte Länder in Frage kommen, sowie solche Länder, die von zerfallenden Reichen „preisgegeben" werden, und daß thatsächlich die Gefahr einer Gier nach solchen Ländern unter den mächtigen zivilisierten Völkern der Welt besteht.

Die letzte Folgerung, die ich zu ziehen habe, ist die, daß, während alle zivilisierten Völker ein gemeinsames Interesse daran haben, daß derartige Länder gut und wirkungsvoll regiert werden, es verhältnismäßig selten in ihrem Interesse liegt, eine derartige Regierung selbst zu übernehmen oder andre Völker davon abzuhalten, dies zu thun, daß aber jedes einzelne und alle insgesamt ein Interesse daran haben, ein jedes Volk, das die Aufgabe übernimmt, daran zu verhindern, den Handelsverkehr mit der übrigen Welt abzuschneiden. Kurz, es ist das gemeinsame Interesse aller Völker der Welt, in derartigen Fällen die Politik der „offenen Thür" zu befolgen.

Digitized by Google

Wenn die großen führenden Nationen der Welt, Rußland, Deutschland, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten, sich dahin verständigen könnten, bei der Annektierung eines unzivilisierten oder preisgegebenen Gebiets durch irgend eine von ihnen oder irgend eine andre zivilisierte Macht gemeinschaftlich darauf zu bestehen, daß jene Macht die Politik der „offenen Thür“ oder das einzuhalten habe, was in der Sprache der Handelsverträge als eine „Klausel der nationalen Behandlung“ bekannt ist — eine Klausel, nach welcher das annektierende Land zu verpflichten wäre, in dem annektierten Lande den Waren und Schiffen aller andern Völker eine ebenso gute Behandlung zu teil werden zu lassen wie den eignen Waren und Schiffen —, dann würde ein großer Schritt auf dem Wege zurückgelegt sein, den Krieg zu verhindern und einen friedfertigen Verkehr der Menschheit herbeizuführen.

Die Schwerhörigkeit bei Eisenbahnbeamten.

Von

K. Bürkner.

Wie jedes Handwerkszeug durch übertriebene oder selbst schon durch häufige Benutzung seine Brauchbarkeit mehr und mehr einbüßt, „abgenutzt“ und schließlich ganz untauglich wird, so geht es mit jedem einzelnen Organe unsers Körpers. Auch sie verlieren mit der Zeit, sei es durch übermäßige an sie gestellte Anforderungen oder durch in normalem Umfange lange fortgesetzten Gebrauch allmählich an Leistungsfähigkeit und versagen schließlich vollkommen den Dienst. Am geläufigsten und allgemein bekannt ist die betrübende aber natürliche Erscheinung, daß unsre vornehmsten Sinnesorgane, Auge und Ohr, durch allmähliche Abnutzung mit zunehmendem Alter regelmäßig an Schärfe verlieren. Während aber das Auge durch seine Schutzvorrichtungen, insbesondere durch die jederzeit verschließbaren Lider, außer Thätigkeit gesetzt und vor allzu starken Einwirkungen gehütet werden kann, entbehrt das Ohr der schützenden Klappen. Und wenn auch beide Sinneswerkzeuge Altersveränderungen wohl ziemlich gleichmäßig unterworfen sind, so ist das Gehörorgan in Bezug auf die Ueberreizung durch unabwendbare Eindrücke doch weit ungünstiger gestellt als das Sehorgan.

Natürlich sind die äußeren Lebensverhältnisse und ist vor allem die Berufsthätigkeit von größter Bedeutung für diese Ueberreizung. Während der im stillen Studierzimmer seiner Beschäftigung nachgehende Gelehrte äußeren Schalleindrücken völlig entrückt sein kann, ist der Handwerker, dessen Arbeit mit lautem Geräusch

Digitized by Google

verbunden ist, wie der Schlosser, der Schmied täglich viele Stunden lang einem betäubenden Lärm ausgesetzt, welcher bald abstumpfend (betäubend heißt eben taubmachend!) auf sein Ohr wirkt. Bei keinem Berufe aber sind die Schädigungen des Gehörs durch übermäßige und fortgesetzte Schallreize so beträchtlich wie bei den Eisenbahnbeamten und namentlich bei den im Fahrdienste Angestellten, welche außerdem ja auch unter den Unbilden der Witterung, unter Staub und Qualm zu leiden haben und deren Gehörorganen daher von verschiedenen Seiten Gefahren drohen.

Es kann deshalb die von Ohrenärzten schon lange festgestellte Thatsache nicht überraschen, daß wir bei den Eisenbahnbeamten Hörstörungen ungemein häufig begegnen; und zwar handelt es sich, wie man von vornherein annehmen kann, einerseits um solche Störungen, welche durch Ueberreizung der Hörnerven verursacht werden, andrerseits um entzündliche, katarrhalische oder rheumatische Erkrankungen des Ohres, deren Entstehung auf Temperaturschwankungen, Durchnässung, Einatmung von Staub und ähnliche äußere Schädlichkeiten zurückgeführt werden muß.

Es liegt auf der Hand, daß die mit solchen Erkrankungen des Ohrs verbundene Schwerhörigkeit, falls sie einen gewissen Grad überschreitet, ernste Gefahren für die Sicherheit des Dienstes und für Gesundheit und Leben der Reisenden wie der Beamten selbst in sich bergen muß; und gerade von diesem ungemein wichtigen Gesichtspunkte aus sind die Ohrenkrankheiten, namentlich der Lokomotivführer und Heizer wiederholt von Ohrenärzten unter Hinweis auf die Möglichkeit schwerer Folgen eingehend beleuchtet worden.

Wie groß die Zahl der Ohrenkranken unter den Eisenbahnbeamten ist, konnte an einem genügend großen Material noch nicht statistisch ermittelt werden. Es sollen zwar nach der bestehenden Vorschrift in Zwischenräumen von je fünf Jahren von den Bahnärzten die Ohren sämtlicher Angestellten untersucht werden; allein es werden hierbei offenbar nur sehr hochgradige Funktionsstörungen bemerkt. Würden mit diesen regelmäßig wiederkehrenden Untersuchungen Ohrenärzte beauftragt, welche im allgemeinen grundsätzlich ausgeschlossen zu sein scheinen, so würden nicht allein weit mehr mit Schwerhörigkeit Behaftete gefunden werden, sondern es würde sich auch in sehr vielen Fällen ein erst beginnendes Ohrenleiden herausstellen, welches bei sofortiger geeigneter Behandlung sehr wohl heilbar wäre, bei der leider nur zu häufigen Vernachlässigung, wie sie durch das jetzt geübte Verfahren gezeitigt wird, aber allmählich zu dauernden Störungen führt.

Sicher verfügt ein jeder Arzt, auch jeder Bahnarzt, welcher sich mit Ohrenkrankheiten beschäftigt, über zahlreiche Beobachtungen von Ohrenleiden bei Eisenbahnbeamten, und die Ohrenheilanstalten, welche sich in Städten mit größeren Bahnstationen befinden, werden alljährlich unter ihren Patienten einen ansehnlichen Prozentsatz von Angestellten derselben aufzuweisen haben.

Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß eine Kontrolluntersuchung, selbst wenn sie in geeigneter Weise ausgeführt würde, öfter als in fünfjährigen Inter-

Digitized by Google

vallen wiederholt werden muß, denn namentlich bei den schon längere Zeit im Dienste befindlichen Beamten gewisser Kategorien treten fast regelmäßig und oft in verhältnismäßig kurzer Zeit schwere Hörstörungen ein, so daß, zumal unter den Lokomotivführern, welche länger als zehn Jahre auf der Maschine beschäftigt sind, sich gewiß nicht viele finden, deren Hörvermögen ein vollkommen normales wäre. Daß die Schwerhörigkeit unter den Lokomotivführern und Heizern mit dem zunehmenden Alter immer häufiger wird, ist in durchaus unanfechtbarer Weise statistisch nachgewiesen worden.

Ist eine Herabsetzung der Hörfähigkeit unter den Angestellten des Fahrdienstes sehr häufig, so darf doch auf der andern Seite nicht verkannt werden, daß nicht jeder Grad von Schwerhörigkeit ohne weiteres dienstuntauglich macht. Wenn man sich freilich an die Bestimmung halten wollte, welche unsers Wissens für die Beurteilung der Tauglichkeit aufgestellt ist, daß nämlich der zu untersuchende Flüstersprache bei abgewandtem Gesichte auf eine Entfernung von sieben Metern verstehen soll, so würde nur ein kleiner Teil unsrer älteren Lokomotivführer und Heizer im Dienste bleiben dürfen. Es ist jedoch für die Beurteilung des hinreichenden Maßes von Hörvermögen viel weniger eine bestimmte Hörweite für die Flüstersprache von Bedeutung, als vielmehr die Fähigkeit, hohe Töne zu hören. Die meisten akustischen Signale, nach welchen der Maschinenführer zu handeln hat, sowohl die mit der Dampfpfeife und dem elektrischen Läutewerke als die mit der Mundpfeife gegebenen, sind Töne von einer beträchtlichen Höhe, und es ist deshalb vor allen Dingen zu verlangen, daß das Maschinenpersonal in dieser Richtung geprüft werde.

Eine gewiß nicht unbedeutende Zahl von älteren Lokomotivführern ist aber, zumal bei windigem Wetter, thatsächlich nicht im stande, die hohen Töne auf größere Entfernungen zu hören; denn die allmählich durch andauernde Uebereizung eintretende Abstumpfung des Gehörnervenapparates äußert sich zunächst gerade in einer Einbuße in dem oberen Bereiche der Tonskala. Solche Beamte verlassen sich dann wohl hie und da auf die bessere Hörfähigkeit des ihnen beigegebenen Heizers, obgleich die Verantwortung doch ausschließlich bei ihnen selbst liegt.

Solche Beamte sind unzweifelhaft untauglich für den Fahrdienst, auch wenn sie vielleicht noch verhältnismäßig gut die Flüstersprache oder wenigstens die Konversationssprache zu verstehen im stande sind; und es kommt gar nicht selten gerade bei Lokomotivführern vor, daß bei verhältnismäßig gutem Gehör für Sprache die Fähigkeit, hohe Töne zu hören, ganz erheblich herabgesetzt ist. Die Prüfung mittels Flüstersprache genügt hier ganz sicher nicht.

Noch weniger aber ist es berechtigt, wenn man darauf warten zu dürfen glaubt, daß die Beamten sich beim Arzte, mit der Angabe schwerhörig zu sein, freiwillig melden. Man bedenkt dabei nicht, wie ungemein häufig Hörstörungen lange Zeit vom Patienten unbemerkt bleiben, auch wenn sie allmählich wenigstens auf einem Ohre einen recht beträchtlichen Grad erreicht haben, und läßt dabei ferner außer acht, daß es im persönlichen Interesse der Erkrankten liegt, ihr Leiden möglichst lange zu verbergen. So erhält der untersuchende Arzt auf sein

Digitized by Google

Befragen, ob der zu Untersuchende gut höre, teils bona, teils aber auch mala fide eine bejahende Antwort von solchen, deren Hörfähigkeit thatsächlich gelitten hat. Diese mala fides, die sogenannte Dissimulation, wird hervorgerufen durch die Weitläufigkeiten, welche aus dem Vorhandensein einer Ohrenkrankheit erwachsen und durch das Bestreben der Behörden, solche Fahrbedienstete, deren Ohrenleiden bekannt geworden sind, möglichst frühzeitig und selbst in Fällen zu entfernen, welche einer geeigneten Behandlung sehr wohl noch zugänglich sein würden oder in welchen das vorhandene Maß von Hörfähigkeit für den bisher versehenen oder einen verwandten Dienstzweig noch ausreichen könnte.

Lokomotivführer und Heizer sind zwar diejenigen Eisenbahnbeamten, bei welchen am häufigsten und besonders hochgradige Funktionsstörungen beobachtet werden, aber sie sind nicht die einzigen, welche ein erhebliches Kontingent zu den Ohrenkranken stellen. Alle im äußeren Dienste Angestellten sind, von dem Lärm der Maschine abgesehen, mehr oder weniger denselben schädlichen Einwirkungen ausgesetzt wie das Maschinenpersonal. So erkranken namentlich Schaffner und Bremser sehr häufig an akuten und chronischen Katarrhen und Entzündungen des Ohres, nach längerer Dienstzeit auch nicht selten an einer ähnlichen Abstumpfung des nervösen Apparates wie die Lokomotivführer. Auch die nicht im Fahrdienste, sondern in andern Zweigen des äußeren Betriebes thätigen Weichensteller, Rangierer, Bahnwärter, Stationsvorsteher werden von verschiedenen Ohrenleiden recht oft befallen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß schon ein geringer Grad von Schwerhörigkeit gerade bei Beamten dieser Kategorien, in deren Händen das Signalwesen und seine Ausführung ruht, für die Sicherheit des Betriebes von der allergrößten Wichtigkeit sein muß.

Gewiß wird ein schwerhöriger Lokomotivführer durch Nicht- oder Falschhören von Signalen großes Unheil anrichten können; mindestens ebenso verhängnisvoll wird aber die unrichtige Ausführung von gegebenen Anweisungen durch Weichensteller, Rangierer und ähnliche Bedienstete werden können, denn die Anforderungen, welche an die Hörfähigkeit derartiger Beamten gestellt werden müssen, sind entschieden höhere als sie beim Maschinenpersonal in Betracht kommen.

Die Frage, wie viele von den so häufigen Unfällen auf unsern Eisenbahnen und besonders auf den Stationen darauf zurückzuführen seien, daß ein im äußern Dienste angestellter Beamter infolge von Schwerhörigkeit einen Fehler begangen hat, ist leider von ärztlicher Seite nicht zu beantworten. Die große Bedeutung eines hinreichenden Grades von Hörfähigkeit für die Sicherheit des Dienstes dürfte aber auch ohne solche statistische Belege einen Hinweis auf die Mängel der bestehenden Einrichtungen rechtfertigen.

Die hier angeregte Angelegenheit kann nicht einseitig gelöst werden, weder vom Bahnarzt, noch vom Ohrenarzt, noch auch von den Verwaltungen; es ist vielmehr ein Zusammenwirken dieser drei Faktoren unbedingt erforderlich. Die Sicherheit des Dienstes und das Interesse der Angestellten dürfte jedenfalls am besten gewahrt werden, wenn für jede Eisenbahnbetriebsinspektion ein mit regel-

Digitized by Google

mäßigen und häufig wiederholten Ohrenuntersuchungen im Einvernehmen mit dem Bahnarzte zu betrauender Ohrenarzt bestellt würde. Die Beurteilung der hier in Betracht kommenden fachärztlichen Verhältnisse bedarf einer gründlichen Erfahrung, welche heutzutage die meisten Bahnärzte um so weniger besitzen, als die Ohrenheilkunde noch nicht in den Bereich der obligatorischen und in der ärztlichen Staatsprüfung zu examinierenden Lehrfächer gehört.

Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar—März 1813.

Urkundliche Mitteilungen

von

Wilhelm Oncken.

(Fortsetzung.)

II. Fürst Hatzfeld, Napoleon I. und der Geheime Staatsrat v. Beguelin.

Als Fürst Hatzfeld am 21. Januar 1813 in Paris eintraf, fand er dort schon zwei andre Abgesandte seines Königs vor, deren Aufträge aus einer Zeit herrührten, als von seiner Sendung noch nicht die Rede war. Der eine war der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Preußens am Kaiserhofe, Generalleutnant Friedrich Wilhelm Ludwig v. Krusemark, und der andre war der Geheime Staatsrat Heinrich v. Beguelin.[1] Beide hatten, „das Messer an der Kehle", die Unheilverträge vom 24. Februar 1812 unterschrieben und waren nachher im September 1812 beauftragt worden, im großen Hauptquartier zu Wilna die vertragsmäßige Rückzahlung der immer riesiger anwachsenden Vorschüsse für die Lieferungen an die große Armee zu betreiben.[2] Wegen derselben Angelegenheit befand sich Beguelin jetzt auch in Paris, während Krusemark am 12. Januar 1813 auf seinem Posten wieder eingetroffen war mit dem besonderen Auftrag, dem Kaiser einen Brief seines Königs zu übergeben, worin auf die Aufforderung des Kaisers von 14. Dezember geantwortet ward, er sei bereit, sein Hilfscorps auf 30 000 Mann zu vermehren, aber die Mittel dazu habe er nicht, wenn der Kaiser nicht schleunig mit der Rückerstattung der preußischen Vorschüsse den Anfang mache.[3]

[1] Adolf Ernst: Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie v. Beguelin aus den Jahren 1807—1813. Berlin 1892. Diese Denkwürdigkeiten enthalten gerade über die hier einschlagenden Monate Januar und Februar 1813 aus dem Leben Beguelins gar nichts.

[2] Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege I. S. 11, 12.

[3] Daselbst S. 85.

Digitized by Google

Für diese Schuldforderung Preußens, deren Höhe jetzt auf 94 Millionen Franken angeschlagen ward, hatte, wie wir uns erinnern, auch Fürst Hatzfeld mit größtem Nachdruck einzutreten, und so ergaben sich für ein und dasselbe Anliegen drei verschiedene Anwälte, die es bei demselben Hofe aus allen Kräften zu vertreten hatten. Wie aber hatten die drei sich persönlich zu einander zu verhalten? Wer von ihnen war der eigentliche Wortführer, wer entschied in Fällen des Zweifels und der Meinungsverschiedenheit über die Wahl des Mittels und des Augenblickes? Kurz, wer hatte die Verantwortung und wer folglich auch das Recht und die Pflicht der That?

Darüber stand in den Papieren, welche dem Fürsten unter dem 9. Januar übergeben worden waren, keine Zeile; nicht einmal der Thatsache, daß Krusemark und Beguelin schon mit älteren Aufträgen in Paris waren, war darin gedacht. Das war dem Fürsten Hatzfeld natürlich aufgefallen, und er hatte vor seiner Abreise nicht unterlassen, sich um Aufklärung zu bemühen, und wo er sie nicht erhielt, die Vorbehalte zu machen, die er der Sache wie sich selber zu schulden glaubte.

In einem sehr ausführlichen Schlußbericht, den er im April 1813 dem König erstattete, finden wir gleich zu Anfang folgenden Rückblick:

„Als im verflossenen Januar die Kunde der Kapitulation des Generals York in Berlin eintraf, glaubte Ew. Majestät, dies zur Zeit seines Eintritts sehr unglückliche Ereignis könnte dem politischen System verhängnisvoll werden, das Sie zur Erhaltung Ihrer Staaten angenommen hatte. Es kam Ihr darauf an, daß das Vertrauen der französischen Regierung erhalten blieb, um den kommenden Dingen mit Ruhe entgegenzusehen, und Ew. Majestät glaubte, das sicherste Mittel, den ungünstigen Eindruck zu mildern, den dies unerwartete Ereignis auf einen so reizbaren und argwöhnischen Charakter wie den des Kaisers hatte machen müssen, würde sein, unverzüglich einen Mann nach Paris zu senden, den nicht bloß Ihr Vertrauen ehrte, sondern der, auch dem Kaiser persönlich angenehm, in der Lage wäre, die erste Aufregung des Kaisers zu dämpfen und mit einiger Sicherheit dessen Ansichten über den allgemeinen Frieden, sowie die Vorteile zu erforschen, welche in diesem Falle für Preußen sich ergeben könnten. Auch handelte es sich um Beeilung der Rückzahlung der an Frankreich geleisteten Vorschüsse; dieser Gegenstand war eine Lebensfrage bei dem kläglichen Zustand unsrer Finanzen, namentlich im Hinblick auf die Rüstungen, welche ungesäumt unternommen werden mußten, um auf alle Ereignisse vorbereitet zu sein. Ebenso kam es darauf an, den sehr heiklen Anträgen auf den Grund zu kommen, über welche der Graf Narbonne[1]) in Berlin Eröffnungen zu machen gehabt hatte, ohne jedoch der Sache amtliche Form zu geben, damit nicht den Entschließungen Ew. Majestät vorgegriffen würde; — all diese Betrachtungen zusammen ließen Ew. Majestät glauben, ich könnte der geeignetste Mann für diese Sendung sein.

[1]) Gemeint sind die Andeutungen wegen einer Verheiratung des Kronprinzen von Preußen mit einer napoleonischen Prinzessin, über welche Graf St. Marsan in seinem Bericht vom 12. Januar ausführlich handelt. Fain, Manuscrit de 1813, I, 210—215.

Digitized by Google

„Der Staatskanzler Baron Hardenberg sprach mir darüber im Namen Ew. Majestät, und obgleich Gründe, die nur ihn persönlich berührten, mich seit lange wünschen ließen in Zukunft jeder Art von Geschäften unbedingt fern zu bleiben, obgleich ich sehr wohl die Lage voraussah, in welcher ich mich später in Paris befinden könnte, obgleich ich schon damals fürchtete, meine Frau und meine Kinder könnten während meiner Abwesenheit sehr großen Verlegenheiten ausgesetzt und ich selbst könnte lange Zeit mit ihnen und meinen Geschäften außerhalb jeder Verbindung sein, vermochte ich es doch nicht über mich, dem Glücke zu entsagen, Ew. Majestät und dem Staat noch einmal nützlich zu sein. Der einzige Wunsch, den ich mir erlaubte, bei einer für mich so heiklen Gelegenheit dem Staatskanzler auszusprechen, war der: ‚daß man mir über alle Punkte bestimmte und eingehende Weisungen erteilen möchte.'

„Ich hätte darum nicht gebeten, Sire, wenn ich es mit Ew. Majestät allein zu thun gehabt hätte, da ich aber damals schon die Möglichkeit dessen voraussah, was seitdem geschehen ist, und den Staatskanzler kenne aus einem zweijährigen ununterbrochenen Geschäftsverkehr, von dem ich alle Einzelheiten sorgfältig aufbewahrt habe, da ich außerdem leider auch aus Erfahrung die Erbitterung kenne, mit welcher das große Publikum in seinen fast immer ungerechten Annahmen verfährt, so dünkte mich diese Vorsicht durchaus notwendig für meine Sicherheit und für das Urteil der Nachwelt über mich. In diesem Sinne, Sire, habe ich vor meiner Abreise mit dem Grafen St. Marsan und dem Fürsten Wittgenstein gesprochen, welcher mir das im Notfall bezeugen wird.

„‚Daß man mich genau unterrichte über unser politisches Verhältnis zu den andern Höfen', wie konnte ich sonst in Paris von Nutzen sein? Ich hatte doch dort nicht bloß Bücklinge zu machen. Ew. Majestät hätte mir die persönlichen Opfer nicht abverlangt, die ich mit Freuden brachte, als ich zu solchem Zweck auf die Reise ging, und jeder andre als ich konnte eine solche Sendung leicht übernehmen.

„‚Daß man mich genau auf dem Laufenden hielte über die Veränderungen und Ereignisse, welche während meiner Abwesenheit in unsrer politischen Lage eintreten könnten.'

„Ew. Majestät wird selber fühlen, daß ich ohne diese notwendige Vorsicht Ihre Interessen gefährden und mich einer schweren Verantwortlichkeit aussetzen konnte. Zum Ueberfluß mußte der Staatskanzler, wie mir scheint, das Zartgefühl haben, sich zu erinnern, daß die Hälfte meines Vermögens sich unter den Händen des Kaisers befand, und auch den Charakter Ew. Majestät hinreichend kennen, um dessen gewiß zu sein, daß Ew. Majestät allein schon unter diesem Gesichtspunkt des Willens sein mußte, meinen Verhandlungen in Paris nicht von vornherein das Gepräge der Zweideutigkeit zu geben. Den Staatskanzler selber mußte seine langjährige staatsmännische Laufbahn davon überzeugt haben, daß ohne Vertrauen die Souveräne niemals treue und ergebene Diener haben, und daß man ohne eben dieses Vertrauen nur sehr schwer mit denen zum guten Ende kommt, mit denen man verhandeln muß.

Digitized by Google

„‚Daß dem Geheimen Staatsrat v. Beguelin befohlen werde, mich bei meiner Ankunft in Paris in Kenntnis zu setzen von den Schritten, die er in Sachen der Geldverhandlung schon gethan, und ohne mein Wissen keinen neuen zu thun.‘

„Meine übrigens sehr wenig eingehenden Weisungen schärften mir ausdrücklich ein, diese für unsre Finanzen so wichtigen Verhandlungen zu übernehmen, und ich hatte nicht nur, Sire, den Dünkel zu glauben, daß wo ich mit Herrn v. Beguelin mich unter demselben Auftrag befinden mußte, er nur der mir Untergeordnete sein konnte, sondern ich glaubte auch, daß, um Verwirrungen zu vermeiden, nur einer mit der Oberleitung dieser Sache betraut sein durfte, und ich hatte die Ueberzeugung, daß Herr v. Beguelin in seiner Stellung hierin unmöglich bessere Dienste leisten könnte als ich.

„‚Daß Ew. Majestät geruhen möchte, mich vor meiner Abreise von Ihren Willensmeinungen selbst zu unterrichten.

„Die Folge hat bewiesen, Sire, wie sehr ich recht hatte, auf dieser Forderung zu bestehen.

„‚Daß der Staatskanzler während meiner Abwesenheit Sorge tragen möchte dafür, daß meine Frau in ihrer schon weit vorgerückten Schwangerschaft nicht mit ihren Kindern in Berlin irgend welcher Gefahr (bagarre) ausgesetzt würde.‘

„Ich glaubte, Sire, damit keine unbescheidene Bitte ausgesprochen zu haben in einem Augenblick, da ich mich ohne Vorbehalt dem Dienste des Staates opferte, zumal gegenüber dem Mann, der sich seit so langer Zeit meinen Freund nannte, und der mir, ich wage es zu sagen, wirklich einige persönliche Rücksichten schuldig war. Alles wurde versprochen mit den schönsten Beteuerungen, und als der Staatskanzler mir noch von dem Antrag des Grafen Narbonne sprach, den er für sehr wichtig hielt, sagte er zu mir, über diese Frage dürfte ich dem General v. Krusemark nichts mitteilen, solange die Sache nicht unbedingt amtlich sei, und bis dahin könnte ich mich der Chiffre des Herrn v. Beguelin bedienen, dem für seine Sendung eine ganz besondere gegeben worden sei.

„Außerdem wurde verabredet, daß ich den Staatskanzler in vertraulichen Freundesbriefen von meinen Ansichten über alle Gegenstände unterrichten sollte, die in Paris verhandelt würden, und daß meine an Ew. Majestät erstatteten Berichte unmittelbar an ihn gehen sollten und nicht durch die Hände des Grafen Goltz.[1])

„Am Tag vor meiner Abreise befahl mir Ew. Majestät, nach Potsdam zu kommen.[2]) Nach der Mittagstafel geruhten Sire, sich mit mir zu unterhalten mit jener Güte, welche Ihnen die Herzen aller derer gewinnen muß, welche das Glück haben, Ihnen näher zu treten, und mit klarster Auseinandersetzung Ihrer augenblicklichen Lage und der verschiedenen Möglichkeiten, die die Zukunft bringen

[1]) Der, wie wir weiterhin vernehmen, bei der Ober-Regierungskommission in Berlin blieb, als der König nach Breslau reiste.

[2]) Das war am 10. Januar.

Digitized by Google

könnte. Ew. Majestät empfahl mir lebhaft, mit allen nur möglichen Mitteln auf Erstattung unsrer Vorschüsse zu dringen. Sie billigten meine Bemerkungen über die Notwendigkeit, daß dem Herrn v. Beguelin, der zu demselben Zweck nach Paris gesendet war, anbefohlen würde, nach meiner Ankunft keinen Schritt ohne mein Wissen zu thun. Sie gaben mir bestimmte Anweisungen über die Anträge des Grafen Narbonne und sagten mir dabei die schmeichelhaftesten Dinge über meine Hingebung bei allen Gelegenheiten, bei denen ich nützlich sein konnte, und über Ihr Vertrauen auf meinen Eifer und meine Einsicht.

„Ew. Majestät hatten die Gnade, hinzuzufügen, bei meiner vollen Kenntnis Ihrer politischen Stellung, Ihres Inneren und Ihrer Finanzen, seien viel Anweisungen für mich gar nicht nötig. Ich sei ein verständiger Mann (homme sensé), der aus den Umständen Vorteil zu ziehen wisse, und die guten Dienste, die ich früher geleistet, ließen Ihnen keinen Zweifel an denjenigen, die ich auch jetzt wieder leisten würde.

„Am Abend[1]) sah ich den Staatskanzler abermals; bei dieser letzten ebenso freundschaftlichen als vertraulichen Unterredung teilte ich ihm alles mit, was Ew. Majestät mir in Potsdam zu sagen die Gnade gehabt, ich wiederholte ihm, für wie wichtig ich es hielte, in diesem Augenblick die Absichten und die Stellung des Hofes zu Wien zu kennen, der, wie mir scheine, mit uns nur ein und dasselbe Interesse haben könne. Ich fragte ihn, ob er hierüber noch keinen bestimmten Anhaltspunkt habe. Er antwortete, nein; binnen kurzem aber werde er klarer darüber sehen und mir jedenfalls in seinen vertraulichen Briefen ausführlich davon reden.

„Durchdrungen von der Güte, die mir Ew. Majestät bewiesen, und nach allem, was mir der Staatskanzler gesagt, um mich zu dieser Reise zu bestimmen, und was er mir in unsern vertraulichen Unterredungen wiederholt hatte, überzeugt davon, daß er ganz aufrichtig und freimütig mit mir verkehre, reiste ich[2]) ab als ein Mann voll Hingebung an die Interessen Ew. Majestät und ohne weiter zu denken an alles, was während meiner Abwesenheit mir, meiner Familie und meinem persönlichen Interesse Schmerzliches begegnen konnte. Ich empfand eine süße Genugthuung dabei, mir sagen zu können, daß ich, da mich das volle Vertrauen Ew. Majestät begleitete, und in Paris dasselbe Vertrauen wie ehedem wieder erwartete, vielleicht zum zweitenmal[3]) in diesem großen Moment der Krise zum Glück und zur Ruhe der preußischen Monarchie beitragen könnte."

Am 21. Januar 1813 kam Fürst Hatzfeld, wie wir wissen, in Paris an, und am Tag darauf erledigte sich in Potsdam einer der Punkte, über die er auch in Paris reden sollte, durch eine entschlossene That: der König Friedrich Wilhelm reiste am hellen lichten Tage nach Breslau ab, begleitet von den besten Wünschen der Franzosen, die keine Ahnung hatten von der wirk-

[1]) Gleichfalls noch am 10. Januar 1813.

[2]) Am 11. Januar.

[3]) Ein erstes Mal durch eine ganz geheime Sendung im Mai 1811 nach Paris.

Digitized by Google

lichen Bedeutung dieses längst geplanten [1]) und durch Hardenberg meisterlich vorbereiteten Schrittes.

Hierüber schrieb Hardenberg an eben diesem 22. Januar dem Fürsten Hatzfeld nach Paris:

Berlin, 22. Januar 1813.

„Da sind Sie nun ohne Zweifel in Paris, mein werter Fürst. Ich hoffe, Sie erfreuen sich voller Gesundheit und machen gute Geschäfte. Wir begeben uns inzwischen nach Breslau, die Kosaken sind in der Nähe von Conitz und Friedeberg. Wir werden große Anstrengungen machen müssen, um unser Kontingent wieder herzustellen und unsre Verteidigungsmittel wieder in Fluß zu bringen. Das Geld, das Geld, das Geld, das ist's, dessen wir am dringendsten bedürfen. Der König ist heute morgen abgereist. Ich werde ihm morgen folgen. Herr v. St. Marsan wird sich binnen kurzem auch dahin begeben; er und Zichy [2]) sind eingeladen worden, nach Breslau zu kommen, den andern fremden Ministern hat man die Wahl gelassen zwischen dieser Stadt und Berlin. Der Graf von der Goltz bleibt hier; er ist Mitglied einer Oberregierungskommission mit den Herren v. Lottum, v. Kircheisen, v. Schuckmann und v. Bülow. Mit Ungeduld erwarte ich Ihre Nachrichten, mein Fürst, und bitte Sie, die Huldigung all meiner Gefühle zu genehmigen.

Hardenberg."

In diesem Briefe erscheint das große Ereignis des 22. Januar natürlich ganz in der französischen Beleuchtung, in der sie Fürst Hatzfeld nach wie vor sehen sollte, um nicht in Paris unwillkürlich aus der Rolle zu fallen. Der König geht nach Breslau, nicht um sich von den Franzosen zu befreien, sondern um sich vor den Russen zu schützen, deren leichte Truppen schon in Conitz und Friedeberg sind; er eilt dorthin, um zu rüsten, er braucht Geld, Geld und wiederum Geld, natürlich nur für das Kontingent, dessen Vermehrung auf 30000 Mann der Kaiser gefordert hat.

Am 29. Januar ward der Fürst vom Kaiser der Franzosen in Audienz empfangen und mit den Worten angeredet: „Fürst Hatzfeld, ich bin entzückt, Sie bei mir zu sehen! Sie sind ein braver Mann. Ihrem Souverän haben Sie beständig Proben der Ergebenheit abgelegt, und ich finde Sie immer und bei jeder Gelegenheit meinen Interessen treu, weil Sie glauben, daß sie von denen Ihres Landes nicht zu trennen sind. Ihre Absendung zu mir, zumal in diesem Augenblick, ist mir eine neue Bürgschaft der Gesinnungen und der Freundschaft des Königs, deren ich allerdings nicht bedurfte, weil es gar nicht möglich ist, mehr Loyalität in sein Verfahren zu legen, als der König gethan hat; aber es wird den Engländern und den Russen und allen Höfen beweisen, daß unser Einheitssystem in nichts geändert ist, und das ist es, worauf es in diesem Augenblick vor allem ankommt." Darauf erwiderte Fürst Hatzfeld: „Sire, der König

[1]) Siehe „Deutsche Revue", April-Heft S. 45.
[2]) Der Gesandte Oesterreichs.

Digitized by Google

hat mich zu Ew. Majestät geschickt, um Ihnen all den Schmerz (toutes les peines) auszudrücken, den Ihm das Verfahren des Generals York verursacht hat in einem Augenblick, da das unter seinem Befehl stehende Corps so überaus nützlich werden konnte, und da die ausgezeichnete Haltung, mit welcher der General sich bis dahin geführt hatte, zu dem Glauben Anlaß geben mußte, daß er mit Feuereifer diese neue und bedeutungsvolle Gelegenheit benutzen würde, sich hervorzuthun. Und wenn der König auch in diesem Augenblick vorzugsweise mich ausersehen hat, um der Dolmetscher seiner Gefühle, seiner standhaften Freundschaft und seiner unwandelbaren Anhänglichkeit an Ihre Sache zu sein, so liegt das daran, daß er in der That, zumal nach dem seinem Armeecorps widerfahrenen Unglück, öffentlich beweisen wollte, daß, was auch geschehen möge, seine Interessen nicht mehr getrennt werden können von denen Ew. Majestät, und daß das mit Ihnen geschlossene Bündnis auf seiner Ueberzeugung und auf Grundlagen ruht, welche durch augenblickliche Unglücksfälle in keiner Weise erschüttert werden können. Der König, sage ich, hat alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die ganze Unzufriedenheit, die ganze Entrüstung zu bethätigen, welche das tadelnswerte Benehmen des Generals York ihm eingeflößt hat, und alle Berichte, welche Ew. Majestät von Ihren Behörden erhalten haben muß, können Ihnen hierüber keinen Zweifel gelassen haben."

„Darum habe ich mich auch," antwortete der Kaiser, „gewißlich nicht zu beklagen über den König, der so wenig als ich die Dummheiten (sottises) seiner Generale verhindern kann. Es ist ein Unglück, daß Grawert[1]) krank geworden ist, unter seinem Oberbefehl wäre das nicht vorgekommen; der kannte nur seine Soldatenpflicht, während dieser durch die Meinung der Sekten beeinflußt war, die leider in Ihren Gegenden einen sehr großen Einfluß gewonnen haben. Ich kann Ihnen im übrigen sagen und weiß das aus sicherer Quelle, daß die Russen selber den Herrn von York verachten.

„Nicht sie haben ihn verleitet zu dieser schmachvollen Kapitulation, sondern er hat sie gesucht, und sie haben nur den Vorteil ergriffen, der ihnen geboten wurde. Das war in der Ordnung. Ein andrer Umstand, den Sie bei Ihrer Abreise noch nicht wissen konnten, ist der, daß man den Herrn v. Natzmer nicht durchgelassen hat mit den Befehlen des Königs. Man hat ihm seinen Brief abgenommen und gesagt, da der König nicht genehmigt habe, so müsse man die Befehle des Kaisers Alexander einholen. Es ist ein verlorenes Corps, das man nicht zurückgehen lassen wird, und man darf nicht länger darauf zählen. Das habe ich vorausgesehen, und ich habe es gleich im Augenblick gesagt, und so wird es Ihr König auch beurteilt haben. Kleist, dem man den Oberbefehl gegeben hat, ist ein Mann, auf den man zählen kann, wie man mir versichert," fuhr der Kaiser fort, „er ist nicht im Geist der Sekten, nicht wahr?"

„Er wird seine Schuldigkeit thun, Sire," antwortete Fürst Hatzfeld, „er hat stets mit Ehren gedient und gehört zur Klasse derjenigen, welche keine andre

[1]) Der Vorgänger Yorks in dem Oberbefehl über das Hilfscorps.

Digitized by Google

Ansicht kennen als die ihres Souveräns; es ist zu wünschen, daß er bald in die Lage komme, seine Gaben und seine Ergebenheit zu erproben."

Es trat eine kleine Pause ein. Dann sagte der Kaiser: „Es freut mich sehr, daß Ihre Gesundheit besser ist als zur Zeit, da ich Sie in Dresden zum letztenmal sah. Da waren Sie sehr unwohl." Lachend fügte er hinzu: „Sie dachten damals nicht, mich so bald wiederzusehen! Die Jahreszeit, die Kälte, unvorhergesehene Ereignisse haben unglückliche Wendungen herbeigeführt. Dieser Glücksumschlag des Moments, den die Russen sich nicht zum Verdienst anrechnen können, hat empfindliche Verluste verursacht, aber ich werde sie sehr bald wieder einbringen, und je weiter die Russen in ihrer Thorheit vordringen, desto mehr werden sie es bereuen.

„Sobald ich meine Streitkräfte beisammen habe, werde ich sie schlagen, seien Sie dessen gewiß, denn sie haben meinen Waffen niemals widerstehen können, und ich kann auf alle meine Verbündeten zählen. Oesterreich steht fest zu meinem System, ich kann daran nicht den mindesten Zweifel hegen; ich habe darüber die bestimmtesten Zusagen, und wahrscheinlich muß der König darüber dieselben Angaben besitzen. Dänemark, das man auf jede mögliche Art und Weise zu bearbeiten gesucht hat, ist unerschütterlich, und wenn man Landungen versuchen wollte, so ist es mein mit all seinen Mitteln. Was den König (von Preußen) angeht, so kann an seiner Loyalität kein Zweifel sein, und die Thatsachen haben für ihn gezeugt. Insbesondere in diesem Augenblick muß zwischen uns die größte Eintracht herrschen. Europa muß sich überzeugen, daß die Quertreibereien über unser Bündnis nichts vermögen, und daß augenblickliche Erfolge den Mut meiner Verbündeten nicht erschüttern können.

„In dieser Lage der Dinge muß ich von Preußen drei Dinge verlangen, von denen ich nicht abgehen kann. Ich habe meinem Minister in Berlin darüber die nötigen Weisungen zugehen lassen, und sie müssen dem König schon bekannt sein."

Und nun forderte der Kaiser erstens die Abberufung des preußischen Ministers aus Stockholm, zweitens das Unterlassen jeder Verhandlung mit Rußland über die Neutralität von Schlesien und drittens die sofortige Wiedererrichtung des preußischen Hilfscorps.

Für die erste Forderung machte er geltend, an Oesterreich habe er sie auch schon gerichtet und dieses habe sofort den gescheiten aber intriganten Grafen Neipperg abberufen aus dem Ränkegetriebe in Stockholm. „Europa muß sehen, daß bei allen Gelegenheiten unsre Politik die nämliche ist. Die Anwesenheit der beiden Minister von Oesterreich und von Preußen in Stockholm könnte meinen Feinden auf erfolgreiche Ränke Hoffnung machen; das könnte zu politischem Geflüster Anlaß geben und in diesem Augenblick muß alles klar sein. Ich weiß sehr wohl, daß sich heute für Preußen Aussichten eröffnen können, aber ich weiß auch, daß es heute seine wahren Interessen richtig erkennen muß, die die engste Einheit der Mittel und der Meinungen mit Frankreich fordern. Ich zweifle nicht, daß der König demgemäß handeln wird und er wird es nicht bereuen."

Digitized by Google

Der zweite Punkt betraf die Neutralität Schlesiens, für welche der König die Anerkennung der Russen erlangen wollte durch eine Verhandlung, für die Fürst Hatzfeld die Ermächtigung des Kaisers einzuholen hatte. Diesem Antrag kam der Kaiser mit einem runden Nein zuvor. Wenn es nur auf ihn ankäme, sagte er, würde er mit Freuden dazu beitragen, dem König diese Provinz unversehrt zu erhalten. Er selbst habe mit dem König als seinem Verbündeten Bestimmungen verabreden können, die diesem angenehm sein konnten, aber ihn nun auch mit seinen Feinden verhandeln lassen, das könne er nicht; jede Art von Abmachung mit ihnen würde ein zu gefährliches Beispiel für die andern Mächte sein. Das werde ich niemals zugeben (Je n'y consentirai jamais). Ihr Gang muß klar und lauter sein; man muß die Kraft haben, auch durch peinliche Momente hindurchzuschreiten, um zu glücklichen Ergebnissen zu gelangen.

„Ich sage es Ihnen frei heraus: jedes Sonderabkommen (tout arrangement partiel), das der König mit den Russen träfe, würde ich als einen Abfall von der gemeinsamen Sache ansehen, dessen ich ihn nicht für fähig halte und der Preußen in sein Verderben führen würde. Schließlich glauben Sie nicht, daß die Russen selbst, wenn sie auch im Augenblick zustimmen, nachher ihr Wort halten würden, falls Sie fest blieben in Ihrem System; es wäre eine Illusion, sich damit schmeicheln zu wollen. Man muß hoffen, daß die Befürchtungen des Königs für Schlesien sich als grundlos erweisen werden. In kurzem muß sich das finden. Geben Sie dem Könige die Gründe an, weshalb ich mich weigere, auf diesen Antrag einzugehen, und er selber wird, ich bin dessen gewiß, finden, daß ich recht habe.

„Der dritte Punkt, den ich vom König erwarte (und es handelt sich dabei um sein eignes Interesse), ist, daß er in der denkbar kürzesten Frist das Hilfscorps wieder herstelle, das er mir nach dem Vertrage schuldet, und da Sie noch verfügbare Truppen haben, die in gutem Zustande sind und weder an Mannschaften, noch an Offizieren, noch an Waffen Mangel haben, so denke ich, daß das weder sehr schwierig, noch sehr zeitraubend sein wird. Ihre Truppen haben sich überall vollkommen gut geschlagen und dies Corps wird mir große Dienste leisten, wenn es gut geführt wird. Ich werde große Streitkräfte auf die Beine bringen, aber meine Verbündeten müssen auch ihre Anstrengungen verdoppeln, um zu einem glücklichen Ergebnis zu kommen. Ihre festen Plätze müssen in guten Stand gebracht, darin darf nichts verabsäumt werden. Man hat es auf Colberg abgesehen; hauptsächlich wider diesen Platz werden Pläne geschmiedet; ich kann Ihnen das mit Bestimmtheit sagen, und Sie müssen sehr aufmerksam sein auf alles, was vor sich geht. Der Platz ist in gutem Stand, wie man mir versichert, aber hat er einen Kommandanten, auf den man zählen kann? Und in Graudenz, was ist das für ein Mann? Nach meinen Kenntnissen muß er im Geist der Sekten sein. In Schlesien müssen Sie mehrere von der Gattung haben: in Glatz unter andern.

„Sie haben einen Mann Namens Blumenstein, der ganz insbesonders bekannt ist wegen seiner leidenschaftlich verbitterten Ansichten. Kann der König

Digitized by Google

für die Ereignisse einstehen, solange Leute solcher Art sich in Aemtern befinden, welche heute die größte Sicherheit und das größte Vertrauen verlangen? In Schlesien haben Sie einen braven Mann an der Spitze der Truppen; das ist der Marschall Kalkreuth, aber er ist ein Greis ohne Kraft, und ihm müßte man einen General an die Seite setzen, der ein fester, erprobter Mann und dem Parteigeist fremd wäre, auf den der König zählen kann in jeder Gefahr. In Schlesien haben die Sekten die meisten Anhänger gewonnen, dorthin haben mehrere der Führer sich geflüchtet bei ihrem Entweichen aus Berlin, die bedeutendsten darunter sind nach Rußland gegangen, sie dienen gegen Sie und werden suchen, die öffentliche Meinung zu bearbeiten auf jede Weise. Dieser Herr Gruner, den die österreichische Regierung hat festnehmen lassen, hat längere Zeit bei Ihnen die einflußreichste Stellung gehabt für den Schaden, den sie ihn befähigte, anzurichten; das war ein sehr strafbarer Mann und solcher Leute giebt es noch viele. Es bedarf vieler Wachsamkeit und Festigkeit; alsdann kommt man den Ereignissen zuvor."

Darauf ergriff Fürst Hatzfeld das Wort zu einer in jedem Betracht ausgezeichneten Rede, die dem Kaiser endlich bewies, daß auch die Preußen, die er für die Anhänger Frankreichs hielt, doch immer Preußen waren und Preußen blieben, und daß der Augenblick bevorstand, da auch sie durch seine eigne Schuld in das Lager seiner Todfeinde hinübergedrängt wurden. „Sire," sagte er, „was den ersten der drei Punkte angeht, von denen Ew. Majestät geruht hat, mit mir zu sprechen, so glaube ich Ihnen, obgleich ich darüber keine Weisung habe, die Versicherung geben zu können, daß der König auf der Stelle den Herrn von Tarrach abberufen wird, wenn, woran ich nicht zweifle, der Hof zu Wien den Herrn von Neipperg abberufen hat, und daß der König mit Freuden diese neue Gelegenheit ergreifen wird, um öffentlich kund zu thun, daß die großen politischen Maßregeln immer in gemeinsamem Einverständnis ergriffen werden. Was den zweiten Punkt angeht, nämlich die Neutralität Schlesiens, welche Se. Majestät vielleicht von seiten der Russen hätte erlangen können, so hatte der König mich in der That beauftragt, Sire, Sie mit seinen Anschauungen hierüber bekannt zu machen. Er glaubte, Ew. Majestät würde entzückt darüber sein, daß durch solch eine Vereinbarung Schlesien könnte unversehrt erhalten bleiben, zumal in einem Augenblick, in dem ein Teil der preußischen Staaten überflutet und ein andrer stark bedroht ist. Se. Majestät glaubte sogar, daß unter dem militärischen Gesichtspunkt gerade Ew. Majestät Ihren eignen Vorteil darin gewahrt finden könnte, und ich kann Ihnen nicht verbergen, daß es den König tief erschüttern wird (sera vivement affecté), wenn er sich in einem Plane vor den Kopf gestoßen sieht (contrarié), auf den er mit um so größerer Zuversicht gerechnet hatte, als ihm an dem Erfolge kaum ein Zweifel blieb; denn zu der Zeit, als der König den Major von Knesebeck vor dem Kriege nach Petersburg schickte mit einem Briefe an den Kaiser, dessen sich Ew. Majestät vielleicht erinnern wird, ist von dieser Neutralität in dem Sinn die Rede gewesen, in dem Ew. Majestät sie selber versprochen hatte, und damals

Digitized by Google

schien man nicht abgeneigt, in gleicher Weise darauf einzugehen, falls die Umstände das erfordern würden. Da mir die Willensmeinung des Königs nicht bekannt sein kann über einen Gegenstand, über den Ew. Majestät eine andre Anschauung hat, als der König bei meiner Abreise, so muß ich mich darauf beschränken, einen genauen Bericht über die Beweggründe Ew. Majestät zu erstatten, indem ich nicht daran zweifle, daß der König bei dieser wie bei allen andern Gelegenheiten, die sich bis heute ergeben haben, die Opfer bringen wird, die er dem gemeinsamen Interesse nötig findet.

„Was den dritten Punkt betrifft, Sire, nämlich die Wiedererrichtung des preußischen Hilfscorps, so kann ich Ew. Majestät versichern, daß der König den lebhaftesten Wunsch hegt, sobald als möglich Ew. Majestät ein neues Corps zur Verfügung zu stellen, aber es zu bilden, reichen unsre Mittel allein nicht aus. Ew. Majestät weiß, der Graf St. Marsan, der Graf Narbonne, der Marschall Herzog von Castiglione können Sie darüber nicht im unklaren gelassen haben, daß all unsre Mittel erschöpft sind, daß der Kredit der Regierung gleich Null ist und daß der König nach den ungeheuren Lasten und Opfern jeder Art, welche er aus Anlaß des letzten Feldzugs seinen Unterthanen hat auferlegen müssen, deren neue nicht in Anspruch nehmen könnte, außer auf die Gefahr, die ganze Nation sich erheben zu sehen, deren Beispiel bald von allen Völkern Deutschlands befolgt werden würde. Ew. Majestät kann nicht unbekannt sein, und es wäre ein Verbrechen, es Ihnen zu verhehlen: die mit Ew. Majestät verbündeten Regierungen halten fest und werden festhalten, trotz der augenblicklichen Unfälle, aber die öffentliche Meinung hat sich überall gegen Sie ausgesprochen. Ew. Majestät hat mir selbst gesagt: Sie wüßten, daß wir allenthalben durch den Einfluß der Sekten bearbeitet werden, welche einen allgemeinen Umsturz wollen.

„Ew. Majestät möge mir gestatten, heute die stärkste Probe jener treuen Ergebenheit abzulegen, welche Sie nach Ihrer eignen Aussage seit dem Frieden von Tilsit jederzeit bei mir gefunden habe, weil ich seit jenem Tage glaubte, das Bündnis mit Frankreich sei Preußens Heil; Sie möge mir gestatten, heute zu Ihr zu sprechen, als ob ich die Ehre hätte, Ihr Unterthan zu sein und Ihr zu sagen, daß nach meiner Meinung die größte Gefahr, welche Ew. Majestät große Interessen bedroht, eine allgemeine Erhebung der Völker Deutschlands ist, welche Ihre ganze Macht nicht aufhalten kann und deren Folgen unberechenbar sein werden. Alles ist vorbereitet und organisiert, Deutschland kommt mir vor wie ein zum Anzünden fertiges Feuerwerk, das ein einziger Funke in Brand stecken kann; das Volk hat fast nichts mehr zu verlieren, die Regierungen können die Gewalt der allgemeinen Meinung nicht mehr zügeln, wenn man sie aufs äußerste treibt; die Völker werden ihren Händen entgleiten, und was wird die Folge sein?

„Groß sind die Verzweigungen der Sekten, mit Erfolg haben sie gearbeitet unter der Maske der Anhänglichkeit an den Souverän, den sie vorgeben, gegen

Digitized by Google

seinen Willen retten zu wollen. Wer weiß, ob sie nicht sogar Beziehungen mit den Jakobinern Frankreichs haben, denn ihre Absichten sind ganz und gar dieselben. Geschwächt durch einen unglücklichen Krieg und durch die langen Leiden aller Art, die seine Folge gewesen sind, ist Preußen nach meiner innigsten Ueberzeugung der Leitstern geworden auf dem Wege, dem ganz Deutschland folgen wird. Wenn Preußen sich rührt, wenn es den Pfad der Volkserhebung beschreitet, so folgt ihm das Ganze nach; das ist unabwendbar, und es wird sich rühren, Sire, wenn Ew. Majestät dort neue Beitreibungen vornehmen will, und wenn der König dem Volk neue Lasten auferlegt. Als das Bündnis mit Ew. Majestät abgeschlossen ward, hat die Regierung bei uns alles gethan, um dies System beliebt zu machen, und ihre Bemühungen hätten Erfolg gehabt, wenn alle Punkte des Vertrags hätten erfüllt werden können, wären nicht Opfer, die über unsre Kräfte gingen, gefordert worden. Heute, Sire, haben wir nicht bloß die Rückstände unsrer Kriegsschatzung getilgt, sondern Ew. Majestät schuldet Preußen den Betrag von 94 Millionen. Sire, ich sage es mit dem Freimut eines Mannes von vollständiger Ergebenheit: Wenn Ew. Majestät uns nicht zu Hilfe kommt, wenn Sie uns nicht nach dem Wortlaut des Vertrages wenigstens eine beträchtliche Abschlagssumme auszahlen läßt, um den König zur Organisierung der ihm verbliebenen Streitkräfte in stand zu setzen, ohne daß er die Nation von neuem belastet, so kann Preußen sich nicht halten in seinem gegenwärtigen System trotz der Ueberzeugung und des guten Willens des Königs und — ich sage es mit Schmerz, aber die Wahrheit zwingt mich dazu — es ist unmöglich, all die unglücklichen Ereignisse vorauszusehen, die daraus folgen werden. Wie können die Preußen, Sire, sich an ein System fesseln, in dem alle Vorteile ausschließlich für Frankreich und alle Opfer ausschließlich auf ihrer Seite wären, wenn Ew. Majestät ihnen Hilfsmittel verweigern könnte, die ihnen vertragsmäßig von Rechts wegen zugehören? Es giebt nur ein Mittel, Preußen zu retten und durch Rettung desselben das allgemeine System Ew. Majestät zu halten, das ist: uns eine beträchtliche Abschlagszahlung zu machen, alsbald wird die öffentliche Meinung umschlagen, denn dann wird man sich bald überzeugen, daß dieses Bündnis nicht bloß nützlich sein kann für unsre Zukunft, sondern daß es uns auch für die Gegenwart keine unerschwinglichen Opfer mehr auferlegt. Der König, Sire, hat mir befohlen, auf all diesen Erwägungen mit Entschiedenheit zu bestehen; er fühlt, daß die großen Streitkräfte, die Ew. Majestät in Bewegung bringen will, auch von Ihrer Seite große Geldopfer verlangen werden; deshalb ist er rücksichtsvoll genug, nicht auf Zahlung der ganzen Summe zu bestehen, welche ihm nach unsrer Berechnung zukommt. Ich habe darüber keine bestimmten Weisungen, aber ich bin gewiß, daß der König sich mit einer Abschlagszahlung von 25—30 Millionen Franken zufrieden geben wird, eine Summe, die nichts ist für Ew. Majestät, aber alles für Preußen. Alsdann glaube ich mit meinem Kopfe dafür einstehen zu können, daß keine Volkserhebungen ausbrechen, und Ew. Majestät wird Preußen in stand setzen, Ihren Interessen nützlich zu

Digitized by Google

sein. Sie wird uns in Deutschland bewahren vor der Geißel der Revolutionen, deren Nachbarschaft Ew. Majestät nicht gleichgültig sein könnte. Sire, als der König mich hierherſandte, geschah es in dem Glauben, daß die freie und aufrichtige Sprache eines Ihren wie seinen Interessen gleichmäßig ergebenen Mannes, einigen Eindruck auf Sie machen könnte. Ich wage mir, zu schmeicheln, daß man mich nicht im Verdacht haben wird, als hätte ich hier Phrasen machen wollen, um für Preußen einige Zahlungen herauszuschlagen, ich habe die Wahrheit gesagt und gebe mich gern dem Glauben hin, daß sie Ew. Majestät nicht mißfallen hat.

„Was die Bemerkungen anbelangt, mit welchen Ew. Majestät über unsre festen Plätze im allgemeinen und Colberg und Graudenz im besonderen mich beehrt hat, so glaube ich, versichern zu können, daß sie gut im stande sind und sicher gegen jeden Ueberfall. Der Kommandant von Colberg ist der General v. Borstell, ein Offizier von Auszeichnung und Ehrgefühl, der mit Feuereifer dienen wird, wenn sich Gelegenheit dazu bietet. Den von Graudenz kenne ich nicht und nur sehr wenig den von Glatz. Es ist möglich, daß ihre Ansichten zu entschieden (trop prononcées) sind, aber beiden wird die Ehre über die Meinung gehen, und für das Los unsrer Festungen möchte ich einstehen auf jede Gefahr."

So lautete die große Rede des Fürsten Hatzfeld vom 29. Januar 1813. In seinem Bericht fügt er hinzu: „Ich hatte mit besonderem Nachdruck die Gefahr der Volkserhebungen herausgehoben, weil ich davon unterrichtet und durch meine Unterredung mit dem Herzog von Bassano noch mehr davon überzeugt war, daß das in der That eines der Dinge ist, die man hier am meisten zu fürchten scheint. Nur eine Abschlagszahlung von 30 Millionen für den Augenblick hatte ich zur Sprache gebracht, weil ich sicher war, daß wenn ich alles forderte, ich gar nichts erhalten würde."

Der Kaiser hatte der Rede des Fürsten sehr aufmerksam zugehört, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen, und sagte dann: „Was Sie mir eben über die Gefahr der Volksbewegungen in Deutschland gesagt haben, ist nur zu wohl begründet, und es wäre das größte Unglück, das Ihnen begegnen kann.

„Ich kenne den unheilvollen Einfluß der Sekten, sie haben überall gewühlt (fomenté) mit mehr oder weniger Erfolg, daher habe ich Befehl gegeben, bei Ihnen keine Beitreibungen mehr zu machen. Was die Zahlung angeht, die Sie von mir verlangen, so werde ich daran denken. Sie reisen noch nicht ab, sprechen Sie darüber mit dem Herzog von Bassano, und wir werden uns verständigen. Im übrigen glauben Sie, Fürst, daß ich über Bewegungen bei mir vollkommen ruhig bin, ich fürchte sie nicht. Der Franzose spricht, schimpft (parle, raisonne), Sie können das alle Tage hören; das eine Mal wollte er, ich sollte China oder Aegypten erobern, das andre Mal wollte er, ich sollte ruhig hinter dem Rhein sitzen bleiben; das geht aber über Redensarten nicht hinaus, sie thun doch, was ich will, und das genügt."

Digitized by Google

In seinem Bericht bemerkt hier der Fürst: „Für den Augenblick konnte ich nicht stärker in ihn dringen; ich war gewiß, Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Das Versprechen, keinerlei Beitreibungen mehr bei uns zu machen, war schon viel, und die Antwort des Kaisers über die Geldfrage ließ mich wenigstens vieles hoffen. Jetzt muß man einige Tage warten, alsdann werde ich einen neuen Anlauf nehmen und nicht eher locker lassen, als bis man meine Forderung entweder ausdrücklich bewilligt oder ausdrücklich abgeschlagen hat."

Nach einer kleinen Pause sagte der Kaiser: „Ihr König will nach Schlesien, das finde ich sehr am Platz; übrigens ist der König vollkommen berechtigt, seinen Aufenthalt zu wählen, wo er will. Seine Kinder begleiten ihn, meldet man mir; aber ein Teil der Familie bleibt zurück. Es scheint, daß sie nicht ganz einig sind unter sich, mehrere Mitglieder der Königlichen Familie weichen namentlich politisch von den Ansichten des Königs ab. Das nährt den Parteigeist und taugt gar nichts.[1]) Der Kronprinz ist ein junger Mann, der Charakter zu haben scheint und eine schöne Zukunft verspricht; die Sekten sollen ihm ein Greuel sein, wie man mir versichert, und das beweist, daß er das Bewußtsein dessen hat, was er eines Tages werden soll."

Der Fürst erwiderte, der König habe ihm bei seiner Abreise befohlen, dem Kaiser mitzuteilen, daß sein Plan sei, nach Schlesien zu gehen, sobald er durch die Umstände sich dazu gedrungen sähe (pressé par les circonstances); ob aber diese Abreise schon festgesetzt sei und auf welchen Zeitpunkt, das wisse er, der Fürst, nicht, ganz gewiß aber würden die Kinder mit Sr. Majestät abreisen.

Schließlich sprach der Fürst dem Kaiser auch von den Kreuzen „pour le mérite", um welche sich mehrere Offiziere der französischen Armee bei ihm beworben hatten, und versicherte im Namen des Königs, mit Vergnügen würde dieser eine Anzahl dieser Kreuze dem Kaiser zur Verfügung stellen, wenn ihm damit irgend ein Gefallen geschehe.

„Danken Sie dem König von meiner Seite," antwortete der Kaiser, „gern werde ich einige dieser Kreuze annehmen, wenn der König sie mir schicken will; aber sagen Sie dem König auch, er möge sich durch diese Herren nicht zur Unzeit behelligen lassen, denn sie seien sehr unbescheiden in ihren Forderungen." Der Fürst meinte, ein Dutzend Kreuze würde genügen, und bemerkte schließlich, niemals habe er den Kaiser so heiter, so leutselig und zugleich so sicher in seinen Ansichten und Hoffnungen gefunden als bei diesem Empfang; für gewiß halte er, daß der Kaiser demnächst wieder mit einer großen Armee im Felde erscheinen werde, während von Oesterreich ein Wechsel seines Systems nicht zu erwarten sei. Hieran knüpfte der Fürst die nochmalige dringende Bitte, daß ihn Se. Majestät von allen Vorgängen der allgemeinen Politik genau unterrichten lassen wolle.

Unter dem 5. Februar berichtete der Fürst über eine Unterredung mit dem

[1]) Vergl. die ähnliche Bemerkung, die Napoleon am 15. Januar gegen den Gesandten General Krusemark machte. Siehe „Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg" I, S. 90.

Digitized by Google

Herzog von Bassano, in der er diesem dasselbe sagte, was er am 29. Januar dem Kaiser gesagt hatte, wobei er als Beweis der in Preußen herrschenden Geldnot die Ausgabe von Schatzscheinen mit Zwangskurs verwertete. Der Herzog erwiderte, im Drang seiner großen Geschäfte habe der Kaiser über die Geldfrage noch keinen Beschluß gefaßt, worauf Fürst Hatzfeld sehr richtig einwendete: ein wichtigeres Geschäft als den Ausgleich mit Preußen gebe es in diesem Augenblick für den Kaiser nicht.

Auch am 14. Februar war der Fürst um keinen Schritt weiter gekommen: er hatte von nichts zu berichten als von neuen Vorstellungen, die er dem Herzog gemacht, und die genau ebenso erfolglos blieben wie alle früheren. Eine Bitte um erneuten Empfang beim Kaiser, von dem er endlich eine unumwundene Zusage zu erlangen hoffte, verschärfte er durch den Hinweis: „Glauben Sie mir, Herr Herzog, was die Stimmung der Preußen und alles, was sie mit sich führen kann, im Zügel hält, das ist einzig ihre warme Liebe zu Sr. Majestät dem König, und wenn es sich je ereignen soll, daß das System des Königs eine Aenderung erlitte, was bei seinem Charakter nie anders als gegen seinen Willen möglich wäre, dann wäre der letzte Mann und der letzte Thaler zu seiner Verfügung, und die Folgen, die sein Beispiel in andern Ländern haben würde, können Ihnen nur großen Schaden thun.“ [1])

Während so die Aussichten, mit denen er am 29. Januar seinen Feldzug eröffnet hatte, trüber wurden von Tag zu Tag, mußte der Fürst im Gespräch mit seinen eignen Landsleuten Entdeckungen machen, die ihn über den Staatskanzler v. Hardenberg und die ihm durch diesen widerfahrene Behandlung mit der tiefsten Erbitterung erfüllten.

Seine Anklage wider Hardenberg bildet den Hauptinhalt des Schlußberichtes, dessen einleitenden Abschnitt wir oben wiedergegeben haben. In dem Text heißt es unmittelbar anschließend weiter:

„Meine Sendung ist vollendet, Sire, ich habe mir keine Klage gestattet, so lange sie gedauert hat, und mit Freuden hätte ich das Opfer meiner tiefgetroffenen Empfindlichkeit vollständig dargebracht, denn ich weiß, wie sehr es Ew. Majestät schmerzlich sein muß, Zwietracht zu sehen unter denen, welche durch die großen Interessen des Staates jetzt enger als jemals um Ew. Majestät Person geschart sein müßten. Aber Ew. Majestät möge geruhen, mich vollständig zu lesen, und Sie wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß der Mann, der niemals etwas für sich gesucht, niemals ehrgeizige Absichten gehegt, der nie anders als aus Hingebung gedient hat, unter unabläßigen persönlichen Opfern, indem er Ihnen die ganze Wahrheit sagte, keinen andern Beweggrund haben kann als den, Ew. Majestät einen letzten großen Dienst zu leisten. Ränkesucht

[1]) Im Vorstehenden sind nach einer im Jahr 1874 von mir selbst gefertigten Niederschrift dieselben Akten des Geheimen Staatsarchivs ausführlich verwertet, welche ich im ersten Bande meines Buchs „Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg“ (1876) S. 93—98 nur auszugsweise benutzt habe.

Digitized by Google

und Haß haben niemals teil an dem, was ich thue; ich bin sehr lange der Freund des Staatskanzlers gewesen, und ich habe ihm dafür unbestreitbare Proben abgelegt, denn ich habe den Mut gehabt, ihm sehr oft ohne Rückhalt und schriftlich vorherzusagen, daß er die Gunst der öffentlichen Meinung ganz und gar verlieren werde durch die große Geschäftsverwirrung, die er im Innern und in den Finanzen herrschen läßt, und durch die Leichtfertigkeit seines Lebenswandels. Meine Absicht ist nicht, ihm zu schaden, ich bin heute nicht sein Feind, wie groß auch das Unrecht ist, das er mir gegenüber begangen hat, denn er ist ein braver Mann, der Gutes thun will und auch wirklich thut, aber ich bin der Feind seiner Schwächen, die dem großen Interesse des Staates und Ew. Majestät verhängnisvoll werden können, zumal in diesem Augenblick, und heute wäre mein Schweigen Pflichtvergessenheit.

„Was ich Ew. Majestät sagen werde, wird ein Geheimnis bleiben für jedermann, wenn Sie es nötig findet, auch für den Staatskanzler selbst, aber ich bin bereit, ihm diese Denkschrift in Abschrift zuzuschicken, wenn Ew. Majestät es gestattet.

„Nunmehr will ich Ew. Majestät alle Einzelheiten dessen unterbreiten, was sich während meines Aufenthalts in Paris zugetragen hat.

„Die Herren v. Krusemark und v. Beguelin waren wenig Tage vor mir daselbst angekommen. Der erstere ist dort jederzeit hoch angesehen und geachtet gewesen. Er hat Ew. Majestät ausgezeichnete Dienste geleistet. Der zweite lebte unbeachtet (ignoré), er hat niemals in irgend welcher Beziehung zu den Personen gelebt, welche wirklich die Geschäfte machen. Ein gewisser Herr de la Rivallière, welcher in Preußen Güterankäufe gemacht, und den der Staatskanzler vielfach begünstigt hat, weil er ihm einen großen Einfluß zutraute, den er niemals besessen hat, war sein einziger Vertrauter, sein Ratgeber und sein Freund. — Mehrere Umstände ließen mich schon bald nach meiner Ankunft in Paris vermuten, daß der Staatskanzler, dessen ganzes Vertrauen ich zu besitzen glaubte und jedenfalls hätte haben müssen, Geschäftsgeheimnisse vor mir gehabt haben könnte, die er dem Herrn v. Krusemark vor dessen Abreise mitgeteilt hatte. Ein seltsamer Zufall hatte mich auf die Spur gebracht, und als ich meiner Sache nahezu sicher war, fragte ich den General v. Krusemark, ob der Staatskanzler ihm bei seiner Abreise die Weisungen mitgeteilt habe, welche der Graf Bubna in Wien erhalten haben mußte, bevor er nach Paris ging? Der General Krusemark, der wahrscheinlich annahm, ich sei eingeweiht, sagte ja. Es ist unnötig, Ew. Majestät zu sagen, wie sehr ich verletzt sein mußte, da ich sah, daß meine Vermutung richtig war, denn nun war es klar, daß man mir mißtraute, als man mich hierher schickte, daß man, als man in mich drang, anzunehmen, mich bloßstellen wollte, aber was mich noch viel mehr empörte, das war, daß ich bald danach erfahren mußte, daß auch Herr v. Beguelin, der doch nur mit Eintreibung der Gelder beauftragt, und dem gar keine politische Sendung übertragen war, sie vor seiner Abreise gleichfalls gelesen hatte, und daß ich allein ausgeschlossen worden war von dieser Anvertrauung, die mir doch

Digitized by Google

ſo nötig war, um gute Dienſte zu leiſten in Paris. Der Staatskanzler kann dieſe Thatſache nicht leugnen; nicht nur der General Kruſemark, ſondern auch Herr v. Beguelin hat ſie mir eingeſtanden und ſie kann Ew. Majeſtät ſicherlich nicht auf dieſe Weiſe bekannt ſein." (Fortſetzung folgt.)

Selbſterlebtes auf den Samoa-Inſeln.

Von

Freiherrn v. Erhardt, Kapitän z. See a. D.

Daß ich es unternehme, gerade in dieſer Zeit, in welcher die Gemüter durch die neueſten Vorgänge auf der Inſelgruppe im „Stillen Weltmeer" und beſonders in Apia in hohem Maße erregt ſind, Erlebniſſe oder wenigſtens einen Teil derſelben, die ſich vor einem Dezennium vor meinen Augen dortſelbſt abſpielten und in denen eine Rolle zu ſpielen auch ich berufen war, heute dem Gedächtnis und den an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen entnehme, um ſie geſammelt in der „Deutſchen Revue" der Oeffentlichkeit zu übergeben, muß als beſonders abſichtlich und zweckverfolgend gedeutet werden.

Und ſo iſt es in der That, Neues bringe ich nicht, nur Bekanntes will ich der Vergeſſenheit entreißen und zugleich dadurch eine Berichtigung jener Ereigniſſe vornehmen, die, obgleich erſt zehn Jahre inzwiſchen vergingen, dennoch in neueſter Zeit in verſchiedenen Zeitſchriften unrichtig oder entſtellt wiedergegeben wurden, zu eignem Nachteil der Nation.

Aber dies iſt nicht der einzige Zweck, den ich hierbei verfolge, einem lang gehegten Wunſche möchte ich gerade jetzt, als dem günſtigſten Zeitpunkt hierfür, Erfüllung geben, indem ich den Manen jener braven deutſchen Blaujacken, die für die Ehre ihres Vaterlandes ihr Blut und ihr junges Leben in heißem Kampfe mit den Eingeborenen Samoas hergaben, im Herzen der Nation ein neues Denkmal errichte. Sie ſind es wert, ich ſelbſt aber löſe eine Schuld ein!

Die Weltgeſchichte zählt zu ihren treuſten Verbündeten die Nemeſis; den Samen, den eine Nation ſät, den ſie reifen läßt, ob er ſüße oder bittere Früchte bringt, ſie muß die Ernte halten, und ſind die Früchte ſauer, ſo vermag ſie dieſelben nicht zu verwerfen, ſie muß ſie ſelbſt verzehren.

Vor zehn Jahren entwickelte ſich in Apia der erſte Akt eines blutigen Dramas. Nicht von ungefähr wurde der Vorhang zu demſelben aufgezogen, jahrelang hatte die Eiferſucht dreier Nationen untereinander mausgeſetzt daran gearbeitet, ihn aufzurollen, und als das Spiel begann, gewahrte man nicht ohne Schadenfreude in Europa und Amerika, daß die Deutſchen die Hauptrolle zu übernehmen gezwungen waren. Der Akt ging zu Ende, deutſches Blut hatte die grünen Matten Samoas

Digitized by Google

getränkt, der Vorhang fiel, die Hoffnung, daß aus der blutigen Saat die Frucht des Friedens und der Eintracht reifen würde, sollte sich nicht erfüllen. Aber noch behielt die Nemesis den Strick in der Hand, und als sie zum zweitenmal den Vorhang aufrollte und der zweite Akt des Dramas in Apia begann, da hatten die Engländer und Amerikaner die Hauptrolle übernommen und sich in derselben brüderlich geteilt, und an der Stelle, wo einst die deutschen Seeleute bluteten und starben, da bluteten und fielen nach zehn Jahren Seeleute stammverwandter Nationen, Amerikaner und Engländer. Das war die Frucht der bösen Saat, sie kosten zu müssen, war keiner der drei Nationen erspart geblieben.

Die Geschichte aber hat wieder einmal den untrüglichen Beweis geliefert, sie hat der Welt ein neues Argument der immer wieder neuen und doch so uralten Thatsache gegeben, daß die Eifersucht, wie im Leben der Menschen miteinander, so auch in den wechselseitigen Beziehungen der Nationen zu einander, Haß und Neid und all die häßlichen Leidenschaften erzeugt, die das Bindende geistiger wie materieller Materie rücksichtslos zerstören und trennen.

Wer in Samoa Gelegenheit fand, den Charakter der Eingeborenen, das gegenseitige Verhältnis der dort ansässigen Handeltreibenden verschiedener Nationen selbst zu beobachten und zu studieren, der wird unschwer zu der Erkenntnis gelangen müssen, daß, solange der jetzige Modus, nach welchem drei Nationen gleiche Rechte und gleiche Stimme der Regierung gegenüber beanspruchen, bestehen bleibt, eine friedliche und gedeihliche Entwicklung der dortigen Verhältnisse ausgeschlossen bleiben wird.

Zorn und Ingrimm erfaßt das Herz, wenn man auf Schritt und Tritt auf jenem von der Tropennatur so besonders gesegneten Eilande des „Stillen Weltmeers" beachten muß, wie die Eifersüchteleien und Sonderinteressen der Angehörigen zivilisierter Nationen nicht allein den materiellen Wohlstand, sondern auch den ursprünglich naiv harmlosen und kindlich unbefangenen Charakter der Eingeborenen untergraben, zum Nachteil verändert, Armut, Elend, Unfrieden, ja selbst Verzweiflung in ihre Hütten getragen haben.

Und der Urheberschaft dieses müssen sich drei christliche, hochgebildete und auf humanitärem Gebiet Hervorragendes leistende Nationen selbst bezichtigen — wahrlich ein Dementi in des Wortes schlimmster Bedeutung!

Unter den obwaltenden Verhältnissen bleibt Samoa ein unüberwindbares Hindernis, ein Stein auf dem Pfade zum Völkerfrieden, der nicht eher hinweggeräumt sein wird, als bis das Banner nur einer einzigen Nation sich frei über der Inselgruppe entfaltet.

Nach völkerrechtlichen Prinzipien und Anschauungen steht dem Deutschen Reiche die erste und berechtigte Anwartschaft auf diesen Besitz zu; ich halte an der Hoffnung fest, daß, wenn die Zeit kommt, daß dem Hader auf den Samoa-Inseln ein Ende bereitet ist und dauernder Friede seinen Einzug gehalten, die Flagge „Schwarz-weiß-rot" sich schirmend über die Inselgruppe für immer ausgebreitet haben wird. Wer die Entwicklung der Samoafrage seit dem Beginn der siebziger Jahre mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, und wer sich für die deutsche

Digitized by Google

Kolonialpolitik interessiert, dem ist es bekannt, daß die Samoa-Inseln bei derzeitigem vorurteilsfreiem und sachverständigerem Entgegenkommen des Reichstags längst zum Kolonialbesitz des Deutschen Reiches gehören könnten. Möchte die Kurzsichtigkeit einzelner Parteien jener Zeit heute einem tendenzfreieren, besseren nationalen Verständnis begegnen, damit Deutschland vor Demütigung bewahrt bleibt.

Indem ich nunmehr zur Schilderung selbsterlebter Episoden in Samoa aus dem Unglücksjahr 1888—89 übergehen und erzählen will, wahr, ungeschminkt, niemand zum Leide, unter möglichst objektiver Darlegung dessen, das sich damals zutrug, beginne ich mit der Darlegung des Zweckes, der mich als Kommandant Sr. Majestät Schiff „Olga" im September des Jahres 1888 mit dem prächtigen Schiff und seiner braven, tüchtigen Besatzung von Sansibar abrief und meinen Weg nach der Südsee lenkte.

Sollte ich im Laufe der Erzählung absichtslos einmal aus dem Rahmen reiner Sachlichkeit heraustreten, so mag mich der Umstand entschuldigen, daß die Erinnerung an jene Zeit mancherlei Trübsal, mittel- und unmittelbar, mit ihrem herben und bitteren Beigeschmack heute infolge der neuesten Ereignisse in Samoa mit aller Macht wieder auf mich einstürmt.

Den Hafen von Sansibar verlassend, lenkte die „Olga" ihren Kurs zunächst nach Aden, um dort auf das Eintreffen weiterer Ordre von Berlin zu warten.

Ich erhielt den Befehl, unter Beschleunigung der Reise den Exkönig von Samoa, Malietoa, in zweiter Deportationsfolge nach Jaluit, der Hauptinsel der Marschallsgruppe, zu bringen.

Der Exkönig Malietoa war seinerzeit von einem deutschen Kriegsschiff nach Kamerun ins Exil gebracht worden. Um dem mörderischen Klima daselbst zu entgehen, hatte er sich heimlich auf einen Dampfer der Wörmannlinie geflüchtet und mit diesem sich nach Hamburg begeben. Jedoch dort angelangt, wurde er sofort aus ganz bestimmter Ursache unter der Aufsicht des damaligen neu ernannten Konsuls für Samoa, Dr. Knappe, unverzüglich an Bord des deutschen Dampfers „Sachsen" nach Aden dirigiert, um hier von mir in Empfang genommen zu werden.

Nach etwa zwei und einem halben Monat erreichte die Korvette ihren Bestimmungsort Jaluit, und nachdem Malietoa daselbst ausgeschifft war, ging die Reise weiter nach Apia, auf der Hauptinsel Opulo der Samoagruppe gelegen.

Es war das dritte Mal, daß ich innerhalb eines Zeitraums von vierundzwanzig Jahren diese Insel besuchte. Wer Augen hat zu sehen, wer ein Herz voll tieferen Verständnisses für die Schönheit der Natur sein eigen nennt, der muß sich mächtig angezogen fühlen durch den ebenso großartigen wie lieblichen Anblick der Insel Opulo, die wie ein herrlich schimmernder Saphir den azurblauen Fluten des „Stillen Weltmeers" entsteigt.

Eben war, als wir die Insel am Morgen des 14. Dezember 1888 sichteten, die Tropensonne in majestätischer Pracht und Klarheit dem Horizont entstiegen, und ihre Strahlen tauchten die Insel in goldig schimmernden Aether.

Der den Urwäldern Opulos entströmende balsamische Duft wurde von einem kühlen, erfrischenden Lufthauch gleichsam als Willkommensgruß zu uns herüber-

Digitized by Google

getragen, und während das Unterland noch in jene, den Tropen so eigentümlichen, geheimnisvoll violett erglänzenden Dunstschicht gehüllt erschien, die wie ein zarter Schleier alles Leben deckte, und nur ein silberweiß leuchtender Schaumstreifen den Beginn der Küste ahnen ließ, erhoben sich himmelanstrebend in mächtigen, massigen Formen die gigantischen Gebilde des bis zu den höchsten Gipfeln in saftiges Grün gehüllten Hinterlandes.

Noch war es uns an Bord der „Olga" unbekannt, daß die gehässige Eifersucht zivilisierter Nationen unter der sonst so harmlosen, kindlich naiven Bevölkerung die Kriegsfackel entzündet hatte, so atmete die ganze Umgebung für uns Friede, Wonne und heiteres Glück, und ungetrübt konnte sich das Herz wie das Auge an dieser Wunderpracht der Tropen, an diesem zauberhaften Gemälde der Meisterhand unsers Schöpfers erfreuen.

An das Eintreffen der „Olga" knüpften sich weitgehende Hoffnungen, ihre Ankunft wurde von den beiden deutschen Kriegsschiffen „Adler" und „Eber", von den Angehörigen der deutschen Nation und von der samoanischen Regierungs- und deutschfreundlichen Partei mit Freuden begrüßt.

Aber wie standen wohl die Verhältnisse, als ich im Hafen von Apia eintraf? Die nachstehende Darlegung soll in gedrängter Form die erforderliche Orientierung geben.

Seit Monaten war der Hader und der Kampf unter den Parteien der Eingeborenen Samoas in größerem Umfang, als es bisher der Fall gewesen, ausgebrochen. Wie üblich und unvermeidlich infolge der eignen Interessen hatten sich die Angehörigen der daselbst handeltreibenden Nationen, Deutsche, Engländer und Amerikaner, in die Streitigkeiten mit hineingemischt, und eine tiefe Erregung hatte sich allseitig der Gemüter bemächtigt. Durch Kreuzung der Interessensphären war die Leidenschaft angefacht und artete schließlich mehr oder minder in blinden Nationalhaß aus. Das Bestreben der Deutschen, in möglichst vornehmer und objektiver Reserve zu beharren, wurde als Schuldbewußtsein hingestellt, reizte zum Spott und gab dem Verlangen zu Insulten bequeme und reichliche Nahrung. Geflissentlichst hatte man das Gerücht verbreitet, daß deutscherseits Annexionsgelüste stärker denn je in Regsamkeit getreten wären, und um die Samoaner von der sie bedrohenden Gefahr zu überzeugen, hatte man ihnen mit Eifer einzureden gesucht, daß sie einem Sklaventum entgegengingen, die Deutschen würden die Männer und Jünglinge zum Militärdienst zwingen, sie rücksichtslos wie die eingeführten Salomonsinsulaner zur Arbeit auf ihren Plantagen verwenden und eine nicht unerhebliche Kopfsteuer einsetzen. Dies Mittel verfing vorzüglich bei den aller Arbeit abholden, bequemen und leichtgläubigen Samoanern. Die Antipathie gegen die Deutschen nahm immer größeren Umfang an, zumal amerikanischerseits mit Nachdruck betont wurde, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, falls sie sich unter deren Protektorat begeben wollten, einen Dollarregen über die Inseln schütten würde. Ein trotz Verbot mit den Jahren immer schwunghafter betriebener Import amerikanischer Feuerwaffen gab den früher ziemlich harmlosen Kämpfen der Eingeborenen untereinander nach und nach einen blutigeren Charakter, übte

Digitized by Google

dieselben im Gebrauch des Gewehres, förderte das Bewußtsein eigner Kraft, und mit diesem wuchs naturgemäß das Gefühl der Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung zivilisierten Nationen gegenüber. Die ursprüngliche Ehrerbietung, der Respekt vor den Weißen schwand mehr und mehr und artete hie und da bereits in Zudringlichkeit und Geringschätzung aus, Eigenschaften, die zu jener Zeit dem Deutschen gegenüber am prägnantesten zum Ausdruck kamen.

Ich enthalte mich des Eingehens auf die Entwicklung der einzelnen Phasen der revolutionären und antideutschen Bewegung jener Zeitepoche, es besitzt ja leider erfahrungsgemäß Samoa einen besonders günstigen Boden für das Blühen und Gedeihen ränkesüchtiger Intriguen, begründet auf der Indolenz, der Arbeitscheu und der naiven, kindlichen Leichtgläubigkeit ihrer Urbewohner.

In dem so verhängnisvollen Jahr 1888 standen sich auf der Insel Opulo zwei Parteien der Eingeborenen feindlich gegenüber. Die Ausübung der Regierungsgewalt lag in den Händen des legal gewählten Königs Tamasese. Der Häuptling Mataafa hatte sich unter versteckter amerikanischer und englischer Protektion als Gegenkönig proklamiert und sich mit seinen Anhängern in ein befestigtes Lager, von welchem aus er in unmittelbarer Berührung mit der Stadt Apia zu bleiben vermochte, zurückgezogen.

Tamasese dagegen hatte mit seiner Partei, der deutschfreundlichen, seine Residenz auf der im Süden von Apia gelegenen Halbinsel Molinuu verlassen und sich im Norden von Mataafa ebenfalls in ein verschanztes Lager zurückgezogen.

Hin und wieder wurden, wie üblich, auf gegenseitiges Annoncieren, zwischen den beiden Parteien blutige Kämpfe ausgefochten.

Während deutscherseits strikte Neutralität aufrecht gehalten wurde, Tamasese mit seinen Kriegern sich keinerlei Ausschreitungen gegen das Eigentum der Fremden schuldig machte, wurde die Neutralität seitens der Engländer und Amerikaner in mancherlei Form gebrochen. Mataafa wurde dauernd mit Rat unterstützt, und durch emsig betriebenen Schmuggel sorgte man seinerseits dafür, daß seinen Kriegern die Munition nicht ausging.

Gerade dieser Neutralitätsbruch fiel schwer in die Wagschale, animierte und ermöglichte den Gegenkönig Mataafa zur Fortsetzung des Kampfes. Daß hierbei die verleumderischen Agitationen, die Aufhetzereien gegen die Deutschen gleichen Schritt hielten, darf nicht unerwähnt gelassen werden.

Die unausbleibliche Folge war, daß Mataafa und seine Krieger immer dreister wurden — ich will mich dahin verbessern, daß ich sage: seine Krieger allein, denn soweit wir in Erfahrung zu bringen vermochten, war Mataafa nicht fähig, die Ausschreitungen seiner Krieger gegen die Deutschen und deren Eigentum wirkungsvoll zu hindern. Die Insulten in den Straßen Apias mehrten sich, die Erregung wuchs zusehends. Alle Vorstellungen von seiten des deutschen Konsuls Dr. Knappe blieben gänzlich erfolglos und unbeachtet, der Zustand wurde immer unhaltbarer, und die Langmut der Deutschen, die als ohnmächtige Schwäche von den Gegnern geflissentlichst gedeutet wurde, mußte ein Ende nehmen.

Digitized by Google

Wir durften nach dem bisherigen Verhalten unsrer Widersacher uns der Einsicht nicht verschließen, daß mit dem gewaltsamen Einschreiten unsrerseits der von den antideutschen Elementen sehnlichst erwartete Augenblick erschienen war, den Deutschen die volle Verantwortung für den status quo aufzubürden, die ganze Schuld an der Komplikation und deren Folgen ihnen in die Schuhe zu schieben.

So lagen die Verhältnisse, als am 14. Dezember 1888 die „Olga" in Apia eintraf. An Ruhe und Erholung nach der langen, fast ununterbrochenen Seefahrt war nicht zu denken. Es wußte jedermann im Schiff, daß die „Olga" aus wichtigen Gründen hierhergesandt worden war, und daß unsrer in Apia ähnliche Verhältnisse warteten, wie solche in Sansibar bei unserm Verlassen eingetreten waren. Aber keiner mochte ahnen, daß das Stundenglas des Lebens bereits für viele in unsrer Mitte in schnellem Ablauf begriffen war, und daß schon nach wenigen Tagen das Stöhnen vieler Schwerverwundeten durch die Schiffsräume hallen sollte.

Der Tag unsrer Ankunft war ein Sonnabend. Am nächsten Tage, dem Sonntag, wurde die eine Hälfte der „Olga"-Besatzung an Land beurlaubt. Der „Olga"-Mannschaft war Apia bereits von früheren Besuchen her gut bekannt, auch war sie über die schwebenden Verhältnisse einigermaßen unterrichtet. Aufs strengste war es den Beurlaubten zur Pflicht gemacht, jede Reiberei und Streitigkeit mit den Einwohnern Apias, weißen wie farbigen, zu vermeiden und wörtlichen Insulten keine Beachtung zu schenken.

Gegen 6 Uhr abends, kurz vor Sonnenuntergang, begab auch ich mich an Land, um einige Stunden in der Gesellschaft des deutschen Konsuls Dr. Knappe zu verbringen. In der Nähe des deutschen Konsulats vernahm ich plötzlich wüsten Lärm, schreiende Stimmen trafen mein Ohr, ich höre Schüsse fallen, Steine fliegen um mich herum, und gleich darauf gewahre ich, wie einer meiner Leute mit einem Schrei zu Boden fällt, ein schwerer Stein hatte seine Brust getroffen. Ein andrer Matrose der „Olga" kommt mir mit blutender Hand entgegengelaufen, er hatte einen Schrotschuß erhalten, zugleich fielen Schimpfworte der gemeinsten Art in englischer Sprache, während mehrere Matrosen, mit Latten bewaffnet, bei mir vorbeistürmen.

Ich brachte dieselben zum Stehen und erfuhr alsbald, daß sie, ruhig und harmlos ihres Weges gehend, sich plötzlich von einer Horde brauner Gesellen, mit Weißen gemischt, angegriffen gesehen; um sich zu wehren, hätten sie schnell am nächsten Zaun Latten abgerissen, und mit diesen bewaffnet, wäre es ihnen geglückt, die Angreifer zurückzudrängen, welche schwere Steine auf sie geschleudert und vereinzelte Schüsse abgegeben hätten.

Ich sammelte die Leute, die sich selbstverständlich in großer Aufregung befanden, und einem des Weges kommenden Offizier der „Olga" erteilte ich den Auftrag, die Beurlaubten sämtlich an Bord zu geleiten. Als dies geschehen, setzte ich meinen Weg fort und begab mich zum Konsul. Doch ehe ich das Konsulat erreicht hatte, wurden auch mir Steine zugeschleudert und Insulte der gröbsten Art zugerufen, ohne daß ich die Urheber, die sich hinter den Blockhäusern

Digitized by Google

und den Zäunen verborgen hielten, zu entdecken vermochte. „Die Deutschen wären eine feige, erbärmliche Nation, nur durch Verrat wäre es ihnen möglich gewesen, im Jahre 1870 die Franzosen zu besiegen;" „wie feige sie wären, könne man in Apia sehen, ließen sie sich doch durch Mataafa und seine Krieger einschüchtern;" dergleichen Aeußerungen in englischer Sprache, mit wenig schmeichelhaften Ausdrücken untermischt, bekam ich zu hören.

Während ich noch in der Gesellschaft des Konsuls weilte, erschien ein Schreiben vom amerikanischen und gleich darauf ein solches vom englischen Konsul. In wenig höflicher Form legten sie Protest gegen das barbarische Benehmen der deutschen Matrosen ein, die Wehrlose, Weiber und Kinder angegriffen hätten, das Leben der Einwohner Apias gefährdeten, und ersuchten um die Sistierung künftiger Beurlaubung von Mannschaften der „Olga".

Zorn und Ingrimm erfaßte mich, das Blut stieg mir in die Schläfen, tief entrüstet kehrte ich mit dem Gefühl erlittener Demütigung an Bord zurück.

So weit war es also gekommen, das war das Resultat des stets im gegenseitigen Verkehr der Nationalitäten auf gutes Einvernehmen bedacht gewesenen stets höflichen und rücksichtsvollen Entgegenkommens sich befleißigenden Verhaltens der gesamten deutschen Bevölkerung, einschließlich der Besatzungen unsrer Kriegsschiffe, daß man neben den schmählichsten Insulten eines systematisch aufgehetzten Gesindels nicht nur größten Undankes, sondern auch rücksichtsloseſter, absichtlich blinder und tendenzvoller Verurteilung seitens der konsularischen Vertreter befreundeter Mächte begegnen mußte.

Dies alles aber schlug dem Faß den Boden aus, unsre Ehre stand auf dem Spiel! Jetzt hieß es biegen oder brechen, mochte kommen, was da wollte, die Feder mußte beiseite geworfen und an ihrer Statt das Schwert gezogen werden. In dem Herzen des Konsuls fanden unsre Empfindungen vollen Widerhall. Doch ehe das Schwert aus der Scheide kam, sollte noch einmal, zum letztenmal, der Versuch gemacht werden, auf friedlichem Wege die Ruhe und Ordnung auf der Insel wiederherzustellen.

Fast mag es wie bittere Ironie klingen, wenn ich sage „auf friedlichem Wege", und doch waren die Chancen, daß uns dies glücken könnte, durchaus nicht gering. Nicht allein Tamasese und seine Partei waren des Kampfes müde und sehnten sich danach, die Waffen niederzulegen, nein, selbst Mataafa hatte dem deutschen Konsul heimlich durch einen seiner Häuptlinge wissen lassen, daß auch er, des Haderns müde und seine Erfolglosigkeit einsehend, die Waffen niederlegen würde, sobald sein Gegner Tamasese dies gethan. Beide wollten alsdann die Beurteilung und Regelung ihrer Streitfragen einer Begutachtung der drei Mächte Deutschland, England und Amerika überlassen.

An der Ehrlichkeit Tamaseses in diesem Falle war kein Zweifel zulässig, aber auch von Mataafa war dies Anerbieten ehrlich gemeint, dafür bürgten die Beziehungen, in denen er zu unserm Konsul stand, welcher, der samoanischen Sprache mächtig, infolge seines offenen und freundlichen Wesens allseitigem Ansehen und Vertrauen bis dahin bei den Eingeborenen begegnet war.

Digitized by Google

Die Chancen für eine günstige Lösung standen daher im ganzen sehr günstig, vor allem aber mußte unsrerseits mit größter Vorsicht zu Werke gegangen werden, denn bei dem unbestimmten, wankelmütigen Charakter der Samoaner lag die Gefahr sehr nahe, daß durch den amerikanischen und englischen Einfluß jede friedliche Stimmung in der Partei Mataafa leicht wieder verdrängt werden konnte. Schnelles, energisches, aber vorsichtiges Vorgehen war die Aufgabe, die unsrer jetzund harrte.

Obgleich, wie ich schon erwähnte, Mataafa im ganzen den Ruf der Zuverlässigkeit in Samoa genoß, so hatte doch die Erfahrung erwiesen, daß er in seiner eignen Partei teilweise ein willenloses und schwaches Werkzeug in den Händen seiner Häuptlinge war, und mit Bezug auf die eben erwähnten Charaktereigenschaften des Samoaners war deshalb die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß er, selbst gedrängt, im letzten Augenblick an Tamasese zum Verräter werden könnte, ihn erst die Waffen strecken ließ, dann aber selbst mit seinem Kriegsvolk durch eine Hinterthür seinem Lager entschlüpfte, um sich so mit einem Schlage zum Herrn der Situation zu machen.

Um dieser Eventualität von vornherein wirkungsvoll begegnen zu können, war es erforderlich, die beiden Zugänge zum Lager Mataafas militärisch zu besetzen.

Um Tamasese von unserm Vorhaben zu verständigen, begab sich am Dienstag früh der „Eber“ nach einer nahen Bucht, von welcher aus mittels Booten der Verkehr nach seinem Lager, unter Vorsicht, möglich war.

Auf eine bezügliche Aufforderung hin sandte Tamasese alsbald einen seiner zuverlässigsten Häuptlinge an Bord des „Eber“, welcher ihm die erforderliche Kenntnis unsers Vorhabens übermitteln sollte.

Mit diesem eingeschifften Häuptling kehrte der „Eber“ unverzüglich nach Apia zurück.

Unmittelbar darauf wurde an Bord des „Adler“ Kriegsrat gehalten, um den Plan festzustellen. Zu demselben wurde ein mit allen Verhältnissen Samoas sehr vertrauter, lang am Orte ansässiger Deutscher, der als Autorität galt, hinzugezogen. Es war dies der in letzter Zeit vielgenannte Kapitän Hufnagel.

Unser Plan war nun folgender.

Das Landungscorps Sr. Majestät Schiff „Olga“ in Stärke von 4 Offizieren und 145 Matrosen sollte sich am nächsten Morgen, den 18. Dezember, um 2 Uhr, in einem großen, flachgehenden eisernen Prahmen, der deutschen Plantagengesellschaft gehörig, und in einem „Olga“-Kutter eingeschifft, kriegsmäßig ausgerüstet, unter Anwendung größter Vorsicht nach dem Strande bei Vailele begeben, dort landen und in zwei Abteilungen nach den beiden Ausgängen von Mataafas Lager marschieren, um dieselben zu besetzen.

Gegen 2 Uhr morgens mußte die Besetzung der Ausgänge stattgefunden haben, und zu dieser Zeit sollte sich der „Adler“ mit dem Konsul an Bord, sowie der „Eber“ bei Vailele einfinden. Demnächst wurde das Ultimatum dem Mataafa übersandt und ihm in demselben bedeutet, daß mit ihm unter unsrer Bürgschaft zu gleicher Zeit auch Tamasese die Waffen ausliefern würde; sollte seinerseits binnen einer

Digitized by Google

Stunde nicht das Gleiche geschehen sein, so würden die Landungsmannschaften sämtlicher drei Kriegsschiffe, durch die Schiffsgeschütze unterstützt, offensiv gegen ihn vorgehen und ihn mittels Gewalt zur Streckung der Waffen zwingen.

Eines Umstandes muß ich hier Erwähnung thun, der scheinbar nebensächlich, in diesem Falle jedoch, wäre er genügenderer Beachtung unterzogen gewesen, von weittragender Bedeutung beziehungsweise Einfluß auf den Gang der Ereignisse hätte werden können.

Nicht vor den Gewehren der Weißen, dagegen vor ihren Kanonen hatten die Samoaner einen großen Respekt behalten. Dies veranlaßte mich, in dem Kriegsrat vorzuschlagen, ein Landungsgeschütz der „Olga" in dem für die Einschiffung des Landungscorps bestimmten Prahmen unterzubringen, um eventuell einen Schuß, und wenn es schließlich auch nur ein blinder gewesen, abgeben zu können.

Hierüber entspann sich eine kurze Debatte, die damit endigte, daß von der Mitnahme eines Geschützes Abstand genommen wurde. Der Konsul sowohl wie der vorgenannte Deutsche waren einstimmig auf Grund der bisherigen Erfahrungen der Ansicht, daß ein feindliches Verhalten von seiten der Eingeborenen der Mataafapartei gänzlich ausgeschlossen wäre, und thatsächlich war, trotz vielfacher Gelegenheit im Laufe der Zeit, in den Annalen von Samoa bisher der Versuch seitens der Eingeborenen, auf Weiße zu schießen, noch niemals registriert worden. Sachkundige gingen sogar so weit, mit Entschiedenheit zu behaupten, daß die erst vor wenig Tagen auf die Beurlaubten der „Olga" abgegebenen Schrotschüsse nicht aus den Gewehrmündungen von Vollblutinsulanern, vielmehr von dem Halbblutgesindel und den verkommenen Gesellen amerikanischer und englischer Abkunft, welche sich vielfach in Apia herumtrieben, abgegeben seien.

In allen unterrichteten Kreisen war man der festen Ueberzeugung, daß der Samoaner nur im äußersten Falle, in der Notwehr, den Weißen gegenüber zum Gebrauch der Feuerwaffe greifen würde, und war man weit entfernt, etwaigem Vorgehen unsrerseits nach Lage der Dinge die geringste Gefahr einzuräumen. Da ferner der Gebrauch eines Geschützes auf solchen, jeder hierzu erforderlichen Einrichtung entbehrenden Prahmen auf Schwierigkeiten stieß, eine längere Verzögerung unsrer Absicht aber nicht ratsam erschien, so unterblieb die Mitnahme einer Kanone.

Ich erwähnte bereits der charakteristischen Unzuverlässigkeit der Samoaner, daß diese aber, im Verein mit ihrer Neigung zur Geschwätzigkeit, selbst die strenge Bewahrung tiefster eigenster Interessen in Zweifel stellen konnte, das hatte keiner von uns für möglich gehalten, und fast mag es als Fabel klingen, was ich hierüber zu erzählen jetzt im Begriff stehe.

Während der Sitzung an Bord des „Adler" hatte sich eine Waschfrau, deren Mann im Lager des Mataafa sich befand, in geschäftlichen Angelegenheiten an Bord des „Eber" begeben. Mit dem bereits erwähnten Häuptling und Deligierten Tamaseses, welchem unsre Absicht zur Uebermittelung natürlich ohne Details mitgeteilt worden war, begab sich der Kommandant des „Eber" auf sein Schiff zurück und erteilte den Befehl zum sofortigen Ankerlichten.

Ich will nicht vergessen hinzuzufügen, daß dieser Häuptling bei der Hin-

Digitized by Google

wie Rückfahrt auf den Boden des Bootes sich legen mußte, um zu verhindern, daß seine Anwesenheit auf dem „Eber“ in Apia bemerkt und bekannt wurde.

Das Unglück wollte jedoch, daß dieser Häuptling die besagte Waschfrau entdeckte, und stolz darauf, der Mitwisser eines so großen Geheimnisses zu sein, ihr in Geschwindigkeit haarklein alles berichtete, was er wußte, natürlich, wie es auch in Europa Sitte ist, unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit.

So war denn in kurzer Zeit unser Vorhaben in den feindlichen Lagern bekannt geworden, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten.

Um falscher Ansicht oder Mißverständnissen zu begegnen, weise ich darauf hin, daß wir uns eines Samoaners als Uebermittler unsers Planes zu bedienen durch die Verhältnisse gezwungen sahen; jede zu dieser Ausrichtnng etwa gewählte, nicht zu den Eingeborenen gehörige Persönlichkeit hätte uns bei der geübten scharfen Spionage unsrer Gegner verraten müssen.

Für eine kurze Weile verlasse ich den weiteren Entwicklungsgang der Dinge, um die Aufmerksamkeit auf eine Persönlichkeit zu lenken, welche demnächst eine wesentliche und höchst verächtliche Rolle zu spielen berufen war.

Mit dem Mitte Dezember fälligen amerikanischen Postdampfer war ein Amerikaner Namens Klein in Apia eingetroffen. Unter dem Schutz seiner Behörde hatte er ziemlich offenkundig unter den Mataafaleuten den Hetzereien gegen die Deutschen neue Nahrung gegeben. Eine bezügliche Vorstellung deutscherseits bei dem amerikanischen Konsul hatte, wie immer, nicht den geringsten Erfolg gehabt, und mußten wir uns wohl oder übel mit der Erkenntnis abfinden, einen neuen Friedensstörer, einen gefährlichen Gegner in Apia eingezogen zu wissen. Hätten wir denselben in flagranti ertappt, sein übles Handwerk wäre ihm sicher gelegt worden, aber wohlweislich hütete sich dieser Bursche, in die Nähe des deutschen Quartiers zu kommen.

Wie vom ältesten Offizier, dem Kommandanten des „Adler“, bestimmt, begann um 2 Uhr morgens bei tiefer Dunkelheit, unter strengster Beachtung aller Vorsichtsmaßregeln, die Einschiffung des Landungscorps der „Olga“. Leider war es mir der Ordre gemäß nicht vergönnt, mich meinen Leuten anzuschließen. Unter der Führung des ersten Offiziers, des damaligen Kapitänleutnant Jäckel, verließen die beiden Fahrzeuge eine Viertelstunde später das Schiff, um, innerhalb der Korallenriffe die flache Passage nach Vailele wählend, sich nach ihrem Bestimmungsorte zu begeben. Obgleich niemand an Gefahr dachte, beschlich mich doch ein ahnungsvoll-wehmütiges Gefühl, als die Boote mit der jugendlich frischen, von Unternehmungslust beseelten Besatzung in der Dunkelheit meinen Blicken entschwanden.

Kaum hatten sich dieselben der nächsten Landzunge vorsichtig genähert, als an dem Flaggenmast des englischen Konsulats ungewohnterweise für einige Augenblicke ein Licht gezeigt wurde und unmittelbar darauf ein zweiter heller Schein am Strande zu sehen war.

Das Aufblinken zweier Lichte in so nächtlicher Stunde, zu solch ungewohnter Zeit, das konnte nichts Gutes bedeuten.

Digitized by Google

Um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein, gab ich der Maschine den Befehl, Dampf aufzumachen.

Auch in den Booten hatte man die Signallichter gewahrt und sich zu doppelter Vorsicht ermahnt gesehen. Mit größter Umsicht, unter Führung eines Lotsen und fortwährendem Sondieren der Wassertiefe hatten die Boote ihren Weg verfolgt, als plötzlich der Kutter unter Führung des Leutnants zur See Spengler auf Grund stieß. Trotz aller Anstrengung gelang es nicht, das Boot wieder flott zu machen, und so sah sich der Kapitänleutnant Jäckel, um wenigstens mit seiner Mannschaft zur rechten Zeit zur Stelle zu sein, genötigt, den Kutter im Stich zu lassen, den Leutnant Spengler beauftragend, falls das Flottwerden des Bootes nicht gelingen sollte, mit seiner Mannschaft zu landen und sich über Land so bald als möglich mit dem Gros wieder zu vereinigen.

Unter weiteren Bemühungen, das Boot von der seichten Stelle herabzuziehen, war etwa eine halbe Stunde verronnen. Im Osten zeigte sich der erste Schimmer des kommenden Tages, und bei der schnell zunehmenden Morgendämmerung gewahrte man nach und nach immer deutlicher hin und her laufende menschliche Gestalten am nahen Ufer.

Plötzlich wurde das Boot vom Lande her angerufen, und unmittelbar darauf fiel ein scharfer Schuß, der dicht hinter demselben ins Wasser schlug. Das war das Zeichen zum Kampfe, im Moment war sich Spengler der Situation bewußt, er hatte die Mataafapartei vor sich, jetzt galt es den Kampf auf Leben und Tod gegen eine bedeutende Uebermacht. Barfuß, mit ihren schweren Stiefeln in der Hand, suchten die deutschen Matrosen unter dem Feuer der Samoaner das Ufer zu erreichen; dort angelangt, mußten sie zunächst die Stiefeln wieder anziehen, um sich nicht ihre Füße bei jedem Schritt des Vorwärtsbringens an Land zu verletzen.

Bei den Versuchen, das Boot wieder flott zu machen, hatten die Leute ins Wasser gemußt, und um ihr Schuhzeug bei dem bevorstehenden Marsche nicht durch die Nässe zu schwer werden zu lassen, hatten sie dieselben auf Befehl ihres Offiziers ausgezogen.

Ich enthalte mich einer Schilderung der einzelnen Phasen des nun folgenden Verzweiflungskampfes dieser Handvoll Matrosen gegen eine mindestens zehnfache Uebermacht. Unter dauernden, stets mit Hurra begonnenen Vorstößen gelang es ihnen, die Samoaner so weit zurückzudrängen, daß sie langsam auf dem Wege vordringen konnten, der sie zur Wiedervereinigung mit den mittlerweile bereits bei Vailele gelandeten und auch schon im Kampfe verwickelten Kameraden führte. Als Retter in der Not erschien ein tapferer deutscher Mann, ein Württemberger, mit Namen Haidler, Angestellter einer der deutschen Faktoreien, der von Vailele aus einen Heldenritt durch die feuernden Samoaner unternahm, um dem Leutnant Spengler den ihm unbekannten Weg nach Vailele zu zeigen.

Bald wurde Spengler durch zwei Schüsse schwer verwundet, unterstützt von zwei seiner Leute führte er die kleine Schaar weiter, die auch zusehends dezimiert wurde, und die ihre Toten und Verwundeten mit sich zu schleppen gezwungen

Digitized by Google

war, um zu vermeiden, daß die Feinde ihnen nicht, ob tot oder verwundet, die Köpfe mit stumpfem Messer, ihrer Gewohnheit gemäß, abschnitten.

Unter unsäglichen Mühsalen gelang endlich die Vereinigung mit dem Gros. Gemeinsam mit demselben wurde der Kampf gegen eine große Uebermacht fortgesetzt. Die Munition begann auszugehen, die Lage wurde mit jedem Moment kritischer, da bereits die Patrontaschen der Gefallenen geleert waren und auf die Herbeischaffung neuer Munition nicht zu rechnen war.

Kapitänleutnant Jäckel, der mit größter Bravour durch Vorstöße den Feind bereits mehrmals in den Busch zurückgedrängt hatte, zog sich, um bei den schweren Verlusten der Uebermacht nicht zu erliegen, in den Garten, der das Haus des Kapitän Hufnagel, des Vorstandes der Vailele-Plantage, umgab, zurück. Bereits schlugen die Geschosse des Gegners in dieses Haus, in welchem die Verwundeten, von Stabsarzt Elste verbunden, aufgereiht lagen; von Minute zu Minute wurde die Lage kritischer, da fiel ein Kanonenschuß von See her, eine Granate flog daher, krepierte und schmetterte Tod und Verderben in die Feinde. Gleich darauf erschien unter Hurraruf die heißersehnte Hilfe in Gestalt des Landungsdetachements des „Adler".

Der Feind wich alsobald zurück, ein teuer erkaufter Sieg war unser.

1 Offizier, Leutnant zur See Sieger, und 16 Matrosen lagen tot am Boden, 2 Offiziere, Leutnant zur See Spengler und Unterleutnant zur See Burchardt waren schwer, 1 Maat und 29 Matrosen ebenfalls schwer und 9 Matrosen leicht verwundet. Zwei der Matrosen, welche verwundet hingesunken waren, schnitten die Samoaner bei voller Besinnung die Köpfe ab.

Nichts ahnte man auf der „Olga" von dem harten Schicksal, das unsre Kameraden betroffen hatte.

Auffallen mußte es, daß die im Hafen von Apia befindliche amerikanische Korvette „Nipsik" kurz nach sechs Uhr Anker lichtete und in See ging, ohne, wie es im internationalen Verkehr üblich ist, den Schiffen andrer Nationen von einem beabsichtigten Fortgang Anzeige zu machen. Plötzlich hallte das Echo eines Kanonenschusses von den Bergen herab über den Hafen, das war bedenklich, er kam von der Stelle, da sich die deutschen Kreuzer „Adler" und „Eber" befinden mußten; sofort ließ ich die Ankerketten schlippen und begab mich mit der „Olga" in See nach der Bucht von Vailele. Mich derselben nähernd gewahrte ich eine senkrecht aufsteigende Feuersäule. Auch dies konnte nichts Gutes bedeuten; mit Vorsicht gelang es mir, die enge, für große Schiffe gefährliche Passage zwischen den Korallenriffen durchzudampfen und einen Ankerplatz in der Bucht von Vailele zu finden. Hier lag auch die „Nipsik", die nichts daselbst zu suchen hatte, da weit und breit kein des etwaigen Schutzes bedürftiger Amerikaner ansässig war. Kaum war der Anker der „Olga" gefallen, als mich ein Signal des ältesten Offiziers an Bord des „Adler" rief, und erst hier erfuhr ich das herbe Geschick, das die Kameraden der „Olga" getroffen hatte. Vielleicht mancher der Leser dieser Zeilen wird in dem ruhmreichsten Kriege Deutschlands mitgefochten haben und wird meine Gefühle verstehen, die wie ein Blitz aus

Digitized by Google

heiterem Himmel über mich hereinbrachen bei dem Empfang dieser unerwarteten Trauerkunde, aber auch jeder Leser, der ähnliche Erfahrungen nicht kennen lernte, wird mich verstehen, wenn ich sage, daß wilder Zorn, tiefer Schmerz mich ergriff, als ich all die traurigen Details vernahm und das Bewußtsein immer tiefer sich mir aufdrängte, daß, wenn es auch eine Lust ist, sein Leben für die Ehre des eignen Vaterlandes herzugeben, und ein solcher Tod nur Gewinn zu bringen vermag, doch das junge Blut so vieler braver deutscher Seeleute hätte erhalten bleiben können, wenn man das Aber an rechter Stelle rechtzeitiger erwogen hätte.

Wir in Apia, wir mußten zum energischen Handeln übergehen, der Worte, der Federstriche waren reichlich, über das Maß, vergeudet worden, jede Stunde längeren Zögerns hätte unser deutsches Gewissen schwer belastet.

Doch woher kam nun diese blutige Wendung! Trugen wir Befehlshaber die Schuld, daß wir, unvorsichtig auf die Meinung gewichtiger Autoritäten fußend, selbst die nötige Vorsicht außer acht ließen.

Ich glaube nicht, der einzigste Vorwurf, der uns treffen konnte, war der, daß wir von der Mitnahme des bereits erwähnten Landungsgeschützes Abstand nahmen. Ob ein Schuß, aus demselben gefeuert, die geglaubte Wirkung in diesem Falle erzielt haben würde, war jedenfalls auch noch anzuzweifeln.

Vielleicht hätten die Dinge eine teilweise Aenderung erfahren, wenn der „Eber", statt seewärts während der Nacht sich aufzuhalten, in unmittelbarer Nähe des Eingangs der Bucht von Vailele sich gelegt hätte, soweit dies bei den Korallenriffen und der Brandung ohne Gefahr für das Schiff möglich gewesen wäre, dann hätte er mit seinen Geschützen eher einzugreifen vermocht, andrerseits aber hätte der Gegner, auf ihn aufmerksam gemacht, Unrat vor der Zeit merken müssen.

Die Schuld an dem blutigen Drama lag an andrer Stelle, sie ging von der Hand eines feigen Schurken aus. Als durch die Schwatzhaftigkeit des mehrfach bereits erwähnten Häuptlings Tamaseses die Nachricht von unserm Vorhaben auch zu der Kenntnis des Amerikaners Klein gelangt war, begab sich derselbe in das Lager von Mataafa. Es ist uns nicht genau bekannt geworden, was derselbe dort verhandelte, Thatsache jedoch ist es, daß er die Samoaner auf das nächtliche Signal hin aufforderte, den Strand entlang die Boote zu verfolgen und bei etwaiger Landung unsrerseits sofort offensiv vorzugehen.

Er selbst schloß sich ihnen an. Als man des „Olga"-Kutters in der Morgendämmerung gewahr wurde, forderte er die Samoaner auf, rücksichtslos auf die Deutschen zu feuern. Eingedenk ihrer alten Tradition weigerten sich dieselben, dieser Aufforderung nachzukommen. „Wir schießen nicht, wir wissen ja gar nicht, ob die Deutschen feindliche Absichten gegen uns hegen," soll die Antwort auf seine Aufforderung gewesen sein.

Aufgebracht hierüber, entriß er, sie der Feigheit beschuldigend, dem ihm zunächst stehenden Samoaner die Flinte, legte an und feuerte selbst den ersten scharfen Schuß auf die Deutschen und gab so das Zeichen zum Beginn des blutigen Dramas, denn als er die Wirkung seiner niederträchtigen Handlungsweise gewahrte, gab er schleunigst Fersengeld.

Digitized by Google

Als ihm bald darauf der Boden Apias selbst unter dem Schutze des amerikanischen Kriegsschiffes zu heiß wurde, zog er es vor, nach dieser kurzen und erbärmlichen Vorstellung die Inselgruppe zu verlassen und nach San Francisco zurückzukehren. Wie wir später aus amerikanischen Zeitungen erfuhren, suchte er durch öffentliche Vorträge mit Eifer das Verhalten der Deutschen in Apia zu brandmarken, sie des feigen Ueberfalls und Massakrierens wehrloser Insulaner zu beschuldigen.

So hatte ein Amerikaner den Samoanern den Beweis erbracht, daß ihre Kugeln auch den Weißen ungesühnt vernichten können. Was er ihnen lehrte, sie haben es behalten und nach zehn Jahren der Nation ihres Lehrmeisters selbst in blutiger Schrift geschrieben.

Die nun folgende Zeitepoche in Apia übergehe ich, sie ist ja im allgemeinen bekannt genug, uns brachte sie wenig Erfreuliches, viel des Traurigen dagegen, viele Enttäuschungen, viele zerschlagene Hoffnungen.

Eine Freude, allerdings von nur kurzer Dauer, brachte uns das Blut unsrer gefallenen Kameraden, nämlich den moralischen Erfolg. Die Bravour der Deutschen hatte in Apia allseitig tiefen Eindruck gemacht, die Lästerzungen waren für eine Weile zum Schweigen gebracht, mit Achtung und Ehrfurcht begegnete man dem Deutschen in den Straßen Apias.

Da man aber im Lauf der Zeit gewahr wurde, daß Deutschland durch Entsendung und Entfaltung größerer Streitkräfte nicht gewillt erschien, den errungenen Vorteil auszunützen, und hierdurch thatsächlich an unserm Können immer mehr zu zweifeln begann, so währte es nicht lange, und der Eindruck begann zu verblassen. Der alte status quo wurde wieder prädominierend, und als man bald darauf durch Brandstiftung das deutsche Konsulat in einer dunkeln Nacht ungerächt vernichtet sah, wuchs die Dreistigkeit und Unverschämtheit der Mataafaleute und deren Helfershelfer in neuen kräftigen Trieben, stärker denn zuvor.

Als dann schließlich zwei große amerikanische Fregatten im Hafen von Apia eintrafen, war's aus mit dem letzten Rest deutschen Prestiges, und erst als der furchtbare Orkan vom 16.—17. März 1889 über die Insel Opulo daher brauste, alle Schiffe bis auf die englische Korvette „Helliope" zerstörte, beziehungsweise wie die „Olga" zum Stranden brachte, die Hütten der Eingeborenen zerstörte, und etwa zweihundertundfünfzig Seeleute den empörten Wogen des Stillen Ozeans zum Opfer gefallen waren, da schwiegen angesichts dieses Donnerwortes des Schöpfers, das jedes Ohr verstand, die kleinlichen erbärmlichen Leidenschaften und Intriguen der Menschen, die Waffen ruhten, und der Friede im Herzen der Menschen im Verein mit dem Frieden in der Natur breitete sich wieder über die schwer geprüfte Inselgruppe aus.

In diesem Orkan verlor unsre Marine zwei prächtige Schiffe, „Adler" und „Eber", und hundertundzwanzig Seeleute. Die „Olga" konnte nach vierzehntägiger Anstrengung wieder flott gemacht werden und erreichte in wrackem Zustand nach elftägiger Fahrt den Hafen von Sydney.

Langsam nur machte die Genesung der Schwerverwundeten, die teilweise

Digitized by Google

jämmerlich zerschossen waren, Fortschritte. Einer derselben erlag seinen Wunden wenige Wochen später. Der seine Qualen mit seltener Fassung und Geduld ertragende Leutnant zur See v. Spengler schied für immer am Sylvesterabend aus unsrer Mitte. Von allen ohne Ausnahme, von hoch und niedrig, sehr verehrt und geliebt, wird er den „Olga"-Kameraden unvergeßlich bleiben.

Eines Umstandes möchte ich zum Schluß noch Erwähnung geschehen lassen. Als ich nach dem Gefecht mit der „Olga" in den Hafen von Apia zurückkehrte, erschien der Kommandant der englischen Korvette „Royalist" an Bord, um mir seine Beglückwünschung über die Bravour und das vorzügliche Verhalten meiner Leute einerseits, vor allem aber sein tiefes Beileid über die schweren Verluste, die wir erlitten, auszudrücken. Mit den Worten: „Das Blut der Deutschen ist nicht umsonst geflossen, nun wird sicherlich bald die deutsche Flagge über dieser Inselgruppe dauernd wehen!" drückte er mir die Hand fest und warm.

Dieser brave englische Kapitän war ein Mann tiefsten Rechtgefühls; in seinem Verhalten den Deutschen gegenüber bethätigte und bewies er dies fortdauernd. Er wurde leider bald darauf mit seinem Schiffe abberufen.

Um in der Beurteilung des Ganzen irrtümlichen Anschauungen zu begegnen, will ich noch kurz beifügen, daß die Disposition über dergleichen militärischen Aktionen auf auswärtigen Stationen wie in diesem Fall nach den damalig gültigen Bestimmungen allein dem Konsul zustand, einer bezüglichen Requisition desselben mußte Folge geleistet werden, wenn nicht der jeweilig älteste ortsanwesende Seeoffizier im Weigerungsfall die ganze Verantwortung selbst auf seine Schultern nehmen wollte. Die Ausführung jedes solchen militärischen Unternehmens dagegen war lediglich Sache des betreffenden ältesten Offiziers, in diesem vorliegenden Falle die des Kommandanten des „Adler".

Man hat hie und da über das Vorgehen der Offiziösen in Apia strenges Gericht gehalten, das ist menschlich und natürlich, ein zutreffendes Urteil jedoch vermag sich nur der zu bilden, der zu jener Zeit selbst an Ort und Stelle zugegen gewesen ist, der täglich und stündlich Zeuge war, der in jeder Beziehung für uns Deutsche deprimierenden Zustände; nicht wägender, zaudernder Bureaukratismus, sondern schneidiges, thatkräftiges Nationalbewußtsein und Handeln, das sind die erforderlichen Faktoren, um an solcher Stelle und in solcher Lage die Zügel zu halten. Ich freue mich noch heute, daß wir letztere Eigenschaften in dem damaligen deutschen Regierungsorgan fanden.

Alle Deutschen, die damals in Apia anwesend waren, vom jüngsten Commis, vom einfachsten Handwerker bis zu den Spitzen hinauf, haben durch ihr vornehmes, gentlemenlikes Verhalten, durch ihre Unerschrockenheit dem Germanentum ein unvergängliches Denkmal in Apia errichtet.

So fiel der Vorhang nach dem ersten Akte der Samoatragödie! Wie wird es dort wohl aussehen, wenn binnen kurzem abermals der Vorhang gefallen sein wird?

Die Geschichte hat das Schwert nach geschehener Sühne in die Scheide gesteckt, hoffen wir, daß es nicht wieder gezogen wird, und daß die zwei hochbegabten und edeln Nationen, die Engländer und Amerikaner, in kluger Erkenntnis

Digitized by Google

und weiser Einsicht der Unhaltbarkeit der jetzigen Regierungsform die Geschicke Samoas zum Segen dieser Inseln und seiner Bewohner, sowie im Interesse der gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland vertrauensvoll in unsre Hand allein zu legen sich bald verständigen möchten.

Nicht soll Samoa den Anstoß zu blutiger Fehde geben, nimmermehr! Ein solcher Austrag wäre der dabei beteiligten Nationen unwürdig, denn nicht des Blutes, aber des Schweißes der Edelsten ist Samoa wert!

Zeitfragen.

Von

Dr. Max Nordau.

Volksvertreter und Künstler.

Der deutsche Reichstag hat sich die große Freiheit genommen, eine Skizze von Professor Franz Stuck, die dieser Herr selbst für ausgezeichnet hält, wenig entzückend zu finden und dies durch den Mund des Herrn Dr. Lieber und andrer Abgeordneten in kräftigen Worten auszusprechen. Hierüber entstand eine äußerst heftige Aufregung in Künstlerkreisen. Alle Paletten dröhnten wie Heerschilde zusammen. Alle Pinsel fuhren wie Klingen in die Luft. Was nur irgend malt und meißelt und sich eines durch den Professortitel amtlich geeichten Talents rühmen darf, unterzeichnete Zuschriften an Herrn Geheimrat Paul Wallot, in denen dem frevelhaften Reichstag tiefgefühlte Verachtung und Entrüstung ausgedrückt wird. Alle kunstfaselnden Jünglinge der Presse stimmten mit außerordentlicher Lungenkraft in den baritus der Künstler ein. Wer es wagt, sich an der Majestät eines Farbendenkers zu versündigen, der bekennt sich selbst als Philister, und die Philisterhatz ist der männlichste Sport aller ästhetisierenden Süßholzraspler. Wenn den Volksvertretern bei diesem Kriegsgeschrei nicht bange geworden ist, so müssen sie tapfere Herzen haben oder noch verhärtetere Barbaren sein, als selbst die ergrimmten Künstler und ihr kritischer Troß behaupteten.

Seitdem sind einige Wochen ins Land gegangen, und die Gemüter haben sich wieder beruhigt. Ein Fernstehender und Unbeteiligter darf also heute wohl ein Wort zu der Sache sagen, ohne befürchten zu müssen, daß er durch unberufene Einmischung einen Streit vergiftet, der noch wütet. Der Zwischenfall hat aber eine grundsätzliche Bedeutung, die eine ruhige, sachliche Erörterung herausfordert.

Ich bin in der angenehmen Lage, alles Persönliche vollkommen aus dem Spiel lassen zu können. Dr. Paul Wallot bewundere ich aufrichtig und halte ihn für einen der eigenartigsten und erfindungsreichsten Baukünstler unsrer Zeit. Bei Gelegenheit der Vollendung des Reichstagspalastes habe ich diese Meinung in einem großen fremdsprachigen Blatte ausgesprochen und begründet. Die Skizze des Herrn Franz Stuck, die Patroklosleiche in diesem Menelaos- und Hektorkampfe, kenne ich überhaupt nicht und diesen Künstler selbst zu wenig, um

Digitized by Google

über ihn ein Urteil zu haben. Meine Bemerkungen gelten lediglich den Fragen allgemeiner Natur, die der Fall anregt.

In einer Kundgebung der Münchener Künstler heißt es: „Das Recht der freien Meinungsäußerung über künstlerische Fragen steht selbstverständlich jedermann zu; Zustimmung und Mißfallen offen auszusprechen, kann auch dem wenig urteilsfähigen Laien nicht verwehrt werden. Wogegen wir aber mit aller Entschiedenheit Verwahrung einlegen müssen, das ist der geringschätzige Ton ... der jüngsten Ausfälle eines Mitgliedes des deutschen Reichstages gegen Künstler von anerkanntem Ruf ... Seit langem haben wir uns daran gewöhnen müssen, daß in den volksvertretenden Körperschaften künstlerische Angelegenheiten nur selten zur Sprache gebracht werden, und wenn es geschieht, fast immer in einer Weise, die von tieferem Verständnis, von ehrfürchtiger Achtung vor den Aeußerungen geistiger Kultur wenig bekundet. Ein treffendes Wort Bismarcks über unsre Parlamentarier gilt vor allem für ihr Verhältnis zur Kunst: ‚Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände als sämtliche gelernte Fachmänner, während es doch in andern Ländern viele giebt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als andre, und deshalb sich bescheiden und schweigen.'"

Mit gewinnender Bescheidenheit bezeichnen die Verfasser dieser wertvollen Urkunde zur Künstlerpsychologie die Vertreter des deutschen Volkes als „wenig urteilsfähige Laien" und räumen ihnen zwar zuerst herablassend das Recht ein, „Zustimmung und Mißfallen auszusprechen", nehmen dies Zugeständnis jedoch sofort wieder zurück, indem sie ihnen mit der Autorität des als Eideshelfer herbeicitierten Fürsten Bismarck bedeuten, daß sie sich besser „bescheiden und schweigen", weil sie „von gewissen Dingen weniger verstehen als andre".

Auf diesen sehr wesentlichen Punkt will ich sogleich zurückkommen. Zunächst aber eine, wie mich dünkt, doch auch recht erhebliche Vorbemerkung. Der deutsche Reichstag war in dem gegebenen Falle nicht ein beliebiger „Jedermann, dem das Recht der freien Meinungsäußerung über künstlerische Fragen selbstverständlich zusteht", er war nicht Krethi und Plethi, die in Gottes Namen über Kunstwerke Albernheiten schwatzen mögen, deren drollige Urteile der Künstler aber lächelnd und achselzuckend vernachlässigen darf. Er war der Besteller des strittigen Kunstwerkes; er sollte es bezahlen; und was die Sache noch erschwert: er sollte es nicht aus der eignen Tasche, sondern aus der des deutschen Volkes bezahlen, dem er für die Verwendung seiner sauern Steuergroschen sittlich verantwortlich ist. Der Besteller wird aber doch wohl noch ein besseres Recht haben, über ein von ihm zu bezahlendes Kunstwerk eine Meinung zu äußern, als der so geringgeschätzte „Jedermann". Unsre planetarische Welt ist leider nicht so ideal vollkommen eingerichtet, daß der göttergleiche Künstler das Recht des Schaffens und Verachtens, der Racker von Käufer nur die Pflicht des Bezahlens und Mundhaltens hat. Der Mann, der in die Tasche greift, ist so unbillig, zu verlangen, daß sein Kauf seinen Geschmack befriedige, und der gekränkte Genius mag mit einer

Digitized by Google

ungerechten Weltordnung hadern, aber er muß sich die Demütigung gefallen lassen. Es giebt ein Mittel, ihr zu entgehen, und es fehlt nicht an stolzen Schöpfernaturen, die in der That dazu greifen. Dieses Mittel ist der systematische Verzicht auf den Käufer. Wiertz hat nur einige Bildnisse um Geld gemalt. Die großen Arbeiten, in denen er seine Gedankenwelt aussprach, führte er für sich und die Allgemeinheit aus. Er behielt sie, solange er lebte, und vermachte sie dem belgischen Staate, als er starb. Aehnlich handelte Gustave Moreau, dessen Scheu vor dem Markte um so vornehmer war, als der Markt für jedes seiner Werke Haufen Goldes geboten hätte. Wer die Charakterstärke hat, sich planmäßig in den Elfenbeinturm seiner Selbsteinschätzung einzuschließen und auf die Anerkennung der Gleichgültigen zu verzichten, der hat von seinem subjektiven Standpunkt aus das Recht, die andern und ihr Urteil zu verachten, auch wenn seine Selbstbewertung reiner Größenwahn wäre. Der Künstler aber, der diese Selbstverleugnung nicht übt, sondern fremdes Lob als Vorfrucht von fremdem Gelde sucht, der verrät wenig Seelenadel, wenn er in die Hand spuckt, aus der er doch ißt. Eine derartige Bewegung erinnert geradezu an die Art von Lakaien und Kellnern, die auch mitunter um Trinkgeld kriechen und den Geber hinterrücks verspotten. Es scheint mir ganz ausgeschlossen, daß ein wirklicher Künstler einer solchen Bewegung fähig sein soll.

Nun aber zu dem Punkte, der mir der wesentlichste scheint. Die Kundgebung baut einen Gegensatz zwischen Fachmännern und Nichtfachmännern auf und reiht die Reichstagsabgeordneten unter die Nichtfachmänner ein. Wer wären denn aber nach den Verfassern der Verwahrung die Fachmänner? Aus dem Zusammenhange des Schriftstückes und noch mehr aus den Unterschriften wäre zu schließen, daß es die ausübenden Künstler, die Kritiker, vielleicht auch noch die Professoren der Kunstgeschichte sein sollen. Wer nicht zu diesen drei geheiligten Kategorien gehört, der stehle sich weinend aus dem Bunde der Fachmänner. Und selbst unter den Kritikern wird vermutlich eine Auswahl zu treffen sein. Der Kritiker, der den Künstler lobt, ist für ihn ohne Zweifel ein Fachmann. Der Kritiker, der ihn tadelt, kennzeichnet sich unbestreitbar als Banause und steht geistig beinahe so tief wie ein gemeiner Reichstagsabgeordneter.

All das ist nicht ernst. Der Anspruch auf einen Fachmannsrang kann in Kunstsachen niemals von Kategorien, immer nur von Individuen erhoben werden. Soll der ausübende Künstler der Fachmann sein? Darauf haben seine Werke zu antworten. Es giebt Leute, deren Lebensberuf, soweit dies äußerlich zu erkennen ist, das Malen bildet, deren Malerei aber eine fortgesetzte Verhöhnung der Kunst ist. Man kann auch als zünftiger Maler ein elender und verächtlicher Pfuscher sein und gegen alle überlieferten Regeln und allen Geschmack so freche Sünden begehen, daß jeder „Nichtfachmann" dies auf den ersten Blick erkennen und darüber entrüstet sein muß. Oder der Kritiker? Das zu behaupten, wäre ein guter Scherz. Ungefähr jeder von einem Berufskritiker geschriebenen Beurteilung eines Werkes oder eines Künstlers kann man eine andre Beurteilung, gleichfalls von einem Berufskritiker, entgegenhalten, die genau das entgegen-

Digitized by Google

gesetzte sagt. Welcher der beiden Kritiker ist Fachmann? Welcher von beiden darf fordern, daß man ihm darum glaube, weil er gewohnheitsmäßig über Kunstwerke Redensarten macht? Welchen Befähigungsnachweis verlangen Blätter von den Schöngeistern, denen sie die Kunstkritik anvertrauen? Wer selbst dutzendmale beobachtet hat, wie strebsame junge Tagesschriftsteller bei einem ersten Reporterpflichtbesuch einer Ausstellung oder nach einer Kaffeehausbekanntschaft mit einem reklamedurstigen Künstler plötzlich in ihrem Gemüte die kunstkritische Begabung entdeckt haben und diese in der Folge mit eherner Selbstbewußtheit pflegen, der wird große Heiterkeit empfinden, wenn man ihm Kunstkritiker nur darum, weil sie dieses sind, als Fachmänner ausspielen will. Selbst Professoren der Kunstgeschichte, selbst Museumsleiter sind nicht notwendigerweise schon ihres Berufes wegen Fachmänner in dem Sinne, daß sie ein tieferes Kunstverständnis besitzen. Der Betrieb der Kunstgeschichte, wie diese heute verstanden wird, legt das Hauptgewicht auf Thatsachen biographischer und sittengeschichtlicher Natur, die mit Kunstverständnis nicht das geringste gemein haben. Man kann in Archiven die schönsten Entdeckungen über das Leben Lionardos machen und kein einziges seiner Bilder wirklich empfinden. Und was die Museumsvorsteher betrifft, so könnte man die drolligsten Anekdoten über ihre Fehlbarkeit anführen und ihnen einfache Liebhaber, also „Nichtfachmänner", gegenüberstellen, die die herrlichsten Privatgalerien vereinigt haben.

Die Wahrheit ist: in Kunstsachen giebt es keine Fachmänner wie etwa in technischen Berufen. Fachkunde setzt das Vorhandensein bestimmter Normen, eines Kanons, voraus; davon aber kann beim Kunstschönen nicht die Rede sein. Das einzige Element der Malerei insbesondere, das einer objektiven Regel unterliegt, ist die Zeichnung, sowohl nach der figuralen, als auch nach der perspektivischen Seite hin. Dieses Element kann gelehrt, gelernt und mit feststehendem Maß gemessen werden. Seltsamerweise setzen sich viele der allereigentlichsten Fachmänner, die Maler selbst, allerdings nur die Maler einer bestimmten Richtung, gerade über diese einzige, wirklich wissenschaftliche Regel der Malerei hinweg; sie begehen die gröbsten Zeichenfehler, sie zeichnen überhaupt nicht und behaupten, daß gerade darin ihre Genialität bestehe. Das Farbenelement in der Malerei unterliegt schlechterdings keinem Kanon, sondern bestenfalls persönlichem Empfinden, schlechtestenfalls einer Zeitmode. Konvention ist jede künstliche Farbe, da keine die wirklichen Farben der natürlichen Erscheinungen treu wiedergeben kann, nur vermag die eine Konvention die optische Illusion koloristischer Wahrheit besser zu erwecken als die andre. Ein Jahrzehnt malt dunkel, ein andres hell. Eine Schule liebt starke, die andre gedämpfte Farbenaccorde. Die Präraffaeliten ahmen die Tönung alter Fresken und verschossener Tapeten nach. Puvis de Chavannes entfärbt seine Bilder mit einer mondblassen, durchsichtigen Kalktünche. Besnard brennt im Gegenteil Farbenfeuerwerke ab, die dem Auge fast weh thun, wobei er sich nicht im geringsten darum kümmert, ob in der Natur die von ihm beliebten wilden Farbentumulte möglich sind oder nicht. Carrière hüllt seine Gestalten in dichte Rauchwolken.

Digitized by Google

Cottet bringt neuestens wieder die schwarzen und dunkelgrünen Tönungen in Mode, die über Ribot und Prudhon hinweg zu Velasquez und Ribera zurückführen. Wer hat recht? Wer hat unrecht? Hier ist alles Empfindung, somit Subjektivität. Die Zeichnung läßt ein objektives Werturteil zu. Man kann ganz zuverlässig feststellen: diese Zeichnung ist richtig, diese falsch. Die Farbe läßt ein derartiges Werturteil nicht zu. Von ihr kann man nur sagen: sie gefällt mir, oder: sie gefällt mir nicht.

Für das Kunstschöne giebt es kein andres Maß als das innere Gefühl. Dieses ist von der größeren oder geringeren Empfindlichkeit oder Eindrucksfähigkeit des Nervensystems abhängig, also von einer angeborenen Qualität. Man kann die Gabe, von Kunstwerken starke Eindrücke zu empfangen, durch Uebung entwickeln, durch häufige, eingehende Betrachtung von Kunstwerken verschiedenster Art; aber man kann sie durch keine Anstrengung, durch kein Studium künstlich erlangen. Was will man also mit Fachmännern, wo es sich um ästhetische Werturteile handelt? Die Gesellschaftsklassen, in denen höhere Zucht und vorwiegende Beschäftigung mit geistigen Aufgaben, durch mehrere Geschlechtsfolgen fortgesetzt, das Nervensystem verfeinert und empfindlicher gemacht haben, bringen in der Regel die Kunstempfinder hervor; leben sie in Großstädten oder an Mittelpunkten des Kunstlebens, reisen sie und besuchen zahlreiche Sammlungen, so entwickelt sich ihr Kunstempfinden zu sicherem Kunstverständnis. Das sind die wirklichen Fachleute, soweit von solchen in ästhetischen Fragen überhaupt die Rede sein kann. Aber diese Klassen, diese Personen sind nur zum allergeringsten Teile Maler oder berufsmäßige, das heißt schreibende und veröffentlichende Kritiker. Sie darum aus der Klasse der Fachleute ausschließen zu wollen, ist eine drollige Ueberhebung derjenigen, die sich selbst diesen Titel beilegen.

Die Mitglieder des deutschen Reichstages gehören zur Auslese des deutschen Volkes. Die meisten von ihnen haben neben einer fachlichen eine hohe allgemeine Bildung, sind wohlhabend, stammen aus Familien, in denen seit mehreren, zum Teil seit sehr vielen Geschlechtern die beste Gesittung Deutschlands zu Hause ist, haben gereist und leben viel oder immer in einer Großstadt. Es ist anzunehmen, daß sie auf ihren Reisen die berühmten Sammlungen gesehen haben und auch in Berlin nicht systematisch am Alten Museum, an der Nationalgalerie, an den Kunstausstellungen vorbeigegangen sein werden. Sie vereinigen alle Vorbedingungen des Kunstverständnisses ungleich vollständiger in sich als neun Zehntel der Berufskritiker eigner Schöpfung. Wenn sie sich mit Kunstkritik beschäftigen wollten, so würden sie sich ihrer Aufgabe sicherlich nicht schlechter entledigen als irgend ein zuversichtlicher Jüngling, der nie gereist, nie etwas gesehen, nie etwas andres als ein paar Zeitungen gelesen hat, dem vor der Wiege ganz andre Lieder als solche von der Kunst gesungen worden sind und der über Bilder mit derselben Seelenheiterkeit berichtet wie über einen Straßenbahnunfall, nur leider in einem blumigeren Stil. Und diese Männer sollen „sich bescheiden und schweigen", weil sie angeblich von Kunst weniger verstehen als diejenigen, die davon den Mund voll nehmen? „Der Kasus macht mich lachen."

Die Kundgebung vermißt bei den Abgeordneten „ehrfürchtige Achtung vor

Digitized by Google

den Aeußerungen geistiger Kultur". Sie begeht dabei eine kleine Verwechselung, die schwächlichen Individuen und Parteien nicht selten widerfährt. Sie setzt nämlich einen oder einige mindestens stark bestrittene Künstler der Kunst gleich. So pflegen angegriffene und haltlose Minister zu rufen: „Man greift das Vaterland an!" Ein unfähiger Minister ist nicht das Vaterland, und ein zweifelhafter Künstler ist nicht die Kunst. Er hat auf „ehrfürchtige Achtung", oder ohne diese häßliche Tautologie, auf Achtung schlechthin keinen Anspruch, und man vergeht sich nicht im geringsten gegen die „geistige Kultur", wenn man eine Sudelei geringschätzt, im Gegenteil.

„Künstler von anerkanntem Ruf" — anerkannt von wem? Das ist die große Frage. Wie heutzutage ein künstlerischer — auch ein schriftstellerischer — Ruf gemacht und wie er zerstört wird, das ist ein hochinteressantes Hauptstück der Zeitpsychologie. Ich will bei der Malerei bleiben: Vielleicht erzähle ich einmal, hier oder anderswo, die Geschichte des einen oder andern, toten oder lebenden Künstlers, dem geriebene Kunsthändler methodisch, nach einem raffinierten Plan, mit Hilfe von feilen Federn, dann von unentgeltlich nachschwatzenden schriftstellerischen Korybanten, von Sonderausstellungen, von geschickt erschwindelten, erbettelten oder herausintrigierten Ausstellungsauszeichnungen, von Scheinversteigerungen, von Konversationslexikonartikeln und biographisch-kritischen Schriften einen Weltruf fabriziert haben, der für sie großen Geldgewinn, für die Kunst eine Schande und für den jedes eignen Verständnisses baren Kunstmob (es können auch Kritiker und andre „Fachleute" darunter sein) eine schamlose Nasführung bedeutet. Vom „anerkannten Ruf" lassen sich nur Leute imponieren, die selbst keinerlei Kunstempfindung haben. Die so lauten „Fachmänner" können den Abgeordneten gar kein schmeichelhafteres Kompliment machen, als wenn sie hervorheben, daß diese sich keinen blauen Dunst vormachen lassen, sondern mit eignen Augen sehen und mit dem eignen ästhetischen Gewissen urteilen.

Die allgemeine Bedeutung des Zwischenfalles liegt darin, daß er eine Episode der Schreckensherrschaft ist, die eine gewisse Kunstrichtung unsrer Tage zu üben sucht. Die Klasse der Dekadenten mit ihren zahlreichen Untergattungen hat durch reine Faustgewalt, durch rücksichtslose Verunglimpfung, ja Vernichtung ihrer Gegner den Widerstand vielfach gebrochen, die meisten berufenen Hüter des öffentlichen Geschmackes vollkommen eingeschüchtert, die Presse, die Akademien, die Vortragssäle erobert. Sie will nun auch die Hand auf die öffentlichen Baudenkmäler legen; sie will auch die Regierung und die Volksvertretung auf die Kniee niederzwingen und gebraucht gegen sie die Mittel, die sich ihr im Kampf gegen unabhängige Vertreter des gesunden Geschmacks so trefflich bewährt haben. „Philister! Banausen! Ihr seid gegen die geistige Kultur! Ihr habt keine Achtung vor der Kunst! Ihr versteht nichts!" Banausen und Philistern macht dieses wüste Geschrei furchtbar bange. Sie verstummen entsetzt und opfern den neuen Götzen, vor deren Altäre man sie hohnlachend peitscht. Es ist hocherfreulich, daß der Reichstag Drohungen dieser Art verachtet, wie vor ihm die Züricher Behörden einen ganz ähnlichen Feldzug der Schweizer Dekadenten ver-

Digitized by Google

achtet haben, die ihnen ein Bild von Hodler für das Züricher Museum aufnötigen wollten. Die Haltung des Reichstags kann erziehlich wirken. Sie giebt vielleicht den von der dekadenten Kunst und Kritik vor den Kopf geschlagenen Schwächlingen den Mut, sich gegen die ihnen angethane Gewalt aufzulehnen und ihre wirklichen Gefühle wieder offen zu bekennen. In diesem Falle hätte Herr Dr. Lieber die Rolle des aufrichtigen Kindes in Andersens und Ludwig Fuldas Märchen „Der Talisman" gespielt, das den erlösenden Ruf ausstößt: „Der König läuft ja in Unterbeinkleidern umher!"

Paris, Anfang Mai.

Litterarische Berichte.

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. Von Max Eyth. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Der wohlbekannte schwäbische Ingenieur, den es in früher Jugend hinauszog, um die Welt kennen zu lernen, bietet uns hier wieder eine seiner köstlichen Schilderungen seiner Reisen und seiner Thätigkeit in fremden Ländern und Weltteilen. Längst haben seine Schriften lebhaften Anklang gefunden; denn, was er schreibt, hat, wie man in Schwaben sagt, Hand und Fuß. Alles ist klar und verständlich. Auch der Laie, der nicht viel von der Thätigkeit eines Ingenieurs versteht, fühlt sich gepackt von Eyths Darstellung. Dieser weiß stets, das Interesse für seine Sache zu wecken. Meisterhaft schildert er Land und Leute. Ueberall ist er zu Haus, aber nie verleugnet er seine deutsche Nationalität. Es ist eine Freude, solche Pioniere des Deutschtums im Ausland zu wissen. Auf solche Männer können wir stolz sein. Im ersten Bande seines neuen Werkes führt er uns hauptsächlich in das Land der Pharaonen. Mit großem Interesse lernen wir ihn hier als Baschmahandi, als Oberingenieur des Prinzen Halim kennen. Wie köstlich ist hier, um nur eines zu nennen, die Schilderung seines Zweikampfes mit einem Engländer im Dampfpflügen. Wir erhalten hier ferner einen gründlichen Einblick in die türkische Wirtschaft in Aegypten. Der zweite Band bringt köstliche Bilder aus Amerika, Rußland und England. Zunächst erzählt uns Eyth seine erfolgreichen Bemühungen, den Dampfpflug in Amerika einzuführen. Er scheut sich nicht, nach Amerikaner Art zur Reklame zu greifen und ein „Elefantenwettrennen" zwischen seinen Dampfpflügen zu veranstalten. Diese Darstellungen sind geradezu klassisch. Dann treffen wir ihn in Rußland auf dem Gut eines Engländers thätig, und zuletzt lernen wir seinen Aufenthalt in England kennen. Hier ist namentlich zu erwähnen die Beschreibung des Baus der gewaltigen Ennobrücke nach Briefen zweier Freunde. Auch hier zeigt sich wieder Eyths Kunst klarer und anschaulicher Darstellung in schönster Weise. Schließlich soll auch nicht vergessen sein, daß dem Werke einzelne Gedichte eingefügt sind. Eyth hat sich als Dichter längst einen Namen gemacht. seine „Gedichte" haben schon mehrere Auflagen erlebt. Wir wünschen auch seinem neuesten Werk denselben Erfolg. E. M.

Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin". Von Malwida v. Meysenbug. Mit einem Lichtdruck der Verfasserin nach dem Original von Lenbach. Berlin und Leipzig, 1898. Schuster & Löffler.

Die Verfasserin hat durch ihre „Memoiren" 1876 zuerst ein gewisses Aufsehen erregt. Auch ihr neues Buch begegnet überall freundlicher Aufnahme; es ist von hohem sittlichem, aber durchaus nicht religiösem Idealismus getragen. In einfacher schlichter Sprache erzählt Fräulein v. Meysenbug ihre weiteren Erlebnisse. Diese sind sehr interessant durch die vielen Beziehungen zu geistig hervorragenden Menschen. Seit 1870 lebt die Verfasserin in Rom, nachdem sie vorher in Bayreuth sich aufgehalten hatte, wo sie viel mit Richard Wagner verkehrte. Rom ist ihr nun eine zweite Heimat geworden (geboren ist sie in Kassel, wo ihr Vater Minister war). Ihr Haus in Rom ist der Sammelplatz alter und neuer Freunde. Unter diesen Freunden aus früherer und späterer Zeit nennen wir: Garibaldi, Liszt, Fürstin Wittgenstein, Minghelli, Bonghi, Gregorovius, P. Heyse, K. Hillebrandt, L. Schücking, Friedrich Nietzsche.

Zu erwähnen sind noch die Abschnitte „Gedachtes" ꝛc., in denen die Erzählung unterbrochen wird, und allerlei ideale Ge-

Digitized by Google

danken in Prosa und Poesie niedergelegt sind. Das Buch ist ein für alle Freunde der Verfasserin sehr willkommener Nachtrag zu ihren Memoiren. Mr.

Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. Von M. v. Brandt. Stuttgart, Strecker & Moser. 1898.

Dies Büchlein des bekannten Staatsmannes und Schriftstellers führt uns in das innerste Reich der chinesischen Kultur: in die Philosophie Altchinas. Die drei großen Weisen: Confucius, Mencius und Lao-tsze verdienen es wohl, daß auch das gebildete Publikum Europas die grundlegenden Prinzipien ihrer Systeme kennen lernt. Besonders ihre moralphilosophischen Lehren dürfen mit gutem Recht auf einen Platz in der allgemeinen Geschichte der Philosophie Anspruch machen. Der Verfasser verzichtet auf eine eingehende wissenschaftliche Erörterung der von den chinesischen Philosophen bearbeiteten Probleme; sein Buch beabsichtigt in gemeinverständlicher Fassung die charakteristischen Erscheinungen der Philosophie im Reiche der Mitte und ihre Einwirkung auf die Entwicklung der chinesischen Staatsform zu beschreiben. Dies ist ihm um so besser gelungen, als die Darstellung überall knapp, prägnant und oft geradezu spannend ist. Daß das Werk endlich in hohem Maße zeitgemäß ist, bedarf kaum der Erwähnung. Es verdient warme Empfehlung. Br.

Ausgewählte Schriften vornehmlich historischen Inhalts. Von Alfred Dove. Leipzig, Duncker & Humblot, 1898.

Von den Naturwissenschaften ausgegangen, Musikkenner, Leopold v. Rankes intimster und selbständigster Jünger, nacheinander Herausgeber der Wochenschrift „Im neuen Reich", Professor der Geschichte zu Breslau und Bonn, Herausgeber der Beilage zur Münchener „Allgemeinen Zeitung" und wieder Professor zu Freiburg i. B. — diese äußerlichen Thatsachen aus dem Lebensgang des Verfassers spiegeln sich in der vorliegenden Auswahl kleinerer Arbeiten wider. Auch wer nichts von seinen sonstigen Leistungen wüßte, würde daraus den Eindruck einer Persönlichkeit gewinnen, die in unserm Zeitalter peinlicher Arbeitsteilung und ängstlicher Zunftgerechtigkeit eine wahrhaft erfrischende und erhebende Ausnahme bildet. Freilich ist es nur der tiefquellenden Lebensfülle gestattet, den Kreis ihrer Bethätigung so weit auszuspannen, daß darin eine Mehrzahl tüchtiger Berufsmenschen vom Mittelschlage in behaglicher Beschränkung sich ausleben könnte. Das vorliegende Buch gliedert sich in vier Abteilungen: Reden und Vorträge historischen Inhalts, Aufsätze und Veröffentlichungen zur Kenntnis Rankes, geschichtliche Aufsätze und Artikel, verschiedene litterarische Beiträge; im ganzen 52 Stücke. Eine Aufzählung im einzelnen verbietet sich von selbst. Der Verfasser giebt sich also, was ja schon der Titel besagt, vorwiegend als Historiker, aber selbstverständlich können auch die streng fachmännischen Arbeiten den Vorsprung der naturwissenschaftlichen Schulung und der Dichtergabe schöpferischer Anschauung nicht verleugnen. Geschichte ist Wiedererweckung dahingegangenen Lebens, und dabei ist die historische Methode, wenn auch unerläßlich, doch nicht allein genügend. Wie in Dove Historiker und Dichter sich verhalten und bedingen, dazu können die hier abgedruckten „Erinnerungen eines Bettelmönchs" als eine Zwischenstufe von der quellenkritischen Behandlung des Franziskaners Salimbene zum Roman Caracosa Anhaltspunkte für litterarische Technik nach beiden Seiten hin ergeben. Die Feinheiten des Buches einigermaßen auszukosten, wird ja in diesem Falle wie sonst nur dem aufmerksamen Leser beschieden sein; man genießt auch den Kaviar nicht löffelweise. Dies viel mißbrauchte Wort für litterarische Kabinettstücke gilt hier ganz besonders für die vierte Abteilung, bei der man nur zu bedauern hat, daß der Verfasser zu sparsam im Wiederabdruck der Beiträge verfahren ist, die er seinerzeit in der Zeitschrift „Im neuen Reich" und dann in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hat. Die Gottesgabe des echten Humors ist so selten, daß der Leser die Gelegenheiten, wo er ihm begegnet ist, am wenigsten vergißt, aber die Erinnerung an die Einzelheiten verblaßt doch, und es ist nicht jedermanns Sache, alte Jahrgänge von Zeitungen nachzuschlagen. Desto freudiger begrüßt der dankbare Leser hier, was ihm einst behagliche Stunden bereitet hat, die schalkhafte Abfuhr des „Spiritismus in Leipzig", die köstliche Satire „Das Grab Schwerdtleins", die geistsprühende Abwägung ob Brockhaus oder Meyer und so weiter. In der Vorrede sagt Dove von diesen Arbeiten, seine journalistische Vergangenheit habe ihm von jeher die Versuchung nahegebracht, auch über andre als historische Dinge gelegentlich das Wort zu ergreifen. Hoffentlich fehlt es ihm aber auch in der Gegenwart und in der Zukunft nicht an solchen Versuchungen, seine journalistische Meisterschaft auf dem weiten Gebiet nichthistorischer Dinge auszuüben. —ß

Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Von Michael Bernays 3. Band. Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte. Leipzig 1899, Göschen. XIV und 354 Seiten.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß zu den zwei Bänden von Bernays Schriften noch zwei neue hinzukommen sollen. Der

Digitized by Google

vorliegende dritte Band, mit einem Porträt Bernays' von Lenbach geschmückt, ist von G. Witkowski herausgegeben und durch eine längere Vorrede eingeleitet. Er enthält vier Aufsätze zu Shakespeare, die allein mehr als die Hälfte des Buchs einnehmen. Sodann folgen sieben Aufsätze zur klassischen Zeit der deutschen Litteratur, hauptsächlich über Lessing, Goethe und Schiller. Schließlich sind noch vier Charakteristiken (Löbell, Welcker, Uhland, Scheffel) angereiht. Sämtliche Arbeiten waren bereits gedruckt, meist in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung", „Im neuen Reich" und in der „Kölnischen Zeitung". Was wir über die beiden ersten Bände rühmen konnten (vergl. Februar- und April-Heft der „Deutschen Revue" vom Jahr 1898), gilt auch von diesem dritten Band. Es ist verdienstvoll, daß die zerstreuten Arbeiten des großen Litterarhistorikers gesammelt wurden und so leichter zugänglich sind. Nur eines vermißt man in allen drei Bänden: eine kurze Biographie des berühmten Gelehrten. Möchte im vierten Band diesem Mangel abgeholfen werden! E. M.

Lebenszweck und Lebensauffassung. Von Otto Stock. Greifswald, Julius Abel, 1897.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist ein Gegner der modernen Sozialethik, jener sozialistischen Anschauung, die dem Wohl der Gesellschaft das heißt im Grunde der größeren Zahl ohne weiteres berechtigte Ansprüche gegenüber dem Wohl des Einzelnen zugesteht. Natürlich will auch er jene Ansprüche nicht rundweg ablehnen — antisozialistisch ist nicht antisozial —, nur bedürfen sie für ihn der Begründung, vielleicht auch der Beschränkung, jedenfalls der Kritik. Kritik ist hier im Sinne einer philosophischen Methode zu verstehen. Nun führt die Kritik unsrer Erkenntnisthätigkeit auf das Bewußtsein als auf die Quelle aller Gesetzlichkeit des Weltzusammenhangs. Demgemäß kann das selbstherrliche, zur sittlichen Freiheit bestimmte Individuum Gesetze für sein Handeln erst recht nur seinem eignen Bewußtsein entnehmen. Bei Stocks Fassung des ethischen Grundproblems ergiebt sich ein genauer Parallelismus beider Gebiete: dort handelt es sich darum, die Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit von Erkenntnisurteilen, hier diejenige sittlicher Werturteile zu begreifen. Beides ist nur möglich aus dem Wesen des Bewußtseins heraus, letzteres nur durch den Nachweis eines mit dem Bewußtsein notwendig gesetzten Wertes oder Zweckes. Der Verfasser glaubt einen solchen aus der notwendigen Bejahung des Lebens heraus erkennen zu können: auf ihr ruht, was letzten Endes unser Leben zu einem menschlichen macht, die fortschreitende Entwicklung des Bewußtseins, das heißt Erkenntnis. Er bemüht sich um den Nachweis, daß nach diesem Maßstab allein auch der Wert der Menschengemeinschaft sich bemißt, die ohne jenen Zweck sittlich indifferent ist, ja, daß bloß hiernach der Fortschritt der Menschheit in ihrer Kultur gewertet wird. — Indem Stock dem Sozialismus entgegentritt, verfällt er doch keineswegs in Individualismus. Wenngleich er zugiebt, daß der Einzelne in der sittlichen Beurteilung aktiv und passiv zu Wort kommt, glaubt er doch aller berechtigten Besonderheit der individuellen Lebensauffassung gegenüber in dem am Bewußtsein jedes Einzelnen notwendig haftenden Lebenszweck einen objektiven Maßstab für das sittliche Urteil, ein objektiv verbindliches Sittengesetz gefunden zu haben.
M. D.

Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Von Dr. Alfred Lehmann, Direktor des psychophysischen Laboratoriums an der Universität Kopenhagen. Deutsche autorisierte Ausgabe von Dr. Petersen. Stuttgart 1898, Verlag von Ferdinand Enke.

Das Werk enthält zunächst eine Geschichte des Aberglaubens und der Zauberei in drei Abschnitten und in einem vierten Abschnitt, dessen Umfang fast dem der drei ersten zusammen gleich kommt, den Versuch, die in jenen dargestellten Phänomene naturwissenschaftlich und psychologisch zu erklären. Der geschichtliche Teil bezieht sich nur auf dasjenige, was für das Geistesleben der europäischen, insbesondere der germanischen Völker von besonderer Bedeutung ist und gewesen ist und bringt auch dieses nur in großen Zügen, aber überall unter richtiger Hervorhebung des Wissenswertesten und Notwendigsten, unter Weglassung alles Entbehrlichen, und mit der Detaillierung, die zum Verständnis des Gegebenen notwendig ist. Es ist ein ungeheurer Stoff, der hier, wie es scheint, zum ersten Male nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgearbeitet ist, und die Klarheit und Sicherheit, mit der dies geschehen ist, ist dem Verfasser so sehr zum Verdienst anzurechnen, daß es nicht darauf ankommt, ob hier oder da eine Vorarbeit, deren Benutzung angezeigt war, übersehen oder absichtlich weggelassen ist. Ein Streben nach absoluter Vollständigkeit würde der Klarheit leicht geschadet haben.

Der dritte der drei geschichtlichen Abschnitte ist dem modernen Spiritismus gewidmet. Die besondere Liebe, mit der er bearbeitet ist, verrät uns, was dem ganzen Werke zum Anlaß gedient hat, auch ohne die Bestätigung in der Vorrede.

Wenn es mir gestattet wird, auf eine Einzelheit aufmerksam zu machen, so will ich darauf hinweisen, daß hier wohl zum ersten Male ausgesprochen ist, weshalb der

Digitized by Google

bekannte Taschenspieler Georg Sabellicus, das Urbild der Faustsage, sich die Bezeichnung „Faust der jüngere“ beigelegt hat. Es geschah zur Unterscheidung von dem Buchdrucker Johann Faust, den sein Handwerk in den Augen des Volkes zum Schwarzkünstler und Gesellen des Teufels machte (S. 205). Dies ist richtig, aber vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, hinzuzufügen, wodurch dieser Verdacht entstanden ist, und weshalb er sich gerade gegen Faust und nicht gegen Gutenberg gerichtet hat.

Der vierte Abschnitt, der gewissermaßen den dogmatischen Teil darstellt, beruht auf umfassenden großartigen Studien und Untersuchungen und ist eine wahre Fundgrube des Wissens. Die Ausführungen über die Beobachtungsfehler haben eine Bedeutung, die weit über den Zweck des gegenwärtigen Buches hinausgeht und enthalten den Keim einer gerichtlichen Psychologie. Ein Ausbau dieser Lehre würde für unsre Gerichte von Wert sein. Sie könnte der vielfach tappenden und unsicheren „freien richterlichen Beweiswürdigung“ eine Richtschnur bieten. Die Erklärung der Erscheinungen erstreckt sich auf alles, mit Ausnahme der sogenannten telepathischen Hallucinationen (vergl. in der „Deutschen Revue“ die Aufsätze von Flammarion und Büchner, Januar und Mai 1890). Der Uebersetzer ist daran zu erinnern, daß das Wort Forfatter in allen Fällen, in denen nicht der Genitiv eines Büchertitels hinzuzudenken ist, nicht mit „Verfasser“, sondern mit „Schriftsteller“ zu übersetzen ist. Dies ist die einzige Erinnerung, die dem Uebersetzer zu machen ist. Gegenüber vielen Rügen über schlechte Uebersetzungen, die an dieser Stelle zu machen gewesen sind, ist es eine wirkliche Freude, dies aussprechen zu können.

K. F.

Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. Zwei Bände. Stuttgart 1898. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Die Hauptmasse der Handschriften, nach denen vorliegende Ausgabe erfolgte, befindet sich im Besitz des Schwäbischen Schillervereins. Ein andrer wertvoller Teil konnte aus Hollands Nachlaß, im Besitz von Hauptmann Spindler und der Tübinger Universitätsbibliothek, benutzt werden. Schließlich hat Ref noch zu guter Letzt, mit Zustimmung Theobald Kerners, das J. Kernersche Sonntagsblatt zu seiner großen Freude beisteuern können. Der erste Band enthält die Gedichte in der Reihenfolge, wie sie Uhland „letztwillig der Mit- und Nachwelt beschert hat“. Daran sind angeschlossen die von Uhland wieder ausgeschiedenen Bestandteile, und die beiseite gelassenen Stücke von 1810—1861. Die große Menge der Gedichte aus der Knaben- und Jünglingszeit, die bisher außer den von Professor Nägele veröffentlichten, meist unbekannt waren, bilden den Anhang des zweiten Bandes. Dagegen sind die dramatischen Dichtungen Schildeis (mit Ausnahme eines Gedichtes daraus), Ständchen und Konradin, die sonst den Gedichten beigefügt sind, ausgeschieden, da sie einer neuen auf das noch unerschöpfte handschriftliche Material zu gründenden Ausgabe der Dramen vorzubehalten seien. Der zweite Band enthält außer den Jugendgedichten den kritischen Apparat, der der Weimarschen Goethe-Ausgabe im wesentlichen nachgebildet ist. Die Lesarten erscheinen in ihrer zeitlichen Folge. Zu jedem einzelnen Gedicht ist, soweit möglich, die Entstehungszeit angegeben, desgleichen die Quelle. Dazu kommen Stellen, in denen die Gedichte erstmals erwähnt sind, besonders aus Uhlands „Tagbuch“ und häufig aus Justinus Kerners „Briefwechsel mit seinen Freunden“. Nicht beabsichtigt dagegen war eine eigentliche Erklärung, ein Kommentar zu den Gedichten. Die Herausgeber fordern dazu Professor Nägele auf. Hier sei eine einzelne Bemerkung beigefügt. Seite 336 (zweiter Band) ist das „Lied eines Hochwächters“ als nicht Uhlandisch, sondern als Kernerisch erwiesen worden. In der That ist das Lied von Kerner. Es steht als erstes in den von J. Kerner unter dem Namen G. Waldthal handschriftlich überlieferten Gedichten. Dort hat das Gedicht zwei Strophen weiter. Mit dieser neuen, vollständigen Uhlandausgabe ist die dritte der drei großen Publikationen aus Schwaben, die eine Zierde der deutschen Litteratur bilden, erfolgt. Zuerst erschien der so bedeutsame „Briefwechsel“ J. Kerners, 1897, dann die beiden Uhlandwerke; Uhlands Tagebuch 1897 und 1898 die Gedichte. Jetzt haben wir also den ganzen Lyriker Uhland, und wir sind dafür den beiden Herausgebern zu herzlichem Danke verpflichtet. Möge ihre große Mühe nicht unbelohnt bleiben!

E. M.

Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Von Dr. Felix Krueger. 95 Seiten. Leipzig 1898. B. G. Teubner.

Wie die neuere Erkenntnistheorie seit längerer Zeit begonnen hat, sich wieder auf Kant zu besinnen, so wird nach der Ansicht des Verfassers auch die Moralphilosophie auf ihn zurückgehen müssen. Mit Kant lehnt er allen Eudämonismus ab, gegen Kant betont er die Notwendigkeit, die Ethik auf aposteriorischem Wege psychologisch zu begründen. Der Begriff des kategorischen Imperativs genügt nach seiner Meinung nicht für die Grundlegung der Moralphilosophie. An seine Stelle setzt er den des absolut Wertvollen, worunter er die psychische Fähigkeit des Wertens über-

Digitized by Google

haupt versteht, die sich in allen denkbaren Wertungen bethätigt. Wertungen sind nach ihm konstante Zusammenhänge zwischen dem Begehren und einem bestimmten psychischen Thatbestand. Da hier ein näheres Eingehen auf das interessante Problem ausgeschlossen ist, so kann dieser kurzen Skizzierung der Grundgedanken des Buches auch nur die Andeutung einer Beurteilung folgen. Man vermißt in dem Werke unter anderm eine genauere Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Begehren, das nur auf Lust und Unlust beruht, und dem „Werten", das nicht auf Lust und Unlust beruhen, wohl aber von „Strebungen", das heißt dem Begehren ausgehen soll. Vielleicht ergiebt sich dieser Mangel nicht aus etwaiger unklarer Darstellung des vom Verfasser gefundenen Resultats, sondern aus der Unmöglichkeit, das Rätsel der Moral auf dem von ihm beschrittenen Wege einer rein formalen Ethik zu lösen. Im übrigen ist zu betonen, daß der wissenschaftliche Ernst des Buches, verbunden mit gewandter Vortragsweise, das Werk als höchst achtungswerte Leistung anzuerkennen gebietet, an der die moderne Philosophie nicht vorübergehen darf. Br.

Beichte. Novellen von Adele Gerhard. Berlin 1899. Rosenbaum & Hart. 125 S.

Vier Novellen, die in gleichmäßigem Vorwurf, gleichmäßiger Einkleidung, gleichmäßiger innerer Armut weder durch Handlung noch durch Sprache zu interessieren wissen. Verhältnismäßig am besten gelungen ist die dritte Erzählung; hier verzichtet die Verfasserin auf die allzu bequeme Form der Ichnovelle, unter deren Schutz sie den Mangel ihrer künstlerischen Gestaltungskraft zu verbergen liebt. An dem heikeln Problem, dem Konflikt, wie ihn die Gebundenheit durch die Ehe mit sich bringen kann, haben sich berufenere Kräfte mit weit mehr Ernst und Kunst versucht. — ck.

Deutsches Reichsbuch. Politisch-wirtschaftlicher Almanach. Von Dr. Arthur Berthold. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1899.

Für Politiker, Juristen, Schriftsteller ꝛc. ist der vorliegende Almanach wertvoll und praktisch. Derselbe behandelt die Institutionen des Reichs, sowie die wichtigsten wirtschaftlichen und politischen Fragen der Gegenwart in kürzester Uebersicht und enthält kleine biographische Skizzen hervorragender Staatsmänner, Abgeordneten und so weiter. Als Nachschlagebuch wird dieser neue Almanach weiteren Kreisen willkommen sein.

Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psycho-physiologischen Einleitung in die Pädagogik. Dargestellt von Lic. theol. Rudolf Schäfer. Berlin, Reuther & Reichard, 1898.

Die Frage nach dem Zustande des Kindes, den der Erzieher beim Beginn seines Erziehungswerkes vorfindet, macht Thatsachen und Theorien der Vererbung zu Problemen, die auch für die Pädagogik ungemein wichtig sind. Unter diesem Gesichtspunkt hat der Verfasser zusammengestellt, was wir heute wissen und glauben über die erbliche Veränderung, über den Anteil von Mann und Weib bei der Zeugung, über die Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten, über Degeneresceńz und Abschwächung der erblichen Anlage. Die Schrift enthält daher wenig Eigenes und nur selten (wie zum Beispiel gegenüber Häckels Vererbungsgesetzen) kritische Bemerkungen; aber sie giebt in der Kürze das, was der wissenschaftlich geschulte Erzieher von dem Gegenstand wissen muß und bisher nur aus vielen umfangreichen Werken sich zusammensuchen konnte. Das Büchlein ist daher nützlich und empfehlenswert; es könnte in einer möglichen zweiten Auflage dadurch erheblich gewinnen, daß der Verfasser das Hypothetische der meisten Lehren noch schärfer betonte, als er es bisher gethan hat. M. D.

Entartete Mütter. Eine psychisch-juridische Abhandlung. Von Lino Ferriani. Deutsch von A. Ruhemann. Berlin, Siegfried Cronbach, 1897.

Mitteilungen und Schlußfolgerungen des Buches beruhen auf den Erfahrungen aus 232 Prozessen, die der Verfasser als Staatsanwalt in Como durchgefochten hat. Das Material ist verständig eingeteilt und in die Bestimmungen des italienischen Strafrechts eingefügt; in diesen Partien des Werkes hätte übrigens der Uebersetzer, der sonst seine Sache ganz gut gemacht hat, einige Striche vornehmen können. Am lehrreichsten sind die Kapitel über die gesellschaftliche Lage der Beschuldigten, über das Alter der Angeklagten und der Gemißhandelten, und die den Schluß bildenden Vorschläge zur Abänderung der Strafgesetze. Die Darstellung ist so wie man sie öfter in kriminalanthropologischen Werken französischer und italienischer Sprache findet: volkstümlich, dichterisch gefärbt, der Beeinflussung des Lesers und praktischen Erfolgen zustrebend, also nicht im strengen Sinne des Wortes wissenschaftlich. M. D.

Walt Whitman. Lyrik des Chat noir. Paul Verlaine. Von Johannes Schlaf. Leipzig 1897. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Die Erscheinungen der amerikanischen und französischen Litteratur, die Schlaf in diesen Essays behandelt, sind bisher in Deutschland weniger bekannt geworden, als sie es verdienen. Besonders dankenswert ist der Ver-

Digitized by Google

such des Verfassers, den Amerikaner Whitman, dessen mystisch-pantheistische Dichtungen trotz mancher bizarren Wendungen eine große künstlerische Kraft offenbaren, dem Verständnis der Deutschen näher zu bringen. Interessant ist die Parallele mit dem Franzosen Verlaine, dem müden, träumerischen Dichter der Dekadence, dessen formvollendete Werke voll eigenartiger Anmut schon deshalb für uns bemerkenswert sind, weil sie einen nicht unmerklichen Einfluß auf die moderne deutsche Litteratur ausgeübt haben. Die Lyrik des Chat noir umfaßt die Dichtungen einer Pariser Künstlervereinigung, deren hervorragendste Vertreter Aristide Bruant und Xanrof sind. Ihre Form ist das Couplet, ihr Charakter das bewußte Streben, das Leben des niedrigsten Volkes litteraturfähig zu machen. So viel Formgewandtheit in ihren Versen steckt, so dürfte es doch schwer fallen, ihnen außer litterarischem Interesse auch Kunstgenuß abzugewinnen. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Andler, Charles, Le Prince de Bismarck. Paris, Georges Bellais. Frcs. 3.50.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 5. Bändchen: Luft, Wasser, Licht und Wärme. 8 Vorträge von Prof. Dr. R. Blochmann. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.15.

Bernhard, Marie, Im Strom der Zeit. Roman in zwei Bänden. E. Piersons Verlag. M. 8.—

Bruns, Max, Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. Berlin, Schuster & Löffler.

Bulletin de la Société neuchâteloise de Géographie. Tome XI, 1899. Neuchâtel, Paul Attinger.

Chamberlain, Houston Stewart, Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts. Erste Lieferung. (Vollständig in drei Lieferungen à M. 6.—). München, Verlags-Anstalt F. Bruckmann.

Conrad, Michael Georg, Salve Regina. Lyrischer Cyklus. Berlin, Schuster & Löffler.

Davids, T. W. Rhys, Der Buddhismus. Nach der 17. Auflage aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Dr. Arth. Pfungst. Leipzig, Ph. Reclam jun. (Nr. 3941, 3942 der Universalbibliothek). 40 Pf.

Dekorative Kunst. Zeitschrift für angewandte Kunst. II. Jahrgang. Heft 4 bis 8. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. Monatlich 1 Heft. M. 3.75 pro Quartal.

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. IV. Jahrgang. 1899. Nr. 7—9. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Die Rheinlande von Mainz bis Koblenz. Mit 150 Illustrationen. Herausgegeben von Dr. M. Schwann. Lieferung 1. (Vollständig in circa 12 Lieferungen à M. 1.50). Leipzig und Zürich, Th. Schröter.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha v. Suttner. VIII. Jahrgang, März 1899, Nr. 3. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.50 vierteljährlich.

Dodd, Frauen. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Dokumente der Frauen. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Auguste Fickert, Marie Lang und Rosa Mayreder. 1899. Heft 1—4. Wien. Jährlich M. 5.20.

Ewart, Felicie, Goethes Vater. Eine Studie. Hamburg, Leopold Voß. M. 2.—

Franke, Dr. Karl, Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Wirken in gemeinfaßlicher Weise dargestellt. Dresden, Karl Reißner.

Genschen, Otto Franz, Unter dem Zollernaar. Dichtungen. Berlin, Alex. Duncker. M. 3.—

Hansjakob, Heinrich, Erzbauern. Erzählungen. Mit Illustrationen von Hugo Engel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 5.—

Hartmann, Sadakichi, Schopenhauer in the air. Seven stories. New York.

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. I. Band. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—). Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hepeß, Ludwig, Wiener Totentanz. Gelegentliches über verstorbene Künstler und ihresgleichen. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.60.

Hoffa, Prof. Dr. Albert, Der menschliche Fuss und seine Bekleidung. Mit 18 Abbildungen. Würzburg, Stahelsche Verlags-Anstalt. M. 1.—

Jensen, Wilhelm, Die Sehnsucht. Drei Novellen. Dresden, Karl Reißner.

Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. IV. Jahrgang. 1899. Nr. 16 bis 20. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Kablerske, Dr., Das Breslauer Hallenschwimmbad. Seine Entstehungsgeschichte und Einrichtungen, nebst Abbildungen über die gesundheitliche Bedeutung von Baden, Schwimmen und Schwitzbädern. Breslau, W. G. Korn.

Kleist, Heinrich v., Prinz Friedrich von Homburg. Kritische Ausgabe nach der Handschrift mit Erläuterungen von Prof. Dr. Eugen Wolff. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.20.

Knott, Hermann, Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Ein historisch-politischer Rückblick. Braunschweig, Rich. Sattler. 60 Pf.

Digitized by Google

Lein, Johannette, Gedichte. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Lendrodt, Willy, Aus Nächten. Gedichte und Sinnsprüche. München, Aug. Schupp.

Lichtenberger, Henri, Die Philosophie Friedrich Nietzsches. Eingeleitet und übersetzt von Elisabeth Förster-Nietzsche. Dresden, Karl Reißner.

Loliée, Frédéric, Tableau de l'Histoire littéraire du Monde. Paris, Schleicher frères. Frc. 1.—

Lollis, Cesare de, Gerardo Hauptmann e l'opera sua letteraria. Firenze, Successori le Monnier. Lire 2.—

Meisterwerke der Baukunst und des Kunstgewerbes. Herausgegeben von H. Joly. Mit Bildnissen und Lebensbeschreibungen ihrer Schöpfer. Heft 1. Italien I. Leipzig, K. F. Köhler. Monatlich 1 Heft à M. 2.—

Meyers Hand-Atlas. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage mit 112 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register. Lieferung 1. (Vollständig in 38 Lieferungen à 30 Pf.) Leipzig, Bibliographisches Institut.

Meyers Reisebücher. Norwegen, Schweden und Dänemark. Von Prof. Dr. Th. Nielsen. Siebente Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 6.—

Muenscherus, V. Prof. Dr., An pax perpetua sit speranda? Oratio academica. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 50 Pf.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. II. Teil (Deutsch-Englisch.) Lieferung 11. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Nagel, Siegfried Robert, Drollige Geschichten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.70.

Paulus, Eduard, Tielmann Riemenschneider um 1460—1531. Ein Künstlerleben in zwölf Gesängen. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 1.—

Poschinger, Heinrich v., Bismarck-Portefeuille. Vierter Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Revue de Paris, La. 6e Année. N. 7—9: 1er Avril, 15 Avril et 1er Mai 1899. Paris, Calmann Lévy. à Frs. 2.50.

Revue illustrée „La Chine nouvelle". 1er Année, N. 1. Paris, Francis Laur. Frs. 36.— par an.

Rigutini, Giuseppe, und Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 15. Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. M. 1. —

Rilke, Rainer Maria, Zwei Prager Geschichten. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 1.80.

Rocca, General Enrico della, Lebenserinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und bearbeitet von L. v. Bodenhausen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 6.—

Roeber, Friedrich, Appius Claudius. Tragödie. Dritte umgearbeitete Auflage. Leipzig, Jul. Baedeker. 75 Pf.

Roeber, Friedrich, Die Gräfin von Toulouse. Drama in fünf Akten. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Jul. Baedeker. 75 Pf.

Rosen, Franz, Geheimnisse. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—

Saar, Ferdinand v., Nachklänge. Neue Gedichte und Novellen. Heidelberg, Georg Weiß. M. 3.60.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Heft 313: Erziehungsaufgaben in unserer Zeit. Von Dr. Albert Wittstock. 314: Der veränderndeEinfluß des Menschen auf die Pflanzenwelt Norddeutschlands. Von Dr. F. Höck. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). à 75 Pf.

Schefer, Christian, Bernadotte roi (1810—1818—1844). Paris, Félix Alcan. Frcs. 5.—

Scherpf, Peter, Der Einjährig-Freiwillige ohne Sprachkenntnisse. Ein Wegweiser. Nürnberg, Selbstverlag des Verfassers. M. 1.—

Sierks, H., Klaus Groth, sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 4.—

Siragusa, Francesco Paolo Camillo, Discorsi su la natura e sul governo dei popoli. Palermo, Stabilimento tipografico Virzì.

Sobnosky, Theodor v., Shocking! Keine Geschichten für die Familie. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Troeltsch, Prof. Walter, Ueber die neuesten Veränderungen im deutschen Wirtschaftsleben. Vortragscyklus. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 2.—

Billinger, Hermine, Die Thalkönigin. Eine Geschichte. Mit Illustrationen von C. Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.40.

Weisengrün, Dr. Paul, Das Ende des Marxismus. Leipzig, Otto Wigand. M. 1.50.

Weitbrecht, Karl, Schiller in seinen Dramen. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. M. 3.60.

Wette, Hermann, Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen. Köln, Alb. Ahn. M. 1.—

Wette, Hermann, Fridolin, der Bettlerkönig. Maienmär. Köln, Hübschner & Teufel.

Zehnder, Dr. Ludwig, Die Entstehung des Lebens aus mechanischen Grundlagen entwickelt. I. Teil: Moneren, Zellen, Protisten. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. M. 6.—

Zimmermann, Dr. Alfred, Die europäischen Kolonien. Dritter Band. Die Kolonialpolitik Großbritanniens. Zweiter Teil: Vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 9.—

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Herausgegeben und redigiert von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Jahrgang 1898. Band 113. Heft 2. Dezember. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. Pro Band (2 Hefte) M. 6.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. — **B. Herder, Wien I,** Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1898—1899.

Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik, Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. **Vierzehnter Jahrgang.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von **Dr. Max Wildermann.** Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (XIV und 550 S.) *M.* 6.—; geb. in Leinwand *M.* 7.—

Das **neueste Werk** aus der Feder **M. von Brandt's** ist:

Die chinesische Philosophie und der Staatsconfucianismus.

Oktav. Geh. M. 2.—, fein geb. M. 2.80.

Der langjährige Gesandte und Vertreter des Deutschen Reiches in Peking, anerkannt einer der hervorragendsten Kenner chinesischer Verhältnisse, entwirft in dieser seiner jüngsten Schrift eine überaus interessante Schilderung altchinesischer Philosophie u. deren mittelbaren Einwirkung auf die Entwickelung der chinesischen Staatsform.

Verlag von Strecker & Moser in Stuttgart.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: **Georg-Viktor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** und **Steinleiden, Magen- u. Darmkatarrhen,** sowie Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1898 974.200 Flaschen. Aus seiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches, **zum Teil unlösliches** Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad und Wohnungen im **Badeetablissement** und **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Actien-Gesellschaft.

Le Monde Moderne

5, Rue Saint-Benoît — PARIS

est la REVUE FRANÇAISE

La plus Complète et la plus Illustrée

Pour l'apprécier

demander par carte postale un spécimen complet

qui sera envoyé **GRATUITEMENT**

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für **Nerven-** und **Morphium-** und dergl. **Kranke**

Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

Baden-Baden

Nähe im Prosp.

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. und verb. Auflage.

Dirig. Arzt: **Dr. Emmerich.** 2 Aerzte.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

[illegible] bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen** erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von [illegible]n. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis [illegible] in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. in Bonbo[illegible]

Digitized by Google

SUCHARD'S
reine
Alpenmilch-
Chocolade

Drei hervorragende
Nahrungsmittel

wie Cacao, Zucker und Milch

sind die ausschliesslichen Bestandteile von Suchards Alpenmilch-Chocolade. Cacao, eine der nahrkräftigsten Früchte der Tropen und der gesamten Pflanzenwelt, Zucker, der bewährte Muskelerzeuger und Kraftspender und reine nicht abgerahmte Milch aus den ersten Sennereien der Schweizeralpen, gehen zusammen eine der lieblichsten Verbindungen ein und ergeben ein Produkt, dessen grosser Nährwert, dessen hygieinische Eigenschaften und vielseitige Vorzüge auch nur annähernd von keinem andern Nahrungsmittel erreicht werden können. Suchards Milchchocolade eignet sich besonders zum Rohessen; sie wird sich indes nicht nur Touristen, Reisenden und Radfahrern, sondern allen Freunden und Freundinnen eines ausgezeichneten Frühstückes oder Desserts beliebt und unentbehrlich machen.

= Ueberall käuflich =

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Ver

Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung vo

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 624 752